DAS AUSLAND: EINE WOCHENSCHRIFT FÜR KUNDE DES GEISTIGEN UND SITTLICHEN LEBENS DER VÖLKER

Digitized by Google

M. VI. 1/4

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971
AP30
A58
v. 3
no. 91-181
1830
Apr.-June

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 91. 1 April 1830.

Ueber die Juden in China und ihre heiligen Bücher.

(Fortſetzung.)

Nur in der Hauptſtadt der Provinz Honan befindet ſich eine Synagoge oder eine Li-paiſon, wie ſie dieſelbe nennen. Keinen Altar, nur den Stuhl Moſis mit einer Rauchpfanne, einen langen Tiſch und große Leuchter mit Talglichtern fand ich daſelbſt aufgeſtellt. Das Gebäude ſelbſt hat viele Aehnlichkeit mit unſern europäiſchen Kirchen. Es theilt ſich in drei Schiffe. In dem mittlern befindet ſich der Tiſch mit dem Rauchwerk, der Stuhl Moſis und der Van-ſui-pai oder das Schild des Kaiſers, nebſt den Bundesladen, in welchen die dreizehn Exemplare des Pentateuchs aufgeſtellt ſind. Dieſe Bundesladen ſind eine Art von Käſten. Das Schiff in der Mitte bildet gleichſam den Chor des Gotteshauſes. Die beiden übrigen ſind für das Gebet beſtimmt. Man kann im Innern rings um die Synagoge gehen.

Da jetzt wie früher Baccalaurien (dieſen Ausdruck braucht Gozani) und Kien-ſens, die einen Grad tiefer als jene ſtehen, da befinden, ſo nahm ich mir die Freiheit, an ſie die Frage zu richten, ob auch Confucius von ihnen verehrt würde. Alle und ſelbſt ihr Vorſteher antworteten mir, daß ſie ihn auf dieſelbe Weiſe verehrten, wie die Gelehrten China's und daß ſie feier- [illegible]räuche in dem Saale ihrer denkwürdigen Männer ver- [illegible] Sie fügten noch die Bemerkung hinzu, daß ſie im Frühling und im Herbſte ihren Vorfahren eben die Ehre erwieſen, wie Dieß von den Chineſen zu geſchehen pflege, in dem Saale nahe bei der Synagoge. Zwar legten ſie ihnen Nichts vom Schweine, aber doch von andern Thieren vor; bei gewöhnlichen Feierlichkeiten brächten ſie bloß porzellanene Gefäße mit Backwerk und anderen Speiſen, ſo wie mit Wohlgerüchen in tiefer Ehrfurcht vor ſie. Ich fragte ferner, ob ſie in ihren Wohnungen oder in den Todtenhäuſern Gemälde zu Ehren ihrer Vorfahren hätten. „Wir haben," antworteten ſie mir, „weder Gemälde, noch ſonſtige Bilder, ſondern bloß Rauchpfannen." Dieſes erleidet jedoch eine Ausnahme bei ihren Mandarinen, für welche man in dem Thutam oder dem Saal der Vorfahren ein Gemälde aufſtellt, mit Angabe des Namens und des Grades ihres Mandarinats.

Was die Namen betrifft, durch welche ſie die Urſache aller Dinge auszudrücken ſuchen, ſo habe ich ſchon von denſelben geredet; Sie werden jedoch das Geſagte noch genauer durch ihre Inſchriften beſtätigt finden, von denen ich Ihnen ein Abſchrift zuſchicke. Ich hoffe, daß dieſelben nicht ohne Nutzen für Sie ſeyn werden. Ihre Bibel habe ich mir geborgt, da ich ſie hierzu nicht abgeneigt fand. Auch dieſe werde ich abſchreiben laſſen. Wenn Sie ſonſt Etwas wünſchen, ſo bitte ich Sie mich davon in Kenntniß zu ſetzen.

Nachſchrift.

Sie wollen gütigſt bemerken, daß dieſe Juden in ihren Inſchriften ihr Geſetz, das Geſetz Iſraels, Xſelas-Kiao, nennen. Ihre Vorfahren — erklärten ſie mir — ſtammten aus einem Reiche im fernen Weſten, dem Reiche Juda's, welches Joſua nach dem Ausgang aus Egypten, dem Gange durch das rothe Meer und der Wanderung durch die Wüſte, eingenommen hätte. Die Anzahl der aus Egypten ausgezogenen Juden hätte ſechszig Vans, das iſt 600,000 Seelen, betragen.

Dann ſprachen ſie mir von den Büchern der Richter, von David, von Salamo, von Ezechiel, welcher der Verblichenen Beine wieder in's Leben zurückrief; von Jonas, welcher drei Tage in dem Bauche des Wallfiſches ſich befunden habe. Hieraus geht hervor, daß ſie außer dem Pentateuch noch mehrere Bücher des alten Bundes beſaßen.

Ferner ſagten ſie mir, daß ihr Alphabet aus 27 Buchſtaben beſtehe, daß ſie ſich aber gewöhnlich nur 22 bedienten. Dieſes ſtimmt mit der Angabe des heiligen Hieronymus überein, daß die Hebräer 22 Buchſtaben haben, von dieſen aber fünf doppelt ſeyen. Ich fragte ſie, wie ſie ihr Geſetz chineſiſch nennen; ſie antworteten mir, Tiao-Kin-Kiao, um dadurch anzudeuten, daß ſie ſich des Blutes enthalten, und daß ſie die Nerven und Adern der geſchlachteten Thiere ablöſten, damit das Blut um ſo leichter ausfließen könnte.

Anfangs gaben ihnen die Heiden dieſe Namen: ſie aber nahmen ihn gern an, um ſich von den Mohammedanern zu unterſcheiden, die ſie Teemo-kiao nennen. Sie heißen ihr Geſetz Kou-kiao, das alte Geſetz, Ten-kiao, das Geſetz Gottes

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

oder das Geſetz Iſraels. Am Sonnabend zünden ſie weder Feuer an, noch kochen ſie Etwas; ſondern ſie machen am Freitag, was ſie immer gebrauchen, im Voraus fertig.

Wenn ſie die Bibel in ihrer Synagoge leſen, ſo bedecken ſie ſich das Geſicht mit einem durchſichtigen Gewande zum Andenken an Moſes, der mit verdecktem Antlitz vom Berge hinabſtieg, und ſeinem Volke die zehn Gebote und das heilige Geſetz verkündete.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß dieſe chineſiſchen Juden außer der Bibel auch noch andere von Rabbinen verfaßte Bücher beſitzen, die, irre ich nicht, San-tio von ihnen benannt werden. Dieſe Bücher ſind angefüllt mit Albernheiten, und enthalten ihre Gebräuche und Ceremonien die ſie noch immer beobachten. Sie ſprachen mir auf eine ganz unſinnige Weiſe von dem Himmelreich und den Höllenſtrafen." Es hat in der That den Anſchein, daß ſie alles Dieſes aus dem Talmud genommen haben.

Ich ſprach mit ihnen von dem in der heiligen Schrift verſprochenen Erlöſer. Sie waren über meine Worte höchſt verwundert, beſonders aber, da ſie den Namen Jeſus hörten. Sie erwiederten mir, in ihrer Bibel ſey zwar die Rede von einem gottbegeiſterten Manne dieſes Namens, dieſer ſey der Sohn Sirachs; den Jeſus aber, den ich meine, kennten ſie nicht.

Sie können unbedingt Allem Glauben ſchenken, was ich Ihnen über die Zeit der Ankunft dieſer Juden in China und die Inſchriften geſagt habe. Das Uebrige kann ich freilich nicht verbürgen; da ich es nur durch ihre Mittheilung weiß. Ich habe gleichwohl Dieſes auch angeführt, um Ihnen dadurch einen Gefallen zu erweiſen. Jedoch muß ich Ihnen Vorſicht in der Benutzung dieſer Punkte anempfehlen; weil ich die Leute in der Unterhaltung nicht ſehr zuverläßig gefunden habe.

(Fortſetzung folgt.)

Cailliés Aufenthalt unter den Braknas.

(Schluß.)

Während bei den Zenagnen ſelbſt die Weiber in ausgeſetzter Thätigkeit ſind, leben die Marabuts und Haſſanen in möglichſter Behaglichkeit; die Männer ſind zu faul, um ſich nur vom Ungeziefer zu ſäubern, das an ihnen herumkriecht; und die Frauen liegen den ganzen langen Tag ausgeſtreckt auf ihrem Lager, ihre Haare mit einer Salbe von Butter beſtrichen, daß die Brühe ihnen über Nacken und Wangen tränfelt; ſie ſtehen nicht einmal auf, um zu ſpeiſen, ſondern auf den Ellbogen geſtützt nehmen ſie die Calabaſſe mit Milch, die ihnen die Sclavin reicht, in Empfang und geben ſie bis auf den Grund ausgeleert zurück. Dieſer Schmutz und die Sitte, die Frauenzimmer förmlich zu mäſten, macht mauriſche Schönheiten zu keinem ſehr verführeriſchen Gegenſtand für einen Europäer. Indeſſen üben ſie über ihre Männer eine groſſe Autorität aus; doch läßt ſich gerade nicht ſagen, daß die Verhältniſſe des Familienlebens ſehr zärtlich ſeyen. Heirath und Eheſcheidung — all Dieß geht ohne viel Umſtände vor ſich. Wenn ein junger Mann ſich in ein Mädchen verliebt, ſo ſucht er ſich insgeheim mit ihr in Einverſtändniß zu ſetzen. Iſt er ihrer Einwilligung gewiß, ſo überträgt er einem Marabut die Unterhandlung mit den Eltern in Betreff der Geſchenke an Ochſen ꝛc., die der Bräutigam zu machen hat. Iſt man darüber einig, ſo ſprechen die Marabuts in Gegenwart des letztern ein Gebet, und dieſer *) ſieht von dieſem Augenblick an die Eltern ſeiner Künftigen nicht mehr; man weicht einander ſorgfältig aus, und verhüllt beim Begegnen das Geſicht. Dieſes Verſchämtthun, wovon man keinen Grund anzugeben wußte, erſtreckte ſich aber nicht bloß auf die Verwandten, ſondern, wenn der Bräutigam aus einem fremden Lager war, auf alle Bewohner; einige vertraute Freunde ausgenommen, die er beſuchen durfte. Man baute ihm gewöhnlich eine kleine Hütte, in welche er ſich den Tag über einſchloß, in der Nacht ſchlich er ſich dann zu ſeiner Schönen und blieb bei ihr bis Tagesanbruch. Dieſe Liebescomödie währte einen oder zwei Monate; worauf ein Marabut das Hochzeitzeremoniel verrichtere. Die Mutter der Braut gab ein Feſt, es wurde ein Ochſe geſchlachtet, wenn die Vermögensumſtände es erlaubten, reichlich mit Sanglé aufgewartet, die Frauen verſammelten ſich um die Neuvermählte und ſangen ihr Lob. Tanzen ſah ſie Caillié nie. Nach der Hochzeit führt der Gatte ſein Weib gleich mit ſich, woſern er ein Kamel vermag, um ſie auf demſelben reiten zu laſſen; denn auf einem Ochſen bei dieſer Gelegenheit zu reiten, wäre eine Schande; beſitzt er kein Kamel, ſo bleibt die Frau einſtweilen bei ihren Eltern. Holt er ſie aber ab, ſo empfängt ſie von ihrer Mutter, außer einem vollſtändigen Putz, den ſie anzieht, einen Reitzeug, eine Matte zum Schlafen, nebſt einer Decke von Schafell und eine Wiege, und der Mann leitet das Kamel, auf dem ſie reitet, am Zaum, ſein Geſicht verhüllend, bis er aus dem Lager hinaus iſt. Oft kommt es vor, daß Gatten ſich nicht vertragen; derjenige Theil, der eine Trennung wünſcht, macht dem andern ein Geſchenk und damit iſt Alles abgemacht. In die Kinder theilen ſie ſich, die Knaben folgen dem Vater, die Mädchen der Mutter. Stirbt der Mann, ſo trauert die Witwe vier Monat ſechs Tage; ſie legt ihre ſchlechteſten Kleider an, und geht nicht unverſchleiert aus. Der Mann dagegen trauert wenn die Frau ſtirbt, nicht, und kann, wenn er Luſt hat, ſich am folgenden Tag wieder verheirathen; was auch nicht ſelten geſchehen mag; doch herrſcht unter dieſen Mauren insgemein Monogamie. Mit Erbſchaften halten ſie es dermaßen: der Witwe gebührt vorweg $\frac{1}{4}$ von der Hinterlaſſenſchaft ihres Manns, vom Reſt fällt $\frac{1}{10}$ der Mutter und $\frac{1}{4}$ dem Vater zu; was dann noch übrig bleibt, erben die Kinder, ſo daß der Antheil eines Knaben immer doppelt ſo groß als der Antheil eines Mädchens iſt. Iſt es die Frau, welche beerbt wird, ſo nimmt der Witwer die eine Hälfte und die andere wird in den angegebenen Verhältniſſen zwiſchen Großeltern und Enkeln vertheilt.

Die Tracht beſteht bei den¸Mauern in einem Drah, d. h. einem Rock von Guineazeug, der bis auf die Knöchel herabfällt und deſſen Aermel, die ſo weit als der Leib ſind, bis auf die Erde reichen. Beinkleider, wozu der Reichere zehn Vorderarmlängen deſſelben Zeugs nimmt, bedecken den Leib vom

*) Die Haſſanen diſpenſiren ſich jedoch von dieſem Gebrauch.

Digitized by Google

Gürtel bis an die Knie. Die Negerſchürze, die ſie über das Kleid binden und manchmal um den Kopf als Turban winden, vollendet den Anzug; der Aermere behilft ſich wohl auch mit ſeinem Cuſſab, einem Oberkleid von der Form eines Hemdes ohne Aermel und Kragen. Die Weiber tragen ein Gewand von ſieben Ellen Guineazeug, das dreimal um den Leib geht. Ein Drittel davon bildet ein Cuſſab, von den zwei andern Dritteln dient das eine als Falten-Umwurf, und iſt mit ſilbernen Spangen auf der Schulter befeſtigt, das zweite wird über den Kopf gezogen, oft ſo, daß man von ihnen Nichts als die Augen ſieht. Dieß Kleid heißt Malafé; ſie wechſeln es nie, und oft vergehen zwei bis drei Monate bis ſie es nur waſchen und zwei Jahre bis ſie ſich ein neues anſchaffen können. Zu ihrem ſonſtigen Staat gehört ein ſorgfältiger Kopfputz: die Haare werden in ovaler Form auf dem Kopf geflochten, und mit Butter eingeölt — zwei kleine Locken gehen unter den Ohren zuſammen und ſind mit Glasperlen garnirt, daneben ſind meiſt noch zwei andere längere, mit einer Halsſchnur von Korallen, Glasperlen und Ambrakugeln daran, oft aber noch eine Unzahl von andern, alle mit Zierathen behängt, und an den Spangen des Kleides angeheftet. Ein fünf Fuß langes, fünf bis ſechs Zoll breites Band von Guineazeug wickeln ſie um den Kopf.

Nach und nach fand Mohammed-Sidy-Moktar es ziemlich läſtig, Caillié's Unterhalt unentgeldlich zu beſtreiten und drang daher in ihn, ſein angeblich in Saint-Louis hinterlegtes Vermögen endlich kommen zu laſſen. Ohnehin näherten ſich die Horden wieder dem Senegal. Die Grasplätze im Innern gaben kein Futter mehr und der Gummimarkt fing jetzt an. Während der Feſten war Caillié's Enthaltſamkeit auf zu ſtarke Proben geſtellt worden, als daß er den ihm dargebotenen Vorwand ſich von ſeinen mauriſchen Freunden loszumachen hätte von ſich weiſen ſollen. Nur fragte es ſich: wie hatte er es anzugreifen? Vor Allem *durfte* er ihren Argwohn nicht erregen. Dieß hätte ſchon dadurch *geſchehen* können, daß er viele Papiere beſaß, auf denen er ſich Notizen niedergeſchrieben hatte. Die Gefahr einer Entdeckung durfte er nicht wagen; er zeigte ſie alſo lieber ſelbſt vor, indem er ſagte, es ſey das Inventarium ſeiner Habſeligkeiten; wobei jene ſich beruhigten. Dann mußte er ihnen aber auch die Ueberzeugung beibringen, daß er mit ſeinen Sachen zurückkomme. Er ſtellte ſich daher, als ob er äußerſt ungern ginge, ſo daß er ſich gleichſam zur Abreiſe zwingen ließ.

Um dieſe Zeit befand ſich Baron Roger in Frankreich und Baron Hugon, deſſen Name ſpäter unter den Tapfern von Navarin glänzte, commandirte an ſeiner Stelle am Senegal. An ihn wandte ſich Caillié wegen eines Vorſchuſſes von 6000 Fr. zu einer Reiſe nach Tunbuktu; allein da Capitän Beaufort, (von deſſen Tagebuch eine vollſtändige Ausgabe in den franzöſiſchen Blättern als mit Nächſtem erſcheinend gegenwärtig angekündigt wird) damals dieſelbe Reiſe vor hatte, ſo konnte Hugon ſeinen Wünſchen nicht willfahren. Mit 1200 Fr., wozu der Gouverneur ſich verſtehen wollte, war unſerm Reiſenden nicht gedient, mit dieſer Summe konnte er nicht einmal zu den Braknas zurückkehren; was er vielleicht gethan hätte, um ſeine muſelmänniſche Schule fortzuſetzen; es blieb ihm ſomit Nichts übrig, als mit der Soldatenration, auf die er Anſpruch hatte, ſich zu begnügen und Baron Rogers Ankunft abzuwarten. Seinen Marabut verabſchiedete er, und um ſich nicht der Rache der Mauren auszuſetzen, die ihn begleitet hatten, hielt er ſich mehrere Tage lang verborgen. Baron Roger kam an — allein wer wiederum Nichts auswirkte war Caillié's. Dieſe Weigerung machte ihn indeß nicht verzagt; er waffnete ſich mit neuem Muth und beſchloß bei den Engländern am Gambia ſein Glück zu probiren. Sir Charles Turner nahm ihn in Freetown freundlich auf, und ſtellte ihn mit 3600 Fr. Gehalt bei einer Indigofabrik als Aufſeher an. Dieſer Gouverneur wurde bald darauf von Sir Niel Campbell abgelöſt. Auf ſeinen Antrag für die engliſche Regierung nach Tunbuktu zu reiſen ließen ſich beide nicht ein, da der Major Laing damals gerade dahin unterwegs war; aber ſo hatte Caillié wenigſtens einen Platz, wo er die zu ſeinem großen Vorhaben benöthigten Geldmittel ſich ſelbſt erwerben konnte.

Das Oſterfeſt zu Jeruſalem.

Unter den Ceremonien, welche an dem Oſterfeſt zu Jeruſalem beobachtet werden, iſt das Fußwaſchen der Pilgrime, das in der Kloſterkirche am Abende Statt findet, eine der merkwürdigſten. Der Superior war ſeit mehreren Monaten todt; doch wurden die Obliegenheiten durch ſeinen Stellvertreter erfüllt. Es hatten ſich dießmal viel weniger Pilger eingefunden, als in früheren Jahren; die zahlreichſten waren noch die Armenier, da die Katholiken und die Griechen wegen des Krieges die Gefahren einer ſo weiten Reiſe ſcheuten. Die Pilger aus allen Ständen hatten in der Kirche jeder einen Stuhl erhalten und ſaßen, eine kleine weiße Mütze auf dem Kopf, mit bloßen Füßen, in frommer Erwartung der Ehre, die ihnen wiederfahren ſollte. Der Superior hatte den ſchmutzigen Strick, mit welchem er gewöhnlich umgürtet iſt, mit einer ſeidenen Schnur vertauſcht, an welcher ein weißes Handtuch befeſtigt war; er kniete auf ein kleines Fußkiſſen von weißer Seide, ergriff den Fuß des Pilgrims, der mit dem Staube ſo vieler heiligen Plätze bedeckt war und hielt ihn in ein Gefäß mit warmem Waſſer. Bei dieſer Operation unterſtützten ihn zwei oder drei Mönche, die neben ihm auf das kalte Steinpflaſter niederknieten. Die ganze Zeit über wurden von dem Superior mit leiſer, von ſeinen eifrigen Gehülfen mit lauter Stimme Gebete geſprochen, deren Refrain immer von der ganzen Verſammlung wiederholt ward. Die meiſten dieſer Leute hatten ein ſonnverbranntes, mühſeliges und kümmerliches Aeußeres, als ſtünde ihnen der Gedanke vor Augen, daß die Unternehmung, in welcher ſie jetzt begriffen wären, die gefahrvollſte und wichtigſte ihres Lebens ſey, und daß ſelbſt das Heil ihrer Zukunft großen Theils von derſelben abhänge. Und in der That, es war eine große Unternehmung für Viele, die ihre Weiber und Kinder in dieſem Augenblicke in Spanien, Rußland oder Dänemark hatten, wohin ſie ihren beſchwerlichen Weg nun wieder zurückfinden mußten. Doch iſt dieſe Ceremonie ganz darauf berechnet, den armen Gläubigen in ſeiner Selbſtachtung und ſeinem Selbſtvertrauen zu heben; denn nachdem der Superior die Füße gewaſchen und ſorgfältig abgetrocknet hat, küßt er ſie feurig und ſpricht ſeinen Segen über den Eigenthümer derſelben aus. Darauf kommen alle Mönche des Kloſters, knien auf das Pflaſter und preſſen ihre

Digitized by Google

Lippen gleichfalls auf die Füße des glücklichen und beneidenswerthen Mannes. Darauf folgt ein treffliches Nachteſſen, in welchem die Prieſter ihren Gäſten mit der größten Aufmerkſamkeit aufwarten; der Tiſch des Refectoriums iſt bei dieſer Gelegenheit zum Ueberfluſſe mit den beſten Speiſen verſehen und der Wein wird nicht geſpart. Heiterkeit und Geſelligkeit folgen jetzt auf die ernſte Ceremonie; und es iſt ſchwer zu unterſcheiden, ob die Zunge des Pilgers oder des Prieſters die ſchnellſte iſt. Manche Geſchichte wird erzählt, auf der einen Seite überſtandene Gefahren, Wachen und Wunder auf der andern; bis die Gefahr, und die Entbehrung, ſo wie die Ferne der Heimat aus der Erinnerung geſchwunden ſind.

Die ſchönſte Stunde des Feſtes war indeſſen doch die, wo das Marmorpflaſter der Rotunda mit den Schaaren der Andächtigen bedeckt war. Das blendendſte Licht fiel von oben auf die bunte Menge herab, in der die Wanderer aus allen Nationen ſich unter Prieſter, Mönche, Türken, Araber und Syrer miſchten. Die glänzenden Gewande und Waffen des Osmanli, ſeine ruhigen Züge und ſeine bewegungsloſe Haltung bildeten einen überraſchenden Gegenſatz zu dem leidenſchaftlichen Ausdruck und den lebhaften Bewegungen der Uebrigen in ihrer dürftigen und düſteren Tracht. Auch Weiber von verſchiedenen Glaubensbekenntniſſen waren zugegen, alle weiß gekleidet, einige die Blicke auf den Boden geheftet, andere neugierig mit den Augen die mannigfaltigen Gruppen der Gläubigen und Ungläubigen durchwandernd. Dieß war die Stunde des Triumphs der Reliſgion (the hour of monkish triumph ſagt der engliſche Reiſende, aus deſſen Tagebüchern wir dieſe Skizze entlehnen). Viele drängten ſich herein mit eilfertigem, haſtigem Schritt und mit einer Miene, welche das Bewußtſeyn ausſprach, daß das Ende ihrer Mühen jetzt vor ihnen ſtehe. Andere zögerten lange, ehe ſie die drei Marmorſtufen hinanſtiegen, welche die einzigen Schranken waren, die ſie von ihrer lang genährten Hoffnung trennten. Sie knieten auf das Pflaſter und wandten ihr Auge flehend nicht zu dem Prieſter, denn der Prieſter war Nichts hier, ſondern zu den heiligen Räumen hinauf, aus denen leiſe Töne herſtrömten; bei dem Eintritt verweilten ſie noch einmal bei dem ſchlanken Pfeiler, welcher die Stätte bezeichnete, wo der Stein von dem Grabe hinweggehoben wurde. — Ein alter Mann, mit weißem Haar und Barte, der aus weiter Ferne hergek[illegible] ſchien, konnte ſich lange von der erſten Marmorſtufe, die in das Innere führt, nicht trennen. Zahlreiche Waller gingen bei ihm vorüber; und einer der Prieſter kam und flüſterte ihm einige Worte der Ermuthigung ins Ohr; aber immer noch konnte der alte Mann ſich nicht entſchließen, als ob jetzt ein langes Leben voll Weebrechen vor ihm aufgeſtiegen wäre, und als ob er zweifelte, ob ſo ſpät noch Gnade für ihn zu finden ſey. Wie verändert war das Ausſehen, waren die Züge Derer, welche aus dem Innern des Gemaches heraustraten. Das Lächeln des Sieges verklärte die Einen, und bei den Andern war wenigſtens der tiefe lang eingegrabene Kummer ſtiller Hoffnung und Heiterkeit gewichen; der Schritt war raſch, die Hände frei, und das Auge nicht mehr zweifelhaft auf den Boden geheftet. Unter dieſe wahrhaft Frommen waren indeſſen auch Viele gemiſcht, bei denen Andacht und Intereſſe auf die ſeltſamſte Weiſe ſich vereinigten. Durchtriebene Spitzbuben, denen die Vergangenheit etwas beſchwerlich zu werden anfing, die aber keine Idee davon hatten, daß ſie ſelbſt hieher kommen könnten, ohne irgend einen materiellen Vortheil für die Zukunft daraus zu ziehen. Während ihre Hände gefaltet und die Augen fromm emporgehoben waren, hielten ſie zugleich manchen Handelsartikel für die Pilger in Bereitſchaft, um durch dieſelben Andachtsübungen bereichert zu werden, die ihre verkehrten Gemüther reinigen ſollten.

Algier.

Die Cittadelle von Algier iſt das ſog. Kaiſerfort, deſſen Geſchütz die vom Meer amphitheatraliſch ſich erhebende Stadt, die Ebene Babazon und den in der Spitze des Dreiecks, welches die Stadt bildet, gelegenen neuen Palaſt des Deys, la Caſba, beſtreicht (das noch auf manchen Carten bezeichnete Sternfort beſteht nicht mehr). Von dem Garten des Conſuls der Niederlande und den Umgebungen des ſchwediſchen Conſulats aus wird aber auch das Kaiſerfort beherrſcht, und zwar iſt die Höhe dieſer Punkte ſo, daß man in den innern Hof der Cittadelle hineinſieht. Dieſe Thatſache beweiſt, daß es nicht ſchwer ſeyn dürfte, ein Fort zu bezwingen, von welchem das Schickſal Algiers abhängt. Ueberhaupt vermag das von der Seeſeite ſo furchtbar vertheidigte Algier von der Landſeite keine drei Tage eine regelmäßige Belagerung auszuhalten; es hat ſelbſt nicht einmal eine vollſtändige Ringmauer, denn dieſe wird von Wohnhäuſern unterbrochen, welche nicht ſelbſt befeſtigt ſind. Auch die Gräben bieten kein Hinderniß dar, ſie ſind trocken, und ihre geneigte Lage erlaubt gar nicht, ſie mit Waſſer zu füllen. Es giebt drei Thore auf der Landſeite: Babaluet im W, Neuthor im S, Babazon im O. Ihr Waſſer erhält die Stadt durch einen offenen Aquädukt, der mit dem Boden gleichläuft, alſo leicht abgeſchnitten werden kann, ſo daß ſchon Waſſermangel eine Kapitulation herbeiführen muß. Die Beſatzung beſteht aus 4000 Türken; 2000 andere ſind in den veeſchiedenen Plätzen der Regentſchaft vertheilt; 800 Feuerſchlünde beſchützen die Seeſeite, nur 100 bis 120 die Landſrite. Verzichtet man nun, wie ſich annehmen läßt, auf einen Angriff von der Seeſeite, ſo darf man ſich die Schwierigkeit der Landung nicht verbergen; die franzöſiſche Armee muß ſich auf Schwärme von Arabern gefaßt halten, die ihr das Ufer ſtreitig machen; allein was dieſe Schwierigkeit wieder vermindert, iſt, daß es zuchtloſe ſchlechtbewaffnete Soldaten ſind, die meiſt nur Luntenflinten führen, auf einige Tage Lebensmittel mit ſich nehmen und dann aus Mangel ſich nach ihren Bergen zurückziehen müſſen. Wie man vermuthet, wird die Landung bei Touretta chica (die Eingebornen nennen dieſen Küſtenſtrich ſedy ferenſch) Statt finden; Dieß wäre etwa 5 Stunden weſtlich von Algier. Wo aber auch gelandet wird, im O oder W, an Waſſer gebricht es nirgends, und was das Clima betrifft, ſo iſt es geſund, und vielleicht weniger heiß als das der Provenze, was ſich aus der größern Schönheit der Vegetation ſchließen läßt. Es giebt in Algier keine Fieber und die Peſt herrſcht daſelbſt nie, wenn ſie nicht aus Egypten hinverpflanzt wird. Seit zehn Jahren iſt Algier von dieſer Plage verſchont geblieben.

Berichtigung.

Num 89 S. 355 Sp. 1 Z. 6 v. o. l. 6000 ſt. 600.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 92. 2 April 1830.

Gemälde aus Mexico.

4) Xavier Mina. *)

Horcaſitas, ein kleines Dorf, (Pueblo,) mehrere Stunden von dem Städtchen Altamira im J. 1749 gegründet, diente den kriegeriſchen Thaten des jüngern Mina in America zum erſten Schauplatz. Einer der furchtbarſten Gegner Napoleons in Spanien, war er dort von einer Partei „der Held von Navarra" von der andern „der Räuberhauptmann" genannt worden, nach dem alten Sprichwort: Daemonium nobis, numina sancta tibi. Bekanntlich wurde er von den Franzoſen endlich gefangen, und blieb bis zur Wiedereinſetzung des Königs in Vincennes. Dieſer war weder ihm, noch ſeinem Oheim Espoz ſonderlich dankbar für die Opfer, welche ſie ihm gebracht, und Xavier lehnte ſich daher gegen ſeinen „vielgeliebten Ferdinand" auf. Die Verſchwörung von Pampluna, übel berechnet und noch ſchlimmer ausgeführt, ſchlug fehl. Genöthigt nach England zu flüchten, fand Mina im Cabinet von Saint-James mehr Erkenntlichkeit, als bei ſeinem König: man wies ihm einen ſchönen Gehalt an. Als Held und Ritter aber brauchte er ein Schlachtfeld und Abenteuer. England baute damals ſtattliche Luftſchlöſſer in Neuſpanien; die dortigen Bergwerke hatten ſeit drei Jahrhunderten großen Lärm in Europa gemacht; der Mund mochte Einem wohl wäſſern! Unumſchränkte Herren des Meers durften die Engländer nur noch das Gold der Erde an ſich reißen, um Jedermann in ihren Gehorſam zu zwingen.

Mina ſah in ihnen große Mittel, und ſie in Mina ein bedeutendes Werkzeug: man kam für eine Unternehmung zu Gunſten der Unabhängigkeit von Mexico überein. Die gegenſeitigen Verſprechungen waren Anfangs ſehr warm geweſen; allmälig erkalteten ſie, und endlich wandelten ſie ſich geradezu in Feindſchaft um; denn der Kämpfer für die Unabhängigkeit hatte ſich auch von Amerikanern aus den Vereinigten Staaten den Puls fühlen laſſen.

*) Wir haben in Nr. 303 und 305 des Jahrgangs 1828 bereits eine ausführliche Notiz über Mina aus H. G. Ward's Werke über Mexico gegeben; da Beltramis Darſtellung aber vieles Neue, namentlich Vieles enthält, was Ward als Engländer nicht anführen konnte, wird die Einrückung gegenwärtigen Artikels nicht unerwünſcht ſeyn.

Gleichwohl reiſte Mina mit einem engliſchen, unſres Wiſſens von Engländern ausgerüſteten und bemannten Fahrzeug ab, in Geſellſchaft von Amerikanern, Engländern und andern Europäern. Nach dem urſprünglichen Plan ſollten die Vereinigten Staaten vermieden und geradezu nach den Küſten von Mexico geſteuert werden. Später aber verzichtete man hierauf, um in Baltimore neue Hülfsmittel für „die mexicaniſche Unabhängigkeit" zu ſammeln. In Baltimore, ſcheint es, ergab ſich Mina ganz dem Einfluß der Amerikaner, und die Engländer verließen ihn für den Augenblick. Hat man hievon doch genugſamen Beweis im Beitritt des engliſchen Conſuls zu dem vom ſpaniſchen Geſandten an die Regierung in Waſhington geſtellten Anſuchen, die Ausrüſtung zu verbieten; eine Forderung welche jedoch von der Regierung abgelehnt ward. Ein damit verknüpfter Umſtand zeigt, daß die „Unabhängigkeit" bloß Mittel zu einem andern Zweck ſeyn ſollte: der Präſident der Vereinigten Staaten antwortete dem Ritter Onis, das Ganze ſey lediglich eine „Handelsangelegenheit", welche kein Geſetz verbiete. Dieſelbe Antwort ſoll das Cabinet von Saint-James einigen beſchwerlichen Fragern in Europa gegeben haben. Eine andre Thatſache ſpricht eben ſo ſtark dafür, daß Wünſche für die mexicaniſche Unabhängigkeit keineswegs die einzige Triebfeder zu der Ur[illegible]mung waren. Die Engländer nämlich nahmen in Neu-Orleans das Fahrzeug wieder, welches ſie in London an Mina gegeben hatten, da es ihnen ſehr ungelegen kommen mochte, einen Freiheitshelden zu finden, wo ſie nur einen Agenten ihrer Angelegenheiten geſucht hatten. Eben ſo wenig hing übrigens der nun von den Amerikanern vorgebrachte, von Mina jedoch zurückgewieſene Vorſchlag, vor dem Zuge nach Mexico Penſacola wegzunehmen, mit der Sache der Unabhängigkeit zuſammen.

Nach einer langen Reihe höchſt muthvoll beſtandener Mühſale landete Mina mit ſeiner kleinen Schaar am 15 April 1817 an Mexico's Küſte. La Garza, Befehlshaber der königlichen Beſatzung im nahen Soto-la-Marina, blieb ruhig; und als Arredondo, Commandant der Provinz Monte-Rey, ihn nöthigte, ſich in Bewegung zu ſetzen, that er Dieß nur in ſofern, als er zurückwich, und für Mina nicht nur den Küſtenſtrich, ſondern auch Soto-la-Marina ſelbſt, das Hauptquartier der unter ſeinem Befehl ſtehenden königlichen Truppen, frei ließ. Warum ergriff Mina dieſen günſtigen Augenblick nicht, wo von ſeiner plötzlichen Erſcheinung alle Be-

Digitized by Google

wohner, Liberale, Neutrale und Königlich geſinnte, aufs Stärkſte ergriffen waren? Statt Deſſen verlor er die koſtbarſte Zeit durch Errichtung eines Forts an der Stelle, wo er gelandet. Der brave Obriſt Perry und fünfzig der beſten Soldaten, erbittert über Minas unbeugſame Hartnäckigkeit, trennten ſich von ihm, und ſuchten mitten durch das feindliche Land hindurch Matagorda zu gewinnen, in Hoffnung ſich vielleicht von da nach ihrem Vaterland, den Vereinigten Staaten, einſchiffen zu können; ſie wurden aber ſammt und ſonders von den Rojaliſten aufgerieben, nur der einzige Perry tödtete ſich ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß.

Am 24 Mai 1817 brach endlich Mina von dem Fort, in welchem er hundert Mann zurückließ, auf, mit einem aus allen Nationen zuſammen gegriffenen Heer von nicht viel mehr als zweihundert Mann. Selbſt Schweizer waren darunter, obwohl dieſe ihre Dienſte ſonſt ſelten nach Amerika verdingen. Die im Fort Zurückgebliebenen wurden in der Folge nach dem mannhafteſten Widerſtand Opfer der ſpaniſchen Grauſamkeit: faſt alle kamen um, entweder im Gefecht oder in den Kerkern von San Juan d'Ulloa und Ceuta.

Unangefochten gelangte Mina bis Horcaſitas. Von La Garza wußte man Nichts mehr, und Arredondo ſchien den kühnen Abenteurer entweder zu verachten, oder zu fürchten. In der Nähe von Horcaſitas endlich erfuhr dieſer, daß eine Abtheilung Reiterei, 400 Mann ſtark, gegen Pueblo del Vale del Maiz (Thal des Ueberfluſſes) heranziehe. Unverweilt rückte er mit ſeinem um die Hälfte kleinern Heer ihnen entgegen und warf ſie gänzlich. Am 15 Juni, als er mit ſeinen Leuten in der Hacienda del Peotillo ſich befand, wurde ihm gemeldet, daß der Feind in beträchtlicher Ueberzahl ſich nähere. Nicht weniger entſchloſſen brach Mina gegen denſelben auf, und lockte ihn durch falſche Angriffe an einen Ort, wo ein Theil ſeines Häufleins hinter Hecken verborgen lag und nun durch plötzliches, wohlunterhaltenes Kleingewehrfeuer die Spanier in Unordnung brachte. Wieder emporgeholfen jedoch durch die herbeigeeilte ſtarke Reſerve erneuerten dieſe den Angriff; Minas Leute hatten keine Wahl, als zu ſiegen oder zu ſterben. Angefeuert von dem Helden ſtürzten ſie ſich mit dem Muth der Verzweiflung auf die Spanier, welche alsbald zurückwichen, und widerſtandslos in wilder Flucht Rettung ſuchten. Dieſe waren 6—700 Mann Fußvolk und 3—400 Mann Reiterei ſtark geweſen, während Mina im Ganzen keine vierhundert Mann *) zählte, von welchen noch überdieß ein Theil, unter den Befehlen eines ſpaniſchen Obriſten, in der Hacienda zurückblieb, ohne ſich in das Gefecht zu miſchen, zum großen Verdruß eines deutſchen Majors, der die Mannſchaft im gelegenſten Augenblick ins Treffen führen wollte. — Der Major Domo der Hacienda, der ebenfalls ein Spanier iſt — bemerket Beltrami bei dieſer Gelegenheit — erzählte mir das Zurückbleiben ſeines Landmanns, des Obriſten, nicht ohne ein pfiffiges Lächeln, als Einer, der dem Ding wohl auf den Grund geſehen habe.

*) Ward theilt den Spaniern ſogar 980 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei zu, letztere freilich aus Creolen beſtehend, und daher vielleicht nicht ſehr kampfluſtig gegen Mina; während dieſer nur 172 Mann im Treffen gehabt haben ſoll.

Mina war nicht im Stand, die Beſiegten zu verfolgen: dieſe aber konnten ſich wieder ſammeln und den Angriff erneuen. Es mußte alſo unverweilt aufgebrochen werden. Zu San Luis Potoſi befanden ſich entſchiedene Patrioten; Minas Ankunft, welcher das Gerücht von ſeinen Siegen vorausflog, hätte daſelbſt noch Mehrere für die Sache des Vaterlands gewonnen. Ueberdieß ſchwärmten die Independenten um dieſe Stadt her; von dort aus hätte ſich alſo eine Verbindung mit denſelben am Leichteſten und Schnellſten ins Werk ſetzen laſſen; die Bewohner der Umgegend aber, welche keine Spanier ſind, würden insgeſammt auf Seiten der Liberalen getreten ſeyn, beſonders da ſich Mina mit einer Mäßigung benahm, die ihm alle Parteien gewinnen mußte. Allein Mina, der Guerrillashäuptling von Navarra, hatte ſeinen Zug eigentlich nicht für die Unabhängigkeit der Mexicaner unternommen. Er ſelbſt ſtand unter dem fremden Einfluß, von welchem die ganze Expedition ausgegangen war. In ſeiner Schaar befanden ſich viele Amerikaner aus den Vereinigten Staaten, Menſchen, die das eigne Vaterland und die eigne Unabhängigkeit lieben, welche aber mit den Freunden eines andern Vaterlands und anderer Unabhängigkeit nur ihren Spott treiben, ungefähr wie ihre Stammes-Vettern in Europa. Statt alſo ſich unmittelbar nach Weſten zu den Independenten zu ſchlagen, zog die Expedition vor, den Umweg nordwärts, über die Minen von Zacatecas zu nehmen; wohl nicht aus Plünderungsſucht; aber ſie wollte ſich daſelbſt für ſpätere Spekulationen ein Reich gründen, und der dortigen Guineen wenigſtens für die Zukunft verſichern. Durch einen Eilmarſch erreichte Mina noch am nämlichen Tag, wo er Los Peotillos verlaſſen, das Dorf Hideondo. Der Pfarrer empfing ihn ſcheinbar mit der größten Freude, ſuchte ihn aber in eine Falle zu locken. Mina entdeckte den Plan, warf dem Prieſter ſeine Treuloſigkeit vor, verzieh ihm und zog ab. Zugleich erfuhr er, daß Zacatecas ſehr ſchwer zu nehmen ſeyn möchte, verzichtete daher auf den Weg nach Norden und wandte ſich wieder weſtlich gegen die Hacienda del' lo Eſpirito Santo, die von ihrem ſpaniſchen Beſitzer zu einer rojaliſtiſchen Feſte umgewandelt worden war, aus welcher ſich jedoch bei Annäherung der Expedition der Herr mit der ganzen männlichen Beſatzung fortmachte. Die Weiber ſchickten dem Sieger eine Geſandtſchaft entgegen. Solchen Friedensvermittlern begegnet man nicht rauh. Mina war milde und die Damen dankbar.

Von hier rückte er nach Real del Pinos. Real heißt jeder Ort, wo ſich ein eigenes Bergwerks-Gericht befindet. Der Platz war von 300 Rojaliſten vertheidigt. Umſonſt forderte Mina zur Uebergabe auf; Real del Pinos wurde mit Sturm genommen und, wie angedroht worden, den Soldaten die Plünderung erlaubt. Gegen die Beſiegten ſelbſt beobachtete der General jedoch die größte Milde. Einen ſeiner Krieger, der Hand an die Kirchengefäße legen wollte, ließ er auf der Stelle niederſchießen, um die Ehrfurcht für die Religion, zu welcher er von Anfang an ermahnt hatte, mehr einzuſchärfen, und Diejenigen durch die That zu wiederlegen, welche Liberale und Verächter des

Heiligen für gleich bedeutend nahmen. Beladen mit Geld, Beute, Schießbedarf und Waffen zog die Schaar jetzt gegen Süden, durch das weite Flachland, das hier mehr als irgend ſonſt wo in Mexico von ausnehmender Einförmigkeit und Oede iſt. Auf dieſem Flachland traf die Vorderhut zum erſten Mal auf eine Abtheilung Patrioten, welche Anfangs Feuer gab, bald aber in den Unbekannten die befreundeten Truppen Minas entdeckte. Die Begegnung fand bei der Hacienda las Gallinas Statt, und in derſelben feierten nun die beiden Corps die glückliche Vereinigung.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Juden in China und ihre heiligen Bücher.

(Fortſetzung.)

Wie im Allgemeinen Diejenigen, denen es in das Innere von China einzudringen gelungen iſt, mehr die Aufmerkſamkeit Anderer erregt als befriedigt haben, ſo zeigen auch die einzelnen Bemerkungen Gozanis nur, wie intereſſant eine genauere Unterſuchung werden könnte.

Höchſt wünſchenswerth wäre es, in den Beſitz eines Exemplars der Bibel, der Gebetbücher und ſonſtiger ſchriftlichen Arbeiten der chineſ. Juden zu kommen. Sollte auch, wie Kögler*) meint, kaum zu hoffen ſeyn, ſelbſt für vieles Geld eine dieſer Rollen zu erhalten, ſo dürfte es doch gelingen, ſich eine Abſchrift von denſelben zu verſchaffen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei Unterſuchungen dieſer Art auch das Paläographiſche berückſichtigt werden müßte, weil die Buchſtabenform aller Wahrſcheinlichkeit nach bei ihnen am Meiſten den urſprünglichen Charakter an ſich trägt.**)

Köglers Nachrichten von den heiligen Büchern verdienen ganz geleſen zu werden, da ſie weit ſorgfältiger ſind, als die von Gozani gegebenen; doch mag hier Folgendes aus denſelben genügen.

„Die bibliſchen Bücher theilen ſie in vier Klaſſen. Die erſte begreift in ſich den Pentateuch, der in 53 Lectionen, oder Leſe-Abſätze getheilt iſt, in eben der Ordnung, und mit denſelben Ueberſchriften, wie in den amſterdamer Bibeln. Dieſe machen das ganze Geſetz oder Thorah aus, welches Wort ſie Thaulaha oder Thaulaze ausſprechen. Die Namen, der fünf Bücher Moſis ſprechen ſie ſo aus: Bereschisch (muß heißen Bereschith) Pieleschitze, Schemoth Schemotze, Vaiicra Vaiokelo, Bemidbar Piemizepaul, Debarim Toveliim. Die zweite Klaſſe nennen ſie Sang zo, das Supplement, oder die beſondern fünf Bücher, nämlich Joſua, Richter, Samuel, Melakim oder Könige, und David. Die Bücher Joſua und der Richter haben ſie nicht ganz; auch in den Büchern der Könige fehlt ihnen Manches. Samuel, das ſie Schomueul ausſprechen, iſt ganz. Ob in David (Tavito) oder den Pſalmen Etwas fehle, konnte man nicht ausmitteln. Die dritte Klaſſe heißt Lipai, die Bücher der Ceremonien oder Ritualbücher. Dieſe enthalten die vier größern Propheten, Jeſajas (Ischaha), der ganz iſt; Jeremias, den ſie an Feſttagen leſen und Jalomeiohung nennen, oder Tiveli nach dem am Rand geſchriebenen Namen Dibrei. Von Ezechiel haben ſie nach ihrer Ausſage Nichts, und von Daniel nur einige Verſe des erſten Kapitels. Von den kleinen Propheten haben ſie Jonas ganz. Micha (Micaha), Nahum (Nahuang), Habakuk (Hapacuke), Sophonias (Sofanejcha), Haggai (Hokavi) und Zacharias (Secaleio), ſind mangelhaft: von den andern iſt Nichts übrig. Hierher rechnen ſie auch die Bücher der Chronik (Tiveli haiamiim); deren erſtes nur 4 bis 6 Kapitel und auch dieſe nicht ganz hat. Die vierte Klaſſe nennen ſie Hasuchala, oder die hiſtoriſchen Bücher: Eſther (Jpetha mama), Eſra, Nehemia (iſt nicht ganz); die zwei erſten Bücher der Makkabäer*) ſind zwar

---

*) P. Ignaz Kögler, ward zu Landsberg in Bayern 1680 geboren, und trat 1696 in den Jeſuitenorden, wo er ſich hauptſächlich auf Mathematik legte, und ſolche Fortſchritte in derſelben machte, daß ihm 1712 die Lehrſtelle dieſer Wiſſenſchaft in Ingolſtadt übertragen wurde. Seine Obern ſchickten ihn 1715 als Glaubensprediger nach China. Im folgenden Jahre erhielt er am 30 Auguſt vom Kaiſer Kang-chi den Ruf nach Pecking, und bekam 1717 die Präſidentenſtelle des mathematiſchen Tribunals, und die Würde eines Mandarins vom zweiten Range. Der folgende Kaiſer Jong-tſching (er ſtarb den 7 Oktober 1735) ertheilte ihm 1731 die höchſtwichtige Stelle eines Beiſitzers des dritten höchſten Reichstribunals, Lipu, wegen ſeiner ausgezeichneten aſtronomiſchen Kenntniſſe. Er ſtarb 1746, als er zum dritten Male Vorſteher der Miſſionen von China und Japan war.

**) Ueber die Zeit der Einwanderung der Juden in China ſiehe Digression sur le temps où les Juifs ont passé en Chine par Mr. Pierre Cibot. (er ſtarb 1784 in Pecking) in den mémoires sur l'histoire etc. des Chinois. Tom. 15. Num. 7. p. 52. 58.

*) Es iſt ſehr zu bedauern, daß Kögler uns die Ueberſchrift dieſer Bücher nicht mitgetheilt hat, da wir ſie ſonſt mit jener beim Euſebius (in hist. eccles. Lib. 6. cap. 25) von Origenes hinter dem Verzeichniſſe der kanoniſchen Schriften mit den Worten: Ἔξω δὲ τούτων ἐστὶ τὰ Μακκαβαϊκά, ἅπερ ἐπιγέγραπται Σαρβὴθ Σαρβανὲ Ἐλ, gegebenen vergleichen könnten. Dieſe Ueberſchrift lieſt Michaelis (Orient. Bibl. Th. 7. S. 112. alſo: שַׂרְבַּת שַׂר בְּנֵי אֵל d. h. Geſchichte des Fürſten der Söhne Gottes, indem er die älterere Erklärung von Junius, Huetius u. a. שרביט כרבני אל sceptrum rebellium Dei d. i. die Regierung der ſyriſchen Könige, die man wegen ihrer Bedrückung der Juden als Rebellen gegen Gott zu betrachten habe, verwirft. Michaëlis Meinung giebt Eichhorn (Einleitung in die apocryphiſchen Schriften des alten Teſtaments S. 222) mit dem Bemerken ſeinen Beifall, daß vielleicht aus Verſehen Σαρ ſtatt Σαρε שָׂרֵי geſchrieben worden ſey.

Ungeachtet dieſe Meinung von zwei der größten Kenner der hebräiſchen Sprache und Literatur aufgeſtellt iſt, ſo kann ich ſie doch aus folgenden Gründen nicht für die richtige halten. Vor Allem iſt mir das Wort שרבת ſtörend, da es nur aus dem Syriſchen erklärt werden kann, im Hebräiſchen aber niemals vorkommt. Dann finde ich auch das שר oder: שרי בני אל zu pomphaft zur Bezeichnung des iſraelitiſchen Volkes. Ich verſuche daher eine andere Erklärung in Vorſchlag zu brin-

Digitized by Google

ganz, aber in übelm Zuſtande, ſo wie auch einige andere Bücher, deren Namen ſie verloren haben, und die ſie chineſiſch Kiang tschang, das iſt die Ausleger, nennen. Dieſes ſind die vier Klaſſen der Bücher der heiligen Schrift. Von den Sprichwörtern, vom Hiob, dem hohen Liede und Prediger beſitzen ſie Nichts, ſo Viel wir in Erfahrung bringen konnten. Ueber das Buch Ruth und die Klaglieder konnten wir aus Mangel an Zeit keine Unterſuchung anſtellen. Vielleicht haben ſie doch noch mehr, als ſie ſagen, oder zu haben, wegen ihrer groben Unwiſſenheit, wirklich glauben. Denn ſie tragen nicht die geringſte Neigung Bücher und Wiſſenſchaften zu ſtudiren, auch erlauben ſie nicht, Bücher mit nach Hauſe zu nehmen, und doch hält es ſchwer ſie in der Synagoge einzeln durchzuſehen, weil ſie daſelbſt in großer Unordnung unter einander liegen. Obſchon dieſe Bibliothek dem Anſehen nach arm iſt, ſo könnte ſie doch den europäiſchen Gelehrten reich ſcheinen, wenn man Gelegenheit hätte, ſie mit Muße durchzuſehen."

Aus dieſem Bericht ergiebt ſich, daß die chineſiſchen Juden gegen Kögler in Mittheilung ihrer Bücher ſich ſchwieriger gezeigt haben, als gegen Gozani. Wie Dem aber auch ſey, ſo wäre es immerhin der Mühe werth, dieſe Bücher abſchriftlich zu erhalten; was nicht einmal ſehr ſchwer ſeyn dürfte, wenn man bedenkt, daß außer den in Hofdienſten ſtehenden Mathematikern, Aerzten und Künſtlern, drei von der Krone Portugal dotirte Bisthümer: Makao, Peking und Nanking, und noch auſſerdem die Miſſion der évêques vicaires apostoliques in China ſich befinden.

(Schluß folgt.)

Pariſet

Die letzten Briefe, die man in Frankreich von Pariſet erhalten hat, ſind vom 21 und 25 Januar, um welche Zeit derſelbe, obwohl unpäßlich und von den beſtandenen Mühſalen ſehr erſchöpft, imme noch die durch den Rücktritt des Nils zugänglich gewordenen Dörfer des Deltas durchſtreifte und die Krankheiten beobachtete, welche durch die jährliche Ueberſchwemmung entſtehen, und Egyptens Bevölkerung ſo großen Abbruch thun. Wird die Peſt bloß nach Egypten eingebracht, oder iſt ſie dort einheimiſch? Muß man zu Krankenhäuſern, oder zu einer der Geſundheit mehr zuſagenden Einrichtung der Delta-Dörfer Zuflucht nehmen, um jene Seuche zu entfernen? Dieſe Fragen ſucht Pariſet, durch kein Hinderniß abgeſchreckt, zu löſen. Er hatte zu ſolchem Zweck gleichzeitig mit der Abſendung ſeiner letzten Briefe den Hrn. Dumont nach Smyrna und Konſtantinopel geſchickt, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob die Peſt daſelbſt wirklich vorhanden ſey, und Schiffe mit wirklichen Peſtkranken oder wirklich inficirten Waaren von da nach Egypten abgingen. Hr. Guilhou dagegen war mit allen zur Reinigung nöthigen Mitteln nach Alexandria geſandt worden, mit dem Auftrag, ſich zu überzeugen, ob wirklich verdächtige Schiffe dort einliefen, und falls Dem ſo ſey, ſich die Erlaubniß zu ihrer Reinigung auszuwirken. Pariſet ſelbſt begab ſich in gleicher Abſicht nach Roſette, und Lagasquie und Bosc nach Cairo und dem Delta. Felix d'Arcet, welcher mit Lagasquie ſich in Cairo befindet, bereitet daſelbſt die reinigende Chlorüre im Großen, und verſieht von dort aus die verſchiedenen Mitglieder der Commiſſion.

gen. Das שרביט der ältern Erklärung erſcheint mir allein das Richtige. Aus einer irrigen Metatheſis eines Schreibers mag ferner ſtatt βανε 'Ισραελ in unſern Editionen σαρ βανε ελ geleſen werden. Demnach hieße die ganze Ueberſchrift: שרביט בני ישראל **Sceptrum filiorum Israelis.** Der Inhalt der Bücher ſelbſt ſpricht auch für meine Erklärung, da in ihnen beſonders die Tapferkeit der Familie des Mattathias, durch welche das drückende Joch der ſyriſchen Herrſchaft zerbrochen und Paläſtina wieder zu einem eigenen, freien Staat gemacht wurde, hervorgehoben werden ſoll. Nach dem Exil, beſonders aber zur Zeit der Makkabäer, wurde es wieder Sitte das jüdiſche Reich im Allgemeinen das Reich Iſraels zu nennen. (1 Makk.. 3, 35. 4, 11.30, 13.) Daß ferner das Wort שרביט, eine Form des ſpätern Hebräiſchen, gleich שבט, mit einem auf chaldäiſche Art eingeſchobenen ר metaphoriſch für מלכות Herrſchaft gebraucht werden könne, ergiebt ſich aus 1 Moſ. 49, 10. 4. Moſ. 24, 17.

Finden ſich wirklich beide Bücher der Makkabäer vor, ſo iſt dadurch die Meinung des Hieronymus (in prologo galeato): **maccabaeorum primum librum hebraicum reperi. Secundus Graecus est, quod ex ipsa quoque phrasi probari potest**, völlig widerlegt.

Eiſenbahn zwiſchen Mancheſter und Liverpool.

Im Herbſt 1826 begann der Bau der Eiſenbahn, welche dieſe beiden großen Manufaktur- und Handelsſtädte Englands vereinigen ſollte. Die Länge des Wegs beträgt zwar nur drei und dreißig engliſche Meilen, aber der Boden bot ungeheure Schwierigkeiten dar: es galt z. B. unter der Stadt Liverpool zwei Tunnels, einen zu 2,000, den andern zu 270 Metres Länge, durchzuführen, und ſechs ziemlich anſehnliche Berge zu durchbrechen. Dieſe Ausgrabungen mußten größten Theils in ſehr hartem Felſen bewerkſtelligt, 2,000,000 Cubik-Meters Steine mußten weggeſchafft werden. Während man aber an einigen Stellen das Land abzutragen hatte, mußte man es an andern erhöhen, denn die Straße führte eine Strecke von 1¾ Stunden durch Sümpſe, die man früher gar nicht zu paſſiren vermochte. Da iſt eine Stelle, die ſich ſiebenzig Fuß über die Oberfläche der Umgegend erhebt; da ſind fünf und zwanzig Brücken, wovon eine mit neun Bögen von je fünfzig Fuß Breite und eine andere mit vier Bögen zu dreißig Fuß Weite; da ſind ſechs und dreißig andere mit einem Bogen von beträchtlicher Dimenſion, eine Menge kleinerer nicht gerechnet. Wenn man die Unermeßlichkeit des Werks betrachtet, ſo muß man ſich wundern, wie in einem Zeitraum von drei Jahren ſo Viel geſchehen konnte. Im vorigen September nämlich waren die Hauptarbeiten alle vollendet. Die Unkoſten des Unternehmens ſollen ſich auf 650,000 Pf. St. und der jährliche Ertrag auf 75,000 belaufen; denn die Kaufmannsgüter, welche täglich zwiſchen beiden Städten hin- und hergehen, berechnet man zu 1,200 Tonnen. Dieß möchte indeſſen doch wohl die theuerſte Eiſenbahn ſeyn, die es in der Welt giebt, und — wir können hinzufügen — die es auch nur in England geben kann!

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 93. 3 April 1830.

Cailliés Reiſen in Africa.

3. Vorbereitung zur großen Reiſe. Die Völker des Rio Nunez.

Während ſeines Aufenthalts in Freetown, der Hauptſtadt von Sierra Leone, knüpfte Caillié mit einigen Mandingo's, welche bekanntlich in dieſen Theil von Africa die Großhändler ſind, Bekanntſchaft an. Einige Kleinigkeiten, womit er ſie beſchenkte, machte ſie ihm geneigt und, um vollends ihr Vertrauen zu gewinnen, eröffnete er ihnen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, er ſey der Sohn arabiſcher Eltern in Egypten; Franzoſen von der egyptiſchen Expedition hätten ihn als Kind mitgenommen; in der Folge habe ſich ſein Herr als Kaufmann am Senegal niedergelaſſen, er habe deſſen Geſchäfte geführt und zur Belohnung ſeiner geleiſteten Dienſte die Freiheit erhalten; jetzt gedenke er ſich nach ſeinem Vaterland zurückzubegeben, um wieder Muſelmann zu werden. Die Geſchichte wollte den Mandingo's Anfangs nicht ſehr glaublich bedünken, noch weniger ſein religiöſer Eifer. Da er ihnen aber eine Menge Stellen aus *dem Koran* auswendig herſagte, und an ihrem Gebet regelmäßig *Theil nahm*, überhaupt ſie ihn alle Gebräuche des Islams beobachten ſahen, ſchienen ſie zuletzt an der Wahrheit ſeines Vorgebens nicht länger zu zweifeln und luden ihn oft zu ihrer Mahlzeit ein, die aus Reis in Waſſer mit etwas Palmöl beſtand. Allein Caillié ſelbſt zweifelte an der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen, als Einer von ihnen es mit einer ziemlich plumpen Prellerei auf ihn anlegte, die, wie er befürchtete, bloß das Vorſpiel zu ähnlichen Prellereien ſeyn könnte. Wie, ſagte Caillié zu ſich ſelbſt, ich gebe mich für einen Araber und einen Muſelmann aus und lebe und kleide mich europäiſch; kann ich dieſen Leuten zumuthen, daß ſie mich als ihres Gleichen betrachten, wenn ich nicht auf Beides verzichte? Nun ließ ſich aber dieſe Verwandlung in Freetown nicht ſo leicht vornehmen, da er kaum erwarten durfte, daß die Europäer daſelbſt, die ihn kannten, ſein Geheimniß reſpektiren würden; er beſchloß deßhalb ſich nach einem Ort zu begeben, wo ihn Nichts hinderte, gleich von Anfang als Araber *aufzutreten*; dazu wählte er das Dorf Kakondy am Rio Nunez, 50 Lieues von Sierra Leone.

Ehe er ſich dahin einſchiffte, ſchaffte er ſich die nöthigen Vorräthe für ſeine große Reiſe an. Er hatte ſich auf ſeiner Stelle in Fretoewn 2000 Fr. erſpart; davon nahm er 1700 und kaufte damit Pulver, Papier, Tabak, Glasarbeiten, Ambra, Korallen, ſeidene Sacktücker, Meſſer, Scheren, Gewürznelken, drei Stück blauen Guineazeug und einen Regenſchirm; dieſe ſämmtlichen Artikel machten keinen ſtarken Bündel aus und wogen keinen Zentner, denn die Preiſe aller europäiſchen Fabrikate ſtanden damals ſehr hoch; die weitern Ausgaben für Arzneiwaaren erſparten ihm einige ſeiner Freunde, von denen er mit Weinſtein, Jalappe, Calomel, verſchiedenen abführenden Salzen, ſchwefelſaurer Quinine, Schleimpflaſter, Silberſalpeter verſehen ward, und ſo blieben ihm 300 Fr., die er halb in Gold, halb in Silber in ſeinen Gürtel ſteckte.

Mit dieſen tauſend Sachen ausgerüſtet und zwei Buſſolen und die ausgeriſſenen Blätter eines Korans in den Taſchen langte Caillié am 31 März 1827 in Kakondy an. Er war ſo glücklich einige europaiſche Kaufleute, welche in dort befindlichen Faktoreien reſidirten, für ſich zu intereſſiren; durch ſie wurde er an einige Kaufleute als Reiſegefährte empfohlen, die direkt nach Tumbuktu handelten. Caillié erzählte ihnen das ſchon in Freetown erſonnene Mährchen, begleitete ſeine Erzählung mit einem Geſchenk und ſie verſprachen, ihn unter Wegs als ihren Sohn zu behandeln. Der Verkehr des Landes am Rio Nunez mit dem Innern iſt äußerſt lebhaft; faſt täglich treffen Caravanen ein; was zum Theil auch daher kommt, daß die Landama's, die auf dem rechten, und die Nalu's und Bago's, die auf dem linken Ufer des Fluſſes wohnen, dem Almamy von Futa-Dhialon zinsbar ſind.

Man feierte gerade den Ramadan und die Abreiſe verzögerte ſich deßhalb um einige Tage. Dieſen Aufſchub benutzte Caillié, um ſich unter den Völkern des Rio Nunez etwas umzuſehen. Es beſteht unter denſelben eine geheime Geſellſchaft, die einige Aehnlichkeit mit der Freimaurerei hat. Das Haupt dieſer Geſellſchaft, Simo genannt, übt eine bedeutende richterliche und geſetzgebende Gewalt aus. Er hält ſich in den Wäldern verborgen, und hat ein Gefolge von jungen Leuten um ſich, die aber nur theilweiſe in ſeine Myſterien eingeweiht ſind; für jeden Nichteingeweihten iſt er unſichtbar; wann er ſich zeigt, ſo tuht er es unter allerlei Verkleidungen, bald mit einem Pelikangeſicht, bald in Thierhäute eingemummt, bald vom Kopf bis zu den Füßen mit Baumblättern bedeckt. Wollen Eltern ihre Kinder Mitglieder der Geſellſchaft werden laſſen, ſo ver-

Digitized by Google

abreden ſich mehrere Familien und machen dem Simo die Anzeige. Dieſer begiebt ſich verkleidet an den Ort, wo die Knaben beiſammen ſind, um ſie zu beſchneiden. Dieß iſt ein großes Feſt, das zwei bis drei Tage währt und dem Niemand als die zwölf- bis vierzehnjährigen Kandidaten beiwohnen dürfen. Nach dieſem Akt der Weihe, der bei Fetiſchnegern auffällt, findet zwiſchen ihnen und ihren Familien ſieben bis acht Jahr lang keine Communication mehr Statt; dieſe Zeit ſoll zu ihrem Unterricht erforderlich ſeyn; ſie wohnen in kleinen Hütten von Baumzweigen, wo ſie ein ziemlich müßiges nicht unangehmes Leben führen, indem für alle ihre Bedürfniſſe reichlich geſorgt wird. Außer einem Bund von Palmblättern zur Bedeckung der Lenden und der Hälfte der Schenkel gehen ſie vollkommen nakt. Caillié ſagt, er habe manchmal ſolche Burſche geſehen, wie ſie Calabaſſen mit Palmwein an einem Stecken auf den Schultern vorübertrugen, und dabei möglichſt ſchnell liefen, um den Leuten aus dem Geſicht zu kommen. Begegnen ſie Jemand im Wald, ſo fordern ſie ihm das Loſungswort ab; kann er es angeben, ſo iſt es gut; wo nicht, ſo fallen ſie über ihn her, prügeln ihn waidlich durch und laſſen ihn nicht eher frei, als bis er ein anſehnliches Löſegeld entrichtet. Ein nicht eingeweihter Knabe, der in ihre Hände geräth, wird ohne Weiters beſchnitten und eingeweiht. Kein Weib darf ſich in ihre Nähe wagen, oder ſie riſkirt die gröbſten Mißhandlungen. Um ſie in die Geſellſchaft zurückzuführen, ſchickt man ihnen mit kupfernen Schellen beſetzte Negerſchürzen, nebſt Geſchenken von Tabak und Rum für ihren Vorſteher. Dieß iſt der einzige Fall, wo der Simo öffentlich erſcheint; ein Geheul, in welches die Jünger mit Kuhhörnern einſtimmen, zeigt ſeine Ankunft an. Ohne dieſes Geheul würde es Niemand wagen ihn anzublicken, da der Glaube herrſcht, ſein Antlitz bringe Unglück. Es werden dann einige Tage mit Singen, Tanzen und Bankettiren zugebracht, wobei man Ochſen und Schafe ſchlachtet und den Palmwein nicht ſpart. Die Weiber treten tanzend vor den Simo und werfen ihm Calabaſſen mit Reis zu. Eltern die dem Simo kein Geſchenk machen können, müßen ihm ihre Kinder wieder ſieben bis acht fernere Jahre überlaſſen. Doch ſind letzere nicht abgehalten, ihre Familien während der Regenzeit bei der Feldarbeit zu unterſtützen; allein ſie dürfen nicht lang abweſend ſeyn, denn der Anbau der Ländereien des Simo liegt ihnen vor Allem ob. In den Dörfern erkennt man die Wohnungen der Mitglieder des Bunds an einem Baum, oder Pfahl, den ſie vor ihrer Thüre aufpflanzen und woran ſie einen Fetzen (meiſt) weißes Tuch aufhängen. Beides, den Baum oder das Stück Holz, bekommen ſie als Gegengeſchenk von ihrem Herrn und Meiſter, daher ſie es auch Simo nennen. Es iſt dieß ihr Fetiſch, bei dem ſie ſchwören, zu dem ſie beten, dem ſie opfern, an den ſie ſich wenden, wenn ihnen Etwas geſtohlen wird. Ein Schuß, abgefeuert am Fuß des Fetiſches, iſt eine Aufforderung an den wirklichen Simo ihnen Gerechtigkeit zu gewähren. Wo das Recht zweifelhaft iſt, beſchränkt ſich die gerichtliche Prozedur darauf, daß dem Kläger und dem Beklagten ein aus einer giftigen Baumwurzel bereitetes Getränk vorgeſetzt wird, das ſie zu gleichen Theilen und zwar ſo lang trinken müßen, bis ſie es entweder wieder von ſich geben oder ſterben. Darnach beſtimmt ſich Schuld oder Unſchuld.

Briefe über Indien.

Vierter Brief.

Satára

Lieber Georg!

Ich bin durch Deinen Brief, welcher den Unfall ſchildert, der Deinem Freund begegnete, weil er ſeinen Diener ſchlug, in eine ſo düſtere Stimmung verſetzt worden, daß ich mich zu einer langen Antwort wenig geneigt fühle. Wie unglücklich, daß die Briefe an Karl Dich verfehlten! Hättet Ihr dieſelben zuvor geleſen gehabt, ſo würde ſo Etwas wohl nicht geſchehen ſeyn! Schon häufig haben Fauſtſchläge, von Europäern an Eingeborne gegeben, ſehr unglückliche Folgen gehabt, ja ſelbſt den Tod bei Letztern verurſacht; doch hoffe ich, der arme Mann werde bald wieder völlig geneſen, obwohl das von Dir angeführte Symptom des Blutſpeiens ziemlich beunruhigen könnte. Es iſt immerhin ſehr grauſam und unmännlich ſo fein organiſirte Menſchen zu ſchlagen, und überdieß kann man für die Folgen, die ein ſolches Betragen für den Europäer ſelbſt hat, niemals ſtehen. Recht ergötzte ich mich einmal an der Geſchichte eines Herrn, der ſich mit ſeinem indiſchen Koch eingeſchloſſen hatte, um denſelben mit der Pferdepeitſche durchzuhauen. Nachdem er ſein Müthchen eine geraume Zeit an demſelben gekühlt, und zwar bedeutend länger, als dem Koch lieb war, ſchrie dieſer laut auf und bat um Gnade. „Du magſt ſchreien, Schuft,“ entgegnete der Herr; „ich habe ſchon dafür geſorgt, daß Niemand deßhalb kommt; die Thüren ſind verſchloſſen.“ Der Koch erfuhr nicht ſobald, daß Niemand ſeinem Gebieter zu Hülfe eilen könne, als er einen verzweifelten Verſuch machte, ſich ſelbſt der Peitſche zu bemächtigen, was ihm auch gelang, und womit er nun Jenen in gleicher Münze bezahlte. Der Engländer ſchämte ſich hierüber dermaßen, daß er gefliſſentlich Nichts in der Sache that, ſondern bloß den Koch aus ſeinem Dienſte jagte.

Trauriger endete eine andere Unvorſichtigkeit dieſer Art. Ein in der Boxkunſt wohl erfahrner Engländer ſchlug bei Gelegenheit ſeine indiſchen Bedienten. Jeder hatte das eine oder andere Mal die Wirkungen von ſeines Herrn edler Erziehung bereits ſattſam erprobt, nur der Hausmeiſter, ein Mohammedaner, noch nicht, welcher ſich ein Seyd zu ſeyn und von dem Propheten abzuſtammen rühmte. Eines Tages, da ſich der Herr eben zur Jagd anſchickte und die geladenen Piſtolen auf dem Tiſch lagen, ließ er um irgend eines Auftrags willen den Hausmeiſter rufen, und führte, da dieſer ſich in dem aufgetragenen Geſchäft eines Verſehens ſchuldig gemacht, eine höchſt beleidigende und beſchimpfende Sprache. Des Hausmeiſters Züge beurkundeten, mit welcher Entrüſtung er dieſelbe anhöre; auch vertheidigte er ſich mit vieler Wärme gegen die Anſchuldigung, unehrlich gehandelt zu haben. Erbittert über dieſe Entgegnung, die im Grund doch nur aus dem Bewußtſeyn der Schuldloſigkeit

Digitized by Google

entſprang, gab der Herr dem Diener ein Paar Streiche. Der aber fuhr an den Tiſch, faßte eine geladene Piſtole, ſpannte den Hahn und redete den Gebieter alſo an: „Unglück hat mich, obwohl ich ein Mann von Familie bin, dazu gebracht, mein Brod in Ihrem Dienſt zu ſuchen, mein Herr! Ich habe ſchon in vielen Häuſern gedient, aber noch nie wurde ich der Unehrlichkeit beſchuldigt, noch ſchimpflich behandelt. Heute bin ich nicht nur durch dieſes Weibes erniedrigt, ſondern ſogar geſchlagen worden. Meine Ehre verbeut mir, ohne ſolchen Schimpf gerächt zu haben, fortzuleben, und Dankbarkeit gegen einen Herrn, der mich genährt hat, rettet Sie vor den Folgen.“ Damit ſchoß er ſich die Kugel durch den Kopf. — Der Herr ſchlug nie wieder einen Eingebornen.

Wie oft *bin ich* Zeuge geweſen, daß Engländer über ihre *indiſchen* Bedienten in den heftigſten Zorn geriethen, bloß weil ſie ſich denſelben nicht verſtändlich machen konnten, und die Wuth, welche lediglich durch ihre eigne Unwiſſenheit veranlaßt wurde, nun an den armen Hindu's ausließen. Ebenſo kommt es gar häufig vor, daß man von den Bedienten Dinge fordert, von welchen ſie durchaus keine Kenntniß haben, weil ſie nie in England geweſen ſind. Immer jedoch fallen die Folgen einer übeln Behandlung des Dieners zuletzt auf den Herrn zurück. Einen bejammernswerthen Anblick bieten in dieſer Beziehung zuweilen Offiziere im Feld dar, die von aller Hülfe verlaſſen werden, wenn ſie ſolche eben am Nöthigſten haben. Ein übel behandelter Diener beraubt dann noch gar ſeinen kranken oder verwundeten Herrn, während der gütig gehaltene Bediente die größten Laſten willig fortſchleppt, um das Eigenthum des Offiziers zu retten.

Ueber die Juden in China und ihre heiligen Bücher.

(Schluß.)

Die Synagoge, von welcher der Pater Gozani redet, iſt ſehr verſchieden von jenen, welche wir in Europa ſehen, da ihr Bau an den Tempel erinnert. Der abgeſchloſſene Ort, wo nur der Synagogenvorſteher hingehen darf, ſteht dem Allerheiligſten parallel. Der dieſem zunächſt gelegene ſtellt diejenige Seite des Tempels von Jeruſalem dar, wo die Prieſter und Leviten ſich verſammelten und opferten. Der Saal endlich am Eingang entſpricht dem ſogenannten atrium Israelis. Höchſt merkwürdig iſt die Erwähnung des Allerheiligſten. Daß dieſer Name dem einen Theile der Synagoge mit Recht zukomme, beweiſt der Umſtand, daß nur dem Synagogenvorſteher der Eintritt in denſelben geſtattet iſt. Wer aber dieſer Synagogen-Vorſteher ſei, ob ein Levit, ein Hoheprieſter, oder ſonſt ein *angeſehener* Mann unter ihnen, darüber erhalten wir keine *Auskunft*. Die Erwähnung von Mandarinen, die ſie ſogar durch Bilder nach dem Tode verehren, iſt ebenfalls zu unbeſtimmt, als daß wir mit Gewißheit auf ihre eigentliche Stellung bei ihren Glaubensbrüdern ſchließen könnten. Nicht weniger räthſelhaft ſind die Rauchpfannen und die Verehrung des Confucius. So Viel jedoch glauben wir aus den von Gozani mitgetheilten Daten abnehmen zu können, daß die chineſiſchen Juden, die eben ſo rein von allem Götzendienſt wie die europäiſchen zu ſeyn ſcheinen, in jenem Gebrauche nur eine ſtaatsbürgerliche Feierlichkeit erkennen. Wenn ſie nur einen Schatten von abergläubiſchem Cultus darin wahrnähmen, ſo würden ſie gewiß nicht in den Saal des Confucius mit den übrigen Anhängern dieſes Philoſophen gehen.

Falſch iſt wohl die Meinung Gozanis, daß die chineſiſchen Juden den Text der heiligen Schrift corrumpirt hätten. Seine Argumentation verdient keine Widerlegung. Doch der Mann verdient Nachſicht, da ihm, wie er es ſelbſt nur zu oft geſtehen muß, die in dieſen Dingen erforderliche Kenntniß abging.

Von der Behauptung, daß die Chineſen den Juden Anfangs den Namen Tiao-kin-kiao gegeben haben, weicht die Angabe bei Brotier (Tac. t. 3. p. 568) ab. Hier heißt es alſo: Iudaei a Sinensibus appellantur Hoei-hoei, quod nomen commune habent cum Muhamedanis. Ipsi vero se appellant Tiao-Kin-Kiao, id est lex amputantium nervos, quod nervos venasque rescent, ut sanguine abstineant. Altero quoque nomine se nuncupant Lan-mao-hoei-hoei, quia inter orandum in Synagoga pileolo caeruleo caput tegant; contra vero Muhamedanos, quod tiara alba utantur, vocant Pemao-hoei-hoei.

Tien, ſagen die chineſiſchen Gelehrten iſt nichts Anders, als der Geiſt, der den Himmel regiert; weil der Himmel die allervortrefflichſte Schöpfung iſt, die durch jenes höchſte Weſen hervorgebracht wurde. Daher wird dieſes Wort auch zuweilen von dem materiellen Himmel gebraucht, und es kommt bei Beurtheilung der Bedeutung allemal auf die Sache an, von welcher es gebraucht wird. So ſagen die Chineſen z. B., daß der Vater der Tien ſeiner Familie, der kaiſerliche Statthalter der Tien ſeiner Provinz und der Kaiſer der Tien ſeines Reiches ſey u. ſ. w. In einem der angeſehenſten canoniſchen Bücher der Chineſen, Chuking, lieſt man, daß dieſer Himmel, dieſes allerhöchſte Weſen, das erſte Grundweſen aller Dinge, der Vater aller Völker ſey, ein Weſen, das ganz allein von keinem andern abhängig iſt, das Alles vermag, dem Nichts, auch die verborgenſten Geheimniſſe des Herzens nicht verborgen ſind ꝛc. Die Juden durften alſo Gott unter dieſem Namen füglich ebenfalls anbeten.

Zu dem ganz Eigenthümlichen der chineſiſchen Synagoge gehören endlich die dreizehn Bundesladen, da ſich in den europäiſchen nur Eine, auf der Morgenſeite, befindet, in welcher alle vorhandene Geſetzrollen aufbewahrt werden.

Hinſichtlich der Ausſprache des Hebräiſchen weichen Gozani und Kögler in ihren Angaben, wie wir aus den mitgetheilten Ueberſchriften erſehen haben, auffallend von einander ab. Während nach erſterm die Ausſprache der chineſiſchen Iſraeliten von unſrer europäiſchen nicht im Geringſten verſchieden iſt, iſt ſie nach letzterm eine ganz andere. Verſteht es ſich nun auch von ſelbſt, daß wir der Angabe Köglers den Vorzug geben, da ſeine Nachrichten von einiger Kenntniß des Hebräiſchen zeugen,

ſo bleibt dieſe Abweichung doch nicht wenig befremdend, da Cozani als des Hebräiſchen unkundig, hier nur berichten konnte.

Bei der geringen Anzahl der Juden in Cai-fong-fou — ob ſich in andern Städten in China auch Juden vorfinden, davon wiſſen wir bis jetzt Nichts — iſt ein allmäliges Erlöſchen ihres Stamms, weil ſie ſich mit den Landesbewohnern nicht verbinden, ſehr zu befürchten. *) Sollte demnach, eine Unterſuchung über ſie angeſtellt werden, ſo wäre es nicht rathſam dieſelbe in die Länge hinaus zu ſchieben.

Die Oaſe Audſchela.

Mitten in einer unermeßlichen Wüſte rothen Sandes bietet ein Palmenwald dem Wanderer Schatten dar, die Reſte der Vegetation haben den Sand mit Erde bedeckt; doch bezeugt hier und da ein ſpärliches Gerſten- oder Hirſenfeld, wie wenig dieſer Boden für den Feldbau geeignet iſt. Die reichſten Herren haben daher Mühe ein Pferd zu unterhalten; und der Bei zeigt mit Stolz eine Wieſe von ungefähr zwanzig Fuß im Umfange, auf welcher eine Art Klee gedeiht. Dieſer Bei iſt nicht die geringſte Merkwürdigkeit ſeiner Oaſe; er iſt ein Franzoſe, der als zwölfjähriger Knabe die Expedition nach Egypten mitmachte. Er wurde dem Paſcha von Tripolis verkauft und von dieſem als Mameluck in ſeine nächſte Umgebung aufgenommen; bis ſeine Tapferkeit bei dem Feldzuge Mohammed des Circaſſiers in Fezzan mit der Statthalterſchaft von Audſchelah belohnt wurde. Abu-Seid-Abdallah hat von ſeinem Vaterlande keine Erinnerung mehr, außer einer dunkeln Vorſtellung von Toulon und ſeinen Umgebungen; auch ſpricht er noch einige Worte gebrochen Provencaliſch.

Audſchelah gehört zu den Beſitzungen des Paſcha von Tripolis, und gleich Barca und Fezzan iſt es an einen Bei verpachtet, der dem Paſcha jährlich die Summe von 10,000 ſpaniſchen Piaſtern zahlt. Dieſe Steuer wird ausſchließlich von den Palmbäumen entrichtet, und ſie beträgt zwei Piaſter von Tripoli, d. i. ungefähr acht Sous für den Fuß. Um indeſſen nach dieſem Maßſtabe die Zahl der Palmbäume von Audſchelah zu berechnen, muß man nicht vergeſſen, daß nur die Hälfte der Bäume jener Steuer unterworfen iſt; die andere Hälfte gehört den Moſcheen oder frommen Stiftungen und iſt ſteuerfrei.

Die Dörfer, welche in dieſer Oaſe zerſtreut liegen, ſind aus Steinblöcken gebaut, die von einer Thonſchieferlage genommen werden, welche man ſechs oder ſieben Fuß tief unter dem Sande findet. Die meiſten Häuſer haben eine äußere Umzäunung mit einer kegelförmigen Hütte in der Mitte, die beide von Palmenzweigen gemacht ſind und zu der Verwahrung der Datteln, ſo wie des Vieh's dienen. Die Bewohner können ihrer eigenen Angabe nach 3,000 bewaffnete Männer in das Feld ſtellen, was für die geſammte Bevölkerung ohne Unterſchied des Alters oder des Geſchlechts 9—10,000 Seelen ergeben würde.

Die Beſchreibung welche Herodot von dem alten Augiles giebt, paßt auch auf das neue Audſchelah noch vollkommen; der Boden und die Menſchen ſind Daſſelbe geblieben, was ſie vor mehr als zweitauſend Jahren waren — dieſelben Palmenwälder, derſelbe Reichthum an trefflichen Datteln, derſelbe Salzhügel, und dieſelbe Quelle, welche ſchon der Vater der Geſchichte als die einzige des Landes nennt, werden uns auch von Pacho, dem neueſten Reiſenden, der dieſe Gegenden beſucht hat, auf gleiche Weiſe beſchrieben.

Rings von Wüſten umgeben und ohne den dichten Schatten, ſo wie ohne die erquickende Grüne und ohne die Quellen der egyptiſchen Oaſen ſind die Bewohner von Audſchelah von der Natur darauf hingewieſen, ein Wanderleben zu führen. Von Jugend auf bereiten ſie ſich für dieſe Beſtimmung vor; ſie gehen nach Ben Gazi und tauſchen ihre Datteln gegen Getreide und gegen Vieh aus; ſie bringen in das Nilthal die Ziegenfelle und den Honig der Gebirge von Barca und Straußfedern, die Beute ihrer Jagden in der Nachbarſchaft von Audſchela; und in dem Innern von Africa holen ſie die unglücklichen Sclaven, welche ſie nach Egypten und der Türkei verkaufen. Auf dieſen Wanderungen ſind die Sterne ihre Führer; die Aſtronomie iſt die früheſte Beſchäftigung ihrer Kindheit.

Lady Byron.

Die engliſchen Blätter verbreiten ſich ausführlich über ein liebreiches Sendſchreiben, welches Lady Byron an den Biographen ihres erlauchten Gemahls erlaſſen hat, um, wie ſie angiebt, ihre Eltern von dem Verdachte zu reinigen, als hätten dieſe durch alberne Einflüſterungen ihre Trennung von Lord Byron veranlaßt. Sie ſelbſt, erklärt die Lady, trage allein alle Schuld; ſie habe den Lord aus Gründen, die uns verſchwiegen werden, für wahnſinnig gehalten; ſie habe die eigene Familie des Lords und Dr. Bailly, einen bekannten Arzt, darüber zu Rathe gezogen, und als ſie ſich von ihm trennte, nur deßhalb den Schein eines vollkommenen Einverſtändniſſes mit ihm angenommen, um ihn in ſeiner unglücklichen Stimmung zu ſchonen! Später habe ſie ſich zwar überzeugt, daß der Lord nicht wahnſinnig ſey; aber um ſo viel weniger habe ſie zu ihm zurückkehren können; warum? erfahren wir nicht; es müßte denn ſeyn, weil die Lady einmal weiſe genug geweſen war, den großen Genius, der ſie ſeiner Zuneigung würdigte, für verrückt zu halten.

*) Dieſelbe Beſorgniß finden wir bei Brotier z. B. folgendermaßen an den Tag gelegt: **Sinensium autem Judaeorum res diu floruere; atque etiam ita adcreverunt, ut viros plurimos habuerint, Sinensibus litteris insignes, opibus validissimos, imperii quoque dignitatibus ornatos, provinciarum nempe rectores et mandarinos, ut loquuntur. Praecipuae eorum sedes memorantur Nimpo, Ning-hia, Hamtcheou, Peking et Cai-fong-fou. At paulatim labantibus Judaeorum rebus et multis ad Muhamedanam sectam deflectentibus, uti Judaeis Pekinensibus aliisque contigit, soli iam cognoscuntur Judaei Cai-fong-fou. Urbs autem caput est provinciae Honan, et ab Urbe Peking centum quinquaginta leucis distat. Variis ibi funestisque Judaei conflictati sunt, eorum Synagoge inundatione fluminis Hoang-ho anno 1446, incendio sub initia imperatoris Ouan-li, qui imperium tenuit ab anno 1573, ad annum 1620, iterum inundatione anno 1642 hausta est. Tum restituta extat adhuc, paucis forte annis duratura.**

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker

Num. 94 und 95. 4 und 5 April 1830.

Flint's Geographie und Geſchichte des Miſſiſſippi-Thals. *)

Das Miſſiſſippithal — zur Zeit der americaniſchen Revolution noch eine menſchenleere Wildniß — iſt gegenwärtig dreimal ſo ſtark bevölkert als die Vereinigten Staaten im J. 1783. Unaufhörlich wälzt ſich der Strom der Bevölkerung von den Küſten des atlantiſchen Meers gegen die weſtlichen Binnenländer und er wird nicht eher aufhören, als bis er den ganzen Kontinent bis zum fernen Geſtade des ſtillen Ozeans überſchwemmt hat. Bereits werden die Felſengebirge, die man noch vor Kurzem für faſt unüberſteigliche Bollwerke hielt, wie ſie es denn auch nach den Berichten von Lewis und Clarke in einer mehr nördlichen Richtung ſeyn müſſen, ohne Schwierigkeit (vergl. Ausl. v. J. Nr. 207), von den Pelzhändlern überſchritten und der Reiſende braucht nur den Flüſſen bis zu ihren Quellen zu folgen, um verhältnißmäßig bequeme Pfade zu entdecken; denn die Quellen eines öſtlich abflieſſenden Fluſſes entſprechen in dieſen Gebirgen immer wieder andere Quellen, die ihre Waſſer nach Weſten entſenden; den Schluchten auf der einen Seite, welche als Flußbett dienen, immer wieder Schluchten auf der entgegenſetzten Seite, und ſo entſtehen natürliche Brücken, welche ſelbſt über die ſteilſten Ketten hinüberführen. Was aber der Bevölkerung des Weſtens einen in höherm Grade kräftigen Charakter verleiht, iſt der Umſtand, daß es hauptſächlich die jugendlich aufblühenden Freiſtaaten des Oſtens ſind, welche ihren Ueberfluß an Menſchen dahin abgeben — Länder, wo der Auswanderer nicht wie in Ireland und der Pfalz ein armſeliges Kartoffelgericht und einen Zwölfkreuzertaglohn verläßt, ſondern wo guter Verdienſt und gute Koſt iſt, und wo alſo mehr nur der Unternehmende, der Rüſtige verſucht wird, ſich aufzumachen, um ſich eine freiere, eine unabhängigere Exiſtenz zu verſchaffen. Wir kennen kein Beiſpiel in der Weltgeſchichte, wo die Civiliſation in ſo wenigen Jahren über eine barbariſche Wüſte die Oberhand gewonnen hätte. Wie langſam waren die Fortſchritte in denſelben Gegenden unter den Franzoſen in einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten und in den Niederlaſſungen am atlantiſchen Meer unter den Auſpicien Englands! Unter dem Schutz der weiſen Regierung der V. St. geſchah in dem Weſten in fünfzig Jahren Mehr als in dreimal ſo langer Zeit auf der Oſtküſte und doch ſprach man am Anfang der Revolution von den engliſchen Colonien wie von einem Wunder. Aber der Contraſt zwiſchen dem Urzuſtande dieſer Colonien und ihrer Lage im J. 1775 kann nicht wunderbarer ſeyn, als die Schnelligkeit, mit welcher ſich aus ihrem Ueberfluß eine neue Welt jenſeits der Alleghani's gebildet hat!

Das Miſſiſſippithal zerfällt in climatiſcher Beziehung in vier Regionen. Die erſte beginnt bei den Quellen des Stroms und geht bis zu der Hundswieſe (prairie du chien); ſie hat daſſelbe Clima wie zwiſchen Montreal und Boſton. Die iriſche Patate erreicht ihre volle Größe, Waizen und Futterkräuter gedeihen gut. Der Apfel und Birnbaum muß ſchon ſüdlich gelegen ſeyn; der Pfirſich erfordert noch größere Pflege und während fünf Monaten im Jahr bedarf das Vieh des Schutzes gegen die Witterung. Das zweite Clima iſt das von Illinois und Miſſuri, das Land zwiſchen dem 41 und 37 Gr. der Breite. Das Vieh kommt ſelten in den Stall, oft aber braucht es ein Ob-

*) A condenset geography and history of the western states of the Mississippy Valley. By Timothy Flint, Author of „Recollections of the last ten Years in the Mississippy Valley.“ In two Voll. Cincinnati 1828. In Nordamerica ſcheint man die richtige Anſicht zu haben, daß eine allgemeine Geſchichte erſt mit Erfolg bearbeitet werden kann, wenn gute Specialgeſchichten vorhanden ſind. Von lezterer Art hat nun die nordamericaniſche Literatur bereits eine Reihe brauchbarer Werke aufzuweiſen, unter welchen das flint'ſche keine unbedeutende Stelle einnimmt. Schade, daß es noch keinem americaniſchen Buchhändler eingefallen iſt, eine vollſtändige Sammlung der americaniſchen Hiſtoriker zu veranſtalten, die gewiß jeden Freund der Geſchichte intereſſiren müßte, um ſo mehr da ſich gegenwärtig manche derſelben nur mit Mühe in dem Staub der Bibliotheken auffinden laſſen. In America ſelbſt wird, wie Everett im North American Review Nr. LXII S. 103 bemerkt, eine ſolche Sammlung gar ſehr vermißt; denn von einigen der ältern Werke exiſtiren in der ganzen Union nur ein oder zwei Exemplare, einzelne, wie es ſcheint, gar nicht mehr: ſo ſtellte Everett z. B. nach Sullivans Geſchichte von Maine und Mac Calls Geſchichte von Georgien Jahre lang umſonſt in allen groſſen Städten der V. St. Nachforſchungen an. Die ältern Schriften wie Capitän Smiths Geſchichte Virginiens, Winthrops Journal und Prince's Chronologie gehörten alſo ſo gut in den Plan wie die neueren, als da ſind Hutchinſon's Maſſachuſetts, Smiths New-York, Belknaps New-Hampſhire ꝛc.

Digitized by Google

dach. Der Waizen iſt hier zu Haus; hier giebt es die ſchönſten Aepfel, Birnen, Pfirſiche; überall blühen Perſimon und Pawpaw; für Futterkräuter iſt der Boden weniger günſtig. Das dritte Clima erſtreckt ſich vom 37 bis zum 31 Gr. der Breite. Nach der 35 Parallele bringt der Apfelbaum ſeine Frucht nicht mehr zur Vollkommenheit; zwiſchen dieſer und der 31 wächſt die Baumwolle für den Hausgebrauch, von der 31 an als Marktartikel. Die Feige reift in dieſem Clima. Von der 31 Parallele bis zum mexicaniſchen Golf hinab iſt das Clima des Zuckerrohrs und des ſüßen Orangenbaums. Die Olive würde ſich wahrſcheinlich leicht einheimiſch machen laſſen. Die Ströme gefrieren nicht mehr. Die Wälder ſtehen zu Anfang des März in Blüte. Faſt jede Nacht iſt ein Gewitter.

Eine Erfahrung, die man in Europa gemacht hat, beſtätigt ſich im Miſſiſſippithal. Es kann ein Land ſehr heiß und ein anderes ſehr feucht ſeyn und beide ſind geſund; ungeſund werden ſie, ſo wie Hitze und Feuchtigkeit ſich vereinigen. Die Campagna di Roma iſt weder der heißeſte noch der feuchteſte Theil von Europa; aber die Wirkung der italieniſchen Sonne auf die Sümpfe iſt ſtark genug die Malaria zu erzeugen. Wird das Land durch Anbau trockener, ſo werden damit auch die Krankheitselemente entfernt; man ſah Dieß unter Anderm an den Sciotoländern am Ohio, welche die Gräber der erſten Anſiedler waren und jetzt für ganz geſund gelten. Nach einer zweiten Regel trifft der Vorwurf der ungeſunden Lage vorzugsweiſe die reichſten und am Stärkſten bewaldeten Alluvialgegenden, und in dieſen wiederum die Hügel (bluffs) am Rand der weiten Thalgünde (bottoms) mehr als dieſe Thalgründe ſelbſt. Der Bewohner der ſchönen und luſtigen Hügel, welche die herrlichen Wieſen am obern Miſſiſſippi begrenzen, lebt ſcheinbar in einer viel reinern Atmoſphäre, als der Bewohner der Niederungen, und doch ſind Fieber und Krankheiten bei jenem weit häufiger. Dieſelbe Erfahrung lehren die Chickaſaw-Hügel, Fort Pickering oder Memphis, Fort Adams, Natchez, Baton Rouge, kurz alle Anhöhen längs den großen Strombetten. Aber ſo täuſchend iſt der Anblick dieſer Hügel, welche wie ein leichter Dunſt über der Thalluft zu ſchweben ſcheinen, daß die meiſten Anſiedler, von den Sinnen verführt, der Erfahrung zum Trotz auf ihnen ihren Sitz aufſchlagen. Woher dieſe ſonderbare Erſcheinung? Man behauptet — ob mit Recht, wiſſen wir nicht — daß das Miasma, welches ſich aus den mit faulen Vegetabilien angefüllten Moräſten entwickelt, ſpezifiſch leichter ſey als die atmoſphäriſche Luft; daß es folglich ſich über die Ebene erhebe, um ſich mit der dort herrſchenden reinern Atmoſphäre ins Gleichgewicht zu ſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Gemälde aus Mexico.

4) Xavier Mina.

(Schluß.)

Die Patrioten zogen, von Minas Truppen begleitet, zunächſt nach einem ihrer befeſtigten Ranchos, ſodann nach dem Fort del Sombrero (wörtlich „des Huts“ von der Aehnlichkeit des Berg-Gipfels, auf welchem es ſtand, zwanzig Meilen (10 Stunden) nordöſtlich von der Stadt Leon, die man von demſelben deutlich ſieht. Gegenwärtig iſt dieſes Bollwerk der Revolution nur noch ein Haufen von Trümmern. Der erſte Schritt, welchen Mina bei der Ankunft im Fort that, war, ſeine und ſeiner Waffengenoſſen Dienſte zu Füßen der Regierung der Independenten zu legen, als deren Repräſentant hier Don Pedro Moreno auftrat, der Befehlshaber des Platzes und würdige Helfershelfer des Padre Torres.

Dieſer Prieſter, zu jener Zeit, da Vittoria und Guerrero in die Gebirge zurückgezogen waren, die letzte Stütze der Independenten, ein Ungeheuer wie die Geſchichte wenige aufweiſt, hatte ſich auf einem Berg eine Feſte erbauen laſſen, von wo aus er ſeine Dekrete zu Plünderung, Brand, Verbannung und Tod herabſchleuderte, ohne weder politiſche Meinung, noch Alter, noch Geſchlecht zu ſchonen. Hier, auf einem Bett von Roſen durch ſchöne Mädchen gewiegt, die ihm ſorgſam die Mücken abwehrten, rief er oft aus: „Yo soy Xefe de toto el mondo“! (ich bin das Haupt der ganzen Welt). Zu ſeinen Offizieren nahm er bloß Menſchen aus den Hefen des Volks, ſo unwiſſend, und roh, daß ſie ſich die ſchriftlich an ſie gerichteten Befehle von Andern vorleſen laſſen, und die Antworten darauf mit einem Siegel oder ſonſtigen Merkzeichen unterfertigen mußten. Wer einige Bildung verrieth, oder Widerwillen blicken ließ, die grauſamen oder thörichten Anordnungen des Sultans zu vollziehen, war ſo gut als verloren. Von dieſen Verordnungen hier nur zwei Beiſpiele. Unter der bloßen Vorausſetzung, die patriotiſch geſinnten Städte Valle de Santjago, Penjamo und Purnandiro könnten vielleicht den Königlichgeſinnten dereinſt zu Zufluchtsorten dienen, befahl er, dieſelben bis auf den Grund zu zerſtören, ja er geſtand den Einwohnern nur ſechs Stunden zu, ihr Eigenthum wegzubringen, worauf ſie ſelbſt, jeder ſein eignes Haus, anzünden ſollten. Die von Penjamo verlangten, daß man ihnen mindeſtens eine längere Zeit zu Wegſchaffung ihres Beſitzthums, und Aufſuchung irgend einer ſichern Stelle geſtatten möge. Als Antwort ſchickt Torres einen Haufen ſeiner Henkersknechte, welche unverweilt mit lodernden Fackeln die Straßen durchrennen, und eine der ſchönſten, reichſten Städte des Bario alsbald eingeäſchert haben. Dabei iſt zu bemerken, daß dieſe Städte ſich von jeher der patriotiſchen Sache ungemein ergeben bewieſen hatten, und der Feind nie im Stand geweſen war, in dieſelben einzudringen. Jetzt aber, da er keine Bewohner mehr fand, die ſich widerſetzten, war ihm Dieſes ſehr leicht gemacht, ſo daß der Zweck des Mordbrenners kein andrer ſeyn konnte, als entweder von ſeinem Berg-Neſte herab ſeine Zerſtörungsluſt einmal auf recht befriedigende Weiſe zu büßen, oder irgend eine perſönliche Rache zu nehmen.

Ein andres Mal näherte er ſich mit ſeiner wilden Schaar einer Hacienda: die Bewohner, die es mit den Patrioten hielten, flohen, in der Meinung die Heranziehenden ſeyen Rojaliſten. Sogleich ließ er eine große Zahl Derer, welche geflohen waren, niederſchießen, als Strafe für die Flucht, wofür er ihnen hätte dankbar ſeyn ſollen, da ſelbige ja nur ein Beweis

Digitized by Google

ihrer Anhänglichkeit an die Sache der Independenten ſeyn konnte. Nichts vermochte ihn zu erweichen, die Unſchuldsbetheurungen der Verurtheilten ſo wenig, als die Bitten und Thränen ihrer Weiber, Kinder und Eltern.

So ſtand es um die Independenten, als Mina mit der Schaar ſeiner Tapfern ihnen großmüthig zu Hülfe kam. Don Pedro Moreno nahm als Vertreter des Padre Torres die Dienſte des Generals an. Ein Manifeſt machte das glückliche Ereigniß bekannt, welches allerdings den Muth der Patrioten wieder bedeutend hätte heben, und den Königlichgeſinnten Beſorgniſſe erregen dürfen, wenn der Held von Navarra zu weniger eiferſüchtigen Menſchen, als die Mexicaner, zu weniger ſtupiden und herrſchbegierigen Häuptlingen gekommen wäre. Er ließ ſeine Truppen einige Tage im Fort del Sombrero ausruhen, und verlangte dann, daß man ihm Gelegenheit darbiete, ſein kleines Heer von Neuem zu erproben. Ein gewiſſer Don Felipe Caſtanon, der Schrecken der Patrioten in jener Gegend, durchzog damals das nächſt gelegene Land mit Feuer und Schwert, und ſchlachtete, gegen den ausdrücklichen Befehl des Vicekönigs Apodaca, ſelbſt Weiber und Kinder ab, „denn," ſagte er, „ſie riechen nach Patriotenthum." Gegen Dieſen rückte Mina aus. Er traf ihn bei der Hacienda de San Juan de los Lanos, ſchlug und vernichtete ſeine an Zahl überlegene Truppe gänzlich, und erlöſte die Welt von dieſem Auswürfling. Die Siegeszeichen beſtanden in etwa 500 getödteten oder gefangenen Feinden, zwei Feldſtücken, 500 Flinten „engliſcher Fabrik"*) und einer großen Menge Gepäck, Schießbedarf und Rüſtzeug. Der bedeutendſte Verluſt ſchien der Tod des Major Maylefer, eines Schweizers, ehmaligen Dragonerofſiziers unter Napoleon, ſpäter in Dienſten der ſpaniſchen Cortes, der mit ausgezeichneten kriegeriſchen Anlagen eine ſehr ſchöne Seele verbunden haben ſoll. Das Wunderlichſte bei dieſem Strauß aber waren die Kartätſchenſchüſſe des Feindes, denn ſie beſtanden in Colonaten.

Demnächſt machte Mina dem Don Juan de Moncada, Grafen von Jaral, einem Creolen, der noch heut für den reichſten Mann in Mexico gilt, und damals zu den Spaniern hielt, in deſſen Hacienda del Jaral, einen Beſuch. Der Graf, Sohn eines ſpaniſchen Privatmanns, hatte ſich ſeinen Titel durch ein Regiment Reiterei erkauft, das er, vollkommen ausgerüſtet, dem König zum Geſchenk machte. Die Güter dieſes Mannes, zuſammen mit denen der mexicaniſchen Carmeliter, einem unermeßlich reichen Orden, welchem z. B. die vorerwähnte Hacienda del Peotilla angehört — und mit den Beſitzungen eines gewiſſen ebenfalls ſeines Reichthums wegen vom König geadelten Grafen Galves, ſollen einen größern Raum einnehmen, als ganz Spanien.

Der Graf del Jaral wartete Mina nicht ab, ſondern floh mit den 3—400 Mann, welche ſeine Reſidenz vertheidigen ſollten. Wäre die Hacienda in die Hände eines andern Patrioten gefallen, ſo ſtünde ſie wahrſcheinlich nicht mehr: Mina begnügte ſich, das dort liegende Geld mitzunehmen, was ungefähr auf 240 oder 250,000 Colonaten angeſchlagen werden mag, und ſtellte mit hoher Uneigennützigkeit dieſe ganze Summe dem Befehlshaber des Forts Sombrero zu, was denn auch den Padre Torres bewog, ſich ſchleunigſt nach dem Fort zu begeben, um den neuen Gaſt zu begrüßen, und die überlieferte Beute einzuſtreichen. Indeſſen hatte ſich durch dieſe glücklichen Erfolge bereits eine gewiſſe Eiferſucht gegen Mina unter den Patrioten eingeſchlichen, die um ſo erklärlicher iſt, als der General ein Fremder war, und durch rojaliſtiſche Agenten Mina's Abſichten auf alle Art verdächtig gemacht wurden. Aus dieſen Gründen benachrichtigte man ihn in Sombrero gefliſſentlich nicht von der wahren Lage der Rojaliſten in der nahen Stadt Leon, weßhalb ſeine Unternehmung auf dieſelbe dann auch fehlſchlug. Die dortige Beſatzung war nämlich dreimal ſtärker, als er glaubte; er wußte nicht, daß ſeit Kurzem einer der geſchickteſten ſpaniſchen Anführer, der General Negrette, dort befehligte, und über die Lage der Stadt mußte er geradezu falſch berichtet worden ſeyn, denn er griff ſie von der Ebene, in O an, während ſie in W von einem Hügel beherrſcht wird, der hiezu unendlich geeigneter geweſen wäre. Mina verlor gegen hundert Mann, und überdieß einen großen Theil des Zaubers, welchen die fortdauernden Siege bisher auf ſeinen Namen geworfen: der Feind ward inne, daß er mehr nur „Guerillero" als wirklicher Feldherr ſey. — Negrette ließ alle Gefangene erſchießen; Mina behandelte die ſeinigen milde.

Mittlerweile war der Vicekönig Apodaca auf ſeiner Hut. Er fühlte, daß Minas Siege und Ankunft gar leicht das Feuer der Empörung im Süden neu anfachen könnten. Indeſſen ruhten bis jetzt noch die Helden des Südens im Schatten der königlichen Amneſtie, und im Norden war die Sache der Patrioten durch Anarchie, durch Eiferſucht und Deſpotismus des Patre Torres gelähmt; Apodaca vermochte alſo in der Eile 5—6000 Mann zuſammenzuraffen, welche er Mina ſchleunigſt entgegenſandte. Dieſer hatte mit Padre Torres ſeine Verabredungen getroffen: er zählte auf 8000 Mann, Kriegsgeräth, Schießbedarf, Mundvorrath, was ihm von Jenem insgeſammt für Sombrero verſprochen worden war. In dieſer leeren Hoffnung ſah er plötzlich das Heer Apodacas vor dem Fort erſcheinen, deſſen Beſatzung mehr aus Weibern und Kindern, als aus Männern beſtand, und keine Lebensmittel hatte. Mina verließ daſſelbe nach einiger Zeit mit wenigen Begleitern und gewann glücklich das Freie, von wo er ſich denn zu Padre Torres begab, um von ihm Unterſtützung zu fordern. Dieſer erklärte jetzt gerade zu, daß er keine geben könne; und Sombrero, das die zurückgelaſſenen Vertheidiger beinah einen Monat lang behaupteten, ſomit fiel endlich dem Feind in die Hände. Das kleine Häuflein ging bei dieſer Gelegenheit beinah gänzlich zu Grund; namentlich verlor Mina ſeinen General-Bevollmächtigten, den Obriſt Young, einen Amerikaner, den „Bravſten der Braven."

Mina hatte ſich nach der Hacienda de la Tlachiquera, im Schoß eines großen Gebirg-Thales, beinah auf der höchſten Höhe der ſogenannten großen Cordillere, (der Hauptkette von

*) Der ſcharfzüngige Beltrami macht ſich den Spaß, obige Worte durch liegende Schrift auszuzeichnen: als ob das engliſche Miniſterium, unter deſſen beſonderer Beaufſichtigung die Ausfuhr engliſcher Gewehre allerdings ſteht, eine ſolche Ausfuhr nach dem befreundeten Spanien ſchicklicher Weiſe hätte verbieten können.

Digitized by Google

Sierra Madre) begeben. Von hier aus wäre er, wenn ihm von Torres Hülfe geworden, dem Feind in den Rücken gefallen. Der Beſitzer dieſer Hacienda, Don Mariano Herrera, ein Creole, war vielleicht von allen Patrioten allein ſein aufrichtiger Freund. — Nach Tlachiquera verfügte ſich der Reſt der Beſatzung von Sombrero, nur noch 19 Mann, und unter dieſen nur noch 7 bis 8 von der urſprünglichen americaniſch-europäiſchen Schaar. „Wo ſind die Andern?“ fragte Mina. — „Wir ſind die Einzigen, die noch leben!“ Dieſe Antwort bewegte den Helden zu Thränen.

Die Spanier zogen nach dem Blutbad von Sombrero gegen das Fort los Remedios, wo Padre Torres ſeine ganze Macht zuſammengezogen hatte. Dort fehlte es an keinerlei Bedürfniß, Torres war dabei! allein obwohl der Obriſt Naboa und andre Offiziere aus der americaniſch-europäiſchen Schaar, welche von Mina großmüthig an Jenen abgetreten worden waren, ſich alle Mühe gaben, Ordnung einzuführen, und die Feſte in gehörigen Vertheidigungsſtand zu ſetzen, ſo herrſchte daſelbſt doch allenthalben Ueppigkeit, Ränkeſucht, Zwietracht und Unentſchloſſenheit. Los Remedios liegt auf einem Berg, der ſich, wie hervorgezaubert, mitten aus den ſchönen, weitgedehnten Ebenen des Bario erhebt. Mina verabredete mit Torres und den bei dieſem gelaſſnen Offizieren, daß, während ſie das Fort vertheidigten, er das Flachland durchziehen wolle, um den Belagerern die Zufuhr abzuſchneiden und ſie auf jede Art zu beläſtigen. Wirklich war ihm gelungen, ein ziemlich anſehnliches Reitercorps zu bilden; auch hatte er einiges Fußvolk zuſammengebracht. Mit dieſen nahm er Biscocho und San Luis de la Paz, zwei von den Rojaliſten befeſtigte Plätze weg. Dagegen wurde er von San-Miguel-el-Grande und von der befeſtigten Hacienda Sanja zurückgeſchlagen.

Faſt ſämmtliche Anführer der Patrioten ſahen Mina mit eben ſo viel Eiferſucht und Mißtrauen an, als ihr Oberſter, Padre Torres. Sie leiſteten ihm nicht den geringſten Vorſchub, nachdem ſie ihm Alles verſprochen hatten, und ließen ihn bei den gemeinſam verabredeten Unternehmungen jedesmal im Stich. Zum Unglück kam es überdieß noch zum offnen Bruch zwiſchen ihm und dem ſchändlichen Torres. Mina hatte nämlich die Abſicht, Guanaruato, als den Brennpunkt der rojaliſtiſchen Macht im Bario, durch Ueberrumpelung zu nehmen. Torres widerſetzte ſich und gab von der Feſte herab an alle Anführer ſeiner Partei Befehl, dem General durchaus keine Hülfe zu leiſten, dieſer müßte denn die Belagerer unmittelbar angreifen wollen; denn der hochwürdige Vater vergaß jetzt über der nahen, ihm ſelbſt und ſeinen Schönen drohenden Gefahr, jede anderweitige Angelegenheit der Independenten. Mina, von allen Freunden zurückgewieſen, fuhr fort mit abwechſelndem Glück zu kämpfen; konnte aber ohne Mitwirkung der Uebrigen natürlich keinen Hauptſchlag ausführen, beſonders da er ſelbſt von einem ſpaniſchen Reiter-Corps, unter Anführung des Obriſten Orrantia, von allen Seiten umſchwärmt und ausgeſpäht wurde.

Um den Feind zu täuſchen, hieß er ſeine Truppen für den Augenblick aus einander gehen und verfügte ſich nach Xauxilla, einem Fort, wo das Schattenbild eines Congreſſes ſaß, welchen Padre Torres errichtet hatte, um ſeiner Tyrannei einen Anſtrich von Geſetzmäßigkeit zu geben. Dieſem Congreß legte Mina den Vorſchlag Guanaruato zu überrumpeln abermals vor. Nach einigem Widerſtreben wurden ihm fünfzig Mann zu dem Unternehmen zugetheilt. Er beſtimmte ihnen einen Ort der Zuſammenkunft *), indem er zugleich Sorge trug, daß ſeine übrigen Leute ſich ebenfalls dort wieder einfanden. Aber die Unternehmung auf Guanaruato ſchlug fehl.

Von Neuem ließ er die Truppen aus einander gehen, und ſchlug mit nur wenigen Begleitern den Weg nach der Cordillere Santa Roſa, nördlich von Guanaruato, ein. Es war ein Sonntag; er hielt bei einer im Feld ſtehenden Kapelle an, um die Meſſe zu hören, die hier an Feſtagen durch einen Prieſter von Sillao geleſen wurde. Dieſer meldete bei ſeiner Rückkehr dem Obriſt Orrantia die Richtung, welche Mina genommen. Der Obriſt zweifelte nicht, daß er ſich zu ſeinem Freund Herrera nach Venadito (einem Rancio, der zu der Hacienda Tlachiquera gehört), begeben habe, und traf ſeine Vorkehrungen ſo, daß Mina durch Nichts gewarnt werden konnte. In der Nacht kam Orrantia an und ließ den ganzen Rancio in wohlberechneten Entfernungen umringen. Der Eingeſchloſſene merkte Nichts von der Gefahr, bis es zu ſpät war. Das Haus, in welchem er ſich befand, das jetzt ganz zerſtört iſt, ſtößt nach hinten zu an eine tiefe Schlucht, durch welche unten ein reißender Bach hinläuft. Angetrieben von Herrera und deſſen Schweſter ſpringt Mina die Schlucht hinab in den Bach, in der Hoffnung ſich jenſeits deſſelben im dichten Gehölze zu retten. Aber Orrantias Schaar hatte nicht ermangelt die Schlucht, und die Gegend hinter derſelben, zu beſetzen. Ein Dragoner ſtürzt auf den Flüchtigen zu, und hält ihm die Piſtole entgegen. Mina

---

*) Die Art der Patrioten, den Krieg zu führen, war nämlich folgende: In jedem Bezirk wählte das Volk ſeine Anführer, wobei man nur auf Muth und Unerſchrockenheit ſah, ohne ſich um Feldherrntalent zu kümmern, aber auch ohne an einem Kaſtenvorurtheil zu hängen. Bloß der Kommandant des Bezirks wurde von dem Obergeneral ernannt, welcher letztere jedoch dieſen ſeinen Poſten oft wiederum nur durch ſich ſelbſt erlangt hatte. Sollte ein Corps ſich irgendwo ſammeln, ſo benachrichtigte der General hievon die Bezirks-Kommandanten; dieſe ſetzten ihre Offiziere, und letztere endlich ihre Soldaten davon in Kenntniß. Ein Verſammlungsort wurde beſtimmt, wie z. B. das vorerwähnte la Tlachiquera, wohin ſich in Folge einer ſolchen Beſtimmung die Reſte der Beſatzung von Sombrero begaben. Die Soldaten machten ſich entweder ſelbſt bewehrt, oder trugen die Waffen, welche man an ſie austheilte, wie der Zufall ſie gerade verſchaffte. Eben ſo verhielt es ſich mit dem Schießbedarf. Bezahlt wurden ſie, wenn hie und da von den Verſchleuderungen der Häuptlinge noch etwas Geld übrig blieb; im entgegengeſetzten Fall mußte Plünderung den Sold erſtatten. Zogen ſie in einem Gefecht den Kürzern, ſo zerſtreuten ſie ſich nach allen Seiten, um an einem entlegenern Ort wieder zuſammenzutreffen; waren ſie die Sieger, ſo blieben ſie vereinigt, bis der General für dienlich achtete, ſie zu entlaſſen, wo dann Jeder ging, wohin es ihm gefiel. Natürlich hatten die disciplinirten, wohlbewaffneten Spanier große Vortheile über dieſe abenteuernden Horden voraus; bei gleichen Streitkräften jedoch waren, vornehmlich in der letzten Zeit, die Mexicaner gewöhnlich die Sieger. Beſonders iſt die mexicaniſche mit Säbel, Lanze und Schleuder bewaffnete Reiterei furchtbar.

Digitized by Google

hatte im Herabſpringen ſeinen Säbel zerbrochen; kein Mittel zur Vertheidigung blieb ihm,. ruhig ſagt er zu dem Dragoner: „Halt! ich bin Mina; führ mich zu Deinem Commandeur.“ Orrantia war niedrig genug, den Gefangenen mit der flachen Klinge zu ſchlagen, worüber ihm dieſer mit edelm Stolz Vorwürfe machte. Von ſeinen Begleitern entkamen Einige ins Gebirg; Wer dem Feind in die Hände fiel, wurde ſogleich getödtet; unter Letztern auch Don Pedro Moreno, der ehemalige Befehlshaber von Sombrero, deſſen abgeſchlagnes Haupt Mina unter Schmähungen gezeigt ward.

Don Mariano Herrera, deſſen man ſich ebenfalls bemächtigt hatte, entging dem Tod nur durch die Entſchloſſenheit ſeiner Schweſter. Wie Mina wurde auch er mit Stricken gebunden; jene aber ſteckte Beiden heimlich ein Meſſer zu, um ſich unterwegs los zu ſchneiden. Es ſcheint jedoch, daß Mina, in ſein Schickſal ergeben, und verzweifelnd an der Sache den Independenten, welche Menſchen, wie Torres, verfallen war, verſchmäht habe, ſich dieſes Rettungsmittels zu bedienen.*) Die Gefangenen wurden nach Silao, dann nach Irapuato geführt; von hier ward Mina allein in das ſpaniſche Lager vor los Remedios gebracht. Apodaca hätte ihn gerne nach Mexico ausgeliefert gehabt, um durch ſeinen Tod mehr Aufſehen zu machen, oder ihm etwaige Geheimniſſe abzugewinnen; aber die Theilnahme fürchtend, welche Jedermann für den jungen Helden fühlte, ſandte er den Todesbefehl nach dem ſpaniſchen Lager. Mina wurde vor los Remedios, Anfangs Novembers 1817, erſchoſſen.

Bald nach ſeinem Tod fiel die Feſte, nach einer wirklich ſehr tapfer[illegible]ertheidigung von Seiten der Mexicaner, den Spaniern in die Hände, wobei dieſe unglaubliche Grauſamkeiten ausübten. Um den Geiſt des Independentismus im Norden eben ſo gänzlich zu erſticken, wie Dieß im Süden geſchehen war, fehlte alſo Nichts mehr, als die Uebergabe des Forts Xaurilla mit dem Congreß, den Padre Torres von den Gebirgen des Bario aus, wo er ſeit dem Fall von los Remedios flüchtig umherirrte, immer noch beherrſchen zu wollen ſich herausnahm. Xaurilla wurde belagert und genommen; der Congreß aber hatte ſich noch zuvor weggegeben und ſchweifte unſtät in den Tierras Callientes von Valladolid um, ohne irgend eine andre Stütze mehr, als den Muth und die Kraft eines gewiſſen el Guiro, eines jungen Indianers von 26 Jahren, der ſich bei einer Menge Gelegenheiten als einen der furchtbarſten Verfechter der Unabhängigkeit erwieſen hatte. Im Einverſtändniß mit Dieſem, der eine kleine Abtheilung Reiterei befehligte, ſprach der Congreß die Abſetzung des Torres aus, und ernannte an ſeiner Statt zum Generalkommandanten der Provinz den Obriſt Arago, einen von Minas Offizieren, welcher der Gefangenſchaft in Venadito entgangen war, Bruder des berühmten franzöſiſchen Aſtronomen. Torres lehnte ſich dawider auf, aber el Guiro griff ihn an und ſchlug ihn in die Flucht. Endlich fiel das Ungethum durch den Dolch eines Patrioten ſelbſt, den er im Spiel betrogen hatte. Indeſſen vermochte auch Arago für jetzt nicht das Mindeſte auszurichten, el Guiro wurde gefangen und erſchoſſen, und die mexikaniſchen Revolution ſchien geendigt. Ein neuer Akt begann erſt wieder, als Iturbide ſich zum Kaiſer aufwarf.

*) Ward, der auch die Gefangennehmung Minas etwas anders erzählt, weiß von ſolch einem zugeſchobenen Rettungsmittel, und der Möglichkeit es zu benutzen, Nichts. Zwar verſichert Beltrami den Don Mariano in Venadito perſönlich kennen gelernt zu haben, und könnte folglich als genau unterrichtet in der Sache erſcheinen, allein, nach dem Urtheil ſeiner eigenen Landsleute: è vero che talora si lascia un poco trasportare sulle ale d'una fervida immaginazione. (Worte der Antol giornal. in Bezug auf die pilgrimage in Europe und America.)

Briefe über Indien.

Fünfter Brief.

Satâra.

Lieber Georg.

Die Urſache, welche Du von dem Deinem jungen Freund zugeſtoßenem Unfall anführſt, macht die Sache nur noch ſchlimmer. Du ſagſt, als dieſer ſeinen Bedienten gefragt habe, (natürlich auf Engliſch, was jener nicht verſtand,) warum er auf ſo flegelhafte Art mit gekreuzten Armen da ſtehe, ſey der Burſche unverändert ſo ſtehen geblieben; ja Du gehſt ſogar ſo weit zu behaupten, Eure beiden Diener hätten dieſe unanſtändige Gewohnheit angenommen, ſeit Ihr aus der Hauptſtadt weg wäret. Das Wahre an der Sache iſt, daß Ihr dort unter den Luſtbarkeiten der europäiſchen Geſellſchaft auf die Gebräuche Eurer Bedienten nicht Acht gabet, denn die Stellung, über welche Du Klage führſt, iſt die ehrerbietigſte, die ein Eingeborner in Gegenwart ſeines Herrn annehmen kann, ſo daß der Bediente Deines Freundes, der ſich jetzt wegen des kindiſchen Zorns eines Knaben in Lebensgefahr befindet, in dieſes Unglück bloß dadurch gerieth, weil er zu emſig bemüht war, demſelben ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Verzeihe meine Hitze, aber ich verliere alle Geduld, wenn ich daran denke, was ſich die Eingebornen bisweilen wegen der Unwiſſenheit und des Jähzorns der Engländer gefallen laſſen müſſen. Deinen eignen Worten nach liegt der Mann noch ſehr gefährlich; was werden Deine und Deines Freundes Empfindungen ſeyn, wenn er nun wirklich ſtirbt, und letzterer wegen ſeines Todes vor Gericht muß? Mache Dich doch ſobald als möglich bekannt mit den Sitten der Hindu's; meinerſeits ſoll es Dir hierüber an Anweiſungen nicht fehlen. Freilich darf ich mich über Deine Unwiſſenheit in dieſer Hinſicht nicht zu ſehr wundern, wenn ich eines Offiziers gedenke, der nach zehnjährigem Aufenthalt in Indien ſeinem Bedienten in meiner Gegenwart aus dem nämlichen Grund Ohrfeigen gab, welcher Deinen Freund und Dich ſo ſehr entrüſtet zu haben ſcheint.

Die Sitten der Europäer und Indier weichen in unendlich vielen Beziehungen von einander ab. Die Verbeugung, welche zu unſern Höflichkeitszeichen gehört, wird von einem gelehrten

Digitized by Google

mohammedaniſchen Geſchichtſchreiber, bei Gelegenheit der portugieſiſchen Gebräuche, als „ein pavianmäßiger oder äffiſcher Gruß“ beſchrieben, und was würden erſt wir von dem javaneſiſchen Landvolk denken, welches zum Zeichen ſeiner Ehrerbietung niederſitzt, wenn ein Vornehmer vorbeigeht?

Viele Engländer ſind unbillig genug, von jedem Eingebornen, welchem ſie begegnen, eine Verbeugung zu erwarten, ja ſogar, wenn ſie in ein Zimmer treten, wo ein vornehmer Hindu ſitzt, zu fordern, daß dieſer ſich erhebe, und ſie nach europäiſcher Art begrüße. Die Sitten wechſeln in dieſer Hinſicht in den verſchiedenen Gegenden Indiens ungemein. Ein wohl erzogener Mohammedaner wird in den meiſten Fällen Dir ſeinen Sitz anbieten, und ſich, falls er Dich auch gar nicht näher kennt, nicht eher ſetzen, bis Du ſelbſt Platz genommen haſt. Die Hindu's ſind weder in ihrem Benehmen noch in ihren Ausdrücken ſo höflich, als die Mohammedaner; aber die ehrliche Derbheit ihrer Mittelclaſſen erinnert einen Engländer dermaßen an die Art des eignen Vaterlands, daß er einen Mangel an feinerem Betragen gern vergiebt, ſo bald er ſich nur etwas mit dem Volk bekannt gemacht hat. In den höhern Claſſen wird dagegen bei Hindu's, wie bei Mohammedanern, ſo genau auf gewiſſe Regeln der Schicklichkeit geſehen, als nur immer bei uns. So hält es z. B. ein Mann von Stand für ungeziemend, von einem Fremden, mit welchem er im Haus eines Dritten zuſammentrifft, Notiz zu nehmen, ſo lang jener der Geſellſchaft nicht vorgeſtellt worden iſt; nach der Vorſtellung aber hört jede weitere Förmlichkeit auf.

Gleichwohl herrſcht die Neigung, in allem Möglichen einen Mangel an Ehrerbietung zu ſehen, bei den engliſchen Civil- und Militärbeamten ungemein vor; am Meiſten bei letzteren, theils weil ſie überhaupt die Landes-Sitten weniger kennen, theils weil ſie von den Soldaten her, den einzigen Eingebornen, mit welchen ſie in Berührung kommen, an die Unterwürfigkeit und den Gehorſam des Kriegs-Dienſtes gewöhnt ſind, und von dieſen Leuten ungerechte Vorurtheile gegen die übrigen Kaſten einſaugen. Ich ſah hievon ein merkwürdiges Beiſpiel an einem Offizier, mit welchem ich über eine ſchmale hölzerne Brücke ging, vor der mehrere angeſehene Braminen ſaßen, die in dem vorbeifließenden Waſſer ihre Morgen-Abwaſchung vornahmen. Einer, der uns gerad im Weg war, ſtand auf uns vorbeizulaſſen; ein anderer, der dieſem zunächſt ſaß, bog ſich zu gleichem Zweck nur etwas auf die Seite. Mein Begleiter, erboßt daß er ſich nicht erhebe, und ihn begrüße, ſtieß ihn in den Fluß und nannte ihn auf indiſch eine ungezogene Beſtie. Zufällig war es der Vorſitzer eines indiſchen Gerichtshofs. Umſonſt ſtellte ich dem Freunde vor, daß er ſehr ſchlimm gethan und bat ihn, ſich zu entſchuldigen; ich hatte endlich genug zu thun, den Braminen abzuhalten, daß er nicht eine Anklage beim Gerichtshof einreichte. Der Offizier ſtand ſchon ſeit zehn Jahren bei der indiſchen Armee, hatte aber ſich wirklich noch keinen Tag von ſeinem Regiment getrennt. Er war ein guter Soldat, und bei den Sipoys ſehr beliebt, an welchen er ſeinerſeits in eben dem Grade hing; gegen alle Braminen aber hegte er einen unbegründeten Widerwillen, und brauchte hinſichtlich ihrer nie eine andere Benennung, als „Schurken.“ Fragte man ihn, in wiefern er dieſelben als ſolche erfunden hätte, ſo wich er der Antwort jederzeit durch die allgemeine Behauptung aus, daß ſie bei dem Volk in ſo hohem Anſehen ſtänden.

Bei Gelegenheit der Begrüßungen lege ich Dir die Wichtigkeit ans Herz, womit die Eingebornen dieſe Ceremonie und ihre Erwiederung anſehen. Nur gekrönte Häupter haben das Vorrecht den ihnen ertheilten Gruß bloß mit einem leichten Kopfnicken zu erwiedern. Alle übrigen Stände nehmen dieſen Punkt ſo genau, daß ſelbſt Männer von hohem Rang, ehe ſie ſich der Gefahr ausſetzen, durch Nichterwiederung eines Grußes, Anſtoß zu erregen, lieber Bediente mit goldnen oder ſilbernen Stäben vor ſich herſchreiten laſſen, welche ſie auf jeden Gruß der Vorübergehenden aufmerkſam zu machen haben, indem ſie mit lauter Stimme rufen: „es beliebe Ihnen rechts oder links nach Dem oder Dem (wo dann der Name oder Stand der betreffenden Perſon folgt) zu ſchauen, welcher ſeine Ehrerbietung bezeugt.“ Wird ein Gruß nicht geziemend beantwortet, ſo fühlen ſich die Indier dadurch ſoſehr beleidigt, daß in vielen mohammedaniſchen Städten junge Männer von Familie nur bewaffnet ausgehen, ja wohl ſich noch außerdem von bewaffneten Bedienten begleiten laſſen, um einen Schimpf dieſer Art, falls er ihnen von Standesperſonen wiederfährt, augenblicklich zu rächen. Bei einer Reiſe des letzt verſtorbenen Niſam Allay Chans durch ſeine Beſitzungen, kam derſelbe auch nach der Provinz Berar, welche damals unter dem Nawab (Nabob) Ismael Chan, dem Vater des heut zu Tag wohl bekannten Solabot Chan, ſtand. Dieſer Fürſt pflegte ſonſt bei ähnlichen Gelegenheiten zuerſt dem Niſam ſeine Aufwartung zu machen, wogegen er dann einen Beſuch von deſſen Miniſter erhielt; dießmal jedoch verlangte der Niſam, der Nabob ſolle zuerſt ſeinem Miniſter aufwarten, und ſich dann von dieſem bei ihm, dem Niſam, einführen laſſen. Jener widerſetzte ſich dieſer Anmuthung aufs Hartnäckigſte, ſo daß endlich der Niſam, kraft ſeiner Oberhoheit, ihm befahl, ſich der neugetroffenen Einrichtung zu fügen, oder eines Angriffs mit gewaffneter Hand gewärtig zu ſeyn. Ismael Chan berieth ſich mit ſeiner Familie und ſeinem Hofe und man war einſtimmig der Meinung, es ſey beſſer zu ſterben, als eine Beeinträchtigung der Ehre zu erleiden. In Folge dieſer Erwiederung ließ der Niſam ſeine Truppen, zehntauſend Mann ſtark, ausrücken, um den widerſpenſtigen Vaſallen zum Gehorſam zu bringen; Ismael Chan aber, entſchloſſen lieber unterzugehen, als nachzugeben, ſtellte ſich kühn an die Spitze von fünfhundert treuen Dienſtleuten, griff das Heer des Niſams an, und wurde erſt von dem Elephanten, auf welchem dieſer ſelbſt ſaß, getödtet. Nur wenige von ſeinen unerſchrockenen Begleitern entgingen dem allgemeinen Blutbad. Dieſe Verachtung des eignen Lebens, wenn das perſönliche Gefühl gereizt wird, ſcheint ein Grundzug morgenländiſcher Sinnesart. Man hat dort nur Wenig von dem, was wir Vaterlandsliebe nennen, und fühlt eine Beleidigung, die Einen indirekt als Mitglied einer ganzen Gemeinheit trifft, ſelten ſo ſtark, als eine ſolche, welche geradezu der Perſon ſelbſt gilt; in Beziehung auf letztere aber ſind die Morgenländer von jenem hohen

Digitized by Google

Sinn für Ehre durchdrungen, welcher einen Schimpf nicht zu überleben vermag.

Beim Gruß, welchen man ſeines Gleichen ertheilt, bleibt man aufrecht, ſtreckt bloß die Hand freundlich nach vorne zu aus und berührt dann die Stirn. Dieß iſt das einfache „Salam". Wird der Leib gebeugt, die Hand beinah bis zum Boden geſenkt und dann aufgehoben, ſo heißt der Gruß „Toslim." Er wird von Geringern an Höhere ertheilt, und mit dem „Salam" erwiedert. Wieder ein andrer Gruß iſt der „Kurniſch," welchen das Hausgeſinde und überhaupt die Bedienten gegen ihre Herren beobachten. Auch wird derſelbe von Vaſallen, ſo unabhängig ſie auch ſeyn mögen, ihren Lehnsherren gegeben. Einen Gruß erwiedern heißt im Allgemeinen „Teſim," wörtlich: „Ehre anthun." Tritt Jemand, der ſeinem Stand nach ein Recht zum Sitzen hat, in ein Zimmer und grüßt die Geſellſchaft, ſo erhebt ſich Alles, erwiedert den Gruß, und ſitzt nicht eher, bis der neu Angekommene Platz genommen. Jede Nichtberückſichtigung dieſes Gebrauchs würde, zumal unter Mohammedanern, zu Streitigkeiten führen. Der Ehrenplatz iſt am obern Ende des Zimmers, und der Sitz verliert ſtufenweiſe an Ehrenhaftigkeit, je näher er von dort aus nach der Thür zu ſich befindet, worauf mit vieler Umſtändlichkeit geſehen wird. In einigen Häuſern treibt man die Förmlichkeit ſo weit, daß ich ſelbſt mit anſah, wie die Söhne ſtanden, bis ihnen der Vater die Erlaubniß zum Sitzen gab. Kinder und Bediente legen, ſtatt ihre Eltern oder Herren mit Worten zu grüßen, beide Hände zu deren Füßen, welcher Gebrauch z. B. gegen die Braminen von den ſämmtlichen übrigen Hindus beobachtet wird. Die Perſon, deren Füße auf dieſe Art berührt werden, legt dann die Hände auf das Haupt des ſich Niederbeugenden und ſegnet ihn.

Obwohl die Eingebornen mit uns, als Unreinen, nicht ſpeiſen können, ſo laden ſie uns doch zuweilen zum Eſſen in ihren Häuſern ein. Nie hab ich bei ſolchen Gelegenheiten geſehen, daß die Eingebornen irgend einen in ihren Augen noch ſo wunderlichen Mißgriff von Seiten der Engländer für eine Beleidigung angeſehen hätten, während andrerſeits die Engländer nur gar zu oft ſich über eine mißverſtandene Höflichkeit der Hausbeſitzer höchſt erboßt und rauh anlaſſen. Die indiſche Art zu eſſen hat etwas Sonderbares, das uns ſehr auffällt. Einmal ſitzt man insgeſammt auf dem Boden, und hat bloß ein weißes Tuch vor ſich ausgebreitet. Bei den Mohammedanern welche jede Speiſe genießen, (ausgenommen Schweinfleiſch) ſteht eine Art Trog vor jedem Gaſt, worin ſich metallene oder porzellanene Teller, nebſt Gefäßen mit verſchiedenen Eßwaaren befinden. Vor dem Eſſen bringt ein Diener ein Becken und eine Kanne, die Hände zu waſchen, und der Hausherr ſpricht ein kurzes Gebet. Während der Mahlzeit werden die Schüſſeln mehrmals durch neue erſetzt, und an der Stelle geiſtiger Getränke genießt man kalten Scherbet. Bei den mittlern und niedern Ständen der Mohammedaner ſitzen Mehrere um eine gemeinſchaftliche große Schüſſel und eſſen aus derſelben zuſammen.

Bei den Hindu's werden die Speiſen auf flachen Platten von friſchen, niedlich zuſammengefügten Banianenblättern aufgetragen. Nie eſſen ſie gemeinſchaftlich aus Einer Schüſſel, ſondern Jeder hat, wie bei uns, ſein eignes Teller von Blättern, das er, wenn er fertig iſt, wegwirft. Auch nehmen die Hindu's während des Mahles die Schuhe ab, und waſchen gewöhnlich ſo Hände wie Füße, bevor ſie Etwas genießen. Gleich den Mohammedanern enthalten ſie ſich der geiſtigen Getränke, trinken aber überhaupt nicht leicht etwas Andres, als Waſſer und etwa gegen Abend Milch. Um dieſe Zeit werden dann auch Gewürze gebracht, welche gewöhnlich in die aromatiſchen Blätter, die wir Betel nennen, eingewickelt ſind, und von Jedermann, der ſich dieſelben anzuſchaffen vermag, in Indien genoſſen werden, mit Ausnahme der Kinder, welche in der Geſellſchaft noch nicht zugelaſſen ſind. Dieſes Recht erhalten die Kinder in der Regel zwiſchen dem zwölften und dreizehnten Jahr, und gewöhnlich betragen ſie ſich ſogleich mit ungemeinem Anſtand.

Jeder Eingeborne iſt verheirathet und betrachtet den eheloſen Stand beinah als etwas Schimpfliches, daher es ihm denn auch höchſt ſonderbar bedünkt, wenn Europäer, denen es doch ſeiner Anſicht nach an dem nöthigen Geld nicht mangelt, viele Jahre lang unverheirathet bleiben. In Indien tritt Jeder in die Ehe, dem es nur irgend möglich iſt, eine Familie zu erhalten, und man ſieht es als ein Unglück an, einen Sohn oder eine Tochter von neun Jahren zu haben, die noch nicht vermählt, oder wenigſtens verlobt ſind. Natürlich gehört den Kindern ſelbſt keine Stimme bei dieſen Heirathen, noch werden ſie überhaupt um ihre Anſicht befragt. Die Hochzeitgebräuche jedoch deuten darauf hin, daß ſie aus einer Zeit ſtammen, wo beiden Theilen auch eine Beiſtimmung zukam. Doch bezieht ſich das Geſagte mehr nur auf die eigentlichen Hindu's; denn bei den Mohammedanern verheirathet man beide Geſchlechter nicht vor dem Alter der natürlichen Reife, obwohl die Verlobung hie und da ſchon früher Statt findet. Mohammedaner wie Hindu's nehmen es mit der Herkunft der zu Vermählenden ungemein genau. Kein Mann von Familie, ſey er auch noch ſo arm, wird ſeine Tochter an Jemand von niedrigerm Stand geben, und uneheliche Kinder können nur ihres Gleichen heirathen. In einigen Kaſten iſt der Familienſtolz ſo groß, daß die Eltern, um ihre Töchter nicht der Gefahr auszuſetzen, unverehlicht zu bleiben, dieſelben gleich bei der Geburt tödten. Die Ermahnungen der Engländer haben nur ſo Viel gefruchtet, daß man die abſcheuliche Sitte etwas mehr vor der Welt verborgen hält, im Stillen aber ſoll ſie noch eben ſo häufig ausgeübt werden.

Marſchall Gouvion-Saint-Cyr.

Der ſoeben verſtorbene Marſchall Gouvion-Saint-Cyr, geb. 1764 zu Toul in Lothringen, verdankte, wie die meiſten franzöſiſchen Feldherren unſerer Zeit, die Entwickelung ſeiner kriegeriſchen Anlagen der Revolution. Das in Paris ausgehobene Bataillon, in welchem er Dienſte genommen, wurde nach dem Rhein beordert und ſtieß im November 1792 zu dem Heer Cüſtine's. Von dieſem Augenblick bis zum Frieden von Campo Formio bewies ſich Gouvion-Saint-Cyr am Rhein und an der Moſel fortwährend als gewandter muthiger Krieger. Am Ende des erſten Feldzugs war er bereits

Digitized by Google

Hauptmann, beim Beginn des dritten Diviſions-General, und zeichnete ſich insbeſondere bei Vertheidigung der weiſſenburger Linien und der Blokade von Mainz aus. Im J. 1796 befehligte er einen Flügel der Armee, welche unter Moreau in Schwaben und Bayern eindrang, bei Raſtadt und Biberach ſiegte und ſich durch den glorreichen Rückzug ſo berühmt machte. Zugleich mit Deſaix vertheidigte er Kehl, und kommandirte im folgenden Jahr, als die Franzoſen wieder die Offenſive ergriffen hatten, abermals einen Flügel der Armee, bei dem bekannten, im Angeſicht der Oeſterreicher bewerkſtelligten Rheinübergang.

Im J. 1799 befehligte Gouvion-Saint-Cyr Anfangs in Deutſchland unter Jourdan, dann in Italien, wo er in der Schlacht bei Novi ein Kommando führte. Während des unglücklichen italieniſchen Feldzugs rettete ſeine Erfahrung und Gewandtheit im Gebirgskrieg mehrmals das Heer. Bei Bosco und Montefaccio führte er den franzöſiſchen Fahnen den entfremdeten Sieg wieder zurück, und verhinderte, daß der Feind ſich Genua's bemächtigte.

Im folgenden Jahr ward ihm der Befehl über das Centrum der Armee, welche unter Moreau im Elſaß ſtand. Er ging mit ſeinem Corps über den Rhein, bemächtigte ſich Freiburgs, und trug zu den Siegen bei Biberach und Engen wirkſam bei. Nach dem Frieden wurde er Mitglied des neuen Staatsraths, trat aber bald wieder aus dem aktiven Dienſt deſſelben. Eine merkliche Ungunſt traf damals beinah jeden General, der ſeine Laufbahn ganz unabhängig von dem Manne gemacht hatte, der nunmehr im Beſitz der Gewalt war. Die Rheinarmee im Allgemeinen, beſonders aber die engern Vertrauten und Freunde Moreaus in derſelben, ſtanden im Verdacht, die Erhebung des Generals der italieniſchen Armee mit Mißbilligung geſehen zu haben. Wirklich wurden auch mehrere derſelben bei der großen Würden- und Titelvertheilung, wodurch Bonaparte ſeine Militärherrſchaft zu begründen ſuchte, gänzlich übergangen. Gouvion-Saint-Cyr mit einem Armeecorps zur friedlichen Beſetzung Neapels abgeſandt, mußte ſehen, wie mit Ausſchließung ſeiner ſelbſt mehrere jüngere, minder ausgezeichnete Generale auf die erſte Marſchallsliſte kamen. Als jedoch der Krieg wieder ausbrach, vergaß man ſeiner Fähigkeiten nicht. Er erhielt Befehl mit den Truppen, die Neapel beſetzt gehalten, zur italieniſchen Armee unter Maſſena zu ſtoßen, und nahm vor Venedig ein öſterreichiſches, vom Prinzen Rohan kommandirtes Corps gefangen.

Nachdem er bei der abermaligen neapolitaniſchen Expedition (1806) und im preußiſchen Krieg (1807) gebraucht worden, ward er im Auguſt 1808 beauftragt, in Catalonien einzudringen. Er nahm Roſes, nöthigte die Spanier die Belagerung von Barcellona aufzuheben und belagerte Girona. In dieſem Lande fiel er jedoch gänzlich in Napoleons Ungnade und bat um ſeine Zurückberufung. Beim Ausbruch des ruſſiſchen Kriegs wurde Gouvion-Saint-Cyr wieder in aktiven Dienſt gerufen und erhielt den Befehl über das ſechſte Armeecorps, mit welchem er in Gemeinſchaft mit Oudinot die Linie der Dwina zu bewachen hatte. Die Truppen wurden bei Polotsk durch Wittgenſtein angegriffen, Oudinot verwundet; Saint-Cyr übernahm allein das Commando und trieb die Ruſſen zurück, welche den Franzoſen 1,000 Gefangene, 20 Kanonen, ein mit Todten bedecktes Schlachtfeld und die Offenſive ließen. Dieſer Sieg trug dem kommandirenden General den Marſchallsſtab ein. Zwei Monate ſpäter erneuerte Wittgenſtein, verſtärkt durch ein aus Finnland zu ihm geſtoßenes Corps, den Angriff; der Marſchall vertheidigte ſich drei Tage lang gegen eine fünfmal ſtärkere Macht, und brachte es, obwohl ſelbſt ſchwer verwundet, zu einem unangefochtenen Rückzug, durch welchen er ſich mit dem Corps des Herzogs von Belluno vereinigte. Im J. 1813 kämpfte er bei Dresden mit, und wurde mit 30,000 Mann zur Beſatzung dieſer Stadt zurückgelaſſen. Nach der Schlacht bei Leipzig capitulirte er, am 11 November, unter der Bedingung ſeine Truppen nach Frankreich heimführen zu dürfen. Die Capitulation ward gebrochen; der Marſchall kehrte erſt nach dem Frieden nach Frankreich zurück.

Gouvion-Saint-Cyr ſah in der Errichtung einer conſtitutionellen Regierung die Wiederkehr der Freiheit, die ihm immer theuer geweſen war. In die Kammer der Pairs gleich bei deren Bildung aufgenommen, ſprach er ſich ſtark gegen die erſten Verſuche aus, wodurch man die Charte im Einzelnen wieder kraftlos machen wollte. Doch verzweifelte er an einer beſſern Zukunft unter der neuen Dynaſtie nicht, und betrachtete den Einfall Bonapartes keineswegs als das beſte Mittel gegen die Gefahren, womit die Gegenrevolution Frankreich bedrohte. Er nahm daher während der hundert Tage kein Amt an, glaubte aber die Reſtauration durchaus nicht jeder Pflicht entledigt, als ſie Bonaparte zum zweiten Mal niedergeworfen hatte. Er trat jetzt in das in weiſer verſöhnender Abſicht gebildete Miniſterium. Nach wenigen Monaten aber ſchon gewahrte er, wie er ſich nur dadurch auf ſeinem Poſten erhalten könne, wenn er zur Erniedrigung der einſt ſo glorreichen Armee beitrüge. Ueberdieß weigerten ſich ſämmtliche Mitglieder jenes Miniſteriums einen für Frankreich drückenden und ſchmachvollen Vertrag zu unterzeichnen und ſich mit den contrerevolutionären Planen der Kammer zu befaſſen, welche demnächſt ihre Sitzungen zu eröffnen im Begriff war. Alle nahmen ihre Entlaſſung. Im J. 1817, als gemäßigtere Maßregeln vorwalteten, ins Miniſterium zurückgerufen, ſetzte Marſchall Saint-Cyr das Geſetz über die Rekrutirung vom 10 März 1818 durch, welches man die militäriſche Charte Frankreichs genannt hat. Aber auch dießmal blieb er nicht lang in ſeinem Amt. Hatte er ſich das erſte Mal vor der Kammer zurückgezogen, ſo zog er ſich jetzt vor dem König zurück, der ſeine Zuſtimmung zu dem unglücklichen Plan das Wahlgeſetz abzuändern verlangte.

Seit dieſem zweiten Austritt aus dem Miniſterium erſchien er auf der Rednerbühne der Pairs nur noch, um ſein Werk, das Rekrutirungsgeſetz, zu vertheidigen, und voriges Jahr hielt er dort dem verſtorbenen General Deſſoles die Gedächtnißrede.

Die Denkwürdigkeiten über ſeine Feldzüge am Rhein und in Catalonien, welche der Marſchall bereits herausgegeben hat, dürften, wie man ſagt, nicht die einzige ſchriftſtelleriſche Frucht ſeiner Zurückgezogenheit von den Staatsgeſchäften ſeyn.

Gurneys Dampfkutſche

legte kürzlich bei einer vor dem Herzog Wellington angeſtellten Probe im Durchſchnitt beinahe 17 M. (7 St.) in der Stunde zurück. Man ſchätzt die Koſten einer ſolchen Maſchine auf 400 bis 600 Pf. St. Die Auslage für Kohlen beträgt nur 2 Pence auf die M., und wenn man Alles rechnet, Bedienung, Weggeld ꝛc., ſo ſoll das Reiſen in einer Dampfkutſche immer noch dreimal wohlfeiler ſeyn, als auf einem Poſtwagen. Man glaubt, daß ſich eine Dampfkutſche einrichten ließe, welche auf einem gewöhnlichen Weg 50 M. in der Stunde machte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 96. 6 April 1830.

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Fünfte Vorleſung.

Philoſophiſche Schulen vor Sokrates.

Wir haben geſehen, daß ſich in Griechenland, oder vielmehr in den griechiſchen Colonien, vier große philoſophiſche Schulen bildeten, die in Folge politiſcher Ereigniſſe ſpäter nach Athen wanderten. Ein wohlthätiger Wetteifer entſtand unter ihnen, und endlich führten die Leiſtungen aller zuſammen, durch Einwirken des Sokrates, zu einer neuen Schule, welche durch ihre urtheilskräftige Methode den Wiſſenſchaften eine Bahn eröffnete, auf welcher Rückſchritte nicht wohl mehr vorkommen konnten. Ehe wir uns jedoch dieſem merkwürdigen Zeitabſchnitt nahen, iſt ein Rückblick auf die vier urſprünglichen Schulen nöthig.

Die joniſche Schule, die älteſte von allen, ſtreift mit ihren Lehrſätzen am Meiſten gegen das Gebiet der Naturwiſſenſchaften. Ihre Lehre war urſprünglich faſt ganz materiell — im Vorbeigehen geſagt, ein Beweis, daß zur Zeit wo Thales ſich nach Egypten begab, die egyptiſchen Prieſter ſelbſt die Metaphyſik großentheils nicht mehr kannten, welche ehmals in ihrer *Zunft einheimiſch* war. Da es damals noch keine Experimentalmethode gab, ſo ſtrebte die joniſche Schule auf bloß ſpekulativem Weg nach einem Urſtoff, nach dem Stoff, der vor allen andern da geweſen ſey. Thales glaubte denſelben im Waſſer zu finden — ein Gedanke, den er ohne Zweifel den Egyptiern entlehnt hatte, aber nach ſeiner Weiſe umſchuf. Das Waſſer war ihm zufolge der Stoff, aus welchem ſich die Welt gebildet; dieſes Waſſer aber konnte in verſchiedenen Zuſtänden der Dichtheit vorkommen, und machte in jedem ſolchen Zuſtand einen ſecondären Urſtoff, ein Element, aus. Dieſe Elemente brachten durch ihre verſchiedenen Verbindungen unter einander alle Dinge hervor. — Thales legte der Welt, den Thieren, den Pflanzen eine Seele bei, verſtand hierunter aber eigentlich Nichts, als einen innern Grund der Bewegung.

Anaximander betrachtete das Waſſer ſelbſt nur als ſecondären, das Unendliche als den Ur-Stoff: da aber gleichwohl zunächſt *aus* dieſem ſecondären Stoff die ganze Welt hervorging, ſo waren nach ihm die Menſchen urſprünglich Fiſche, und gelangten erſt durch eine Reihe von Entwickelungen zu ihrem jetzigen Zuſtand.

Anaximenes, wie man glaubt, ein Schüler Anaximanders, macht den Aether zum Grundſtoff, der, je nach verſchiedenen Graden der Dichtheit, und mittelſt mannigfacher Verbindungen, alle Weſen und ſelbſt die Götter hervorbrachte.

Heraklit, welchen man gleicher Weiſe als zur joniſchen Schule gehörig anſehen kann, ſetzte den Urgrund in das Feuer, betrachtete dieſes jedoch vielleicht mehr nur als Quell der Belebung und Bewegung, denn als Urſtoff der Körper ſelbſt. Sein Syſtem hat einige Aehnlichkeit mit der Anſicht der Phyſiologen, welche den Grund des thieriſchen Lebens in die durchs Athmen erzeugte Wärme ſetzten.

Die zweite oder italiſche Schule wurde von Pythagoras gegründet, welcher, ums Jahr 584 vor C. zu Samos geboren, Zeitgenoſſe des Anaximander, Anaximenes und Heraklit war. Nach Einigen ſoll er ſogar, wie dieſe, Schüler des Thales geweſen ſeyn; doch iſt Dieß keineswegs verbürgt. Nach Reiſen in Egypten, Groß-Griechenland und vielleicht ſelbſt in Indien, kehrte er in ſein Vaterland zurück, das er unter der Herrſchaft des Tyrannen Polykrates fand. Unzufrieden hierüber ging er nach Italien, und ließ ſich in Crotona nieder, einer Stadt, die 120 Jahre vorher durch achäiſche Auswanderer gegründet worden. Er ſtiftete dort geheime Geſellſchaften, welchen er eine den egyptiſchen Prieſterkaſten entlehnte Einrichtung gab. Nur nach einem langen Noviciat ließ er die Schüler in ſeinen Umgang zu, und legte denſelben Faſten, Enthaltſamkeit von verſchiedenen Dingen und gewiſſe ſonderbare Gebräuche auf, deren Zweck wir nicht mehr recht einſehen. Die von ihm gegründeten Geſellſchaften wurden übrigens bald zerſprengt, weil man ſie herrſchſüchtiger Plane beſchuldigte; und erſt lang nach des Stifters Tod ward ihnen eine Wiedererneuerung zu Theil.

Pythagoras hat kein Werk hinterlaſſen, und man weiß überhaupt nicht, ob er Etwas geſchrieben. Er hatte in Egypten die Grundzüge der Geometrie erlernt, und ſoll in den Zahlen die Urbedingung der Welt geſucht haben. Seine Lehre wurde jedoch in dieſer Beziehung von Denjenigen, welche ſeine Schule nach der über ſie ergangenen Verfolgung wieder erneuerten, dermaßen entſtellt, daß ſeine Ideen über dieſen Punkt nicht mehr gehörig gewürdigt werden können.

Er theilte alle Weſen in gleiche und ungleiche: erſte beſtanden aus Monaden, (Einheiten,) letztere aus Dyaden, (Zweihei-

ten). Selbſt auf das moraliſche Gebiet wandte er die arithmetiſche Sprache an, und ſagte z. B. daß die Gerechtigkeit immer durch Zwei theilbar ſey. Die joniſche Schule hatte Alles in der Materie gefunden; die italiſche ſuchte Etwas jenſeits der Materie, und glaubte Dieß in den Zahlenverhältniſſen gefunden zu haben. Die Welt war nach ihr ein harmoniſches Ganzes, und deßhalb die Zahl der Planeten gleich der Töne-Zahl der Tonleiter. Im Mittelpunkt dieſer Harmonie befand ſich die Sonne, welche als Weltſeele und Urgrund der Bewegung galt.

Bald mußte eine auf die Mathematik gegründete Schule zu beſtimmteren Wiſſenszweigen übergehen; und wirklich trifft man bereits ums Jahr 520 vor Chriſtus Alkmon von Crotona, einen unmittelbaren Schüler des Pythagoras, der ſich mit Zergliederung der Thiere abgab. Er ſoll behauptet haben, die Ziegen athmeten durch die Ohren; weßhalb ihn Einige als einen ſehr ſchlechten Beobachter darſtellten, Andre meinten, er müſſe von der euſthachiſchen Röhre Kunde gehabt haben, durch welche die Luft allerdings von dem hintern Theil des Mundes aus ins innere Ohr dringt. — Er machte ferner Beobachtungen über die Entwickelung der thieriſchen Frucht, und behauptete, der Kopf bilde ſich zuerſt, wie denn wirklich während des ganzen Fötuslebens dieſer Theil, im Verhältniß zu den übrigen, ſehr groß iſt. Er glaubte, der Fötus nähre ſich durch die Haut. Die Pubertätsentwickelung des Menſchen verglich er der Blütezeit der Bäume. Uebrigens kennt man die Anſichten dieſes Philoſophen blos aus dem Commentar des Chalcidias zum Timäus.

Timäus von Locri war ein unmittelbarer Schüler des Pythagoras. Er ſchrieb ein Buch über die Natur, in welchem er beſonders von der Weltſeele handelt. Indeſſen iſt er weniger durch ſein eignes Werk, als durch den Dialogen Platons, wo er redend eingeführt wird, bekannt.

Ein anderer Pythagoräer iſt Ocellus Lucanus; jedoch wahrſcheinlich jünger, als die beiden Vorgenannten. Er ſchrieb ein Buch über die Natur des Weltalls, worin er Einheit der Welt, und Ewigkeit derſelben, ſo wie der einzelnen Gattungen der Geſchöpfe aufſtellt. Bereits ſpricht er von den vier Elementen, ihren Umwandlungen und Verbindungen. Zwiſchen Menſchen und Götter ſetzte er Mittelweſen, die Dämonen. Aus dem Weltganzen endlich macht er die höchſte Gottheit.

Dieſer Pantheismus wurde auch von Empedokles gelehrt, der, im Jahr 444 vor Chriſtus zu Agrigent geboren, Zeitgenoſſe des Sokrates war. Er verfaßte ein Gedicht in ſechs Büchern über die Natur, worin er von den vier Elementen ſpricht. Wie die joniſche Schule betrachtet er keines derſelben für ſich allein als den Urgrund der Dinge, ſondern ſieht als ſolchen ihre Vermengung, ihr Chaos, an. Uebrigens beſchränkte er ſich nicht bloß auf die Spekulation, ſondern war, wie Alkmäon, zugleich Beobachter der Natur. Er wies auf die Aehnlichkeit zwiſchen dem thieriſchen Ei und dem Pflanzenſaamen hin, entdeckte das Schaafhäutchen, (das ſogenannte Amnios, eine der Hüllen des Fötus,) und nach einem auf uns gekommenen Vers von ihm könnte man glauben, er habe ſogar die Schnecke des Ohrs gekannt. Seine Kenntniſſe wandte er häufig zum allgemeinen Beſten an, indem er z. B. das Land durch Ableitung des Waſſers von Krankheiten befreite, die Luft durch Feuer reinigte und eine Seuche dadurch beendigt haben ſoll, daß er eine Felſenöffnung, aus welcher ſich ſchädliche Dünſte verbreiteten, verſtopfte.

Ein andrer Pythagoräer, der bei den Alten in beſonders hohem Anſehen ſtand, von welchem aber Nichts auf uns gekommen iſt, war Epicharmes. Er ſchrieb über Natur- und Sittenlehre, und über die Heilkunſt.

Dieß ſind ungefähr die Philoſophen aus der italiſchen Schule, welche ſich mit Naturwiſſenſchaften befaßt haben. Durch die Form ihrer Vereine, und das ſie umhüllende Geheimniß erregten die Pythagoräer bei dem Volke faſt immer Argwohn. Aus dieſem Grund breitete ſich ihre Lehre nicht weit aus. Sie war am Erlöſchen, als ſie von Platon wieder ins Leben geführt wurde, indem dieſer ſie zum Theil in ſeine Philoſophie aufnahm.

(Schluß folgt.)

Flint's Geographie und Geſchichte des Miſſiſſippi-Thales.

(Fortſetzung.)

Der Weſten von Nordamerica iſt das Paradies der Bäume und Geſträuche. Die Pflanzenwelt nimmt die gewaltigſten Formen an, kleidet ſich in die reichſten und tiefſten Farben. Alle Reiſende ſprechen mit Bewunderung von dem lebensfriſchen Grün der Landſchaften, der flimmernden Pracht der Bäume; dem eben ſo tiefen als glänzenden Colorit der Wälder und der Wieſen. Einer der eigenthümlichſten Bäume iſt die Cypreſſe. Nebſt dem Sumpfgummibaum (swamp gum) kommt ſie von den naſſen Niederungen an der Mündung des Ohio bis zum Golf am Gewöhnlichſten vor. Unter ihrem Schatten wächſt eine Menge ſeltſam geſtalteter Knorren (cypress knees) oder Auswüchſe, welche viel Aehnlichkeit mit langen kegelförmig ſich zuſpitzenden Bienenkörben haben. Der Baum ſelbſt ruht ſo zu ſagen auf einem 6 bis 10 Fuß hohen Geſtell dieſer Art, das am Boden dreimal ſo dick als der Hauptſtamm iſt, der ſich darüber ohne Verminderung des Umfangs zu einer Höhe von 60 bis 80 Fuß erhebt. Gegen den Gipfel hin wirft er zahlreiche horizontale Aeſte aus, mit denen die der benachbarten Bäume ſich verflechten; im Schmuck ſeines kurzen, feinen und dunklen Laubwerks aber gleicht ein Cypreſſenwald einem in freier Luft aufgehängten Trauergerüſte. Der bodenloſe Moraſt, wo Fieber, Muſkito's, Mocaſſinſchlangen und Alligators und all das ekelhafte Gewürm hauſt, welches die Nähe des Menſchen flieht, iſt auch der Ort für die Cypreſſe; ſie ſcheint am Liebſten zu wachſen, wo ihre Wurzeln das halbe Jahr über im Waſſer ſtehen; daher findet man auch ſüdlich vom 33 Grad an die langen Moosgehänge an ihrem Fuß mit Sand bedeckt. Wenn die Flüße 8 bis 10 Fuß über ihren gewöhnlichen Waſſerſpiegel ſteigen, wo dann die Spitze jenes Geſtells dem Waſſerſpiegel gleich iſt, wird die Cypreſſe an manchen Orten gefällt. Die Neger fahren auf ihren Piroguen hinan, und hauen den Stamm oberhalb dem harten Knorren ab. Es giebt keinen nütz-

Digitized by Google

lichern Baum als dieſe Cypreſſe. Nicht nur wächſt ſie an Stellen, wo ſonſt Nichts wächſt, ſondern ihr lothrechter knotenloſer Schaft giebt auch treffliche Planken, und ein leicht zu bearbeitendes und doch dauerhaftes Zimmerholz. Dieß iſt ein ſehr wichtiger Umſtand für ein Land, in welchem der Holzhandel die Waldungen ſo wenig ſchont, daß man bereits hin und wieder an dieſem wichtigen Artikel Mangel zu leiden anfängt. So werden denn doch die unermeßlichen Moore am Miſſiſſippi, Arkonſa, dem rothen Fluß, und in Florida ſich nicht ſo bald erſchöpfen, wenn auch Millionen Fuß dieſes Holzes jährlich nach New-Orleans hinab geflößt werden.

Von nicht geringerer Wichtigkeit — in anderer Beziehung iſt die ſogenannte lebendige Eiche (live oak). Ihr Vaterland begreift, *was ſüdlich* vom 31 Gr. der Breite liegt, die Niederungen *der Küſten* von Florida 60 bis 100 Meilen landeinwärts, und einen halb ſo breiten Strich auf der Küſte von Louiſiana bis zum Sabine, welcher die weſtliche Grenze bildet. Dieſer Baum wird nicht ſehr hoch, aber er breitet ſeine Aeſte weit aus. Die Inſeln längs des Golfs bringen ihn in Fülle hervor, aber wie er denn grün ſchwerer als das Waſſer iſt, ſo iſt er auch ſo ſchwer zu hauen, daß man ihn hier, wo der Zuckerbau vor einiger Zeit eingeführt wurde, als eine läſtige Zugabe betrachtet. Beſſer wiſſen ihn die V. St. zu ſchätzen. Er eignet ſich vortrefflich zum Schiffsbau. Bei Errichtung eines Miniſteriums der Marine im J. 1798 war die öffentliche Aufmerkſamkeit bereits auf dieſen Baum gerichtet. Der Präſident kaufte deßwegen damals zwei Inſeln an der Küſte von Georgien, Gover's und Blackbeard's Eiland, für die V. St. an. Durch Erwerbung von Louiſiana kamen große Diſtricte mit Eichenwäldern in den Beſitz der Union, von denen dieſe bei dem Verkauf der Ländereien ungefähr 17,000 Morgen für den Dienſt des Staats ausſondern und öffentlich beaufſichtigen ließ. Dieſe Waldungen, mit etwa 37,000 Eichen ſind bis jetzt noch nicht angerührt worden. Als ſpäter auch Florida der Republick zufiel, wurde *ebenfalls die* Marine bedacht; aber die Unſicherheit der Vermeſſungen an der durch Einfahrten zerſchnittenen Küſte machte, daß es bald vollauf Prozeſſe über Eigenthumsrechte gab, während deren die Waldungen ohne Unterſchied geplündert wurden. Der Unfug ging ſo weit, daß im J. 1822 der Congreß Maßregeln zu ergreifen ſich veranlaßt ſah, um das Fällen und die Ausfuhr des Holzes aus den Staatsforſten zu verhindern. Noch im J. 1827 kam der Gegenſtand im Congreß zur Sprache und Obriſt White, der Abgeordnete von Florida, bemerkte, daß Großbritannien Agenten in den ſüdlichen Staaten unterhielte, die bloß da wären, Holz aufzukaufen. In den letzten 6 bis 8 Jahren, will man wiſſen, ſeyen jährlich im Durchſchnitt 150 Schiffe damit befrachtet worden, wovon eines nicht weniger als 2000 Fuß geführt haben ſoll. Der Obriſt White verſicherte auch, der Kaiſer von Rußland habe zwei Stückfäſſer mit Eicheln kommen laſſen, um die Naturaliſation dieſes Baums in den ſüdlichen Provinzen ſeines Reiches zu verſuchen. Vielleicht daß die Amerikaner Luſt haben, dieſen Verſuch mit der Verpflanzung des Teakbaums zu machen; Clima und Boden dieſer beiden Bäume ſind ſo ziemlich gleich.

Zu den charakteriſtiſchen Merkwürdigkeiten des Miſſiſſippi-Deltas gehört der americaniſche Bambus — das Rieſenrohr. (Vergleiche Ausland vorigen Jahrgangs Numer 164.) Ein Rohrdickicht (cane brake) iſt die trefflichſte Waide für Rinder, Schafe und Pferde, die man ſich nur denken mag; Kühe, die darauf gehalten werden, geben die feinſte Butter. Wie der ſchönſte Spargel mit einem zarten ſaftigen Stängel ſchießt die Pflanze auf und wird erſt hart und holzartig ſechs Fuß über dem Boden. Keine Pflanze *) liefert ein ſo kräftiges Futter und billig ſollte man ſie in nördlicheren Gegenden, etwa von 39 Gr. an, wo ſie nicht mehr überwintern kann, als einen Gegenſtand des Ackerbaus behandeln und jährlich ſäen.

Unwillkürlich wird man hier an den Waſſerhaber (Zizania aquatica, folles avoines), die große Nahrungsquelle der nördlichen Wilden und der canadiſchen Pelzhändler und Jäger, erinnert. Dieſer Haber wächſt in ſechs bis ſieben Fuß tiefem Waſſer, wo der Grund weich und ſchlammig iſt, und Flint hält ihn unter allen Cerealien, mit Ausnahme des Mais, für das ergiebigſte; bis jetzt ſcheint dieſe wichtige Pflanze faſt ganz unbeachtet geblieben zu ſeyn; und doch würde es ſich gewiß der Mühe verlohnen, in den unermeßlichen Mooren und Seen des Südens mit ihrem Anbau einen Verſuch zu machen. Da ſie bei den natchitochiſchen Seen (ſüdlich von 32°) in vollkommner Größe vorkommt, ſo dürfte ſie ſich wohl unter allen Climaten des Miſſiſſippi-Thales einheimiſch machen laſſen.

Unter den blühenden Waſſerpflanzen ſteht die Nymphäa Nelumbo (die obern Indianer nennen ſie Panocco), was Glanz und Schönheit betrifft, allein. Sie erhebt ſich auf einer Wurzel, die einem großen Kohlſtumpf gleicht, aus einer Tiefe von 2 bis 10 Fuß, in den ſchlammigen Bayous und Seen des Arkanſas; ihre grünen, zarten, eirunden Blätter, zum Theil von der Größe eines Sonnenſchirms, liegen oft wie Teppiche auf jenen Seen, ſo daß der Strandläufer, ohne ſeinen Fuß zu benetzen, darübergeht. Ihre Blüten ſind ein vergrößerter Maßſtab der Blüten der Nymphäa odorata, oder der neuengliſchen Teichlilie; ſie haben einen Kelch von derſelben eleganten Form und das ganze prachtvolle Weiß und Gelb dieſer Blume; nur fehlt ihnen der ambroſiſche Wohlgeruch der Teichlilie und ſie nähern ſich in dieſer Hinſicht, wie auch in Hinſicht der Größe, mehr der Magnolie. Mitten in todten Seen und ſumpfigen Cypreſſenwäldern ſind ſie zu Hauſe; Muſkito's und garſtige Vögel umſchwärmen ſie; Alligators ſchwimmen um ihre Wurzel; Moccaſinſchlangen ſonnen ſich in ihren Blättern. An ſolchen unheimlichen Orten, in ſolcher abſchreckenden Geſellſchaft iſt die herrlichſte Blume zu Haus, die es in der Schöpfung giebt. Ihre Kapſel enthält vier bis ſechs eichelförmige Körner, welche der Indianer als grün röſtet und gedörrt als Nüſſe iſſt, oder die er zu Mehl pulvert, um ſich ein Brod daraus zu backen.

Dieſe Proben von dem Reichthum des Pflanzenreichs mögen genügen. Flint vergißt aber auch die andern Naturreiche nicht. Das Mineralreich ſcheint noch bei Weitem nicht gehörig durch-

*) Eine wahre Landplage dagegen iſt das in dieſen Gegenden auch gegen 15 Fuß hoch wachſende Stramonium (vulgo Jimson). An manchen Straßen iſt es ein Hauptſtück Arbeit, dieſes Unkraut nieder zu hauen.

forſcht, ſo daß das Capitel, welches Flint demſelben widmet, ziemlich dürftig ausgefallen iſt: wir können jedoch nicht umhin, auf den ſogenannten Pfeifenſtein aufmerkſam zu machen, der bei den Indianern die Stelle des anatoliſchen Meerſchaums vertritt. Es iſt eine ſchöne Art von Thon, die ſich an der Luft härtet und eine außerordentlich feine Politur annimmt; er hat faſt Blutfarbe und es laſſen ſich Platten zu Inſchriften, Vaſen und verſchiedene Zierathen daraus verfertigen; zwar giebt es viel Marmor, aber dieſer Pfeifenſtein iſt doch bei Weitem ſchöner und dürfte mit der Zeit ein bedeutender Verbrauchsartikel im Lande werden. Die Indianer ſollen in den Gegenden, in welchen er vorkommt, eine imaginäre Demarcationslinie gezogen haben, wo die feindlichſten Stämme friedlich neben einander ſich mit Pfeifenſteinſchneiden beſchäftigten. Mit welchen Ungeheuern mochte die Einbildungskraft der erſten Anſiedler dieſe Wildniß bevölkert haben! Dieß beweiſt uns ein Mythus aus der Geſchichte des Thierreichs, welchen Flint erzählt. Eine zahlreiche Auswanderersfamilie hatte ihre Hütte an dem Abhang eines Hügels argloſer Weiſe auf einer Klapperſchlangenhöhle aufgeſchlagen. Gewärmt durch das erſte Feuer in der Hütte krochen die furchtbaren Beſtien hervor und brachen in einem Anfall von Wuth in das Gemach, in welchem die Familie ſchlief. Wie zu geſchehen pflegt, ſchliefen Einige auf dem Boden, Andere in Betten. Die Schlangen verbreiteten ſich durch das ganze Haus und drangen in alle Betten. Niemand ſchildert die Schrecken einer ſolchen Scene! Die Meiſten wurden zu Tod gebiſſen und nur Wenige retteten ſich aus einer Hütte, in der ſo furchtbare Gäſte hauſten, durch das Dach!

(Schluß folgt.)

Sonderbares atmoſphäriſches Phänomen.

Hr. Bourdet de la Rievre, Artilleriehauptmann in der franzöſiſchen Armee während des Feldzuges vom Jahre 1806 und 1807, gab kürzlich Bericht von folgendem merkwürdigen electriſchen Phänomen, welches ihm und ſeinen Leuten in der Nacht vor der Schlacht bei Pultuſk (24 Decbr. 1806) begegnete. Die älteſten polniſchen Bauern, ſagt Hr. Bourdet, hatten nie einen milderen Winter erlebt, noch nicht eine Flocke Schnee war gefallen, und auch von jenen ſchneidenden Nordwinden, die hier gewöhnlich ſo früh die rauhe Jahreszeit ankünden, hatten wir Nichts erfahren. Dagegen hatten wir beinahe täglich ſchwere Platzregen. Ich führte das Commando über eine halbe Batterie, die zu einer Brigade leichter Cavallerie gehörte, welche einen Theil unſerer Avantgarde bildete. Es war ungefähr neun Uhr Abends, an einem vollkommen heiteren Tage, und wir zogen in einer offenen Gegend über einige Ackerfelder, als plötzlich ein ungemein heftiger Nordwind ſich erhob. Wenige Minuten darauf wurde es ſo dunkel, daß wir kaum die Köpfe unſerer Pferde ſehen konnten, und der Wind blies ſo gewaltig, daß die erſchreckten Thiere hielten und nicht von der Stelle gehen wollten. In Einem Augenblicke fingen die Spitzen der Ohren unſerer Pferde, und die längeren Haare an ihnen, außer den Mähnen und dem Schweif, zu leuchten an. Auch jedes zugeſpitzte Metallſtück an ihrem Geſchirr oder an dem Zeuge des Geſchützes erhielt einen phosphoreſcirenden Schein; kurz es ſchien, als wenn mit einem Male ein ganzer Schwarm Glühwürmchen ſich auf unſere Pferde und auf unſere Kanonen niedergelaſſen hätte. Mein Quartiermeiſter, der dicht bei mir war, ſah, daß die Enden meines Schnurrbartes leuchteten; der ſeinige, obwohl viel ſtärker, war gewichſt und jene Erſcheinung zeigte ſich nicht an ihm, wogegen ſie bei mehreren der Kanoniere ſichtbar wurde. An den Augenbrauen und dem Haupthaar ſahen wir Nichts, vielleicht weil beide durch die Tſchackos beſchützt waren. Dieſe Lichterſcheinung war von gleicher Dauer mit dem Sturm, nämlich ungefähr drei oder vier Minuten. Unſere Pferde ſtreckten die Köpfe empor, ſpitzten die Ohren und ſchnauften mit offenen Nüſtern; dabei warfen ſie die Vorderbeine ſteif vor und zogen die Hinterbeine ſo zuſammen, daß ſie beinahe auf den Boden aufſaßen. So lange der Wind dauerte, konnte weder Peitſche noch Sporn ſie vorwärts treiben; obwohl einige unwillkürliche Anſtrengungen machten, um von der Stelle zu kommen. In dem Augenblicke, als der Wind aufhörte, verſchwand die Lichterſcheinung, und es ſtürzte eine Fluth von Regen und Hagel herab; zugleich rafften unſere Pferde ſich plötzlich auf, ſchnauften, wieherten und bäumten ſich und ſprengten vorwärts. Sobald ich bei den Vorpoſten ankam, theilte ich dieſen merkwürdigen Vorfall meinen Kameraden mit, die indeſſen Nichts geſehen hatten; auch von dem Sturm hatten ſie Nichts verſpürt, dagegen war gerade, nachdem der Regen bei uns aufgehört hatte, bei ihnen ein heftiger Regenſchauer eingetreten. Die Richtung deſſelben war gegen den Wind.

Der Kuhbaum.

Einer der merkwürdigſten Bäume Columbiens iſt der Kuhbaum, der zuweilen eine Höhe von hundert und vierzig Fuß erreicht, und, wenn man Einſchnitte in die Rinde macht, einen Saft von ſich giebt, der die Farbe und das Ausſehen der Kuhmilch und den Geruch und Geſchmack des ſauren Rahms hat. Wenn dieſer Saft längere Zeit der freien Luft ausgeſetzt bleibt, ſo wird er braun und allmälig trocknet er zu einer Art Wachs ein, welches mit einer reinen und hellen Flamme brennt. Die Eingebornen, ſo wie die Neger, gehen alle Morgen zu dieſen Bäumen und füllen ihre Gefäße mit dem Saft, den ſie theils auf der Stelle trinken, theils ihren Kindern nach Hauſe bringen. Die Bäume an den Landſtraßen ſind voll von Einſchnitten, welche die Reiſenden machen, um ihren Hunger und Durſt zu ſtillen.

Londner Nationalbegräbnißplatz.

Es giebt nicht leicht ein Volk in der Welt, das bei all ſeiner Ueberverfeinerung der Sitten noch in ſo manche Barbarei verſunken iſt, als das engliſche. Dieß gilt namentlich in Bezug auf Tod und Begräbniß. Der reiche Londner ſcheint nämlich ſeine Freunde für unſterblich zu halten, bis ſie wirklich todt ſind; dann behandelt er ſie eine Woche lang, als ob ſie noch lebten, und zuletzt begräbt er ſie vor ſeiner Thür und unter ſeinen Füßen! Dieſen Uebelſtänden abzuhelfen iſt nun im Plan, einen „großen Nationalbegräbnißplatz" zu gründen, ähnlich dem des Pater la Chaiſe in Paris. Geſundheit, pittoreske Schönheit, Decorum und Gefühl ſollen bei dieſer Anlage gleich berückſichtigt werden. Mehrere Riſſe ſind bereits entworfen und die Direktion des Ganzen hat ein angeſehener Architekt, Goodwin, übernommen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 97. 7 April 1830.

Gemälde aus Mexico.

5) Urſprüngliches Verhältniß der Independenten zu den Spaniern.

Die Mexicaner erinnerten ſich dankbar, daß Kaiſer Karl V ausgeſprochen hatte: „die Creolen ſollten den Spaniern in den bürgerlichen und kirchlichen Aemtern Mexico's insgeſammt vorgezogen werden;“ daß durch Karl III. ihre Lage ſehr verbeſſert worden, indem derſelbe dem Alleinhandel der Kaufleute von Cadix Schranken ſetzte, welche mit ihren transatlantiſchen Stammesgenoſſen ſchlimmer verfuhren, als die Bulle Alexanders VI mit den armen Indianern. Es war ihnen nicht unbekannt, daß ihre Könige häufig von den Miniſtern, dieſe wieder von den mexicaniſchen Regierungsbeamten getäuſcht wurden. Es hätte alſo bei dem Ausbruch der mexicaniſchen Révolution Nichts weiter bedurft, als ein durch das drückendſte Colonialſyſtem zu Grunde gerichtetes Land Spanien in ſeinen Rechten gleich zu ſtellen, und Völker die wie Thiere behandelt worden waren, für Menſchen zu erklären, um aus Mexico das anhänglichſte, feſteſte Beſitzthum der ſpaniſchen Krone zu machen.

Als die Franzoſen im Jahr 1808 Spanien an ſich riſſen, boten *die* Mexicaner Ferdinand einen Zufluchtsort in ihrem Lande; als die ſpaniſchen Cortes ſich wider Napoleon erhoben, verlangten die Mexicaner gemeinſchaftliche Sache mit denſelben, zu Gunſten des gemeinſamen Königs, zu machen; aber ſo, daß beide Völker von einander unabhängig, obwohl einer und derſelben Krone unterworfen ſeyn ſollten. In dieſem Sinne ſchlug gleich am Anfang der mexicaniſchen Unruhen die Junta von Zultepek den ſpaniſchen Cortes folgende Bedingungen vor, unter welchen die Mexicaner die Waffen niederlegen und mit den Royaliſten ſich verbinden wollten.

Sie verlangte: „1) Daß der mexicaniſchen Nation das Recht der Souveränität zuerkannt würde. 2) Daß Spanien und Mexico integrirende Theile derſelben Monarchie, einem und demſelben König unterworfen ſeyn ſollten — aber gleich in ihren Rechten, und frei von jeder Abhängigkeit oder Unterordnung des einen unter den andern. Mexico, das die Treue bis jetzt noch rein bewahrt habe“ — bemerkte die Junta — „ſtehe es eher zu, die Cortes einzuberufen und die Stellvertreter Spaniens, das ſchon vom Treubruch befleckt ſey, bei ſich zu verſammeln, als Spanien ein Recht habe, die Repräſentanten Mexicos zu ſich zu entbieten. In Abweſenheit des Königs ſeyen die Spanier nicht befugt, ſich die höchſte Gewalt anzumaßen, oder gar dieſelbe gegen Mexico vorzuſtellen; jegliche in dieſem Sinn ausgeübte Herrſchaft ſey ungültig. Wenn daher die Mexicaner, wie die übrigen Nationen Amerikas, einer ungeſetzmäßigen, willkührlichen Macht nicht gehorchten, ſo handelten ſie bloß nach ihrem guten Recht; und ihr Verfahren in dieſer Beziehung, weit entfernt für Verrätherei gelten zu können, ſey vielmehr ein Dienſt, wofür ihnen der König dankbar ſeyn müſſe; ein Beweis von Vaterlandsliebe, den Se. Majeſtät, falls Dieſelbe auf Ihrem Platz wäre, anerkannt haben würde. Die Ereigniſſe in Spanien und Mexico ſeit Umſturz des Thrones gäben den Americanern die Befugniß, Gewährleiſtung für ihre Sicherheit zu verlangen; in dieſer Gewährleiſtung aber liege nothwendig das Recht, Mexico durch das mexicaniſche Volk ſelbſt, ohne Dazwiſchenkunft einer europäiſchen Nation, ſeinem geſetzmäßigen Souverän zu erhalten.“

Nach dem Tode Hidalgo's bildete ſich unter dem Prieſter Morelos in Apatzingam ein Congreß, der den Spaniern neue Vorſchläge machte. Sie verwarfen dieſelben, wie ſie die Bedingungen der Junta von Zultepek verworfen hatten. Da ſomit der Krieg unvermeidlich fortdauern mußte, ſchlug der Congreß folgende Grundſätze vor, nach welchen derſelbe geführt werden ſollte:

„Artikel 1. Ein Krieg zwiſchen Brüdern und Mitbürgern muß weniger blutig ſeyn, als zwiſchen zwei einander fremden Völkern.

„Artikel 2. Beide kriegführende Parteien kennen Ferdinand VII an. Die Mexicaner haben ihm hievon hinlängliche Beweiſe gegeben, indem ſie ihm Gehorſam ſchworen, ihn überall proclamirten, ſein Bild auf ihren Feldzeichen führen, ſeinen erhabenen Namen in ihren Beſchlüſſen und Erlaſſen anrufen, und denſelben auf ihr Geld prägen. Ihr Enthuſiasmus gründet ſich nur auf den König, und nur von dieſem Geſichtspunkt aus hat die inſurgirende Partei gehandelt.

„Artikel 3. Die ſelbſt unter ungläubigen und wilden Nationen unverbrüchlich geachteten Völker- und Kriegsrechte müſſen Solches noch mehr zwiſchen uns ſeyn, die wir deſſelben Glaubens, und Einem König, einerlei Geſetz unterthan ſind.

Digitized by Google

„Artikel 4. Es iſt gegen das Chriſtenthum, aus perſönlicher Feindſchaft, Erbitterung oder Rache zu handeln.

„Artikel 5. Da unſer Kampf durch das Schwert, und nicht die Waffen der Vernunft und Klugheit entſchieden werden ſoll, da man keine Verſöhnung auf die Grundlagen der natürlichen Billigkeit hin eingehen will — ſo ſollte dieſer Krieg wenigſtens auf eine den Wünſchen der Menſchlichkeit entſprechendere Weiſe geführt werden, als bisher geſchehen iſt.

Dieſen allgemeinen Grundſätzen folgten ſodann die nähern Bedingungen ihrer Ausführung, und das Manifeſt ſchloß mit folgender Anrede: „Dieß, Brüder und Freunde, ſind die Vorſchläge, welche wir Euch machen. Sie gründen ſich auf die natürliche Billigkeit. Wir bieten Euch mit einer Hand den Oelzweig, mit der andern das Schwert, ohne je des gemeinſchaftlichen Bandes zu vergeſſen, welches uns umſchlingt; immer eingedenk, daß europäiſches Blut auch in unſern Adern fließt; daß alles jetzt in Strömen vergoſſene Blut ſpaniſch iſt, und daß ſelbiges zum großen Schaden der Monarchie vergoſſen wird, welche wir in Abweſenheit ihres Monarchen ungefährdet erhalten möchten. Was könnt Ihr uns entgegnen? Wie die blinde Hartnäckigkeit vertheidigen, womit Ihr uns anzuhören verweigert? Sind wir nicht ſo gut, als jede ſpaniſche Stadt, oder ſeyd Ihr aus höherem Stamm, als die Könige Spaniens? Karl III achtete es nicht für Schmach, auf die Stimme eines Piedejers zu hören, der im Namen des Volks vor Madrid ſprach. Karl dem IV koſtete der Volksaufruhr von Aranjuez nicht weniger, als die Krone. Warum ſoll bloß den Amerikanern, wenn ſie zu ihren Brüdern, denen ſie ganz gleich ſind, in einem Augenblick ſprechen, wo man ſich an den König ſelbſt nicht wenden kann, mit Flintenſtößen geantwortet werden?

„Zum letzten Mal reden wir zu Euch, denn zu oft ſchon haben wir umſonſt Euer Gehör geſucht. Nehmt Ihr auch jetzt unſre Vorſchläge nicht an, ſo bleibt uns wenigſtens der Troſt, Euch dieſelben gemacht und ſomit eine heilige Pflicht erfüllt zu haben, wie kein Guter ohne Theilnahme für uns ſehen wird. In den Augen der Welt und der Nachkommenſchaft kann uns der Vorwurf nicht treffen, daß die Wege der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit von uns verſchmäht worden ſeyen; Ihr aber erinnert Euch, daß es einen höchſten Richter giebt, dem Ihr früh oder ſpät Rechenſchaft ablegen müſſet über Eure Thaten und deren Folgen, über die Bedrückungen für welche wir von nun an die Verantwortlichkeit auf Euch herabrufen. Gedenket, daß Amerikas Schickſal noch nicht entſchieden iſt; daß die Waffen Euch nicht jederzeit begünſtigen, und die Wiedervergeltung immer etwas Furchtbares iſt."

Hiegegen meinten die Spanier: es vertrage ſich nicht mit Spaniens Würde, mit elenden Empörern zu unterhandeln; ſie ſahen die mexicaniſchen Patrioten als Rebellen an, die der Menſchenrechte nicht werth ſeyen und gänzlicher Vertilgung geweiht werden müßten. Sie hielten Wort; alle Inſurgenten, welche in ihre Hände fielen, wurden, beſonders unter der Verwaltung Callejas, ohne Ausnahme dem ſpaniſchen Blutdurſt geopfert.

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Fünfte Vorleſung.

Philoſophiſche Schulen vor Sokrates.

(Schluß.)

Neben der pythagoräiſchen Schule war die eleatiſche aufgekommen, deren Stifter Xenophanes, ums Jahr 500 vor Chriſtus, von ſeiner Heimat Kolophon nach Sicilien einwanderte. Er bekämpfte, der Erſte, den Anthropomorphismus der Griechen. Die Gottheit war für ihn die Einheit, das All; ſein Pantheismus war aber nicht materieller Art, wie derjenige der joniſchen Schule, ſondern ganz geiſtig. Parmenides, ſein Schüler, ging noch weiter und behauptete, daß die ganze ſinnlich wahrnehmbare Natur bloßer Schein ſey; eine Anſicht, welche man noch heut unter den Indiern findet. Uebrigens gab Parmenides zu, daß dieſer Schein nach gewiſſen Geſetzen auf uns einwirke, ſo daß man zuletzt von demſelben ſo gut weiter ſchließen könne, als ob er die Wirklichkeit ſelbſt wäre. Er nahm zwei Grundweſen an, ein thätiges oder warmes — das Feuer, und ein unthätiges oder kaltes — die Erde. Aus der Vereinigung, oder vielmehr aus dem Gegenſatz dieſer beiden Grundweſen entſtand nach ſeiner Anſicht alles Lebendige. Sein Freund war Zeno der Eleate, der Erfinder der Dialektik, und wohl mußte dieſe Kunſt aus der rein ſpekulativen Tendenz der eleatiſchen Schule hervorgehen. Da ihre Grundſätze nicht auf Erfahrung beruhten, ſo bedurfte ſie zu Durchführung derſelben eines ſehr feinen Verſtandes-Spiels. Bald jedoch wurde, was Anfangs nur Mittel geweſen, zum Zwecke ſelbſt; man ſetzte einen Werth darein, Beweiſe zu führen, und bewies, wie es gerade kam, das Für und das Wider. Parmenides und Zeno kamen ums Jahr 460 nach Athen; Anaxagoras ungefähr zur gleichen Zeit. Sokrates war damals zehn Jahr alt, und konnte mithin den Unterricht aller drei empfangen.

Leucipp, der Gründer der atomiſtiſchen Schule, war Zeitgenoſſe beider eben genannten Eleatiker, und ihr entſchiedner Gegner. Uebel zufrieden mit dem Idealismus wegen des damit getriebnen Mißbrauchs, ſchweifte er auf der entgegengeſetzten Seite aus und ward vollkommener Materialiſt. Nach ihm gab es bloß einen leeren Raum und Atome, welchen letztern er bloß Form und Bewegung zugeſtand. Aus ihren verſchiedenen Verbindungen entſprang nach ihm Alles, ſelbſt die Seele. Demokrit von Abdera, ein Zeitgenoſſe des Sokrates, ſetzte dieſe Schule fort. Er nahm verſchiedene Grund-Bewegungen der Atome an, eine gerade, eine ſchiefe, und eine wirbelförmige. Demokrit war der erſte vergleichende Anatom; er kannte die Gallengänge, und fand daß die Urſache des Wahnſinns in einer Störung der Eingeweide des Unterleibs liege.

Die atomiſtiſche Schule hatte ihren eigenthümlichen, beſtimmt ausgeſprochenen Charakter, während die drei andern eigentlich bloße Entwickelungen der Lehre des Thales waren.

Die mediciniſche Schule, welche neben dieſen vier Sekten exiſtirte, war bedeutend älter als irgend eine derſelben. Seit undenklicher Zeit bildete ſie ſich im Geſchlecht der Asklepiaden

fort. Ihre beiden Hauptzweige hatten ſich in Gnidos und in Kos niedergelaſſen. Die meiſten Tempel des Aeskulap wurden von Prieſtern aus jenem Geſchlecht bedient. In dieſen Tempeln nahm man die Kranken auf, und merkte ſich die an ihnen gemachten Erfahrungen. Ja auch Die, welche nicht in den Tempeln ſelbſt geheilt wurden, ſchickten häufig ihre Krankheitsgeſchichte ex voto dahin. Aus einer ſolchen ſeit 800 Jahren fortgeführten Sammlung ſchöpfte Hippokrates, und ſeine Schriften ſind daher gleichſam die Zuſammenſtellung der Notizen der Asklepiaden. Uebrigens rühren nicht alle Werke, welche den Namen des Hippokrates tragen, von dieſem ſelbſt her, wie man aus der Verſchiedenheit des Stils, und einigen ſich widerſprechenden Stellen ſieht. Wie es ſcheint, arbeiteten an denſelben drei Männer einerlei Namens und aus einerlei Familie. *Der erſte* lebte zur Zeit des Miltiades, ihm ſchreibt man das Buch über die Beinbrüche oder über die Gelenke zu. Der zweite, berühmteſte, war Zeitgenoſſe des Sokrates.

Anaxagoras machte den Uebergang von der Schule des Thales zu derjenigen des Sokrates, deſſen Lehrer er war. Als die Perſer Kleinaſien unterwarfen, flüchtete er von Klazomenä nach Athen, wo er Freund des Perikles wurde. Von den Feinden dieſes großen Mannes des Atheismus angeklagt, ſah er ſich genöthigt, nach Lampſakus zu entweichen, wo er 428, im 72 Jahre, ſtarb. Er war der Erſte, welcher den Geiſt mit Sicherheit von der Materie unterſchied. Einen allgemeinen Grundſtoff nahm er nicht an, ſondern die Materie iſt ihm zufolge urſprünglich verſchiedenartig, jede beſondre Art der Materie beſteht aber aus unter einander gleichen Theilen.

Von den Werken des Anaxagoras iſt keines auf uns gekommen, wohl aber einige ſeiner Lehrſätze. Er ſagte: aus Nichts werde Nichts; Alles ſey in Allem und könne Alles hervorbringen. Auf den Grund der Dinge ſtrebte er durch thätige Unterſuchung zu kommen. Als einmal das Volk einen Widder, dem *bloß ein* einziges Horn gewachſen war, für ein bedenkliches *Wunder anſah*, zerlegte Anaxagoras das Thier, und erklärte die *natürliche* Urſache dieſer Unregelmäßigkeit. Doch muß er es mit der Beobachtung nicht ſehr ſtrenge genommen haben, wenn er, wie man behauptet, wirklich glaubte die Wieſel, Ibiſſe und Krähen gebären ihre Jungen aus dem Maul. Ein großer Aerolith fiel zu ſeiner Zeit bei Aegospotamos nieder; er ſoll daraus geſchloſſen haben, der Himmel ſey ein Gewölb voll Steine. Den Mond hielt er für bewohnt, und die Sonne für eine metalliſche, brennende Maſſe.

Die Memoiren des Sir Thomas Stamford Raffles.

Sir Stamford Raffles, der Sohn eines unbemittelten Schiffscapitäns, war auf offener See geboren; er war nur zwei Jahre in der Erziehungsanſtalt zu Hammerſmith und wurde bereits in ſeinem vierzehnten Jahre als Sekretär in dem Bureau der oſtindiſchen Compagnie *angeſtellt*, ſo daß er alle Kenntniſſe, welche er ſich erwarb, lediglich ſeinem eigenen Fleiße zu verdanken hatte. Da ſeine gute Aufführung ihm die Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten gewann, ſo wurde er im Jahr 1805, als die Compagnie eine neue Niederlaſſung auf Penang gründete, zu der Stelle eines Aſſiſtenten in dem Secretariate derſelben befördert. Mit ſeinem gewöhnlichen Fleiße machte er ſich bald zum Meiſter der malaiſchen Sprache und erwarb ſich ſo umfaſſende Kenntniſſe über Alles, was in einigem Zuſammenhange mit dem indiſchen Archipel ſtand, daß ſeine Dienſte bald bei allen Anordnungen, welche für dieſe Gegenden getroffen wurden, unentbehrlich waren. Im J. 1811, als Lord Minto die Expedition gegen Java unternahm, wurde vor allen Dingen der Rath des damals noch in untergeordneten Verhältniſſen ſtehenden Secretärs eingeholt; Raffles begleitete den Lord und hatte einen ſo bedeutenden Antheil an dem Gelingen der Unternehmung, daß er ſogleich zum Gouverneur der eroberten Colonie ernannt wurde. In dieſer anſehnlichen Stellung blieb er bis zum J. 1816, wo Java an die Holländer zurückgegeben wurde; ſeitdem, von 1817 — 1824, hatte er die Verwaltung von Bencoolen und den damals davon abhängenden britiſchen Poſten. Seine Correſpondenz während dieſer Periode enthält die wichtigſten Aufſchlüſſe über Handel, Volksleben, Literatur und natürliche Beſchaffenheit des indiſchen Archipels; und ſo Wenig wir ſonſt der Memoirenſucht geneigt ſind, welche die engliſchen und franzöſiſchen Büchermärkte ſeit einigen Jahren überſchwemmt hat, ſo können wir doch dem dicken Quartanten, der uns unter dem Titel Memoiren über das Leben und die Dienſte des Sir Stamford Raffles (Memoirs of the Life and Public Services of Sir Thomas Stamford Raffles, by his Widow, Lond. 1830. 4.) zugekommen iſt, die Anerkennung nicht verſagen, daß er uns nicht weniger nützliche Belehrung, als angenehme Unterhaltung gewährt habe.

Merkwürdig iſt, was über die mohammedaniſchen Malaien auf der Inſel Bali geſagt wird. Ihr Glaube verhält ſich zu dem reinen Mohammedanismus ungefähr auf ähnliche Weiſe, wie die Religion des ungebildeten Peruaners oder Mexicaners zum Chriſtenthume. „Sie haben keine Vorſtellung von einem höchſten Weſen, welches alle Dinge geſchaffen hat, obwohl ſie ſich häufig des Ausdruckes Allah Auah bedienen, womit der Araber dieſe Idee bezeichnet. Fragt man den unwiſſenden Paſumah, was er damit meine, ſo antwortet er, es ſey einer der Dewas. In dem Glauben dieſer Leute ſind die Dewas eine Art höherer Weſen, welche ſie mit abergläubiſcher Verehrung als wohlthätige Geiſter betrachten, deren Einfluß heilbringend für das menſchliche Geſchlecht ſey. Dieſe Gottheiten hören die Gebete und freuen ſich über die Opfer, welche die Sterblichen ihnen darbringen. Sie wiſſen Alles, was auf Erden vorgeht und haben die Aufſicht über die Menſchheit und alle irdiſchen Angelegenheiten; die Schickſale der Menſchen liegen in ihren Händen und der Gang der Ereigniſſe hängt von ihrem Willen ab. Dieſen wohlthätigen Weſen verdankt der Menſch das Lebensprincip in ihm; und jeden Augenblick ſeiner Exiſtenz wird dieſe Schuld erneut durch die fortdauernde Erhaltung dieſes Princips. Die Dewas ſind in mehrere verſchiedene Claſſen getheilt, von denen eine der anderen untergeordnet iſt, und die nicht alle von gleicher Wichtigkeit für den Menſchen ſind. Sie haben ihre Wohnungen auf der Erde; einige ziehen die tiefſten und düſterſten Wälder und Haine vor, andere Hügel und Berge, einige gebieten dem ſchäumenden Bergſtrom, andere wohnen an den ſchattigen Ufern des ſanft murmelnden Baches. Auch beſtimmte Bäume ſind den Dewas geweiht; ſo breitet die ehrwürdige Baniane ihren Schatten aus, um einem Dewa zur geheiligten Woh-

Digitized by Google

nung zu dienen; und ſelbſt der Kalapo Gading (eine Art Cocosnußbaum) ſteht unter dem wohlthätigen Einfluß eines heiligen Dewa, der in ſeinen Zweigen wohnt und eine ausgezeichnete Frucht hervorbringt.

Den Dewas entgegengeſetzt ſind die Dſchins, oder böſen Geiſter, welche als die Urheber des Uebels betrachtet werden; alle Unfälle und alles Mißgeſchick des menſchlichen Lebens wird ihnen zugeſchrieben. Auch ſie haben ihre Wohnplätze auf der Oberfläche der Erde; und wenn ein Menſch ſich zufällig einer ſolchen Stelle nähert, ſo empfindet er ſogleich den Zorn dieſer rachſüchtigen Geiſter. Eine dritte Claſſe von Weſen ſcheint, nach den Eigenſchaften, welche ihr beigelegt werden, ein Mittelglied zwiſchen den Dewas und den Dſchins zu bilden, doch ungleich mehr von den erſteren, als von den letzteren an ſich zu haben. Sie werden Orang Alus genannt, d. i. ſchöne unſichtbare Menſchen. Sie ſind eine Art von Miſchung geiſtiger und materieller Naturen und nähern ſich daher in ihren guten und böſen Eigenſchaften bereits ſehr den Menſchen, denen ſie jedoch an Macht unendlich überlegen ſind. Ich habe einen Mann geſehen, welcher vorgab mit einer dieſer Orang Alus vermählt zu ſeyn; er hieß Oypat Radſcho Wani und glich in ſeinem Aeußeren ſehr einem Hexenmeiſter. Seine Kinder ſchienen die unſichtbare Natur der Mutter zu theilen; denn obwohl er eine zahlreiche Familie hatte, ſo hat doch Niemand ein Glied derſelben geſehen.

Die Manen der Voreltern werden in höchſter Verehrung gehalten und nehmen ihren Rang in dem Volksglauben unmittelbar hinter den Göttern ein. Man iſt überzeugt, daß ſie beſtändig an der Wohlfahrt ihrer Nachkommenſchaft Theil nehmen und immer über den Schickſalen derſelben wachen. Die Stätte, wo die Voreltern beerdigt worden ſind, iſt heilig; die Gräber der Vorfahren ſind das ſtärkſte Band, welches den armen Paſumah an ſein Vaterland feſſelt.

Allgemein iſt der Glaube an die Seelenwanderung; doch glaube ich, daß nur beſtimmte Thiergattungen in dem Anſehen ſtehen, die Seelen verſtorbener Menſchen aufzunehmen. Beſonders gilt der Tiger als ein mit menſchlicher Seele begabtes Weſen; und Dieß iſt der Grund, weßhalb dieß reißende Thier mit einer unglaublichen Schonung behandelt wird. Selbſt wenn ſein Rachen noch mit Menſchenblut befleckt iſt, kann Nichts einen Mann bewegen, ihn zu tödten, um ihn von einer Wiederholung ſeiner blutigen That abzuhalten. Nur wenn ein naher Verwandter das Opfer geworden iſt, wird die Blutrache ihn vielleicht in Bewegung ſetzen; aber ſelbſt dann gewinnen es oft ſeine abergläubiſchen Beſorgniſſe und Vorurtheile über den glühendſten Rachedurſt.

Wer ſich in einer ſchwierigen Lage findet, in welcher er ſich ſelbſt nicht mehr zu helfen weiß, geht in den Tempel oder das Kramat, um die Dewas zu verſöhnen und die Manen ſeiner Voreltern anzurufen, daß ſie ihm ihren Beiſtand nicht verſagen. Dieß geſchieht, indem er, nach den Umſtänden, einen Büffel, eine Ziege, oder auch nur ein Huhn opfert, und ſich ſelbſt der Speiſe und des Trankes enthält. Es wurde mir geſagt, daß auf dieſe Weiſe manche wohl vierzehn Tage ſo ſtreng gefaſtet haben, daß ſie während dieſer ganzen Zeit auch nicht einen Biſſen Nahrung zu ſich nahmen; nur ein wenig Waſſer wird geſtattet. Viele haben Dieß ſieben Tage lang ausgehalten; gewöhnlich bringt man aber nur zwei oder drei Tage in dieſer Bußübung zu. Während dieſer Zeit kann man nicht ſagen, daß ſie beten; ſie beklagen vielmehr im Stillen ihr Unglück und ſtoßen einige wenige Worte aus, deren Sinn und Bedeutung ſie ſelbſt nicht verſtehen. Das Hauptverdienſt dieſer Ceremonie beſteht indeſſen darin, daß ſie ihre Dewas bei den ihnen zukommenden Namen und in der gebührenden Ordnung anrufen; denn jeder derſelben hat ſeinen beſonderen Titel und Rang. Darauf ſprechen ſie die Namen ihrer Nenek Puyang oder Voreltern aus und bitten ſie, ihnen Hülfe zu leiſten. Dieſe Art Gebet wird in der Sprache des Landes Bertarak genannt; aber nur in der äußerſten Noth nimmt man zu demſelben ſeine Zuflucht; ſo wird in Kriegszeiten dieſe beſchwerliche Ceremonie häufig durchgemacht, um Niederlagen abzuwenden und Glück und Sieg zu erflehen.

Der Condor Südamericas.

Ich hatte Gelegenheit einen Condor zu ſchießen, ſagt Temple in ſeinen kürzlich erſchienenen Reiſen durch Peru, der eben an einem todten Pferde zehrte und ſich ſo überſättigt hatte, daß er mich bis auf die Weite eines Piſtolenſchuſſes herankommen ließ, ehe er ſeine unermeßlichen Schwingen ausbreitete, um zu entfliehen. Dieß war für mich das Signal zum Feuern; und da ich mit einer tüchtigen Ladung kleiner Kugeln geladen hatte, ſo war mein Schuß nicht verloren. Welch furchtbares Unthier ſah ich in der Schlucht unter mir im Todeskampfe kreiſchend und mit den Flügeln ſchlagend! Man wird es für unglaublich halten, daß ein Bewohner der Luft an Größe dem rieſenhafteſten Land- oder Seethiere gleichkommen könne; und Menſchen, die nie einen größeren Vogel geſehen haben, als etwa unſeren Steinadler, werden es mit Staunen leſen, daß in der ſüdlichen Hemiſphäre ein Raubvogel gefunden wird, der ſo groß und ſtark iſt, daß er mit ſeinen Krallen einen Ochſen ergreift und in die Luft erhebt, von wo er ihn herabfallen läßt, um ihn zu tödten und zu verzehren; die folgenden Dimenſionen des Condor, ſo unglaublich ſie ſcheinen mögen, ſind wörtlich aus einer Note entlehnt, die ich mit eigener Hand aufgezeichnet habe. „Wenn die Flügel ausgebreitet ſind, meſſen ſie ſechzehn Schritt (vierzig Fuß) von einer Flügelſpitze zu der andern; die Schwungfedern ſind acht Schritt (zwanzig Fuß) lang und der Kiel hat acht Zoll im Umfange.“

Die Colonie am Schwanenfluß.

Die neueſten Nachrichten von der engliſchen Colonie am Schwanenfluß in Neuholland (d. d. 26 Nov. d. v. J.) widerlegen die ſeit einiger Zeit verbreiteten ungünſtigen Gerüchte über das Gedeihen dieſer Niederlaſſung. Drei Ortſchaften waren bereits angelegt worden; die Anzahl der Coloniſten belief ſich auf 350 bis 400, und die Eingebornen benahmen ſich auf das Freundſchaftlichſte gegen ſie. Nur in Bezug auf den Boden waren die Erwartungen, die man gehegt hatte, etwas getäuſcht worden; dagegen war das Land mit dem trefflichſten Holz bedeckt, und Fiſche und Geflügel fanden ſich überall in Ueberfluß. Vierhundert engl. Meilen im Norden des Schwanenfluſſes, an der Haifiſchbai, ſollten die Franzoſen eine Niederlaſſung begründet haben; doch waren die Engländer, ungeachtet ſie bereits bedeutende Excurſionen gemacht hatten, noch nicht mit ihnen zuſammengeſtoßen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 98. 8 April 1830.

Die Gälen *) mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

Von Dr. Carl Iken in Bremen.

Es giebt vielleicht kein Volk in Europa, daß die Sitten und Gewohnheiten der älteſten Zeiten beſſer erhalten hat, als die Bewohner der Hebriden, und insbeſondere die der Inſel Arran. Es iſt indeß traurig, die Gaſtfreundſchaft, dieſe herrliche und liebenswürdige Tugend der halb civiliſirten Völker, auf dem Punkt zu ſehen, wo ſie vor den Plackereien der Zollbeamten zu verſchwinden anfängt. Das wohlwollende Entgegenkommen des Volks mißbrauchend, dringen ſie in die Hütten ein, um den Kornbranntwein wegzunehmen, der unter den Namen Whisky bekannt iſt, deſſen Bereitung, der einzige Zweig des Gewerbfleißes und Handels bei dieſen armen Inſulanern, einem ſtrengen Verbot unterliegt. Erſchrocken bei dem Anblick der Fremden, die ſie für Zollbediente halten, fangen die Einwohner an, ihre Thüren zu verſchließen; und bald, wenn dieſes Syſtem fortdauert, wird man ſehen, wie ſie aus Furcht, beraubt zu werden, auf eine Tugend Verzicht leiſten, die für ſie eine Quelle mancher Gefahren iſt.

Die meiſten jungen Leute laſſen ſich beim Seeweſen anſtellen. Frühzeitig gewohnt, ihre Fertigkeit in der Kunſt der Schiffahrt zu üben, haben ſie eine weit größere Meinung von dem Seedienſt als dem Landdienſt. Diejenigen, die zu Haus bleiben, haben mit dem Unterhalt ihrer Familie vollauf zu thun; der Fiſchfang iſt ihre Hauptnahrungsquelle. Dieſer beſchäftigt ſie drei Viertel des Jahres hindurch; ſie trocknen und räuchern einen gewiſſen Vorrath für ihren Bedarf, und das Uebrige ſchicken ſie in die benachbarten Seehäfen. Doch iſt die Ausfuhr gering im Vergleich mit Dem, was ſie ſeyn könnte, wenn eine aufgeklärte und einſichtsvolle Verwaltung dieſen Erwerbszweig begünſtigte, von dem die Natur eine unerſchöpfliche Fülle darbietet. Alle Männer ſind Fiſcher und wiſſen ihre kleinen Boote auf dieſen ſtürmiſchen Meeren gut zu regieren. Die Sommermonate werden zum Ackerbau angewandt, der mühſam iſt und nicht Viel einbringt. Der Boden iſt undankbar und ſchwer zu bebauen. Die Frauen helfen den Männern bei dieſen Arbeiten, ſpinnen die Wolle, die ſie kleiden ſoll, und ſorgen für das Innere des Hauſes. Sonntags kommen die frommen Einwohner regelmäßig zur Kirche, oft mehrere Meilen weit her, mitten durch ſteile Gebirge und enge Thäler, und über brückenloſe Flüſſe. Die Kirche iſt immer voll. Dieſe Gewohnheit hat großen Einfluß auf ihren Charakter, welcher ſich durch Sanftmuth, Sittlichkeit und gegenſeitige Anhänglichkeit auszeichnet. Sie ſind luſtig und Freunde von Tanz und Muſik; in dieſer Beziehung beſitzen ſie große Talente, ſowohl in den Pas, als auf den Inſtrumenten. Sie tanzen nach dem Ton der Sackpfeife (la cornemuse) *), die ſeit langen Zeiten bei ihnen üblich iſt. Sie haben eigene Nationaltänze und ſingen alte Volkslieder, die ſich von einem Zeitalter zum andern durch Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Auch lieben ſie ſehr die Kriegsmärſche, die ſchon ihre Urväter in den Schlachten begeiſterten, wo die Clans oder die einzelnen Volks- und Familienſtämme gegen einander fochten.

Ueberhaupt werden alle Gälen lebhaft gerührt durch ihre wilde und unvollkommene Muſik, während die mehr vervollkommnete Muſik der Niederſchotten bei dieſen weder ſo populär iſt noch ſo allgemein empfunden wird. Ihre Märſche oder Pibrocks, ihre Matroſenlieder oder Jorrams, ihre Balladen und Volkslieder, die ihnen oft Heimweh verurſachen, ihre Arbeitslieder oder Oran luihaldh, ihre Hirtenlieder und andere theils tragiſche theils burleske und kurzweilige Geſänge, ſind den Gälen lieber als die ſchönſten Compoſitionen unſrer modernen Tonkünſtler. Männer und Frauen ſetzen ſich rund in der Stube herum, geben ſich die Hand, oder halten zwei und zwei den Zipfel eines Schnupftuches, das ſie während des Chors nach dem Takt bewegen. Dieß ſoll das Tuchwalken andeuten, wobei ehemals ſolche Lieder geſungen wurden. Die Vorſänger oder Koryphäen (Soloſänger) machen beim Singen alle möglichen Arten von Grimaſſen und Narrenpoſſen, ſtoßen mit den Köpfen zuſammen, und gebehrden ſich mit aller Lebhaftigkeit und Gewandtheit italieniſcher Bouffons, wobei die ganze Geſellſchaft zu lachen pflegt. Man wundert ſich, unter einem ſolchen neblichten Himmel, in einem ſo traurigen Clima, ein ſo muntres Volk zu ſehen, das durch

*) Nach Necker de Sauſſüre's voyage en Ecosse 1821.

*) S. Guys und Boutier's Werke, wo Tänze der Griechen mit der Sackpfeife abgebildet ſind.

Digitized by Google

eine Fröhlichkeit und Spielerei belebt wird, dergleichen man ausſchließlich nur den Nationen zuſchreibt, welche die lachenden Gegenden des ſüdlichen Europa's bewohnen. Die Muſik der Gälen wird dadurch ungemein fremdartig, melancholiſch, düſter und originell, daß in ihrer Tonleiter zwei Töne fehlen: die Quarte und die Septime, eben ſo wie es auch bei den Chineſen der Fall iſt; und zwar iſt dieſe Auslaſſung nicht zufällig oder eine Armuth, ſondern abſichtlich und ſcheint in dem uralten muſikaliſchen Syſtem der Gälen zu liegen. Uebrigens wurden die Gedichte des ſchottiſchen Barden Oſſian und Anderer eben ſo geſungen und rhapſodiſch vorgetragen, wie die Gedichte Homer's als Recitative von den alten Griechen auf öffentlichen Plätzen, an Wegen und Landſtraßen.

Die Männer ſind gut gewachſen, ſtark und geſund; das mühſame Leben, das ſie führen, härtet ſie ab; die Frauen nehmen an ihren Arbeiten und ihrer Abhärtung Theil. Die Bevölkerung der Inſel Arran nimmt jedoch durch die herrſchende Auswanderungsluſt ſehr ab. Die uralte Landesſprache ſoll durch neuere engliſche Wörter entſtellt und vermiſcht ſeyn; doch ſprechen nur Wenige engliſch. Das antike maleriſche Koſtüm der Bergſchotten iſt hier dem Clima gemäß verändert worden. Der Mann trägt ein blaues Tuch, das von den Weibern auf der Inſel ſelbſt verfertigt wird.

Das Innere ihrer Hütten iſt zwiſchen den Menſchen und dem Vieh getheilt, ihre Gemächer ſind mit dieſem unter einem Dach und ſtehen durch eine Thür innerhalb miteinander in Verbindung. Die Hütten ſind ſehr eng und klein und nur durch ein einziges Fenſter erhellt, die Familie wohnt ohne Unterſchied des Geſchlechts und des Alters in bunter Miſchung durch einander. Das Feuer brennt immer mitten in der Stube und füllt die ganze Wohnung mit beſtändigem Rauch.

Noch vor zwei Jahrhunderten ſtarrten die Gegenden auf beiden Seiten der Grenze von Schottland und England von lauter Thürmen und Burgen; täglich wiederhallte das Echo vom Getöſe der Waffen. Dieſe Länder ſtanden immer in Gefahr verwüſtet zu werden, und dienten fortwährend als Schlachtfelder. Alle Häuſer waren ſtark befeſtigt; es waren wirkliche Schlöſſer, durch ihre hohen Mauern, ihre Waſſergräben, Schießſcharten und Zugbrücken fähig, eine lange Belagerung auszuhalten, und geräumig genug, den Vaſallen und ihren Heerden bei plötzlichem Ueberfall einen Zufluchtsort zu gewähren. Gegen einen ſolchen Ueberfall ſtellte man beſtändig Wachen aus an allen Engpäſſen und auf allen Uebergangspunkten der Flüſſe. Auf allen Höhen erhoben ſich Thürme oder Warten (watch towers, franzöſ. vigiles, daher neugriechiſch: βιγλα — von vigilare) und kaum bemerkte man eine Bewegung an der engliſchen Grenze, ſo zündete man eines dieſer Signale oder Wachtfeuer an, und in Einem Augenblick ſtand die ganze telegraphiſche Kette in Flammen. Mit Blitzesſchnelle wurde ſo die Kunde verbreitet. Die Anzahl der Feuer auf jedem Punkt bedeutete die Anzahl und Stärke des Feindes. Sogleich war das ganze Land unter Waffen. Weiber, Kinder, Greiſe verſteckten ſich in den Feſten, oder in Höhlen, Gehölzen und Sümpfen.

Wollte ein ſchottiſcher Häuptling in's engliſche Gebiet einfallen, ſo verſammelte er heimlich ſeine Lehnsleute und Freunde, in der Nacht brach dieſe zuchtloſe Räubertruppe durch die Vorpoſten, verbrannte die Dörfer, Weiler, verheerte Alles mit Feuer und Schwert, beging die ſcheußlichſten Grauſamkeiten, Weiber und Kinder ſogar entgingen ihrer Wuth nicht, und weſſen Leben man ſchonte, der wurde doch in harte Sclaverei geſchleppt. Dann war Alles gute Priſe; Anführer und Soldaten beluden ſich mit Beute, Heerden wurden weggeführt, die Ernte auf den Feldern verbrannt und ſo Alles, was man nicht mit wegſchleppen konnte. Die Sieger theilten ſich zu Hauſe in den Raub. Dann folgten Feſte. War der Raub verzehrt, ſo überreichte die Dame des Schloſſes ihren Gäſten ein Paar Sporen in einer Schüſſel und Dieß war das Zeichen zum Aufbruch nach neuem Raub. Dörfer und Schlöſſer der Engländer wurden dann abermals in Contribution geſetzt. Dieſe übten ſchreckliche Repreſſalien aus; blutige Schlachten wurden geliefert und die Burgen wechſelsweiſe im Sturm erobert.

Im J. 1544 ließ der König von England einen großen Verwüſtungszug unternehmen: in vier Monaten verbrannten die Engländer an der ſchottiſchen Grenze 192 Städte, Dörfer, Burgen, Thürme, Kirchen ꝛc.; tödteten 403 Feinde, machten 816 zu Gefangenen, raubten 10,316 Stück Rindvieh, 12,492 kleineres Vieh, 1296 Pferde, 200 Ziegen und 200 Säcke mit Getraide. Die Luſt zu plündern verbreitete ſich unter den Bauern, die oft nach ſolchen Feldzügen, in kleinen Banden von 5 bis 20 Mann, als Maraudeurs auf Raub ausgingen, deren Anführer meiſtens auf dem Schaffot ſtarben. Dieſe Maraudeurs hießen moss troopers, d. h. Sumpftruppen.

Damit nicht zufrieden, befehdeten die Häuptlinge in den Grenzländern einander oft Jahre lang ſelbſt. Dieſe Grenzbewohner (Borderers) wurden oft von den ſchottiſchen und engliſchen Königen außer dem Geſetz erklärt, aber ſie hielten ſich in ihren Feſten gegen jeden Angriff. König Jacob V zog 1529 mit 10,000 Mann gegen ſie, und ließ manche Rebellen an dem Thor ihres eigenen Schloſſes aufhängen. Unter Jakob VI wurden auf Befehl des Parlaments alle Wälder dort umgehauen, damit die Maraudeurs ſich nicht darin verbergen ſollten. Nach der Vereinigung beider Reiche dauerte der Unfug fort; die Borderers lebten vom Raub; ſie beliefen ſich auf mehrere Tauſende. Die Gutsbeſitzer mußten ihnen einen jährlichen Tribut bezahlen, um Frieden zu haben. Jakob VI ließ nun förmlich auf ſie Jagd machen, wie auf wilde Thiere. Jedem wurde es erlaubt, ſie mit Hunden, Pferden und Waldhörnern zu verfolgen. Man gebrauchte dazu die ſogenannten Bluthunde (blood hounds), eine eigene ſehr alte Race. Dieſe Spürhunde jagten den verſteckten Maraudeur aus ſeinem Schlupfwinkel. In jedem Dorf mußte ein ſolcher Hund auf Koſten der Gemeinde unterhalten werden. Dieß half. Aber erſt zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo man noch ſolche Hunde und Maraudeurs ſah, hörten die letzteren ganz auf.

Obgleich ſie zuletzt in ein wirkliches Raubgeſindel ausarteten, ſo war ihnen doch früher ein gewiſſer ritterlicher Geiſt nicht

Digitized by Google

Digitized by Google

Umgebungen von Algier.

fremd. Ihre Thaten bilden noch den Gegenſtand der Geſpräche und Erzählungen jenes Hirtenvolks, welches die Ufer des Fluſſes Tweed bewohnt. Sie wiederholen die alten Balladen und die naiven, von den Minſtrels gedichteten Lieder, welche dieſe an der Tafel ihrer Oberherren und in den alten gothiſchen Burgen ſangen, deren Ruinen noch auf den Gipfeln der Anhöhen liegen. In dieſen Burgen gab es außer den Harfeniſten und Sängern, wie bei den Arabern, ſelbſt Hofnarren und Bouffons und Geiſterbeſchwörer. Ueberhaupt zeigte ſich in ihrer Lebensweiſe eine Menge der ſonderbarſten Widerſprüche. Den Feind während des Waffenſtillſtandes angreifen, ward als Hochverrath beſtraft und doch wurden zur Kriegszeit die ſchrecklichſten Gräuel geduldet. Wer ſein Wort nicht hielt, wurde im Kreis der verſammelten Anführer für einen meineidigen Verräther erklärt, und ein Fauſthandſchuh wurde auf einer Lanzenſpitze vor ihm hergetragen, als Sinnbild der verletzten Treue. Dieß war ihnen die gefürchtetſte Strafe; und doch galt es ihnen für kein Verbrechen, einen wehrloſen Feind in ſeiner Wohnung oder ſelbſt in den Straßen von Edinburgh todtzuſchlagen. Den Zweikampf auf einem begrenzten Raum ſahen ſie von jeher als ein Gottesurtheil an und er dauerte hier länger als im übrigen Europa. Noch 1602 wurde ein ſolcher Zweikampf zwiſchen einem ſchottiſchen und engliſchen Häuptling öffentlich angekündigt und wirklich gehalten. Es gab ein ſehr altes Geſetzbuch, zu welchem die Borderers ſich eidlich verpflichteten. Dieſe Geſetze, welche die Rechte und Pflichten des Krieges regelten, wurden urſprünglich durch einen Archibald den Schwarzen, Herrn von Douglas, proklamirt, und erneuert im Jahr 1498 durch den Grafen William Douglas, einen der Deſcendenten des Vorhergenannten. Doch dieſe Geſetze wurden nicht geachtet; das Schwert entſchied meiſtens. Oft, wenn ſie verſammelt waren, um einen Friedensvertrag zu ſchließen, dabei Spiele und Feſte zu veranſtalten und zufällig ſich ein Wortwechſel erhob, ſo griffen ſogleich alle zu den Waffen und der hitzigſte Kampf erfolgte. Endlich iſt auch der Kontraſt nicht geringer, wenn man die Miſchung von Wildheit und Religioſität betrachtet, welche das Leben der Borderers charakteriſirt; wenn man ſieht, wie die nämlichen Menſchen, die unvermuthet ihre Nachbaren mit Feuer und Schwert anfallen, den Segen des Himmels auf ihre grauſamen Unternehmungen herabflehen, und nicht eher auf Raub ausgehen, als bis ſie andächtig ihren Roſenkranz gebetet. Mehr als einmal haben Häuptlinge, welche für ihr Seelenheil Klöſter und Abteien mit Ländereien beſchenkten, ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, die Thüren der Kirchen einzuſtoßen und den Feind am Altar zu ermorden. So z. B. ſtellte ſich eine edle Dame, Lady Buccleugh, an die Spitze von 200 Vaſallen des Clan's Scott, alle von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, und zerbrach im J. 1557 die Thüre der Kirche St. Maria of the Lowes, um ſich ihres Feindes Craſtoun zu bemächtigen, den ſie ſogleich tödten ließ, und eben dieſe Familie Buccleugh bereicherte unaufhörlich die ſchöne Abtei Melroſe, die mitten in den Borders liegt. Selten wurden die Mönche von dieſen Kriegen geſtört, und doch waren größere Schätze in den reichen Abteien Melſo und Dryburgh, in den Klöſtern Kelſo und Jedburg, als in den angefallenen Burgen. Oft ſollen ſogar die Mönche dem Blutvergießen Einhalt gethan haben. *)

Statt dieſer furchtbaren Band. findet man dort jetzt nur Einöden, zahme Hämmel ſtatt wilder Krieger, als ob der Zorn des Himmels darauf ruhte. Die edlen Sprößlinge jener alten Häuſer ſind jetzt geſellig; die ehemalige Gaſtfreundſchaft iſt noch nicht von ihnen gewichen. Aber der Adler und Uhu niſten in den Ruinen der Schlöſſer und Klöſter, wo ſonſt die Orgel und die frommen Chöre ertönten.

(Fortſetzung folgt.)

*) Züge dieſer Art findet man ſehr viele in Pennants Werk und in den hiſtor. Anmerkungen zu Walter Scotts Lay of the last Minstrel, worin ihre Sitten ſehr wahr geſchildert ſind.

Die africaniſche Expedition.

(Mit einer Karte.)

Mit dem Traktat vom 6 Juli ſcheint die Periode der idealen Politik begonnen zu haben. Bündniſſe werden geſchloſſen zum Beſten der leidenden Menſchheit, koſtſpielige Expeditionen werden unternommen, um Barbarei auszurotten und die Segnungen der Civiliſation zu verbreiten. England, Frankreich, Rußland wetteifern in Thaten edelmüthiger Uneigennützigkeit. Welche Veränderung iſt mit der Welt vorgegangen ſeit dem wiener Congreß! Umſonſt wandte ſich Sir Sidney Smith an dieſen europäiſchen Areopag mit einer Denkſchrift, worin er die Ausrottung der ſchändlichen africaniſchen Seeräuberei und die deßhalb zu ergreifenden Maßregeln vorſchlug; umſonſt unterſtützte ihn die Beredſamkeit des Kardinals Konſalvi und ſtand ihnen zur Seite die ganze öffentliche Meinung von Europa — die werdende heilige Allianz hielt wahrſcheinlich die Sache für zu chimäriſch, um ſich darauf einzulaſſen. Es war aber auch ein toller Einfall, Staatsmännern des neunzehnzehnten Jahrhunderts einen chriſtlichen Kreuzzug zuzumuthen, namentlich Staatsmännern, unter denen Lord Caſtlereagh Sitz und Stimme führte, der ein Großhändlervolk repräſentirte, dem es gerade recht war, wenn die Barbaresken die Kleinhändler des Kontinents manchmal ein Wenig leichter machten. Karl X und ſeinem Miniſter Polignac alſo war es vorbehalten, das fromme Werk zu wagen — auf die Gefahr hin, unkluge Schwärmer geſcholten zu werden? Doch nein, es ſind nur die kalten Politiker, die ſie verkennen, das freiſinnige, enthuſiaſtiſche Frankreich jubelt ihnen zu? Gerade umgekehrt — Begeiſterung iſt bei dem Miniſter, politiſche Kälte bei dem Volk! Das närriſche Volk will keine Lorbeeren in Africa pflücken, es verſtummt, als ihm der neuzuerwerbende Ruhm von dem Enkel des heiligen Ludwigs angekündigt wird! Indeſſen wir Deutſche freuen uns herzlich, die Zeitungen fangen an langweilig zu werden, und nun giebt es doch wiederum etwas Neues? Es iſt ſo unſere Art, daß wir es immer gern ſehen, wenn Etwas geſchieht, und wir ſind neidlos genug, daß wir den dabei einzuerntenden Ruhm Jedem gönnen, der ihn pflücken will. Glücklicher General Bourmont, wie wirſt Du von uns beſungen werden; gewiß wirſt Du Alles verdunkeln, was von Karl V, Juan von Auſtria und dem kühnen Venezianer Emo, was unter dem Kardinal Ximenes, und dem Grafen von Mortemar Ruhmwürdiges voll-

bracht worden. Du brauchſt Dich nicht um Deine undankbaren Landsleute zu bekümmern, die Dir Dein Waterloo nicht vergeſſen — wir werden, wie geſagt, Dich beſingen! Wir werden den Feind, den Du überwindeſt, mit Heiraddin Barbaroſſa vergleichen, Du ſelbſt wirſt uns ein Poliorcetes ſeyn — gewaltiger als der Breſchenſchütze Exmouth! Bonaparte in Egypten, Bourmont in den Raubſtaaten! Große Namen, doch größer der Held, der vollendet, als der Held, der bloß begann! Ludwig XIV ſprach, es giebt keine Pyrenäen mehr und ſein allerchriſtlichſter Ur-Ur-Enkel will, es ſoll keine Barbarei mehr ſeyn und Bourmont iſt der Feldherr, der dieß Gebot nach dem ſtaunenden Africa trägt. Das Vaterland des Auguſtinus mit den hundert Biſchöfen, die es zu den Concilien der ökumeniſchen Chriſtenheit ſandte, wird wieder erblühen, jene tauſend Städte mit den tauſend Schiffen, die ihnen die Schätze ferner Zonen zuführten, werden wieder erſtehen, Großbritannien wird das neue Karthago begrüßen — und wir werden ein neues Wunder der Welt erleben!

Temple's Reiſen in Peru.

Zu den vielen trefflichen Werken über das ſpaniſche America, welche wir dem britiſchen Speculationsgeiſte verdanken, iſt ſo eben ein neues über Peru und das berühmte Potoſi gekommen. Die Reiſen in verſchiedenen Theilen von Peru, von Temple (Travels in various Parts of Peru, including a Year's Residence in Potosi, by Edmond Temple, Lond. 1830. 2 vols. 8.) ſchließen ſich rühmlich an die früheren Arbeiten eines Mawe, Stevenſon und Ward an; und wenn die Stellung des Verfaſſers, als Agent einer engliſchen Bergbaugeſellſchaft, vorzugsweiſe ſeine Urtheile über das Minenweſen beglaubigt, leiht auf der anderen Seite ſein richtiger Blick und ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe auch den flüchtigſten Skizzen des geſelligen Lebens ein mehr als vorübergehendes Intereſſe.

Die Indianer, welche in den oberen Gegenden von Peru den Reiſenden begleiten, heißen noch immer Poſtillione, obwohl ſie nicht mehr beritten ſind. Dieſe Leute legen eine Tagereiſe zu Fuß mit bei Weitem größerer Geſchwindigkeit zurück, als ein Reiter. Ich habe in dieſer Beziehung Geſchichten von ihnen gehört, die an das Wunderbare grenzen. An dem heutigen Tage begleitete ein ſolcher Fußbote mich mit der größten Leichtigkeit, obwohl ich vier engliſche Meilen in einer Stunde machte, ſieben Leguas weit, ohne anzuhalten; es regnete ſtark, und ich eilte, ſo ſehr es die Kräfte meines armſeligen Thieres geſtatteten. Dieſer junge Mann ſagte mir, daß er kein andador (Fußgänger) ſey; daß er aber viele Kameraden habe, die an einem Tage von Escara nach Caiza, ein und zwanzig Poſtleguas, ungefähr ſiebenzig engliſche Meilen, zu gehen pflegten. Ich habe gehört, daß es nichts Außerordentliches ſey, wenn ein ſolcher Andador von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dreißig Leguas zurücklege. Die Peruaner ſind gewöhnlich mittlerer Größe und ſtark gebaut; ich habe ſelten einen geſehen, der in eine unſerer Grenadiercompagnien aufgenommen werden könnte. Sie leben größtentheils von Vegetabilien, von denen das indianiſche Korn und die Kartoffel die vorzüglichſten ſind. In Bezug auf Getränke ſind ſie nicht ſo enthaltſam, vielmehr ſind ſie ihrer einheimiſchen Chica, ſo wie anderen geiſtigen Getränken, ungemein ergeben. Sie ſind ſehr demüthig; und obwohl ſie Beweiſe des verzweiflungsvollſten Muthes gegeben haben, wenn ſie auf das Aeußerſte gebracht wurden, ſo ſind ſie doch von Natur furchtſam, und noch jetzt eben ſo friedfertig, wie ſie geſchildert wurden, als Pizarro, ihr blutdürſtiger Sieger, vor dreihundert Jahren ſie anfiel. Ihr Anzug, außer dem Hute, der ganz von der Form von Don Quixotes Helm iſt, erinnerte mich an die Tracht der Bauern in Connaught. Sie tragen grobe braune Frieshoſen, mit ſehr niederem Gurt, an den Knieen offen, mit Knöpfen, die aber nicht zu der Befeſtigung, ſondern nur zur Zier dienen. Hemden ſieht man ſelten; die Beine ſind bloß, mit Ausnahme der Stücke Rinds- oder Schafhaut, die ſie als Sandalen unter die Sohlen gebunden haben. Die Frauen ſind im Vergleich mit Europäerinnen nicht ſchön, doch habe ich manche geſehen, die in der That recht wohlgebildet waren. Sie werden Mütter in einem Alter, in welchem unſere Mädchen noch kaum aus der Kindheit geſchritten ſind; ſelten ſieht man eine junge Indianerin, die ihr fünfzehntes Jahr erreicht hat, ohne ihr Wah-wah (Kind) auf dem Rücken. Die ſpaniſche Regierung erließ einmal geradezu das Geſetz, um die Zahl der Perſonen zu vermehren, welche die Kopfſteuer entrichteten, daß alle Indianer von dem Alter von fünfzehn Jahren heirathen ſollten; das Alter von vierzehn Jahren wurde hiebei für das männliche, das von dreizehn für das weibliche Geſchlecht als die Periode der Mannbarkeit beſtimmt. Wenn die Reize des weiblichen Geſchlechtes indeſſen unter den glühenden Strahlen der tropiſchen Sonne früher entwickelt werden, ſo verfallen ſie auch bei Weitem früher, als bei uns; Frauenzimmer von zwanzig Jahren ſind oft ſchon alte Weiber. Die Tracht der Indianerinnen beſteht in einem einfachen Rock, der von den Unverheiratheten viel kürzer getragen wird, als von den Verheiratheten; um die Schultern tragen ſie eine Schärpe von verſchiedenen Farben, die durch eine große ſilberne Nadel, die Topa, welche oft von ausgezeichneter Arbeit iſt, auf der Bruſt befeſtigt wird; zuweilen bedienen ſie ſich jedoch ſtatt der Nadel auch wohl nur eines Löffels, deſſen Handgriff zugeſpitzt iſt, um einer Nadel ähnlich zu ſehen. Die Cholas, oder die Abkömmlinge von ſpaniſchen und indianiſchen Eltern, ſind ſehr prachtliebend, und ich habe bei ihnen Topas von Gold geſehen, die mit Perlen und koſtbaren Steinen von bedeutendem Werthe beſetzt waren."

(Schluß folgt.)

Cannings letzte Worte.

Eine Flugſchrift „über Cannings Politik in Bezug auf Portugal (An authentic Account of Mr. Cannings Policy with respect to Portugal, Lond. 1830. 8.), welche kürzlich erſchienen iſt und keiner geringeren Perſon, als der Witwe des berühmten Staatsmannes, Lady Canning, zugeſchrieben wird, führt die letzten Worte über politiſche Angelegenheiten an, die Canning noch wenige Stunden vor ſeinem Tode geſprochen haben ſoll: „Ich habe dieſe letzten wenigen Jahre hart gearbeitet, um das Land auf jenen hohen Standpunkt zu bringen, den es gegenwärtig einnimmt. Zwei Jahre der Adminiſtration des Herzogs von Wellington werden Alles rückgängig machen, was ich gethan habe." — Die beiden Jahre ſind jetzt verfloſſen; hat der Erfolg jene Prophezeihung gerechtfertigt?

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 99. 9 April 1830.

Briefe über Indien.

Sechster Brief.

Satára.

Lieber Georg!

Ich gebe manche Deiner Einwürfe zu; allerdings haben viele Gebräuche der Indier etwas Widerliches für uns, wie z. B. die Sitte, die Speiſen mit der Hand zum Mund zu bringen. Allein bedenke, daß die ganze Welt von der Schöpfung bis zur Königin Eliſabeth ohne Gabel ſpeiſte.

Himmelsſtrich und Religionsſatzung fordern den Hindu zu häufigem Baden auf. Bei uns iſt Solches keineswegs der Fall, und an der Art, wie beide Völker jenes Geſchäft vollziehen, ſieht man leicht, daß das erſtere eine badende Nation genannt werden muß beim andern die Sache nicht eigentliche Sitte geworden iſt. Bei den Hindu's gehen Männer und Weiber unter einander nach dem Fluß, und baden zuſammen, aber alle in höchſt anſtändiger Tracht, und die Geſchicklichkeit, mit welcher ſie nach dem Bad ihre langen Gewänder wechſeln, iſt ſo groß, daß man kaum bemerkt, daß ſie mit ſo Etwas beſchäftigt ſind. Wie ganz anders die Engländer! Dieſe baden ſich auch in den Flüſſen, ziehen aber die Kleider aus und rennen ganz nackt am Ufer umher — ein für die Weiber natürlich höchſt anſtößiges Schauſpiel. Oft hörte ich die Eingebornen mit Abſcheu von dieſer unanſtändigen Sitte unſerer gemeinen Soldaten ſprechen, und häufig fragten ſie mich, ob die engliſchen Weiber auch badeten, und wenn ſie Dieß thäten, ob ſie ſich hiebei nicht anſtändiger betrügen? Ich war genöthigt zu ſagen, daß wenn unſre engliſchen Damen badeten, ſie Solches entweder in ihrem Haus vornähmen, oder ſich eines beſondern Badanzuges bedienten.

Eben ſo anſtößig iſt dem Indier unſre Sitte zu tanzen und Wein zu trinken. Nur ganz verworfene Schlemmer, ſeyen es Männer oder Weiber, trinken bei ihnen Wein; und ein tanzendes Weib und eine Buhldirne iſt dort gleichbedeutend. Dabei ſoll aber keineswegs geleugnet werden, daß unſre Damen in jedem Bezug weit über den indiſchen ſtehen. Iſt es doch bekannt, daß, mit Ausnahme der öffentlichen Tänzerinnen, kein indiſches Frauenzimmer leſen und ſchreiben kann. Ganz ſeltene Beiſpiele des Gegentheils, von welchen man hie und da vernimmt, können natürlich nicht angeführt werden. Zu dieſen gehörte z. B. Aurongſib's ſchöne, geiſtreiche Tochter, deren herrliches Marmor-Grabmal eine der erſten Sehenswürdigkeiten vom Deccan iſt. Indeſſen übt jene Unwiſſenheit an ſich noch keineswegs einen erniedrigenden Einfluß auf die Seele des indiſchen Weibs; ja dieſes kann trotz derſelben von den edelſten Gefühlen belebt ſeyn, und dabei auf ihren Gemahl, hie und da ſelbſt auf Staatsangelegenheiten bedeutend einwirken. Ahlia Bhye z. B. die Regentin der Holkar-Staaten, deren Leben Sir John Malcolm beſchrieben hat, muß Allem nach kein geringeres Geſchick für die Regierung beſeſſen haben, als unſre Königin Eliſabeth, und war in ihrem Privatleben liebenswürdiger und natürlicher.

Der vorherrſchende Einfluß der Weiber an den Höfen der Peſchwa's zeigt, daß, wenn ſie auch in der Geſellſchaft nicht erſchienen, ihre Gewalt auf das ſtärkere Geſchlecht dennoch ſehr bedeutend war. — Bereits iſt von dem hohen Sinn der Radſchputs die Rede geweſen. Dieſer wohnt den Frauen ſo gut inne, als den Männern, wovon in den Geſchichtbüchern der Mohammedaner, die ſonſt keine ſonderliche Lobredner der Tugenden der Hindu's ſind, merkwürdige Beiſpiele vorkommen. Ein ſolches hab ich irgendwo von einer Fürſtin von Dſchandpur geleſen, deren Gemahl und Sohn ins Feld gezogen waren. Eine blutige Schlacht ward geſchlagen, in welcher der Gemahl und eine große Anzahl ſeiner Blutsverwandten fiel, der ſechszehn Jahr alte Sohn aber mit einem Theil der Truppen entkam, und ſeiner Mutter die Trauerbotſchaft brachte. Das hochgeſinnte Weib umarmte den Leichnam ihres Gatten, und ſagte, er habe gehandelt, wie ein ächter Radſchput; als aber ihr Sohn ſich nähern wollte, rief ſie: „fort, Feigling! Du biſt ein Betrüger, mein Sohn hätte einen ſolchen Vater und all ſeine tapfern Verwandten nicht überlebt.“ Mit der gleichen Feſtigkeit traf ſie Anſtalten für den Scheiterhaufen, den ſie mit dem Leichnam ihres Gemahls muthig beſtieg. Von andern Frauen erzählt man, daß ſie, als ihre Burgen erſtürmt waren, ſich unter einander ſelbſt tödteten, um nicht die Schmach zu erleben, gefangen zu werden. Ein ſolcher Fall kam vor noch nicht ſehr langer Zeit vor, als die Franzoſen unter Buſſy eine Hindu-Feſtung einnahmen.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt laſſen, wie unklug, um nicht einen ſtrengern Ausdruck zu brauchen, das Benehmen mancher jungen Engländer gegen die Indierinnen iſt,

Digitized by Google

und zu welch unglücklichen Folgen daſſelbe häufig führt. Ein junger Rechtsgelehrter war ins Innere einer Provinz geſchickt worden, um eine ſeit langer Zeit anhängige Streitſache zu End zu bringen. Noch befand er ſich kaum ſeit einigen Tagen in der Stadt, wo ſein Geſchäft zu vollziehen war, als er eine ſchöne junge Frau bemerkte, die Gemahlin ſeines Nachbars, eines Radſchputs von einigem Anſehen. Alsbald ſuchte er ihre Zuneigung durch Zeichen und Winke zu gewinnen. Dieß wurde von andern Nachbarn geſehen, welche ihren Mann, der ſie ſehr liebte, davon benachrichtigten. Der Radſchput beobachtete ſeine Frau ſcharf, konnte aber Anfangs nichts Unziemliches entdecken. Eines Tags jedoch ſah er den Engländer von der Platform ſeines Hauſes aus die gewohnten Zeichen nach dem Ort zu machen, wo die Frau war, und am folgenden Morgen wurde dieſe todt gefunden. Der Mann leugnete nicht, daß er der Mörder ſey, und zwar habe er ſie gerichtet, um ſeine Ehre und ihren Charakter zu wahren. Er wurde feſtgeſetzt, und der Rechtsgelehrte, als obrigkeitliche Perſon, mußte nicht nur der gerichtlichen Unterſuchung des Leichnams beiwohnen, ſondern den Gatten ſogar ſelbſt verhören, und von ihm das eben angeführte Geſtändniß vernehmen. Die nähere Erörterung der Sache wurde auf die Aſſien aufgeſchoben, die erſt einige Monate nachher Statt fanden. In dieſen wurde der Radſchput auf ſein eignes Eingeſtändniß hin verurtheilt, gehenkt zu werden. Er führte zu ſeiner Vertheidigung das Benehmen des Engländers an, der vermöge ſeines Amts nicht nur während der ganzen Unterſuchung zugegen ſeyn, ſondern, weil gerade die andern Gerichtsperſonen verhindert waren, ſofort ſelbſt die Ober-Aufſicht bei der Hinrichtung führen mußte. Dieß war mehr, als dieſer zu ertragen vermochte. Er gewann es über ſich, der traurigen Pflicht Genüge zu thun, ſchoß ſich aber, ſobald er nach Haus zurückgekehrt war, eine Kugel durch den Kopf.

Gemälde aus Mexico.

6. Mexicaniſche Räuber *)

Wir ſetzten unſre Reiſe nach der Küſte zu fort; das Gefährt rollte in einem durch große Bäume beſchatteten Hohlweg dahin. Meine Begleiter waren nach und nach eingeſchlafen, und ich ſelbſt, mit geſchloſſenen Augen war dem Schlaf nahe. Plötzlich durch mehrere Schüſſe, unmittelbar vor dem Wagen, aufgeſchreckt, griff ich inſtinktmäßig nach den Doppel-Piſtolen neben mir, und fuhr von meinem Sitz auf.

Ein, zwei, drei, ein ganz Halbdutzend bewaffneter, verlarvter Reiter hatten uns umringt. „Alto! cojos!“ tönte ihr Geſchrei, (ergebt euch, Hunde!)

Ich drückte ab; der Vorderſte der Bande taumelte und fiel. Sein Pferd rannte, ſich hoch bäumend, mit leerem Sattel an dem Wagen vorbei, R . . . . . ! rief ich meinem Freunde zu, „da liegt Einer; auf einen Andern!“ und im Augenblick ſtreckte mein zweiter Schuß einen andern Räuber nieder.

Ich ſah wie ſie ſich auf ihre Sättel duckten, und wie von meiner zweiten Piſtole abermals Zwei aus der Bande ſtürzten. Der Rauch erfüllte den Wagen; ich zog eine dritte Piſtole aus einer Wagentaſche; denn wir hatten uns auf einen ſolchen Fall verſehen. Kein Wort wurde geſprochen; ein Paar Augenblicke ſchrecklicher Ungewißheit. Plötzlich ſtürzte eine ganze Schaar bewaffneter, vermummter Räuber auf uns zu, mit ſchauderhaftem Geſchrei und gräßlichen Verwünſchungen.

„Drauf! drauf! N . . . . .“ rief ich. „Sie haben uns, aber ſie ſollen's theuer bezahlen.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, ſchießt nicht,“ ſchrie N . . . . „oder wir ſind verloren.“ Und im gleichen Moment ſchmetterte eine Ladung aus ihren Karabinern die Wagenwände in tauſend Splitter. Durch einander hörte man den Ruf der Banditen und das Getrappel ihrer Pferde; undeutlich ſchwankten die Geſtalten vor unſern Blicken. Noch einmal und noch einmal zuckten Blitze vor und hinter uns, rechts und links; überall Flüche, Geſchrei, Gewimmer, Krachen der Gewehre in wildem Gewühl, und da und dort ſchienen die Geſtalten der Räuber durch den Rauch. So oft Einer von unſrem Feuer fiel, ertönten die Verwünſchungen mit neuer Wuth. Eingehüllt in Rauch, das eine Knie auf das Wagenpolſter gelehnt, meinen Karabiner in der Hand, blieb ich bewegungslos, nicht im Stand zu ſehen, und halb erſtickt. Es war ein Augenblick gänzlicher Stille eingetreten. . . . . kein Laut! . . . . der Wind wehte den Rauch, welcher das Gefährt anfüllte, wieder hinaus — und Säbel und dicht gedrängte Lanzen ſchimmerten vor uns im Sonnenlicht.

Noch fühl ich jenen Moment; mein Blut drängte ſich, in den Adern erſtarrend, gewaltſam nach dem Herzen; der Karabiner fiel mir hinab. Ohne recht zu wiſſen wozu, hob ich ihn wieder auf; ich blickte umher, meine Augen fielen auf R. und Schauder durchrieſelte mich: das Blut floß ihm in Strömen aus einer klaffenden Kopfwunde, „Gott im Himmel! R!“ rief ich, und das Gewehr fiel mir wieder aus den Händen. Er antwortete nicht; er war todt; das Blut ſtrömte über ſein blaſſes Geſicht. Ich riß meine Halsbinde ab, und befeſtigte ſie um ſeine Stirn. Das Blut drang durch, und quoll über und über durch den Verband. Mir wurde ſchwach; ich taumelte und ſank auf den Wagenſitz. Das Blut war mir bis zum Herzen erſtarrt.

„Picaro, Co-jo!“ rief einer von den Banditen, und hielt mir den Säbel entgegen, „deine Waffen, du Hund!“

Maſchinenmäßig hob ich den Karabiner auf, um ihm denſelben zu übergeben, denn ich fühlte mich zu jedem Widerſtand unfähig. Indem ich das Gewehr hinreichte, bekam ich einen Stoß in die Seite; ich hörte Schüſſe krachen und plötzlich fuhr mir Etwas durch die Bruſt, daß ich krampfhaft gegen die Wagendecke auffuhr; beim Zurückſinken fiel ich auf die Seite und krümmte mich unter unbeſchreiblichen Schmerzen auf dem Kiſſen.

Ueberzeugt, daß ich eine Kugel im Leib habe, und daß die Banditen, wenn ſie mich aufrecht ſähen, noch einmal feu-

*) Wir reihen hier an Beltramis Erzählungen die Schilderung, welche der Engländer Dickſon von einem, vor etwa einem Jahr in Mexico vorgefallenen, damals in den engliſchen Blättern obenhin berührten Ereigniß, ſoeben gegeben hat.

Digitized by Google

ern würden, hatte ich noch Geiſtesgegenwart genug, mich unter die Körper meiner Reiſegefährten hinzuwerfen, wo mich aber Mangel an Luft und Schmerz beinah erſtickten.

Die Räuber befahlen jetzt fortzufahren, indem alle den Wagen ſtillſchweigend umringten. Die Vorhänge wurden herab gelaſſen, und die Maulthiere ſetzten ſich in Bewegung. Aber ſie machten nur einige Schritte, denn die Straße, welche ſehr ſteinigt wurde, hinderte am Weiterfahren. Die Räuber ſtiegen vom Pferd; einige ſtemmten die Schultern gegen die Räder, um den Wagen vorwärts zu bringen; andre, voll Wuth über dieſen Aufenthalt, fingen an auf die Poſtillone zu ſchimpfen.

„Werft ihn herab!“ hörte ich einen Räuber mit rauher Stimme rufen. „Abajo con el co-jo!“ ſchrie ein andrer, und ich vernahm Säbelgeklirr und Gewinſel. Sehen konnte ich Nichts; denn ich lag blutend im Grund des Wagens, und die Vorhänge waren zugezogen.

Endlich war es gelungen, das Gefährt über die ſteinigte Stelle hinauszubringen, und ohne weiteres Hinderniß gings jetzt ſchnell zum Wald. — Behutſam ſah ich, da mein Schmerz etwas nachgelaſſen, umher. Mein Blick fiel zuerſt auf N. Er war bereits todt; R. athmete noch ein Wenig. Der Wagen ſchwamm in Blut; meine Hände und Kniee waren wie darin gebadet. Ich ſelbſt verlor deſſelben ſehr Viel durch meine Wunden, und ſuchte dieſe daher mit meinem Kleide etwas zu verſtopfen. Die Frauen in unſrer Geſellſchaft, die nicht verwundet zu ſeyn ſchienen, merkten an der Bewegung, daß ich noch lebe, und baten mich um Gottes willen, ruhig zu bleiben. Ich blieb bewegungslos und hörte, wie ſie beteten: „Ave Maria! audi nos peccador que soy yo senora Guadelupe de nuestros peccados“ — und dann ihre Paternoſter. Auch ich ſuchte zu beten; aber ich vermocht' es nicht. Ich konnte mich nicht in den Gedanken ergeben, zu ſterben, und fing alsbald an, über ein etwaiges Mittel zur Rettung zu brüten. „Werden ſie *geneigt ſeyn*, mein Leben zu ſchonen, nachdem ich ſo viele von ihnen *umgebracht*?“ — „Nein!“ — „Aber woher ſollen ſie wiſſen, daß gerade ich Jene niederſchoß?“ Und mir fiel ein, daß wenn ich die abgefeuerten Piſtolen verſteckte, ſie nicht darauf kommen könnten, wer geſchoſſen habe. Ich griff alſo langſam nach den Gewehren, die auf den Wagenküſſen lagen, und ſteckte dieſelben unter die Leichname. Plötzlich erinnerte ich mich einer tiefen Schlucht zwiſchen ungeheuern Fichten, bei Riofrio, und dachte die Räuber möchten wohl an ſolch einem Ort ihre Höhle haben; denn jene Schlucht war mir als einer der Schlupfwinkel von Gomez Bande genannt worden. Beinahe war ich entſchloſſen, ihnen meine Dienſte anzubieten, um mir ſo das Leben zu erhalten, und bei günſtiger Gelegenheit zu entwiſchen, als der Wagen anhielt. Die Vorhänge wurden weggezogen, und ein tiefer Baß rief: „Sind alle todt?“ „Si Senor,“ erwiederte zitternd und weinend eine Dame, „si senor! son todos muertos. Ach, habt Mitleid mit uns, guter Caballero, Gnade! Gnade!“ die Vorhänge ſchloſſen ſich ſchnell wieder, und dieſe vorige Stimme gebot, raſch fortzufahren.

Jede Hoffnung unter die Bande aufgenommen zu werden, ſchwand mir beim Ton dieſer ſchrecklichen Stimme. Zu viele Kameraden waren gefallen; die Räuber dürſteten zu ſehr nach unſrem Blut. „Ich will mich todt ſtellen,“ das war jetzt noch mein einziger Gedanke. „Sind ſie dann fort, ſo ſchlepp ich mich weiter, bis ich irgendwo Hülfe finde.“ Krampfhaft faßte ich R.'s blutgetränkte Halsbinde, netzte ſie neu in dem halb geronnenen Blut, das den Wagen anfüllte, und machte damit Flecken auf mein Geſicht und meine Hände.

Dieſe Anſtrengung trieb das Blut aufs Neue aus meiner eigenen Wunde. Ich drückte beide Hände gegen daſſelbe, ließ es über ſie hinſtrömen und beſchmierte von Neuem Haare und Geſicht. Ueberzeugt endlich, daß ich hinlänglich entſtellt ſey, um von den Räubern für todt gehalten zu werden, blieb ich ganz ruhig, ausgenommen, daß ich dann und wann das Gewand gegen meine Wunde drückte, um dieſe zu verſtopfen. Auf einmal ertönte es: „Halt!“ und man vernahm, wie die Räuber abſtiegen.

„Die Vorpoſten an ihren Platz!“ rief Einer laut. „Seht ob der Hauptmann zurück iſt, und die andern ſchnell nach der Kutſche, um das Gepäck wegzunehmen.“ Sie nahten ſtillſchweigend, und öffneten den Schlag. Einer faßte mich, und nahm mich bei den Haaren. Ich blieb bewegungslos, wie ein Todter; aber es war ein ſchrecklicher Moment, denn während er mein Haar mit der einen Hand zerrte, hielt ſeine andre einen Dolch gegen meine Bruſt gezückt, um mich beim mindeſten Lebenszeichen zu durchbohren. Er ſchien mit der Beſichtigung zufrieden, denn er hob mich auf und fing an meine Taſchen zu durchſuchen. Er fand einige Silberſtücke in denſelben, und tappte nun nach einem Geldgurt umher, den er bei mir um die Lenden geſchnallt vermuthete. Dabei mußte ich Athem holen, aber ich that es auf ſo unmerkliche Weiſe, daß er Nichts davon inne ward. Als kein Gurt zum Vorſchein kam, murmelte er eine Verwünſchung, gab mir mit der flachen Hand einen Schlag ins Geſicht, nahm mich bei den Beinen, und warf mich zum Wagen hinaus auf die Erde.

Mein Kopf ſtieß hart auf; aber ich ließ die Glieder bewegungslos ausgeſtreckt. Die Räuber umringten mich ſogleich: „Hund von einem Engländer“ ſagte der Eine und kehrte mich mit dem Fuß um. „Ein Engländer?“ fragte ein Andrer. „Ein Ketzer für die Hölle! Er muß wohl ganz todt ſeyn. Das wird ihn lehren, Feuer zu geben!“ erwiederte ein Dritter mit Lachen.

Während dieſes Geſprächs wurden auch die Leichname meiner Gefährten aus dem Wagen genommen und mir heftig auf die Bruſt geſchleudert. Ihr Blut floß auf mich herab.

Ich hörte die Stricke und Riemen zerſchneiden, und das Gepäck auf die Erde fallen. „Wo iſt die ſchwarze Schatulle?“ rief dieſelbe rauhe Stimme, die gefragt hatte, ob alle todt ſeyen. „Was für eine Schatulle?“ fragte Einer. „Eine kleine Schatulle von Holz, die irgendwo in der Kutſche ſeyn muß, und welche Geld und Juwelen enthält. Sie fanden dieſelbe nach einigem Nachſuchen, und gaben ſie nach ihren Reden zu ſchließen, an Einen, der ſogleich zu Pferd ſtieg und in den Wald ſprengte. „Der verdammte Koffer will nicht herab!“ ſchrie eine Stimme, „hat Keiner ein Hackmeſſer?“ „Hier!“ rief ein

Digitized by Google

anderer, und ſprengte hart an mir vorbei. Sie ſchlugen die Koffer mit ihren Meſſern zuſammen, und in wenigen Augenblicken lagen Kleider, Weißzeug, Feldbetten u. ſ. w. um ſie her.

(Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht der neueſten Civiliſationsfortſchritte in Egypten.

Man ſpricht ſeit langer Zeit von Mohammed-Alys Bemühungen für die Regeneration Egyptens. Europa hat wie man weiß, Offiziere und Künſtler geliefert, welche es unternommen haben, europäiſche Taktik und Kriegszucht, und die Ausbeute europäiſcher Wiſſenſchaft nach dieſem halbbarbariſchen Lande zu verpflanzen, und in den Mauern von Paris erblickt man die zahlreichen Repräſentanten der egyptiſchen Jugend, die in den dortigen Schulen und Sitten ſich zu würdigen Werkzeugen der Neuerungen, die ihr Herrſcher beabſichtigt, heranbilden ſollen. Im Jahr 1826 langten die erſten ſechs und vierzig Egyptier in Paris an; dieſe Schulſendungen dauerten ſeitdem ununterbrochen fort, und vor Kurzem ſind wieder vier und dreißig Zöglinge von acht bis fünfzehn Jahren, welche der Paſcha die Waſſerbaukunſt, den Schiffbau und fünfzehn verſchiedene Gewerbe erlernen läßt, in Marſeille ans Land geſtiegen. Andere befinden ſich zu ähnlichen Zwecken in England und Oeſterreich. Ein merkwürdiges Schauſpiel — dieſe Siege der Civiliſation über die Vorurtheile und die Trägheit des Orients unter der Aegide des Abſolutismus eines Paſcha!

Man kannte bereits die Exiſtenz einer Druckerei in Bulak, dem Hafen von Kairo; wahrſcheinlich aber erwartete man nicht, eine Zeitung aus den Staatspreſſen des Vicekönigs hervorgehen zu ſehen. Indeß dieſe Zeitung erſcheint ſeit länger als einem halben Jahr wöchentlich zweimal, in einem Format, welches ſo ziemlich mit dem der franzöſiſchen Tagblätter, wie es vor dem neuen Preßgeſetz war, übereinkommt. Jede ihrer Seiten iſt in zwei Colonnen getheilt, auf welchen dieſelben Neuigkeiten türkiſch und arabiſch mitgetheilt werden. Der Gebrauch dieſes doppelten Textes erklärt ſich daraus, daß in Egypten das Türkiſche die Sprache der Sieger iſt, d. h. der Regierung und ihrer vornehmſten Beamten; das Arabiſche aber die Sprache der Beſiegten, d. h. des Volks und der niedern Magiſtratsperſonen. Alſo an Alle — und Dieß iſt wohl zu beachten — an Alle wendet ſich die neue Zeitſchrift. Das Titelblatt ziert eine Pyramide mit breiter Baſis und von ſchwerfälliger Maſſe; rechts davon erhebt ſich eine der Palmen, welche Linné die Fürſten des Naturreichs nannte; links erglänzt die ſtrahlende Scheibe der Sonne, noch halb verdeckt durch den Gipfel des alten Denkmals. Die Façade der Pyramide trägt eine Inſchrift, welche ſo viel bedeutet als „Kairer Zeitung.“

Gleich manchen europäiſchen Zeitungen giebt die kairer Zeitung Barometerbeobachtungen und zwar von fünf verſchiedenen Stunden des Tags; ſodann macht ſie die Erlaſſe und Verordnungen des Vicekönigs bekannt, erzählt die bedeutendſten Ereigniſſe der Provinzen, berichtet von dem Fortgang der öffentlichen Arbeiten, dem Bau von Kriegsſchiffen, der Abfahrt und Ankunft von Handelsſchiffen; ſelbſt Neuigkeiten aus fremden Ländern übergeht ſie nicht ganz.

Auf dieſem Weg erfahren wir, daß Mohammed Aly beſchloſſen hat 1) die doppelte Buchhaltung in ganz Egypten einzuführen; 2) die Stellen von Rechnungsbeamten und Einnehmern (seraf) künftig, ohne Rückſicht der Religion, nur an Eingeborne zu vergeben, während dieſe Stellen bisher von Armeniern, Griechen und Juden bekleidet wurden; 3) in Kairo eine Schule der Staats- und Landwirthſchaft zu gründen, um Präfekten (nemurs) und Unterpräfekten (moavyns) darin zu erziehen. So erfahren wir auch, daß am 18 des Ramaſan vorigen Jahrs ein engliſcher Ingenieur, Namens Gallois, in Gegenwart einer Menge egyptiſcher Herren, einen Verſuch mit Gasbeleuchtung anſtellte. Es wird dabei bemerkt, daß der Vicekönig dazu ſeine Genehmigung ertheilte, weil er ſeinem Volk zeigen wollte, wie weit es die europäiſche Induſtrie gebracht hat und welche Vortheile ſich andere eben ſo glückliche Länder von ihren koſtſpieligen Entdeckungen verſprechen dürfen. Wie Numer 19, welche dieſen Verſuch meldet, beifügt, ſo erregte derſelbe die Bewunderung aller Anweſenden, und der engliſche Ingenieur machte ſich anheiſchig, gegen die Summe von 30,000 Fr. die Einrichtung der Gasbeleuchtung in dem königlichen Garten von Schubra zu übernehmen. Nach einer andern Numer iſt die Todesſtrafe für alle Vergehungen abgeſchafft, mit Ausnahme der Staatsverbrechen und der Diebſtähle, welche ſich einige der höhern koptiſchen Staatsbeamten zu Schulden kommen laſſen möchten. Selbſt Meuchelmord und Falſchmünzerei erleiden keine Ausnahme von dieſer Regel. Zwangsarbeit in dem Arſenal von Alexandria auf zehn, zwanzig, dreißig Jahre oder auf Lebensdauer ſoll die Stelle der Todesſtrafe vertreten.

(Schluß folgt.)

Die Armenſteuer in England.

Ein engliſches Blatt (der Morning-Herald) berichtet, daß in einem Kirchſpiele in Glouceſterſhire die Güter nur unter der Bedingung verpachtet werden könnten, daß die Eigenthümer die Armenſteuern (Poor rates) übernähmen; indem dieſe bereits ſo hoch wären, daß ſie die Pacht ſelbſt um zehn Schilling auf den Morgen überſtiegen.

Statiſtiſche Notiz über Sicilien.

Nach dem letzten Cenſus zählt Sicilien 1,780.000 E., von denen 300,000 Geiſtliche, oder Perſonen, die von geiſtlichen Revenuen leben. Es ſind auf der Inſel 1117 Klöſter, die 30,000 Mönche und eben ſo viel Nonnen enthalten. Der Adel beſteht aus ſechs Herzogen, 217 Fürſten, 217 Marquis, 2000 Baronen und eben ſo viel niederen Edelleuten. In Palermo, das eine Bevölkerung von 150,000 Seelen hat, zählt man nicht weniger als 388 Kirchen.

Merkwürdige Naturerſcheinung.

In Villanueva del Campo in Spanien wurde am 20 September d. v. J. um halb fünf Uhr des Nachmittags an einem ungemein heiteren Tage die Sonne plötzlich durch eine weiße Wolke verdunkelt. Bald darauf zeigten ſich um dieſelbe zwei concentriſche Kreiſe, die in allen Farben des Regenbogens glänzten. Nach ſechs Minuten verſchwanden ſie; und am Abende trat eine ſo heftige Kälte ein, wie man ſie ſonſt gewöhnlich nur im Januar empfindet. Die Weinſtöcke erfroren, und die Blätter und Stöcke ſahen aus, als ob ſie verbrannt worden wären.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 100. 10 April 1830.

Skizzen aus dem türkiſchen Aſien. *)

1) Trebiſonde.

Trebiſonde, das alte Trapezunt, am ſchwarzen Meer, iſt die Hauptſtadt des Paſchaliks gleichen Namens, welches in O durch das Paſchalik von Achalſik, im S durch dasjenige von Erzerum, im W durch die Paſchaliks von Bolo und Synope, in N durchs ſchwarze Meer begrenzt wird. Der von der Pforte ernannte Paſcha ſteht unter den Befehlen des Seraskers von Erzerum; ſeine Gewalt iſt nicht groß, da das Land unter mehrere großentheils erbliche Häuptlinge vom zweiten Rang getheilt iſt, die gewöhnlich in offner Empörung gegen ihn begriffen ſind. Dieſe Häuptlinge heißen Aga's, ehmals wohl auch Derebei's, welchen Titel jedoch die Pforte, als ihrer Oberhoheit zuwider laufend, unterdrückt hat. Sie wohnen in befeſtigten, oft mit Kanonen beſetzten Schlöſſern, worin ſie ihre Familie und ihre Schätze einſchließen; laſſen ſich ſtets von einem Haufen Bewaffneter begleiten, machen Verordnungen, erheben Steuern und fliehen dann wieder in ihre Schlupfwinkel zurück, wo ſie dem Paſcha und ſelbſt den Firmans des Großherrn trotzen. Schwer läßt ſich eine größre Anarchie denken, als hier zu Lande herrſcht; in Trebiſonde ſelbſt haben einzelne Privatleute ihre eignen Feſtungen, aus welchen heraus ſie einander gegenſeitig bekriegen, ſo daß man oft mehrere Tage hinter einander Nichts als Flintenſchüſſe aus den Häuſern hört. Freilich verurſachen dieſe Kämpfe mehr Lärm, als Gefahr, denn nach dem Treffen iſt gar häufig Niemand getödtet oder auch nur verwundet. Wenige Tage nach meiner Abreiſe erfuhr ich, die ganze Volksmenge habe zu den Waffen gegriffen und den Paſcha in ſeinem Schloß belagert, nachgehends aber, des Krieges überdrüſſig, Jenem den Beſitz ſeiner frühern Gewalt wieder eingeräumt. Bei ſo bewandten Umſtänden iſt die Erhebung der Abgaben natürlich ſehr ſchwierig und die Ausbeute entſpricht der Fruchtbarkeit des Bodens nur wenig, ſo ſehr ſich auch der Paſcha dieſen Theil der Verwaltung in der Regel angelegen ſeyn läßt; doch ſorgt die Pforte dafür, daß er aus ſeiner Verlegenheit bald befreit wird; ſelten führt ein Paſcha ſein Amt zwei bis drei Jahre, ohne daß ſie ihm den Kopf abſchlagen läßt.

*) Voyages en Orient par V. Fontanier, de l'année 1821 à l'année 1829.

Bekanntlich wurde das alte Trapezunt, der letzte Sitz des griechiſchen Kaiſerhauſes, von Mohammed II erobert. Noch jetzt ſieht man da und dort Trümmer griechiſcher Gebäude aus den ſpätern Zeiten des Kaiſerreiches, z. B. im W die Kirche der heiligen Sophia, im O eine Kapelle, die urſprünglich ein Tempel Apolls geweſen ſeyn ſoll, und in den Umgebungen, beſonders auf Berggipfeln, griechiſche oder armeniſche Klöſter. Sankt-Sophia hat die runde Form der meiſten griechiſchen Kirchen; auf den Mauern bemerkt man noch einige Bilder in ſehr ſchlechtem Geſchmack; das Pflaſter iſt Moſaik; vier Säulen von roth geädertem Marmor tragen die emporragende Kuppel. Der Apollotempel iſt achteckig. Trebiſondes Bäder haben einen großen Ruf; der Mehrzahl nach rühren auch ſie noch von den Griechen her; ſie ſind in geſchmackvollem Stil aus Marmor erbaut.

Die Volkszahl wird von den Einwohnern ſelbſt zu 60,000 angegeben, was mir, ſo weit ich nach dem regen Gewühl auf dem Baſar und ſonſtigen öffentlichen Plätzen ſchließen konnte, keine zu hohe Schätzung bedünkt. Unter jenen mögen noch 7—800 Chriſten ſeyn, ſowohl Griechen, als Armenier und Katholiken. Sie bewohnen ein beſondres Quartier auf einem gegen das Meer zu ſich abflachenden Hügel. Ihre Lage iſt keineswegs die angenehmſte, und ſteht den Verhältniſſen, unter welchen die Chriſten in manchen andern Theilen des türkiſchen Reichs leben, ſehr nach.

Bei der vorwaltenden Anarchie ſind ſie nämlich jedem Mohammedaner hingegeben, dürfen es mit Keinem verderben und fallen häufig als Opfer der Streitigkeiten, welche unter Jenen ſelbſt herrſchen. Ich habe mehrere dieſer Unglücklichen gekannt, bei welchen man einiges Vermögen vermuthete, und die daher genöthigt waren, jeden Tag für zwei bis drei Piaſter Kaffee zu verbrauchen, um nicht die Freundſchaft der Caffeewirthe zu verlieren und von ihnen denunzirt zu werden.

Der Handel in Trebiſonde iſt ziemlich lebhaft, doch mehr auf Aus- als Einfuhr beruhend. Nach Konſtantinopel verſendet man Hanf, Linnen, Tauwerk, Fiſchrucke, Tabak, Wachs und verſchiedne Metalle, und führt dagegen gemünztes Geld, Tuch, einige Luxusartikel, ein. Nach Rußland werden getrocknete Früchte, Tabak, allerhand Zeuge verſchickt, der bedeutendſte Handel jedoch wird mit Sklaven getrieben. Es ſind Kriegsge-

fangne der wilden Bewohner des Kaukaſus, ihren Eltern geraubte Kinder aus Mingrelien und Gùriel, zuweilen ſogar Kinder, die von ihren eignen Eltern verkauft werden. Gewöhnlich werden ſie aus Anapa geſchickt; andere kommen aus den Küſtenſtrichen des ſchwarzen Meers. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Trebiſonde befanden ſich etwa zweihundert im Hafen, aus verſchiedenen Nationen, welchen man jedoch allen den Namen Georgier beilegte. Uebrigens entſpricht die Behandlung dieſer Weißen keineswegs derjenigen der Neger, und die meiſten derſelben ſind mit ihrem Schickſal nicht im Mindeſten unzufrieden. Nur reiche Leute können ſich Sklaven kaufen, von welchen dieſe dann mehr wie Kinder des Hauſes, denn als Diener behandelt werden, ſo daß man alle niedrige Arbeiten nicht ihnen, ſondern gemietheten Leuten überträgt. Sie ſelbſt bilden, wohl gekleidet und bewaffnet, das Gefolge des Herrn, für welchen ſie nur ſolche Dienſte verrichten, welche man für etwas Ehrenvolles anſieht, und wie der Sohn ſie dem Vater leiſtet. Nicht ſelten heirathen ſie ſogar in die Familie. Das Loos der Sklavinnen iſt, je nach ihrem Geiſt und ihrer Schönheit, mehr oder minder glänzend. Oft werden ſie unumſchränkte Gebieterinnen des Harems, und nur, wenn ſie zu altern anfangen, iſt ihre Lage zu bedauern, indem man ihnen dann die geringeren Dienſte des Hauſes überträgt. Dieſer Sklavenhandel nimmt durch die Vorkehrungen der ruſſiſchen Regierung von Tag zu Tag mehr ab; ich zweifle aber, ob ihr Dieß von jenen Völkerſchaften gedankt wird. Knaben und Mädchen werden ſich noch lang nach den glänzenden Ausſichten ſehnen, welche ihnen das Sklavenleben darbot.

Trebiſonde iſt ein Durchgangsplatz für die Kaufleute, welche zwiſchen Perſien und der Türkei zu Land und zu Meer handeln. Europäiſcher Handel wird daſelbſt durch genueſiſche und raguſaniſche Fahrzeuge betrieben, die gewöhnlich Korn oder Salz abſetzen und dafür an der Küſte Anatoliens oder Abaſias Buchsbaum-Holz einnehmen, welches ſie nach Konſtantinopel verführen. Zugleich ſchwärzen die Kapitäne dort ſehr vieles Kupfer ein, ja manche haben ſogar nicht verſchmäht, den Handel mit Sklaven zu unterſtützen, indem ſie dieſe als Rückfracht nach Konſtantinopel mitnehmen. Uebrigens wagen ſich die europäiſchen Schiffe nur im Frühling und Sommer auf das gefährliche ſchwarze Meer. Ein ſolches Schiff hatte im Jahr 1826 zuerſt die Nachricht von der Zerſtörung des Janitſcharen-corps gebracht, was keine kleine Beſtürzung in der Stadt bewirkte. Vom Großherrn war nämlich damals Befehl gegeben, kein türkiſches, von der anatoliſchen Küſte gekommnes Schiff nach Konſtantinopel ein, oder von dort auslaufen zu laſſen, denn er wußte wohl, daß von dort her die Unbotmäßigſten ſeiner Unterthanen kamen, und die Janitſcharen einem ſehr großen Theil nach aus Bewohnern Anatoliens beſtanden. Als dann die erſten Flüchtigen anlangten, begab ſich der Paſcha von Trebiſonde alsbald nach der Flotte, um die Küſtenbewohner an etwaigen Unruhen zu verhindern. Die Flüchtlinge erzählten das dreitägige Blutbad, den Brand der Kaſerne, die Ertränkungen und Verbannungen, und verbreiteten dadurch einen ſolchen Schrecken, daß Niemand für die Gefallenen zu ſprechen wagte, ja die eifrigſten Anhänger der Janitſcharen erhoben jetzt zuerſt ihre Stimme gegen ſie. „Die Schurken!“ ſagte im franzöſiſchen Konſulat einer der gefürchtetſten Häuptlinge, „die ſich gegen unſern Herrn aufzulehnen wagen. Wär ich nur dabei geweſen, als er den Sandſchack-Scheriff entfaltete, mein Säbel und meine Piſtolen hätten was zu thun bekommen! Der Sultan iſt der Sultan, und wenn er Köpfe will, ſo hat er das Recht, ſie zu nehmen. O Aga-Paſcha hat wohl gethan. Wir waren ſonſt Kumpane zuſammen und ich hätte bei ihm ſeyn mögen, um ihm beizuſtehen.“ Trotz dieſes Redeſtromes war der arme Mann über ſein eigenes Schickſal keineswegs beruhigt; er bat mich, ihm ein Mittel anzugeben, wie er ſein Compagniezeichen, das er auf den Armen eingeätzt hatte, wegbringen könnte. Ein ſolches Abzeichen trugen nämlich alle Janitſcharen, und ließen es, wenn ſie irgendwo Reſpekt einſtößen wollten, nachläßig ſehen, indem ſie wie zufällig den Aermel aufſtreiften und dabei mit Kraft und Würde ſchnaubten.

Mehrere Häuptlinge erkundigten ſich ſogar bei dem Conſulat, ob ſie wohl ſicher entfliehen könnten. Wir beruhigten ſie möglichſt, aber ein Ereigniß, das die ganze Volksmenge in Schrecken ſetzte, hätte ihnen beinah wieder alles Vertrauen benommen. Ein italieniſcher, dem Wein ſehr zugethaner Schiffs-Capitän lag im Hafen, und ließ aus Gelegenheit einiger Geſundheiten, die er ausbrachte, mitten in der Nacht ſeine Kanonen abfeuern. Bei dieſem ungewohnten Lärm glaubte man, das Kopfabſchneiden fange an, ſandte gleich mit Tagesanbruch Botſchaft um Botſchaft ins Conſulat, und nur mit Mühe gelang es dem Conſul die Aengſtlichen zu beruhigen. Man ſieht hiebei, wie nothwendig und wie ſchwierig zugleich eine europäiſche Polizei in dergleichen Städten iſt.

Gemälde aus Mexico.

6. Mexicaniſche Räuber
(Fortſetzung.)

Ich blickte umher; unwillkührliches Beben faßte mich beim Anblick der großen Zahl der Räuber. Fünfzehn bis ſechszehn waren beſchäftigt, Wagen und Gepäck auszuplündern; Einer leerte eben einen mir gehörigen Mantelſack und warf meine ſchönen mexicaniſchen Kleider Stück für Stück auf den Boden. Dort wurden ſie alsbald von Andern aufgerafft, indem Jeder nach Dem griff, was ihm am Meiſten gefiel. Der, welcher den Mantelſack in Händen hielt, ſetzte ſeine Unterſuchungen fort. Er fand einige ſeltene Goldſinſen, die ich mir in den Minen verſchafft hatte, warf ſie aber nach einem flüchtigen Blick weg; endlich, als die geheime Taſche von ihm entdeckt worden, griff er auch dort Nichts aus, als eine kleine Anzahl Dollars. Seine Wuth, ſeine Flüche waren unbeſchreiblich. Von Neuem ſprang er zum Wagen, hob Kiſſen und Sitze auf, und ſpürte jeden Fleck aus, ob kein Gold vorhanden ſey. Ihrer zwanzig lagen unter den Bäumen ausgeſtreckt, ihre Pferde neben ſich, Piſtolen im Gürtel, und den bloßen Säbel an einem ſchwarz ledernen Riemen am Handgelenk hängend. Andre hielten im Schatten der Fichten gruppenweis auf den Pferden.

Digitized by Google

Auf einem gelichteten Fleck, wo nur wenige Bäume waren, ſtand ein Duzend Pferde beiſammen, auf welchen die Leichen der getödteten Räuber queer über gebunden lagen. Vier Banditen gingen mit bloßem Säbel vor zwei Bäumen auf und ab, an welche man die Frauenzimmer, den Rücken gegen den Schauplatz der Plünderung gewandt, angebunden hatte; und ſieben bis acht andre feſſelten die zwei jungen Poſtillone an die Wagenräder. Die meiſten von der Bande trugen Larven; einige hatten dieſelben abgenommen, wahrſcheinlich aber falſche Bärte vor. Man ſchien insgeſammt unzufrieden mit dem Erfund der Beute, und auf Mehr gerechnet zu haben. Einige Reiter ſprengten im Galopp herbei und riefen: „Habt Ihr nicht gehört, ſoll man den Hauptmann hier erwarten, oder aus einander gehen und Jeder einzeln im Nachtlager ſich einfinden?“

„Nein!“ erwiederte ein Mann, der ganz in meiner Nähe ſtand und das Gepäck zu bewachen ſchien, „wir ſollen ihn hier erwarten; er kann nicht lange mehr ausbleiben.“

„Wohin hat er ſeinen Bruder gebracht?“ fragte der Erſte. „War Der ſchwer verwundet?“

„Eine Kugel im Kopf! er muß ſchon todt ſeyn. Der Hauptmann wird auf die Hacienda gegangen ſeyn, ihm etwa noch Hülfe zu verſchaffen; jetzt muß er aber mit Nächſtem wieder zu uns ſtoßen.“

„O jala! wo bleibt er ſo lang! das verdammte Schießen wird alle Truppen aus Acajeta auf die Beine bringen. Sicherlich bekommen wir die Soldaten auf den Leib.“

Alles wurde wieder ſtill, und ich vernahm bloß noch den Tritt der Wachen und das Geflüſter der Räuber. Ich hatte die Augen geſchloſſen; denn einige waren auf mich zugegangen. Als ich hörte, daß ſie ſich wieder ein Wenig entfernt hatten, wagte ich, den Blick von Neuem etwas aufzuſchlagen. Ich ſah nach dem Ort hin, wo die Pferde mit den aufgebundenen Leichen ſtanden und wunderte mich über die große Anzahl der letztern; denn kaum mochten ſo viele Schüſſe von unſrer Seite gefallen ſeyn, als Todte da waren; ſie mußten einander im Getümmel wohl ſelbſt getroffen haben. Plötzlich ſprengte eine der Vedetten an, und rief: „zu Pferd! zu Pferd! die Soldaten von Acajeta rücken an und ſtreifen im Wald. Wir müſſen uns aus dem Staub machen.“

„Man muß den Hauptmann erwarten; er wird bald da ſeyn“ riefen mehrere Stimmen neben mir.

„Gut denn!“ erwiederte der Neugekommene; „habt Ihr Alles ausgeſucht? — Was fangen wir mit dieſen Todten an.“

„Die mögen hier liegen bleiben!“

„Seltſam iſt doch“ ſagte einer, „daß wir ſo wenig Gold bei den Engländern fanden. Sie müſſen einen Theil irgendwo verſteckt haben.“

„Ja! ſuch Du nur,“ erwiederten lachend einige von der Bande, „Du wirſt nicht viel Mehr finden. Jedenfalls aber theilen wir.“

Zwei ſtiegen ab; ſchnell ſchloß ich wieder die Augen.

„Wenigſtens muß man doch ſehen, ob ſie Nichts an ſich haben,“ ſagten Jene, und hoben N.'s und R.'s Leichen auf; „laß uns einmal ſehen.“ Sie waren ſchnell damit fertig, und ich ſchauderte, daß es nun an mich kommen würde; denn mein Athem war ſchwerer geworden, und ich durfte kaum hoffen, ihnen denſelben verbergen zu können. Einer legte Hand an mich, und wollte mir eben die Uniform ausziehen. Was ich befürchtet hatte, geſchah: ich war ſo ſchwach, daß ich den Athem nicht unterdrücken konnte. Der Räuber fuhr auf und ſtieß einen Schrei des Erſtaunens aus. Ich war alſo entdeckt und öffnete die Augen. Eine wilde Geſtalt, mit ſchwarzem Bart und borſtigen Knebeln beugte ſich über mich. „Hola!“ rief er mit einem wilden Lächeln, „da lebt noch ſo ein Hund!“

„Teufel!“ ſchrien die Andern, und liefen durcheinander herbei. Ich ſprach kein Wort; bewegungslos erwartete ich den Tod mit jeder Sekunde. Die Kraft fehlte mir, mich ſtark nach dem Leben zu ſehnen, und ich wußte, daß jede Bitte um Gnade vergeblich ſeyn würde.

„Verdammniß über den Ketzer!“ rief Einer, und ſchleuderte ſeine Lanze nach mir. Ich ſchauderte, und wandte mich mit großer Anſtrengung etwas auf die Seite. Die Waffe fuhr neben mir in den Boden.

„Hombre! Hombre!“ ſagte ein Andrer, „no le matas el pobre!“ (tödte den armen Kerl nicht.)

„Ein verdammter Ketzer!“ entgegnete der Erſte; „laß mich ihn umbringen; ſie haben uns mit ihrem verfluchten Feuer genug Kameraden getödtet.“

„Nein, Kamerad, laß ihn! Wir haben ihrer genug getödtet; dieſen auch noch, wär' eine Sünde. Laß ihn; ſo haben wir Weniger zu verantworten.“

Dieſe Ermahnung ſchien zu wirken. Ich hatte mich wieder etwas erholt, als das Geräuſch eines in vollem Rennlauf Herbeiſprengenden meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es war der Hauptmann, der ſchon von Weitem rief: „Schnell fort! das verdammte Schießen hat alle Uniformen auf die Straße gebracht.“

„Da lebt noch ſo ein Engländer“ ſagte Einer, „was ſollen wir mit ihm anfangen?“ „Lebt noch?“ fragte der Hauptmann, indem er abſtieg, „Wer iſt es?“ — „Wir wiſſens nicht.“ Jener zog ein langes Meſſer aus ſeinem Stiefel von Damhirſchleder, wandte ſich nach der an einen Baum gebundnen Kammerfrau und rief wüthend: „Iſts einer von Denen, die geſchoſſen haben?“ — „Si Senor“ (ja mein Herr) erwiederte ſie ohne Beſinnung, entſetzt über den Blick des Banditen.

„Der Hund!“ murmelte er und ſprang gegen mich zu. „Quartel por el amor de dios!“ ſagte ich — „Bitte die Hölle um Gnade!“ erwiederte der Räuber, und ſetzte mir den Dolch auf die Bruſt. Ich ſuchte mich zu erheben, ſank aber wieder zurück, und konnte Nichts thun, als Hände und Arme vorhalten. Er ſtemmte ſein Knie gegen meinen Leib, und unverweilt fuhr das Meſſer durch meine rechte Hand in meine Bruſt. Ich ſah den Stahl herausziehen; er blitzte mir vor dem Geſicht; ein Blutſtrahl ſprang hoch auf, und wieder und abermals wieder ſenkte ſich die Klinge in meinen Leib. Ich weiß noch, daß ich dagegen Widerſtand zu leiſten ſuchte; alsbald aber war ringsum Dunkel und Verwirrung; ich ſank in Ohnmacht.

Digitized by Google

Erſt nach langer Zeit kam ich allmälig wieder zum Bewußtſeyn. Ein dunkles Ding ſtand vor mir; ich unterſchied endlich, daß es unſre Kutſche war. Nach und nach gewahrte ich auch wieder die hohen Fichten, den Wald, die ganze Umgebung. Ich empfand einen brennenden Durſt; es war, als ob Feuer in meiner Kehle wäre, und meine bebenden Lippen bewegten ſich, Waſſer zu fordern; aber ich konnte keinen Laut hervorbringen. Eben ſo wenig vermocht' ich mich zu bewegen; ich war wie an den Boden geheftet. Aus der Stille umher ſchloß ich, die Räuber ſeyen fort. Nach mehreren Verſuchen brachte ich endlich einige undeutliche Worte hervor. „Hombre“ ſagte ich langſam und mühvoll, „Hombre ..... gieb ..... Waſſer ..... um der heiligen Jungfrau willen.“ Niemand antwortete.

„Iſt denn ..... kein Menſch ..... da ..... der mir Waſſer giebt?“ wiederholte ich in Verzweiflung. „Still!“ murmelte eine Stimme neben mir; „ſie ſind noch nicht fort!“

„Nein wahrlich!“ rief eine andre Stimme, und alsbald kamen drei Räuber hinter der Kutſche hervor, indem ſie zugleich fragten, Wer geſprochen habe.

„Ich,“ erwiederte Der, welcher mir Stille geboten.

„Nein! es war ein Andrer. Schnell! Wer war's?“

„Einer der Engländer.“

„Was, noch nicht todt? Der Kerl hat ein zäheres Leben, als eine Katze!“ Der Eine nahte ſich mir, und nach ſeiner drohenden Mine ſchloß ich, er wolle mir den Dolch in den Leib ſtoßen. „Erbarmen“ ſtöhnte ich, „laſſet mich ſterben ..... ich habe nur noch wenig Leben ..... nehmt Alles ....., Alles ..... nur laßt mich ruhig ſterben.“

„Warum haſt Du Dich zur Wehre geſetzt, verdammter Dummkopf!“

Ich antwortete nicht. Einer ſagte ſchnell: „Ihr müßt noch ſonſt wo Dublonen haben. Wo ſind ſie? Wir wiſſen, daß Du haſt. Sprich, oder ich mach Dir den Garaus.“

Jetzt fiel mir ein, daß ich mein Gold und Silber an verſchiedne Orte gethan hatte, um wenigſtens einen Theil zu retten, falls uns Etwas zuſtoßen ſollte. Unter Anderm enthielt ein kleiner Reiſeſack unter dem Wagenteppich zwanzig Dublonen. Der mochte ihnen leicht bei der Plünderung entgangen ſeyn. Ich ſagte alſo, es ſey noch mehr Gold da.

„Wo? wo?“ ſchrien ſie.

„Aber Ihr ſchenkt mir das Leben?“

„Ja! ja! ja! nur ſchnell, wo iſt das Gold?

„Schwört bei der heiligen Jungfrau, daß Ihr meines Lebens ſchonen wollt!“

„Wir ſchwören es.“

Sie fanden den Sack nicht ohne Schwierigkeit, und leerten ihn, ohne das Geld aufzuſpüren. „Wo iſt es, Kerl? Du haſt gelogen,“ ſchrien ſie drohend, „Nein,“ ſtammelte ich, „in einem Beſteck ..... die Dublonen“ ..... Sie entdeckten die Beute und ſchwangen ſich in Sattel. „Lebe wohl, glückliche Reiſe nach der Hölle!“ und weg ſprengten ſie in vollem Galopp. Bald verlor ſich der Hufſchlag ihrer Pferde in der Entfernung.

Ueberſicht der neueſten Civiliſationsfortſchritte in Egypten.

(Schluß.)

Früher wurden Reclamationen, Klagen und Rechtshändel, kurz Alles, was den Staat oder Einzelne betraf, vor das Forum des Kiaja-Bei gebracht, welcher der erſte Miniſter an dem Hofe des Vicekönigs iſt; für wichtige Fälle hatte ſich Se. Hoheit die Entſcheidung ſelbſt vorbehalten. Im Jahr 1824 änderte der Paſcha dieſe Einrichtung dahin ab, daß er aus ſämmtlichen Miniſtern, den Generaldirektoren und mehreren der hohen Staatsbeamten einen Diwan bildete, den er bei Gelegenheit zu Rathe zog; und im vorigen Auguſt that Ibrahim-Paſcha dieſem Diwan in feierlicher Verſammlung kund, daß ſein Vater, um in das Verwaltungs- und Rechtsweſen mehr Ordnung zu bringen, ſich über den Zuſtand der Provinzen genauer zu unterrichten und etwa eingeſchlichenen Mißbräuchen leichter ſteuern zu können, beſchloſſen habe, die Naſr (Gouverneurs), die Kaſchifs (Präfekten) und die Angeſehenſten unter den Scheichs-el-Beled (Vorſteher in Dörfern und Städten) zuſammenzurufen. In Folge Deſſen nahmen die bezeichneten Staatsbeamten, wozu noch der oberſte Ulema jeder der vier orthodoxen Sekten des Islams und drei Scherifs oder Emirs (wie es denn dieſer angeblichen Abkömmlinge des Propheten überall giebt) ihren Sitz in dem Diwan, der jetzt aus ungefähr 160 Perſonen (28 Naſr und Kaſchifs und 93 Großſcheichs, meiſt aus Niederegypten) beſtand, und der ehemalige Staatsſecretär des Vicekönigs, Hadſchi-Ibrahim-Effendi, eröffnete am 26 des Monats Rebib-evel im J. der Hedſchr. 1207, die Sitzung. Ibrahim und Abbas-Paſcha, Sohn und Enkel des Vicekönigs, ſo wie deſſen Eidam Mohammed-Bei wohnten als einfache Mitglieder bei und alle Verhandlungen geſchahen auf dem Fuß vollkommner Gleichheit. Wer ſprechen will, bittet um das Wort und ſpricht, wenn die Reihe an ihm iſt. Der Präſident ſammelt die Stimmen und nach der Mehrheit derſelben folgt die Entſcheidung. Inzwiſchen haben ſich die Scheichs und Kaſchifs (Memurs), nachdem ſie ſich des Gegenſtandes ihrer Sendung entledigt, in ihre Provinzen zurückbegeben; aber die Sitzungen des Diwans dauern fort, und der Vicekönig läßt demſelben alle Angelegenheiten des Staats und der Finanzen durch einen ſeiner Miniſter, gewöhnlich den Staatsſekretär Habib-Effendi, den Vater von Abdi-Effendi, welcher die erſten Zöglinge nach Frankreich führte, vorlegen und — was merkwürdig iſt — die Entſcheidungen dieſer Verſammlung ergehen direkt an die Miniſter, an die Generaldirektoren und ſelbſt an die Präfekten. Noch mehr, dieſe Beamten können ſich mit Anfragen über einen oder den andern wichtigen Fall unmittelbar an den Diwan wenden, und eben ſo unmittelbar wird ihnen die Erklärung des Diwans zugeſandt; auch Privatperſonen haben das Recht, Petitionen einzureichen, die ſofort berückſichtigt werden. So iſt dieſe Verſammlung, ohne gerade eine repräſentative Kammer zu ſeyn, denn doch mehr als ein bloßes berathendes Collegium. Die Einführung von Provinzialdiwans in der Perſon der Memurs und Scheichs-el-Beled und die Anerkennung des Grundſatzes der Gleichheit vor dem Geſetz ſind bis jetzt die wichtigſten Arbeiten der Volksvertreter von Kairo. Aſiß-Effendy, der Sekretär dieſer Verſammlung, war Anfangs zugleich Redacteur der Staatszeitung, verlor aber dieſen Poſten, weil er die Abſtimmungen ſo ſehr mit ſtiliſtiſchem Schmuck, ſelbſt mit Verſen, überlud, daß ſie nicht mehr zu erkennen waren. Gegenwärtig wird bloß referirt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 101 und 102. 11 und 12 April 1830.

Leben und Meinungen des berühmten engliſchen Pfarrers Dr. Parr. *)

Seit Dr. Johnſon iſt kein Schriftſteller von der Bühne getreten, über den ſelbſt in den gewöhnlichen Zeitungen ſo Viel geredet worden wäre, als Samuel Parr, der tiefſte Gelehrte und der ſcharfſinnigſte Kritiker des Zeitalters, wie ihn ſeine Verehrer nennen, die ihn als claſſiſchen Philologen unbedenklich den Bentley's und Porſon's, und als engliſchen Claſſiker in Bezug auf Würde, Kraft, Fülle und Gediegenheit der Sprache den Taylor's und Johnſon's an die Seite ſtellen. Ueberdieß war Dr. Parr ein großer Moraliſt, ein gründlicher Theolog, ein tiefer Metaphyſiker, ein wohlunterrichteter Juriſt und ein furchtbarer Streitredner. Aber nicht dieſe Vorzüge, die er in einem hohen Grade vereinigte, ſind es, was der Lebensgeſchichte dieſes Mannes auch außer England ein ſo beſonderes Intereſſe verleiht, ſondern es iſt der ausgezeichnete Rang, den er, gleich Warburton und Johnſon, in der Geſellſchaft einnahm, als *Repräſentant* derjenigen wiſſenſchaftlichen Schulbildung, wie ſie England *eigenthümlich beſitzt*; es iſt das enge und vertraute Verhältniß, in dem er zu ſo vielen der erſten Männer des Staats ſtand und das ihn in den Stand ſetzte, auf deren Meinungen und Entſchließungen keinen geringen Einfluß auszuüben. Eine ſolche Stellung des Gelehrten giebt es auf dem Kontinent nicht. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich aus der abweichenden Art von Erziehung, welche der Reiche und Vornehme in England, und welche er in dem übrigen Europa erhält. Die Burke's, Fox's, Canning's, M—Intosh's ſind alle Zöglinge claſſiſcher Schulen und Collegien — und als ſolche haben ſie einen ungemeinen Reſpekt vor claſſiſcher Gelehrſamkeit, deren Werth ſie mehr oder weniger ſchätzen lernen, und von der ſie ſelbſt eine ſtarke Farbe annehmen. Durch die hierarchiſche Verfaſſung des Landes werden endlich auch der Gelehrte und der Staatsmann einander perſönlich näher gerückt.

Samuel Parr, geboren zu Harrow am 15 Januar (a. St.) 1747, war der Sohn eines Wundarzts und Apothekers in dieſem Städtchen, der ihn ſelbſt in den Anfangsgründen des Lateiniſchen unterrichtete. Von ſeinem ſechsten Jahr an beſuchte er die Schule des Orts, die damals zu den beſten in England gehörte, und ohne welche er wahrſcheinlich verurtheilt geweſen wäre, bei ſeines Vaters Leiſten zu bleiben. Die engliſchen Blätter laſſen nicht unerwähnt, wie er eine frühzeitige Neigung zum geiſtlichen Stand verrieth, wie er ſchon als neunjähriger Knabe eines von ſeines Vaters Hemden als Chorhemd anthat, ſeiner Schweſter und ſeinen Baſen predigte, und einem Vogel oder einer Ziege eine chriſtliche Leiche hielt. Eines Tages ſaß er mit großer Gravität unter der Kirchthüre zu Harrow, während ſeine Kameraden ſpielten. „Warum ſpielſt Du nicht mit den Andern?“ rief ſein Lehrer. „Wiſſen Sie nicht, Herr?“ erwiederte der Knabe mit ernſter Würde, „daß ich ein Pfarrer werden will?“ Parr ſelbſt pflegte zu erzählen, daß Sir William Jones, der einer ſeiner Mitſchüler war, als ſie einmal mit einander ſpazieren gingen, plötzlich ſtillſtand, ihn ſcharf anſah und ſagte: „Parr, wenn Du das Glück haſt, vierzig Jahr alt zu werden, ſo iſt es möglich, daß Du dein Amtsgeſicht einholſt.“ Zwiſchen Bennet, Parr und Jones bildete ſich eine vertraute Freundſchaft, die auch in ſpätern Jahren fortdauerte, obgleich Sir William vom Schickſal bald fern von den beiden geführt wurde, und Dr. Bennet ſich auf der iriſchen Biſchofsbank niederſetzte. Allein

Memor
Actae non alio rege puertiae
Mutataeque simul togae

blieb der Mann und Biſchof in ſeinem Benehmen gegen Parr noch immer der harrower Schulknabe, d. h. es fand noch immer das Recht der Schulknaben ſtatt, einander bei Schwächen zu hofmeiſtern und bei Verſtößen auszulachen. Die Drei declamirten, ſchrieben und führten Komödien auf, und forderten einander zu Wettkämpfen gleich den Helden des Alterthums heraus, bis Parr in einem Alter von vierzehn, als er jetzt der Chorage der Schule war, nach ſeines Vaters Laden wandern mußte.

Bei den außerordentlichen Fortſchritten in den alten Spra-

*) Memoirs of the Life, Writings and Opinions of the Rev. Samuel Parr, L L D., with biographical Notices of many of his Friends, Pupils and Contemporaries. By the Rev. Will. Field 2 Voll. Lond. 1828. The Works of Samuel Parr, L L D., Prebendary of St. Paul's, Curate of Hatton etc.; with Memoirs of his Life and Writings and a Selection from his Correspondence, by John Johnstone, M. D., Fellow of the Royal Society etc. VIII Voll. Lond. 1828.

Digitized by Google

chen, welche Parr gemacht, und der Leidenſchaft für claſſiſche Literatur, und für Literatur überhaupt, die er gefaßt hatte, darf man ſich nicht wundern, daß ſeine Verwandlung in einen angehenden Wundarzt oder Arzt nicht gelingen wollte. Während der drei oder vierjährigen Probzeit, die er dieſem Beruf widmete, las er einige medicinische Bücher und wohnte einigen chirurgiſchen Operationen bei, aber philoſophiſche und metaphyſiſche Forſchungen, und Uebungen in lateiniſcher und griechiſcher Proſodie hörten nicht auf, ihm Haupt- und Lieblingsbeſchäftigung zu ſeyn. Aergerlich darüber, wenn man ihn von ſeinem Ariſtoteles abrief, um eine Mixtur zu bereiten, beging er nicht ſelten den Muthwillen ſeinem Vater in ſeinen Recepten Schnitzer nachzuweiſen. Der alte Herr konnte ſeinerſeits auch ärgerlich werden und ſagen: Samuel, zum Teufel mit Deinem Latein, mach Du Deine Medizin. Allein Stößel und Mörſer, Lanzette und Zange, waren kein Geräthe für einen ſolchen Geiſt und der kritiſirte Vater mochte ſich zuletzt ſelbſt davon überzeugen, indem er ſeinem Sohn erlaubte, den Mediziner mit dem Theologen zu vertauſchen, und ihn das Immanuelcollegium in Cambridge beziehen ließ.

In dieſem Collegium fand er treffliche Lehrer, die ihm jeden Vorſchub leiſteten, um ihn raſch vorwärts zu bringen. Er hatte jedoch noch nicht ſein zwanzigſtes Jahr erreicht, als der Tod ſeines Vaters ihn der Mittel beraubte, ſeine Studien in Cambridge fortzuſetzen, und ihn nöthigte die Stelle eines erſten Gehülfen an der Schule zu Harrow anzunehmen. Hätte er gewußt, ſagt man, daß ſein Vermögen noch aus drei Pfund Siebzehn Schilling beſtand, ſo hätte er der Alma noch nicht Lebewohl geſagt. Trotz der kurzen Zeit von 14 Monaten, die Parr in Cambridge zubrachte, zeigte er ſich — ganz anders als Gibbon gegen Oxford — immer als einen dankbaren Sohn dieſer Hochſchule, an der er den wiſſenſchaftlichen Geiſt und den Sinn für claſſiſche Bildung nie genug zu rühmen wußte, für dieſe Bildung, „die Keiner geringſchätzt, der ſie beſitzt, und kein redlicher Mann herabſetzt, der ſie nicht beſitzt.“ Im J. 1767 trat er ſein mühſames Lehramt an, in welchem er mit unausgeſetztem Eifer fünf Jahre wirkte. Sheridan war einer ſeiner dortigen Zöglinge. Er äußert über dieſen reichbegabten Staatsmann und Dichter: „Ich und mein gelehrter College entdeckten Talente an ihm, für deren Entwicklung in dem Schulknaben wir beide Nichts thun konnten. Wir hatten eine hohe Meinung von ihm, ob er uns gleich wenig Gelegenheit gab, ihn zu loben.“ Durch dieß Zeugniß widerlegt ſich die allgemein verbreitete Meinung, daß Sheridan in der Schule für einen Gimpel gegolten habe. An ſeinem Hang zur Indolenz und Zerſtreuung läßt ſich übrigens nicht zweifeln. Parrs Neigungen waren davon das gerade Gegentheil. War er nicht in Anſpruch genommen als Lehrer, ſo betrieb er ſeine philoſophiſch-religiöſen Studien und bereicherte ſeinen philologiſchen Sprachſchatz aus alten und neuen Quellen.

Im Jahr 1769 erhielt er die geiſtliche Weihe, und übernahm die Obhut über zwei Kirchſpiele, die 5 bis 6 Meilen von ſeiner Schule entfernt lagen; und als zwei Jahre darauf der Direktor der Schule (master) zu Harrow ſtarb, hoffte er, ſein Nachfolger zu werden. Allein Einfluß überwog, und die Curatoren zogen ihm — angeblich wegen ſeiner Jugend — einen Nebenbuhler vor, ob ihn gleich damals bereits die große Perücke umſchattete, welche ſpäter ſo berühmt wurde, wie es nur immer eine Perücke werden kann. Unwillig über das erlittene Unrecht brach er ſeine Verhältniſſe mit Harrow ab und gründete in dem benachbarten Städtchen Stanmore eine eigene Schule. Da er einer weiblichen Gehülfin bedurfte, ſo heirathete er. Seine Wahl fiel nicht glücklich aus. Miß Jane Marſingale war eine kalte, eigenſinnige und formelle Perſon, aufgezogen, wie er zu ſagen pflegte, mit Eis — und Froſt; haſtig, gallſüchtig, befehlshaberiſch und launenvoll, mit andern Worten eine Xanthippe, die ſeine ſokratiſche Geduld oft auf harte Proben ſtellte. Vierzig von ſeinen harrower Schülern folgten ihm nach Stanmore, in Kurzem zählte er noch zwanzig mehr; deſſen ungeachtet konnte er ſich nur wenige Jahre behaupten. Unvorhergeſehene Ausgaben und die wankelmüthige Gunſt des Publikums waren die einzige Urſache; er vertauſchte daher ſein Inſtitut zu Stanmore mit der lateiniſchen Schule (grammar school) zu Colcheſter.

Das Griechiſche machte eine Hauptrubrik in Parr's Unterricht aus. Nihil sumus sine Graecitate, rief Erasmus und dachte Parr. Am liebſten traktirte er die griechiſchen Dramatiker, welche er die ſchwierigſte und ehrenvollſte Aufgabe des Schulmanns nannte, und die er nicht müde wurde, zu erläutern und zu repetiren. Wirklich wußte er eben ſo ſehr ſeinen Schülern eine lebendige Bewunderung für die Meiſterwerke des claſſiſchen Alterthums einzuflößen, als er ſelbſt reife Gelehrte, die ſeinen Lektionen beiwohnten, durch die Leichtigkeit, Feinheit und Schärfe ſeiner Auslegungen in Staunen verſetzte. Sein Gedächtniß verſah ihn immer mit einer Menge pikanter Parallelſtellen, die er ore rotundo herdonnerte; jede Lection war eine reichhaltige Vorleſung. Einmal ſpielten ſeine Schüler vor einer anſehnlichen Verſammlung von Gelehrten den Oedipus Tyrannus von Sophokles mit vielem Beifall, und er gedachte jedes Jahr ein griechiſches Stück zu geben. Beſonders Viel hielt er auch darauf, die Knaben griechiſche und lateiniſche Verſe auswendig lernen zu laſſen. Dabei verabſäumte er ſtiliſtiſche Verſuche in der Mutterſprache nicht; er hatte ſeine engliſche eben ſo ſorgfältig ſtudirt, als ſeine griechiſche Metrik, und war nicht weniger ſtolz darauf als auf ſein claſſiſches Wiſſen. Mehrere ausgezeichnete Schriftſteller rühmen die belehrende und unterhaltende Beredſamkeit, mit welcher er ſich über ſeinen ältern Zöglingen aufgegebenen engliſchen Ausarbeitungen verbreitete.

Parr's Syſtem, ſo beifallswürdig in den meiſten Beziehungen, dürfte doch nicht von Jedermann gebilligt werden. So ſoll er z. B. ein großer Freund von Fauſtkämpfen unter ſeinen Schülern geweſen ſeyn, und es ſoll zwiſchen dieſen und ihrem Lehrer ein ſtillſchweigender Vertrag beſtanden haben, vermöge deſſen ſie ihre Streitigkeiten auf einem gewiſſen Platz auskämpften, wo er von ſeinem Zimmer aus zuſehen und ſich an dem Kampfſpiel ergötzen konnte, ohne ſeiner Würde Etwas zu vergeben. Wie aber zu athletiſchen Uebungen, ſo munterte er ſie auch zu literariſchen Klopffechtereien und muntern Tiſchunterhaltungen auf, und das Gewicht ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner

Digitized by Google

Perücke hielt ihn nicht ab, in die eigenthümliche Luſt und das Dichten und Trachten der Jugend einzuſtimmen. Man weiß von Johnſon, der gleich Parr ſich im Schulſtaub herum trieb, daß er den Stecken tüchtig handhabte. Dürfen wir den zahlreichen Anekdoten glauben, welche Parrs Schüler und Freunde von ihm erzählen, ſo that er es in dem Werk der Zuchtmeiſterei jenem noch zuvor und wetteiferte mit dem berühmten Dr. Busby, der von ſich zu ſagen pflegte, er habe ſechzehn Biſchöfe zu gleicher Zeit auf der Bank in dem Haus der Pairs, die alle der Kraft ſeines pädagogiſchen Armes verdankten, was ſie ſeyen. Parr unterſchied jedoch beim Gebrauch dieſer Zauberruthe zwiſchen Knaben von Talent und Dummköpfen, die erſtern ſtäupte er unbarmherzig, die letztern aber ſchonte er wo möglich. Ein jetzt berühmter Theolog, welcher in ſeiner Schule das Prädikat der Mittelmäßigkeit Anfangs führte, genoß eine Zeitlang die dieſer Kategorie zugeſtandene verhältnißmäßige Immunität, als der erſte Gehülfe eines Abends Parr anzeigte, daß er glaube entdeckt zu haben, der Burſche habe Kopf. „Wirklich glauben Sie?" brüllte der Doctor, „dann beginnt morgen früh das Peitſchen." Fragte man ihn nach Jemand, den er geſchult hatte, ob Dieß der Fall wäre, ſo antwortete er gewöhnlich: „Ja ich habe ihn gepeitſcht." Eine Dame, der er einen ſeiner Zöglinge vorſtellte, redete er folgender Maßen an: „Gnädige Frau, erlauben Sie mir einen alten Schüler bei Ihnen einzuführen, den ich oft geprügelt habe, und der, wie ich Sie verſichere, nur um ſo beſſer gerathen iſt." So erlangte er einen Ruf von Strenge, der ihn zum Schrecken der Mütter machte. Einer ſeiner Schüler bemerkt, es ſey für Jeden, nur nicht für den Betheiligten, äußerſt amüſant geweſen, zu beobachten, mit welchem Ausdruck von Behaglichkeit im Geſicht der Doctor aus ſeinem Bündel von Stecken das Inſtrument zu einer Execution ausſuchte, und wie man ihm die Ueberzeugung anſah, daß die Züchtigung erſprießlich ſey, und den Entſchluß, daß er trotz dem Geſchrei des Pöbels ſeine Pflicht thun werde. Nichts deſtoweniger ſprach er ſich in einigen Geſprächen gegen das Schlagen der Kinder aus, und verſicherte, daß Worte ihm beſſere Dienſte leiſteten als der Stecken, und daß die Jungen Nichts mehr fürchten, als einen Verweis und eine Beſchämung vor der ganzen Schule. Von allen Seiten wird zugeſtanden, daß er ein ungemeines Talent beſaß, die Neigungen und Anlagen ſeiner Schüler zu erkennen. Sein Hauptaugenmerk ging immer dahin, Sinn für Ehre und Achtung für Wahrheit einzuprägen — eine Eigenſchaft, die er als die Grundlage aller geſellſchaftlichen Ordnung betrachtete, während ihm Nichts ſo gefährlich und ſittenverderblich ſchien als Falſchheit. In Stanmore war es, wo der Doctor zuerſt dem Tabakrauchen huldigte. Seine Pfeife verſchwiſterte ſich in der Folge mit ſeinem Bild wie ſeine Perücke. Wir werden Gelegenheit finden, auf ſeine Pfeife zurückzukommen.

Cailliés Reiſen in Africa.

4. Ueberſicht von Cailliés großer Reiſe.

Caillié's ganze Reiſe durch Afrika währte 508 Tage; davon gehen aber ab 301 Tage, während deren er ſich an verſchiedenen Orten *) aufhielt, ſo daß er im Ganzen nur 207 Tage unterwegs zubrachte. Die Berechnung einer Caravanenreiſe hat, da von Krümmungen und Umwegen zu abſtrahiren, und nur die gerade Entfernung eines Punkts vom andern in Anſchlag zu bringen iſt, etwas Unſicheres. Major Rennell (philosophical Transactions Tom. LXXXI) beſtimmt die Tagreiſe einer ſchwerbeladenen Caravane zu 16 geogr. Meilen (oder Minuten eines Grads) und die einer leichtbeladenen auf $17\frac{3}{4}$ M. Die erſtere Annahme beſtätigen die Ingenieure der franzöſiſchen Expedition in Egypten: ſie berechneten die Reiſeſtunde zu 1900 Klafter; acht Stunden betrugen 15,200 Klafter, was beinahe ſo Viel wäre als 16 geogr. M. Die letztere Schätzung iſt aber offenbar zu gering, denn gewiß können leichtbeladene Caravanen über 20 geogr. M. im Tag machen, und zwar um ſo mehr, je länger ſie auf dem Marſch auszuhalten im Stande ſind d. h. je weniger ſie noch von Strapazen, Hunger und Durſt gelitten haben. Setzen wir zwiſchen dem Maximum und Minimum einen Durchſchnitt, ſo bekommen wir für eine mittlere Tagreiſe etwa $18\frac{4}{10}$ geogr. M. Man darf die Schnelligkeit der Caravane nicht nach der Raſchheit des rüſtigen Fußgängers oder des am Leichteſten beladenen Kameels berechnen, ſondern umgekehrt nach der Bewegung des beſchwerteſten Menſchen oder Thiers; denn die letztern halten die erſtern auf, und es muß auf ſie von Zeit zu Zeit gewartet werden. Die erſten Märſche Cailliés von Kakondy geben ein Beiſpiel von dem wirklichen Werth der Tagreiſen: unſer Reiſender legte am erſten 23, am zweiten $16\frac{1}{2}$, am dritten 18 — alſo im Durchſchnitt $19\frac{1}{6}$ engl. M. zurück, allein da er die Reiſeſtunde bloß zu 3 engl. M., d. h. um $\frac{1}{5}$ zu nieder anſchlug, ſo kämen als Durchſchnitt 21 engl. M. = $18\frac{4}{10}$ g. M. heraus. Die folgenden Tagreiſen ſind denn freilich kürzer, wobei man aber bedenken muß, daß bei der kleinen Caravane, mit der er zog, alle Perſonen zu Fuß und belaſtet waren und eine Frau ſich befand; das obige Durchſchnitts-Verhältniß ergiebt ſich jedoch wieder auf der Straße von Tunbuktu nach Arbat. Daß man, wo die Brunnenſtationen weit aus einander liegen, oft genöthigt iſt, 12 Stunden und darüber zu marſchiren, verſteht ſich von ſelbſt.

Caillié, der mit keinen aſtronomiſchen Inſtrumenten, nicht einmal einer Uhr verſehen war, ſondern die Stunde nach der Höhe der Sonne beſtimmen mußte, konnte keine ganz genaue Angabe liefern; indeſſen beſaß er wenigſtens zwei Buſſolen, um die Richtungen zu erkennen. Die Entfernungen bezeichnete er nach der Zeit, die er brauchte, um eine genaugemeſſene engliſche Meile zu gehen, was er ſich in Sierra Leone ſorgfältig gemerkt hatte. Nach dieſer Schätzung kommen von Kakondy nach Dhiennè 3 engl. M.; von Dhiennè, wo er der Weg nach Tunbuktu

*) In L'Antegué 1, in Pandóya 1, in Popoco 2, in Cambaya 19, in Boharaya 1, in Sacaya 1, in Caruman-Cambaya 2, in Curuſſa 1, in Kankan 28, in Pumoſſo 1, in Sambatikila 1, in Timé 158, in Duaſſo 1, in Dhiennè 13, in Iſaca 1, in Tirey 2, in Tunbuktu 13, in L'Aruan 9, in Trarzah (Teghazza) 1, in Amul-Graajim 1, in L'Etſeif. in El-Harib 13, in Ghurland 5, in Boheim 4, in Fez 1, in Mequinaz 1, in Arbat 15. Man erſieht aus dieſer Liſte, daß Caillié Zeit genug hatte, an Ort und Stelle Beobachtungen zu machen.

Digitized by Google

zu Waſſer antrat, bloß 2 engl. M. auf die Stunde. Der träge Lauf des Fluſſes, die ſchlechte Beſchaffenheit des Schiffs, und die Ungeſchicklichkeit des Piloten erklären dieſe Langſamkeit hinlänglich; ähnliche Gründe dieſelbe Langſamkeit auf dem Weg durch die Wüſte. Man begreift, wie ſchwierig es für Jomard ſeyn mußte, bei dieſem wechſelnden Maßſtab eine gründliche Baſis für die Carte zu gewinnen, die er zu Caillés Reiſe entwarf. Einige feſte Punkte hatte er jedoch durch die Beobachtungen früherer Reiſenden, namentlich Parks und Laings, und einige erhielt er durch ziemlich einfache Schlüſſe aus Cailliés Tagebuch. Die folgende Tabelle giebt das Reſultat der jomard'ſchen Reductionen, welche der Carte zum Grunde liegen.

Märſche von Kakondy nach	Zahl der Tagreiſen	Zahl der Reiſeſtunden	Zahl der engliſchen M.	Zahl der Reiſeſtunden auf den Tag	Zahl der engliſch. M. auf die Stunde	Zahl der engliſch. M. auf den Tag	Zahl der geogr. M. auf die Stunde	Zahl der geogr. M. auf den Tag
Timé	48	176½	529¼	3,7	3	11,0	2,14	9,43
Timé nach Galia	62	148	414	2,4	3	7,2	2,14	6,17
Galia nach Tunbuktu	26	262	524	10	2	20	1,43	17,2
Tunbuktu bis Fez	67	630	1260	9,3	2	18,8	1,43	16,1
Fez bis Arbat	4	45	90	11,2	2	22,5	1,43	19,3
	207	1261½	2849¼					

Werfen wir einen Blick auf Caillé's Vorgänger *) auf der gefahrvollen Bahn der Durchforſchung des innern Africas, ſo müſſen wir die Beharrlichkeit bewundern, mit welcher ſeit dritthalb Jahrhunderten daſſelbe Ziel verfolgt wird. Welche Bereicherungen ſind es nun hauptſächlich, welche die Erdkunde Cailliés Unternehmen verdankt? Vor Allem die nähere Kenntniß der Länder, welche die Waſſerſcheide zwiſchen Senegambien und dem Sudan bilden. In Futa Dhialon *), Timbo und deren Gebirgen entſpringen auf dem nördlichen Abfall die Flüſſe Rio Grande, Gambia, Falémé, Senegal ꝛc., auf dem öſtlichen Abfall die Zuflüſſe des Dhioliba; in den Gebirgen von Sulimana auf der W Seite der Dhioliba ſelbſt und auf der Nordſeite, die Rokelle und der Mungo. Eine andere Waſſerſcheide giebt es zwiſchen den Flüſſen von Senegambien und Sulimana. Caillé kam über zwei bedeutende Flüſſe ſehr raſchen Laufs. Der eine, der Kakriman war 70 bis 80 Fuß, der andere, der Coculo, 45 Fuß breit, beide floßen rechts, d. i. ſüdlich in das Becken von Sulimana; weiterhin, nämlich von Popoco an, ſtrömten alle Waſſer links dem Thal von Senegambien zu. Iſt ſchon der größte Theil der Reiſe von Kakondy nach Timé eine neue Acquiſition für die Geographie, ſo iſt es ebenfalls die Reiſe von Timé nach Dhienné, und man hat nicht zu bedauern, daß Caillié die Ufer des Dhioliba bei Curuſſa verließ, und, ſtatt Mungo Parks Route zu verfolgen, eine mehr öſtliche Richtung von dieſem Fluß einſchlug, da man ſo durch ihn die ganze Lage des großen Dreiecks zwiſchen Curuſſa, Timé und Dhienné kennen lernt. Dhienné ſelbſt hatte zwar bereits vor drei und zwanzig Jahren Mungo Park beſucht, aber über die Lage dieſer Stadt als Inſel werden wir erſt durch Caillié unterrichtet. Bei Sego trennt ſich ein Arm des Dhioliba, der ſich erſt vier Tagreiſen weiter unten bei Iſaka wieder mit dem Hauptſtrom vereinigt. Mungo Park weiß bloß von

*) 1588 erreichte Thompſon Tenda vom Gambia aus.

1620	—	Robert Jobſon	—	—	—	—
1670	—	Paul Imbert	Tunbuktu	—	Marocco	—
1698	—	de Brué	Galam	—	Saint Louis	—
1715	—	Compagnon	Bambuk	—	—	—
1723	—	Stibbs	—	—	Gambia	—
1731	—	Moore	—	—	—	—
1742	—	de Flandre	—	—	Saint Louis	—
1749	—	Adanſon	—	—	—	—
1784	—	Follier	—	—	Küſten v. Nun	—
1785	—	Sanguier	—	—	—	—
—	—	Briſſon	—	—	—	—
1786	—	Rubaud	Galam	—	Saint Louis	—
1787	—	Picard	Futa-Toro	—	—	—
1791	—	Hougton	L'Ud-Amar	—	Gambia	—
1792	—	Browne	Darfur	—	Egypten	—
1794	—	(Watt,				
„		(Winterbottom	Timbo	—	Rio Nunez	—
1795	—	Mungo Park	Silla	—	Gambia	—
1798	—	Hornemann	Nyffé	—	Egypten	—
1805	—	Mungo Park	Buſſa	—	Gambia	—
1809	—	Röntgen	—	—	Mogador	—
1810	—	Robert Adams	Tunbuktu	—	Weſtküſte	—
1815	—	Riley	—	—	—	—
1817	—	Peddie	Kakondy	—	Rio Nunez	—
—	—	Campbell	Pandſchicott	—	—	—
—	—	Badia	—	—	Egypten	—
1818	—	Mollien	Timbo	—	Saint Louis	—
1818) 1819)	—	Gray	Fuladu	—	Gambia	—
—	—	Dochard	Yamina	—	—	—
—	—	Bowdich	Cumaſſi	—	Goldküſte	—
—	—	Ritchie	Fezzan	—	Tripoli	—
—	—	Lyon	—	—	—	—
1820	—	Cochelet	Ouad Nun	—	Weſtküſte	—
1822	—	Laing	Falaba	—	Sierra-Leone	—
1823	—	(Oudney, (Denham, (Clapperton	Mandara,) Saccatu)	—	Tripoli	—
1827	—	(Clapperton, (Lander	Saccatu	—	Golf v. Benin	—

Man könnte dieſer Zahl, wenn man auch die eingebornen Reiſenden Scherif Mohammed, (1790) Shabini (1787), Sidi Hamet (vor 1815), Hadſchi Mohammed (1806), Hadſchi Talub (1807) Hadſchi Hamet (1819) ꝛc. (ſ. Ritters Erdkunde Th. 1) nicht in Betracht ziehen will, noch mehrere Namen beifügen, wie Ledyard und Lucas (1788), Nicholls (1805) Seetzen und Tuckey (1816), P. Rouzée (1817), welche auf verſchiedenen Wegen vergeblich in das Innere einzudringen verſuchten.

*) Sonſt Futa Dſchallo (Jallo) genannt. Die Landesausſprache ſcheint aber, wie Jomard bemerkt, bei den mit dem engliſchen J auf den Karten geſchriebenen Namen, nicht Dſch ſondern mehr Dhi zu lauten — alſo ſtatt Dſchenné Dhienné, ſtatt Dſcholiba Dhioliba ꝛc.

Digitized by Google

dem nördlichen Arm. Die Reiſe von Dhienné nach Tunbuktu auf dem Dhioliba iſt wiederum neu, ob ſie es gleich nicht wäre, wenn Mungo Parks Tagebuch den Weg nach Europa gefunden hätte; Caillié liefert eine Menge intereſſanter Aufſchlüſſe über den Lauf des Fluſſes, ſeine Tiefe, ſeine Breite und einen See Namens Debo oder Dhiebu, durch den der Strom halbwegs zwiſchen Dhienné und Tunbuktu durchfließt; der auf der Karte unter dem Namen Dibbi figurirende See kann es wohl nicht ſeyn. Von dieſem See Debo ſah der Reiſende die öſtlichen Ufer, an denen er vorbei fuhr; ſie waren ſandig und unfruchtbar; gegen Weſten hin breitete der See ſich über Geſichtsweite aus und verlor ſich in unermeßlichen Sümpfen. Von Tunbuktu, von ſo vielen andern Städte, in denen er ſich kürzere oder längere Zeit *aufhielt*, erfahren wir viele intereſſante Einzelheiten, deren ſcharfſinnige Auffaſſung dem Beobachtungs-Talent des Reiſenden zur Ehre gereicht. Ungeachtet keine Inſtruktionen einer gelehrten Geſellſchaft ihn dazu aufforderten, unterließ er keine Gelegenheit, über Sitten und Lebensart, religiöſe Gebräuche, Handel, Schiffahrt, Ackerbau, Induſtrie, Bevölkerung, Charakter, Phyſiognomie und Sprache der Eingebornen — kurz über den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand dieſer halbbarbariſchen Völker Beobachtungen anzuſtellen und Erkundigungen einzuziehen. Endlich gebührt ihm das Verdienſt, über klimatiſche Verhältniſſe, periodiſche Regen, Atmosphäre ꝛc. und auf dem Rückweg durch die große Wüſte über die Lage und Tiefe der Brunnenſtationen eine Menge Notizen geſammelt zu haben, die künftigen Reiſenden von Nutzen ſeyn können.

Die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

(Fortſetzung.)

In dem See Lomond am Fuße des Berges Ben Lomond (unweit der Stadt Stirling in Mittelſchottland) liegt auf einer kleinen ſteilen Inſel ein Thurm in Ruinen, der einſt von einem Räuber bewohnt war, der oft in die nahen Beſitzungen des Häuptlings der Colquhouns einfiel und ſowohl Herren als Vaſallen in Kontribution ſetzte und ausplünderte. In dieſer Gegend war auch einſt der Krieg der beiden Stämme Colquhoun und Macgregor; hier zeigt man noch jetzt die einzelnen Punkte, wo die Hauptereigniſſe vorfielen. Die Erzählung ſo vieler Kämpfe und unerhörten Grauſamkeiten findet ſich in den Privatgeſchichten der ſchottiſchen Familien und Stämme aufgezeichnet, aus denen Folgendes entlehnt iſt, was den Geiſt der Zeit und der Sitten dieſer wilden und kriegsluſtigen Völkerſchaften lebhaft ſchildert.

Nach langen Streitigkeiten zwiſchen Alloſter Macgregor dem Häuptling des mächtigen Stammes dieſes Namens, und dem Laird von Luſs (Dorf am See Lomond) Sir Humphry Colquhoun, wollte man nun 1602 Frieden ſchließen und kam deßhalb in dem Thal Glen Fruin, am Ufer des Lomond, zuſammen. Die beiden Häuptlinge kamen auf der verabredeten Stelle an, jeder begleitet von zahlreichen und wohlbewaffneten Dienſtleuten, und bereit den Hader durch die Waffen zu endigen, wenn man über die Bedingungen des Friedens nicht einig werden könnte. So geſchah es auch. Man verſtändigte ſich nicht, und ein hitziger Kampf brach aus. Die Macgregors blieben Sieger, zweihundert Colquhouns verloren das Leben, und eine noch größere Anzahl fiel in die Hände ihrer Feinde. Der Laird von Luſs flüchtete ſich in eines ſeiner Schlöſſer; von den Macgregors verfolgt, wurde er von ihnen gefangen genommen und niedergemetzelt. Mehrere junge Leute aus den erſten Familien von Schottland, die ſich in der gelehrten Schule zu Dumbarton befanden, waren nach Glen Fruin gekommen, um Zuſchauer des Kampfes zu ſeyn. Um ſie in Sicherheit zu bringen, hatten die Colquhouns ſie in eine Scheune eingeſchloſſen; allein nach dem Siege ſtießen die Macgregors die Thüren ein und ermordeten alle dieſe unglücklichen Kinder. Der König von Schottland, benachrichtigt von dieſer Handlung der unbändigſten Grauſamkeit und ohnehin ſchon längſt gegen die Macgregors, als die unruhigſten aller Volksſtämme in den Gebirgen zürnend, befahl die gänzliche Ausrottung dieſes Stammes, erklärte ſogar den Namen Macgregor in die Acht, verheerte mit Feuer und Schwert das ganze Land, welches dieſe rebelliſchen Vaſallen bewohnten, und ließ auf diejenigen, die ſich in den Gebirgen verſteckt hielten, wie auf wilde Thiere mit Hunden Jagd machen. Der Häuptling Macgregor wurde ergriffen, nach Edinburgh geführt und nebſt achtzehn ſeiner Verwandten enthauptet. Diejenigen unter den Macgregors, die der Vernichtung entgingen, änderten ihren Namen und entflohen nach dem feſten Lande. Indeß trotz der ganzen Strenge dieſes Befehls, und obgleich derſelbe unter der Regierung Wilhelms III durch das ſchottiſche Parlament erneuert worden war, erſchien doch der Stamm der Macgregors ſo mächtig wie jemals wieder in den Empörungen von 1715 und 1745, und hat ſeitdem fortgefahren, einen Theil der ſchottiſchen Clan's auszumachen. Die Macgregors haben immer die Theilnahme ihres Clan's an der Ermordung des Häuptlings der Colquhouns geleugnet, ſo wie auch an der noch ſchändlichern Ermordung der jungen Schüler von Dumbarton; ſie haben den Laird von Luſs angeklagt, aus Verrath und gegen das Völkerrecht Diejenigen unter den Ihrigen angegriffen zu haben, welche den Frieden zu Glen Fruin unterhandelten. Auch haben ſie behauptet, daß die Achterklärung ihres Stammes und ihres Namens weniger den Exceſſen, deren ſie ſich ſchuldig gemacht, zuzuſchreiben ſey, als dem Mitleiden, welches dem König Jacob VI die Witwen der in der Schlacht von Glen Fruin getödteten Colquhouns einzuflößen wußten. Man ſagt nämlich, dieſe Frauen hätten ſich, ſechzig an der Zahl, zu dem König nach Stirling begeben, jede ritt auf einem weißen Pferde und trug auf der Spitze einer Lanze die blutbeſpritzten Kleider ihres Gatten — eine fürchterliche Prozeſſion, die wohl geeignet geweſen ſeyn mag, den Unwillen und die Rache des Monarchen zu erregen. *)

Die vornehmſten Stämme von Morayshire in Mittelſchottland ſind die Mac-Intoſhs, die Frazers, die Chiſolms, die

*) Eine Geſchichte von noch wilderer Rache ſ. Ausl. J. 1828. Nr. 360.

Digitized by Google

Grants, die Gordons, die Cummings u. a. Dieſe jetzt unter einander befreundeten Stämme oder Clans haben ehemals oft die Ufer des Golfs von Moray durch ihre mörderiſchen Kriege mit Blut beſudelt. Verführt durch den lockenden Reiz der Plünderung eines reichen und fruchtbaren Landes, ſah man die Häuptlinge dieſer armen Horden an der Spitze ihrer kriegsgeübten wilden Räuberbanden auf die friedlichen Bewohner der Ebene losſtürzen, und ſich ihrer Güter bemächtigen, indem ſie ſich auf ein altes Sprichwort der Bergſchotten ſtützten, „daß Jedermann nach dem ſchönen Land von Moray kommen kann, um dort ſeine Beute zu holen.

Die Verhältniſſe zwiſchen den Häuptlingen und den Gliedern eines ſchottiſchen Clans legten ihnen gewiſſe gegenſeitige Verpflichtungen auf. Das Oberhaupt wurde als Vater der Familie geehrt und geliebt, jeder war bereit, für ihn ſein Leben aufzuopfern. Völliger Gehorſam und blindes Vertrauen gegen ihn war die heiligſte Pflicht. Der Anführer beſaß ein unbeſchränktes Anſehen über ſeinen Stamm. Bei ſeinem Namen pflegte man zu ſchwören. Dagegen mußte er alle ſchützen und ſich ihrer annehmen, auch nicht leiden, daß eine fremde Jurisdiction ein Individuum ſeines Clans verfolgte. Litt ein Unterthan Mangel, was in einem Lande oft geſchah, deſſen Boden nicht die Hälfte der Bewohner ernähren konnte, und wo man nicht an Arbeit gewöhnt war, ſo mußte der Anführer ihn verſorgen, ihm Steuern, Abgaben und Schulden nachlaſſen. Eine großmüthige Freigebigkeit, eine Gaſtfreundſchaft ohne Grenzen, gegen alle Mitglieder des Stammes, waren ferner unerläßliche Eigenſchaften für einen Häuptling. In ſeiner alten Burg hatte er immer einen großen Saal, wo er jährlich mehrmals alle waffenfähige Leute ſeines Stammes glänzend bewirthete; er hielt eine Leibwache, Luichtach genannt, die aus den ſchönſten Leuten beſtand; in ſeinem Gefolge waren neun beſondere und ausgezeichnete Ehrenſtellen.

Dieſe Häuptlinge der ſchottiſchen Clans kann man vergleichen mit den griechiſchen Kapitano's, die auch in großem Anſehen ſtehen, eine Art von Leibwache haben ꝛc. Ihre Gaſtfreundſchaft wird ebenfalls von Reiſenden gerühmt, wie z. B. in Baudoncourts Schilderung von Griechenland, Morritt's Reiſe u. a.

Die Fußbekleidung der Bergſchotten beſtand in Schuhen, die nur roh aus Kuhleder gemacht waren, die haarige Seite nach außen gekehrt. Die Beine ſind nackend, nur den Untertheil bedeckt ein halber weißer Strumpf mit rothen Streifen, die ſich ſo kreuzen, daß ſie die Verſchlingung der Riemen nachahmen, die den antiken Kothurn befeſtigten.

Hier iſt eine Aehnlichkeit mit den Gebräuchen der alten Griechen, und auch der neuen. Die letztern tragen, wenigſtens zum Theil in Morea, Sandalen von Ziegenfell, mit der rauhen Seite nach außen.

Die Bergſchotten ſteckten in ihren Gürtel einen langen Dolch (dirk), den ſie mit einer Hand hielten, um die Degenſtöße des Gegners abzuwehren, während ſie mit der andern Hand mit dem breiten Schwert angriffen. Dieſes Schwert oder dieſe Art Eſpadon tragen noch jetzt die ſchottiſchen Regimenter in engliſchem Dienſt. So wie der lange Dolch wurde auch eine Piſtole von Stahl in den Gürtel geſteckt.

Ganz ähnlich iſt bekanntlich die Bewaffnungsart der jetzigen Griechen, wenigſtens der Moreoten. Nur das lange Schlachtſchwert der alten Bergſchotten, Claymore genannt, das mit beiden Händen geſchwungen wurde, haben die Griechen nicht. Ein ſolches zweihändiges Schlachtſchwert war vielleicht die ῥομφαια der alten Griechen oder vielmehr der Thracier, lateiniſch rhomphaea oder bei Tacitus framea; letzteres angeblich bei den alten Deutſchen; daß wenigſtens die alten Schweizer es hatten, erfahren wir von Necker de Sauſſüre. (III. 194.) Das Schwert rhomphaea war eins der größten, die man im Alterthum kannte. Die weitere Beſchreibung der reich verzierten und mit Metall ausgelegten altſchottiſchen Waffen erinnert ganz an die koſtbar geſchmückten türkiſchen Waffen, deren ſich die Griechen bedienen. Auch die Art wie die Bergſchotten nach dem erſten Abfeuern beim Angriff ſogleich die Gewehre wegwarfen, den Mantel ablegten und nun den Degen in der Hand mit großem, wildem Geſchrei wie ein reißender Strom auf den Feind losſtürzten, hat viel Aehnlichkeit mit den Sitten der Neugriechen, die auch ein heftiges Kriegsgeſchrei ausſtoßen und das Gewehr nur im Anfang der Schlacht gebrauchen.

Am Häufigſten war das bloße Gefallen am Plündern die Triebfeder, welche die Raubzüge der Hochländer befeuerte, denen alle Bequemlichkeiten des Lebens fehlten. Oft litt auch der Häuptling ſelbſt Mangel und mußte ſich in den Stand ſetzen, ſeine Freigebigkeit, ſeine verbindende Gaſtfreundſchaft gegen den ganzen Stamm aufrecht zu erhalten und die damit verknüpften Ausgaben zu beſtreiten. In den langen Herbſtnächten warfen ſich dieſe ausgehungerten Horden aus dem Gebirge in die Ebene, nahmen das Vieh, die Ernten, Silber und Koſtbarkeiten mit ſich weg, und verſchwanden vor Anbruch des Tages, in ihre unzugänglichen Felſen fliehend. Man mußte viele bewaffnete Wächter gegen ſie halten, um die Ländereien zu beſchützen; oder die armen Pächter zahlten einen jährlichen Tribut (Black mail.) Ward er verweigert, ſo erfolgten Plünderungen. In neuern Zeiten, als Niederſchottland reicher und anlockender wurde, bildeten ſich Banden unter einem Anführer, etwa ſo wie die Clans.

Dieſe Catherans oder Räuber lebten bloß vom Plündern; ſie trotzten kühn der Gefahr und waren der Schrecken der friedlichen Niederländers. Sie wohnten in Höhlen und unzugänglichen Klüften, wo keine Wege und keine Brücken waren, und höhnten die ohnmächtige Wuth der Unglücklichen, die ſie ausplünderten. Die großen Häupter der Clans begünſtigten ſie ſogar noch und wieſen ihnen öde Thäler zum Aufenthalt an, um ſich ihrer gegen einen übermüthigen Nachbar heimlich bedienen zu können, wenn ſie nicht offenen Krieg erklären wollten. Auch mußten die Catherans für ſie den Black Mail einfordern. Dann hielten ſie die Catherans im Zaum. Einer der berüchtigten Anführer dieſer Räuber war Rob Roy Macregor, der mehr als einmal außer dem Geſetz erklärt, und auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt war, und der dennoch ſehr alt wurde und ruhig in ſeinem Bette ſtarb. Ludovik Cameron, ein Enkel des

Digitized by Google

berühmten Sir Evan Cameron von Lochiel, ließ ſie für ſeine Rechnung plündern, belohnte die Anführer reichlich und ſcharrte groſſe Schätze zuſammen. **Macdonald von Barrisdale** übertraf ihn noch in der Kunſt, von den Catherans Nutzen zu ziehen. Er legte den Gutsbeſitzern den Black Mail auf und machte ſich verbindlich, ſie von den Straßenräubern zu befreien, die er ſelbſt beſoldete! Dadurch erhielt er ein Einkommen von fünfhundert Pfund Sterling! Er ſoll ſeine Verpflichtungen genau beobachtet haben, und ließ Heerden zurückgeben, die aus Verſehen geſtohlen waren!

Die ſchottländiſchen und engliſchen Könige ſchleuderten donnernde Dekrete gegen dieſe Rebellen, von deren Kriegsgetöſe die Gebirge beſtändig wiederhallten und die ungeſtraft Frevel begingen. Aber vergebens. Sie trotzten in ihren ſichern Gebirgen. Ein ſolches Dekret iſt das Writ of sire Sword Karls II gegen die Macleans, deren Oberhaupt todt oder lebendig geliefert werden ſollte ꝛc. ꝛc.

(Fortſetzung folgt.)

Blake's Viſionen.

Der kürzlich erſchienene zweite Band von Allan Cunningham's British Painters (Lond. 1830. 8.) macht uns, unter andern geachteten Künſtlern, wie Weſt, Barry, Opie u. ſ. w., mit einem Manne bekannt, dem Dichter, Kupferſtecher und Maler Blake (geſt. 12 Auguſt 1828), deſſen äußere Lebensumſtände uns ein zugleich erhebendes und rührendes Beiſpiel von der unerſchütterlichen Ausdauer darbieten, mit welcher der Genius, durch keine Noth, durch keinen Kummer, durch keine Leiden gebeugt, ſeinem Ziele entgegenſchreitet; während ſein inneres Leben uns vorzüglich durch die außerordentliche Intenſität der Phantaſie merkwürdig wird, welche ſo weit ging, daß er alle Erſcheinungen, die er völlig frei und willkürlich in ſeinem Geiſte hervorrief, auch wirklich äußerlich verkörpert vor ſich zu ſehen glaubte: Während des Tages war er ein ſcharfſinniger, verſtändiger Mann, der ſeinen Grabſtichel tüchtig handhabte, und mit dem man ein recht vernünftiges und unterhaltendes Geſpräch anknüpfen konnte; des Abends, wenn er ſein Tagewerk vollbracht hatte, überließ er ſich ganz der Herrſchaft ſeiner Einbildungskraft. Während er mit den Platten beſchäftigt war, welche Cowpers Werke begleiten, ſah er keine andere Geſellſchaft als jene der ehrlichen Bürgersleute, in deren Mitte er lebte; aber ſo wie der Tag ſich zu ſeinem Ende neigte, zog Blake ſich an das Geſtade der See zurück, um ſeinen Gedanken nachzuhängen und

laut mit den Todten ſich zu unterhalten.

Hier vergaß er die Gegenwart und lebte nur in der Vergangenheit; er bildete ſich zuletzt wirklich ein, daß er in früheren Zeiten gelebt und Freundſchaft geſchloſſen habe mit Pindar und Virgil, mit Dante und Milton. Dieſe groſſen Männer, behauptete er, erſchienen ihm in Viſionen und ließen ſich mit ihm in Geſpräche ein. Milton vertraute ihm in einem ſolchen Momente ein ganzes Gedicht an, welches die Welt nie geſehen hatte; leider war aber die Mittheilung mündlich und die Poeſie ſchien durch Blake's Recitation Viel von ihrem Glanze verloren zu haben. Wenn man ihn um das Ausſehen dieſer Erſcheinungen befragte, ſo antwortete er: „Sie ſind alle majeſtätiſche Schatten, grau, aber glänzend und über die gewöhnliche Größe der Menſchen erhaben.“ — Oft begleitete ihn ſeine Frau zu dieſen ſeltſamen Zuſammenkünften; ſie ſah Nichts und hörte eben ſo Wenig; aber ſie war überzeugt, daß ihr Mann ſah und hörte. — Zuweilen ſah er auch weniger majeſtätiſche Geſtalten als die groſſen Dichter der Vorzeit. „Haben Sie jemals ein Feenbegräbniß geſehen, Madam?“ ſagte er eines Tages zu einer Dame, die in einer größeren Geſellſchaft neben ihm ſaß. — „Niemals, mein Herr!“ war die Antwort. — „Aber ich habe eines geſehen,“ ſagte Blake, „doch auch nicht eher, als vergangene Nacht. Ich ging allein in meinem Garten — es war eine groſſe Stille unter den Zweigen und Blumen, und die Luft duftete eine ungewöhnliche Anmuth; ich hörte leiſe und angenehme Töne, und ich wußte nicht, woher ſie kamen. Endlich bewegte ſich das breite Blatt einer Blume, und ich ſah darunter eine ganze Proceſſion von kleinen Geſchöpfen von der Größe und Farbe der grünen Grashüpfer, welche eine Leiche auf einem Roſenblatte trugen und unter Geſängen begruben und dann verſchwanden; es war ein Feenbegräbniß.“

Die Unterhaltungen alle zu beſchreiben, die Blake in Proſa mit Dämonen und in Verſen mit Engeln hatte, würde Bände erfordern; und eine gewöhnliche Gallerie wäre nicht hinreichend, die Zeichnungen aufzunehmen, die er von ſeinen geſpenſtigen Freunden entwarf. „Daß alles Dieß wirklich und wahr ſey, war ſeine feſte Ueberzeu„gung; und ſo anſteckend war ſein Enthuſiasmus, daß mehrere ſcharf„ſinnige und empfindſame Perſonen, welche Zeugen ſeiner Begeiſte„rung waren, die Köpfe ſchüttelten und bemerkten: er ſey doch ein „außerordentlicher Mann, und man könne nicht wiſſen, ob nicht den„noch an der Sache Etwas ſey.“ Einer ſeiner Brüder, ein nicht ungeſchickter Künſtler, veranlaßte ihn häufig, Porträte von den Geiſtern zu entwerfen, die ihm erſchienen. Die günſtigſte Zeit für dieſe Engelsbeſuche war von neun Uhr des Abends bis um fünf Uhr des Morgens; und ſo folgſam waren dieſe ſonderbaren Gäſte, daß ſie auf den Wunſch ſeiner Freunde erſchienen. Zuweilen ließ ihn indeſſen eine Geſtalt, welche er zeichnen wollte, eine Zeit lang warten, und er ſaß, mit ſeinem Bleiſtift und Papier bereit und ſtarrte mit den Augen in die leere Luft; plötzlich zeigte ſich die Erſcheinung und er begann zu arbeiten, wie ein Beſeſſener. Er wurde aufgefordert, ein Bild von William Wallace zu ſkizziren; Blake's Auge leuchtete, denn er bewunderte die Helden der Vorzeit enthuſiaſtiſch. „William Wallace!“ rief er; „ich ſehe ihn jetzt; da, da! wie adlich er blickt! gebt mir mein Zeug!“ Nachdem er eine Zeit lang gezeichnet hatte, mit derſelben Sicherheit der Hand und des Blicks, als ob eine lebende Perſon vor ihm ſäße, hielt Blake plötzlich inne und ſagte: „Ich kann ihn nicht zu Ende bringen; Edward der Erſte iſt zwiſchen ihn und mich getreten.“ „Das iſt vortrefflich,“ ſagte ſein Freund, „denn ich wünſchte auch Edwards Portrait zu haben.“ Blake nahm ein anderes Blatt Papier und warf darauf die Züge des Plantagenet hin; worauf Se. Majeſtät höflich verſchwand und der Künſtler den Kopf Wallace's vollendete. „Und wie,“ ſagte ein Herr, welcher Blake's Freund dieſe Scene erzählen hörte, „hatte Wallace wirklich das Ausſehen eines Helden? Und was für eine Art von Perſonage war Edward?“ — Die Antwort war: „Da ſind ſie, beide eingerahmt und an der Wand hinter Ihnen aufgehängt; urtheilen Sie ſelbſt!“ — „Ich wandte mich um,“ ſagte

Digitized by Google

mein Berichterſtatter, „und ſah zwei kriegeriſche Köpfe in gewöhnlicher Lebensgröße. Der von Wallace war edel und heroiſch, der andere ſtreng und blutdürſtig. Der erſte hatte die Stirn eines Gottes, der andere ſah aus, wie ein Teufel."

Der Freund, welcher mir dieſe Anekdoten mittheilte, ſagte, da er das Intereſſe bemerkte, welches ich dafür zeigte: „Ich weiß noch gar Manches von Blake; ich war neun Jahre lang ſein genaueſter Freund. Ich habe bei ihm geſeſſen von zehn Uhr des Nachts bis um drei Uhr des Morgens, bald ſchlummernd, bald wachend; aber Blake ſchloß kein Auge. Er ſaß mit ſeiner Bleifeder und Papier da und zeichnete die Porträte der Männer, welche ich zu ſehen wünſchte. Ich will Ihnen einige von ſeinen Arbeiten zeigen." Damit nahm er ein großes Buch heraus, das mit Zeichnungen gefüllt war, öffnete es und fuhr fort: „Sehen Sie die Dichterglut in dieſem Kopfe; es iſt Pindar, wie er als Sieger bei den olympiſchen Spielen daſtand. Und dieſes liebenswürdige Kind iſt Corinna, welche an demſelben Platze den Preis des Geſanges erhielt. Dieſe Dame iſt die Courtiſane Lais, mit all der Unverſchämtheit, die zu ihrem Gewerbe gehört; ſie trat zwiſchen Blake und Corinna in die Mitte, und er ſah ſich genöthigt, ſie zu zeichnen, um ſie hinweg zu bringen. Da, hier iſt ein Geſicht von anderem Gepräge; können Sie errathen, wer es iſt?' — „Irgend ein Schurke, ſollte ich meinen." „Da ſehen Sie, das iſt ein Beweis von Blakes richtigem Gefühl (Accurateſſe); allerdings iſt es ein Schurke. Es iſt der Aufſeher, den Moſes in Egypten erſchlug. Und Wer iſt dieß hier; denken Sie einmal, wer es ſeyn kann?" — „Ein guter Menſch gewiß nicht." — „Sie haben Recht; es iſt der Teufel; und merkwürdig iſt es, er ſieht zwei Männern, die ich nicht nennen mag, ungemein ähnlich: der eine iſt ein großer Rechtsgelehrter, und der andere, ich wünſchte ihn nennen zu können, iſt ein Mann, der in einem wichtigen Rechtsfall falſche Zeugen angeſtiftet hat." „Dieſer andere Kopf jetzt?" — „Er ſpricht für ſich ſelbſt; es iſt Herodes, wie ähnlich einem ausgezeichneten Offizier in der Armee." — Er ſchloß das Buch, und nahm ein kleines Täfelchen aus einer Schublade. „Dieß iſt das Letzte, was ich Ihnen zeigen will, aber es iſt das Merkwürdigſte von allen. Sehen Sie nur dieſe Pracht des Colorits und dieſen originellen Charakter des Dings!" — „Ich ſehe, ſagte ich, eine nackte Figur mit ſtarkem Körper und kurzem Nacken, mit glühenden Augen, die nach irgend einem Naß verlangen, mit dem wahren Ausdruck eines Mörders; einen Blutbecher in der klauigen Hand, aus dem ſie begierig zu trinken ſcheint. Ich ſah nie eine ſo fremdartige Geſtalt, noch ein ſo ſeltſam glänzendes Colorit, eine Art von gleißendem Grün und Gold, mit prachtvollem Firniß. Aber was in aller Welt ſtellt es vor?" — „Es iſt ein Geiſt; der Geiſt eines Flohs! Die Vergeiſtigung dieſer Creatur!" — Er ſah Dieß alſo in einer Viſion," ſagte ich. — „Ich will Ihnen Alles erzählen. Eines Abends beſuchte ich Blake und fand ihn mehr als gewöhnlich aufgeregt. Er ſagte mir, er habe etwas Wunderbares geſehen, den Geiſt eines Flohs!" Und haben Sie eine Zeichnung von ihm gemacht? fragte ich. „Nein," antwortete er, „ich wünſchte ich hätte es gethan, aber ich werde Dieß nicht verſäumen, wenn er mir wieder erſcheint." Er blickte ernſthaft in einen Winkel des Zimmers und ſagte dann: „Hier iſt er, gebt mir mein Zeug! Ich will ihn feſthalten; da kommt er: die gierige Zunge aus dem Munde leckend, einen Becher in der Hand, um das Blut zu faſſen, und bedeckt mit einer ſchuppigen Haut von Gold und Grün." Und ſo beſchrieb er ihn, während er ihn zeichnete. — Dieſe Erzählungen ſind kaum glaublich, obwohl an der Wahrheit kein Zweifel ſeyn kann.

Ein anderer Freund, zu deſſen Wahrheitsliebe ich das unbedingteſte Vertrauen habe, beſuchte Blake eines Abends und fand ihn damit beſchäftigt, ein Porträt zu zeichnen, wobei er ganz die ängſtliche Eile eines Mannes zeigte, welcher weiß, daß ihm eine ungeduldige Kundſchaft ſitzt; er ſah und zeichnete und zeichnete und ſah, obgleich keine lebende Seele ſichtbar war. „Stören Sie mich nicht," ſagte er halblaut; „ich habe hier Jemand, der mir ſitzt." — „Der Ihnen ſitzt," rief der erſtaunte Gaſt aus, „wo iſt er? und was iſt er? Ich ſehe Niemand." — „Aber ich ſehe ihn, Herr," antwortete Blake ſtolz; „da iſt er, ſein Name iſt Lot — Sie können von ihm in der Schrift leſen. Er ſitzt mir zu ſeinem Porträt."

Wenn Blake ſtets nur mit dieſen Viſionen beſchäftigt geweſen wäre, ſo würde man ihn nicht für einen genialen Künſtler, ſondern für einen Verrückten haben halten müſſen. Aber ſelbſt während er ſich dieſen lächerlichen Einbildungen hingab und Viſionen auf den Wunſch ſeiner Freunde ſah, erdachte, zeichnete und ſtach er eines ſeiner ausgezeichnetſten Werke, die Platten zu dem Buche Job. Er vollendete dieſes Kunſtwerk in einem kleinen Gemach, welches ihm zur Küche, Schlafkammer und Studirſtube diente, wo er keine andere Geſellſchaft hatte, als ſeine treue Katharina und kein größeres Einkommen, als ſiebzehn oder achtzehn Schilling die Woche. Von dieſen Erfindungen, wie der Dichter ſie nannte, ſtellen ein und zwanzig den Mann von Uz dar, wie er mitten unter den Verfolgungen des Teufels, den Vorwürfen ſeiner Freunde und den Beleidigungen ſeines Weibes ſeine Würde behauptet. In ſolchen Dingen zeichnete ſich Blake beſonders aus; die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift zügelte ſeine Einbildungskraft, und er war zu fromm, als daß er in ſeinen Darſtellungen von dem Buchſtaben derſelben abgewichen wäre. Er begleitet die Erzählung Schritt für Schritt, immer einfach, oft erhaben; nie ſeinen Gegenſtand verlaſſend, nie den Text mit dem Uebergewichte ſeiner üppigen Phantaſie überladend."

Wir können uns nicht enthalten, indem wir hier dieſe Mittheilungen aus dem Leben Blakes ſchließen, auf die Uebereinſtimmung, welche ſich zwiſchen dieſen phantaſtiſchen Träumen und den Geiſtererſcheinungen der „Seherin von Prevorſt" zeigt, aufmerkſam zu machen: ohne Zweifel glaubte die Seherin, wie Blake, Dinge zu ſehen, die ſie nicht ſah; und ihre Umgebung wurde durch die Zuverſicht und Gewißheit, mit der ſie dieſe Dinge erzählte, beſtimmt, gleichfalls an ihre Erſcheinungen zu glauben. Von dem Glauben zum Sehen iſt aber nur ein Schritt.

Arteſiſche Brunnen.

Raphael Garrette, ein Kaufmann zu Madrid, hat der ſpaniſchen Regierung den Vorſchlag gemacht, eine Geſellſchaft zur Anlage arteſiſcher Brunnen zu begründen, um die Felder zu bewäſſern und die Städte mit Waſſer zu verſehen. Nach ſeiner Angabe haben wenig Städte in Spanien, Madrid nicht ausgenommen, mehr Waſſer als zwei Dritttheil von dem, was ſie wirklich bedürfen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 103. 13 April 1830.

Europäiſche Expeditionen gegen die Barbaresken.

1) Die Expedition nach Algier unter Karl V, im Jahr 1541.

Barbaroſſa, Dey von Algier, nach Conſtantinopel gerufen, um dem Divan beizuwohnen, und ſeine Meinung über die Angelegenheiten zu geben, die daſelbſt gegen die Chriſtenheit in Anregung waren, ließ Haſſan-Aga, einen Renegaten von der Inſel Sardinien gebürtig, als Statthalter in ſeinem Reiche zurück. Haſſan-Aga hatte einige Zeit in den Kriegen der Chriſten gegen die Türken gedient, und große Kenntniſſe in der Kriegs-Kunſt erlangt, in welcher er ſich im Dienſt von Barbaroſſa noch um Vieles vervollkommnete. Verſchiedne Siege, die er zum Vortheil der Türken zu Waſſer und zu Lande erfocht, und bedeutender Schaden, den er den Spaniern in den ſpaniſchen Meeren zufügte, erwarben ihm bald einen ſolchen Ruf und ſo großes Vertrauen, daß Jeder ihm zu folgen wünſchte, ſo oft er in die See gegen die Chriſten ging; denn immer kehrte er mit Beute beladen zurück.

Dieſer wilde und glückliche Corſar brachte überall Schrecken hin; *vornehmlich* jedoch verheerte er die ſpaniſchen Küſten. Die Uferbewohner flohen zu Tauſenden in die größeren Städte, und flehten um Schutz und Hülfe wider ſo entſetzliches Unheil.

Doch nicht Spanien allein trafen Verwüſtungen des Haſſan-Aga, ſondern, Frankreich ausgenommen, deſſen König Freund und Bundesgenoſſe der Türken war, verbreiteten ſie ſich allenthalben längs des mittelländiſchen Meeres; und die ſonſt ſo bevölkerten Küſten von Sicilien und Neapel waren bald ganz verödet.

Der Kaiſer vernahm die Bitten dieſer unglücklichen Völker, die den beſten Theil ihrer Habe als Steuer zum Kriege gegen die Corſaren boten; ihr Flehen rührete ihn, und um eine größere Anzahl Freiwilliger anzulocken, beſchloß er, dieſer Unternehmung ſelbſt beizuwohnen. Er befahl, in Spanien, Neapel und Sicilien die nöthigen Zurüſtungen zu machen, und ließ durch mehrere Officiere eine Aushebung der Soldaten betreiben, die jedoch in Deutſchland wegen des ungriſchen Krieges nicht bedeutend ausfiel.

Alles ſchien Karl's Vorhaben entgegen zu ſeyn: die beiden Männer, die ſein unbedingtes Vertrauen beſaßen, und von denen er eine ſo hohe Meinung hegte, daß er ſie unfähig nannte, irgend einen Fehler in ihrem Fache zu begehen, Andreas Doria, ſein großer Admiral, und der Marquis de Vaſto, General ſeiner Armeen, die größten Heerführer — der eine zu Lande, der andre auf dem Meere — die man ſeit Jahrhunderten geſehen hatte, trachteten Beide durch Vorſtellungen und Bitten, ihn von dieſer Unternehmung abzubringen. Sie zeigten ihm die Gefahr, in einem Monat (15 September) in die See zu gehen, wo Jeder, der von der Schifffahrt Etwas verſteht, ſich gewöhnlich in die Häfen zurückzieht; Nichts aber vermochte den Kaiſer in ſeinem Vorhaben zu erſchüttern, und ſtatt aller Antwort ſagte er: „Laßt mich einmal als Kaiſer handeln, und erlaubt, daß ich mir ſelbſt genüge.“ Er ging ſofort nach Genua, um ſich mit einem Geſchwader von 36 Galeeren einzuſchiffen, nachdem er den Marquis de Vaſto in ſeine Statthalterſchaft Mailand zurückgeſchickt hatte, überzeugt, daß der König von Frankreich fortan nicht zaudern würde, den Krieg in jene Gegend zu tragen.

Als Karl aus der Schaluppe in die Galeere ſtieg, fiel ihm ſein Hut vom Kopf, worin Doria eine böſe Vorbedeutung ſah. Während mehrerer Stunden hatte er einen günſtigen Wind, der ſich aber den folgenden Morgen bei Tagesanbruch dergeſtalt änderte, daß er, vom Sturm hin und her geſchlagen, vierzehn Tage brauchte, um die Inſel Majorka zu erreichen. Hier fand er die Galeeren von Sicilien, vier von Malta, und 150 andre, auf denen die deutſche, ſpaniſche und italieniſche Infanterie ſich befand. Er mußte in dieſem Hafen länger verweilen, als er geglaubt hatte, und fing ſchon an, wie er ſpäter gegen Doria geſtand, ſeine Hartnäckigkeit zu bereuen; allein er war zu weit gegangen, um noch mit Ehre die Sache aufgeben zu können. Der Admiral Mendazo, dem er befohlen, mit der 200 Fahrzeuge ſtarken ſpaniſchen Flotte bis Ende Septembers einzutreffen, konnte wegen widriger Winde erſt am 17 October einlaufen. Den folgenden Tag lichtete der Kaiſer die Anker, vom beſten Winde begünſtigt, der jedoch den vierten Tag abermals ſo ſchlimm wurde, daß ſein Schiff dem Untergange nahe war; allein der Sturm hielt nicht an, und brachte keinen andern Schaden, als daß er die Geſchwader von einander entfernte, und Diejenigen in Angſt und Schrecken verſetzte, die der See ungewohnt waren. Endlich nachdem die Flotte, die aus 400 Schiffen beſtand,

Digitized by Google

ſich wieder nach und nach geſammelt hatte, fing man an die Truppen auf dem Cap Matiſo an der africaniſchen Küſte auszuſchiffen.

Haſſan-Aga ſah von einem Thurme die Armee, und freute ſich; denn es war in Algier eine alte Mohrin, die durch ihre Zauberkünſte in der Zukunft zu leſen vermochte, und welche, da die Ergebniſſe die Richtigkeit ihrer Prophezeiungen oft bewährt hatten, in großem Anſehen bei den Mauren ſtand. Dieſe Hexe, Baranaga genannt, hatte vor zwei Jahren geſagt, daß der Kaiſer der Chriſten mit großer Macht in dieſe Meere kommen und dort vernichtet werden würde. Barbaroſſa ſelbſt hielt ſie in Ehren, obgleich er ſie, wegen der Unglücksfälle, die ihm im Krieg mit Tunis widerfuhren, und die ſie vorausſagte, hatte tödten laſſen wollen. Da ſie alſo das Böſe vorausgeſehen, zweifelte man nicht, daß ſie ebenfalls das Gute vorausſehen würde. Ob Haſſan-Aga der Wahrſagerin getraut, weiß man nicht; allein er nahm den Schein unbedingten Glaubens an, um den Türken und Arabern mehr Muth einzuflößen.

Nach Ausſchiffung der Armee, die in zwanzig tauſend Mann zu Fuß, aus Deutſchen, Italienern und Spaniern, und ſechs tauſend Pferden beſtand, wurde dieſelbe in drei Corps getheilt, und eine halbe Meile von Algier gelagert. Im erſten Corps, zur Linken, waren die Spanier und bildeten die Vorhut, geführt von Alvaro de Sande, von Don Gonzago, Vice-König von Sicilien, und vom Herzog von Camarino; im Centrum, wo der Kaiſer ſelbſt ſich befand, ſtanden die Deutſchen; und im dritten Corps die Italiener, unter Anführung von Camillo Colonna, von Spinola und von Antonio Doria. Die Mauren und Araber zögerten nicht, ſogleich anzugreifen, und trugen Anfangs einigen Vortheil davon; allein bald wurden ſie kräftig zurückgeſchlagen, und verloren viele Leute.

Ehe man Etwas unternahm, wurde Rath gehalten, und da die Jahrszeit ſchon ſehr vorgerückt war, beſchloſſen, ohne Zeit zu verlieren an die Belagerung von Algier zu gehen. Karl ſchickte daher einen Trompeter an Haſſan-Aga, und ließ ihm ſehr vortheilhafte Bedingungen anbieten, wenn er den Platz übergeben wollte. Allein dieſer antwortete ſpottend, „er hoffe der Kaiſer werde nicht glücklicher ſeyn, als an derſelben Stelle Diego de Vera und Ugo de Moncade geweſen wären.“ Einige Geſchichtſchreiber ſagen, Haſſan-Aga, genau mit der Natur des dortigen Meeres bekannt, habe vorausgeſehen, daß die Winde ſeine mächtigſten und treuſten Vertheidiger ſeyn würden, und deßhalb den Trompeter mit einer höhnenden Antwort zurück geſchickt. Dennoch verſammelte er alle arabiſchen Häuptlinge, ihre Meinung zu hören, und ſie ſtimmten ſämmtlich überein, daß man nur an Mittel zur Vertheidigung zu denken habe.

Der Herzog von Alba fand eine vortheilhafte Stellung, um den Kaiſer gegen die Angriffe der Araber zu ſchützen, die dann und wann von den benachbarten Bergen herabkamen, die Chriſten zu überfallen; doch während man den Befehl ertheilte, die Lebensmittel, die Artillerie und Alles was nöthig war, um die Belagerung anzufangen und auszuführen, ans Land zu ſchaffen, erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, von Regen und einem ſehr kalten NO Wind begleitet, wodurch beſonders die Italiener und Spanier Viel litten. In dem nämlichen Augenblick fielen die Barbaresken über ſie her; denn dieſe ſahen, daß der heftige Regen die Feuerröhren ihrer Feinde nutzlos machte, daher ſie denſelben nun mit Pfeilen und Steinwürfen großen Schaden zufügen konnten.

Mehrere Anführer ſchlugen vor, ſich auf das Meer zu flüchten, und ſich eher einer gefährlichen Rückkehr als einem unnützen Tode Preis zu geben; allein der Kaiſer, ſeine gewohnte Mäßigung vergeſſend, ſagte unwillig: „Entweder nehme ich Algier, oder ich ſterbe vor Algier.“ Die Stadt wurde darauf mit drei Batterien von drei Seiten beſchoſſen. Der anhaltende Regen jedoch hatte den ſandigen Boden ſo verſchlammt, daß die Soldaten einander unterſtützen mußten, um ſich bewegen zu können; unterdeſſen griffen die Mauren und Araber, dieſes Erdreichs gewohnt, drei Abtheilungen Italiener an, und metzelten ſie nieder, worüber den andern gänzlich der Muth ſank.

Gonzago kam eilig an der Spitze der Spanier herbei, um die durch ihren Sieg kühn gewordnen Araber zurückzutreiben; das Glück verließ ſie, und er verfolgte ſie bis an die Thore der Stadt. Bei der Umkehr wurden die Spanier wieder von den Arabern verfolgt; allein die Chriſten machten eine ſchnelle Wendung, und ein fürchterlicher Kampf entſpann ſich, zu dem der Kaiſer, mit 500 Edelleuten, die ihm freiwillig als Garde dienten, ſelbſt hinzu eilte. Er warf ſich in das Treffen, focht wie ein Verzweifelter, und, nicht mehr an Leben noch Reich denkend, brachte er, den Säbel in der Hand, Hülfe da, wo es am Heißeſten herging; den Seinigen, die wie die Löwen kämpften, ſprach er Muth ein, drohte den flüchtigen Italienern, ja tödtete zwei mit eigener Hand; und rief mit heiterem Geſicht den Deutſchen zu: „Kinder, fürchtet nicht die Wuth der Feinde, über die wir den Sieg davontragen werden, denn Ihr kämpft für den Dienſt von Jeſus Chriſtus, für den Ruhm Eurer Nation, und für das Heil und die Ehre der Chriſtenheit.“

Auch ſchlugen ſie ſich tapfer; aber eben, als man auf dem Punkte war, zu ſiegen und die Stadt zu erobern, verfinſterte ſich die Luft, und auf dem Meer erhob ſich ein ſo fürchterlicher Sturm, von Blitz und Donner begleitet, daß in einer halben Stunde 15 Galeeren und 86 Schiffe untergingen, und von der ganzen Schiffsmannſchaft kaum 30 Menſchen entkamen. Dieſer Verluſt war um ſo größer, da die meiſten dieſer Fahrzeuge mit Lebensmitteln beladen waren. — Andreas Doria, der ſchon 50 Jahre auf dem Meere diente, behauptete, ſich eines ſo heftigen und anhaltenden Sturmes nicht entſinnen zu können; Alle ſahen vor ihren Augen ihre Schiffe untergehen, hörten das Geſchrei, den Angſtruf ihrer Gefährten, und konnten ihnen keine Hülfe bringen. Einen traurigen Anblick gewährte es, wie mehr als 500 Pferdeköpfe über das Waſſer emporragten, die mit Mühe ſchwammen, und Boden zu finden hofften.

Das Ufer war mit Leichen bedeckt, theils von den Wellen angeſchwemmt, theils von den Barbaresken getödtet, die keinen Pardon gaben, obgleich Mancher ſie anflehte, ihm das Leben zu laſſen, und ihn als Sklaven wegzuführen; doch die Meiſten zogen den Tod in den Wellen der Sklaverei vor.

Ulloa, deſſen Vater bei dieſer unglücklichen Expedition war,

Digitized by Google

erzählt ein ergreifendes Beiſpiel von der Grauſamkeit der Araber. Sie entdeckten am Ufer eine junge Spanierin, die, nachdem das Schiff, auf dem ſie geweſen, untergegangen, von den Wellen an's Land getragen worden war. Sie war ihrem Liebhaber, Don Antonio Carriero, Anführer eines Geſchwaders von 10 Schiffen, gefolgt, und da er noch wenige Stunden vor dem Ausbruch des Sturmes verſprochen, ſie an's Land zu führen, hatte ſie ihre reichſten Kleider und vieles Geſchmeide angelegt. Beim Anblicke dieſer Koſtbarkeiten und ihrer großen Schönheit, lief ein Barbareske auf ſie zu, dem ſie ſich zu Füßen warf, und ihn um Mitleid flehte; allein der Wüterich ſtieß ſeinen Säbel in ihre Bruſt, und todt niederſtürzend, geſellte ſich der ſchöne Körper zu den vielen ermordeten Glaubensgenoſſen.

Der Kaiſer mußte mit eigenen Augen all dieß Unglück ſehen, und der Himmel weiß, von welch peinlichem Gefühle er durchdrungen war; denn als großer Feldherr liebte er ſeine Soldaten, und wurde auch von ihnen im höchſten Grade geliebt. Andreas Doria war in Schmerz aufgelöſt, als er die meiſten ſeiner Freunde in ſeiner Gegenwart ertrinken oder tödten ſah, ohne daß er ihnen Hülfe zu leiſten vermochte; ja man ſah aus ſeinen Augen Thränen rinnen, beſonders als ſein Neffe Gianettino Doria traurig auf ihn zukam, ſeine Knie umfaßte, und ihm das Wunder erzählte, wodurch er dem fürchterlichen Sturme und der Grauſamkeit der Barbaren entkommen ſey: „Mein Neffe,“ ſagte er, „mußte dieſem Allen ausgeſetzt ſeyn, damit ich auf dem Meere weinen lernte.“

Es gehört zu den ſtaunenswürdigen Ereigniſſen in dem Glücksgeſchick Karls V, daß, obgleich die ganze Welt wußte, daß dieſer bedauernswerthe Verluſt lediglich Folge ſeines Eigenſinns und ſeiner Hartnäckigkeit war, keine Stimme gegen ihn ſich erhob. Er allein hatte auf einer Unternehmung beſtanden, die gegen alle Regeln der Schifffahrt, in einer böſen Jahreszeit und gegen die Meinung Derjenigen vor ſich ging, die ſo weiſe ihn davon abzubringen ſuchten; nur er trug die Schuld an dem Tod von Tauſenden, an dem Verderben von mehr als 160 Schiffen, und Deſſen ungeachtet fand ſich nicht Ein Mann, der das Geringſte zum Nachtheil ſeines ruhmvollen Namens geſagt, oder ſeine Aufführung getadelt hätte.

Als Andreas Doria, den er ſeinen Vater, wie dieſer ihn Sohn nannte, ihn von dieſem Unternehmen abbringen wollte, und ihm vorſtellte, daß ſie alle dabei umkommen würden, antwortete er ſcherzend: „zweiundzwanzig Jahre der Macht für mich, und zweiundachzig Jahre des Lebens für Euch, müſſen einem Vater und einem Sohn genügen, um zufrieden zu ſterben.“ Aber nachdem das Unglück geſchehen, ſagte er mit thränendem Auge: „Lieber Vater, mein Ungehorſam gegen Euch iſt die Schuld an allem Unheil.“

Von den 22 Galeeren, die Doria auf ſeine Koſten ausgerüſtet hatte, gingen 11 unter; dennoch hätte er ſeine Schiffe retten können, wenn er, wie ſo viele Andere, dem Hafen von Metaſuco oder Buſia zugeſteuert wäre; allein ungeachtet ſeiner Kenntniß der unvermeidlichen Gefahr wollte er nicht, daß ſeine Galeeren ſich von der Küſte entfernen ſollten, ſo lange Karl noch auf dem feſten Lande war; und er befahl ſeinem Neffen Gianettino, lieber mit allen Schiffen unterzugehen, als den Kaiſer aus den Augen zu verlieren.

Der Kaiſer zeigte in dieſer Trübſal eine unglaubliche Seelenſtärke; er blieb einen Tag ohne zu eſſen, und weigerte ſich, Nahrung zu nehmen, während ſo viele ſeiner Generale und Soldaten Hunger ſtürben; ein Beiſpiel, das auf die Armee mächtig wirkte, und derſelben Muth in ſo harten Bedrängniſſen einflößte.

Haſſan-Aga ſah von der Höhe des Thurmes dem Sturme zu, ſah, wie ein Theil der Schiffe unterging, und der andere mit gebrochnen Maſten auſſer Stand zu ſteuern war. Er lachte darüber mit ſeinen Heerführern, und erwartete jeden Augenblick, der Kaiſer werde kommen, und demüthig für ſein Leben und das ſeiner Soldaten bitten. Und in der That, welche Hoffnung konnte eine Armee von 15,000 Mann haben, ſich in einem feindlichen Lande ohne Munition, ohne Lebensmittel zu vertheidigen und zu erhalten?

Den folgenden Tag, nachdem der Kaiſer ſich mit Doria beſprochen, deſſen Geſundheit trotz ſeinem vorgerückten Alter allen Beſchwerden und Leiden widerſtanden hatte, wurde die Einſchiffung beſchloſſen. Freilich machte Doria dabei auf zwei Schwierigkeiten aufmerkſam: einerſeits reichte, was von Schiffen übrig geblieben, nicht zur Einſchiffung hin; und dann, ſo kurz die Dauer der Schifffahrt auch ſeyn mochte, mußte der Hunger Aufruhr verurſachen. „Man tödte alle Pferde“, ſagte Karl, „fange mit den meinigen an, und koche ſie; auf dieſe Weiſe wird die Einſchiffung der Mannſchaft erleichtert, und für den Hunger geſorgt.“ Der Kaiſer hatte 150 Pferde von großem Werth, die auf der Stelle getödtet wurden; darauf machten die andern vornehmen Herren, die auch ſehr ſchöne beſaßen, keine Umſtände, ſich demſelben Geſetz zu unterwerfen, ſo hart und unangenehm es auch war.

Die ganze Zeit der Einſchiffung brachte der Kaiſer ſtehend zu, den gezückten Säbel in der Hand, bemüht allen Unordnungen vorzubeugen; denn in der Furcht, daß die Mauren ſie noch überfallen möchten, drängte Alles zu den Schiffen und Jeder wollte der Erſte ſeyn. Aber Nichts ſtörte die Einſchiffung, worüber Karl, der, einer der Letzten, das Land verließ, verwundert ſagte: „Ich habe nicht geglaubt, daß die Barbaren wüßten, man müſſe dem Feinde, der flieht, eine goldene Brücke bauen, wenn man anders unſern Rückzug Flucht nennen kann.“ In der That ließen die Mauren und Araber Alles ruhig im Angeſichte des Hafens von Algier geſchehen, als ob Nichts davon zu ihrer Kenntniß gelangt wäre.

Nach dreiſtündiger ruhiger Schifffahrt erhob ſich ein ſo heftiger Sturm, wie der erſte, welcher die Armee von Neuem zerſtreute, und viele Schiffe zum Untergang brachte. Beſonders ſah der Kaiſer mit tiefem Schmerz ein Fahrzeug untergehen, das 700 Spanier trug, insgeſammt alte Soldaten.

Man konnte von Glück ſagen, daß die Galeere, worauf der Kaiſer ſich befand, mit 15 andern endlich den Hafen von Utika erreichte, wo ſie eine ſpaniſche Garniſon traf. Nachdem ſich der Sturm gelegt, ſteuerte man auf Kartagena zu, von

Digitized by Google

wo Karl ſich nach Occagna begab, um daſelbſt ſeine Töchter und den Prinzen Philipp zu ſehen.

So endigte dieſe unglückliche Expedition, von welcher der Kaiſer zu Alvaro de Saude, ſeinem Vertrauten, ſagte: „Der Himmel hat mich demüthigen wollen, meinen Hochmuth niederdrücken, und mich lehren, nicht ſo viel Vertrauen zu mir ſelbſt zu haben."

Scharfe Trennung der nach Sibirien Verwieſenen von ihren Verwandten.

Unter den in Folge der Ereigniſſe bei der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus nach Sibirien Verwieſenen, befand ſich ein junger Menſch, der einzige männliche Abkömmling einer angeſehenen Familie, Bruder von ſechs Schweſtern. Es war den Verwandten verboten worden, die Verurtheilten noch einmal zu ſehen. Ein Engländer, der ſich damals in Moskau aufhielt, ſuchte dem jungen Mann das Glück zu verſchaffen, von ſeinen Schweſtern troß dem Verbote perſönlich Abſchied zu nehmen. Durch in Petersburg angeſtellte Nachforſchungen hatte er aufs Genaueſte erfahren, welchen Weg die Gefangenen nehmen würden, und bot ſich an, zwei der Schweſtern nach einem O zu begleiten, wo die Schlitten Jener vorbeikommen mußten. Glücklich verſchaffte er ſich für ſeine eigne Perſon und die beiden Damen einen Paß, und verließ Moskau mit denſelben in einer Kabitka. Am beſtimmten Orte erfuhr man zu allgemeiner Freude, daß die Verwieſenen wirklich noch nicht vorübergekommen ſeyen; aber Dieß konnte ſchon in der drauf folgenden Nacht geſchehen, und Verdacht durfte auf keine Weiſe erregt werden. Durch ausgeſchickte Bedienten oder Boten erhielt man bald darauf Kunde, der Schlitten mit dem Bruder ſey ſo eben bei einer Hütte angekommen, die etwa eine Werſte von dem Dorf, wo man ſich befand, entfernt lag, und der die Bedeckung befehligende Sergent habe um Pferde hereingeſchickt, indem ſeine Inſtruktion ihm verbot, in einer Stadt oder auch nur in einem Dorf umſpannen zu laſſen. Die beiden Damen verfügten ſich eilends nach der Hütte, an deren Thür ſie den Sergenten fanden. Durch das kleine Fenſterchen erkannten ſie den Bruder, und dieſer die Schweſtern, aber der Sergent ſtieß den Gefangenen, der ſich der Thür nahen wollte, zurück, und ſtellte ſich als Wache vor dieſelbe. Umſonſt bot man ihm Geld; endlich warf ſich die jüngere Schweſter ihm zu Füßen und umſchlang ſeine Knie, indem ſie ihn bei dem Namen ſeiner Mutter beſchwor, den geliebten Bruder zum letzten Mal ſehen zu dürfen. Dieſen Bitten vermochte der alte Kriegsmann nicht zu widerſtehen; er öffnete die Thür. Kein Augenblick war zu verlieren, denn im Moment konnten die Pferde zurückkommen und mit ihnen die übrigen Soldaten, deren Ausſage dem Sergenten hätte den Kopf koſten können. Jetzt verſuchte auch der Engländer an dem Manne die verführende Kraft der Rubeln; und ihm gelang es denn, jenem das Verſprechen zu entlocken, noch einen künftigen Beſuch zu geſtatten, indem der Schlitten der Schweſtern vor demjenigen der Verwieſenen herfahren ſollte. Wirklich hatte dieſe abermalige Zuſammenkunft auf der nächſten Station Statt. Dort händigte man dem Bruder einen goldnen Ring ein, den er, wenn es ihm einmal möglich würde, Nachrichten von ſich nach Rußland gelangen zu laſſen, dem Ueberbringer derſelben als Zeichen ihrer Wahrhaftigkeit mitgeben ſollte. Mittlerweile kamen aber die, wie das erſte Mal, nach dem nächſten Dorf gegangenen Soldaten mit den Pferden zurück, und Alles wurde entdeckt.

Die beiden Schweſtern kehrten nach Moskau heim; die Verwieſenen kamen in Sibirien an. Ein ſeiner Haft entledigter Verbannter wurde dem Sergenten auf ſeiner Rückreiſe beigegeben. Dieſer war bereits Ueberbringer des Rings, und der Sergent geſtattete ihm, einen kleinen Umweg über Moskau zu machen, um das Anvertraute zu überliefern. Der Bruder verlangte durch dieſen Boten religiöſe Schriften und grüne Brillen; er war durch den Schnee bereits faſt gänzlich blind geworden.

Die Schweſtern waren auf alle Art bedacht, den nach Petersburg geeilten Sergenten reichlich zu belohnen; aber mit dem Augenblick ſeiner dortigen Ankunft hatte ihn die von ſeiner zu milden Polizei benachrichtigte Regierung ſogleich gänzlich verſchwinden laſſen; jede Nachforſchung nach ſeinem Schickſal war vergeblich, obwohl man die Erkundigungen über daſſelbe mehrere Jahre lang, von den angeſehenſten Familien unterſtützt, mit der unermüdetſten Beharrlichkeit fortſetzte.

So ſtrenge ſcheint die Regierung jeden Zuſammenhang der Verwieſenen mit ihren Angehörigen in Rußland aufheben zu wollen.

Der Schildknappe König Wilhelm's.

Auch in den Niederlanden beſitzt Walter Scott denſelben Einfluß, dieſelbe Herrſchaft über den Roman, wie beinahe in dem ganzen übrigen Europa; und wenn die Urtheile niederländiſcher Blätter nicht parteiiſch ſind, ſo wäre er hier durch einen ſeiner Nachahmer, den Verfaſſer des hiſtoriſchen Romans De Schildknaap, iets uit den oulen Tijd (Een orrspronkelijk romantisch Verhaal. Amsterd. 1829. 8.) ſogar übertroffen worden; indem die hiſtoriſche Farbe gewiſſenhafter beobachtet wäre, als in irgend einem Romane des ſchottiſchen Dichters. Der Held, Sicco, iſt der Knappe und Freund Wilhelms II Grafen von Holland, und ſein treuer Begleiter auf ſeinen Reiſen und auf ſeinen Kriegszügen, obgleich der Graf ſeinem Rathe entgegen die päbſtliche Ernennung zum römiſchen König angenommen hat; und er überlebt ihn nur, um nach dem Tode des Fürſten durch die aufrühreriſchen Frieſen auszurufen: „Mußteſt Du ſo umkommen, edler muthiger Held! Nicht wie ein Mann, der das Schwert führen kann, ſondern wie ein Kind, unfähig ſich zu vertheidigen! Mußteſt Du geſchlachtet werden, ohne Nutzen, ohne Ruhm unter Mörderhänden erliegen? O, warum war Dein treuer Sicco nicht bei Dir; er würde Dich gerettet haben, oder mit Dir gefallen ſeyn."

Erziehung durch Reiſen.

Der Graf Alexander de La Borde hat über die Erziehung durch Reiſen geſchrieben, und ſein Gedanke ſchnell Ausführung erhalten. Ein Erzieher hat ſich gemeldet, ſchreibt die Revue de Paris, der den Familien das Anerbieten machte, eine wiſſenſchaftliche Carawane aus jungen Leuten zu errichten, deren Studien nach La Borde's Plan geleitet werden ſollten. Bereits haben ſich die jungen Reiſenden auf den Weg gemacht und Turin, Genua, Florenz beſucht.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 104. 14 April 1830.

Skizzen aus dem türkiſchen Aſien.

2) Erzerum.

Erzerum liegt am Fuß des Taurus, in einer Ebene, welche vom Euphrat durchſchnitten wird, der hier zu Land Kara-Ermak heißt. Die Stadt ſoll von Anatolius, einem griechiſchen Feldherrn, unter der Herrſchaft des jüngern Theodoſius gegründet worden ſeyn. Man trifft daſelbſt zwanzig Moſcheen, deren größte ehedem eine griechiſche Kirche zu St. Stephan war, und vier Thore, das von Tauris, das von Georgien, das von Erſinglan und das Neuthor. In drei Viertelſtunden läßt ſich die Stadt umwandeln. Eine Feſte, genannt Ik-Kale, befindet ſich im Innern; die Griechen nennen dieſe Citadelle Kaly-Kula, nach einer Frau, welche dieſelbe erbaut haben ſoll. Sie iſt von hohen, mit Baſteien flankirten Mauern umgeben, und überdieß noch durch Gräben vertheidigt. In derſelben wohnt der Paſcha. Erzerum iſt die einzige türkiſche Stadt, wo ich eine Thurmuhr fand, die übrigens, trotz aller darauf verwandten Mühe, nicht geht. Die Bevölkerung wird zu 100,000 Seelen angeſchlagen, was nicht übertrieben ſeyn dürfte. Es giebt daſelbſt viele Armenier, einige Katholiken, und keine Griechen. Die Armenier ſtehen unter einem Erzbiſchof, die Katholiken unter einem apoſtoliſchen Vikar, einem ſehr ausgezeichneten Mann, Namens Don Burnas. Derſelbe iſt in Erzerum geboren, kam aber in ſeiner Jugend nach Rom, um dort den Studien obzuliegen, und lernte daſelbſt geläufig Italieniſch und Lateiniſch. Sofort als Miſſionär nach Indien geſchickt, machte er ſich das Engliſche und Hinduſtaniſche zu eigen, ſo daß er zu den in Aſien ſo häufig vorkommenden Perſonen gehört, welche ſieben bis acht Sprachen mit gleicher Fertigkeit reden. Seine Lage iſt nicht ſehr glänzend, obwohl er einen großen Einfluß auf ſeine Gemeinde ausübt; denn die Katholiken in Erzerum leben nicht in ſo günſtigen Verhältniſſen, als wohl ſonſt in der Türkei. Dagegen bewohnt der armeniſche Biſchof ein ſehr ſchönes Kloſter. Ich hatte die Ehre, ihm einen Beſuch zu machen, und fand ihn eben beſchäftigt, einer großen Anzahl Kinder Unterricht zu geben. Die Schule ward in einem großen Gemach gehalten, das nach allgemeinem Gebrauch mit den Bildniſſen des Kaiſers und der Kaiſerin von Rußland geſchmückt war, welche die Schismatiker als ihre eigentlichen Souveräne betrachten.*) Ein großes Cruzifix von Holz befand ſich mitten im Saal, um welches die Kinder in Maſſe herumknieten. Der Lehrer befolgte die im ganzen Land übliche Unterrichtsmethode: er ließ alle zugleich leſen, ohne daß ihm die Fehler entgingen, welche jedes einzelne beging. Die Kinder ſchienen Etwas von dem ernſten Weſen ihrer Eltern an ſich zu haben; man bemerkte Nichts von den Peſſen, von der Lebhaftigkeit, die in unſern Schulen herrſcht. Die Urſache mag in der häuslichen Erziehung liegen. Man macht den jungen Armeniern aus Nichts ein Geheimniß, ſpricht zu ihnen wie zu erwachſenen Leuten, fährt ihnen ſelten durch den Sinn, und mit Ausnahme einiger Ehrfurchts- und Gehorſams-Bezeugungen gegen ihre Eltern, welchen ſie ſich freiwillig unterziehen, ſind ſie beinahe gänzlich Herren ihrer ſelbſt. Die Unterhaltung aber hat im Morgenlande faſt nie einen andern Gegenſtand, als Religion oder Geld; und Vergnügen kennt man kein andres, als die Wolluſt; dieſe jedoch gilt für nichts Unehrenhaftes. Auch ſieht man dort bei jungen Leuten keineswegs die feurigen Leidenſchaften, welche das europäiſche Leben bewegen; und hat auch ihr Daſeyn deßhalb weniger Fülle und Umfang, als das unſrige, ſo finden ſie hiefür vielleicht hinlänglichen Erſatz in der Ruhe, welche ſie bis zum Grab begleitet.

Auf den Unterricht der Mädchen wird weniger Sorgfalt gewendet, als auf denjenigen der Knaben; doch lernen die meiſten ſchreiben und leſen; ſie gehen, bis ins achte oder neunte Jahr, in Eine Schule mit jenen. Die häusliche Erziehung iſt ungefähr dieſelbe, wie beim männlichen Geſchlecht, d. h. man verhehlt ihnen von früheſter Kindheit an Nichts, was einſt zu ihrer Pflicht als Gattin gehören wird. Hieraus entſpringt denn allerdings der Uebelſtand, daß im Geſpräch eine Freiheit herrſcht, von der man ſich wirklich keine Vorſtellung machen kann: die gemeinſten Dirnen in Europa würden ſich der Ausdrücke ſchämen, welche die Frauen in Aſien ganz natürlich finden; allein dabei muß anderſeits bemerkt werden, daß dieſe Zügelloſigkeit bloß in den Worten liegt, und die wirkliche Verſchämtheit durchaus nicht aufhebt. So iſt die Erziehung in der Türkei und Perſien; bei den Chriſten hat ſie durch mehr oder minder häufigen Verkehr mit Europäern denn doch einige Veränderungen erfahren.

*) Im Jahr 1826, vor dem ruſſiſch-türkiſchen Krieg, geſchrieben.

Digitized by Google

Mit Doktor Biechi, einem Piemonteſer, Leibarzt des Paſcha's, machte ich Dieſem einen Beſuch. Galib-Paſcha, der Seraskier von Erzerum und Gouverneur der Provinz, war Reis-Effendi und Groß-Weſir geweſen, und ſtand im Rufe großer Klugheit. Von ihm ſoll der Plan herrühren, den man bei Vernichtung der Janitſcharen befolgte; ſeine ſchwache Leibesbeſchaffenheit hatte ihm die Ausführung ſelbſt nicht erlaubt, für welche man Aga-Paſcha's kräftigen Arm geeigneter fand. Während des Kaiſerreiches war Galib Geſandter des Sultans in Paris geweſen.

Nachdem wir durch mehrere, gänzlich kahle Zimmer und einen dunkeln Corridor gegangen waren, trafen wir Se. Excellenz in einem kleinen, ſorgfältig aber einfach verzierten Gemach. Er trug die gewöhnliche Kleidung eines Türken von Rang, ohne eine Auszeichnung, als einen Diamant von hohem Werth am Finger, ein Geſchenk Napoleons, worauf er Viel zu halten ſchien. Seine Miene hatte etwas Schwermüthiges, was man ſeiner leidenden Geſundheit und der Entfernung von ſeiner Familie, die ſich in Angora aufhält, zuſchrieb. Er war ſehr zart gebaut und ohne einen langen ſchwarzen Bart, der ihm auf die Bruſt herabhing, hätte man ihn für eine Frau halten mögen. Die weiße Farbe des Geſichts und der Hände entſprach eben ſo wenig dem Bild, das man ſich gewöhnlich von einem Fürſten des Morgenlandes macht. Er erzeigte mir nicht die Ehre, mich zum Sitzen einzuladen, aber er that mehrere Fragen mit einer Feinheit und Gewandtheit an mich, die keinem gewöhnlichen Mann zukommen. Ich erwähnte ſeines Aufenthalts in Paris; er gedachte mit Vergnügen der Zuvorkommenheit, mit welcher man ihn dort behandelte; ſagte aber, die unbeſcheidene Neugier der Bewohner, ihre ewige Beweglichkeit hätten ermüdend auf ihn gewirkt, und ihm oft Sehnſucht nach den Ufern des Bosporos und deren ſeliger Ruhe eingeflößt. Er trug kein Bedenken, mich auch von dem Glück, das er in Paris gemacht, zu unterhalten, und wenn er ſeinen Bericht nicht übertrieb, ſo hatte er ſich über die Strenge der europäiſchen Damen keineswegs zu beklagen. Zuletzt verſprach er mir ein „Bouyourdou,“ indem er noch hinzuſetzte: „Da Sie in Perſien geweſen ſind, ſo intereſſiren Sie ſich ohne Zweifel für dieſes Land: vernehmen Sie alſo, daß daſſelbe ſo eben an die Ruſſen den Krieg erklärt hat, und Georgien in dieſem Augenblick von den Perſern beſetzt ſeyn dürfte.“ Wirklich traf drei Tage nachher der engliſche Courier, welcher die Nachricht nach Konſtantinopel zu bringen hatte, in Erzerum ein. Vom Paſcha war unterdeſſen ſchon längſt ein Tatar mit der Botſchaft an die Pforte abgegangen. Aus dieſer Eile blickt die Gleichgültigkeit, deren man die Türken ſo oft beſchuldigt, nicht hervor. Ich habe im Gegentheil bemerkt, daß der Diwan von Allem, was ihn intereſſiren konnte, immer ſehr frühzeitig unterrichtet war.

Nachdem ich dem Paſcha meinen Beſuch abgeſtattet, begab ich mich zu ſeinem Neffen, welchem das Amt des Kiaya oder Stellvertreters zukam. Auch dieſer war in Paris geweſen, hatte aber keinen ſonderlichen Gewinn aus ſeinen Reiſen gezogen. Er war ein großer Lebemann, der nur drei Dinge franzöſiſch zu ſagen wußte: jolie fille, joli garçon, bon vin. Jeden Augenblick ſtreute er dieſe Schätze ſeiner Gelehrſamkeit aus, jedesmal von einem lauten Gelächter begleitet. Einige Zeit nachher jedoch kam mir ſeine Juſtiz zu Gute. Ein Armenier, der auf dem Dach eines Hauſes ſtand, hatte mich geſchmäht und mit Steinen nach mir geworfen. Ich beklagte mich, und der Schuldige ward alsbald ergriffen und vor den Kiaya geführt. „Schurke“ ſagte dieſer, „weißt Du nicht, daß die Franken unter unſerem Schutz ſtehen; daß ſie die Gäſte des Großherrn ſind; daß wir nicht wollen, daß ſie ſich in Konſtantinopel über uns beklagen? Du erhältſt die Baſtonnade.“ — „Ich bin ein Dummkopf, ich bin ein Eſel,“ ſagte der Armenier. „Wie Viel muß ich zahlen, um nicht geſchlagen zu werden?“ — „Bezahlen ſollſt Du noch obendrein, und doch die Hiebe erhalten,“ erwiederte der unerbittliche Kiaya; und ſo geſchah. Der Armenier bekam 250 Hiebe auf die Sohlen, zahlte dem Kiaya 300 Piaſter, und 150 Denen, welche die Mühe gehabt, ihn zu ſchlagen. Dank dieſer Belehrung — nie widerfuhr mir wieder eine Beleidigung, vielmehr flohen die Bewohner, wenn ſie meiner von Weitem anſichtig wurden. Nie verwende ſich Einer im Orient für Diejenigen, die um ſeinetwillen geſtraft werden: man ſchreibt dergleichen Gefühle der Menſchlichkeit dort niemals ehrenhaften Gründen zu, ſondern achtet ſie für Zeichen der Furcht und Schwäche. Wäre ich von meiner Klage abgeſtanden, ſo würden mirs der Kiaya und ſeine Wachen ſchlecht gedankt haben, daß ich ſie um einen für rechtmäßig angeſehenen Gewinn brachte, und gleich den folgenden Tag hätte ich ohne Zweifel neue Beſchwerden vorzubringen gehabt, die jetzt ohne Berückſichtigung geblieben wären.

(Schluß folgt.)

Gemälde aus Mexico.

6. Mexicaniſche Räuber.

(Schluß.)

Noch einmal rief ich jetzt, obwohl mit großer Anſtrengung, um Waſſer. Die Stimme, die mir zum erſten Mal geantwortet, und welche von einem der Poſtillone herkam, erwiederte ſofort: „Ich kann Ihnen nicht helfen; ich bin mit beiden Armen an die Achſe des Rades gebunden. Wir müſſen auf die Soldaten warten. Die Banditen ſind fort; ſie wagten ſich nicht länger aufzuhalten.“

Ich lag mit der Bruſt gerade vor dem hintern Rad, das mir bei der mindeſten Bewegung des Wagens über den Leib gehen mußte. Erſt jetzt ward ich Dieß inne.

„Gott im Himmel!“ rief ich, „wenn die Maulthiere von der Stelle weichen, bin ich zerquetſcht. Kannſt Du mich nicht da unten hervorbringen?“

„Nein; ich kann Ihnen nicht helfen. Seyn Sie ruhig, es iſt keine Gefahr; die Thiere weichen nicht von der Stelle.“

Ich blieb ruhig im gräßlichſten Durſt. Endlich vernahm ich Hufſchlag. Mein Athem wurde freier, mein Herz bebte vor Freude. „O mein theures England, ſo werd ich dich noch einmal ſehen!“ — Aber das Geräuſch verlor ſich wieder, Niemand

Digitized by Google

erſchien. Froſt, Durſt, Schauder, Verzweiflung bemächtigten ſich meiner aufs Neue. Die Abendſchatten wurden länger, umſonſt ſpähten meine Augen nach Hülfe. Ich fühlte die ganze Bitterkeit einer erſt aufgeregten, dann wieder vernichteten Hoffnung. Plötzlich hört' ich abermals Galopp von Pferden, Geſchrei, Musketenſchüſſe. Eine nicht unbedeutende Zahl Soldaten und Indianer ſtürzte unordentlich gegen den Platz, wo wir waren, und eine Kutſche fuhr ſchnell heran.

„Was Teufel iſt da?“ ſchrie der Vorderſte, als er uns bemerkte.

„Was iſt Das? Was iſt Das?“ riefen die Soldaten, indem ſie von den Pferden ſprangen und den Poſtillion und die Frauen losbanden. „Wer ſeyd Ihr? Was iſt geſchehen? Das ſind ohne Zweifel Engländer, Narren die ſich zur Wehr geſetzt, und folglich . . . . .

„Alle den Tod davon getragen haben werden,“ rief ein Andrer. „Hatten ſie viel Geld?“

„Haben ſie einige von den Räubern getödtet?

„Ja.“

„Sie haben einige getödtet! Haben die Kameraden die Todten mitgenommen?“

„Ja.“

Jetzt verſuchte auch ich zu ſprechen. Aber ihr Geſchrei tönte durch einander: „Eine Beute, die ſich gewaſchen hat!“ — „Die Schurken hatten Glück.“ — „O! ſie haben ſie hübſch bezahlt!“ — Gelächter, Fragen, Antworten: „esos Ingleses han peleado como diablos — dieſe Engländer haben ſich wie Teufel gewehrt“ — Lange bemerkten ſie meinen Ruf nicht. Endlich, einen Augenblick der Stille benutzend, forderte ich ihre Hülfe, mich unter dem Gefährth vorzuziehen. Niemand achtete darauf. Noch einmal rief ich, aber wieder ohne Erfolg. Zuletzt fiel mir ein, ein Gebet herzumurmeln, um einen Padre zu bekommen.

„Hollah! da lebt noch Einer, der einen Prieſter verlangt.“

„Unmöglich! alle Engländer ſind Helden!“

„Nein! Ketzer ſind ſie!“

„Ganz recht! Heiden ſind Ketzer!“

Noch einmal rief ich nach einem Prieſter.

„Er muß ein Chriſt ſeyn; wir wollen ihn unter der Kutſche hervorziehen.“

Einige näherten ſich. „Curdato!“ fleht' ich, „ſachte! ſachte! ich bin fürchterlich verwundet.“ Sorgſam hoben ſie mich auf, und trugen mich einige Schritte weit. Ich bat ſie, mich auf den Boden zu legen, und mir Etwas zum Zudecken zu geben, denn es war kalt. Sie wickelten mich in einen Mantel und trugen mich unter eine Fichte, an deren Stamm ſie mich mit dem Rücken anlehnten. Mein Kopf ſank gegen meine Bruſt; ich bat mir denſelben zu halten, denn er benahm mir den Athem. Um Gottes willen forderte ich Waſſer, Keiner hatte; aber Einige gingen in den Wald, ob ſie etwa dort eine Quelle fänden.

Ich konnte jetzt gegen die Kutſche hinblicken, welche die Soldaten zur Bedeckung benutzt hatte, und worin mehrere Frauen ſaßen. Sie ſagten mir, es ſeyen die Damen G . . . . . Dieſe weinten, und glaubten uns alle todt. Ein Soldat trat zum Kutſchenſchlag und ſagte, daß einer der Engländer noch lebe, und einen Prieſter verlange.

„Das wird der arme Santjago ſeyn!“ riefen ſie, und ſich gegen einen Geiſtlichen in ihrer Geſellſchaft wendend: „Um Gott! gehen Sie und ſehen ein Wenig, was noch für ihn zu thun iſt, Senor!“

„Ich kann nicht,“ erwiederte der Prieſter, und wich nicht von der Stelle.

„Wir wollen ihn in die Kutſche nehmen, und nach Acajeta zurück bringen,“ ſagten die Damen.

„Das geht nicht,“ erwiederten die Soldaten; „er darf nicht vom Fleck bis der Alcade kommt und ſeine Anordnungen trifft.“

Die Indianer unter dem Haufen drangen noch einmal in den Padre. „Da der Engländer ein Chriſt ſey, ſo müſſe man ihn auch beichten laſſen“ meinten ſie. Glücklicher Weiſe für mich verſtand ſich der Padre nicht dazu, und gleich darauf fuhren die Damen, da ſie ſahen, wie ſie mir keine Hülfe zu leiſten vermochten, weiter. Eine Indianerin aber kam aus dem Wald, und brachte mir etwas Waſſer in einer Kürbisflaſche. Sie kniete zu mir nieder, hielt das Gefäß an meinen Mund und ſagte: „Trinke, armer Mann, hier iſt Waſſer.“

Ich trank in langen Zügen, vom zitternden Athem unterbrochen. Ohne Kühlung floß das Waſſer in meine Kehle; es war als würden ein Paar Tropfen auf ein glühendes Eiſen geſprengt. Ich leerte die Flaſche, und verlangte Mehr. Die Frau ſagte, es ſey weiter Nichts da.

„O um Gottes Barmherzigkeit willen, ſo haltet nur die Flaſche an meine Lippe! nur einen Tropfen Waſſer, nur einen einzigen.“ Ich drückte den Mund feſt an den Kürbis; aber ſchon war dieſer ganz trocken geleckt, und krampfhaft wandte ich mich wieder ab. Nur Solche, die auf dem Schlachtfeld verwundet dort kein Waſſer bekamen, werden die ganze Qual dieſes verzehrenden, entſetzlichen Durſtes begreifen.

Endlich langte der Alcade an und ſtieg eilends vom Pferd. „Wohin ſind die Räuber geflohen?“ fragte er. „Schnell; ihnen nach!“ — „Es iſt zu ſpät,“ antwortete der eine Poſtillon; „ſie ſind ſchon lange fort.“

„Welchen Weg haben ſie genommen?“

„Ueber's Gebirg; aber Das ging in geſtrecktem Galopp; man bekommt ſie jetzt nicht mehr.“

„Ein Theil der Soldaten ſoll ihnen nachſetzen“ ſagte der Alcade, und fragte dann, Wer wir ſeyen. Auf die Antwort, daß wir Engländer wären und Einer der Reiſenden noch lebe, kam er auf mich zu: „Wo ſind Sie verwundet?“ hub er an.

„Ueberall! Todos el cuerpo.“

„Tiene Vm. balanzos?“ (Haben Sie Kugeln im Leib?)

„Ja, mein Herr, eine Kugel! Hauptſächlich aber bin ich mit dem Dolch grauſam verwundet worden, und verliere viel Blut durch den Rücken.“

Meine Augen fielen auf meine Hand, die voll geronnenen Blutes und entſetzlich geſchwollen war. „Die wird man abſchneiden müſſen,“ ſagt' ich gelaſſen.

„Ich hoffe nicht,“ entgegnete der Alcade. „Sie müſſen

Digitized by Google

ſich noch etwas anſtrengen, und Muth faſſen, während ich das Zeugenverhör vornehme, und die Sache aufzeichne."

„Unterdeſſen aber werd ich mich verbluten!" ſagte ich mit flehender Stimme. „Kann man mich nicht ins nächſte Dorf bringen?"

„Nicht doch! nicht doch; Sie verbluten ſich nicht; es iſt kalt, das Blut gerinnt auf den Wunden. Ich muß thun, was meines Amtes iſt. Paciencia für eine Minute! He da! ſorgt für den Engländer, und Ihr Andern, laßt Euern Bericht hören, daß ich ihn niederſchreibe."

Ich ſah die letzten Stralen der Sonne um einen Buſch der Acacia mimoſa ſchimmern. Dort trugen Sie mich, auf meine Bitte, hin — zwei Indianer ſetzten ſich zu mir und hielten mich in ihren Armen. Von da aus konnt' ich die ganze Umgebung überblicken. Die Sonne ſank in der klaren, hellen, kalten Luft, hinter den hohen vulkaniſchen Bergen Pueblas hinab; der untere Theil der glühenden Scheibe ſchien auf dem ſchneeigen Gipfel des Gebirgs zu ruhen, und die letzten Stralen leuchteten auf den Wald von Pinal.

Von neu erwachender Hoffnung geſtärkt, ſah ich, wie der Poſtillon die Kutſche zurecht machte, Riemen und Stränge von Neuem knüpfte. Der Alcade hatte das Verhör geendigt; ſo trugen mich denn endlich die Indianer nach dem Wagen zu. Noch einmal drohten mir die Sinne zu ſchwinden; ich vermochte nicht zu ſprechen. Feſt ſah ich meinen Trägern ins Geſicht. Sie verſtanden mich, und hielten eine Minute lang an. Sofort, als ich mich wieder etwas erholt hatte, legten ſie mich der Länge nach in die Kutſche, und fuhren nach Acajete.

Paul Heermans Erinnerungen.

Paul Heermans, aus einer angeſehenen Familie in Nordbrabant, beginnt ſeine militäriſche Laufbahn bei Gelegenheit der holländiſchen Unruhen im J. 1787, als Lieutenant in dem Corps des Rheingrafen von Salm, entweicht bei dem Einfalle der Preußen nach Frankreich, nimmt darauf Theil an dem Aufſtande der brabantiſchen Patrioten gegen Kaiſer Joſeph II, dient nach der Unterdrückung dieſes Aufſtandes in dem franzöſiſchen republikaniſchen Heere und macht als Adjutant der Generale Dumouriez und Valence die Feldzüge von 1792 und 1793 mit. Er gehört zu den Offizieren, die den franzöſiſchen Kriegsminiſter Bournonville, nebſt vier Repräſentanten des Nationalconvents, auf Dumouriez Befehl an die Oeſterreicher auslieferten und darauf mit dieſem General zu dem Feinde übergingen. Längere Zeit bringt er darauf, unter den übrigen franzöſiſchen Emigranten, zu Conſtanz am Bodenſee zu, bis ihm mit ſeinen Schickſalsgenoſſen Temeswar in Ungern zur Garniſon angewieſen wird. Auch hier bleibt er mehrere Jahre, verläßt indeſſen ſpäter die franzöſiſchen Emigranten und tritt in ungriſche Dienſte, aus denen er im Jahre 1815 ſeinen Abſchied nimmt, um in das Vaterland zurückzukehren. Dieß iſt der Inhalt der **Herinneringen uit den Brabandschen Oorlog, de eerste Veldtogten van Dumouries, een meerjarig verblyf te Konstanz en in Hungarije, van Paul Heermans (Te Leiden, 1829. 8.).** Der Mann, der nach einem langen wechſelvollen Leben als Greis ausruft: „Leſer, willſt Du einen glücklichen Lebenslauf haben, ſo thue nicht ſo wie ich!", hat wohl das Recht zu erwarten, daß wir einen Augenblick verweilen, ihn anzuhören; überdieß beſitzt Heermans die Gabe, Alles, was er erlebt, geſehen und verrichtet hat, auf eine lebendige unterhaltende Weiſe zu erzählen; und wenn wir auch über den Gang der Ereigniſſe im Großen während der verhängnißvollen Periode, in welche ſeine Thätigkeit fällt, durch ihn nichts Neues erfahren, ſo kann es uns doch nicht unangenehm ſeyn, die Dinge einmal zu betrachten, wie ſie einem verſtändigen und beſonders einem glaubwürdigen Zeugen in den unteren Kreiſen der Geſellſchaft erſchienen. Ehrenvoll für Ungern ſind die Worte, mit welchen er von dieſem gaſtfreien Lande Abſchied nimmt: „Der Gedanke, Ungern für immer zu verlaſſen, hatte etwas Schmerzliches für mich, das ich dem Leſer, welcher niemals da geweſen iſt, unmöglich mittheilen kann. Ganz eigenthümlich iſt das Gefühl, welches ſich Aller bemeiſtert, die einmal in dieſem Lande lebten und in der Ferne noch einen Blick darauf zurückwerfen. Allen kann es nur ſchmerzlich ſeyn, daß ſie nicht mehr da ſind."

Mediciniſcher Kannibalismus.

China iſt von Grauſamkeiten, die unmittelbar aus religiöſem Aberglauben entſpringen, ziemlich frei; es giebt daſelbſt Nichts, was man mit den indiſchen Sutti's vergleichen könnte; daß man den Kindermord für erlaubt hält, davon liegt der Grund nicht in der Religion des Volks ſondern in den herrſchenden politiſchen und moraliſchen Grundſätzen, wornach der Sohn kein Recht hat an die Tafel ſeines Vaters. Aber China hat Menſchenfreſſer, d. h. es giebt Chineſen, welche wegen mediciniſcher Zwecke verſchiedene Theile des menſchlichen Körpers verzehren. Vor drei Jahren, erzählt das Canton-Regiſter vom 2 Mai vor. J., wurde in Macao ein Knabe ermordet, weil der Mörder glaubte, daß eine Portion Menſchenfleiſch einen ſterbenden Mann herſtellen könnte; und vor einigen Tagen bot ein Scharfrichter von einem Mann, den er in Stücken gehauen hatte, die Galle zum Verkauf aus, um Reiskörner, täglich in beſtimmter Anzahl zu eſſen, darin einzutunken. Ein Blick in den Criminalcodex lehrt einen frühern Fall kennen, wo ein Mann aus dem Bezirk Haong Schan, Namens Liu, hingerichtet wurde, weil er um 120 Silbertaels Jemanden eine Portion menſchliche Galle verſchafft hatte; und im Jahr 1811 kam in Tſchi-Kiang ein Mann, Namens Tſchang, in Unterſuchung, der im Lauf von 16 Jahren den Tod von eilf Mädchen verurſacht zu haben geſtändig war, und zwar bloß deßwegen, weil er wähnte, wenn man gewiſſe Flüſſigkeiten trinke, könne man ſich Kraft und langes Leben geben. Das zwölfte Opfer ſeines Kannibalismus entwiſchte, um gegen ihn zu zeugen; und der Verbrecher, „ein Menſch von Geſtalt, aber ein Ungeheuer von Natur," wie der officielle Bericht ſich über ihn ausdrückte, erlitt einen ſchmählichen langſamen Tod. Er war damals 70 Jahre alt; 16 Familien, die ſein entſetzlicher Hang in Trauer verſetzt hatte, wurden aufgefordert, der Hinrichtung, als er in Stücke gehauen wurde, beizuwohnen. Man muß wiſſen, daß in China das Volk die Quantität der Galle und des Muths in einem genauen Verhältniß zu einander denkt; der Kühne hat eine Maſſe von Galle, dem Furchtſamen fehlt ſie ganz und gar, und bei einem Hingerichteten findet man um ſo mehr Galle, je furchtloſer er geſtorben: ſagen, Jemand habe keine Galle, heißt ſo viel, als er habe keinen Muth, und ein Großſprecher entſchuldigt ſeine Feigheit etwa mit der Frage, ob man meine, er habe eine Gallenblaſe wie ein Faß. Daraus folgt, daß man ſeine Galle vermehren kann, wenn man die Galle ſeines Mitgeſchöpfs ißt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 105. 15 April 1830.

Leben und Meinungen des berühmten engliſchen Pfarrers Dr. Parr.

(Fortſetzung.)

In Colcheſter blieb Parr nicht lange; aber er erwarb ſich hier ſchätzbare Freunde und in dieſe Zeit fällt ſein erſter Verſuch als politiſcher Schriftſteller. Der Krieg des Mutterlandes mit den americaniſchen Colonien erfüllte ſeine Seele mit Unwillen; er nennt ihn einen Krieg des Königs und der Nation, mißbilligt jedoch die Urſache und den Zweck. Die Gelegenheit, bei welcher Parr förmlich ſein politiſches Glaubensbekenntniß ablegte, ergab ſich einige Jahre ſpäter bei einer Ausgabe von Bellendenus, zu welcher er die Vorrede verfaßte. Unter den verſchiedenen Werken dieſes gelehrten Schotten (aus denen Middleton einen großen Theil ſeiner Materialien zu Ciceros Leben ſchöpfte, ob er gleich davon keine Erwähnung thut) befand ſich eine Diſſertation de tribus luminibus Romanorum. Eines von dieſen Lichtern war Cicero; die beiden andern — wovon man vielleicht den Grund weniger einſieht — Seneca und der ältere Plinius. Dieſe Porträte durch den modernen Gegenſatz zu ergänzen, fügte der Herausgeber eine Abhandlung über die drei großen Lichter Britanniens bei — Lord North (den er von der Schuld, an den Maßregeln Theil genommen zu haben, welche den americaniſchen Krieg herbeiführten, frei ſprach), Fox und Burke. Damals zog Parr das Schwert gegen die Pittianer und warf die Scheide von ſich, und der Whigismus, welchem er fortan mit unverbrüchlicher Treue anhing, iſt als die einzige Urſache zu betrachten, die ihn hinderte, die höchſten Kirchenſtufen zu erſteigen. Hätte ſich Fox im Miniſterium behauptet, ſo hätte Parr höchſt wahrſcheinlich auf dem kanoniſchen Stuhle bei der St. Pauls Kirche Platz genommen. Die kräftige und zugleich anmuthvolle Manier, in welcher Parr das Bild dieſer drei Staatsmänner entwarf, der derb plebejiſche Witz, mit welchem er ſeine und ihre Gegner ohne Rückſicht des Rangs und des Standes geißelte, die Fülle von Gelehrſamkeit, die er über ſeinen Gegenſtand verbreitete, namentlich die äußerſt treffende, faſt epigrammatiſche Weiſe, wie er ſeine endloſen Citaten (Citiren war, wie er ſagte, ſein Beruf), in den natürlichen Gang ſeiner Gedanken verwob — dieß Alles begründete ſeinen Ruf als geiſtreicher Politiker. Mag ihm auch die Gegenpartei ſeine leidenſchaftliche Bitterkeit vorwerfen — ſein ganzes Leben zeugt wenigſtens für die Redlichkeit ſeiner Geſinnung und wir glauben gerne ſeinen Verſicherungen, wenn er in ſeinem hohen Alter von ſich ſchreibt: „Nie habe ich die Privatpflicht der Freundſchaft, nie die öffentliche Pflicht des Bürgers verletzt; ich war weder der Sklave eines Gönners, noch der Packeſel einer Partei. Rückſichtslos habe ich mir meine politiſche Meinung gebildet, und ohne Rückſicht auf perſönliche Vortheile habe ich ihr gemäß gehandelt.“

Um dieſe Zeit predigte er oft, manchmal ex tempore, immer mit großem Beifall. Im Frühjahre 1778 bewogen ihn Armuth und Ungemach ſich um die erſte Lehrersſtelle an der lateiniſchen Schule zu Norwich zu bewerben, die er leicht erhielt; aber ſeine finanzielle Lage verbeſſerte er nur wenig. Unter den Opfern, die er ſeinen Bedürfniſſen brachte, ſchmerzte ihn keines ſo ſehr, als der Verkauf von Stephani thesaurus linguae graecae. Drei mit philoſophiſchem Geiſte und in meiſterhafter Sprache geſchriebene Predigten erſchienen hier von ihm im Drucke und im Jahre 1781 beehrte ihn die Univerſität Cambridge als einen ihrer würdigſten Söhne mit dem Grade eines Doctors der Rechte. Er hielt zwei lateiniſche Vorträge, in welchen er „eine Stärke der Urtheilskraft und eine Macht der Beredſamkeit, eine Gründlichkeit in der Kenntniß der Rechtsgeſchichte und eine Klarheit in der Auffaſſung der Rechtsgrundſätze an den Tag legte, daß die ganze Verſammlung ihm mit geſpannter und freudiger Aufmerkſamkeit zuhörte.“ In den darauf folgenden öffentlichen Disputationen bezauberte er ſeine gelehrten Zuhörer durch ſeinen fließenden und eleganten lateiniſchen Stil, ſeinen Scharfſinn, und ſeine dialektiſche Gewandtheit. Bald nachher verſchaffte ihm die Mutter eines ſeiner Schüler aus Dankbarkeit für die ihrem Sohne geleiſteten Dienſte die Pfarrei zu Hatton, die 100 Pf. St. des Jahres eintrug.

In dieſe Periode gehören zwei Briefe von Sir William Jones, wovon der eine wahrhaft goldene Worte enthält: „Du ſprichſt“, ſchreibt ihm der berühmte Orientaliſt, „gut von Deinem Decan, doch vernahm ich, daß Du mit ihm in einer Controverſe begriffen ſeyeſt; oh! mein Freund, denke an Newton und mache es wie er, der ſich auch einmal in einen philoſophiſchen Streit einließ, denſelben aber bald wieder aufgab, da er fand, wie er

Digitized by Google

ſagte, daß er den Frieden ſeiner Seele um einen Schatten fahren ließ. Gewiß kannſt Du die vierzig oder fünfzig Jahre, die Dir beſchert ſeyn mögen, heiterer durchleben und löblicher und nützlicher anwenden bei dem Genuſſe der alten Dichtkunſt und Beredſamkeit, der Betrachtung von Gottes Werken und Gottes Wegen und der ehrenvollen Aufgabe, Knaben zu gelehrten und tugendhaften Männern zu bilden, als wenn Du Dich in eiteln theologiſchen Fehden zerarbeiteſt, oder in den dunkeln Minen und Gegenminen einer trügeriſchen Metaphyſik umherirrſt.“

Der zweite Brief berührt einen minder wichtigen Gegenſtand, iſt aber inſofern von Bedeutung, als er die Anſicht eines berühmten Gelehrten über eine bekannte Erbſünde der Gelehrten ausdrückt. „Du willſt mir eine Abſchrift von einem Aufſatze ſchicken, und rechneſt wie billig auf meine aufrichtige und wohlwollende Geſinnung; aber, um aller Muſen willen, laß ihn mit leſerlicher Hand geſchrieben ſeyn — denn ich muß es Dir nur geradezu ſagen, Deine engliſchen und lateiniſchen Charaktere ſind ſo übel geformt, daß es mir unendlich mühſam iſt, Deine Briefe zu leſen, und daß ich alle Hoffnung aufgegeben habe, manche von ihnen zu entziffern. Dein Griechiſch iſt vollends unleſerlich und eine wahre Algebra; und die trefflichen Bemerkungen, die Du in meinen Iſäus gekritzelt haſt, haben meinem Kopfe und meinen Augen Mehr zu ſchaffen gemacht, als die ganze Ueberſetzung. Eine halbe Stunde des Tags wäre doch nicht zu viel Zeit, um Deine Charaktere etwas beſſer auszuprägen, und damit würdeſt Du Deinem Freunde viermal ſo viel Zeit erſparen. Ich ſpreche mit der Offenheit, die Du liebſt; entweder kannſt Du beſſer ſchreiben, oder Du kannſt es nicht; kannſt Du es, ſo ſollteſt Du auch beſſer ſchreiben; kannſt Du es nicht, ſo ſollteſt Du es lernen.“ Kaum konnte die Schreiberei des großen Eroberers Napoleon, von der uns Bourrienne erzählt, ſchlimmer ſeyn, als die des großen Kritikers Parr. Ein anderer ſeiner Correſpondenten ſchreibt ihm: „Sie glauben nicht, welche Laſt Sie von meinen Schultern genommen haben, dadurch, daß Sie ſich eines Sekretärs bedienen. Denn ſeit mir ein Stein aus Roſette und ein Ziegel aus Babylon zugekommen iſt, kam ich nie in größere Verlegenheit. Ihre Schrift iſt myſteriöſer als der erſtere und unerklärlicher, als der letztere.“ Er ſelbſt nennt ſie ein vielköpfiges, vielhändiges und vielfüßiges Ungeheuer, das zu einem unbekannten Geſchlecht gehören müſſe, und für das alle Buchdrucker, Buchhändler und Preßteufel gerne ihr Gebet vereinigen würden, damit es ſich nicht fortpflanze. Manche vielleicht ſehr werthvolle Aufſätze von ſeiner Hand warten deßwegen noch auf einen Champollion, der ſie entziffert, und wenn dieſer nicht erſcheint, ſo gehen ſie der Welt verloren. „Oft“, ſagt Parr, der die Folgen dieſes Uebelſtandes wohl einſah, „oft ärgerte ich mich über meine verkehrte, aber frühzeitige Vernachläſſigung einer Fertigkeit, deren Nutzen ſchon ein alter Kritiker anerkennt: Non est aliena res, quae fere ab honestis negligi solet, cura bene et velociter scribendi! Ich hoffe jedoch, meine Schüler von dieſer knabenhaften Läſſigkeit oder kleinlichen Eitelkeit zu heilen, wenn ich ſie erinnere, daß Fox durch die Deutlichkeit und Feſtigkeit, Porſon durch die Correktheit und Eleganz, Sir William Jones durch die Leichtigkeit und Anmuth der Formen ſeiner Schrift ſich auszeichnete.“ Hatte Parr eine wichtige Arbeit auszuführen, ſo verließ er ſich auf den Beiſtand ſeiner Schüler und Freunde; aber hätte er ſelbſt leſerlich geſchrieben, ſo hätte er wahrſcheinlich irgend ein großes Werk zu Ende gebracht. Er konnte ohne Anſtand zwei Sekretären zumal diktiren; doch ging es immer nicht ſo ſchnell, als wenn er ſeine eignen Finger gebrauchte.

Die Predigten, welche er herausgab, hatten, ſo bewunderungswürdig ſie nach Anlage, Sprache und Gedanken genannt werden konnten, in der Regel den Fehler, den er in der Vorrede von einer derſelben, die ſich über ſiebenzig Quartſeiten ausdehnte, ſelbſt eingeſteht, ohne ihn entſchuldigen zu wollen, daß ſie etwas zu lang waren. Die ſchöne Rede über Erziehung, die er in Norwich hielt, iſt eine umfaſſende philoſophiſch-praktiſche Abhandlung, mehr ein Kabinets- als ein Kanzelſtück. „In Perſonen“, heißt es darin unter Anderem, „die in der Achtung für ihre religiöſen und geſellſchaftlichen Pflichten treu und redlich erzogen worden ſind, bemächtigt ſich bei Zeiten das Gefühl der Zügel der Vernunft, und die Leidenſchaft vermag nicht gegen die Gebote des Gewiſſens anzukämpfen; unſere beſſern Entſchließungen gedeihen ohne ängſtliches Beſinnen und unſere beſten Thaten geſchehen ohne peinliche Anſtrengung. Der gute Same einer früh genoſſenen Erziehung, obgleich unterdrückt, kann nicht leicht vertilgt werden. Die Blüten werden wohl zum Theil abgeſtreift, aber der geſunde Boden bleibt. Schon die erſten Schritte, welche der Tugendhafterzogene auf der Bahn des Laſters thut, erregen in ihm eine Beſchämung und eine Angſt, welcher der Rohaufgewachſene vollkommen unzugänglich iſt. Eine weiſe und tugendhafte Erziehung verleiht unſrer Kindheit jene holde Unbefangenheit und Unſchuld, deren Erſcheinung dem frommen Beſchauer ſo wohl thut, und ſelbſt in dem verwilderten Herzen Momente beſſerer Rührung erweckt. Dem Jüngling flößt ſie den feinen Sinn für's Rechte ein, der ſich von der Thorheit mit Stolz, von dem Laſter mit Abſcheu wegwendet, und zugleich erfüllt ſie ſeinen Geiſt mit jener unermüdlichen Kraft des Strebens, die gegen jede Schwierigkeit ankämpft, gegen jede Gefahr obſiegt. Den Mann zeichnet ſie durch eine Feſtigkeit und einen Adel des Denkens aus, der ihn von einer Stufe der Sittlichkeit zur andern erhebt, der ihn bei der geringſten Abweichung vom Pfade der Wahrheit ſtutzen macht, der ihn antreibt, durch entſchloſſene und augenblickliche Anſtrengung ſeines ganzen Weſens die verlorene Haltung wieder zu gewinnen. Ihr hauptſächlich verdanken wir endlich, was den Schlußſtein und die Krone eines wohlangewendeten Lebens bildet — ein glückliches Alter — gegründet auf jenen Frieden des Gemüths, welchen die Welt weder geben noch nehmen kann; auf jene innige Liebe zur Tugend, die uns eine reine und unverſiegbare Quelle der Luſt in dem Bewußtſeyn Deſſen eröffnet, was wir an unſern Kindern und Freunden, was wir an den Menſchen überhaupt Gutes gewirkt haben, ſo daß wir getroſt zurückblicken mögen auf die Tage, die nicht mehr ſind, und die nicht wiederkehren, und ohne Furcht und Bangen vorwärts ſchreiten jener unbekannten Welt zu, die uns bald in ihren Schoß

Digitized by Google

aufnimmt. Wenig und einfach ſind die Ueberzeugungen, die wir für unſer Heil nothwendig achten müſſen, und um ſie zu erkennen, bedarf es keiner ſpitzfindigen Streitfragen, die den Verſtand verwirren und die Leidenſchaften entzünden, worin nur der bigotte Dogmatiker und der dogmatiſche Schwärmer ſich gefallen, die gerne mit rechthaberiſcher Zuverſicht aburtheilen, womit aber der Gottesgelehrte, der kein Pedant, und der Fromme, der kein Fanatiker iſt, ſich nicht befaſſen, da ſie, wo ſie auch in Meinungen von einander abweichen, doch der gegenſeitigen Achtung und der gegenſeitigen Schonung nicht ermangeln. Ich wollte, alle unſre jungen Söhne wären in Gefühlen der wärmſten Anhänglichkeit und der tiefſten Verehrung für die Kirche unſers freien und aufgeklärten Vaterlandes erzogen; ich wollte, ich könnte ſie überzeugen, daß man nur ernſtlich ſuchen muß, um in *all* den verſchiedenen Formen des Chriſtenthums wenigſtens einige geſunde Grundſätze und gewiß viele würdige Männer zu entdecken; ich könnte ihnen ſagen, daß die Religion, welche der Weiſe und Rechtſchaffene in ſich trägt, doch immer reiner und vollkommener ſeyn wird, als irgend eine Formel ſie äußerlich darzuſtellen vermag; daß in Gegenſtänden von höchſter und unangefochtener Bedeutung eine größere Uebereinſtimmung Statt findet, als man ſich vielleicht einbildet, und dagegen die Abweichung in Gegenſtänden von zweifelhafter Beweisbarkeit oder untergeordneter Wichtigkeit mehr ſcheinbar als wirklich iſt, und oft mehr von übertriebener Eitelkeit ... r Hitze ſtreitbarer Theologen, als von einem Mangel an Scharfſinn oder Aufrichtigkeit von Seiten der Forſcher herrührt."

Wahrlich eine freiſinnige Sprache, deren man ſich aus dem Munde des Dieners einer Staatskirche kaum verſieht. Aber Parr wußte zwiſchen Religion und Kirchenthum (churchianity) wohl zu unterſcheiden; Geiſt, Gelehrſamkeit, Wohlwollen erkannte er an, wo er ſie traf bei Wiedertäufern, Materialiſten oder Torries; er ſcheute ſich nicht die Geſellſchaft der Diſſenters zu beſuchen, und pflegte zu ſeinen Nicht-Mitbrüdern, wie er ſie nannte, zu ſagen: „Laßt uns mit einander eſſen und trinken und lachen und fröhlich ſeyn, und dann gehen und knurren und uns beiſſen, wenn wir können." Als Wyndham und Burke dem Whighismus abtrünnig wurden, bewahrte er dieſelbe Freundſchaft und Bewunderung für ſie, wie zuvor, und mit Johnſon und dem jungen Pitt ſtand er in einem faſt eben ſo freundſchaftlichen Umgange, als mit Mac Intosh und Fox. Wie viele Mißverſtändniſſe und Vorurtheile mußten beſeitigt werden, wenn Männer verſchiedener Bekenntniſſe in Religion oder Politik es häufiger über ſich gewännen, einen freien Verkehr, welcher von ſelbſt den Austauſch der Meinungen herbeiführt, mit einander zu unterhalten!

Um aber wieder auf Parr's Predigten zu kommen, ſo müſſen wir noch einer Faſtenpredigt erwähnen, die er gleichfalls zu Norwich hielt und herausgab, und die auſſerordentlich ſtark geleſen wurde. Man kann ſie als einen Codex der öffentlichen Sittenlehre bezeichnen, wie ihn Philoſophie, Patriotismus und Beredſamkeit eingaben: Parr handelt darin von dem Einfluſſe des Luxus auf die Staaten; der Abhängigkeit des öffentlichen Wohls von der Unverdorbenheit des Privatlebens; der Einwirkung der Vorſehung auf die Schickſale der Nationen; den Regierungen als den Mitteln, deren ſich die Gottheit bedient, ein gottloſes Volk zu züchtigen und ein gerechtes Volk zu belohnen. Von allen ſeinen Predigten und Vorträgen gilt die Bemerkung, daß er manchmal etwas in Declamation verfällt, daß aber, wo Dieß geſchieht, es eine Declamation iſt, welche durch ein richtiges Gefühl geleitet und durch eine elegante Sprache beſeelt, die Fantaſie erhebt, das Herz rührt und den Verſtand befriedigt.

(Fortſetzung folgt.)

Carne's Erinnerungen aus dem Orient.

Den zahlreichen Freunden, welche auch in Deutſchland Carne's Letters from the East gefunden haben, wird die Fortſetzung dieſes Werkes, welche ſo eben unter dem Titel „Recollections of Travels in the East, by John Carne" (Lond. 1830. 8.) erſchienen iſt, eine angenehme Ueberraſchung verurſachen; wenn gleich der Boden, den wir dießmal beſuchen — Syrien und Paläſtina — ein neuerer Zeit vielfach beſchriebner iſt, ſo wird doch gewiß gern Jeder, auch wer Chateaubriand eben aus der Hand legt, noch einmal hören, was der anſpruchloſe Carne hier geſehen hat. Wie angenehm lieſt ſich nicht ſelbſt die folgende Beſchreibung einer in der Wirklichkeit wohl eben nicht ſehr angenehmen Scene vom Berge Carmel:

„Es iſt eine der unglücklichen Eigenheiten dieſes Landes, daß auf die reichſten Feſte der Erinnerung und der Fantaſie ſo oft im nächſten Augenblicke bereits der Druck wirklicher Uebel und Leiden folgt. Es wäre umſonſt geweſen, wenn wir daran hätten denken wollen, dieſe Nacht noch unſere Quartiere am Seeufer zu erreichen; wir waren zu weit davon entfernt, und wir dachten mit Mißbehagen an unſere freundliche Wohnung in der Behauſung des Syrers, als wir in die ſchmutzige Hütte traten und uns die geſetzloſen Bewohner derſelben betrachteten, unter denen wir bis zum nächſten Morgen ruhen ſollten. Die Höhle des Kamtſchadalen wäre wahrlich nicht unreinlicher und gewiß geräumiger geweſen; wozu wohl auch noch der Vortheil eines luſtigen Feuers gekommen wäre, deſſen wir uns hier nicht erfreuen konnten. Der Nachtwind, der durch die offene Thür hereinwehte, war ſchneidend; und der Regen fiel in Strömen herab. Wir hatten uns nicht ohne Schwierigkeit im Dunkeln zwiſchen tiefen Waſſerpfuhlen und Gruben zu dem Eingange der Hütte hindurch gewunden, welche die einzige Wohnung war, die uns die Araber anbieten konnten. Sie beſtand nur aus einem einzigen kleinen Gemach, von dem die eine Hälfte eine Art Diwan einnahm, nämlich eine Raſenbank, die vier oder fünf Fuß hoch aufgeworfen war. Auf dieſe Erhöhung ſtiegen wir hinauf, um wenigſtens einen Theil des Gemaches für uns zu haben und uns nicht unter den wilden Haufen zu miſchen, der jetzt in die Hütte drang und ſich ohne Weiteres, die Pfeife in der Hand, auf den Boden warf. Die Dampfwolken, die langſam von ihren dunkeln Lippen aufſtiegen, füllten bald den ganzen Raum und bildeten eine dicke Decke, durch welche die Araber, die unten an die Mauer gelehnt da ſaßen, kaum ſehen konnten. Michelle machte verſchiedene Verſuche, ein Feuer auf dem elenden Erdflur anzuzünden, um uns etwas Thee zu unſerem Nachteſſen zu kochen; endlich gelang ihm dieß, zu unſerem groſſen Vergnügen, denn wir hatten Alle ſeit dem Morgen Nichts genoſſen. Zum Unglück

Digitized by Google

aber fanden wir, daß unſer ſämmtlicher Theevorrath, der uns ein wahrer Schatz während unſerer Reiſe geweſen, bei dem Verſuche, durch den Fluß Kiſchon zu ſetzen, zu Grunde gegangen war. Dieß war unſere einzige Hoffnung geweſen; und Bruce's Araber, in den Wüſten von Sennaar, konnten nicht begieriger ihre ledernen Flaſchen ergreifen, um den letzten Tropfen Waſſer auszudrücken, als wir uns bemühten, unter den naſſen, geſchmackloſen und ausgeſaugten Blättern einige zu finden, die uns noch einige Erquickung für den Abend hätten gewähren können. Aber es war umſonſt, und ein Stück trockenes Brod war unſer einziger Triumph. Unſere Sinne wurden in der That hier auf eine harte Probe geſtellt; der Lärmen der wilden Araber war toll genug, uns taub zu machen; und wenn der Nachtwind mit noch ſo wüthender Gewalt durch die Thür hätte eindringen können, ſo wäre uns Dieß eine wahre Labung geweſen, wenn wir dadurch nur auf einige Augenblicke von den abſcheulichen Tabakwolken befreit worden wären. Die Burſche waren trotzig und grob; und nach ihren Aeußerungen ſchien es, als ob ſie noch nie zuvor einen Chriſten in ihrem Dorfe beherbergt hätten. Wir hatten nicht erwartet, in der Nähe des Carmel einen Ort zu finden, der ſo ungaſtlich und zugleich ſo unſicher war; denn in wenigen Augenblicken war mein Beſteck, der treue Begleiter bei manchem wilden Reiſeabentheuer, ihrer Habſucht zur Beute geworden, und Nichts bürgte uns dafür, daß nicht auch bald unſere übrigen Habſeligkeiten folgten. In der That, wir waren vollkommen in ihrer Gewalt; und ſie hätten uns, wenn ihnen ſo beliebt hätte, in der Nacht mitten in die Finſterniß hinauswerfen können, ſo verlaſſen, wie je einer der Märtyrer war, der in dieſen Einöden von der Hand der Verfolgung getroffen wurde. Der Scheich, der ſeine Leute in beſſerer Ordnung hätte halten können, ſaß mitten unter ihnen, mit ſeiner ekelhaften langen Pfeife und ſeinem ſchmutzigen weißen Mantel und Turban, eben ſo geräuſchvoll und unruhig, wie der Reſt; ſeine Herrſchaft mußte freilich eine traurige und ſehr beſchränkte ſeyn, denn das Dorf beſtand nur aus acht oder zehn elenden Hütten, die auf dem dürrſten und unfruchtbarſten Theile des Berges gelegen waren. Plötzlich ließ ſich draußen der ſüße Ton einer Pfeife vernehmen; und die Araber verlangten nun, daß nach dem Tonkünſtler geſandt werde, der bald ſehr willig eintrat und in der Hoffnung einer Belohnung zur großen Zufriedenheit ſeiner Zuhörer ſein Talent zu üben anfing. Es war ein junger Menſch aus dem Dorfe, und wahrſcheinlich der Einzige, der einige Geſchicklichkeit in der Muſik beſaß. Die Wirkung derſelben war in dem gegenwärtigen Falle wenigſtens äußerſt erfreulich; denn ſie brachte unſere wilde Verſammlung zu einem augenblicklichen Stillſchweigen. Alle ſaßen, ihre Rauchwolken aus dem Munde ſtoßend und die dunkeln Augen auf den Muſiker heftend, bewegungslos gegen die Mauer gelehnt; und der betäubende Lärmen war mit einem Male vorüber. Der Jüngling blies auf ſeiner Pfeife mehrere wilde und angenehme Weiſen; dieß einfache Inſtrument darf in keiner arabiſchen Hütte fehlen; da die tägliche Beſchäftigung eines großen Theiles des Landvolkes darin beſteht, ſeine Schafheerden zu hüten oder ſeine dürftigen Felder zu beſtellen, ſo nehmen ſie ihre Pfeife mit ſich, um bei der Arbeit ſich die Langeweile zu vertreiben, ſo wie ſie dazu dienen muß, ihnen die Abendſtunden aufzuheitern. Es war ſpät geworden, wir bezahlten den Muſiker und ließen ihn abtreten, in der Hoffnung, daß die Verſammlung ihm folgen würde; ſo gut ſollte es uns indeſſen nicht werden. Sie lagen und rauchten, als ob ihre Pfeifen eben ſo unendlich wären, als des Türken magiſcher Mahmoudi, der, ſo wie er verbraucht war, ſogleich einen anderen in ſeiner begierigen Hand zurückließ. Endlich ſtreckten wir uns auf unſer Erdenbett nieder, unfähig, unſere Augen länger offen zu behalten, und fielen bald in Schlaf. Der erſte Anbruch des Morgens war uns ſehr willkommen; bald hatten wir Alles zu unſerer Abreiſe bereitet, nachdem wir nur ein wenig Milch angenommen und dem Scheich für unſer erbärmliches Nachtlager einen recht anſtändigen Preis gezahlt hatten. Der Regen fiel noch immer, und die Gebirgspäſſe waren beinahe unwegſam; unſere Pferde an der Hand führend mußten wir an den gefährlichſten Abgründen hinſchreiten; aber dennoch wandten wir mit Freuden dieſem elenden Aufenthaltsorte den Rücken.

Die vielen Ruinen von Klöſtern, die überall zerſtreut umher liegen, erregten oft unſer Erſtaunen, daß noch kein frommer Prieſter oder Pilger ſich entſchloſſen hat, auf dem Berge Tabor ſich anzuſiedeln. Als wir auf dem Gipfel ſtanden, konnten wir nicht umhin die Bemerkung zu machen, welche beneidenswerthe Lage dieß für eine Einſiedelei ſey, und daß man in einer Hütte auf einer ſolchen Stelle leicht Wochen und Monate zubringen könne, ohne Langeweile zu empfinden; ſo mannigfaltig und fremdartig waren die Gegenſtände, auf welche wir hinabſahen. Auf einer Anhöhe in einiger Entfernung waren die wenigen armen Hütten des verfallenen Dorfes Nain, „aus deſſen Thoren herausgetragen ward der einzige Sohn ſeiner Mutter, und ſie war eine Witwe.“ — Bei der Lage des Dorfes auf dem Abhange des Berges mußte das Wunder um ſo mehr in die Augen fallen, da die Proceſſion langſam aus dem Thore den ſteilen Abſturz hinabzog, auf welchem jetzt die Reſte des Fleckens liegen. Die Zahl der Einwohner beträgt zwiſchen ein und zweihundert. Und nicht weit von dieſem Dorfe wurde uns ein anderer Ort gezeigt, der wenig zu ſeiner lieblichen Umgebung zu paſſen ſchien — das Dorf Endor, wo die Hexe lebte, die den Sturz Sauls und ſeines Hauſes vorherſagte. Ein Romanſchreiber würde ihren Wohnſitz eher in die wildeſte Einſamkeit verlegt haben, als an die Ufer eines freundlichen Baches mitten unter die üppigſten Wieſen und reichſten Ackerfelder.“

Die Buße des Geologen.

Ein bekannter noch lebender Geolog war auf dem Aetna damit beſchäftigt, eine Sammlung von Laven verſchiedener Perioden anzulegen; er wurde hiebei häufig von den Bauern geſtört, die vorausſetzten, daß er verborgene Schätze ſuche, bis er endlich folgende Anrede an ſie hielt: „Ich bin in meiner Jugend ein großer Sünder geweſen; und zur Buße habe ich das Gelübde gethan, Steine von jeder Art mit mir zu nehmen, die auf dem Berge gefunden werden. Laßt mich in Ruhe meine fromme Pflicht erfüllen, daß ich Abſolution für meine Sünden erhalte.“ Dieſe Rede brachte den erwünſchten Erfolg hervor; die Bauern riefen: „der fromme Mann! der Heilige!“ und leiſteten ihm jeden Beiſtand, der in ihrer Macht ſtand, um ſeine Laſt fortzuſchaffen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 106. 16 April 1830.

Skizzen aus dem türkiſchen Aſien.

2) Erzerum.

(Schluß.)

Galib Paſcha hatte, wie geſagt, den Plan zur Vernichtung der Janitſcharen entworfen. Er ſelbſt gehörte zu denſelben und die Klugheit, womit er ſie behandelte, war ſo groß, daß ſie ihm das unbedingteſte Vertrauen ſchenkten, als der Firman des Großherrn in Erzerum eintraf. Ich war Augenzeuge ſeiner Vollziehung. Erzerum iſt nicht wie das Paſchalik Trebiſonde in kleine vom Aga's beherrſchte Lehngüter abgetheilt, ſondern in wirkliche Körperſchaften, deren Oberhäupter Bairaktars heißen. Dieſe werden aus allen Ständen genommen, nach ihrem Reichthum, oder nach einem beſondern Ruf von Muth, Frömmigkeit, Tugend, deſſen ſie im Volke genießen; kurz ganz in dem Verhältniß des römiſchen Patronats. Immer waren dieſe Bairaktars Janitſcharen, und hatten ihren Namen von der Berechtigung, eine kleine Fahne — Bairak — führen und im Krieg einen *Haufen* befehligen zu dürfen. Einige geboten über nicht weniger als 3000 Mann; beſonders zeichneten ſich zwei durch ihre Macht und die Seltſamkeit ihres Namens aus: der eine hieß „Höllenthor;“ der andre „Sohn des Teufels.“ Insgeſammt machten ſie den abſcheulichſten Gebrauch von ihrer Gewalt. So ſandten ſie z. B. alte Weiber als Späherinnen auf ſchöne Chriſtinnen aus, und wenn jene nun Eine auffanden, die ihnen der Gunſt des Bairaktars würdig dünkte, ſo entbot der Tyrann dieſe zu ſich, unter Androhung ihre Verwandten im Weigerungsfall tödten oder denſelben ihre Habe nehmen zu laſſen. Dieß wurde ſo weit getrieben, daß der apoſtoliſche Vikar ſich genöthigt ſah, bei dem Paſcha um einen Befehl einzukommen, wornach ſich die Chriſtinnen anders kleiden ſollten, als die Türkinnen, damit dieſe ſich minder leicht unter jene einſchleichen konnten. Dieſen Menſchen, denen all ihre Gräuel zu Gute kamen, begreiflich zu machen, daß ſie jetzt nach dem Geſetz und nach dem Willen des Sultans leben ſollten, war die Aufgabe Galib-Paſchas. Er berief ſie zuſammen, um ihnen den Firman mitzutheilen; um Mittag ertönte ein Kanonenſchuß und die Sitzung war eröffnet. Nachdem der Befehl verleſen worden, hielt der Paſcha eine Rede, worin er erklärte, wie er keine Gewalt anwenden wolle, um ſie zu unterwerfen; daß er hiezu mindeſtens 10,000 Mann bedürfte, und deren keine 500 habe; wenn ſie ihn den zugekommnen Befehl nicht vollziehen laſſen wollten, ſey er bereit, ſich von Erzerum zu entfernen; arm, ſchwach, ſeinem Herrn ergeben, habe er deſſen Rache nicht zu fürchten; aber das Schickſal des Landes, das er bisher verwaltet, gehe ihm zu Herzen; denn dieſes, falls es Widerſtand leiſtete, würde es mit allen Streitkräften des Reichs zu thun bekommen.“ Die Beredſamkeit Galibs trug einen vollſtändigen Sieg davon. Er benutzte den erſten Augenblick deſſelben, um die Schlüſſel zu der Feſtung zu fordern, die damals noch nicht in ſeiner Gewalt war, und ließ dieſelbe unverzüglich beſetzen. Von Stunde an führte er die neue Verwaltung ein, vermehrte ſeine Truppen, hielt die Häuptlinge von einander entfernt, und brachte es dergeſtalt durch ſeine Klugheit dahin, ohne gewaltſame Mittel eine Umwälzung durchzuführen, die, anders angegriffen, Ströme von Blut gekoſtet haben würde.

Es lag nicht im Weſen der Pforte, einen ſolchen Dienſt zu begreifen, geſchweige ihn zu belohnen. Im Gegentheil, ſie umgab den Paſcha mit Spionen, und nahm jede Denunziation gegen ihn beifällig auf.

Während meines Aufenthaltes in Erzerum war ich Zeuge von Saali's, des Paſcha's von Kars, Ankunft, der als Statthalter nach Kahiſſarié geſchickt wurde. Er reiſte an der Spitze von etwa 2000 Mann. Sobald die der Stadt nah gelegnen Dörfer ſeine Annäherung vernahmen, ſchickten ſie eiligſt Abgeordnete, jedes mit dem Anſuchen, ihnen die Beherbergung des Paſcha's zu erlaſſen, wofür ſie mehr oder minder bedeutende Summen anboten. Die Laſt fiel auf ein armenlſches, eine Stunde von Erzerum entlegnes Dorf. Sobald man die Vorhut des heranrückenden Heers gewahr wurde, ſchloß man ſämmtliche Thore der Stadt und ein Offizier wurde von Galib Paſcha zur Bewillkommnung ſeines Mitbruders, und freundlicher Anweiſung des ihm beſtimmten Aufenthalts, abgeſandt. Zugleich trieb man die Bewohner jenes Dorfs aus ihren Häuſern, welche von den Neugekommenen bezogen wurden. Natürlich ermangelten dieſe nicht, ſich alles Deſſen zu bemächtigen, was nur immer von Werth für ſie war. Freilich hatten die Bewohner ſelbſt bloß Das zurückgelaſſen, was ſie nicht forttragen konnten. Die Meiſten nahmen ihre Unterkunft in den nächſten Dörfern, wo ſie, bis zur

Digitized by Google

Abreiſe ihrer Gäſte, d. h. drei Tage lang, blieben. Dieſe drei Tage verſtrichen unter Conferenzen der beiden Paſcha's, wobei ſich jedoch Galib wohl hütete, aus der Stadt zu gehen, und ſeinem Amtsgenoſſen den Eintritt nur mit ſo viel Gefolge erlaubte, als vorausbeſtimmt worden war. Jeden Abend mußten die Fremden die Stadt wieder verlaſſen, worauf man die Thore ſchloß und die Nacht hindurch gute Wache hielt. Ja das gegenſeitige Mißtrauen war ſo groß, daß keiner der beiden Paſchas Kaffe trank, aus Furcht, derſelbe möchte Gift enthalten. Und wirklich, es wäre gar wohl möglich geweſen, daß der Paſcha von Kars geheimen Befehl gehabt hätte, ſich im Vorbeigehen des Paſcha's von Erzerum zu bemächtigen, oder dieſer, die Reiſe des Paſcha's von Kars abzukürzen.

Erzerum, der letzte Ort von Bedeutung im Oſten des türkiſchen Reichs, iſt der Stapelplatz des Handels zwiſchen Perſien und der Türkei; mit Georgien ſind die Verbindungen noch ziemlich geringfügig. Perſien verſendet nach der Türkei eine große Menge Seide, Baumwolle, Shawls, farbigen Zitz, Tabak von Schiras, Kirſchbaumholz zu Pfeifenröhren, Schreibfedern. Die politiſche Lage Kurdiſtans läßt keine ſichre Handelsſtraße zu, daher ſich der Kaufmann nach Erzerum oder Bagdad wenden muß; letztere Stadt bietet aber nicht ſo viele Vortheile als Erzerum; die Straße dahin iſt nicht ſo ſicher und wird oft durch Beduinen beunruhigt; daher ſich eine Menge Perſer in Erzerum um ihrer Handelsgeſchäfte willen niederlaſſen, während Diejenigen von ihnen, welche ſich nach Bagdad begeben, Dieß in der Regel bloß thun, um eine religiöſe Pilgerfarth zu vollbringen. In ihr Land zurück bringen dieſe Kaufleute faſt kein Erzeugniß türkiſchen Gewerbfleißes, wohl aber in Europa verfertigte Gegenſtände, welche ſie durch ihre Agenten in Konſtantinopel aufkaufen laſſen und nach Tauris ſenden. Die Waaren beſtehen in Brocats und Seidezeugen von Lyon und Italien, in genfer Uhren, in farbigem Zeug von Mühlhauſen, Jouy, England und der Schweiz. Leichte Tücher erhalten ſie aus Languedoc über Alep und Bagdad; doch kommt der größere Theil der letzteren aus Belgien. Händler von Aſtrachan kaufen dieſelben in Leipzig auf und ſchicken ſie übers kaspiſche Meer nach Perſien. Vor dem letzten Krieg Perſiens und der Pforte mußten die Perſer den Türken mehr oder minder ſtarke Zölle für Ein- und Ausfuhr ihrer Waaren entrichten. Doch brachten ſie es durch ihre Gewandtheit mit der Zollwache zu disputiren und dieſelbe zu betrügen, immer dahin, daß ſie zwiſchen Konſtantinopel und Tauris höchſtens zehn Procent bezahlten, obwohl ſie faſt bei jedem Schritt zu Erſtattung einer neuen Gebühr angehalten wurden. Nach dem Krieg glaubten ſie ſehr gut zu fahren, indem ſie einen beſtimmten Eingangszoll von fünf Procent, ſo Viel als ſie auf der ruſſiſchen Grenze ablegen müſſen, feſtſetzten. Allein die Türken im Innern des Lands ſind die Leute nicht, die ſich von einem Gebrauch abbringen laſſen. aus welchem ſie Gewinn ziehen. Sie kümmern ſich nicht im Mindeſten um den Vertrag, und erheben, obwohl an der Grenze fünf Procent bezahlt werden, faſt eben ſo Viel im Lande ſelbſt, ſo daß mit dem Transport die Koſten der Perſer ſich jetzt auf fünfzehn Procent belaufen.

Rußland, eiferſüchtig, daß die zum Beſten Georgiens erlaſſenen Ukaſe dieſes Land nicht zur Handelſtraße zwiſchen Konſtantinopel und Perſien umwandelten, iſt auf jede Weiſe darauf bedacht, die Straße zwiſchen Erzerum und Tauris zu ſperren, zu welchem Zweck es ſich denn in dem letzten Krieg der beiden Ufer des Araxes bemächtigt hat. Was ſich hieraus für Folgen ergeben mögen, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß wenigſtens während meines Aufenthalts in Erzerum daſelbſt noch vier Karawanſeral's ganz angefüllt mit perſiſchen Kaufleuten waren, die nach Europa handelten. Prinz Abbas-Mirſa unterhielt dort zum Beſten dieſer Colonie einen eigenen Geſchäftsträger.

Außer dem Handel mit Perſien ſchickt Erzerum eine ſehr anſehnliche Menge örtlicher Erzeugniſſe nach Konſtantinopel; in jenen Gegenden wird nämlich das Tragant-Gummi gewonnen, welches von einer Art Aſtragalus in den Gebirgen Kurdiſtans, zwei Tagreiſen von der Stadt, herkommt. Im Monat Juni, wo die Pflanze in vollem Saft ſteht, macht man am Fuß derſelben einen länglichen Einſchnitt, und ſammelt das heraustraufelnde Gummi. Die Okka deſſelben koſtet in Erzerum vier Piaſter, das heißt dritthalb Pfund acht Sous. Von den Gebirgen wird feines, ſo genanntes perſiſches Ziegenhaar eingebracht, und aus dem Innern des Landes viele Pferde und Hämmel verkauft.

Hinſichtlich ſeiner Waffenſchmide iſt Erzerum die berühmteſte Stadt des türkiſchen Reichs. Dieſe erhalten ihr Eiſen aus Sibirien und Indien. Das ſibiriſche bekommen ſie aus zweiter Hand, durch die Perſer; das indiſche wenden ſie zur Verfertigung der damascener Säbel an, die indeſſen nicht ſo gut ſind, als die in Perſien gemachten. Der Säbel iſt ein bezeichnendes Merkmal der Unabhängigkeit und des National-Adels: ein Raya darf kaum wagen, einen ſolchen auf ſeinen Reiſen zu führen, obwohl ihn wegen der Piſtolen oder des Karabiners Niemand ſcheel anſehen wird. Türkiſche Großprahler laſſen in ihrem Geſpräch ſtets nur vom Säbel, nie von einer andern Waffe hören, und es gilt für eine hohe Ehre von ſeinen Obern mit einem Säbel beſchenkt zu werden. Unter den Geſchenken, welche ſich die Paſcha's unter einander machen, oder vom Großherrn erhalten, gehört der Säbel zu denen, welche den erſten Rang einnehmen.

Ein Waffenſchmid von Erzerum war einmal wegen ſeiner trefflichen Klingen beſonders berühmt, daher ihm der Paſcha der Stadt auftrug, einen Säbel zu fertigen, der mit dem ſchönen Ausſehen zugleich das Verdienſt eines ſtarken Gewichts verbände. Der Schmid machte mehrere vergebliche Verſuche und kam endlich auf den Gedanken, die Klinge aus Blei zu bereiten. Seine Arbeit gefiel, und blieb lange im Schrank des Paſcha's, ohne daß derſelbe den Betrug ahnete, bis er einmal mit einem Freund eine Wette einging, daß er einen beſſern Säbel als dieſer beſitze; wo dann beim Zuſammenſchlagen die Lieblingswaffe ſogleich in Stücken zerbrach. Unverzüglich ließ der Paſcha den Künſtler holen; da er jedoch einen ſo unerſetzbaren Mann nicht verlieren mochte, ſo begnügte er ſich mit einem kleinen Spaß, das heißt er ließ ihm bloß die Naſe abſchneiden und zwang ihn, fortan den Namen Burun-ſes (Ohne-Naſe) zu führen. Dieſer Name kommt noch heut zu Tag den beſten Säbeln zu, und eine Klinge, die das Zeichen jenes Waffenſchmids trägt, gewinnt bedeutend an Werth. Sein Sohn treibt noch jetzt das Gewer-

be, und eben von ihm hab ich die gegebne Geſchichte, die er mir nie ohne ein Gefühl von Stolz und Freude erzählte.

Im Jahr 1821, einige Zeit vor Ausbruch des perſiſch-türkiſchen Kriegs, geſtattete ein ruſſiſcher Ukas vollkommne Zollfreiheit für Georgien gegen eine an der Grenze zu entrichtende Abgabe von fünf Procent. Man hoffte die Kaufleute würden um ſo gewiſſer den Weg über Georgien nehmen, als ſie dadurch nicht nur den vielen Erpreſſungen der Türken entgingen, ſondern dieſe Straße auch weit weniger den Räubern ausgeſetzt iſt. Sobald aber der Krieg beendigt war, ſchlugen die Karawanen wieder den alten Weg ein. Der Grund hievon liegt eines Theils darin, daß die Angriffe der Kurden und Räuber wirklich, nach Ausſage der perſiſchen Kaufleute, weit nicht ſo häufig ſind, als man in Europa ſich vorſtellt; andern Theils darin, daß die Ruſſen Bräuche und Sitten der Fremden weniger, als irgend ein Volk, reſpektiren, und es um die Gerechtigkeit und Billigkeit der niedern ruſſiſchen Behörden ziemlich ſchlimm ſteht. Ueberdieß liegt in der Verbindlichkeit zur Pilgerfarth nach Mekka, wohin von Konſtantinopel jedes Jahr die große Karawane abgeht, die ſich in Aſien rekrutirt, ein fortdauerndes Hinderniß gegen Rußlands Plane. Welche Anſtrengungen dieſes Reich auch machen dürfte, immer wird es ihm ſehr ſchwer werden, ſich jenes Handels zu bemächtigen; ja ſogar die europäiſchen Kaufleute, die nach dem Oſten des türkiſchen Aſiens oder nach Perſien ſelbſt handeln, werden mehr Vortheil haben, wenn ſie die gerade, alte Straße nehmen, als wenn ſie durch Georgien ziehen. Im Frühjahr nämlich machen ſie die Reiſe von Konſtantinopel über Trebiſonde und Erzerum; während der ſchlechten Jahrszeit müſſen ſie den Karawanenweg einſchlagen: im erſten Fall betragen ihre Auslagen ungefähr vierzehn Procent, und die Zeit bis zur Ankunft in Tauris im Durchſchnitt 67 Tage; im zweiten Fall belaufen ſich die Koſten auf etwa dreizehn Procent und die Reiſe dauert 87 Tage. Durch Georgien braucht man 111 Tage, und die Koſten ſind weit beträchtlicher.

Temple's Reiſen in Peru.
(Schluß.)

Die Ankunft des Reiſenden zu Potoſi wird auf folgende Weiſe beſchrieben.

„Die Straße wurde, ſo wie ich weiter kam, zwar nicht beſſer, bezeichnete indeſſen doch die Nähe einer bedeutenden Stadt. Sie hörte allmälig auf, ſo völlig menſchenleer und öde zu ſeyn, als bisher. Bauern, mit ihren Eſeln und mit Llamaheerden, zogen hin und her; einige führten träge ihre Früchte und Vegetabilien, Mais, Mehl, Brennholz, Holzkohlen und andere Gegenſtände des täglichen Bedarfs nach der Stadt; andere kehrten luſtig vom Markte zurück, auf dem ſie ſich ihrer Laſten entledigt hatten, und eilten viele Meilen weit in die fruchtbaren Thäler des Landes, um ihre Ladungen zu erneuen. Indianer, mit Geflügel, Milch, Eiern und anderen Lebensmitteln belebten den Weg und bewieſen dem hungernden Reiſenden, daß er, obwohl rings von unangebauten Bergen umgeben, doch noch in dem Lande der Lebenden ſey. Plötzlich erhob ſich vor mir in der Entfernung ein hoher Berg von röthlich brauner Farbe und vollkommen in der Geſtalt eines Kegels. Hier konnte kein Irrthum Statt finden; es war der Berg, deſſen reicher Inhalt zuerſt durch einen bloßen Zufall bekannt wurde, durch einen Indianer, der ein Llama die Höhe hinauf verfolgte, und um ſich zu halten, als er ausglitt, einen Strauch ergriff, den er ausriß und wobei er eine Maſſe gediegenen Silbers entblößte, welche nur eben mit Erde bedeckt war; es war der Berg, welcher ohne auch nur ein Blatt oder einen Halm Gras hervorzubringen, doch Reiz genug beſaß, um die Gründung einer Stadt zu veranlaſſen, die in ihrer blühendſten Periode 100,000 Einwohner zählte; es war der Berg, deſſen verborgene Schätze die raſtloſe Plünderung von 250 Jahren erfahren haben und noch immer unerſchöpft bleiben. Neu belebt durch den Anblick des Zieles, welches das Ende meiner langen Reiſe bezeichnen ſollte, ſtrebte ich vorwärts; nicht ſo mein ermüdetes Maulthier, das vierzig Meilen auf einer elenden Straße zurückgelegt hatte und die unzweideutigſten Beweiſe der äußerſten Kraftloſigkeit zu geben anfing. Durch Geduld und Ausdauer wurde indeſſen jedes Hinderniß überwunden; und ich glaube, daß wir beide dieſe Eigenſchaften in hohem Grade bewährten: ich, indem ich bei jeder Anhöhe abſtieg und dieſelbe zu Fuß hinaufging; das Thier, indem es, ſobald ich wieder aufgeſtiegen war, langſam fortſchritt, wenn der Weg nur frei von Felſen und Steinen war. Von jeder Anhöhe glaubte ich endlich die Stadt zu Geſichte zu bekommen; zum Schluſſe einer langen Tagereiſe iſt es immer ein Troſt, wenn man auch nur in der Entfernung ſeinen Ruheplatz vor Augen hat. Dieſer Troſt wird indeſſen dem Reiſenden, der nach Potoſi geht, verſagt; weder ein Haus, noch eine Kuppel, noch ein Kirchthurm zeigte ſich, bis endlich die letzte Beugung um den Fuß des Silberberges, deſſen ſpitzer Gipfel jetzt hoch über meinem Haupte in den wolkenloſen blauen Himmel emporragte, mich auf einmal vor die Stadt führte, die mit ihren verfallenen Vorſtädten zu meinen Füßen einen weiten Raum bedeckte; und zehn Minuten darauf war ich vor dem Poſthauſe in dem Mittelpunkt derſelben. Doch nicht in dem Poſthauſe iſt es, wo der Reiſende einige Ruhe und Bequemlichkeit erwarten kann; ſelbſt hier iſt dieſe Anſtalt nicht beſſer als in dem ſchlechteſten Dorfe: kein Zimmer, in welches man ſich zurückziehen könnte, keine Erfriſchungen, kein Bett, kein Stuhl, kurz nicht das Geringſte, worauf der ermüdete Gaſt Anſpruch machen möchte. Nachdem ich meinem armen Maulthiere etwas Gerſte vorgeworfen, ſo eilte ich mit meinen Empfehlungsbriefen fort, um ein Mittagsmahl zu ſuchen; denn obwohl ich noch kein Frühſtück zu mir genommen hatte, war hier doch ſchon die Stunde des Mittageſſens gekommen; und da es in Potoſi kein Gaſthaus giebt, wo man eines erhalten könnte, ſo ſah ich mich in der Nothwendigkeit, den Paraſiten zu machen. Zu meiner großen Zufriedenheit gelangte ich in dem Hauſe Don Raymund Herenna's, eines achtbaren Kaufmannes, zum Ziele; und einen ausgehungerteren Gaſt mochte er vielleicht nie vorher an ſeinem Tiſche gehabt haben. Am Abende beſuchte ich Hrn. Garda, den erſten Agenten, welchen die Direktoren der Potoſi-Geſellſchaft gleich bei der Gründung derſelben aufgeſtellt hatten. Ohne uns früher je geſehen zu haben, begegneten wir einander doch als die vertrauteſten Freunde, weil jeder die Lage des andern kannte; und da wir uns an Bord deſſelben Botes befanden, ſo waren die Gefühle der Kameradſchaft bei uns gegenſeitig. — —

„Die Indianer, welche die Hälfte der Einwohner von Potoſi

Digitized by Google

ausmachen, ſind in jedem Sinne des Wortes eine Heerde Säue; die, welche ſich ihnen in jeder Hinſicht ſo ſehr überlegen glauben, ſind indeſſen in der That wenig beſſer. Vor zwanzig Jahren bereits war die Bevölkerung dieſer Stadt auf die Hälfte der Zahl zurückgekommen, welche ſie einſt enthielt; und gegenwärtig überſchreitet ſie kaum 12,000 Seelen. Ich trat in zwei oder drei der geplünderten und ausgeraubten Kirchen, deren Wände früher im wörtlichen Verſtande mit Zieraten von gediegenem Silber bedeckt waren. Ich ſtreifte um das unermeßliche geſchmackloſe Gebäude der Caſa Moneda oder der Münze, deſſen Bau einſt zwei Millionen Dollars gekoſtet hatte. Im Durchſchnitt wurden innerhalb der Mauern deſſelben viele Jahre hindurch vier Millionen Dollars jährlich ausgeprägt; d. i. mehr als zehn tauſend Dollars jeden Tag im ganzen Jahre.

„Europäiſche Hausbeſitzer werden, indem ſie nach ihrem eigenen Falle urtheilen, der Meinung ſeyn, daß es immer mit großen Koſten und vieler Unruhe verbunden wäre, ein offenes Haus für Reiſende zu halten. Dieß läßt ſich auf Südamerica indeſſen keineswegs anwenden. Hier braucht man die Dienſtmädchen nicht zuſammen zu rufen, um ein Zimmer in den Stand zu ſetzen oder ein Bett zu machen, noch den Koch oder den Kellermeiſter in Bewegung zu ſetzen, oder den Kutſcher und die Bedienten, daß ſie Wagen und Pferde in Acht nehmen. Der Reiſende ſteigt vor der Thür eines Hauſes ab, tritt ohne Umſtände hinein und ſpricht die Leute, denen er begegnen mag, an: „Gott erhalte Euch, ihr Herren!“ Der gleiche Gruß wird ihm zur Antwort gegeben. Darauf ſagt der Reiſende: „Mit Eurer Erlaubniß, ihr Herren, werde ich dieſe Nacht bei Euch bleiben.“ „Mit dem größten Vergnügen,“ iſt die Antwort. Damit endigt in den meiſten Fällen alle Beunruhigung und überhaupt aller Verkehr zwiſchen beiden Parteien. Der Reiſende zeigt auf einen Fleck, — nach dem Zuſtande des Wetters entweder innerhalb oder außerhalb des Hauſes — wo ſein Muchaco (Bedienter) ihm die drei oder vierfach zuſammengelegte Satteldecke ausbreiten ſoll; dieſe, nebſt einem Sattel unter ſeinem Kopfe und einem Mantel zum Zudecken vertritt die Stelle eines Bettes. Einige Wenige, die ganz beſonders ihre Bequemlichkeit lieben, führen wohl auch noch kleine Matrazzen und zuweilen ſelbſt eine tragbare Bettſtelle mit ſich; aber in Privathäuſern ſo wenig als in öffentlichen wird Etwas der Art erwartet oder gegeben, aus dem beſten Grunde, den man anführen kann, weil ſie Nichts der Art zu geben haben. Auch ſein Alforjas, eine Art Schnappſack mit Mundvorrath, führt der Reiſende mit ſich. Kommt er zu der Eſſenszeit, ſo wird er eingeladen, Theil zu nehmen; was man indeſſen gewöhnlich ablehnt, weil es nur ein Compliment iſt. Dergleichen Complimente werden in Südamerica, wie in Spanien, wirklich übertrieben; Anerbietungen und Verſprechungen jeder Art, mit denen jedoch nicht die geringſte Bedeutung verbunden iſt, kommen täglich vor. Dieſe allgemeine Regel hat indeſſen natürlich ihre Ausnahmen; denn es wäre ſeltſam, wenn man ſagen wollte, daß es in Südamerica und in Spanien nicht eben ſo gut, als in jedem anderen Theile der Welt wahrhaft großmüthige Herzen gäbe; doch ſind auch die Beſten leeren Complimenten in einem Grade ergeben, der in andern Ländern auffallen würde. Bewundert man z. B. ein koſtbares Halsband, eine Uhr, einen Ring, ein Pferd, ſo wird der Beſitzer, ſo wenig man ihn auch kennen mag, gewiß eine Verbeugung machen und ſagen: „Está a la disposicion de Usted“ (Es iſt zu Ihren Dienſten), wobei es ihm aber nicht einfällt, daß man von dieſem Anerbieten Gebrauch machen könnte. Mehr als einmal iſt es mir begegnet, wenn ich eine Dame, gleichviel ob Frau oder Tochter, in Gegenwart des Mannes oder des Vaters rühmte, daß dieſer großmüthig entgegnete: Sennor, está a la disposicion de Usted. Verſprechungen werden von den Südamericanern mit der größten Leichtigkeit gemacht, ſie indeſſen zum Halten derſelben zu bewegen fällt ſchwer. Man drücke irgend einen Wunſch, ein Verlangen nach einem Gegenſtande aus, der ſchwer zu erhalten iſt, ſo wird gewiß irgend einer der Gegenwärtigen nicht verfehlen zu ſagen: Puede haver „das können Sie haben;“ oder: Si, perque no? „ja, warum nicht;“ oder: Veremos, „wir wollen ſehen“ u. dgl.; obwohl in dieſem Augenblick kein Gedanke daran iſt, und vielleicht nicht einmal die Möglichkeit, ein ſolches Verſprechen zu erfüllen. Eine offene Weigerung oder abſchlägige Antwort wird für eine Unhöflichkeit gehalten; und ſie können es nicht über das Herz bringen, Einem nicht wenigſtens die vorübergehende Hoffnung zu laſſen, welche ihr Compliment bringen mag.“

Ruſſiſche Literatur.

In Moskau iſt die zweite Auflage einer kleinen Schrift erſchienen, betitelt „O Vuigodakh i Pravakh Rossüskikh Pissatelëi etc. (Vortheile und Rechte der Schriftſteller in Rußland). Sie iſt mit dem Buchſtaben P. K. bezeichnet und wird Peter von Köppen zugeſchrieben, welchem Rußland bereits mehrere Werke der gelehrteſten und gründlichſten geſchichtlichen Forſchungen verdankt. Der Verfaſſer verbreitet ſich über folgende Fragen: 1) Kann literariſche Beſchäftigung in Rußland Demjenigen, der keine andere Quelle des Einkommens hat, eine unabhängige und ehrenvolle Exiſtenz gewähren? 2) Können der Verfaſſer, Ueberſetzer oder Herausgeber eines Werks, oder die Erben eines ſolchen Mannes, daſſelbe vor Nachdruck ſicher ſtellen, und wie weit erſtrecken ſich ihre Rechte in dieſer Beziehung? — Dem Werkchen nach ſcheint es, die ruſſiſche Regierung habe zum Schutz und Frommen der Schriftſteller bereits Mehr gethan, als manche Staaten, die ſich einer weit ältern Literatur freuen können.

Coſimo Giotti.

Am 10 Februar d. J. ſtarb der Florentiner Coſimo Giotti, ein dramatiſcher Dichter, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei ſeinen Landsleuten in nicht geringem Anſehen ſtand. Er war blind auf dem einen Aug geboren, und verlor im achtzehnten Jahre auch die Sehkraft des andern. Sein Agis, ſein Gusman von Almeida und ſeine Ines de Caſtro wurden mehrmals aufgelegt, und bei ihrem Erſcheinen (1780 — 1795) den beſten dramatiſchen Erzeugniſſen der damaligen Epoche beigerechnet. Mehrere Luſtſpiele und andere Poeſien hat er ungedruckt hinterlaſſen.

Getreidebau in Frankreich.

In einem neueren franzöſiſchen Werke wird angegeben: wenn man Frankreich in drei Theile theilte, von denen jeder ein wenig größer wäre als England und Wales, ſo fände man, daß der eine dieſer Theile die Hälfte weniger, der andere eben ſo viel und der letzte ein Drittheil mehr Korn producire, als England.

München, in der Literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 107. 17 April 1830.

Gemälde aus Mexico.

7. Die Stadt Mexico.

Das heutige Mexico beſteht, wie die alte indianiſche Stadt, aus vier Theilen. San Pablo, das alte Tecpan, erſtreckt ſich von der öſtlichen zur ſüdlichen Barriere; San Juan, ehmals Moyotla, von der ſüdlichen zur weſtlichen; Santa Maria, ſonſt Tlacuechinhcan, von der weſtlichen zur nördlichen; und San-Sebaſtian, ehmals Atzacualcho, von der nördlichen zur öſtlichen. Die Stadt hat keine Mauern, iſt aber allenthalben von Gräben und Sümpfen dermaßen umſchloſſen, daß ein feindlicher Angriff ziemlich ſchwierig wird.

Das alte Mexico hat man ſtets wie Venedig geſchildert, ebenſo auf kleinen Inſeln inmitten einer Lagune, d. h. den Waſſern des Sees Tescuco, gebaut; heut zu Tage liegt die Stadt faſt ganz auf feſtem Land, beſonders nach W zu, indem ſich der Spiegel des Tescuco bedeutend zurückgezogen hat. Von O, S und N nähert man ſich derſelben allerdings noch auf Calzada's, d. h. Dämmen, welche über dem vom See zurückgelaſſenen Moorgrund aufgeführt ſind.

Mexico iſt die heilige Stadt Amerika's; wenigſtens dient die Mehrzahl ihrer Gebäude geheiligten Zwecken. Es ſind da 26 Mönchsklöſter — 4 den Dominikanern, 5 den Franciskanern, 4 den Auguſtinern, 3 den Gnadenbrüdern, 1 den Carmelitern, 2 dem Orden von San Juan de Dios, 2 dem Orden de la Caridad, 1 den Bethlehemiten, 1 den regulirten Chorherren, 1 den Monges Benitos, 1 den Padres Agonizantes, 2 den Jeſuiten zugehörig, und 1 zum San-Felipe Neri. Nonnenklöſter zählt man 20, deren jedes einen andern Namen führt, z. B. el Corpus Christi do Senoras Capucinas Indias, Santa-Tereſa-la Antigua, Santa-Tereſa-la-Nueva, el Convento Real del Concepcion u. ſ. w. All dieſe Klöſter, etwa mit Ausnahme der Jeſuiten und Bethlehemiten, ſtehen noch in voller Blüte. Mehrere ſind kleine Städte, die in ihren Mauern noch andre Kirchen und Brüderſchaften einſchließen, als die Hauptkirche und das Hauptkloſter. So umſchließt z. B. Gran San Francisco außer der Hauptkirche noch die Kirche des Ordens Tercera, ferner die Kirche von San Joſe de los Indios, von Nueſtra Senora de Aranzazu, von Santo Chriſto de Burgos und von Nueſtra Senora de Balvanera. Außer den Klöſtern zählt man noch gegen hundert andre heilige Gebäude, wie die Pfarrkirchen, die Sagrarios u. ſ. w. Was nicht ſelbſt Kirche, Kloſter oder ſonſt ein geheiligtes Haus iſt, gehört doch dem größten Theil nach den Kirchen, Klöſtern und ſonſtigen frommen Stiftungen an. Ganze Straßen ſind Eigenthum der Mönche, Nonnen, Brüderſchaften u. ſ. w.

Mexico bildet ein Viereck, die Straſſen ſind weit und nach der Richtſchnur gezogen, reich mit großen, herrlichen Gebäuden geſchmückt. Die Hauptſtraßen laufen aus allen vier Quartieren auf den „großen Platz" zuſammen, ſo daß die Stadt ungemeine Aehnlichkeit mit Turin hätte, wenn nicht dort das königliche Schloß den Hauptplatz gegen Norden ſperrte. In Mexico erhebt ſich auf der Nordſeite der Piazza grande in überraſchender Hoheit die Hauptkirche. Die Façade derſelben, obwohl ein Gemiſch von Licenzen und Grillen ihrer Baumeiſter, iſt höchſt impoſant. Auf beiden Seiten wird ſie von ſchönen Thürmen überragt. Das Innere iſt leicht und doch zugleich prächtig — ein großes lateiniſches Kreuz, über deſſen Mitte ſich ein auf kühnen Pfeilern ruhender Dom wölbt. Die Kirche iſt der Breite nach, welche 74 Varas beträgt*), in fünf Schiffe getheilt, welche ſich insgeſammt in der ganzen Länge des Gebäudes — 133 Varas — herabziehen. Die Verhältniſſe ſind ungemein ſchön; doch würde man lieber zwei Schiffe weniger ſehen, deren mittelſtes überdieß durch den Chor faſt ganz verſperrt wird. Die Sakriſteien entſprechen der Größe der Kirche nicht; dagegen ſieht man in denſelben treffliche Gemälde von den beſten ſpaniſchen Meiſtern; auch Creolen haben daſelbſt ihrem Pinſel keineswegs Schande gemacht. Die an die Kathedrale ſtoßende Pfarrkirche iſt noch großartiger, als jene ſelbſt. Sie bildet ein mächtiges Viereck, das wahrlich der Form des Pantheons an Werth gleichkommt. Beide Gebäude wurden unter dem grauſamen Philipp II begonnen und unter Carl II (1665—1700, dem letzten Habsburger auf dem ſpaniſchen Thron) vollendet.

Steigen wir jetzt auf einen der genannten Thürme, um die volle Ausſicht auf die Umgebungen zu haben; und zwar bei Sonnenaufgang, das heißt wenn ſich die Sonne über die hohen Gebirge in O und S emporhebt, welche das Thal von Mexico bilden. Leichte Dämpfe, von den Waſſern aufgeſtiegen, welche die Ebene allenthalben bedecken, hüllen die Fernen des Geſichts-

*) Die Vara iſt etwas mehr als eine franzöſiſche Elle.

kreiſes in einen durchſchimmernden Schleier. Da drückt die Sonne, welche nur eben den Kamm der Gebirge vergoldet, die Dunſtwolken mehr gegen die Tiefe des Thals. Der große Vorhang iſt aufgezogen — und Wer vermöchte nun den hohen Popocatepetl zu malen, wie er in SSO zum Himmel dampft, mit dem Gipfel bis auf 2771 Toiſen (nach Humboldt) über dem Meeresſpiegel in die Lüfte dringend, deren lichtes Azur kein Desjardin wiedergeben könnte, während die klaren Seen Chalco und Xochimilco das Bild des Rieſen wiederſtralen, der ſie aus dem Quell ſeines ewigen Schnees ernährt? Wer vermöchte den Gegenſatz zu beſchreiben zwiſchen den lachenden, bunten Hügeln und den ſchroffen, wild romantiſchen Felſen in O und W? Welcher Pinſel könnte endlich die Mündung des Thals nach N zu ausdrücken, wie ſie unmerklich aufſteigend ſich in fernen Nebeln verliert? Und die Dörfer rings umher in dem gewaltigen Becken des Gebirgs, deren einige mit ihrem Glockenthurm wie aus dem Waſſer der Seen emporſteigen? Und endlich das Wunderbild von Mexico ſelbſt?

Die Kathedrale nimmt, wie geſagt, die Nordſeite des „großen Platzes" ein. Der ehmalige Palaſt des Vicekönigs, jetzt das Regierungshaus, erſtreckt ſich der ganzen Oſtſeite entlang — ein großes viereckiges Gebäude, das vielleicht mehr als eine Meile*) im Umfang hält. Es iſt die Wohnung des Präſidenten und das Geſchäftshaus für ſämmtliche Miniſter, Gerichtsperſonen und ſonſtige Staatsbeamten. Ferner befindet ſich hier die Münze, ehmals die einzige im mexicaniſchen Land, und daher reich und berühmt, jetzt aber gelähmt durch die Concurrenz andrer Münzen, welche die Revolution weislich auch in ſonſtigen Bezirken errichtet hat. Endlich ſind noch andre öffentliche Büreaux und eine kleine Kaſerne in dem Haus, in deſſen Mitte der botaniſche Garten angelegt iſt. Weite Gänge und ſchöne Säulenhallen vermehren die Größe und Pracht im Innern.

Weſtlich von der Kathedrale erhebt ſich der Palaſt des Marquiſats del Valle, d. h. des Thals von Oaxaca, womit die Familie des Cortes bekleidet war, deren letzte Abkömmlingin in das neapolitaniſche Haus der Herzoge von Monteleone heirathete, welches gegenwärtig im Beſitz dieſes Marquiſats iſt, deſſen es freilich mit der Zeit noch verluſtig werden dürfte. Die zu demſelben gehörigen Güter ſind ſo groß, daß Cortes auf ſeinem Sterbebette ſeinen Erben ermahnte „die Gottesgelehrten zu befragen, ob die Inhabung ſo vieler den Azteken geraubten Güter nicht etwas Unrechtes ſey." Der Palaſt ſteht auf der Stelle der alten Reſidenz Montezumas.

Die Kirchen und Klöſter des heiligen Auguſtinus, Franciskus, Fernando's, Dominikus und der Jeſuiten würden ſelbſt die Aufmerkſamkeit Deſſen auf ſich ziehen, der eben von Rom herkäme. Größe, Pracht, Hoheit, Reichthum und ſchöne Kunſt ſind in dieſen Gebäuden verſchwendet, und haben wahre Muſeen aus denſelben gemacht. Beſonders die Malerei ſtralt dort im höchſten Glanze.

*) Es ſcheint hier, wie überall bei Beltrami, die neuerer Zeit ſo genannte geographiſche Meile gemeint, deren ſechzig auf einen Grad gehen, die folglich gleich einer halben Stunde iſt.

Schon die alten Mexicaner ſcheinen Talent für bildende Kunſt beſeſſen zu haben; man hat noch jetzt Gemälde und aus Federn zuſammengeſetzte Moſaik von ihnen. Nach der Eroberung war ein gewiſſer Arteaga, Maler und Baumeiſter, der Erſte, welcher die Kunſt der alten Welt nach Amerika brachte; ein Indianer, Namens Teipochtepico, von welchem vierzehn noch jetzt vorhandene Abbildungen mexicaniſcher Könige herrühren ſollen, lernte, wie man behauptet, unter Arteaga, und machte große Fortſchritte. Auf dieſen Künſtler folgte Chriſtobal Villapando, ebenfalls Maler und Baumeiſter, von welchem man in den Kirchen des heiligen Auguſtinus und Franciskus treffliche Stücke ſieht. Wenn er wirklich, wie man ſagt, den Entwurf zur Auguſtinus-Kirche angab, ſo war er der Palladio ſeines Volkes. Der dritte von Spanien eingewanderte Künſtler iſt Balthaſar Chaves. Man ſieht von ihm ſchöne Gemälde in der Weiſe Guercino's. — Das ſiebzehnte Jahrhundert zählte bereits eine beträchtliche Anzahl mexicaniſcher Künſtler, größtentheils Schüler der drei vorgenannten Männer; die berühmteſten ſind Manuel Orellano, Antonio Aquilera, Joſe Torres, Clemente Lopez, Andres Lopez und Herrera; letzterer mit dem Beinamen el Divino; und wirklich rechtfertigen die Gemälde, welche man von ihm ſieht, dieſe Benennung.

Das 18 Jahrhundert war die Blütezeit mexicaniſcher Kunſt. Die drei Rodriguez (Luis, Juan und Nicola) lebten am Anfang deſſelben, und die Werke Juans, welche man in der Kathedrale ſieht, verdienen allerdings den Titel „des Großen", womit die Mexicaner dieſen Künſtler beehrt haben. Sein Pinſel erinnert mehrfach an Caracci, dem er übrigens ſowohl in Zeichnung als Farbengebung leicht überlegen ſeyn dürfte. Alle drei Rodriguez waren geborne Mexicaner.

Cabrera, ebenfalls ein geborner Mexicaner, lebte um die Mitte des 18 Jahrhunderts. Einige ſeiner Gemälde wurden die „Wunder Americas" genannt, und alle ſtehen in ſehr hohem Preis. Das Leben des heiligen Dominikus im Kloſter dieſes Namens, das Leben des heiligen Ignatius und „die Geſchichte des menſchlichen Herzens, wie es durch die Erbſünde entſtellt, aber für Religion und Tugend wieder neu geboren wird", bei den Jeſuiten, bilden zwei Gallerien, in welchen Cabrera ganz allein beinah alle Vorzüge der verſchiedenen Meiſter vereinigen dürfte, die Santa-Maria-Novella in Florenz und den Campo Santo in Piſa ausgeſchmückt haben. Er hat die Conturen Correggios, das Lebendige Dominichino's und das Pathetiſche Morillo's.

Noch gab es, während des 18 Jahrhunderts, eine Menge andrer ausgezeichneter Künſtler, die alle bloß aus dem eignen Genius ſchöpften, denn Akademien oder ſonſtige öffentliche Anſtalten gab's damals noch nicht. Erſt 1781 wurde eine Akademie gegründet; ſeit ihrem Beſtehen aber iſt kein großer Meiſter mehr aufgetreten.

Weniger iſt von der Sculptur zu ſagen. Die einzige bemerkenswerthe Arbeit dieſer Art im Stadt-Muſeum iſt eine Reiterſtatue Karls IV von Erz; ſie ſcheint jedoch im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen, zu ſchwerfällig. Der König ſieht ſehr aufgeblaſen aus: ein in einen Heiden umgewandelter Karl IV!

Digitized by Google

Dagegen findet ſich in der Kirche de l'Incarnacion eine Bildſäule der heiligen Jungfrau von gediegenem Silber, deren Form den koſtbaren Stoff wohl werth iſt. Auch ſieht man dort einen großen ſilbernen Kronleuchter, welchen keine londner oder pariſer Manufaktur geſchmackvoller und feiner hätte liefern können.

Das Nonnenkloſter de la Concepcion iſt eine Stadt. Mehr denn achtzig fromme Schweſtern leben dort, jede beſonders, in großen Zimmern, wie Fürſtinnen, und nehmen Die, welche die Ehre haben, ihnen vorgeſtellt zu werden, ſehr gaſtfreundlich an. Auf den nämlichen Fuß iſt das Kloſter de l'Incarnacion eingerichtet. Ehmals ſollen hier mehr als hundert Nonnen, mit dreihundert Dienerinnen, gelebt haben. Beide Schweſterſchaften machten, auf Betrieb der gewonnenen Mönche und Beichtväter, dem Iturbide freiwillig einen Theil ihrer Schätze zum Geſchenk.

Nicht weit von l'Incarnacion liegt die Alameda, ein öffentlicher Garten, wo man ſich, nach der Pracht der Springbrunnen und andrer Nebendinge dieſer Art, in einer der erſten Hauptſtädte Europas glauben könnte; die Hauptſache aber, das Baum- und Buſchwerk, hat zu viel Einförmigkeit. Der Bau und die verhältnißmäßig kleine Anzahl der Wagen, ſo wie die ſonderbare Tracht der Stutzer zu Pferd, verſetzen gar bald wieder nach Mexico.

Die Stadt hat ein leidliches Schauſpielhaus, das jedoch der Größe derſelben nicht entſpricht. Geſungen wird dort ſchlecht, aber ziemlich gut geſpielt. Es ſind drei bis vier brave Schauſpieler da, und einer, Namens Garray, ein Spanier, iſt ſogar vortrefflich.

Auch fehlt nicht ein hölzernes Amphitheater für Stiergefechte, welchen das Volk mit einem bis zum Fanatismus gehenden Jubel beiwohnt.

Die Bevölkerung Mexicos ſchätzt man auf 110—120,000 Einwohner jeder Abſtammung und Farbe, ausgenommen die ſchwarze, (der Neger,) welche verwiſcht oder verſchwunden iſt.

Neueſte Nachrichten von Dr. Siebold in Japan.

1. Schreiben von Dr. Siebold an den Baron van der Capellen.

Deſima 18 Februar 1829.

Ich hatte mir vorgenommen, Ew. Exc. dieſes Jahr bei meiner Zurückkunft nach Batavia einen ausführlichen Bericht über meine Forſchungen in dem japaniſchen Archipel vorzulegen; aber leider vernichtete in dem Augenblick, als ich mich mit den von mir unter unendlichen Schwierigkeiten erworbenen wiſſenſchaftlichen Schätzen einzuſchiffen im Begriff ſtand, ein unglückliches Ereigniß alle meine Hoffnung Europa damit zu bereichern. Ich kann Ew. Exc. über das mir zugeſtoßene Mißgeſchick nicht beſſer unterrichten, als indem ich ein an die niederländiſche Regierung in Batavia unterm 15 d. M. abgeſandtes Schreiben in Abſchrift (ſ. unten) beiſchließe. So traurig meine gegenwärtige Lage iſt, ſo gereicht mir doch zum Troſt, daß meine in 89 Kiſten verpackten naturhiſtoriſchen Sammlungen glücklich an Bord des Schiffs Cornelis Houtman, Capitän de Song, gebracht worden ſind. Ew. Exc. kennen meinen Eifer für die Beförderung der Wiſſenſchaften zu ſehr, als daß Sie nicht überzeugt ſind, daß ich Alles aufbieten werde, damit meine Reiſe in dieſen Gegenden nicht ohne Nutzen iſt. Im Fall, daß ich in meinem Unternehmen unterliege, quält mich bloß der Gedanke an eine hochbetagte Mutter, die ich dann nicht mehr unterſtützen kann. Ich nehme mir daher die Freiheit ſie der hohen Protektion von Ew. Exc. zu empfehlen und, in dieſer Hinſicht beruhigt, ſehe ich gefaßt der Entſcheidung meines Schickſals entgegen.

2. Schreiben an die niederländiſche Regierung in Batavia.

Deſima 15 Februar 1829.

Während meines Aufenthalts zu Jedo verſprach der kaiſerliche Aſtronom und Bibliothekar mir eine Abſchrift von den in den letzten zehn Jahren auf Befehl des Kaiſers nach europäiſcher Methode aufgenommenen Karten des japaniſchen Reichs zu verſchaffen; wirklich ſandte er mir ſie im Anfang des J. 1826 und im Frühjahr 1827, begleitet von einigen andern intereſſanten Werken, Krafto, die Tatarei und den Archipel Liukiu betreffend; und ich unterhielt, mit Hülfe eines Dolmetſchers, eine fortgeſetzte Correſpondenz mit dieſem Freunde europäiſcher Wiſſenſchaften. Daß trotz dieſem guten Anfang zuletzt Alles fehlſchlug, ging folgender Maßen zu: Der Aſtronom gerieth mit einem ſeiner Zeichner, den er gerade mit einer Copie für mich beſchäftigte, in Streit, und dieſer, um ſich zu rächen, klagte jenen an, daß er kaiſerliche Karten einem Fremden überliefere, was nach japaniſchen Geſetzen abſolut verboten iſt. Höhern Orts nahm man die Denuntiation an, die für den Aſtronomen, für Alle, die mir behülflich geweſen, und für mich ſelbſt von gleich unſeligen Folgen war: Der Aſtronom, ſeine Diener, die Dolmetſcher, mehrere meiner Zöglinge und andere Japaneſen, ſo wenig ſie auch mit der Sache zu thun gehabt, mußten ins Gefängniß wandern, mir wurde Hausarreſt angekündigt. Am 19 December 1828 bedeutete man mir, daß ich die erhaltenen Karten der Regierung abzuliefern hätte, und da ich zauderte, dieſem Anſinnen mich zu fügen, ſo ſchritt man zu einer Hausausſuchung. Beauftragt durch die Regierung des niederländiſchen Indiens vermöge eines Erlaſſes vom 19 April 1825, Alles zu ſammeln was ich über Religion, Naturgeſchichte, Verfaſſung ꝛc. von Japan auftreiben könnte, hatte ich während meines fünfjährigen Aufenthalts mein ganzes Privatvermögen aufgewandt, um die nöthigen Gegenſtände zu bekommen, ſo daß ich mich damals im Beſitz einer vollſtändigen Sammlung nicht nur japaniſcher Raritäten, ſondern auch vieler wiſſenſchaftlichen Werke befand, die ich zu 20,000 Gulden ſchätzte, und die ich dem Muſeum des Königs beſtimmt hatte, dem ich perſönlich damit meine Huldigung darzubringen gedachte. Vier Monate lang gelang es mir, die Anforderungen der Regierung zu umgehen und ich hoffte wenigſtens die intereſſanteſten Theile meiner Sammlung zu retten, als am letzten 20 Januar dieſe Hoffnung völlig vernichtet wurde, indem der Vorſteher der holländiſchen Faktorei den beſtimmten Befehl erhielt, vor Ausgang der eingeleiteten Unterſuchung meine Abreiſe nicht zu erlauben. Die japaniſche Regierung bot von Anfang an Alles auf, um den politiſchen Zweck, den man bei dem Erwerb der Karten argwohnte, herauszubringen; meine Correſpondenz mit dem Aſtronomen, der man ſich bemächtigt hatte, verſtärkte den Verdacht, und der Gouverneur mit ſeinen Inſtruktionsrichtern, vor dem ich mehrere Mal verhört wurde, beſtand darauf, daß ich meine Mitſchuldigen nennen ſollte. Da die Sache von der Art war, daß ſie mich nicht nur in Gefahr ſetzte, die

Digitized by Google

Frucht meiner Arbeiten zu verlieren, ſondern auch das Leben mehrerer Perſonen bedrohte, ſo entſchloß ich mich inſoweit die Wahebeit zu ſagen, als ich mich zu meinen Karten und Sammlungen bekannte, zugleich aber betheuerte, daß mein einziger Zweck dabei die Erweiterung meiner wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und die Bereicherung eines Muſeums mit intereſſanten Gegenſtänden geweſen ſey; ich wollte ſo den Verdacht beſeitigen, als ob noch Mehr im Hintergrund ſeyn könnte, indem ich noch immer einige koſtbare Dokumente beſaß, von denen man noch Nichts wußte, und die nur andere Perſonen compromittirt hätten. Ueberhaupt werde ich mir die größte Vorſicht zur Pflicht machen, namentlich ſorgen, daß unſere Regierung ganz aus dem Spiel bleibt. Den Japanern aber werde ich darzuthun ſuchen, daß meine naturhiſtoriſchen, mediciniſchen und phyſikaliſchen Forſchungen ihnen hätten ſo nützlich werden können als uns.

Der Tod des Kaiſers P..

Ueber den Tod des Kaiſers P.. von R.. ſind bereits unzählige Berichte bekannt gewoeden, von denen keine zwei einander ähnlich ſehen. Der folgende hat alle Anſprüche auf Glaubwürdigkeit, da er von einem Manne herrührt, welcher in den genaueſten Verhältniſſen mit Einem der Verſchwornen ſtand und ſich in dem Hauſe desſelben befand, als er nach der Ermordung des Kaiſers von dem Palaſte zurückkehrte. P. war einige Zeit vor ſeinem Tode äußerſt mißtrauiſch gegen Jedermann geworden, ſelbſt die Glieder ſeiner eigenen Familie nicht ausgenommen. Dieß machte es den Unzufriedenen möglich, ihn zu überreden, daß ſeine Gemahlin, die Kaiſerin, und ſein Sohn, der Großfürſt A., ſich verſchworen hätten, ihn ſeiner Krone zu berauben, und daß es nothwendig ſey, um dieſen Plan zu vereiteln, einen Befehl zu ihrer augenblicklichen Verhaftung und ſorgfältigen Bewachung zu unterzeichnen. Nachdem Dieß geſchehen war, gingen ſie zu A., ſprachen ihr Bedauern über das Mißverſtändniß aus, welches eingetreten ſey, und erklärten das Vorgefallene, indem ſie ſagten, P. habe einen heftigen Anfall ſeiner gewöhnlichen Krankheit gehabt, deren Symptome auf Wahnſinn deuteten, und man fürchte, daß er die Nacht nicht überleben werde, in welchem Falle Se. Kaiſerliche Hoheit natürlich ſogleich Ihrer Haft entlaſſen und am folgenden Morgen zum Kaiſer ausgerufen werden würde. Obwohl A. vermuthen konnte, was im Werke ſey, ſo wußte er doch, daß Vorſtellungen hier zu Nichts führen würden und ſchwieg daher. Als P. ſich des Abends in ſein Schlafgemach zurückgezogen hatte, ließen die Verſchwornen alle Wachen in dem Palaſte durch Offiziere ablöſen, die als Gemeine von P.s Regiment verkleidet waren. Nachdem Dieß geſchehen, wurde unter Zuziehung der Geiſtlichkeit die ganze Beſatzung der Stadt auf einem Platze in geringer Entfernung von dem Palaſte verſammelt und von der gefährlichen Krankheit des Kaiſers in Kenntniß geſetzt; zugleich wurde der Befehl erlaſſen, ſobald der Kaiſer geſtorben wäre, A. zu ſeinem Nachfolger auszurufen. Die vier Häupter der Verſchwornen gingen darauf in den Palaſt und fanden natürlich keinen Widerſtand, bis ſie zu einem Vorzimmer kamen, in welchem zwei vertraute Diener des Kaiſers ſchliefen, die erwachten und den Eingang zu dem Zimmer ihres Herrn mit vielem Muthe vertheidigten. Endlich wurden ſie übermannt und die Thür gerade noch zu rechter Zeit aufgeſprengt, um die Flucht des Fürſten zu verhüten, welcher den Kampf gehört hatte und durch eine geheime Thür hinter ſeinem Bett zu entwiſchen ſuchte, die durch einen unterirdiſchen Gang zu einem andern Palaſte führte. Die Verwirrung des Unglücklichen war jedoch ſo groß, daß er die Feder nicht finden konnte und den Verſchwornen Zeit ließ, bis zu ihm durchzudringen. Er war ganz angekleidet, ſelbſt bis auf die Stiefel, in denen er immer ſchlief, um nicht in der Nacht überraſcht zu werden. Als er ſah, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, fiel er auf die Knie, bat um Gnade, und verſprach Alles, was man nur verlangen würde, wenn man ihm das Leben laſſen wollte. Schon ſchwankten drei der Verſchworenen, als der vierte ausrief: „Meine Freunde, wir ſind zu weit gegangen, um jetzt noch zurück zu können; Ihr kennt den Charakter dieſes Menſchen; wenn er am Leben bleibt, ſo wird morgen kein Tod für uns zu grauſam ſeyn. Außerdem kamen wir nicht hieher, um zu unterhandeln, ſondern um unſer Land von einem Tyrannen und einem Ungeheuer zu befreien. Denkt an Eure Freunde und Verwandten, die jetzt eine erbärmliche Exiſtenz in Sibirien hinſchleppen; ich bin entſchloſſen.“ Damit ſchlug er mit einer Sattelpiſtole, welche er in der Hand hatte, den Kaiſer gegen die Schläfe, worauf die Uebrigen über ihn herfielen und ihn mit einer Schärpe erdroſſelten. Darauf legten ſie ihn auf das Bett und verließen ihn. Die Nachricht von ſeinem Tode wurde den Truppen zugeſandt, die noch in derſelben Nacht den Großfürſten A. zum Kaiſer ausriefen. Die Offiziere, welche die Wacht in dem Palaſte übernommen hatten, blieben unentdeckt, und die Häupter der Verſchwörung verließen am folgenden Morgen St. P. Die beiden Diener, welche ihren Herrn zu vertheidigen geſucht, wurden ſogleich von ſeiner Witwe in ihre Dienſte genommen und blieben ſeitdem beſtändig in ihrer Umgebung.

Die Abenteuer Hatim Tai's.

Eines der merkwürdigſten Bücher, welche wir der londner Geſellſchaft zur Ueberſetzung und Herausgabe von Werken aus den orientaliſchen Sprachen verdanken, iſt der kürzlich erſchienene perſiſche Roman „Die Abenteuer Hatim Tai's“ (The Adventures of Hatim Tai, a Romance, translated from the Persian by Duncan Forbes. Lond. 1830. 4.). Feen, Geiſter und Rieſen, Drachen, Zauberer und alle die Wunder, welche die glühende Phantaſie des Orients erſchuf, wechſeln wie in einer Laterna Magica und laſſen dem Leſer, wenn ſie auch weder ſein Gemüth noch ſeinen Verſtand befriedigen, wenigſtens gewiß keine Zeit zur Langweile. Hatim, der Held des Ramans, war ein Araberhäuptling, der in dem ſechſten Jahrhundert nach Chriſti G. gelebt haben ſoll, und deſſen Name bis auf dieſen Tag noch ſprichwörtlich für die ritterlichen Tugenden der Großmuth und Tapferkeit iſt. Ein moraliſcher Schriftſteller des zwölften Jahrhunderts ſagt von ihm: „Hatim war freigebig, tapfer, weiſe und ſieghaft. Wann er focht, ſiegte er; wann er plünderte, führte er die Beute davon; wann er gebeten wurde, gab er; wann er den Pfeil abſchoß, traf er das Ziel; und Wen er zum Gefangenen machte, dem ſchenkte er die Freiheit.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 108 und 109. 18 und 19 April 1830.

Die griechiſche Revolution und die europäiſche Diplomatik *).

II. Definitive Grenzbeſtimmung des griechiſchen Staats.

Der Vertrag von Adrianopel entſchied das Schickſal von Griechenland. Keine Unterhandlungen mit den Türken gelangen oder ſind je gelungen, als ſolche, welche die Folge einer von ihnen erlittenen Niederlage waren. Nachdem man den Triumph von Navarin, der, gehörig benützt, Griechenlands Befreiung zwei Jahre früher bewirkt haben würde, für ein verdrießliches Ereigniß erklärt hatte, ſo eigneten ſich die Ruſſen mit ihrem unzweifelhaften und unbeſtrittenen Erfolge, da ſie das Flammenbild des Siegs in den Conferenzſaal ſtellen konnten, allein noch zu Unterhändlern. Der Sultan verſtand ſich zur Räumung von Griechenland, wie er ſich zur Schleifung der Donaufeſtungen verſtand — durch Capitulation, aber unterhandelt hätte er darauf nimmermehr anders, als mit der Schärfe des Schwerts. Dieß Reſultat ſtrafte ſo ganz und gar alle Berechnungen und Erwartungen Derer Lügen, die ſich auf die Vernünftigkeit der Pforte und die Macht der diplomatiſchen Kunſt verließen; es erſcheint als eine ſo bittere Satire auf alle Verſuche durch die Beredſamkeit der Geſandten, durch die Kinderei mit Austauſch von Spielſachen und Shawls, durch Hofmummerei

*) Der von uns in Nro. 44 folgg. des Ausl. mitgetheilte Artikel des Foreign Quarterly Review, als deſſen Verfaſſer man neuerdings den Lord Dudley nennt, wirft zu viel Licht auf das wichtigſte Ereigniß unſerer Zeit, als daß wir die in Nro. X desſelben Journals gelieferte Fortſetzung unſern Leſern vorenthalten ſollten. Bekanntlich berichtigte Sir Edward Codrington in einem Briefe an den Herausgeber einige Angaben des frühern Artikels, worin ſich Irrthümer eingeſchlichen hatten. Obgleich dieſe Berichtigungen zum Theile von keiner ſehr weſentlichen Bedeutung ſind, ſo glauben wir doch der Vollſtändigkeit und Genauigkeit wegen ſie nicht übergehen zu dürfen. Sie beziehen ſich auf folgende Punkte. 1) Es war behauptet worden, (ſ. Ausl. S. 217), der Admiral habe ſeine Inſtruktionen vom 12 Juli am 10 Auguſt 1827 empfangen; Dieß iſt wahr; allein dieſe Inſtruktionen auszuführen erlaubte ihm erſt eine nachträgliche Vollmacht, die er unterm 7 September von Stratford Canning erhielt, und auf die er mit der engliſchen Flotte allein auf der Höhe von Hydra wartete. An demſelben Tage lief die egyptiſche Flotte in Navarin ein. 2) Die erſten Maßregeln, welche die Admirale gegen die Türken trafen, geſchahen nicht in Folge des Protokols vom 4 September, denn dieß kam ihnen erſt am 23 des M. zu, ſondern einzig und allein in Folge des Traktats ſelbſt und der erſten Inſtruktionen vom 12 Juli. 3) Das Protokol vom 4 September bevollmächtigte die Admirale bloß, den Rückzug der ottomaniſchen Streitkräfte aus Griechenland unter ihre Garantie zu nehmen, nicht aber feindliche Expeditionen von einem Punkte der Küſte nach dem andern zu verhindern. Dieß war eine Deutung des Traktats vom 6 Juli, die ſich Codrington ſelbſt machte, und wegen der er unterm 13 September bei ſeiner Regierung anfragte, die unterm 16 Oktober dieſe Anſicht genehmigte. Da er aber die betreffende Depeſche erſt am 8 November in Malta erhielt, ſo ſieht man wieder, daß er bis dahin — bei der faſt abſichtlichen Zweideutigkeit der Inſtruktionen — ſo ziemlich auf eigene Verantwortlichkeit handeln mußte. Am 19 September erklärte Sir Edward dem türkiſchen Befehlshaber ſchriftlich ſeinen Entſchluß, jede feindſelige Bewegung gegen Griechenland zu verhindern, und als am 22 September die franzöſiſche Flotte zu ihm ſtieß, wiederholte er in Gemeinſchaft mit Admiral Rigny dieſe Erklärung. 4) Vor dem Einlaufen in die Bai von Navarin ſandten die Admirale durch Obriſt Cradock einen Warnungsbrief an Ibrahim Paſcha; der Brief wurde aber uneröffnet zurückgebracht, mit der Antwort, Niemand wiſſe, wo Ibrahim ſich befinde. Dieſer Umſtand war (ſ. Ausl. 226) vergeſſen. Zum Beſchluß bemerkt der Admiral, daß der von ihm in Alexandria abgeſchloſſene Traktat keineswegs, wie der Verf. unſers Artikels (ſ. Ausl. S. 255) beſage, ein nutzloſes Stück Papier geweſen ſey, da er die Räumung Moreas von der egyptiſchen Armee auf friedlichem Wege und auf Koſten des Vicekönigs von Egypten zur Folge gehabt, ſo daß den Franzoſen bloß die Feſtungen übrig geblieben. Aus Allem geht hervor, daß der Admiral ſich in ſeiner ſchwierigen Lage als ein Mann von ehrenhaftem, entſchloſſenem Charakter benahm; was ihm in den Augen ſeines Miniſteriums aber zum Vorwurfe gereicht, iſt, daß er die Mangelhaftigkeit ſeiner Inſtruktionen, als eine Aufforderung Nichts zu thun, nicht verſtand, ſondern raſch handelte. Daher ward ihm nicht nur keine Anerkennung zu Theil, ſondern man ſparte auch keine Verleumdung, um ſeinen Charakter herabzuwürdigen. So ſtreute man unter Anderem das Gerücht aus, der Admiral Heiden habe den Schlachtplan gemacht und Codrington ſey — ſo zu ſagen — von den Ruſſen übertölpelt worden. Der Grund aber, warum der S c h l a c h t p l a n nach einer franzöſiſchen Karte von der Bai von Navarin entworfen wurde, iſt nicht, weil der ruſſiſche oder franzöſiſche Admiral ihn entwarfen, ſondern weil der britiſche Admiral fand, daß die Karte, mit welcher Rigny verſehen war, beſſer ſey, als die, welche er ſelbſt beſaß.

Digitized by Google

und Aufwartungen zum Zwecke zu kommen, daß der zehnte Artikel des Traktats von Adrianopel, welcher den Beitritt der türkiſchen Regierung zum Traktat von London ausſprach, faſt eben ſo beleidigend für die beiden andern Contrahenten lautete, als der ſiebte Artikel, welcher aus „unſerm alten Alliirten“ einen Vaſallen des Czars machte. Sofort ſtellte man dem Gebieter des bewaffneten Unterhändlers in Adrianopel vor, die Vollziehung des londner Vertrags wäre Nichts, was Rußland allein anginge, ſondern was von den drei Verbündeten gemeinſchaftlich betrieben werden müßte, und nach einigem diplomatiſchen Schmollen über die ruſſiſche Anmaſſung kam man überein, den Sitz der Conferenzen nach London zu verlegen, ohne daß jedoch die hohe Pforte, wie in den Beſtimmungen des angeführten Artikels lag, berechtigt oder aufgefordert werden ſollte, durch Bevollmächtigte bei Erledigung der Sache mitzuwirken.

Die Hartnäckigkeit des Sultans, der den diplomatiſchen Predigten des franzöſiſchen und engliſchen Cabinets, ſelbſt als ihm bereits die eilfte Stunde geſchlagen, noch immer ſein Ohr verſchloß, und den Scharfſinn ſeiner nicht zu ermüdenden guten Freunde vor Europa einiger Maßen bloß ſtellte, entband ſie dadurch nicht bloß von der Verpflichtung, auf ſeine Wünſche Rückſicht zu nehmen, ſondern brachte auch in ihnen eine Art Erbitterung hervor, welche ſie geneigt machte, einen Schritt weiter zu thun, als ſie Anfangs ſelbſt gedacht hatten, oder als ſie ſich hätten aller Wahrſcheinlichkeit nach durch Gründe einer aufgeklärten Politik beſtimmen laſſen. Bis dahin kam die gänzliche Unabhängigkeit des neuen griechiſchen Staats bei ihnen kaum in Betracht, trotz den achtungswertheſten Stimmen in Europa, die ſich in dieſem Sinne vernehmen ließen, und trotz ihrer eigenen Ehre, die bei der glänzenden Ausführung ihres Werks betheiligt war; ſie ſchienen vor dem Worte Independenz denſelben Abſcheu zu empfinden, wie der Geſchichtſchreiber jener Independenten, die zur Zeit der Stuarts die Kirche und Monarchie von England über den Haufen warfen, wenn er auf die Frage: quid sit independentia? antwortete: est genus generalissimum omnium errorum, haeresium, blasphemiarum et schismatum. Wider dieſen Irrthum, dieſe Ketzerei, dieſe Blasphemie und dieſes Schisma gegen den Glauben an die muſelmänniſche Oberherrlichkeit über ein chriſtliches Volk proteſtirte das Protokol vom 22 März — die letzte von Seiten der Verbündeten dem Sultan vorgelegte Urkunde — worin die Tributpflichtigkeit Griechenlands unter der Souveränität der Pforte anerkannt, und dem neuen Staat eine Art Hoſpodarregiment zugedacht wird. Allein als der Sultan dieſe günſtigen Bedingungen zurückwies, als die Partei der Independenten durch die öffentliche Erörterung immer mehr Stärke gewann, als der ruſſiſche Feldherr einen Thron zur Verfügung ſtellte, ging auch eine Veränderung in den Anſichten unſrer Diplomaten vor. Der neue franzöſiſche Premierminiſter, der ſich gegen die engliſche Regierung als Geſandter in London ſo gefällig benommen hatte, fühlte in ſeinen jetzigen Verhältniſſen die Verantwortlichkeit wegen des Zuſammenwirkens ſeiner Vorgänger in der griechiſchen Angelegenheit mit Rußland, welche nun auf ihm ruhte; er ſah voraus, daß er der franzöſiſchen Nation Rede ſtehen müßte, wenn ſie von ihm zu wiſſen begehrte, was die Früchte der Expedition nach Morea wären; ob es ſich verlohnte, für eine militäriſche Ausrüſtung ſo große Summen zu verſchwenden, einer proviſoriſchen griechiſchen Regierung ſo beträchtliche Hülfsgelder zufließen zu laſſen, damit es am Ende auf eine Hoſpodarſchaft in Athen hinausliefe, während dieſelbe in den Donauprovinzen abgeſchafft wurde; kurz, Hr. von Polignac, der an die neue Wendung der Dinge dachte und einen Tag der Rechenſchaft fürchtete, neigte ſich mit einem Mal zu der lang verworfenen Ketzerei der griechiſchen Unabhängigkeit. Der Herzog Laval-Montmorency, der von Wien nach London verſetzt wurde, erhielt die ausdrückliche Weiſung, nur auf dieſe Grundlage zu unterhandeln. Da inzwiſchen die engliſche Regierung auf dieſelbe Anſicht gekommen war, und der Sultan nicht gefragt zu werden brauchte, ſo erfuhr die Sache keine Schwierigkeit. In der That, hätte dieſelbe ein anderes Ende genommen, ſo wären wir berechtigt geweſen zu vermuthen, daß die hohen Verbündeten des neuen Kreuzzugs ſich gleich den Schaaren Peters des Eremiten eine Gans und eine Ziege *) zu Anführern erkoren hätten.

Nicht ſo leicht verſtändigte man ſich über die Grenzen des neuen Staats. Das Protokoll vom 2 März hatte die Nordgrenze durch eine queer über das Gebirg vom Golf von Volo nach dem Golf von Ambracien gezogene Linie beſtimmt. Allein dieſe Grenzbeſtimmung, abgeſehen davon, daß ſie nur proviſoriſch war und demnach einer Reviſion bedurfte, ſetzte voraus, daß bei der endlichen Erledigung der Frage Griechenland der Pforte lehens- und zinspflichtig bliebe. Dieſen letztern Punkt hatte man aber beſeitigt und ſo verlangte die Billigkeit, der Pforte für dieſen Verluſt in der engern Begrenzung einen Erſatz zu gewähren. Nachdem man ſich nun in den Verhandlungen mit Karten, Planen und Zirkel auf dem Tiſch waidlich herumgeſtritten, nachdem man dort den Zug eines Gebirges, hier den Lauf eines Fluſſes unterſucht, nachdem man die Geſandten, von welchen über denſelben Gegenſtand in Poros Nachforſchungen angeſtellt worden waren, zum Berichterſtatten veranlaßt, nachdem man ſich alle Mühe gegeben, auszurechnen, wie viel türkiſche Seelen in dieſer Stadt oder jenem Dorfe herbergten, wie viel griechiſche Freibeuter oder Hirten in jenem Thal oder dieſer Bergfeſte lagerten — ward beſchloſſen im Rathe der Schickſalsrichter von Griechenland, daß das Gebiet der neuen Souveränität beſchränkt werden und ſich nicht über Theſſalien oder Akarnanien erſtrecken ſollte. Statt daß alſo die Linie die Gebirge zwiſchen dem Golf von Volo und Arta durchſchnitt, beginnt ſie jetzt in N O vom Golf von Zeituni und geht nordweſtlich bis Brachori nach dem Ufer des Achelous oder Aſpropotamos durch das Thal dieſes Fluſſes, dem ſie folgt, bis er ſich nördlich

*) Gibbon's history of the Decline and Fall of the Roman empire Cap. LVIII. Fuit et aliud scelus detestabile in hac congregatione pedestris populi stulti et vesanae levitatis: anserem quendam divino spiritu asserebant afflatum et capellam non minus eodem repletam et hos sibi duces secundae viae fecerant. Albert. Aquens. L. 1. Cap. 31.

Digitized by Google

vom Golf von Patras, in der Nähe des Caps Skropha, weſtlich von Miſſolonghi, in's Meer ergießt. In der Gewalt der Türken bleibt ſomit die Provinz Akarnanien, die Stadt Vonizza und das ganze Land gegenüber von Maura, Ithaca und Cephalonia *).

(Schluß folgt.)

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Sechſte Vorleſung.

Sokrates. Platon. Herodot. Xenophon. Hippokrates. Ktesias.

Anaxagoras erhob ſich zuerſt zu dem Gedanken einer die Materie ordnenden Intelligenz; ſein berühmteſter Schüler war Sokrates. Dieſer legte ſich nicht ſelbſt auf die Naturwiſſenſchaften; gleichwohl trug er zu der großen Wendung, welche ſie bald darauf nahmen, mehr als irgend Jemand bei, und man darf wohl ſagen, daß Sokrates dem Ariſtoteles den Weg gebahnt habe. Die in Athen eingeführte eleatiſche Schule hatte durch ihre dortige Entartung die Sophiſten ins Leben gerufen, die durch Spitzfindigkeiten über die klarſten Begriffe Unſicherheit verbreiteten. Dieſe zu bekämpfen machte ſich Sokrates zum Hauptgeſchäft, wobei er ſich beſonders des Mittels bediente, die Bedeutung jedes vorkommenden Ausdruckes genau zu prüfen. Dadurch ſchuf er eine ſcharf beſtimmte Sprache und leiſtete ſomit den poſitiven Wiſſenſchaften einen ungemeinen Vorſchub. Sokrates verdankt man die Einführung des fruchtbaren, für die Naturwiſſenſchaft von den höchſten Folgen geweſenen Princips der „Endurſache," der „letzten Bedingung." Er ſelbſt ſagt, daß er auf dieſe Idee durch Leſung einer Schrift des Anaxagoras über „den Geiſt der die Welt geordnet hat" gekommen ſey. Wenn das All, dachte er, Werk einer Vernunft iſt, ſo müſſen ſeine Theile mit einander übereinſtimmen, und nach einem gemeinſchaftlichen Ziel abzwecken. Jedes organiſirte Weſen muß alſo mit allen andern in einer nothwendigen Beziehung ſtehen, und überdieß in ſich ſelbſt alle Bedingungen tragen, welche es tauglich machen, die ihm zugewieſene Stelle auszufüllen.

Das Princip der Endurſache hat ſpekulative Geiſter bisweilen irr geführt, indem ſie ſich durch dieſes Mittel der Nothwendigkeit unmittelbarer Beobachtung enthoben glaubten; noch häufiger aber hat es auf nützliche Entdeckungen geleitet, und in jedem Fall Unterſuchungen, die an ſich ſehr trocken geweſen wären, Intereſſe verliehen.

Sokrates, geboren im Jahr 469 vor Chriſtus, ſtarb 399, drei Jahre nach Beendigung des peloponneſiſchen Kriegs. Seine Schüler verließen Athen und begaben ſich nach Megara, und einigen andern Städten. Sie gründeten verſchiedne Schulen, deren bekannteſte die cyrenaiſche, die megariſche, die cyniſche, und vor Allem die akademiſche ſind.

Antiſthenes, Gründer der cyniſchen Schule, ſtellte den Satz auf: der Zweck der Philoſophie ſey, den Menſchen das wahre Gut kennen zu lehren, dieſes aber ſey die Tugend, zu deren Beſitz man bloß durch Zügelung aller ſinnlichen Neigungen kommen könne.

Die cyrenaiſche Schule, von Ariſtipp gegründet, befaßte ſich ebenfalls mit dieſem höchſten Gut, behauptete aber, daſſelbe könne nur durch eine gemäßigte Hingabe des Menſchen an ſämmtliche natürliche Begierden erreicht werden.

Die megariſche Sekte ging auf der Bahn der eleatiſchen, und verlor ſich in Spitzfindigkeiten der Dialektik.

Die akademiſche Sekte wurde von Platon, dem jüngſten Schüler des Sokrates, geſtiftet. Derſelbe war beim Tod ſeines Lehrers nur 29 Jahre alt. Verbannt zog er ſich nach Megara, hierauf nach Cyrene zurück, von wo er Egypten bereiſete und Schüler der dortigen Prieſter wurde, die trotz der Niederdrückung durch Kambyſes immer noch Reſte ihres alten Wiſſens bewahrten. Von Egypten ging er nach Großgriechenland und ſtudirte in der Schule der Pythagoräer unter Timäus von Lokri und Archytas von Tarent. Bereits, eh' er Megara verlaſſen, hatte er ſich unter Euklides, einem ältern Schüler des Sokrates, in der Dialektik geübt.

Platon's Geiſt wandte ſich von der Natur mehr zur Dichtung und Fabel, als zu den beobachtenden Wiſſenſchaften und dem Calcul. Doch hatte er von ſeiner Verbindung mit den Pythagoräern her große Achtung vor der Geometrie, und ſah dieſelbe als Einleitung zur Philoſophie an. In den meiſten ſeiner Schriften beſchäftigt er ſich mit Betrachtung der Fähigkeiten des Menſchen, der Ideenbildung und der Natur der Seele. Obwohl viele ſeiner Gedanken dem Anaxagoras, den Pythagoräern und ſelbſt der eleatiſchen Schule entlehnt ſind, ſo iſt ſeine Lehre doch der Hauptſache nach neu. So ſtellt er z. B. den Satz auf, daß die allgemeinen Vorſtellungen des Menſchen nichts durch Erfahrung Gewonnenes, ſondern Erinnerungen von dem Zuſtand her ſeyen, wo unſer Geiſt mit dem Geiſt Gottes vereint war, von welchem er nur eine Ausſtrömung ſey. In der Gottheit waren alſo die allgemeinen Vorſtellungen zum Voraus da. Zu einer gewiſſen Zeit durchdrangen ſie dann die Materie, die ebenfalls ewig iſt, und aus dieſer Befruchtung entſtand die Seele der Welt und die Seele jedes einzelnen organiſirten Weſens. Man ſieht leicht, daß bei einer ſolchen Grundlage Platon nothwendig zu einer Naturlehre und Naturgeſchichte a priori, die folglich von der Wahrheit gar weit entfernt war, geführt werden mußte. Die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens über dieſe Gegenſtände ſind im Timäus, einem ſeiner Dialogen, dargelegt.

Derſelbe beginnt mit einem von Kritias angeführten Bericht, welcher dem Solon von einem Prieſter aus Sais, der angeblichen Geburtsſtadt des Cekrops, gemacht worden ſeyn ſoll. Nach dieſem Bericht war Sais vor 10,000 Jahren (vor Solon) durch Auswanderer aus Attika gegründet worden. Seit jener Zeit, ſagte der Prieſter, wären oft Ueberſchwemmungen entſtanden, welche nach und nach alle Gedenkzeichen der Menſchen zerſtört hätten; nur Egypten ſey in dem allgemeinen Unglück verſchont geblieben und beſitze daher noch ſeine ganze Geſchichte. Es iſt nicht nöthig, die Ungereimtheit der Behauptung zu zeigen, daß ein kaum über den Meeresſpiegel erhabnes Land bei einer Ueberſchwemmung, die höher gelegne Länder verwüſtete,

*) Strab. Lib. X, 2.

verſchont geblieben ſeyn ſoll. Indeſſen leuchtet doch auch hier das verwirrte Andenken an große auf der Erdoberfläche Statt gefundne Umwälzungen hervor, ſo wie aus der ebenfalls in Timäus ſich findenden Sage von der durchs Meer verſchlungenen Atlantis.

Nachdem Kritias ſeinen Bericht geendet, nimmt Timäus das Wort, und ſteigt zu einer noch viel ältern Weltſchöpfung hinauf. Die Welt, ſagt er, wurde von der Gottheit gebildet: ſie geht zugleich von dem Sohn, der ſie gemacht, und von dem Vater, der das Vorbild dazu gab, aus.*) Als der Geiſt, der von Ewigkeit her war, die Materie durchdrang, welche ebenfalls keinen Anfang hat, entſprang aus dieſem Zuſammentreffen die Weltſeele. Sonach hat die Welt in ſich ihren Urgrund der Bewegung, und überdieß alle Lebensbedingungen eines organiſirten Weſens: ſie iſt ein wirkliches Thier.

Timäus nimmt alſo die Materie als vor der Schöpfung vorhanden an, eine Anſicht die im Allgemeinen allen alten Philoſophen eigen war, ſelbſt denjenigen, welche an eine von der Welt verſchiedne Gottheit glaubten.

Der Stoff aller Körper, fügt der Pythagoräer (Timäus) bei, beſteht aus vier Elementen: Luft, Erde, Feuer und Waſſer. Jedes dieſer Elemente verdankt ſeine beſondern Eigenſchaften der Geſtalt ſeiner kleinſten Theilchen, welche beim Feuer pyramidalartig, würfelförmig bei der Erde, octaedriſch beim Waſſer und icoſaedriſch bei der Luft iſt. Jedes dieſer Theilchen zerfällt wieder in Tetraeder, ſo daß eigentlich das ganze Weltall aus dreieckigen Pyramiden beſteht.

Man ſieht, daß dieſe Vorſtellung ſehr an die Grundzüge der heutigen Kryſtallographie erinnert; wie es denn überhaupt beinah kein wiſſenſchaftliches Grundgeſetz giebt, das nicht auf dieſe Art von den Alten zum Voraus errathen worden wäre; aber all dieſe Grundgeſetze förderten die Wiſſenſchaft nur dann, als ſie aus der Erfahrung und Beobachtung abgeleitet worden waren. So lang man dieſelbe a priori aufſtellte, trugen ſie durchaus keine Frucht.

Endlich kommt Timäus auf den phyſiologiſchen und pſychologiſchen Theil ſeiner Lehre zu ſprechen. Zwiſchen dieſen beiden Seiten der Erſcheinung nimmt er keinen Unterſchied an, wobei man ſich erinnern muß, daß vor Ariſtoteles überhaupt die größte Verwirrung in der Wiſſenſchaft herrſchte. Erſt dieſer bewundrungswürdige Mann dachte auf eine Claſſification des menſchlichen Wiſſens, und gab hievon in ſeinen Werken die Probe.

Gott hatte die Weltſeele erſchaffen, indem er in die formloſe Materie die durch ſich ſelbſt exiſtirenden Ideen ausſtrömen ließ; aus dieſer Vereinigung entſprangen noch außerdem die Seelen der einzelnen organiſchen Weſen, die in Beziehung zu der Weltſeele ſtehen, wie die Tropfen am Rand eines Gefäſſes in Beziehung zu der darin enthaltenen Flüſſigkeit ſind. Die Menſchen-Seelen wurden auf die verſchiednen Planeten vertheilt; diejenigen, welche die Erde zum Aufenthalt erhielten, ſind dort in einem Art Prüfungszuſtand. Sie mit Leibern zu bekleiden, deren ſie früher nicht bedurft hatten, ward den niedern Gottheiten aufgetragen.

Dem Menſchen wurden drei Seelen: eine vernünftige, eine empfindende oder leidenſchaftliche, und eine grobe oder pflanzliche. Die vernünftige Seele wohnt im höchſten Theil des Leibes, wo ſie dem Himmel, von welchem ſie ſtammt, am Nächſten iſt. Der Kopf, ihr Sitz, iſt — wie die Welt — zugerundet. Die leidenſchaftliche Seele hauſet in der Bruſt; ihr Hauptſitz iſt das Herz. Vermöge ihrer Gewaltthätigkeit würde ſie ſtets drauf aus ſeyn, die vernünftige Seele zu beherrſchen; ihr beiderſeitiger Verkehr iſt aber, um derlei Unordnungen vorzubeugen, durch die Enge des Halſes ſehr erſchwert. Die grobe Seele, deren Trachten nur auf die Materie gerichtet iſt, wohnt im Unterleib. Beide letztern Seelen haben ihren Beſchwichtiger: die Lungen, ſtets durch die eingezogne reine Luft erfriſcht, befinden ſich neben dem Herzen; neben dem Magen, dem Hauptſitz der groben Seele, iſt einerſeits die Leber, andrerſeits die Milz, welche die Unreinigkeiten aufnimmt, welche jenen verhindern würden, ſein Geſchäft gehörig zu vollziehen.

Nach dieſem eigenthümlichen Syſtem der Phyſiologie kommt Das, was man den zoologiſchen Theil des Werkes nennen könnte. Timäus ſucht die Urſache von der verſchiedenen Geſtaltung der Thiere, und ſetzt bei dieſer Gelegenheit die Anſicht der Pythagoräer über die Seelenwanderung aus einander. Durch die erſte Verwandlung werden die leichtſinnigen und ungerechten Männer in Weiber verkehrt; durch die zweite in Thiere, und zwar gehen ſie nach dem Grad ihrer Verſchuldung in Vögel oder Vierfüßler über; die am Meiſten Befleckten, die nicht einmal mehr werth ſind, die Luft des Himmels zu athmen, werden zu Fiſchen. Mittelſt dieſer Reihenfolge von Verwandlungen erklärt Timäus die Aehnlichkeit zwiſchen den Thieren verſchiedner Gattung; dieſe Aehnlichkeit rührt ihm zufolge nicht nur daher, daß ſie insgeſammt eine ähnliche Seele haben, ſondern

*) Mit dieſen ſehr uneigentlich ausgedrückten Worten ſcheint Cuvier auf folgende Stelle des Timäus anzuſpielen: „Alles Entſtandene ſetzt eine Urſache voraus, denn eine Entſtehung ohne Urſache iſt unmöglich. Wenn nun der Bildner von irgend Etwas das Unveränderliche vor Augen hat, und, dieſes ſich zum Muſter nehmend, das Bild und Weſen dieſes Muſters ausdrückt, ſo wird er Alles ſchön vollenden; wenn er aber auf das Entſtandene blickt, und dieſes ſich zum Muſter nimmt, nicht ſchön. . . . . Nun iſt die Welt nicht von Ewigkeit, ſondern entſtanden, denn ſie iſt etwas Körperliches. Den Erzeuger und Vater (τ'ον ποιητην και πατέρα) der Welt zu finden iſt ſchwer; und unmöglich, wenn man denſelben gefunden, ihn Allen deutlich zu machen. Zuvörderſt iſt zu ſehen, nach welchem Muſter der Gründer ('ο τεκταινόμενος) der Welt dieſelbe gemacht habe, ob nach dem Ewigen und Unveränderlichen, oder nach etwas Entſtandenem. Iſt die Welt ſchön und ihr Bildner gut, ſo ſchaute er nach dem Ewigen; wenn aber nicht, (was jedoch nur auszuſprechen ein Frevel wäre) ſo ſchaute er nach dem Entſtandenen. Offenbar alſo blickte er nach dem Ewigen; denn die Welt iſt ja das Schönſte, was je entſtand, und jener (der Bildner) der beſte von allen Urhebern. Die Welt muß alſo das Vorbild von Etwas in ſich tragen; dieſes Vorbild aber iſt vortrefflich u. ſ. w."

Ueberall erſcheint die Welt ſelbſt als jenes Gewordne oder Entſtandene (γεγονο'ς), was Cuvier mit „Sohn" ausdrückt, und von einem zwiſchen der Gottheit und der Welt ſtehenden Schöpfer iſt hier noch nirgends die Rede.

Digitized by Google

auch daher, daß jedes in ſeinem gegenwärtigen Zuſtand von dem frühern Etwas beibehält.

Die Seele der Pflanzen, (wobei man ſich erinnern muß, daß dieſes Wort im weitern Sinne Nichts bedeutet, als einen innern Grund der Bewegung;) — die Seele der Pflanzen ſteht der Erhaltung, dem Wachsthum, der Fortpflanzung vor. Den Pflanzen kommt dieſe Seele allein zu. Die Thiere haben außer ihr noch die empfindende oder leidenſchaftliche, und nur der Menſch beſitzt noch überdieß eine vernünftige Seele.

So findet man denn im Timäus die drei Claſſen der Lebenserſcheinungen, welche man jetzt organiſches, thieriſches und intellektuelles Leben nennt, ſchon ſehr klar angedeutet. Allein immer handelt es ſich hier eigentlich noch nicht um Wiſſenſchaft, oder höchſtens um eine Wiſſenſchaft a priori. Wenn die Vorſtellungen des Menſchen wirklich Erinnerungen ſind, ſo hat dieſer nicht nöthig ſich auf Beobachtung der Außenwelt zu legen, ſondern kann jene zur Noth in völliger Abgeſchiedenheit vom Aeußern gewinnen. Bei dieſer Anſicht vermochte die platoniſche Schule den Naturwiſſenſchaften begreiflicher Weiſe keinen ſonderlichen Nutzen zu bringen; ja man kann ſagen, daß ſie denſelben ſogar entgegen war, indem ſie der Verbreitung der Lehrſätze des Ariſtoteles in gewiſſer Hinſicht entgegenwirkte.

Platon ſtarb im 81 Jahre, 348 vor Chriſtus. Ariſtoteles, ſein Schüler, war ſein Nachfolger. Ehe wir jedoch dieſen großen Mann näher in's Auge faſſen, müſſen wir der Arbeiten einiger ſeiner Vorgänger gedenken, von welchen zu ſprechen ſich bisher keine Gelegenheit darbot. Einige derſelben gehören gar keiner beſondern philoſophiſchen Schule an; andere jenen Asklepiaden, von welchen bereits die Rede war. Unter den erſtern müſſen vornehmlich Herodot und Xenophon genannt werden.

Herodot, der älteſte Schriftſteller in Proſa, deſſen Werke auf uns gekommen ſind, ward zu Halykarnaß in Karien, 484 vor Chriſtus geboren. Er durchreiſte nach einander einen Theil von Aſien, Egypten und Griechenland, und in ſeinen Schriften finden ſich die erſten poſitiven Thatſachen der Naturgeſchichte. Das egyptiſche Krokodil und mehrere andre Thiere dieſes Landes beſchrieb er ziemlich gut. Auch vom Nilpferd ſpricht er, doch ſind ſeine Angaben hierüber weniger genau. Ariſtoteles benützte dieſe Beſchreibungen und führt einige derſelben beinahe wörtlich an.

Xenophon hat ſich noch ins Engere mit der Naturwiſſenſchaft befaßt. Er war 445 geboren, und Schüler des Sokrates. Zu denjenigen ſeiner Schriften, die uns hier intereſſiren, gehört beſonders ſein Buch über die Jagd. In demſelben giebt er über manche Thiere Nachweiſungen, die wir nirgends ſonſt finden. Er handelt über die verſchiednen Arten der Jagdhunde, über die beiden Arten von Haſen, die im Peloponnes vorkamen; lehrt das verſchiedne Wildpret kennen, giebt die gewöhnlichen Lager des Rothwildes, die Liſten, die es anwendet, um den Jägern zu entkommen, endlich ſeine Vertheidigungsmittel an. Ohne dieſes Buch hätten wir über eine ſehr wichtige Thatſache der Zoologie bloße Vermuthungen; darüber nämlich, daß manche wilde Thiere ehmals unter Himmelsſtrichen lebten, welche von denjenigen, unter welchen ſie jetzt vorkommen, ſehr verſchieden ſind. Zu Xenophons Zeit gab es in Macedonien und den nördlichen Gegenden Griechenlands Löwen, Panther, Schakals und andre Thiere, die gegenwärtig nur noch in Afrika vorhanden ſind.

Noch haben wir von zwei Schriftſtellern zu ſprechen, deren Arbeiten dem Ariſtoteles nützlich werden konnten, und welche beide dem Geſchlecht der Asklepiaden angehörten, nämlich von Hippokrates und Kteſias.

Hippokrates iſt, wie geſagt, nicht Urheber aller unter ſeinem Namen vorkommenden Schriften. Geboren zu Kos 460 vor Chriſtus, ſtarb er, beinah hundert Jahre alt, in Theſſalien. Während ſeines langen Lebens konnte er Sokrates, Platon, ja ſogar Ariſtoteles kennen lernen, welcher am Hof des Königs von Macedonien lebte, eben als er ſelbſt, wegen der Krankheit des Perdikkas, dorthin berufen wurde. Man hat wenig Gewiſſes über das Leben dieſes großen Arztes; aus ſeinen Schriften ſieht man, daß er viel gereiſet war, doch ſcheint er nie nach Egypten gekommen zu ſeyn. Glänzende Anerbietungen, welche ihm der König von Perſien machte, ſoll er ausgeſchlagen haben, um ſich ganz ſeinem Vaterland zu widmen. Auch, heißt es, ſey Athen durch ihn von einer großen Seuche befreit worden, was jedoch nicht die große Peſt von 430 geweſen zu ſeyn ſcheint, denn Thucydides, der Beſchreiber der letztern, erwähnt des Hippokrates nirgends. In Allem, was Hippokrates über die Heilkunſt im engern Sinn des Wortes ſagt, iſt er wahrhaft bewunderungswürdig, wogegegen er in der Anatomie eine Schwäche zeigt, die in Erſtaunen ſetzt. Seine Unkunde in dieſem Fach ſcheint wirklich noch größer, als diejenige des Platon; wenigſtens fällt ſie mehr auf, da er mehr ins Einzelne gehen muß. Einige ſeiner Irrthümer rühren ſichtlich von unvollſtändiger Beobachtung her; andre aber ſind ganz aus der Luft gegriffen, ſo z. B. ſeine Beſchreibung der Blutgefäße. Ein ſolches ſoll ſich nach ihm von der Stirne nach der vordern Seite des Armes hinziehen; ein anderes, das von der Seite des Kopfes entſpringt, nach der hintern Armſeite. Das Hirn betrachtet er als einen ſchwammigen Körper, beſtimmt die Feuchtigkeiten des Leibes einzuſaugen. Die Nerven kannte er nicht, und wenn dieſes Wort in ſeinen Schriften ſich findet, ſo verſteht er darunter die Sehnen, Bänder und die weißen Gewebe überhaupt. Wirklich war es aber auch zu ſeiner Zeit faſt unmöglich in Griechenland richtige Vorſtellungen von dem innern Bau des Menſchen zu bekommen. Einen Todten in irgend einer andern Abſicht zu berühren, als um ihm die letzten Ehren zu erweiſen, hätte für einen entſetzlichen Gräuel gegolten. In Egypten wurde das anatomiſche Studium durch den Gebrauch des Einbalſamirens einiger Maßen gefördert, allein Hippokrates machte, wie geſagt, keine Reiſe in dieſes Land.

Seine Phyſiologie hat nicht viel mehr Werth, als ſeine Anatomie. Sie beruht größtentheils auf der Lehre von den vier Elementen und deren Zukommenheiten: Wärme, Kälte, Trockniß und Feuchte. So iſt ſie denn ganz und gar ein Syſtem a priori, ein bloßes Gebilde der Einbildungskraft; ſobald man ſich aber der eigentlichen Geſundheitslehre nähert, erſcheint wieder der große Beobachter, und man findet über den Einfluß des Himmelsſtriches, der Jahreszeiten, der Nahrungsmittel eben ſo richtige als tiefe Bemerkungen.

Digitized by Google

Kteſias war, wie Hippokrates, ein Aſklepiade, aber von demjenigen Zweig, der ſich in Rhodus niedergelaſſen. Er befand ſich, wie Xenophon, im Heer der Zehntauſend, wurde im Verlauf der Unternehmung gefangen und Leibarzt des Artaxerxes, an deſſen Hof er ſiebzehn Jahre verblieb. Nach Griechenland zurückgekehrt gab er eine Geſchichte Perſiens und Aſſyriens heraus, die er aus den Archiven Ekbatanas geſchöpft zu haben verſicherte, ſo wie einen ebenfalls perſiſchen Schriftſtellern entlehnten Bericht über Indien. In letzterem Werk, wovon nur einige Bruchſtücke durch Photius auf uns gekommen ſind, findet man Mehreres über die Naturgeſchichte. Es iſt dort die Rede vom Elephanten, einem Thier, welches die Griechen im Allgemeinen erſt durch die Eroberungen Alexanders kennen lernten; vom Papagei, einem Vogel, der leicht Worte ausſprechen lerne; endlich vom Bambus, welches der Verfaſſer als ein Rohr von ſolcher Dicke beſchreibt, daß daſſelbe kaum von zwei Männern umſpannt werden könne.

Und nicht bloß auf ſolche Uebertreibungen beſchränkt ſich Kteſias, ſondern er iſt voll ungereimter Mährchen. Doch muß man nicht alles Außerordentliche in ſeinem Bericht geradezu als eine Lüge betrachten; manches beruht auf ihm wirklich zugekommenen, nur entſtellten Erzählungen, oder auf mißverſtandenen Bildern. So z. B. ſeine Geſchichte von der Mantikore, einem Thier mit einem Löwenkopf, drei Reihen Zähnen und einem Skorpionenſchwanz. Offenbar hat hier Kteſias das Sinnbild, das er auf den Gebäuden von Perſepolis ſah, für ein wirkliches Thier genommen. Ebenſo rührt ſeine Beſchreibung des Einhorns wohl von einem Bild des Nashorns her, welches ſich unter jenen Bas-reliefs häufig findet. So ſchließt man ferner leicht, daß es nicht Oel, ſondern Bergharz (Naphtha) iſt, was die Oberfläche mancher Seen bedeckt; daß nicht Ambra, ſondern Gummi-lak von gewiſſen Flüſſen zu beſtimmten Zeiten geführt wird. Auf ähnliche Art laſſen ſich die Geſchichten von den purpurfärbenden Inſekten und Blumen, von den weißen, gehörnten Waldeſeln erklären. Zuweilen ſtößt man aber auch auf völlig grundloſe Fabeln, die unglücklicher Weiſe auf die nachfolgenden Zeiten großen Einfluß ausübten.

Leben und Meinungen des berühmten engliſchen Pfarrers Dr. Parr.

(Fortſetzung.)

Die ſieben Jahre, welche unſer Doctor (1779 bis 1786) in Norwich verlebte, that er Wunder als Lehrer, Prediger, Kritiker und Politiker. Einige der erſten Whigs in London, Verehrer derſelben claſſiſchen Bildung, der er huldigte, gehörten frühzeitig zu ſeinem literariſchen Umgang und zogen ihn, vielleicht mehr als ſich für den Geiſtlichen ſchickte, fortwährend in den weltlichen Kampf: Parr war eine Feuerſeele, die ſich leicht hinreißen ließ, aber ſeine Geſinnung auch als Parteimann blieb untadelhaft: „Meo sum pauper in aere“, ruft er im J. 1782 aus, „ich arbeite für eine ärmliche Exiſtenz in einem mühevollen Amte, aber ich halte feſt am Rechten und wanke nicht; meine Politik, meine Moral, meine religiöſen Grundſätze, Alles trifft zuſammen und weiſt auf Ein großes Ziel hin — es heißt Nationalwohl mittelſt Nationalverbeſſerung.“ Das ſtolze Selbſtgefühl, das ſich in dieſen Worten Parr's ausſpricht, dürfen wir ihm nicht verargen; es iſt nicht Eitelkeit, nicht Mangel an chriſtlichem Demuthsſinn, ſondern das Attribut einer edeln thatkräftigen Natur, unmittelbar gegeben wie ihr Seyn. Der unerbittliche Zuchtmeiſter in der Schulſtube, der ſchonungsloſe Satiriker und Ankläger im Staat, der allgewaltige Wortführer in der Geſellſchaft, der Schrecken der Halbwiſſer und der Gecken, der geharniſchte Heros der Kritik, übte alle Tugenden der Liebe gegen ſeine Mitbrüder, keine Mühe der Pflichterfüllung däuchte ihm zu ſchwer, kein Anſpruch des Elends, den er befriedigen konnte, unbegründet. Als er zu Geld kam, händigte er jeden Tag ſeinen Dienern eine Summe ein, die zur Unterſtützung von Bettlern beſtimmt war; er fürchtete ein Armer, der unerleichtert von ihm ginge, möchte ſtehlen, und er hielt es für beſſer, daß zwanzig Unwürdige ihn betrögen, als daß Ein Würdiger durch ſeine Vernachläßigung Noth litte. Konnte er nicht ſelbſt helfen, ſo ſorgte er, daß Andere halfen; er pochte an den Thüren der Reichen und Großen an, eröffnete Subſcriptionen, ging mit Rath und That an die Hand; beſonders erfreuten ſich dürftige Gelehrte und ihre Familien ſeiner guten Dienſte. Viele Jahre legte er ſich die peinliche Pflicht auf, die Unglücklichen in den dunkeln Kerkern von Norwich zu beſuchen, um ihnen ſeinen geiſtlichen Beiſtand zu gewähren und ihre Rechtsfälle zu ſtudiren: er nahm Kenntniß von den Akten, ſchoß Geld vor, bot ſeinen Einfluß auf, kurz er that Alles, ſey es, einem Beklagten ſeine Vertheidigung zu erleichtern, ſey es einem Verurtheilten nach Befinden der Umſtände eine Verwandlung der Strafe auszuwirken. Wir eilen der Zeit zwar etwas voraus, doch da wir einmal auf das Kapitel der Wohlthätigkeit zu ſprechen gekommen, ſo können wir nicht unerwähnt laſſen, daß, je mehr ſich ſeine finanzielle Lage verbeſſerte, um ſo größer ſein Aufwand für milde Zwecke war. So ſteuerte er namentlich einer Menge junger Leute von Talent, im Betrag von jährlichen 10, 20, 30, 40 Pf. St., zu den Koſten ihrer Erziehung bei; ja ſchon in einer Periode, wo er oft ſelbſt ſich kümmerlich durchſchlug, nahm er manche Knaben gegen geringere Vergütung, manche ſogar unentgeldlich zu ſich.

Im J. 1786 zog ſich Parr, müde der Leitung einer öffentlichen Schule, auf ſein Pfarrdorf Hatton zurück, in welchem er auch von jetzt an, gegen vierzig Jahre, bis an ſeinen Tod haushielt. Da ſein Einkommen von der Pfarrei bloß 100 Pf. betrug, ſo mußte er daran denken, es durch Privatfleiß zu verbeſſern. Er errichtete ein Privatinſtitut, beſchränkte aber die Zahl der Zöglinge auf ſieben bis acht, ob er gleich im Anfang deren ſo viele haben konnte, als er nur gewollt hätte. Indeſſen brach die franzöſiſche Revolution aus, der Kampf der Meinungen entſpann ſich heftiger als je, und da der Parteigeiſt auch Parr's Verdienſte als Lehrer anzutaſten wagte, ſo verleidete Dieß ihm jenen Beruf dergeſtalt, daß er ihn für immer aufgab und ſich fortan nur ſeinen geiſtlichen Obliegenheiten widmete. Dadurch entſtand von Neuem eine Lücke in ſeinen Finanzen; einige

Digitized by Google

ſeiner ausgezeichneten Freunde, die ihn in Hatton beſuchten, und dieſen Uebelſtand, der ihn geiſtig niederdrückte, wenn er ihm auch keinen Laut des Murrens entlockte, wahrnahmen, eröffneten unter ſich für ihn eine Subſcription zu einer Leibrente von 300 Pf. St., die augenblicklich unterzeichnet und in der Folge von den Herzogen von Norfolk und Bedford immer pünktlich ausgezahlt wurde. Dazu kam eine anſehnliche Pfründe durch Sir Francis Burdett. „Es thut mir leid“, ſchrieb ihm der edle Geber, „daß ich Sie in keine Lage verſetzen kann, welche die paſſende für Sie wäre — ich meine den biſchöflichen Palaſt von Buckden; doch ich kann Sie wenigſtens in die Nähe davon bringen; ich habe eine Pfarrei zu vergeben, welche 270 Pf. des Jahrs abwerfen mag, und welche zu Dr. Parr's Dienſten ſteht.“ Noch freundlicher lächelte ihm das Glück in ſeinen letzten Jahren. Eine Pfründe, die ihm im J. 1788 Biſchof Lowth verſchaffte, und die damals Wenig eintrug, ſtieg nach Verfluß von zwanzig Jahren durch Heimfall von Pachtungen und Nachfrage nach Land für Canäle ſo ſehr im Werth, daß er 3000 Pf. St. des Jahrs daraus bezog.

Eine der erſten Sorgen Parr's, als er nach Hatton kam, war, an das Pfarrhaus einen Saal zu bauen, wo er ſeine Bibliothek aufſtellen konnte, welche damals aus 4000 Bänden beſtand. Er hatte ſchon im Collegium angefangen, ſie anzulegen und hatte fortgefahren, ſelbſt als ihn der Preis eines Buches oft die Befriedigung eines ſehr nahe liegenden Bedürfniſſes koſtete; ſo wuchs ſie denn auch zu mehr als 10,000 Bänden an bis zu ſeinem Tode. „Dieſe Bücher“, ſagt er irgendwo, „habe ich mit unermüdlichem Eifer geſammelt; auf ſie habe ich über die Hälfte des Ertrags einer unausgeſetzten Thätigkeit von mehr als zwanzig Jahren ausgegeben; ſie betrachte ich als den Stolz meiner Jugend, als die Freude meiner reiferen Jahre und vielleicht als den beſten Troſt meines ſinkenden Lebens.“ In ſeiner letzten Krankheit ließ er ſein Bett in ſeine Bibliothek tragen und hier that er ſeinen letzten Athemzug. Als einen Lieblingswunſch äußerte er, ſeine Erben möchten einen räſonnirenden Katalog bekannt machen, daß die gelehrte Welt ſähe, was es auch bei einem Landpfarrer für Bücher gäbe.

Wie wir ſchon andeuteten, brachte die franzöſiſche Revolution unſern Doktor bei den Tories vollends ganz in Verruf: ein Schickſal, das er mit Fox und Sheridan, ſeinen Verbündeten, theilte, die gleich ihm ihrer jacobiniſchen Grundſätze, wie man es nannte, kein Hehl hatten. Einer ſeiner Lieblingsſprüche bei der Suspenſion der Habeas-Corpus-Akte war: Qui suspenderunt, suspendantur. Bei einem öffentlichen Gaſtmahle aufgefordert, auf das Wohl der Kirche und des Königs (den Wahlſpruch der Tories) zu trinken, weigerte er ſich Deß; und als man nicht nachließ in ihn zu dringen, erhob er ſich von ſeinem Stuhle und erwiederte mit kräftiger, tiefbetonter Stimme: „Ich ſoll den Toaſt ausbringen; gut, ihr Herren, ich werde es thun mit meinem Commentar. Alſo der König und die Kirche! Einſt war Dieß die Loſung der Jacobiten; jetzt iſt es das Geſchrei der Mordbrenner: es bedeutet eine Kirche ohne Evangelium, und einen König über dem Geſetz.“ Parr ſprach hier ohne Uebertreibung: denn damals brannte der Pöbel Dr. Prieſtley's Haus nieder — und er ſelbſt, dem das Gleiche drohte, ſah ſich in dem Falle, ſeine Bibliothek vor dieſen Barbaren zu flüchten, die, wie man annahm, höhern Orts aufgehetzt wurden. Die Diſſenters in Birmingham hatten nämlich den Jahrstag der Erſtürmung der Baſtille gefeiert, was die Königs- und Kirchenpartei ſo erbitterte, daß ſie mit Feuer und Schwert wüthete. Dieß geſchah im Juli 1791. Im folgenden Frühjahre beſchloßen jene, die Jahresfeier zu wiederholen. Parr, der die Sache erfuhr und vorausſah, daß ähnliche Exceſſe die Folge ſeyn würden, erließ eine Adreſſe an ſie, worin er ihnen dieſen Schritt auszureden ſuchte, was er auch auf ſo überzeugende Weiſe that, daß Pitt ſelbſt nicht umhin konnte, ihm ſein Wohlgefallen darüber erkennen zu geben. Was ihn aber noch mehr ehrte, die Verſammlung unterblieb auf ſeinen Rath. In dieſer Adreſſe ſagt er unter Anderem: „Was iſt das für ein Zeitalter oder für ein Land, in dem ich lebe? Wohin flieht der harmloſe Bürger nach dem Schutze der Geſetze? Wo erblickt der fleißige und treue Diener des Chriſtenthums ihren wohlthätigen Einfluß ſelbſt unter Denen, die ſich rühmen, ihre eifrigſten Vertheidiger zu ſeyn? O superbiam inauditam! Alios in facinore gloriari, aliis ne dolere quidem impunite licere! Du wunderſt Dich? Allein ſind nicht die Pfade der Vorſehung unerforſchlich und ſind nicht von allen Räthſeln der ſittlichen Welt, vor welchen der Verſtand ſtille ſteht und über welche das Herz trauert, die Thorheiten, Verirrungen und Leidenſchaften des Menſchen die unerklärlichſten und bedauerungswürdigſten? Der Menſch iſt ein Tyrann, es gilt den Dienſt der Freiheit; er iſt ein Räuber, es gilt die Aufrechthaltung der Geſetze; er iſt ein Unterdrücker, es gilt die Ehre der Regierung; er iſt ein Wilder mitten in dem Schoße der Geſellſchaft; er wird der unerbittliche Verfolger ſeiner Gattung um des eingebildeten Ruhms ſeines Gottes willen! Man widerlege Dr. Prieſtley, wo er irrt; man tadle ihn, wo er oberflächlich urtheilt; man weiſe ihn zurecht, wo er Machtſprüche thut; man beſchäme ihn, wo er krittelt; aber man verachte nicht ſeine Leiſtungen, die zahlreich ſind und ihres Gleichen ſuchen; man ſchmähe nicht ſeine Talente, deren er im Uebermaße beſitzt; man laſſe ſeinen Charakter unangefochten, weil dieſer rein iſt ohne finſtre Strenge, und muſterhaft ohne Dünkel; weil man nur ein gewöhnlicher Beobachter zu ſeyn braucht, um an ihm die Unſchuld eines Einſiedlers, die Einfachheit eines Patriarchen wahrzunehmen, und nur mit philoſophiſchem Auge zu ſehen, um die tiefgeſchlagenen Wurzeln tugendhafter Grundſätze und den feſten Stamm tugendhaften Wandels zu entdecken.“

Man könnte fragen, ob ein Mann mit dem Geiſte Parr's nicht hätte weit Mehr wirken mögen, wenn er ſich ſtets in dieſer gemäßigten Art benommen hätte? Sein ciceronianiſches Latein wäre dann an Gegenſtänden von weniger vergänglicher Art, als der Vorrede zu Bellendenus verſchwendet worden; ſeine philoſophiſche Beredſamkeit hätte ein reicheres Feld angebaut, als den Tummelplatz der Controverſen des Whiggismus und Torysmus *); er hätte ſich manchen Kummer und Aerger erſpart.

*) Dieß that er in einer Ausgabe von Rapins Geſchichte der

„Um die Ruhe meiner Seele,“ ſchreibt er an ſeinen Freund Roſcoe in dem letzten Jahrzehend ſeines Lebens, „iſt es geſchehen; da liegt mir Nichts vor als die Wahl zwiſchen mehreren Uebeln; nach dem Theilungscomplott in Wien, das von Proclamationen begleitet war, die eines Sullas würdig ſind, entſchied ich mich für Napoleon. Freund, in dieſen trüben Zeiten ſieht man ſich nach Troſt um und ich fand deſſen ein Wenig in dem möglichen Stillſtand des Schwertes, in der Erleichterung des Volks und dem Aufſchub des Nationalbankrutts.“ Aber es iſt das Schickſal edler Geiſter, daß ſie großen Kämpfen, welche die Welt bewegen, nicht gleichgültig zuſehen können, und deßwegen müſſen ſie auch die Leiden mittragen, welche dieſe Erſchütterungen begleiten. Parr war indeſſen bei den ſchmerzlichen Erfahrungen, die er machte, nicht ſo troſtlos, als er ſich in jenem Brief an Roſcoe einbildet: Sein politiſcher Blick durchlief die Zukunft, und er ſagte mit Beſtimmtheit die Vortheile voraus, welche aus den Stürmen der Zeit am Ende doch für die Welt erwachſen würden. Dieſer Gedanke an die beſſere Zukunft verließ ihn auch unter den augenblicklichen Aufwallungen ſeiner politiſchen Diatriben nicht und gab ſeinem Streben Haltung und Schwerkraft. In ſeinem vielleicht etwas mit zu reichem Lobe ausgeſtatteten Panegyricus auf Fox (Charakters of the late Charles James Fox, by Philopatris Varviciensis II Tom.), der wie im Leben ſo im Tode ſein Sirius war, möchte wohl durch die überſtrömende Bewunderung der Treue des Geſchichtſchreibers Abbruch geſchehen; aber was auch dieſes Werk zu einer nicht bloßen Tageserſcheinung macht, iſt die Reform des Criminalgeſetzbuches, die er mit der ganzen Fülle ſeiner Gelehrſamkeit nebenbei behandelt.

(Fortſetzung folgt.)

Whigs und Tories 1783, wo er ſich in den Bemerkungen mit ſeiner gewöhnlichen Energie über conſtitutionelle Fragen, das Verdienſt von Staatsmännern, religiöſe Inſtitute ꝛc. ausläßt. Merkwürdig iſt das Porträt, das er von Pitt entwirft: „In dem Charakter dieſes außerordentlichen Mannes“, ſagt er, „erblicken wir einen ſeltſamen und herrlichen Verein von natürlichen und erworbenen Vorzügen, von Talenten, die nicht weniger gründlich als glänzend ſind; einen feinen Geſchmack und ein ſcharfes Urtheil, mit einem ausgebreiteten Wiſſen, das eben ſo umfaſſend im Großen iſt, als es in die kleinſten Einzelheiten eindringt. Durch eine Art Anſchauung ſcheint er jene Kenntniß von Menſchen und Dingen unmittelbar zu erfaſſen, zu welcher Andere erſt auf dem langſamen Wege des Fleißes und der Geduld gelangen müßen. Eine bis jetzt unbeſtochene und, wie ich hoffe, unbeſtechbare Redlichkeit ſchlingt einen neuen Strahlenkranz um ſeinen Genius, das verzehrende Feuer des Ehrgeizes mäßigt oder vermag er zu mäßigen durch die ſanfteſten und köſtlichſten Gefühle der Humanität.

'Ω παῖ γένοιο πατρὸς [εὐτυχέστερος]
Τὰ δ'ἄλλ' ὅμοιος. (Soph. Aj.)

Mit dem edlen Streben der Jugend verbindet er die Erfahrung des Alters und ohne Schmeichelei läßt ſich von ihm ſagen, daß er zumal die einnehmende Beredſamkeit des Callidius beſitze und die noch bezauberndere Anmuth des Scipio, est enim non veris tantum virtutibus mirabilis sed arte quadam ab juventa ad ostentationem earum compositus.“ — Aber war es bloß Verblendung des Parteimanns, oder war es berichtigte Anſicht, die ihn in der Vorrede zu Bellendenus de statu im Jahre 1787 eben dieſen Pitt ſchildern läßt als den „bartloſen Senator, als einen der thörichten, unreifen, knabenhaften Räthe der Krone, die den Staat im Sturme genommen, die anders denken, als ſie reden, deren Handlungen mehr Experimentirſucht als Rückſicht auf den Erfolg beſtimmt, die dem Staatskörper den Puls fühlen, während ſie deſſen Blut ausſaugen, die von den Menſchen, von der Philoſophie der Menſchheit, (welche das Element des Redners iſt), von der Geſchichte der Menſchheit (welche das Element des Staatsmannes iſt) ſchlechterdings Nichts verſtehen; deren Wohlredenheit, Sophiſtereien und Blumen, deren Gefühle ſchwülſtig und nüchtern, deren Invectiven übermüthig, deren Späſſe ſchal ſind.“

Der Maler David.

Da der Maler David eines jener Conventsglieder geweſen war, welche für den Tod Ludwigs XVI ſtimmten, ſo wurde er bei der Reſtauration bekanntlich mit den übrigen Regiciden verbannt. Er wählte zum Aufenthaltsorte Brüſſel, wo er bis zu ſeinem Tode im J. 1828 (Vrgl. Ausl. 1 J. N. 30) lebte. Bei der Thronbeſteigung Karls X rieth einer ſeiner Freunde ihm, ein Porträt des Königs zu malen und es in die Tuillerien zu ſchicken; Dieß würde zuverläſſig ſeine Zurückberufung nach Frankreich zur Folge haben. „Eh bien,“ antwortete der alte Republikaner, mit ſeinem gewöhnlichen grimmigen Lächeln, „qu'on m' apporte sa tête!“ Er ſtarb wenige Monate darauf, und die belgiſchen Prieſter verweigerten ihm ein chriſtliches Begräbniß, weil er vor ſeinem Tode weder gebeichtet noch das Abendmahl empfangen habe. Die Leiche lag in einem Keller, bis ſie in Verweſung überzugehen anfing; endlich gelang es, in tiefer Nacht, ſie in den cimetière pour les étrangers einzuſchmuggeln, indem ein Prieſter vermocht wurde, die Ceremonien des Leichenbegängniſſes zu übernehmen. Seitdem haben einige ſeiner Freunde die Stätte, wo ſeine Gebeine liegen, mit einem Stein und einer einfachen Inſchrift bezeichnet. Während David's Aufenthalt zu Brüſſel malte er nur die Porträte ſeiner vertrauten Freunde; das des Abbé Sieyes, welches er mit großer Sorgfalt ausführte, iſt eines ſeiner Chefs d'oeuvre. Auch vollendete er ſein Gemälde „Amor und Pſyche,“ welches ſeine Landsleute den beſten Produktionen Pouſſin's an die Seite ſetzen, obwohl Pſyche augenſcheinlich aus einer Maison de reception entlehnt iſt, während der Liebesgott nach David's eigenem Geſtändniß urſprünglich ein Zigeunerjunge war. — Der Abbé Sieyes lebt noch, und man ſieht ihn zuweilen, ſo ſchwach er auch iſt, des Sommers ſich in dem Park eine kleine Bewegung machen. Er ſteht in ſeinem ſechs und achtzigſten Jahre. Er hat bei ſich eine Nichte und einen Neffen, die beide verheirathet ſind und einſt das ungeheure Vermögen erben werden, welches der Oheim während ſeiner politiſchen Laufbahn zuſammengeſcharrt hat.

Stefano Andrea Renier.

Im Januar d. J. ſtarb zu Padua der in Italien berühmte Naturforſcher S. A. Renier, Profeſſor an der Univerſität. Sein geſchätzteſtes Werk iſt eine Abhandlung über die Conchilien des adriatiſchen Meers; auch ſeine Elemente der Mineralogie ſtehen bei den Italienern in großem Anſehen. Bis zu ſeinem im ſiebzigſten Jahr eingetretenen Tod blieb er unausgeſetzt thätig für die Wiſſenſchaften.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 110. 20 April 1830.

Bethlehem und die Beduinen. *)

1) Umgegend der Stadt. Die Grotte der Geburt.

Mit einem ungemein höflichen, aber vorbedeutungs-ſchweren Lächeln beurlaubte ſich unſer Gefährte Mohammed Scheich am Eingang der finſtern Wendeltreppe des Kloſters zum heiligen Erlöſer. Er verſprach in wenigen Tagen wiederzukehren und mittlerweile alle Vorkehrungen für einen von uns entworfenen Ausflug nach Petra oder Wadi Muſa auf eine Art zu treffen, die unſern „Bey-ſchaften" vollkommen genügen würde. Im Stillen ſegnete er dabei den Propheten über die Einfalt der Ungläubigen, beſtieg unter einer Verſchwendung von Salams ſeinen Araber, und war in wenigen Augenblicken in den winkeligen Straßen der heiligen Stadt verſchwunden.

Wir fuhren in den folgenden Tagen fort, den Taſſo und Jeremias zu leſen, ſtreiften von der Kirche zum Baſar, vom Baſar in die Kirche; rauchten, gähnten, ſchliefen; immer ſtellte ſich unſer Scheich noch nicht; eine Heerde Schafe, ein Paar einſame Pilger, ein reicher Levite mochten ihm zu thun gemacht haben. Sein Lager in den Felſenneſtern bei Jeruſalem lag für ſein edles Gewerbe ungemein günſtig. — Eines Morgens trat ein Mönch in unſer Zimmer und fragte, ob wir in Bethlehem geweſen wären. Der Tag war ungemein ſchön; unverweilt ſprangen wir auf, riefen nach unſern Bedienten, und in einer halben Stunde befanden wir uns zum Abmarſch bereit.

Dießmal hatten wir zu unſern Trägern einige tüchtige Eſel, und zogen ohne Taſche und Gürtel aus. Vor dem Thor von Jaffa bot ſich unſern Blicken ein Schauſpiel, unſerm Gehör ein Lärm dar, der die trübſelige, vom Tophet erregte Empfindung alſogleich umänderte. Der kriegeriſche Aufzug eines türkiſchen Heers, das ſein Lager unmittelbar vor den Mauern der Stadt aufſchlug, entfaltete ſich vor uns. Auf Hügeln, auf Felſen, um die Gräber im Norden ſah man Gruppen gedrängt; Waffen blitzten, Halbmonde ſchimmerten, Roßſchweife wehten, und dann war wieder Alles im Pulverdampf des Kanonengrußes von der Stadt her verhüllt. „Es iſt der Weſir von Damaskus," ſagte, ſein Pferd kaum anhaltend, unſer Führer; denn er war ein vollſaftiger Mann, voll Schlaf und philoſophiſcher Beſchaulichkeit, der lieber rauchte als redete. „Und was für ein Geſchäft hat Se. Hoheit?" fragten wir, „iſt Sie auf der Pilgerfarth?" „Eben Das!" entgegnete der einſilbige Cicerone „er ſammelt die Steuern für Se. Hoheit den Sultan ein." „Glückliche Ernte!" riefen wir. „Gottes Wille geſchieht!" meinte der Freund; „fünftauſend Mann vermögen Alles!" Hierin hatte er ſich jedoch verrechnet, denn die fünftauſend Mann wurden wenige Wochen nachher von zweimal ſo viel Arabern ausgeplündert, und vierhundert derſelben blieben bei dieſer Gelegenheit auf dem Platze.

Wir waren ſehr geneigt unſre Eſel hinüber zu den Muſelmännern zu ſpornen. (hier zu Land folgen nämlich die Eſel dem Sporn, und nicht dem Stachel,) und Bethlehem aufzugeben, oder auf einen andern Tag zu verſchieben; aber unſer griesgrämiſcher Führer wollte ſich hiezu durchaus nicht verſtehen, und beſtand darauf, daß wir den nun einmal eingeſchlagenen Weg fortſetzen ſollten. Viel Hadern, beſonders in arabiſcher Mundart, war uns verhaßt; ſo ergaben wir uns denn auf Discretion. Bethlehem liegt ungefähr 6 Meilen von Jeruſalem, allein der Weg iſt nicht macadamiſirt und nimmt immerhin ſeine zwei guten Stunden weg. Doch wir hatten einen langen Tag vor uns, und wünſchten die Entfernung möchte eher noch größer, als geringer ſeyn. So nahmen wir denn einen beträchtlichen Umweg über das Kloſter des Elias, über Bethſala auf einem nach W gelegnen Hügel, an einem Grab vorbei, welches mit dem Namen der Rachel prangt, und über andre Orte von geringerer Bedeutung, zu einem nackten Thal bei den Ciſternen oder Becken, welche vom Volk die „Teiche Salomos" genannt werden. Wir fanden in denſelben drei große, der Reihe nach unter einander liegende Waſſerbehälter, halb in den Felſen gehauen, halb gemauert. Der erſte mißt 118 Ellen in die Länge, 71 in die Breite; der zweite 130 in die Länge, 43 auf der W. und 74 auf der O Seite; der dritte 285 Ellen in die Länge, 44 und 62 in die Breite. Die Dicke der Wände wechſelt von drei bis neun Fuß. Am niederſten d. h. weſtlichen Punkte der letzten Ciſterne bemerkt man eine dicke Strebemauer, aus welcher, durch eine 30 Fuß lange Oeffnung, das Waſſer in den Kanal ausſtrömt, welcher Jeruſalem und Bethlehem verſorgt. Die Becken ſelbſt werden gewöhnlich durch Regenſtröme von den nahen Bergen her gefüllt. Auch iſt bei dem oberſten Behälter ein Brunnen, der jedoch ſein Waſſer abermals von einer entfernten Quelle bezieht.

*) New Monthly Magazine; Vgl. Jahrg. 1829. S. 1422 des Ausl.

Digitized by Google

Einen Theil deſſelben giebt er an die Behälter ab, den übrigen ſendet er durch einen ſchmalen, bedeckten Aquäduct nach Jeruſalem. Die Quelle iſt etwa 200 Fuß von dem Brunnen entfernt, mit welchem ſie durch einen gegen fünf Fuß breiten, acht Fuß tiefen Mauergang zuſammenhängt, der aus breiten, mit der rauhen Seite an einander gekehrten Steinplatten beſteht. Die Quelle ſelbſt iſt überbaut, und rauſcht mit Kraft aus dem ſteinigen Boden empor. In Nord und Süd der Behälter erhebt ſich eine hohe, von Bäumen und Pflanzenwuchs größtentheils entblößte Felſenwand. Die Mittagsſonne ſtralte in der ganzen Fülle ihres melancholiſchen Glanzes auf dieſelbe nieder. Nichts, das an Menſchenwohnung erinnert hätte, war ſichtbar, ausgenommen ein in Trümmern liegendes Fort in der Nähe der Ciſternen. Die braune, verbrannte Farbe umher; das wolkenloſe, durchdringende Blau des Himmels drüber; die Luft, in welcher ſich nicht der leiſeſte Hauch rührte; endlich die hangenden Felſenſchichten: all Dieß gab ein ergreifendes Bild der Verödung.

Beim Scheiden von den Ciſternen folgten wir dem Kanal, der uns ſchnell nach Bethlehem brachte. Nach einem viertelſtündigen Ritt kamen wir in einem kleinen Thal durch ein Dorf, welches beim Volk „das Dorf Salomos“ heißt.

Salomo iſt der große Tauſendkünſtler Paläſtinas; der Erbauer von Allem, wovon man keinen andern Erbauer weiß. Beſagtes Dorf macht ihm indeſſen wenig Ehre, und war kaum werth, die Benennung ſo weit her zu beziehen; eher möchte daſſelbe ſeine Gründung einem neuern Namensvetter verdanken, irgend einem türkiſchen Suleiman, der, gleich dem ſaraceniſchen Juſuf oder Joſeph von Cairo, ſich Ruhm und Namen eines großen Vorgängers anmaßte. Die zerbrochenen, leeren Häuſer — platt, grau und lautlos — kaum vom Felſen, aus welchem ſie beinah herauszuwachſen ſcheinen, unterſcheidbar — könnten den Hintergrund für eine Landſchaft Pouſſins bilden. Ein Trott von noch wenigen Minuten brachte uns Bethlehem vors Geſicht. Es nimmt ſich von dieſer Gegend ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Die umgebenden Gebirgsſtriche laufen, wie häufig in Judäa, in Terraſſen aus, die anmuthig, gleich den Sitzen in einem antiken Theater, emporſteigen. Die Rebe, die Feige, der Maulbeer, der Oelbaum miſchen ſich üppig durch einander, und geben der ganzen Landſchaft den Ausdruck von Anbau und Betriebſamkeit. In vielen Weingärten bemerkten wir die Thürme, von welchen in der heiligen Schrift ſo oft die Rede iſt. Sie dienen während der Leſe als Warten; die Bewohner verlaſſen nämlich um dieſe Zeit ihre Häuſer und ſchlagen ihren Sitz hier auf, um den Ertrag ihres Fleißes zu ſchützen. Nach einſtündigem Ritt, von den Ciſternen an, waren wir vor der Stadt. Die Mauern zogen ſich einen runden Hügel herab und umſchloſſen unter Anderem einen wirren Klumpen von Gebäuden — der hervorſtechendſte Zug in der Phyſiognomie des Ganzen; es war, wie wir gleich erfuhren, das lateiniſche Kloſter, wohin eben wir unſern Weg zu nehmen hatten. Sobald wir daſſelbe betraten, wurden wir unverweilt in ein hohes, luftiges Zimmer geführt, wo wir von den guten Vätern ein recht anſtändiges Mahl für die „engliſchen Pilgrime“ zubereitet fanden. Bald eilten wir nach den heiligen Orten, unter Führung eines jungen Bethlehemiten, der italieniſch ſprach und ſo lebensfrohen, leichten Sinnes ſchien, daß man ihn für einem Abkömmling der franzöſiſchen Kreuzritter hätte halten mögen. Die Kirche iſt ſehr alt, wahrſcheinlich aus den Zeiten der Helena, und eines von den wenigen unter den vielen Gebäuden, die ſich der Gründung durch jene alte Kaiſerin rühmen, welches wirklich Anſprüche auf ſolche Ehre machen kann. Der urſprüngliche Plan, obwohl ſehr beeinträchtigt durch die Theilung unter die verſchiedenen Sekten der Griechen, Lateiner, Armenier u. ſ. w. iſt noch jetzt erkennbar und imponirend: — die Form einer Baſilika. Zwei Reihen prächtiger korinthiſchen Säulen tragen das Dach. Das Schiff iſt beträchtlich höher, als die Seitenflügel, und wird durch kühne, hohe Fenſter erleuchtet. Zwiſchen denſelben bemerkt man bedeutende Ueberreſte alter, mit dem Gebäude gleichzeitiger Moſaik. Das größte noch erhaltene Stück ſtellt die Himmelfarth vor, und iſt, ſo weit ſich aus dem noch Vorhandenen ſchließen läßt, mit vielem Geiſt und nicht ohne Anmuth ausgeführt. Die Gewänder ſind frei und einfach gehalten, der Faltenwurf voll und leicht, die Färbung aus Einem Ton, die Figuren ſchwarz auf Weiß. Der Bau der Kirche iſt höchſt merkwürdig; in all ſeinen Einzelheiten die Verbindung des Ur-Byzantiniſchen mit dem alten, entarteten Römiſchen andeutend. Der niedre Dom, das hohe Pediment, die gewundene Säule kommen hier, nicht ohne einen gewiſſen Takt in der Verbindung, vermiſcht mit dem gewöhnlichen, römiſchen Bogen vor. Von der Kirche ſteigt man auf ein Paar dunkeln ſteinernen Stufen, die in den Felſen des Grundes gehauen ſind, zur unterirdiſchen Kapelle der Geburt hinab. Vorher jedoch wird man eingeladen die Sacella und Gräber von St. Hieronymus, Euſtachius und Paula zu ſehen. Die Bildniſſe der beiden letztern ſind unbedeutend; Hieronymus aber, beſonders was den Kopf belangt, der nach einer Ueberlieferung, wenn nicht nach einem Porträt gemacht ſcheint, iſt beſſer gehalten. Hier wird auch das ſogenannte Begräbniß der „unſchuldigen Kindlein“ mit einem erträglichen Gemälde ihres Mordes gezeigt. Auch ſie haben ihre Altäre und Lampen, jedoch ohne große Anſprüche auf Pracht.

Jetzt aber waren wir ins Heiligthum ſelbſt eingetreten. Die Grotte*) der Geburt lag vor uns. Dieſelbe iſt eine lange, niedre Aushöhlung von unregelmäßiger Form, auf der einen Seite etwas weiter, als auf der andern. Eine lange Linie von Lampen, durchgängig von gediegenem Silber, Geſchenke der verſchiedenen chriſtlichen Sekten, die hier ihre Andacht verrichteten, brennen Tag und Nacht in der Höhle. Die Stelle, wo der Erlöſer geboren worden ſeyn ſoll, iſt durch eine halbkreisförmige Blende, in welcher ein kleiner Altar ſteht, angedeutet. Ueber derſelben glänzt ein großer ſilberner, in dem Marmor befeſtigter Stern. An den Seiten der Blende gewahrt man eine Rei-

*) Alles müßte demnach hier in der Grotte geweſen ſeyn: Grab, Haus, Stall u. ſ. w. Doch mag dieſe faſt rein örtliche Tradition ihren wirklichen Grund haben. Die Grotte liegt nämlich an der Seite eines Hügels und öffnete ſich ehedem wahrſcheinlich frei nach der Seite zu, nicht von oben herein. Erſt die darüber gebaute Kirche verſperrte jenen Eingang und machte einen andern nöthig.

Digitized by Google

he ſilberner Basreliefs, welche die Hauptbegebenheiten des Evangeliums darſtellen, — abwechſelnd Geſchenke der Griechen oder der Lateiner. Durch eine Anzahl ewig brennender Lampen werden ſie reichlich erleuchtet.

(Fortſetzung folgt.)

Leake's Reiſen in Morea.

Der Name des Obriſten Leake iſt durch ſeine früheren Forſchungen bereits zu vortheilhaft bekannt, als daß ein neues Werk deſſelben zu ſeiner Empfehlung mehr als einer flüchtigen Anzeige bedürfte. Die „Reiſen in Morea" (Travels in the Morea, with Maps and Plans, by W. M. Leake, Lond. 3 vols. 8.), welche ſo eben erſchienen ſind, enthalten nebſt einer ſehr gelungenen Schilderung des Zuſtandes der Halbinſel vor dem Befreiungskampfe, treffliche Erläuterungen des Strabo und beſonders des Pauſanias, die für den Alterthumsforſcher von hohem Intereſſe ſeyn müſſen. Dem Zwecke dieſer Blätter liegt indeſſen die Gegenwart näher, als das claſſiſche Alterthum; und wir begnügen uns daher, um unſere Leſer auf den Geiſt dieſes ſchätzbaren Werkes aufmerkſam zu machen, den Verfaſſer auf ſeiner Excurſion nach Napoli di Malvaſia oder Monembaſia zu begleiten:

„Der Name Monembaſia (*Μονεμβασία*) kommt von ſeiner eigenthümlichen Lage, welche nur einen einzigen Zugang von der Landſeite geſtattet, über die Brücke, welche das weſtliche Ende des Hügels mit dem feſten Lande verbindet. Die Inſel hat ungefähr eine halbe engliſche Meile in der Länge und ein Drittheil davon in der Breite; die Länge derſelben bildet einen rechten Winkel mit der Küſte des feſten Landes. Die Stadt zerfällt in zwei Theile, das Schloß auf dem Gipfel des Hügels, und die Stadt, welche auf der Südſeite der Inſel gebaut iſt und ungefähr ein Drittheil derſelben einnimmt. Zwei Mauern, welche von dem Schloſſe nach der See hinabgehen, ſchließen die Stadt ein; die Häuſer ſind auf einander gehäuft und durch ſchmale verwickelte Straßen durchſchnitten. Viele Gebäude rühren noch von den Venetianern her; in der Stadt ſind ungefähr 300 Häuſer, auf dem Schloſſe fünfzig; alle, bis auf ſechs ſind türkiſch. Vor dem ruſſiſchen Einfall in Morea waren hier ungefähr 150 griechiſche Familien, die indeſſen nach dieſem Ereigniß gleich den griechiſchen Bewohnern der benachbarten Dörfer nach Aſien, oder Pſara, Hydra und den andern Inſeln flohen. Einige von ihnen kehrten zurück, nachdem Haſſan, der Capudan-Paſcha, die Albaneſen entfernt hatte, welche zur Vertreibung der Ruſſen nach Morea marſchirt waren; das Wilayeti von Monembaſia hat jedoch nie ſeine alte chriſtliche Bevölkerung wieder erhalten und enthält gegenwärtig nicht mehr, als 500 Griechen. Der Anbau des Landes iſt in gleichem Verhältniß in Verfall gekommen; und daſſelbe bringt jetzt nicht Mehr hervor, als die Einwohner zu ihrer eigenen Conſumtion bedürfen.

„Haſſan Bei iſt nicht bloß Commandant der Feſtung und Woiwode des von derſelben abhängigen Diſtriktes, ſondern zugleich auch Capitän der Galeere, welche hier liegt, um die Küſte vor Piraten zu ſchirmen, und beſonders, um Mani (Maina) in ſeiner gegenwärtigen Ruhe zu halten. Er iſt nicht wenig ſtolz auf ſeine Thaten gegen die Maniaten. Er hat ihnen, wie er behauptet, nicht eine einzige Tratte gelaſſen, mit der ſie ihr Seeräuberhandwerk fortſetzen könnten. Zwei ihrer Galeeren, welche er erobert hat, und die der ſeinigen an Bauart vollkommen gleichen, jedoch viel kleiner ſind, liegen gerade an der Brücke auf dem Geſtade. Er verſichert, ſeit der Zeit, wo ihm dieß Commando übertragen wurde, achtzehn Maniatenſchlöſſer in die Luft geſprengt und eben ſo viele Dörfer zerſtört zu haben. Nur vor wenigen Monaten erſt nahm er Marathoniſi, nachdem er eine ungeheure Menge Kugeln hineingeſchoſſen hatte; er erbeutete dort 90 Kantaren Kugeln, die ſämmtlich von einer franzöſiſchen Kriegsbrigg gelandet worden waren. Dieſelbe Brigg ſegelte von Mani nach Candia, wo ſie ein anderes Cargo zum Gebrauche der Sphakioten landete; doch fiel auch dieß in die Hände der Türken. Haſſan empfängt von dem Großherrn zu der Unterhaltung ſeiner Galeere jährlich 12,000 Piaſter, nebſt 100 Kantaren Zwieback und 10 Kantaren Pulver; das Fahrzeug iſt mit zwölf Kanonen bewaffnet und hat fünfzehn Paar Ruder. Die Dienſte des Bei in dieſen Gegenden ſind ſchon von altem Datum. Als der Capudan Paſcha entſandt wurde, um nach dem ruſſiſchen Einfalle die Angelegenheiten von Morea in Ordnung zu bringen, marſchirte Haſſan Bei von Marathoniſi, das von dem Paſcha genommen worden war, über den Taygetus nach Kitries, wo er mehrere Kapitani in einem Thurme einſchloß und zu einer Capitulation zwang. Die Griechen, welche in Folge der Proclamationen Orloffs aufſtanden, ſollen die größten Grauſamkeiten gegen die Türken begangen haben; und es iſt bekannt, daß die Unternehmung Dolgorucki's gegen Modon fehlſchlug, wegen ihres regelloſen und feigen Benehmens. Die Albaneſen, welche bei dieſer Gelegenheit in Morea einbrachen, beliefen ſich nach Haſſan auf 15,000 Mann. Sie ſelbſt, beunruhigt durch die große Menge ihrer Landsleute, die ihnen folgten, um an der Beute Theil zu nehmen, und von der Regierung aufgefordert, Niemand mehr hineinzulaſſen, ſtellten eine Abtheilung an dem Iſthmus auf, um zu verhindern, daß nicht noch mehr Albaneſen in die Halbinſel drängen. Nachdem der Aufſtand unterdrückt und mit den Ruſſen Friede geſchloſſen worden war, wurde den Albaneſen, die noch fortwährend die größten Ausſchweifungen begingen, befohlen, nach Hauſe zurück zu kehren; allein alle Ferman's welche erlaſſen wurden, um ſie zum Gehorſam aufzufordern, blieben ohne Wirkung; und endlich ſchritt der Capudan Paſcha, den Haſſan Bei auf dieſer Expedition begleitete, zur Gewalt. Die Albaneſen wurden aufs Haupt geſchlagen, und von ihren Köpfen ward bei Tripolitza eine große Pyramide aufgeſchichtet; von den Uebrigen ſchloſſen ſich Einige den alten Colonien ihrer Landsleute zu Lala und Burdhunia an, Andere traten in die Dienſte des Paſcha, nur Wenige kehrten nach Albanien zurück. — Die Erzählungen Haſſan Bei's von ſeinen Feldzügen in Mani ſind ungemein unterhaltend. Selten geſchah es, wie er ſagt, daß er ein Dorf zu zerſtören wünſchte, ohne daß er nicht irgend ein benachbartes Dorf gefunden hätte, das ihn bei dieſem Werke unterſtützte, und faſt immer unter der Anführung eines Prieſters; dagegen mußten ihnen die Steine der Ruinen zu ihrem Gebrauche überlaſſen werden. Ihre eigenen innern Fehden ſind ſelten ſehr blutig; oft vergehen Monate, ehe ein Mann darin getödtet wird. Die Weiber bringen ihren Männern oder Brüdern die Munition; und es iſt ein Ehrenpunkt, nicht auf ſie zu feuern. Um mir einen Beweis zu geben, in welcher Achtung ſein Name in Mani ſtehe, zeigte mir Haſſan Bei einen poetiſchen Er-

Digitized by Google

guß, den er eben daher erhalten hatte, und worin ihm alle möglichen Tugenden beigelegt wurden. Poeſie und Seeräuberei ſcheinen in Griechenland heimiſche Gewächſe zu ſeyn, die nie ganz ausgerottet werden dürften.“

Van-Praet, Akademiker.

Coreeſpondenz aus Paris.

In einer Zeit, wo Jeder ſeine Machtvollkommenheit zeigt, der Hof wie die Kammer, die Publiziſten und Hr. Madrolle, der Wüthige, fragt ſich die Akademie der Inſchriften, warum ſie nicht auch zeigen ſoll, daß ſie auf Niemand Etwas zu geben hat und daß ihr Spruch ſouverän iſt, wäre er auch dem geſunden Menſchenverſtande zuwider. Da Champollion nach Egypten gereiſt iſt, den Staub der Wüſte, der Mumien und Papyrusrollen eingeſchlürft, und Altegyptiſch leſen gelernt hat, um in die Akademie zu kommen, worin immer der Eine wiſſen muß, was alle Andere nicht verſtehen — da Couſin nicht bloß von den vornehmſten Perſonen empfohlen iſt, ſondern auch Platon, Proclus und Hegel ſtudirt und tiefgelehrte Bücher geſchrieben, um in die Akademie zu kommen — da Guizot ein ächt philoſophiſcher Geſchichtſchreiber iſt: ſo wählen wir zu unſerm Mitgliede Hrn. Van-Praet.

Wenn man in den zweiten Saal der berühmten k. Bibliothek zu Paris eintritt, ſo findet man dort von Schlag zehn bis Schlag zwei, immer an ſeinem Poſten, einen kleinen, höchſt beweglichen alten Mann, im ſtrengſten Winter (es wird nicht geheizt) im bloßen Frack, und immer erhitzt durch ſeinen Eifer, zitternd an Arm und Kopf aus Ungeduld, die Büchertitel im Katalog ſchneller zu finden als es möglich iſt. Der Katalog ſoll aber nur angeben, wo das Buch ſteht; ob es in der Bibliothek vorhanden, weiß Hr. Van-Praet auswendig, es giebt ja nur 500,000 Stück in der Bibliothek; auch weiß er, wo das Buch gedruckt, in welchem Jahr, in welchem Format, auf welchem Papier; und bringt man ihm ein Buch, wo das Titelblatt fehlt, ſo ſagt er gleich den Titel und nennt den Verfaſſer, wenn er auch vor hundert Jahren gelebt und anonym geſchrieben hat. Kömmt es aber Jemand in den Sinn, Hrn. Van-Praet zu fragen, was denn eigentlich ein Buch für Forſchungen enthalte, verſteigt er ſich zu der Frage, ob das Buch gut ſey, ſo betrachtet ihn der gelehrte Bibliograph mit nicht wenig erſtaunten Augen und fragt, ob er denn in allem Ernſte glaube, daß ein pariſer Bibliothekar Zeit habe, dergleichen zu wiſſen oder zu lernen.

Er iſt folglich Akademiker geworden. An dem Tage der Wahl und etwas zuvor ging es in den literariſchen Salons von Paris lebhaft her; um zu entſcheiden, Wer in die Akademie komme, ließ man ſich ſogar auf wiſſenſchaftliche Diskuſſionen und Wetten ein. Die Couſins waren geſunken, die Guizots ſtanden nicht übel, man riß ſich um die Champollions, oder wenigſtens um Champollion den Jüngeren. Nun hat Keiner die Wette gewonnen und Alle haben verloren. Die Akademiker lachten ſich ins Fäuſtchen; kurz vor der Wahl bin ich einem Akademiker eine Viertelſtunde lang nachgegangen, er war ſeelenallein und lachte in einem fort mit ſich ſelbſt. Worüber freut ſich der ernſte Gelehrte? dachte ich. Hat die Akademie einen Fund gethan, wodurch ihr Ruf in Europa ſteigt? Oder iſt die Ordonnanz, daß ſich die Akademie ergänzen müſſe, daß ſomit die Gehaltszulage nicht fortdaure, wiederrufen? Ich hegte noch andere Vermuthungen über das Mitſichſelbſtlachen des Akademikers; aber kein Oedipus wäre auf den wahren Grund gekommen, auf die bevorſtehende Wahl von Van-Praet.

In der Akademie der Inſchriften ſteckt ein Kern von Gelehrten, der es bei der Nachwelt weit gebracht hat und es jetzt in der Welt weit bringen will. Man gilt Etwas bei Hofe, man erhält die erſten Stellen und ſieht nicht gerne, daß die Zahl der Fähigen zu ſehr anwachſe. Man iſt zur Majorität geworden und es giebt keine populäre Gewalt, welche eine neue Majorität in die Akademie ſchicken könnte, denn dieſe Kammer ergänzt ſich ſelbſt. Aus Dankbarkeit für die Wahl laſſen die unberufenen Aufgenommenen die Majorität gewähren, aber wehe der Akademie, wenn ſie blindlings ſo fortfährt! Die Unberufenen ſelber würden die Majorität, und während jetzt Niemand gewählt wird, der nicht über dreißig Supplik-Viſiten macht, ſchlägt am Ende ein Berufener die Ehre aus, ſich dem morſchen Körper der Akademie einzuverleiben. Zudem heben ſich die Privatgeſellſchaften; auch ſie haben ihre Präſidenten, ihre politiſchen Vorrechte, denn ein Theil derſelben wird eo ipso juryfähig; ſie haben Verſchiedenheit des Rangs, geben Preiſe, werden durch k. Ordonnanzen beſtätigt und ſind dennoch populär. Wenn es in der Akademie ſo fortgeht, werden die Franzoſen denken: der Verein iſt nur ein Mittel; man iſt nicht gelehrt, um Akademiker zu werden, ſondern Akademiker, um die Gelehrſamkeit an den Nagel zu hängen und Stellen zu accapariren. Man kann von den im fünfzehnten Jahrhundert auf Velin gedruckten Büchern ein noch ſo vollſtändiges Verzeichniß gemacht und außerdem einige Handſchriften beſchrieben haben, man kann ein fleißiger, honneter Bibliograph ſeyn und ein Gedächtniß haben, wie es nur Van Praet beſitzt, man kann *ein lebendiger Katalog* ſeyn: iſt Dieß hinlänglich, in die berühmte Akademie der Inſchriften zu gelangen?

Fox und der Prinz von Wales.

Zu der Zeit, wo Fox und der gegenwärtige König von England Mitglied eines Cirkels waren, den man oft mit der bekannten Geſellſchaft Heinrichs IV verglichen hat, wurde der berühmte Staatsmann durch ſeinen königlichen Freund gefragt, was er für das größte Vergnügen auf der Welt halte. „Im Hazard gewinnen!“ war die Antwort. Und was iſt das zweite nach dieſem? Fox ſann einige Augenblicke nach und ſchien in Verlegenheit. „Das zweite nach dem Gewinnen — hm! laß ſehen! — ja, im Hazard verlieren.“

Der Halbmond auf den Kirchen von Moskau.

Faſt auf jeder Kirche von Moskau glänzt der Halbmond unter dem Kreuz des Erlöſers. Dieſe ſonderbare Zuſammenſtellung wird folgender Maßen erklärt: Während der zweihundert Jahre, in welchen die Tataren Rußland unterworfen hielten, verwandelten ſie die chriſtlichen Kirchen nach und nach in Moſcheen, und pflanzten den Halbmond, das Sinnbild ihres Glaubens, darauf. Als nun der Großfürſt Iwan-Waſiljewitſch die Tataren aus dem ruſſiſchen Reich verjagt hatte, ließ er den Halbmond nicht etwa von den Kirchen herabnehmen, ſondern das Kreuz als ſtolzes Siegeszeichen über dem Symbol des Islams aufrichten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 111. 21 April 1830.

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Siebente Vorleſung.

Ariſtoteles.

Ariſtoteles wurde zu Stagyra im Jahr 384 vor Chriſtus geboren. Da ſein Vater Nikomachus die Stelle eines Leibarztes beim König von Macedonien, Amyntas III, bekleidete, ſo wurde er inmitten der jungen Prinzen erzogen und war gewiſſer Maßen der Jugendfreund Philipps, der ihn bald nach ſeiner Thronbeſteigung zum Lehrer ſeines Sohnes Alexander berief. Der Philoſoph war damals nur 28 Jahre alt und noch unter den Schülern Platons, ſo daß man wohl annehmen darf, er habe dieſe Auszeichnung nicht ſo ſehr ſeinem Verdienſt, welches damals noch nicht gehörig gewürdigt werden konnte, als der jugendlichen Verbindung zwiſchen ihm und Philipp verdankt. Wenigſtens ſcheint er noch keine Schule eröffnet zu haben, was von ihm überhaupt vor dem Tod ſeines Lehrers im Jahr 348 nicht geſchehen ſeyn ſoll. Er hatte bis zum Ausbruch des Kriegs zwiſchen dem König von Macedonien und den Athenern in Athen gelebt, um jene Zeit ſich aber nach Myſien zu ſeinem Freund Hermias, Beherrſcher von Atarna, zurückgezogen. Nach dem Tod des Hermias begab er ſich nach Mytilene, von wo ihn Philipp im Jahr 343 zur Erziehung des damals dreizehnjährigen Alexanders zu ſich einlud.

Im Jahr 336 ſtarb Philipp und bald darauf kehrte Ariſtoteles nach Athen zurück. Man hat behauptet, er habe den Alexander nach Egypten begleitet, was aber nicht wahrſcheinlich iſt, da er die in ſeinen Werken gegebne Beſchreibung egyptiſcher Thiere ganz dem Herodot entlehnt, und alle Irrthümer dieſes Vorgängers beibehält. Er eröffnete ſeine Schule im Lyceum, (bekanntlich ein öffentlicher Ringplatz mit bedeckten Gängen in Athen,) wohin er ſich zweimal des Tages begab, indem er Morgens die Anfangsgründe der Philoſophie und diejenigen Gegenſtände vortrug, welche keiner Vorſtudien bedurften, während er Abends das Tiefere ſeiner Anſichten entwickelte. So lehrte er 12 — 13 Jahre lang, in welcher Zeit er einen ununterbrochenen Briefwechſel mit Alexander unterhielt. Gegen das Ende ſeines Lebens ſcheint dieſer jedoch kälter gegen ihn geworden zu ſeyn, ja einige Schriftſteller behaupten ſogar, er habe den Philoſophen tödten laſſen wollen, welcher Befehl aber von dem damit beauftragten Antipater zurückgewieſen worden ſey. Trotz dieſer Entfremdung genoß indeß Ariſtoteles immer noch, wenigſtens des Scheines, von dem König beſchützt zu werden, und blieb deßhalb unangefochten; kaum aber war Alexander todt, als die Demagogen Athens, welche wie den Macedonier, ſo deſſen Lehrer haßten — die Sophiſten, deren ärmliche Spitzfindigkeiten er zu Schanden gemacht — die Platoniker, deren Lehre er verlaſſen, ſpäter ſogar bekämpft hatte, ſich gegen ihn verbanden, und einen Prieſter Namens Eurymedon anſtifteten, welcher ihn des Frevels an der Religion anklagte. Ariſtoteles, durch das Beiſpiel des Sokrates gewarnt, verließ Athen, indem er, wie er ſagte, den Athenern ein neues Verbrechen gegen die Philoſophie erſparen wollte. Er begab ſich nach Chalcis auf Euböa, wo er bald nachher ſtarb.

Wie es ſcheint, überſandte ihm Alexander während ſeines ganzen Siegeszuges fortwährend die merkwürdigſten Erzeugniſſe der Länder, in welche er kam; ja, hiemit noch nicht zufrieden, ließ er ihm nach und nach gegen 900 Talente — mehr als drei Millionen Franken — zuſtellen, um ihn in Stand zu ſetzen, ſich die zu Abfaſſung ſeiner Naturgeſchichte nöthigen Gegenſtände zu verſchaffen. Plinius verſichert ſogar, der König habe ganze Tauſende von Leuten zu ſeiner Verfügung geſtellt, um für ihn zu jagen, zu fiſchen und die ihm ſonſt nöthigen Beobachtungen zu ſammeln. Dergleichen Hülfsmittel ſind freilich unermeßlich; bei all Dem ſtehen aber die Früchte, welche Ariſtoteles aus denſelben zu ziehen wußte, noch unendlich höher, als man irgend erwarten durfte. Nicht nur hat er für die Naturwiſſenſchaften eine Behandlung eingeführt, welche allein deren Fortſchreiten ſichern konnte; ſondern er ſammelte auch in einem nicht ſehr langen Leben mehr einzelne Beobachtungen, fand mehr allgemeine Geſetze, als alle ſeine Nachfolger zuſammen in einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten. Dabei müſſen wir noch bedenken, daß uns nur ein unvollſtändiges Urtheil über den ganzen Umfang ſeiner Kenntniſſe zuſteht, weil ein Theil ſeiner Werke gänzlich für uns verloren, der andre nur entſtellt auf uns gekommen iſt. Strabo im dritten Buch ſeiner Erdbeſchreibung berichtet uns über das Schickſal der ariſtoteliſchen Schriften. Der Philoſoph hatte ſie bei ſeinem Tod dem Theophraſt, ſeinem Lieblingsſchüler und Nachfolger, vermacht; dieſer hinterließ ſie

Digitized by Google

dem Neleus, welcher ſie nach Sepſis, einer Stadt im Königreich Pergamus in Kleinaſien, brachte. Die Erben des Neleus, beſorgt, König Attalus, der damals eine Bücherſammlung nach dem Vorbild derjenigen von Alexandrien anlegte, möchte ihnen die Werke entreißen, verbargen ſie in einem unterirdiſchen Gelaß, wo Feuchtigkeit ſie zum Theil zerſtörte. Appelliko, der ſofort zu ihrem Beſitz gelangte, ließ die Lücken wieder ausfüllen; unglücklicher Weiſe waren aber die Männer, deren er ſich hiezu bediente, nicht ſonderlich geeignet zu einem ſolchen Geſchäft, und verdarben Mehr, als ſie gut machten. Appeliko brachte die Schriften nach Athen, wo Sulla dieſelben vorfand, als er ſich dieſer Stadt bemächtigte. Sie wurden ſofort nach Rom geſandt, wo ein Grammatiker Namens Pyrrhanio zahlreiche Abſchriften derſelben beſorgte. Andronikus von Rhodus übernahm die Herausgabe und theilte das Ganze in Capitel, was ihm aber ſehr übel gelang, indem die Ueberſchrift oft in gar keinem Bezug zum Inhalt ſteht, oder von ganz unbedeutenden Nebendingen hergenommen iſt.

Unter den 260 Werken des Ariſtoteles, welche Diogenes von Laërte aufführt, ſind uns viele nur dem Namen nach bekannt. Unter letztern müſſen wir beſonders den Verluſt einer Reihe anatomiſcher Beſchreibungen in acht Büchern, mit beigefügten Abbildungen, bedauern, ſo wie eine Sammlung von Naturgeſtänden, in alphabetiſcher Ordnung, ein wahres Wörterbuch der Naturgeſchichte, das ohne Zweifel ſämmtliche von Ariſtoteles in ſeinen ſonſtigen naturhiſtoriſchen Werken abgehandelte Materien berührte. Es beſtand aus 38 Rollen und müßte ſonach einen ſtarken Quartband füllen.

Ariſtoteles umfaßt in ſeinen Schriften beinahe den ganzen Bereich menſchlichen Wiſſens; aber nicht ohne Ordnung durch einander, wie ſeine Vorgänger gethan hatten. Er ſteckte den verſchiednen Zweigen der Wiſſenſchaft ihre beſtimmte Grenzen, und die Art, wie er ſie abtheilt, iſt von ſo reifem Urtheil eingegeben, ſo aus der Natur der Sache genommen, daß die Leiſtungen von zwanzig Jahrhunderten darin keine Veränderung hervorgebracht haben.

Was ſeine Bücher über die Natur betrifft, ſo ſind derſelben viele und von verſchiedenem Inhalt. Man zählt 1) acht Bücher über die Naturlehre im engern Sinn; vier über den Himmel; eines über Meteorologie, worin auch von Mineralogie und Farben die Rede iſt. 2) Zwei Bücher über die Erzeugung und Vergehung der Körper, das heißt über den Gang der Decompoſition und Recompoſition organiſcher Weſen; zehn über die Geſchichte der Thiere; zwei über die einzelnen Theile derſelben; eines über ihre Art ſich fortzupflanzen; zwei über ihre Zeugung; und verſchiedene Abhandlungen über Wachen und Schlaf.

In all dieſen Werken befolgt Ariſtoteles denſelben Gang, welchen er auch in ſeiner Poetik, ſeiner Sittenlehre, ſeiner Politik einſchlägt, das heißt er ſtellt kein Geſetz a priori auf, ſondern leitet jedes aus Beobachtung der Thatſachen und deren Vergleichung unter einander her. Dieſes Verfahren entſpricht ſeiner Lehre über den Urſprung der allgemeinen Vorſtellungen, welche der Lehre des Platon entgegengeſetzt iſt. Seiner Anſicht nach giebt es keine angebornen Ideen für den Menſchen, ſondern dieſer erwirbt ſeine Vorſtellungen lediglich auf dem Weg der Abſtraction, ſo daß Beobachtung und Erfahrung für ihn die einzige Quelle des Wiſſens ſind.

Unter den aufgezählten Schriften iſt diejenige über die Naturlehre die ſchwächſte, und mußte es auch ſeyn; denn um hier weiter zu kommen, bedarf man des Experimentirens, was zur Zeit des Ariſtoteles, wo die mechaniſchen Künſte noch ſo weit zurück waren, nicht wohl anging. Man hatte Nichts als eine kleine Anzahl Beobachtungen in einzelnen Haufen; unmöglich konnte man ſich daher zu bedeutenden Folgerungen erheben. Viele in dieſer Beziehung von Ariſtoteles aufgeſtellte Grundſätze haben ſich daher als falſch oder unvollſtändig erwieſen; zu ſeiner Zeit aber waren ſie allerdings der richtige Ausdruck für die damals bekannten Erſcheinungen. So ſah er z. B. die feſten oder flüſſigen Körper zur Erde fallen, wenn ſie nicht gehalten wurden, die luftartigen ſich von dem Grund des Waſſers zu deſſen Oberfläche erheben, die Flamme zum Himmel aufſteigen, und ſchloß alſo, für ihn ganz folgerichtig, daß der Luft und dem Feuer ein Beſtreben inwohne, ſich zu erheben, der Erde und dem Waſſer ſich zu ſenken. Dieſelbe Bemerkung läßt ſich auf den ſo ſehr angegriffenen Grundſatz von dem Schauder vor dem Leeren (horror vacui) anwenden. Ariſtoteles ſtellte denſelben nicht a priori auf, ſondern ſchrieb ihn als ſehr paſſenden Ausdruck für die zu ſeiner Zeit bekannten Thatſachen nieder. Denn ſo lange die Erfahrung nicht das Gegentheil gelehrt hatte, war es der Vernunft eben ſo vollkommen angemeſſen, den Körpern eine Neigung beizulegen, jeden leeren Raum auszufüllen, als man jetzt vernunftmäßig annimmt, daß die Körper ſich gegenſeitig anziehen.

Weit glücklicher wandte Ariſtoteles ſeine Methode auf die Unterſuchung lebendiger Weſen an. Beſonders ſeine Geſchichte der Thiere iſt ein wahres Meiſterſtück. Kaum begreift man, wie der Verfaſſer im Stande war, in den einzelnen Beobachtungen, die er insgeſammt erſt ſelbſt ſammeln mußte, ſo viele allgemeine Regeln, ſo viele tiefe Lehrſätze, an welche keiner ſeiner Vorgänger im Geringſten gedacht hatte, aufzufinden. Das Buch iſt keine Zoologie im engern Sinn, ſondern ein allgemeiner Ueberblick, der für dieſen Zweig der Naturwiſſenſchaft Das leiſtet, was für das Pflanzenreich die Philoſophie der Botanik von Linné.

Das erſte Buch handelt über die Theile, welche den Körper der Thiere bilden, die Ariſtoteles nicht nach Arten, ſondern nach natürlichen Gruppen beſchreibt. Eine ſolche Arbeit konnte gleichwohl nicht unternommen werden, ohne daß der Verfaſſer ſehr beſtimmte Begriffe über die Claſſification der Thiere hatte. Da es ihm jedoch nicht gefallen hat, einen zoologiſchen Plan zu ziehen, ſo haben Einige auf höchſt oberflächliche Weiſe dem Werk einen Mangel an Methode vorgeworfen.

Der Anfang des erſten Buches gehört in gewiſſer Hinſicht nicht zu dem Uebrigen, und bildet in ſofern eine Art Einleitung. Er enthält allgemeine Sätze, die ohne weitere Entwicklung hingeworfen, aber ſo klar ausgeſprochen ſind, daß Jeder ſie leicht verſteht und auf Naturgegenſtände anwenden kann. Sie

Digitized by Google

ſetzen die Beobachtung einer ungeheuern Menge von einzelnen Thatſachen voraus. Wir führen folgende an:

„Alle Thiere ohne Ausnahme haben ein Maul und einen Gefühlsſinn; dieſe beiden Merkmale ſind aber die einzigen durchgängig vorkommenden; es giebt kein drittes, das nicht bei manchen Thiergattungen fehlte.“

„Unter den Landthieren iſt keines an den Boden feſtgewachſen; unter den Waſſerthieren aber mehrere.

„Jedes Thier mit Flügeln hat auch Füße.“ (Es giebt alſo z. B. — will Ariſtoteles ſagen — keine geflügelten Schlangen.)

„Unter den geflügelten Inſekten ſind mehrere mit einem Stachel verſehen. Diejenigen, welchen dieſes Organ vorne ſitzt, haben ſtets nur zwei Flügel; diejenigen, welchen daſſelbe hinten ſitzt, vier Flügel.“

Man begreift leicht, daß dergleichen Sätze nicht a priori aufgeſtellt werden konnten, ſondern nothwendig auf Beobachtung gegründet ſeyn mußten, und eine Unterſuchung faſt aller Thiere der Welt vorausſetzen.

Eben in dieſer Einleitung ſtellt Ariſtoteles ſodann die Grundzüge einer wirklichen Claſſification auf. Er theilt die Thiere in rothblütige und weißblütige. Rothblütige ſind die Vierfüßler, die Schlangen, die Vögel, die Fiſche und die Wale (Cetaceen). Obwohl beide letztere Ordnungen im Waſſer leben, und ſich auch nach ihrer äußern Geſtalt einiger Maßen entſprechen, weiß Ariſtoteles dieſelben dennoch gar wohl von einander zu unterſcheiden. Er kennt die Natur der Wale ſo gut, als wir heut zu Tage; er weiß, daß es warmblütige, lebendige Junge gebärende, und dieſelben mit Milch ſäugende Thiere ſind. Eben ſo zieht er unter den Vierfüßlern zwiſchen Lebendig-gebärenden und Eierlegenden eine Scheidelinie; letztere, ſagt er, haben durch innern Bau und äußere Bedeckungen große Aehnlichkeit mit den Schlangen. Man ſieht aus dieſer Unterabtheilung, daß die verſchiedenen Gruppen im Ganzen nach einer ſehr naturgemäßen Art entworfen ſind, und nur in ihrer innern Anordnung kann man hie und da Etwas tadeln.

Weißblütige Thiere ſind die Mollusken, die Cruſtaceen, die Teſtaceen und die Inſekten. Dieſe Abtheilung iſt allerdings nicht fehlerfrei, allein bis auf Linné hatte man doch keine beſſere. Unter den Mollusken hebt Ariſtoteles namentlich den Achtfüßler, (poulpe,) den Tintenfiſch, die Seekatze, den Argonauten hervor, und bemerkt, daß letzterer an ſeine Schale nicht angewachſen ſey. Er beſchreibt kürzlich ſämmtliche Theile dieſer Thiere, und ſpricht ſogar von ihrem Hirn, was um ſo merkwürdiger iſt, als man erſt ſeit einigen Jahren das Daſeyn eines ſolchen Organs bei den Mollusken zur Gewißheit gebracht hat.

Die Unterabtheilungen der weißblütigen Thiere ſind noch einſichtsvoller, als die Hauptabtheilung: die Claſſification der Inſekten iſt z. B. ganz dieſelbe, welche auch Linné trifft. Ariſtoteles unterſcheidet die Inſekten in geflügelte und nicht-geflügelten, und nimmt bei den erſtern drei Unterordnungen an, je nachdem ſie zwei oder vier Flügel haben, oder dieſe mit einem hornenen Gehäuſe bedeckt ſind. Sofort erklärt er, was er in der Zoologie unter Familie verſtehe, und führt als Beiſpiel diejenige der Einhufigen an, zu welcher er das Pferd, den gewöhnlichen Eſel und den wilden Eſel rechnet.

Hierauf tritt er zu Beſchreibung der einzelnen Theile der Thiere, wobei er ſtets den menſchlichen Körper zum Vergleichungspunkt gebraucht. Zuvörderſt handelt er von den äußerlich ſichtbaren Theilen, und geht dann zum Innern über. Hier ſind ſeine Bemerkungen nicht mehr ſo genau; doch kennt er die Hauptzüge der Organiſation immer noch ziemlich gut und ſcheint ſogar über mehrere Einzelheiten beſſer unterrichtet, als die meiſten ſeiner Nachfolger. So kannte er z. B. die euſtachiſche Röhre, und ſpricht von derſelben an einer Stelle, wo er den Alkmäon widerlegt, der, wie angeführt worden, behauptet hatte, die Ziegen athmeten durch die Ohren. Er beginnt mit dem Hirn, ſagt, daß dieſes Organ bei allen rothblütigen Thieren vorkomme, daß aber unter den weißblütigen bloß die Mollusken mit einem ſolchen ausgeſtattet ſeyen. Der Menſch, fügt er bei, hat unter allen lebendigen Weſen das größte Gehirn. Recht gut beſchreibt er ſodann die beiden Häute, welche daſſelbe einhüllen, und die verſchiedenen Nerven, welche aus dem Gehirn nach dem Aug gehen. Hierauf beſchränken ſich jedoch ſeine nevrologiſchen Kenntniſſe; er weiß weder von dem ſonſtigen Verlauf, noch von dem Zweck der Nerven Etwas; erſt Herophilus hatte hierüber einiger Maßen richtige Vorſtellungen. Ariſtoteles ſpricht ſofort von den Blutgefäßen, deren Hauptäſte aus dem Herz entſpringen; unterſcheidet richtig die Hohladern von der Lungenader, und beſchreibt die Aorta von ihrem Urſprung bis zu ihrer Theilung am untern Theil des Stammes; weiß aber nicht, daß die Schlagadern Blut enthalten, ſondern iſt wie das ganze Alterthum der Meinung, daß ſie Luft führen, von welcher er geglaubt zu haben ſcheint, daß ſie bis ins Herz ſelbſt bringe. Dieſem theilt er nur drei Höhlen zu. Er ſpricht über den Magen, das Netz, die Leber, die Milz, die Blaſe, die Nieren und deren Zubehör, und ſagt, die rechte Niere liege höher, als die linke. All dieſe Angaben, obwohl unvollſtändig und hie und da ſogar falſch, beweiſen wenigſtens, daß er die Eingeweide, von welchen er handelt, ſelbſt geſehen.

Hierauf nimmt er die Thiere mehr im Einzelnen vor, und ſpricht zunächſt von ihren Gliedern. In Bezug auf den Elephanten bemerkt er, wie ſehr die Länge ſeiner Vorderfüße und die Art ihrer Bewegung dieſem Thier das Ergreifen der Nahrungsmittel erſchweren würden, wie aber der Rüßel ſolchem Uebelſtand auf bequeme Art abhelfe. Dabei iſt ihm nicht unbekannt, daß der Rüßel die Naſe des Elephanten iſt. Ueber die Fortpflanzungsart deſſelben, über die bei beiden Geſchlechtern obwaltenden Verſchiedenheiten giebt er ſehr beachtungswerthe Einzelheiten, die zwar in mehreren Beziehungen von Büffon widerſprochen worden ſind, aber faſt durchgängig mit Unrecht, wie neuere Beobachtungen in Indien gelehrt haben.

Sodann betrachtet Ariſtoteles die Thiere nach der Beſchaffenheit ihrer Haut. Unter denjenigen, welche eine Mähne haben, führt er auch den Bonaſus (Auerochs) und drei indiſche Thiere, den Hippelaph, (Roßhirſch,) das Hippardium und den Büffel auf. Der Hippelaph wurde vor kurzer Zeit von Diard und Düvaucel

Digitized by Google

entdeckt; das Hippardium (der ſ. g. Jagdtiger) iſt ebenfalls nur ſeit wenigen Jahren wieder aufgefunden. Der Büffel wurde bekanntlich erſt zur Zeit der Kreuzzüge in Europa eingeführt. Ariſtoteles beſchreibt ihn unverkennbar; ſpricht von ſeiner Farbe, der Richtung ſeiner Hörner und ſagt, daß er vom zahmen Stier eben ſo ſehr verſchieden ſey, als das wilde Schwein vom zahmen. In Bezug auf das Kamel unterſcheidet er bereits die beiden Arten deſſelben, und theilt die eine Arabien, die andre Baktra zu. Letztere konnte den Griechen erſt durch Alexanders Eroberungen bekannt geworden ſeyn.

Nach der Haut ſpricht er von den Hörnern, und giebt in dieſer Hinſicht allgemeine Regeln, deren Richtigkeit durch alle nachfolgenden Entdeckungen ſtets bewährt worden iſt. Hier einige derſelben:

„Kein Thier hat Hörner, das nicht geſpaltene Füße hätte; aber der umgekehrte Satz iſt nicht richtig, wie z. B. das Kamel geſpaltene Füße hat, aber keine Hörner."

„Alle Thiere, welche geſpaltene Füße, Hörner und keine Zähne in der obern Kinnlade haben, wiederkäuen, und jedem Wiederkäuer kommen jene drei Merkmale zu."

„Die Hörner ſind hohl oder nicht hohl. Erſtere bleiben ſtehen, letztere fallen ab, und erzeugen ſich jedes Jahr von Neuem."

Er verbreitet ſich ſofort über die Zähne, über deren Erneuerung bei Menſchen und Thieren, und die verſchiedenen Formen, welche ſie bei verſchiedenen Gattungen, je nach der Nahrung annehmen, indem ſie bei den Fleiſchfreſſern ſchneidend und ſpitzig, bei den Pflanzenfreſſern platt und mahlſteinartig ſind. Bei einigen Thieren ſpringen gewiſſe Zähne hervor, und bilden die Hauer; kein Thier aber hat Hauer und Hörner zugleich. Beim Elephantenweibchen ſind die Hauzähne klein und nach dem Boden gewandt. Letztere Behauptung wurde dem Ariſtoteles abermals als Irrthum angerechnet, und wirklich bieten die indiſchen Elephanten in dieſer Hinſicht keine Geſchlechtsverſchiedenheit; dem afrikaniſchen Elephanten aber kommt jenes Merkmal allerdings zu.

Folgt endlich eine Beſchreibung des Nilpferdes, die mit dem Uebrigen übel zuſammenhängt. Wahrſcheinlich wurde dieſe dem Herodot entlehnte Notiz urſprünglich von einem der erſten Beſitzer des Buchs auf den Rand beigeſetzt, und hierauf von einem ungeſchickten Abſchreiber in den Text mit aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Arabiſches Soldatenlied.

Planat, in ſeinem kürzlich erſchienenen Werke, Lettres écrites du Kaire (Paris, 1830. 8), theilt folgendes Soldatenlied mit, das in dem Heere des Paſcha von Egypten häufig geſungen werden ſoll.

Ich war geboren zu Galiub, und ſechzehn Mal hatte ich den Nil unſere Felder überſchwemmen geſehen. Ein Nachbar, Scheich Abdallah, hatte eine Tochter, deren Geſicht mir allein bekannt war. An Anmuth und Schönheit, wo fand Fatima ihres Gleichen? Ihre Augen waren ſo groß wie Findſchans (kleine Caffeetaſſen) und ihr Fleiſch hatte die Elaſticität der Jugend. Wir hatten nur einen Geiſt, eine Seele; und wir ſollten vermählt werden, als der Kaſchef (verflucht ſey er!) meine Hände binden und mit fünfzig Anderen mich zuſammenfeſſeln ließ und in das Lager ſandte. Da ich und mein Nachbar beide arm waren, ſo blieb der Kaſcheff (verflucht ſey er) unerbittlich.

Trommeln und Trompeten betäubten mich ſo, daß ich meine Hütte vergaß und meine Heerde; aber die Sonne meines Lebens, den Luſtquell meiner Gedanken, die arme Fatima konnte ich nicht vergeſſen. Sie gaben mir eine Flinte und eine Uniform und eine Patrontaſche, und ſie ließen mich zur Rechten und zur Linken wenden, einen Fuß in die Höhe heben, das Gewehr ſchultern und das Gewehr präſentiren. Ich marſchirte mit meinem Regimente nach Mecca und nach der Kaaba. Wir fochten in der Wüſte und in den Bergen, wir ſchlugen die Feinde des Propheten und ich zog (Gott ſey geprieſen!) als ein Hadſchi in die heilige Mecca ein.

Ich wurde zum Corporal gemacht, und nach dreijährigem Feldzuge kehrte ich in das Land des geſegneten Fluſſes zurück. Ich nahte mich Galiub; aber ich wagte es nicht hinein zu gehen, aus Furcht vor meiner Veränderung. Ich wurde vom Fieber ergriffen; ſie brachten mich in das Hoſpital von Abuſabel, und die fränkiſchen Aerzte, ſchlimmer als meine Krankheit, verboten mir das Eſſen (Fluch über ſie!), damit ſie meine Portion verkaufen könnten. Täglich wurde ich ſchwächer und niedergeſchlagener. Ich war am Sterben, als eines Morgens mir die Franken einen Trank brachten, von dem ſchon der Geruch mich hätte tödten können. Ich erhob den Becher zu meinen Lippen, als ich von außen eine Stimme in einem Tone, der mir durch die Seele drang, rufen hörte: Haſſan! Haſſan! Ja enni! (Haſſan! meine Augen!) Ich warf den Becher den Wärtern in das Geſicht, neue Kraft durchſtrömte meine Adern; ich war geheilt. Die dummen Aerzte glaubten, ihre Medicin habe es gethan. „Meinen Entlaſſungsſchein!" rief ich; der Schein wurde mir gegeben und ich flog in die Arme meiner Fatima.

Witzſpiel der Neger am Senegal.

Die Ghiolofs, erzählt der franzöſiſche Gouverneur am Senegal, Baron Roger, haben ein Geſellſchaftsſpiel, bei welchem man ſich Fragen aufgiebt, wie folgende: Wer erblickt zuerſt den Fremden und giebt ihm Nichts zu eſſen? Antw. Das Dach der Hütte (charakteriſtiſch für die Gaſtlichkeit dieſer Neger). Fr. Welches iſt das Silber der Felder? A. Das Gummi. Fr. Wie heißt das Ding, das athmet und nicht ſieht? A. Blaſebalg. Fr. Was macht ſich ein Loch, wie ein Neſt und legt doch keine Eier? A. Der Stößer in dem Mörſer. (Die Neger bedienen ſich bekanntlich des Mörſers, um die Hirſe zu Mehl zu ſtoßen.) Fr. Was hat einen Schwanz und rührt ihn nicht? A. Der Löffel. Fr. Was iſt ſehr lang in der Sonne und hat keinen Schatten? A. Der Weg. Fr. Was iſt das Durchdringendſte in der Welt? A. Der Geiſt. Fr. Welches ſind die Kameraden, die ſich den ganzen Tag ſchlagen und ſich doch kein Leid anthun? A. Die Zunge und die Zähne. Fr. Was hat zerzauſte Haare und bittet Gott, daß er es friſire? A. Der Rönier. (So heißt man am Senegal eine Palme (lontarus), die auf dem Gipfel eines 60 bis 80 Fuß hohen Stammes ein Büſchel großer fächerartiger Blätter trägt, die wie ein Kopf ausſehen, von dem die Haare in Unordnung herabhängen.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 112. 22 April 1830.

Die griechiſche Revolution und die europäiſche Diplomatik.

11. Definitive Grenzbeſtimmung des griechiſchen Staats.]
(Schluß.)

Als wir zuerſt von der beabſichtigten Beſchränkung hörten, fürchteten wir, die Inſel Eubôa möchte der Unabhängigkeit des übrigen Griechenlands mit zum Opfer gebracht werden.. Wirklich war Dieß die Meinung des Fürſten Polignac, die er in einer Denkſchrift ausſprach, welche er in den londner Conferenzen überreichen ließ. Se. Exc. ſucht als Grund dieſer Meinung darzuthun, wie zwar Eubôa im J. 1821 aufgeſtanden, aber im J. 1824 die Unruhen bereits wieder gedämpſt geweſen; wie nicht nur gegenwärtig die ganze Inſel dem Sultan gehorche, ſondern auch die türkiſche Bevölkerung auf ihr in einem ſtärkeren Verhältniſſe zu der griechiſchen ſtehe, als auf dem Continent, indem ſie ſich hier wie 1 zu 6, in Romelien wie 1 zu 10 verhalte. Ließ ſich einerſeits gegen die Triſtigkeit dieſes Arguments nicht Viel einwenden, ſofern den Verbündeten nicht zuzumuthen war, daß ſie für ihre griechiſchen Freunde Eroberungen machten, ſondern dieſe zufrieden zu ſeyn Urſache hatten, wenn die von ihnen ſelbſt gemachten Eroberungen durch jene beſchützt wurden; ſo lag doch andrerſeits im Begriff der Vermittlung ſelbſt die Aufgabe, eine ſolche Grenze auszumitteln, welche die Griechen ſelbſt zu behaupten vermöchten. Der Beſitz der Inſel Eubôa iſt aber eine unerläſſliche Bedingung der Sicherheit Griechenlands. Ohne Eubôa haben die Küſten von Attica und Böotien keine Vertheidigungslinie, da die Communication zwiſchen beiden Geſtaden des Euripus ſo leicht iſt, daß die Beſitzer der einen Küſte unaufhörlichen Angriffen von Seiten der Herren der andern Küſte preisgegeben ſind. Oſtgriechenland würde ſo ſeine Schifffahrt gehemmt und ſeinen direkten Verkehr mit den Inſeln in den übrigen Theilen des Feſtlandes zur See unmöglich gemacht ſehen *). Es möchte pedantiſch ſcheinen, in einer ſo planen Sache ſich auf alte Gewährsmänner zu berufen, wäre es nicht, um zu zeigen, daß die Nothwendigkeit dieſe beiden Küſten in der Hand eines und desſelben Volks zu behalten ſich zu allen Zeiten aufdrängte. Der claſſiſch gebildete Leſer kann dieſe Thatſache anerkannt finden in der dritten Rede des Demoſthenes gegen Philipp, wo den Athenern die Gefahr geſchildert wird, womit dieſer Eroberer durch die Unterjochung Eubôa's die Unabhängigkeit Griechenlands bedrohe: „Herrſcht der Tyrann", ruft der Redner aus, „nicht bereits in den Städten Eubôa's, in dieſer Inſel, die vor den Thoren Thebens und Athens liegt?" Die Türken waren ſo ſehr überzeugt, daß Eubôa und die gegenüberliegende Küſte als ein Ganzes zu betrachten ſeyen, daß ſie beide zu einem Paſchalik vereinigten. Obgleich bis jetzt, ſo viel wir wiſſen, die Räumung noch nicht geſchehen iſt, ſo zweifeln wir nicht, daß die Ungläubigen die Inſel bald dem neuen Staat werden überlaſſen müſſen. So wäre alſo das dem orientaliſchen Despotismus entriſſene Griechenland zwar um mehrere Landſchaften, die ihm gebühren, ärmer, es hat im Oſten keinen Theil an Theſſalien — im Weſten keinen Theil an dem fruchtbaren Thal des Achelous, und, wie vor Alters nach ſeiner fabelhaften Niederlage durch den Alciden, iſt dieſer Flußgott eines ſeiner Hörner beraubt und genöthigt, ſeine verſtümmelte Stirne **) vor den Barbaren an ſeinem Strand in den Wellen zu verbergen; aber doch müſſen wir uns glücklich ſchätzen, daß wir gleich das erſte Mal ſo Viel gewonnen haben, daß der heilige Boden der Thermopylen und das Grab des Leonidas, daß Athen und das Parthenon, daß die Trümmer von Miſſolonghi und das Grab des Marko Betzari, das glorreiche Denkmal neugriechiſcher Tapferkeit und Vaterlandsliebe — für Griechenland gerettet ſind.

Noch vor kurzer Zeit wurden wir mit einem ganz verſchiedenen Reſultate bedroht. Ehe die Ruſſen den Balkan überſtiegen, hätte ein Theil der Unterzeichner des londner Traktats ſich mit der Befreiung Morea's begnügt; und hätte der verun-

*) Plinius ſagt in Bezug auf die Lage von Eubôa und deſſen Verhältniß zu Oſtgriechenland: „Euboea et ipsa avulsa Boeotiae tam modico interfluente Euripo ut ponte jungatur, a meridie promontoriis duobus Geresto ad Atticam vergente et ad Hellespontum Caphareo insignis, a septentrione Caeneo, nusquam latitudinem ultra 40 millia passuum extendit, nusquam intra 20 millia contrahit; sed in longitudinem universae Boeotiae ab Attica Thessaliam usque praetenta in 110 millia passuum circiter vero trecenta sexaginta quinque."

**) Ovid. Metam IX. Vultus Achelous agrestes
Et lacerum cornu mediis caput abdidit undis.

glimpfte Präſident von Griechenland letzten Sommer eingewilligt, auf das Gebot unſers Generalconſuls ſeine Truppen hinter den Iſthmus von Korinth zurückzuziehen, ſo würden ſie denſelben wahrſcheinlich nie paſſirt haben, außer um neuen Kampf mit ihren alten Beherrſchern zu beginnen. Unzulänglich nach Ausdehnung, unbefeſtigt durch natürliche Gränzen, wäre die neue Republik für jeden Zweck der Sicherheit, der Vertheidigung, des Nationalwohls verloren geblieben. Ein großer Theil der Bevölkerung hätte in Maſſe von Haus vertrieben, gleich wilden Thieren nach Morea gehetzt oder nach den Bergen gejagt werden müſſen, um von dort aus den Raubkrieg gegen ihre Unterdrücker fortzuſetzen, und die Verbündeten hätten keine andere Frucht zu erwarten gehabt von all ihren Vermittlungen und Vorſtellungen, von all ihren Drohungen und Demonſtrationen, von ihren Expeditionen nach Morea und ihren Miſſionen bei der Pforte, von ihrer Schlacht von Navarin und ihrem Vertrag von Alexandria — als die Niedermetzlung von zweimal hunderttauſend hülf= und wehrloſen Landsleuten des Perikles und Epaminondas durch die Beſchützer von zwanzigtauſend bewaffneten Barbaren. Es hätte einen griechiſchen Staat gegeben ohne Athen, das Auge Griechenlands, und mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Hauptſtadt Griechenlands, und nicht nur Griechenlands, ſondern der ganzen civiliſirten Menſchheit — die einzige Stadt Griechenlands, wo die Beredſamkeit gelehrt und geübt ward — den Sitz der Kunſt und der Wiſſenſchaft, die Mutter und Erfinderin aller Weisheit und Bildung (omnium doctrinarum inventrices Athenae), das Geburtsland der Philoſophen, der Redner und Künſtler, deren Werke durch ihren Geſchmack die Welt verfeinerten und durch ihre Genialität entzückten! Athen nicht mehr in Griechenland, Griechenland ſelbſt vergeſſen bei der Bildung eines griechiſchen Staats! Welche Beleidigung gegen die öffentliche Meinung! Welch ein Hohn gegen alle claſſiſchen Erinnerungen! Mit bitterem Schmerz und tiefer Beſchämung hätten wir dann ausgerufen, wie jener Reiſende: Fuit quondam Graecia; fuerunt Athenae; nunc neque in Graecia Athenae, neque in ipsa Graecia Graecia est!

Doch das claſſiſche Land iſt jetzt und — wir hoffen für immer — der türkiſchen Barbarei los, und ob wir ihm gleich erweiterte Grenzen gewünſcht hätten, ſo reicht es doch hin, einen anſehnlichen Staat zu bilden, und begreift faſt das ganze eigentliche Griechenland. An der endlichen Befreiung des Peloponneſes mit ſeinen weiland berühmten Provinzen Argolis, Elis, Arkadien, Sparta, Meſſenien war längſt nicht mehr zu zweifeln; auf dem Continent, nördlich vom Iſthmus, kann der neue Staat ſich Attica's, Böotiens, nebſt Phocis, Lokris und einem großen Theile Aetoliens rühmen; öſtlich von da der langen Inſel Euböa, die, von Griechenland nur durch eine ſchmale Straße getrennt, an deſſen Küſte von Cap Sunium bis nach Theſſalien ſich hinzieht; weiter gegen S O, in nicht großer Entfernung vom Continent, jener Gruppe der Cycladen,

Die einen reichen Brillantenſchmuck
Natur gelegt dem Ocean an die Bruſt,

und der die neue Regierung, gleich ihrem alten Beſchützer, Macht verleihen wird ohne Furcht vor dem Raubbeſuch eines Capudan Paſcha,

— zu tragen ihre Kronen von Sapphir,
Zu ſchwingen ihre kleinen Dreizacke *).

Dieſe Begrenzung des griechiſchen Staats ſchließt die große Inſel Candia mit den wichtigen und geprieſenen Inſeln an der Küſte von Kleinaſien, Chios, Samos und Rhodos aus. Ueber die Politik oder Nicht=Politik dieſer Maßnahme wollen wir nicht lang rechten; nur im Vorbeigehen bemerken wir, daß, wo die Bevölkerung hauptſächlich aus Griechen beſteht und wo die Inſurrektion ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat, daß eine Unterdrückung derſelben ſich erſt nach Jahre langen Kämpfen und Metzeleien erwarten läßt, man hätte wohl dürfen zum Heil der Inſelgriechen dieſelben Rückſichten, wie bei Continentalgriechenland, eintreten laſſen, ohne daß dadurch das Prinzip der Intervention ausgedehnt oder ein Krieg riskirt worden wäre. In Bezug auf Candia ſtimmen wir vollkommen Denen bei, die der Meinung ſind, daß man dieſe Inſel dem neuen Staate hätte einverleiben ſollen. Candia liegt nicht mehr als 60 engl. M. von der Südoſtſpitze von Morea und kaum 50 von der Inſel Cythera an der Küſte des Peloponneſes; ſeine Bevölkerung beſteht meiſt aus Griechen; es iſt die letzte Beſitzung, welche das barbariſche Reich der Pforte in dieſen Meeren erwarb. In den Händen eines Feindes von Griechenland liefert es wegen ſeiner Nachbarſchaft und ſeiner Hülfsquellen Stoff genug zu Beſorgniſſen und ſelbſt wirklicher Gefahr. Gegenwärtig, wie ſeit mehreren Jahren, im Aufſtand begriffen, war es dem türkiſchen Reiche bereits entfremdet und trug Nichts zu ſeiner Stärke bei, ſeine völlige Trennung von demſelben konnte alſo auch unſerem „alten Alliirten" unter den übrigen Demüthigungen, die er ſich in der letzten Zeit gefallen laſſen mußte, nicht ſo ſehr empfindlich ſeyn. Daß die Anſtrengungen der Candioten, das türkiſche Joch abzuſchütteln, von ganz neuem Datum ſeyen, oder nur von auswärtiger Aufſtiftung herrührten, iſt eine Behauptung der Unwiſſenheit. Die Inſurrektion begann daſelbſt im Frühjahr 1821, wenige Wochen, nachdem ſie in Continentalgriechenland ausgebrochen war, und mehrere der glänzendſten Thaten des griechiſchen Patriotismus wurden verrichtet, um das Reich des Minos den Barbaren zu entreiſſen. In der Folge ward zwar das Feuer der Empörung gedämpft, doch erloſch es nie ganz; es bedurfte nur des Anblicks der griechiſchen Flagge oder der Landung einer Handvoll Griechen an der Küſte, ſo entbrannte der Rachekrieg wieder mit neuer Wuth. Es iſt Thatſache, daß ein Theil der ruſſiſchen und franzöſiſchen Vorſchüſſe zur Aufrechthaltung des Widerſtandes in Candia verwendet wurde; dieſe Thatſache giebt uns ſo wenig ein Recht, die Inſurgenten jetzt ihrem Schickſal zu überlaſſen, daß vielmehr ein weiterer Grund für uns darin liegen ſollte, ihnen zur Unabhängigkeit wie ihren Brüdern in Morea zu verhelfen. Iſt von den Verbündeten den Griechen, um ſie zur Empörung zu ermuntern, bloß deßwegen Geld geliefert worden, damit die Pforte ſpäter ihre Rache an ihnen auslaſſen könnte? Sagt man, die Inſurrektion habe in Candia

*) Comus.

nicht triumphirt und der londner Vertrag lege den Verbündeten die Verpflichtung, für die Griechen Eroberungen zu machen oder ihre türkiſchen Herren mit Waffengewalt zu vertreiben, nicht auf, ſo iſt Dieß keine Antwort auf unſere Frage. Was haben ſie denn in Morea gethan? Was müſſen ſie in Athen, in Negroponte thun, ehe ihr Werk fertig iſt? War nicht die franzöſiſche Expedition etwas Mehr als ein friedlicher Vermittlungsverſuch und vermag nicht derſelbe Einfluß, welcher Euböa befreit, Candia zu befreien? Indeß müſſen wir geſtehen, daß die Nothwendigkeit dieſe Inſel mit dem neuen Staat zu verbinden nicht ſo unmittelbar iſt, als bei Negroponte, während ihr Verluſt denn doch für die Türken bedeutend und der von den Griechen für türkiſches Eigenthum zu erſtattende Erſatz für die letztern läſtig ſeyn würde.

Um die Hülfsquellen und Vertheidigungsmittel der befreiten Provinzen und ihre Ausſichten auf Macht und Wohlſtand zu ſchätzen, wäre es von großem Intereſſe, eine genaue Berechnung der Bevölkerung zu bekommen. Dieß dürfte jedoch ſo leicht nicht ſeyn. Die Angaben der Einwohnerzahl des Peloponneſes ſchwanken, je nachdem man Pouqueville, Raybaud, Humphreys oder Haſſel hört, zwiſchen 248,000, 400,000, 600,000 und 710,000; nach Suzo, dem Geſchichtsſchreiber der griechiſchen Revolution, belief ſie ſich im J. 1821 auf 460,000; dieſe Bevölkerung war in 24 Cantone vertheilt und über 965 Dörfer zerſtreut; in ihrer Mitte lebten 50,000 Türken; aber man darf nicht überſehen, daß Morea den Hauptſtoß des Feindes auszuhalten hatte. Die griechiſche Bevölkerung im Norden des Iſthmus, die in den Aufſtand verwickelt war, wurde verſchiedentlich zu 400,000, zu 200,000 und 180,000 angeſchlagen. Letzteres iſt die Statiſtik des Grafen Guillemont, die derſelbe als das Reſultat ſeiner Nachforſchungen in einer Denkſchrift den verbündeten Höfen vorlegte. Die Einwohnerſchaft der Cykladen und all der Inſeln, welche ihre Unabhängigkeit erklärten, Candia ausgenommen, überſtieg nie 200,000. Wie ſich daher mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit ſchließen läßt, beträgt die Bevölkerung Neugriechenlands, Arta und Volo zu Grenzen angenommen, nicht mehr als 7 bis 800,000. Die Inſeln Hydra, Spezzia und Ipſara, welchen der größte Theil der griechiſchen Seemacht gehörte, zählten vor dem Krieg keine 50,000 Einwohner. Eine ſolche Bevölkerung, ſo wenig ſie auch den übertriebenen Angaben entſpricht, die zu verſchiedenen Perioden der Revolution in Umlauf kamen, iſt immer noch als eine hinreichende Grundlage für eine ſich entwickelnde Nationalkraft zu betrachten, wenn man ſich erinnert, was in neuern Zeiten Genua, Venedig, Florenz und was vor Alters Athen ſelbſt mit ſeinen 30 bis 40,000 Bürgern in der Epoche ſeines höchſten Ruhms geleiſtet. Was aber auch die Zukunft des einſt gefeierten Volkes ſeyn mag, die gegenwärtige Ausdehnung ſeines Gebiets überſteigt nicht die der ſchottiſchen Hochlande und Inſeln; ihre Bevölkerung erreicht nicht den Weſtbezirk von Yorkſhire; der Geſammthandel der Nation kommt nicht dem Handel von Hull, und das Geſammteinkommen des erſchöpften Staats nicht den Taxen gleich, welche ein Paar londner Bierbrauer entrichten.

Walſh's Notizen aus Braſilien.

Nach den vereinigten Staaten von Nordamerica zieht nicht leicht ein anderer Theil der neuen Welt ſo ſehr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, als Braſilien. Wenn die wundervolle Natur dieſes Rieſenreiches, ſo wie die politiſche Lage desſelben als die einzige Monarchie mitten unter den jugendlich aufblühenden Freiſtaaten des ſpaniſchen America's ſchon an und für ſich einen eigenthümlichen Reiz beſitzen, ſo wird derſelbe im gegenwärtigen Augenblicke noch durch die Verbindung des Regenten mit einer liebenswürdigen deutſchen Fürſtentochter erhöht; und Nachrichten über das Privatleben der verſchiedenen Stände, ſo wie über das Innere des Kaiſerhofes, die früher vielleicht wenig Intereſſe erregt hätten, können jetzt auf die lebhafteſte Theilnahme rechnen. Wer das Land und die Bewohner im Allgemeinen kennen lernen will, den verweiſen wir auf Rugendas, deſſen Anſichten aus Braſilien durch ihre unvergleichliche Wahrheit, uns, als ob wir mit einem Zauberſtabe berührt worden wären, mit einem Male mitten in dieſe Wunderwelt verſetzen; dem gelehrten Forſcher leiſtet das ausgezeichnete Werk von Spix und Martius Genüge; und in die kleinſten Details des geſelligen Lebens führt uns ein ſo eben in London erſchienenes Reiſebuch eines alten Bekannten, des Dr. Walſh, deſſen Reiſe von Conſtantinopel nach Ruſtſchuck unſeren Leſern aus dem Jahrgange 1828 des Auslandes erinnerlich ſeyn wird. Die Notizen aus Braſilien (Notices of Brazil, in 1828 and 1829 by the Rev. Walsh. Lond. 1830. 2 vols. 8) ſind eine nicht weniger angenehme und lehrreiche Lectüre, als jene Reiſe es war. Aus dem mannigfaltigen Stoffe, welchen die Notizen uns bieten, beſchränken wir uns für das Erſte, einige Details über den Haushalt und die perſönlichen Verhältniſſe des Kaiſers mitzutheilen.

„Als die erſte Gemahlin des Kaiſers zuerſt nach Braſilien kam, machte ſie durch ihr einnehmendes liebenswürdiges Weſen allgemein den vortheilhafteſten Eindruck; ihr weißer blühender Teint, ihre blauen Augen und blonden Haare bildeten einen angenehmen Contraſt zu den dunkeln Locken, den bleichen Geſichtern und der braunen Farbe der Damen, welche ſie umgaben. Aber bald vernachläßigte ſie dieſe Vortheile; ſie hatte nicht die geringſte perſönliche Eitelkeit, und war in Bezug auf ihr Aeußeres völlig unbekümmert. Sie ging in großen dicken Stiefeln mit Sporen umher, gleich den Mineiros, ſaß, einen Mantel übergeworfen und einen Mannshut auf dem Kopfe ſchrittlings zu Pferde und ritt in dieſem Aufzuge durch die ganze Stadt. Allerdings ſieht man auf dem Lande in Braſilien Frauen häufig auf dieſe Weiſe reiten, und ſie that Dieß, um ſich der Landesart des Volkes zu bequemen, dem ſie angehören ſollte; in Rio, wo europäiſche Sitten und Lebensart Eingang gefunden haben, wurde ein ſolches Benehmen jedoch als gemein und unverſtändig betrachtet. Als ſie Mutter wurde, nahm dieſe Vernachläßigung ihres Aeußeren auf eine noch unangenehmere Weiſe zu. Ihr langes ſchlichtes Haar ließ ſie ſich bis in das Geſicht und über die Schultern herabhängen; und die Fehler ihrer körperlichen Bildung, die ſtarke öſterreichiſche Unterlippe und der dicke Hals der Wienerinnen, die Anfangs überſehen worden waren, wurden täglich ſichtbarer und ſollen nicht Wenig dazu beigetragen haben, den Kaiſer, der ſtets ungemein ſorgfältig in Tracht und Kleidung war, von ihr zu entfernen. Leicht

würde ſie bei einiger Aufmerkſamkeit auf ihre Perſon die Neigung und Liebe ihres Gemahls eben ſo ſehr zu feſſeln vermocht haben, als ſeine Achtung, welche ſie nie verlor. Denn jene unbedeutenden Fehler wurden durch die ausgezeichnetſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüthes bei Weitem überwogen. Ihre Gutmüthigkeit war ſo unbegrenzt, daß ſie nie eine Bitte abſchlagen konnte. Wenn ſie ausging, führte ſie eine Taſche voll Silbergeld mit ſich, welches ſie unter Weges den Bedürftigen vertheilte; nie konnte ihre Großmuth mit ihrer Einnahme Schritt halten. Sie war gegen Jeden aus ihrer Umgebung eine freundliche und nachſichtige Herrin, eine liebevolle Mutter und ein gehorſames treues Weib, welches ſich durch Nichts von ſeiner Pflicht ableiten ließ. Ihr Schwiegervater, König Johann, liebte und achtete ſie ſehr, und ein Schreiben von ihr war es, was ihn zuletzt zu der Anerkennung der Unabhängigkeit des Landes vermochte. Sie hinterließ fünf Kinder: Donna Maria da Gloria, Königin von Portugall, geboren am 4 April 1819; Donna Januaria, geb. am 11 März 1821, Donna Paula Mariana, geb. 17 Febr. 1823, Donna Franciſca Carolina, geb. 2 Aug. 1824, Don Pedro d'Alcantara, Kronprinz von Braſilien, geb. 2 Dec. 1825.

„Ich fand den Kaiſer in der Mitte des Zimmers ſtehend. Als ich ihn zum erſten Male auf den Stufen des Thrones geſehen hatte, den kleinen Prinzen neben ſich, war er mir als ein großer ſtattlicher Mann erſchienen; doch als ich jetzt mich näherte und wir einander dicht gegenüberſtanden, bemerkte ich, daß er unter der Mittelgröße und von derber ſtarker Geſtalt war. Sein Geſicht war voll und durch Pockennarben zerriſſen; ſein Haar ſchwarz und dick, dazu kam ein gewaltiger Schnurrbart und überhaupt ein ziemlich abſchreckendes Aeußeres. Sein Benehmen war indeſſen, obwohl etwas trocken, doch herablaſſend und höflich. Er redete mich franzöſiſch an: „Je vous suis bien obligé à raison des livres, que vous m'avez envoyé par le Marquis d'Aracaty!“ — „Ew. Majeſtät erweiſen mir zu viel Ehre; ich hoffe, daß Sie etwas darin gefunden haben, welches Ihren Beifall hat.“ „So, was das betrifft, ich habe noch keine Zeit gehabt, ſie zu leſen; auch verſtehe ich nicht beſonders Engliſch.“ — „Man hat mich unterrichtet, daß Ew. Majeſtät es ſehr geläufig ſprechen.“ — „Nein; ich lernte es vom Vater Tilbury; aber er iſt krank, der arme Mann. Wie fanden Sie den Theil des Inneren, welchen Sie geſehen haben?“ — „O, das Land iſt herrlich; es fehlt nur an Einwohnern.“ — „Was ſagen Sie zu unſerm botaniſchen Garten? Wir hoffen, Etwas daraus zu machen.“ — „Er wird ſehr nützlich ſeyn, wenn die einheimiſchen Pflanzen darin wiſſenſchaftlich geordnet ſind.“ — Nach mehreren ähnlichen Bemerkungen machte ich meine Verbeugung und wurde von dem Marquis hinausgeführt.

„Da es manches Intereſſante in dem Palaſte zu ſehen gab, ſo ließ ich mir das Innere desſelben zeigen. Außer dem Cabinette der verſtorbenen Kaiſerin waren mir einige Proben der Kunſtfertigkeit des Kaiſers merkwürdig. Gleich ſeinem großen Namensvetter in Rußland beſitzt er viele Geſchicklichkeit in mechaniſchen Arbeiten. Als er noch ein Knabe war, wurde ihm durch den Obriſten Cunningham ein elfenbeinernes Schiff, ein Geſchenk von Sir Sidney Smith, überreicht. Es war unter Weges zerbrochen worden und nicht ohne einige Geſchicklichkeit wieder herzuſtellen. Sogleich ließ er ſich ſein Handwerkszeug kommen, und bald hatte er es ſo gut wieder in den Stand geſetzt, als wenn es von dem beſten Schiffszimmermanne ausgebeſſert worden wäre. Sein Zimmer iſt eine Werkſtätte, in welcher ſich eine Drechſlerbank und ähnliches Handwerksgeräth befindet, und er hat in derſelben mancherlei artige Arbeiten verfertigt.

„Die Lebensweiſe des Kaiſers iſt ungemein mäßig und thätig. Jeden Morgen ſteht er vor Tage auf; und da er ſelbſt nicht mehr ſchläft, ſo hat er auch nicht Luſt Andere ſchlafen zu laſſen. Er fängt deßhalb ſein Tagewerk gewöhnlich damit an, vor dem Palaſte mit ſeiner Vogelflinte zu ſchießen, bis Alles auf den Beinen iſt. Er frühſtückt um ſieben Uhr und bringt den Vormittag theils in ſeinen Geſchäften, theils in Vergnügungen zu; bis um zwölf Uhr, wo er ſich aufs Bett legt, um Mittagsruhe zu halten. Gegen halb zwei ſteht er auf und kleidet ſich an, um zu dem Diner zu gehen. Die Braſilier ſind, ſo viel ich habe bemerken können, ſehr reinlich und überhaupt ſehr ſorgfältig in ihrem Aeußeren; der Kaiſer beſonders iſt Dieß in ausgezeichnetem Grade. Nie habe ich ihn mit beſchmutzten Kleidern geſehen. Er ſpeiſt mit ſeiner Familie um zwei Uhr, hält ein mäßiges Mahl, und nimmt ſelten mehr als ein einziges Glas Wein zu ſich; darauf unterhält er ſich mit ſeinen Kindern, deren Geſellſchaft ſein größtes Vergnügen ausmacht. Er iſt ein ſtrenger und feſter, aber auch ein zärtlicher Vater, und er wird daher von ihnen zugleich gefürchtet und geliebt. Ich habe ſelbſt den Baron Marſchall, den öſterreichiſchen Geſandten, erzählen gehört, wie er eines Tages dem Kaiſer ſeine Aufwartung machen wollte, und, weil er Niemand in dem Vorzimmer ſah, ohne Umſtände eintrat, und den Kaiſer in einem der inneren Gemächer mit ſeinen Kindern ſpielend fand. Der Fürſt hatte ſeinen Rock ausgezogen, und er war durch die Gegenwart des fremden Geſandten ſo wenig beſchämt, als Heinrich IV in einem ähnlichen Falle. Um neun Uhr geht er zu Bett.

„Die Erziehung des Kaiſers war in ſeiner Jugend ſehr vernachläßigt worden, und er hat nie die verlorene Zeit wieder erſetzen können. Er beſitzt indeſſen noch einige Erinnerungen aus den Claſſikern, und nimmt zuweilen ein lateiniſches Buch in die Hand, beſonders das Breviarium, welches er gewöhnlich lateiniſch lieſt. Er hatte die Abſicht, Engliſch zu lernen, und nahm deßhalb an dem Unterrichte, den Hr. Tilbury, ein engliſcher Geiſtlicher, ſeinen Kindern gab, Theil; nachdem er jedoch einige Fortſchritte gemacht hatte, gab er es auf und fing an, Franzöſiſch zu treiben, was er zuweilen ſpricht. Er hat einen engliſchen Reitknecht, von dem er leider auch etwas Engliſch gelernt hat. Der Burſch ſoll, wie ich hörte, dem Fluchen, ſo wie dem Gebrauche unanſtändiger Ausdrücke ſehr ergeben ſeyn; und der Kaiſer, ſo wie ſelbſt die verſtorbene Kaiſerin nahmen Manches von ſeiner Phraſeologie an, ohne die Bedeutung zu kennen. In ſeinen häuslichen Ausgaben iſt er ungemein ſparſam. Die ſorgloſe Verſchwendung ſeines Vaters, ſo wie überhaupt die grenzenloſe Unordnung in den Finanzen während der Regierung desſelben hatten das Land in ſolche Verlegenheit geſtürzt, daß er nöthig fand, die Ausgaben für ſeine eigene Perſon außerordentlich zu beſchränken. So hat er dem Koch nur eine ſehr kleine Summe ausgeworfen, über deren Verwendung er die genaueſte Rechenſchaft fordert; und eine der Haupturſachen ſeiner Unzufriedenheit mit der verſtorbenen Kaiſerin ſoll die rückſichtsloſe Milde derſelben geweſen ſeyn. Seine natürlichen Anlagen kann man ohne Uebertreibung ausgezeichnet nennen. In jugendlichem Alter, ohne alle Erfahrung, ſich ſelbſt überlaſſen, in einem Lande, welches beinahe von allen Seiten durch revolutionäre Bewegungen erſchüttert wurde, ſah er mit richtigem Blicke die Linie, welche ihm für ſein Benehmen vorgezeichnet war, und verfolgte ſie mit ſeltener Gewandtheit. Er konnte unmöglich hoffen, der öffentlichen Stimmung Widerſtand leiſten zu können; aber indem er den Schein annahm, als ſtehe er an der Spitze derſelben, iſt es ihm gelungen, bisher ſie wirklich zu leiten; und ſo hat er ohne irgend einen gewaltigen Uebergang in Braſilien eine freie Verfaſſung einführen und ſein Reich vor der Unordnung und Verwirrung bewahrt, welche noch immer in allen übrigen Staaten Südamerica's herrſchen. Man behauptet indeſſen, daß er den Geiſt der Democratie, welchen er heraufgerufen hat, auf jede Weiſe zu unterdrücken wünſche, und daß er ſeinen wahren Grundſätzen nach entſchiedener Deſpot ſey. Sein Zweck bei der Einführung einer conſtitutionellen Regierung ſey nur der geweſen, ſich für den Augenblick populär zu machen; und gegenwärtig, nachdem er ſich auf ſeinem Throne hinreichend befeſtigt habe, ſey er entſchloſſen, ſich jener unruhigen Volksverſammlungen zu entledigen, die er in der That bereits zweimal gewaltſam unterdrückt hat. — Die nächſte Zukunft muß lehren, in wiefern dieſe Anſicht gegründet iſt oder nicht.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 113. 23 April 1830.

Jacotot's Erziehungsſyſtem. *)

Ein Erziehungsſyſtem, das ſich als „Geiſtesemancipation" und „Univerſalunterricht" der Welt ankündigt, und deſſen Anſprüche auf dieſe ſtolzen Titel in zwei der aufgeklärteſten Länder Europa's die glänzendſte Anerkennung finden, iſt geeignet, Aufmerkſamkeit zu erregen, wo man ſich für die fortſchreitende Bildung des Zeitalters intereſſirt, alſo auch in unſerem Deutſchland, dem Land der Syſteme und der Theorien, der Philanthropen und der Kosmopoliten. Zudem handelt es ſich hier nicht mehr bloß um eine theoretiſche Frage, ſondern um eine wirkliche Revolution, die das geſammte alte Schulweſen in Frankreich und den Niederlanden umzuſtürzen droht: Dieß beweist der unermeßliche Abſatz der Schriften des neuen Peſtalozzi und ſeiner Verehrer; Dieß beweiſen die vielen öffentlichen und Privatanſtalten nach dieſer Methode, welche in wenig Jahren in jenen beiden Reichen errichtet worden ſind; Dieß beweiſen die Anträge von Seiten der niederländiſchen Regierung an Jacotot, unter ſeiner Aufſicht eine neue Organiſation des Schulweſens einzuleiten; Dieß beweist endlich die Ablehnung dieſer Anträge von Seiten des *Meiſters*, der des Triumphs ſeiner Sache an und für ſich ſelbſt zu gewiß iſt, als daß er auch nur den Schein auf ſich laden möchte, als ob er ſich zu Conceſſionen gegen das alte Syſtem verſtehen könnte.

Wenn man bedenkt, daß man nach dem ſeitherigen Gang des Unterrichts den ſiebenten Theil ſeines Lebens, d. h. vom 8 bis zum 18 Jahr, zu bloßen Vorbereitungsübungen verwenden muß, wobei man denn eine Menge Dinge lernt, die man im wirklichen Leben wenig oder gar nicht gebrauchen kann, ſo daß es faſt Noth thäte, beim Eintritt in dieſes eine zweite Erziehung zu beginnen; ſo dringt ſich von ſelbſt der Gedanke auf: ſollte es nicht möglich ſeyn, auf einem einfachern und ſichern Wege zu dem vorgeſteckten Ziele zu gelangen? Dieſen Weg will Jacotot gefunden haben. Da indeſſen ſchon ſo Manche vor ihm dieſelbe Aufgabe zu löſen ſuchten, ſo wäre es ſonderbar, wollte man von ſeinem Syſtem nun erwarten, daß es abſolut neu ſeyn ſollte. Der Grundſatz ſelbſt, auf welchem es beruht, daß man nämlich in der Erziehung von Thatſachen ausgehen müſſe, dürfte kaum eine Entdeckung zu nennen ſeyn; denn wo wäre ein Erzieher, der nicht in einzelnen Fällen und Momenten auf dieſe Wahrheit gekommen wäre und von ihr Nutzen gezogen hätte? Von einzelnen Anſchauungen und Beobachtungen aber iſt der Schritt weit zu einem Syſtem. Darin beſteht denn auch das hauptſächlichſte Verdienſt Jacotots: er ſammelte eine Maſſe von zerſtreuten Winken über Erziehung und Bildung des menſchlichen Geiſtes, um ſie zu einem in ſich vollendeten Ganzen zu verbinden, zu einem Ganzen, worein alle Gegenſtände des Wiſſens fallen und durch welches ſich der obige Grundſatz als ein leitender Faden durchzieht.

Betrachten wir die Art und Weiſe, wie man nach jacototſchem Syſtem die Mutterſprache erlernt.

Da iſt weder von ABCbuch noch Grammatik die Rede, ſondern das kleinſte Kind bekommt ſchlechtweg ſeinen Telemach in die Hand. Es ſoll leſen lernen: Dieß geſchieht, indem man das erſte Wort des Buchs nimmt, es ihm vorſagt und ſich's von ihm wiederholen läßt; man zeigt ihm, wie man es in Silben eintheilt, wie man die Silben einzeln ausſpricht, wie man die Buchſtaben unterſcheidet, kurz man lehrt das Wort kennen, um es wieder zu erkennen, wo man es findet, und es und alle ſeine Theile von jedem andern Wort zu unterſcheiden. Die Lektion iſt aus; ein Wort iſt gewonnen; und, da das erſte Wort im

*) Enseignement universel par J. Jacotot, Chevalier du lion belgique. Langue maternelle 3 ed. Louvain 1827. Mathématiques 1829. Musique 1829. Journal de l'Emancipation intellectuelle, destiné aux pères de famille; redigé par plusieurs disciples de J. Jacotot et publié par F. Jacotot, avocat, et H. V. Jacotot, Med. Dr., Fils du fondateur 1 année (1 bis 13 Heft) 1829. Considerations sur les resultats importans qu'obtient en Belgique le nouveau mode d'education, inventé par M. Jacotot. Par *E. Boutmy*. Paris 1829. L'enseignement universel, mis à la portée de tous les péres de famille, par un disciple de J. Jacotot I Partie: Lecture, Ecriture, Langue maternelle; II Langues etrangéres, Dessin, Peinture, Droit, Danse, Emancipation intellectuelle; III Musique, Mathématiques, Théologie, Exercise militaire, Histoire, Géographie, Egalité des intelligences. Par. 1829. Enseignement universel etc. par M. A. Durietz. Par. 1829 De la Méthode Jacotot, par Joseph Rey de Grénoble Par. 1829. Lettres sur la Méthode Jacotot, dite Enseignement universel par M. le Duc de Levis. Par. 1830.

Digitized by Google

Telemach Calypſo heißt, ſo ſind von vier und zwanzig Buchſtaben ſieben erlernt. An das folgende Woet in dem Buche geht es ſofort, ſobald das Kind das erſte gehörig inne hat; dabei wird dasſelbe Verfahren beobachtet, nur muß der Schüler jetzt unterſcheiden, welche Buchſtaben beiden Wörtern gemein ſind — für ihn eine neue Erweebung: hieranf kommt das dritte Wort u. ſ. f.; die Repetition iſt die Seele der Methode: man bewegt den zweiten Fuß nicht vorwärts, bis der erſte feſt ſteht, und immer von Neuem wird das Kind auf ſeine frühern Erwerbungen zurückgewieſen, bis die Wechſelbeziehung ſchnell und leicht iſt wie ein Gedanke. Zwang findet bei dem jacotot'ſchen Syſtem nicht Statt; bloß die einzuſchlagende Richtung iſt beſtimmt; das Kind lernt, wenn es Luſt hat, und hört auf, wenn es keine Luſt mehe hat; die erſten Schritte kann man entweder gleich, oder man hält dabei an, bis man ſie kann, ſo daß es keine Anſtrengung koſtet ſie zu lernen, und die weitern Schritte gehen ſo ſtufenweiſe, daß es gleichfalls keine Anſtrengung koſtet ſie zu veefolgen. Mit dem Schreiben macht man es eben ſo und Beides — Leſen- und Schreibenlernen — gilt in den jacotot'ſchen Anſtalten für etwas ſo Leichtes, daß man gleichſam dazu kommt, ohne daß man weiß, wie. Kinder, die von Beidem Nichts wußten, konnten oft ſchon nach einem vierzehntägigen Unterricht, täglich eine Stunde, unter die Andeen eingereiht werden, gerade als wenn ſie ein Paar Jahre nach der alten Methode geſchult worden wäeen. Mit den ſechzig erſten Zeilen aus Telemach, die nach dieſem Plan durchgegangen werden, kann der Zögling vollkommen leſen.

Der Telemach, welchen Jacotot ſeinen Schülern ganz in die Hände giebt, iſt das Muſterbuch, das ſie am Ende einer mäßigen Lehrzeit in den Beſitz von Wörtern, Redensaeten, Stil, Ausdruck, Empfindungen und Begriffen bringt. Jacotot hat das Motto: „Lern Etwas recht, und alles Andere iſt Dir damit gegeben.“ Was man ſich vollſtändig und gründlich aneignet, wird zum Reis, auf welches jedes andere Wiſſen ſich leicht propfen läßt, und zugleich zum Merkzeichen jeder Lücke, die ſich in dieſem Wiſſen noch befindet. Daher ſein zweiter Wahlſpruch, der zu einer Art Feldgeſchrei gegen ſein Syſtem geworden: „Alles iſt in Allem.“ Sein Buch enthält zwar nicht alle Dinge, aber es enthält wenigſtens die Anfänge von allen, wenigſtens die Beziehungen darauf und — was der wichtigſte Punkt — es bietet einen ſichern Ankergrund dar. Dem Zweck eines ſolchen Muſterbuches dürfte nicht leicht eines beſſer entſprechen, als eben dieſer Telemach, mit ſeiner lieblich wechſelnden Erzählung, ſeiner beredten und eleganten Darſtellung, ſeinem Reichthum an moraliſchen Reflexionen, ſeinen Beobachtungen über die Welt im Großen wie im Kleinen, ſeiner ſcharfen Charakterzeichnung von Menſchen und Dingen — zum Mindeſten, wenn man ihn lieſt, und ſeinem Gedächtniß einprägt, lernt man noch etwas Mehr als die Sprache. Ein ſolches Buch wiegt viele Bücher auf. Ein ſolches Buch war den ſchottiſchen Covenanters und andern Sekten vor und nach der engliſchen Republik und iſt den heutigen Methodiſten und Pietiſten die heilige Schrift — ſie ertheilte allen ihren Gedanken eine beſtimmte Faebe, lieferte ihnen immer neue Triebfedern zum Handeln und aus ihr floß ihnen eine unverſiegbare Quelle der Beredſamkeit. Der Einſeitigkeit vorzubeugen möchte freilich dem Lehrer ſchwer fallen. Doch iſt dieſe weniger zu fürchten, wenn das Buch nicht der Phantaſie frei überlaſſen bleibt, ſondern zur Entwicklung der Geiſteskräfte wie zur Gewinnung poſitiver Kenntniſſe unter der Aufſicht eines tüchtigen Lehrers benützt wird.

(Schluß folgt.)

Leben und Meinungen des berühmten engliſchen Pfarrers Dr. Parr.

(Fortſetzung.)

Will man den Charakter Parr's in beſtimmtere Züge zuſammenfaſſen, ſo bietet ſich unter allen ſeinen Zeitgenoſſen keine natürlichere Parallele als zwiſchen ihm und Johnſon dar. Beide glichen einander in der Derbheit des Geiſtes und des Körpers, der Kraſt und Fruchtbarkeit der Rede und des hochfahrenden herriſchen Tons, den ſie führten; indeß ſtachen ihre religiöſen und politiſchen Anſichten zu ſehr von einander ab, und auf der andern Seite ſtanden ſie in Anſprüchen, Talenten und Manieren einander viel zu nahe, als daß ſich ein inniges Verhältniß zwiſchen Männern denken läßt, von denen keiner einen Widerſpruch duldete und keiner eine Autorität anerkannte. Bei einer nähern Zuſammenſtellung dürfte übeigens Parr nur gewinnen: Johnſon war voll von Vorurtheilen, abergläubiſch, engheezig, unverträglich, übermüthig, und wenn ihm auch, was die geiſtige Rüſtigkeit und noch mehr das Verdienſt größerer und erfolgreicherer Leiſtungen in den intereſſanteſten Zweigen der Literatur betrifft, der Preis gebührt, ſo bleibt er dagegen in Hinſicht der mannigfaltigen gründlichen und tiefen Gelehrſamkeit, der aufgeklärten Anſichten und des wohlwollenden menſchenfreundlichen Wirkens hinter Parr zurück. Ihre perſönliche Aehnlichkeit beſtand in der hohen und ſtämmigen Geſtalt, der ſtolzen Miene und Gebehrde, den kühnen Umriſſen und der etwas ſchiefen Haltung des Kopfs; weniger in dem Ausdruck des Geſichts. Johnſon ſah wie eine antike Statue aus, an der man Riſſe, Schrammen und Klammern wahrnimmt; ſelten wurde ſeine Stirn von Wolken frei, und gegen Fremde hatte er etwas durchaus Zurückſtoßendes in ſeinem Weſen. Parr konnte wohl auch rauh und baeſch ſeyn, namentlich gegen grobe Aufdringlichkeit, ſonſt aber verriethen ſeine ſchönen von buſchigen Brauen überſchatteten grauen Augen nicht nur den geiſtreichen, ſondern auch den jovialen Mann; und die Strenge des Blicks, die er zuweilen im Unwillen annahm und die ihm Manche als charakteriſtiſch beilegten, erſchien gemildert durch heitern Humor und freundliche Sitten, den ungekünſtelten Ausdruck eines wohlwollenden Herzens, in deſſen Nähe man ſich hingezogen fühlt. Boswell erzählt von einer ihrer Zuſammenkünfte, nach welcher Johnſon geäußert haben ſollte: „Parr iſt ein tüchtiger Mann, ich habe mich nie ſo feei unterhalten; nur Schade, daß ein ſolcher Gelehrter ein Whig iſt!“ Parr, der Boswells Bericht las, rief heftig aus: „Ja, ich erinnere mich dieſer Unterhaltung — ich gab ihm keinen Pardon. Der Gegenſtand unſeres Streits war die Freiheit der

Digitized by Google

Preſſe. Während er argumentirte, bemerkte ich, daß er ſtampfte. Auf Dieß ſtampfte ich auch. Dr. Johnſon fragte: Was ſtampfen Sie, Dr. Parr? Ich erwiederte: weil Sie ſtampften, war ich entſchloſſen, Ihnen nicht einmal den Vortheil einzuräumen, daß Sie mit Ihren Beweis mit dem Fuß ſtempeln *) ſollen." Parr verfaßte in der Folge die lateiniſche Inſchrift für Johnſons Grabmal in der St. Paulskirche; auch hatte er im Plan, ſein Leben zu beſchreiben. Er nannte ihn einen bewunderungswürdigen Gelehrten, der durch ſein bloßes Wiſſen hochberühmt geworden wäre, wenn der Ruf ſeines Geiſtes und ſeiner Beredſamkeit nicht noch höher geſtanden, wenn man den Philologen nicht über dem großen Meiſter in der Literatur ſeines Vaterlandes vergeſſen hätte **).

Werfen wir nun einen Blick auf Parrs Leben zu Haus und in der Geſellſchaft. Er ſtand ſelbſt in ſeinem hohen Alter bei guter Tagesſtunde auf, und nachdem er ſeine Kleider, die in der Regel von ziemlich rohem Schnitt und grobem Stoff und wohlabgetragen und wohlgeſtickt waren, nachläſſig um ſich geworfen, begab er ſich in ſein Bibliothekzimmer und beſchäftigte ſich mit Leſen oder Schreiben. „Das Volk muß Papier eſſen und Dinte trinken," war eine ſeiner Lieblingsfiguren. Selten wies er Morgenbeſuche ab, ſondern empfing ſie mitten unter ſeinen Arbeiten, unbekümmert um ſeinen groteſken Aufzug. Mit dem Aufwachen ſtopfte er ſeine Pfeife, die er den Tag über nur momentan aus dem Munde legte. Ob er gleich manche von den vier und zwanzig Stunden zu ernſtem Studium anwendete und hauptſächlich die großen alten und neuen Schriftſteller las, ſo verſchmähte er es doch keineswegs, ſich mit der periodiſchen und Tageslitteratur bekannt zu machen. Eine unzählige Menge von Briefen, worin er nach Befinden der Umſtände gelehrt that, ſcherzte, neckte, lockte, Rath ertheilte, und die alle auch der Form nach glücklich ſind, ſoweit ſich aus den von ſeinen Biographen herausgegebenen Proben ſchließen läßt, floſſen aus ſeiner Feder oder wurden von ihm diktirt. Eine beſondere Freude machte er ſich daraus, theologiſchen Zeloten und intoleranten Polemikern „mit einer Doſis geiſtiger Medicin, bereitet in ſeinem Laden und verordnet durch Vernunft und Schrift" aufzuwarten. Seine Hauptleibesübung war Reiten, oder nach ſeiner Definition, „eine langſame Bewegung auf einer Mähre mit einem alten blauen Mantel um ſich, grobbeſchlagenen Stiefeln an den Füßen und einem roſtigen Sporn dran, einer großen Staatsperücke auf dem Kopf und einem kleinen Dreiſpitz darüber, ein Dutzend Schritte hinter ſich einen Bedienten zu Fuß oder zu Pferd." In ſeinen letzten Jahren hielt er ſich eine Kutſche und fuhr mit Vieren.

Parr liebte die Geſelligkeit; Abends ſah er gerne ſeine Familie und ſeine Freunde um ſich, ließ ſich wohl auch in eine Spielpartie ein, und Mittags pflegte er, ſeit er keine Schule mehr zu beſorgen hatte, einige Stunden zu tiſchen. Er hielt Viel auf eine gute Mahlzeit und ließ ſich's ſo gut ſchmecken, als Johnſon. So oft er zu Haus Geſellſchaft gab oder auswärts ſpeiſte, trug er ſeine wohlgepuderte Perücke und ſeinen geiſtlichen Kragen und Rock; bei außerordentlichen Gelegenheiten producirte er ſich in ſeinem altmodiſchen ſammtnen Staatskleid. Er trank über Tiſch ſein gutes Glas Wein und dann kam die Pfeife, die für ihn ein unentbehrliches Möbel war. Sein Vorrecht zu Rauchen forderte er in jeder Geſellſchaft: „Ohne Pfeife kein Parr," war ſein bekannter Wahlſpruch. Damen vom höchſten Rang verſchmähten es nicht, ihm die Pfeife anzuzünden, und oft bat er ſich von den jüngſten und ſchönſten dieſen Dienſt aus. Der Prinz von Wales (der jetzige König) beſtand darauf, daß er rauchte, wenn er bei ihm in Carltonhouſe ſpeiſte, und der Herzog von Suſſex, deſſen Wohnung er oft beſuchte, rauchte mit. Er hatte die Gewohnheit, daß er, wo er auch eingeladen war und was es auch für Wetter ſeyn mochte, im Speiſezimmer jedes Mal die Fenſter öffnete, was ihm von anweſenden Frauenzimmern und andern Perſonen von zarter Leibesbeſchaffenheit häufig ſehr übel genommen wurde; wo man ihn indeß näher kannte, genoß er in allen ſeinen Eigenheiten unbedingte Freiheit. Je behaglicher er ſich dann fühlte, deſto redſeliger wurde er, während nicht zu leugnen iſt, daß, wo ihm die Geſellſchaft nicht zuſagte, er es wirklich verſtand, recht widerwärtig zu ſeyn. Dieſe widerwärtige Seite mochte er indeſſen zu oft nicht darbieten. Wir könnten eine ganze Reihe von königlichen und andern Herzogen, von Marquis, Grafen, Baronen und Herren aufzählen, die ſich beeiferten, den Landpfarrer mit Artigkeiten zu überhäufen. Gewiß ein Beweis für ſeine geſelligen und gefälligen Sitten! Dieſen Gegenſtand etwas näher zu beleuchten, können wir nicht umhin, einer Unterredung zu gedenken, die zwiſchen Parr und dem Prinzen von Wales an der Tafel des Herzogs von Norfolk, in Gegenwart von Fox, Sheridan, Lord Erskine und vielen Perſonen von hohem Rang Statt fand, und welche uns zugleich von den ausgezeichneten Converſationstalenten Parrs und der männlichen Unabhängigkeit ſeines Geiſtes und ſeiner Sprache als Beiſpiel dienen mag. Es hatte Jemand den Namen Markham's, Erzbiſchofs von York, genannt; da ſagte der Prinz von Wales zu Parr: „Ich halte Markham für einen weiſern und gelehrtern Mann, als den Dr. Hurd — und überdieß auch für einen beſſern Lehrer, und Sie werden mir hierin eine Stimme zugeſtehen, da Beide meine Lehrer waren." Parr. „Sir, iſt es Ew. K. Hoheit angenehm, wenn ich die Vergleichung der Verdienſte Beider zum Gegenſtand einer Discuſſion mache?" Der Prinz. „Ja." Parr. „So muß ich bekennen, Sir, daß ich ganz der entgegengeſetzten Anſicht von Ew. K. Hoheit bin." Der Prinz. „Da ich Beide ſo genau kenne, ſo werden Sie nicht leugnen, daß ich die Verdienſte Derſelben beſſer zu würdigen vermag, als Sie. Aus der Art, wie Beide lehrten, mag ſich meine Ueberzeugung von Dr. Markham's Ueberlegenheit rechtfertigen, von ſeiner würdevollen und impoſanten Haltung gegenüber dem ſanften und weichen Weſen des Biſchofs von Worceſter und — mit geziemender Anerkennung Ihrer Autorität in ſolchen Dingen füge ich Dieß hinzu — ſeiner vorzüglichen Erfahrung und Geſchicklichkeit als Schulmann." Parr. „Ew. K. Hoheit haben dieſe Unterredung begonnen, und wenn Sie mir er-

*) stamp, in der Bedeutung von Stampfen und Stempeln bildet die Pointe dieſes unüberſetzbaren Wortſpiels.

**) Eine Charakteriſtik Johnſons enthält Parrs Dedication und Vorrede zu den warburton'ſchen Traktaten.

lauben, fortzufahren."... Der Prinz. „Fahren Sie fort. Ich erkläre alſo, daß Dr. Markham beſſer Griechiſch verſtand als Dr. Hurd; denn wenn ich den Homer las und an einem Wort ſtrauchelte, ſo erläuterte mir es Dr. Markham ſogleich und wir laſen weiter. Wenn ich aber bei Dr. Hurd anſtand, ſo verwies er mich immer aufs Lexicon: daher ſchließe ich, daß er ſelbſt nicht ganz ſattelfeſt war." Parr. „Sir, ich wage es, Ew. K. Hoheit Schluß zu beſtreiten. Ich bin ſelbſt Schulmeiſter, und ich glaube, daß Dr. Hurd die richtige Methode befolgte, Markham aber ſeine Schuldigkeit nicht that. Dr. Hurd wollte, daß Ew. K. Hoheit das Wort in dem Wörterbuch ſuchte, nicht weil er es nicht ſelbſt wußte, ſondern weil man ein Wort lernt, indem man es ſucht. Dr. Hurd war gerade als Gelehrter nicht ausgezeichnet, aber es läßt ſich doch nicht erwarten, daß er Ew. K. Hoheit eine Lektion gab, ohne die Materie ſelbſt zu kennen." Prinz. „Sie haben Ihre Meinung über Dr. Hurd demnach geändert? Ich habe ein Werk *) von Ihnen geleſen, worin Sie ihn ſehr heftig anlaſſen." Parr. „Ja, Sir, ich griff ihn über einen literariſchen Punkt an, den ich für wichtig hielt, und ich bot die ganze Kraft meines Geiſtes auf, und bemühte mich meine Sache ſo gut als möglich zu machen, denn ich betrachte Dr. Hurd als einen bedeutenden Mann. Er iſt als ſolcher von auswärtigen Kritikern anerkannt, die ſeinem wundervollen Scharfſinn und ſeinen mit einem ſo kleinen Grundſtock von Wiſſen erworbenen Verdienſten alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Als Männer von Talent kann man meines Dafürhaltens Markham und Hurd gar nicht vergleichen. Markham war ein pompöſer Schulmann; Hurd ein ſteifer und kalter aber korrekter Herr. Markham ſtand erſt einer großen Schule vor, dann einem großen Collegium, und endlich wurde er Erzbiſchof. In allen dieſen Stellen hatte er Verehrer, die den Ruf ſeiner Größe austrompeteten, ob er gleich Nichts herausgegeben hat, als eine Predigt, die jetzt vergeſſen iſt. Geboren in einem Pachthaus und erzogen in einer Landſchule ſchwang ſich Hurd zur Freundſchaft Gray's und zu einem Kreis ausgezeichneter Männer empor. Aus der Dunkelheit eines Dorfs und als Mitglied eines kleinen Collegiums ſandte er von In- und Ausland geprieſene Werke in die Welt, und darunter iſt ein Buch, Sir, wegen deſſen Ihr K. Vater ihn zum Biſchof ernannt haben ſoll. Er ſelbſt machte ſich in ſeinem Stand unpopulär durch Vertheidigung eines fanatiſchen Syſtems. Er hat Tadler, er hat keine Poſauner; aber er iſt, was er iſt, durch ſich allein; und vielleicht Sir, verdanken Sie ihm ſelbſt einen Theil der Kunſt und Gewandtheit, die Sie in dieſer Debatte an den Tag gelegt haben."

(Schluß folgt.)

Bibelüberſetzungen im Orient.

So löblich das Beſtreben iſt, die in der Nacht des Heidenthumes verlorenen Völker des Orients durch Verbreitung der heiligen Schriften des alten und des neuen Bundes für eine höhere Anſicht des Lebens, für eine geiſtigere Religion zu gewinnen; ſo übereilt müſſen wir es doch nennen, wenn man hiebei von Ueberſetzungen Gebrauch macht, die mit derſelben Nachläßigkeit, wie unſere gewöhnlichen modernen Fabrikwaaren, gearbeitet ſind. Durch die falſche Anwendung eines einzigen Wortes wird oft die ganze Lehre entſtellt; und die Verwirrungen, welche aus Mißgriffen dieſer Art hervorgehen, ſind um ſo beklagenswerther, je ſchwieriger es iſt, denſelben, nachdem ihre nachtheiligen Wirkungen einmal eingetreten ſind, zu begegnen. Bleiben wir z. B. nur bei dem einzigen Wort (Οὐρανος) Himmel ſtehen, welches in dem neuen Teſtamente bekanntlich in dreifacher Bedeutung vorkommt, 1) als ſichtbarer Himmel, die Atmoſphäre, oder der Raum, in welchem die himmliſchen Körper ſich bewegen; 2) als das Paradies, der Ort und der Zuſtand zukünftiger Glückſeligkeit; 3) als das höchſte Weſen; ſo finden wir in den indiſchen Sprachen kein Wort, welches dieſe drei verſchiedenen Begriffe zugleich ausdrückte. Schunja (bengal.) würde nur den leeren Raum, antarikschia den Raum, in welchem die Geſtirne ſich befinden, und acasch die Luft bezeichnen. Um das Wort „Himmel" in ſeiner zweiten Bedeutung als Paradies richtig wiederzugeben, müßte man dieſen Begriff daher umſchreiben; und wo Himmel das höchſte Weſen bezeichnet, bleibt nichts Anderes übrig, als geradezu Gott oder der Höchſte zu ſagen. In der hinduſtaniſchen Ueberſetzung des neuen Teſtamentes, welche in Bengalen allgemein eingeführt iſt, finden wir aber ſtatt einer ſolchen Unterſcheidung durchgängig das Wort gebraucht, welches bei den heidniſchen Hindu's den Himmel, das Paradies ihres Gottes Indra, bezeichnet. So wird die Stelle des Matthäus: „Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort wird nicht vergehen", überſetzt: „Indra's Paradies und die Erde werden aus der Exiſtenz oder aus der Erſcheinung treten"; was nichts Anderes ausdrückt, als die bekannte Lehre der Brahminen von den periodiſchen Zerſtörungen des Weltalls.

Admiral Sir George Montagu.

Am 24 December vorigen Jahres ſtarb in England der Admiral Montagu, 79 Jahr alt. Geboren am 12 December 1750 als älteſter Sohn des Admirals John Montagu, trat er bereits 1763 in das Seekadetteninſtitut zu Portsmouth. Schon ſehr früh dem praktiſchen Seedienſt beigegeben, verblieb er drei Jahre bei dem Jamaika-Geſchwader, von wo er 1770, in ſeinem zwanzigſten Jahre, nach England zurückkehrte. Schnell ſtieg er zum Lieutenant und ſofort zum Capitän auf, als welcher er beim Ausbruche des americaniſchen Unabhängigkeitkriegs die Häfen von Marblehead und Salem zu blockiren bekam. Er hatte das Glück den Washington, eine Brigg von 16 Kanonen, das erſte von den Americanern in See gelaſſene Kriegsſchiff, wegzunehmen. Die Mannſchaft, 70 Köpfe ſtark, ſandte er nach England, wo ſie jedoch, ſtatt ihrer Erwartung nach als Rebellen gehangen zu werden, neu gekleidet und in Freiheit geſetzt wurde. Nachdem er ſich im Verlaufe des Krieges mehrfach ausgezeichnet, kehrte er krank nach England zurück. Bald jedoch ging er von Neuem in See, und that ſich bei jeder Veranlaſſung durch Unerſchrockenheit hervor. Ein Jahr nach Ausbruch des Krieges mit der franzöſiſchen Republik (1793) ward er Contreadmiral, und im Jahr 1795 Viceadmiral. Reiſon, mit welchem er damals noch nicht perſönlich bekannt war, ſchlug ihn 1800 zu ſeinem Nachfolger im baltiſchen Meer vor, was jedoch die Regierung nicht genehmigte. Im Jahr 1801 zum Admiral ernannt, kommandirte er von 1803—1808 im Hafen von Portsmouth. Sein Charakter, ſagt einer ſeiner Biographen, war rein von jedem Flecke und ſein Thun, wie er ſelbſt, ſtets edel, brav und preiswürdig!

*) Die Dedikation zu den warburtonian'ſchen Traktaten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 114. 24 April 1830.

Leben und Meinungen des berühmten engliſchen Pfarrers Dr. Parr.

(Schluß.)

Die vielen kauſtiſchen Einfälle, die von Parr in England in Umlauf ſind, und nicht Wenig zu ſeiner Popularität beitrugen, rühren faſt insgeſammt von ſeinen Tiſchunterhaltungen her. Einige Proben ſeines Witzes oder — wenn man lieber will — ſeiner göttlichen Grobheit — dürften unſern Leſern nicht unerwünſcht ſeyn, da ſie die Scala des dort herrſchenden geſellſchaftlichen Tons bezeichnen, ſo wie man ſich daraus von der einem geachteten Geiſtlichen, auch außer ſeiner Kirche, eingeräumten Autorität einen Begriff abnehmen kann. Bei einem öffentlichen Gaſtmahl in Liverpool rief ihm ein mehr wegen ſeines Reichthums als ſeiner Geiſtesbildung angeſehener Herr vom entgegengeſetzten Ende der Tafel zu: „Ich hoffe, Dr. Parr, Sie haben das abſcheuliche Prügelſyſtem aufgegeben, in das Sie ſo vernarrt waren?“ Parr that Anfangs, als ob er Nichts hörte; worauf jener ſeine Frage lauter wiederholte und in ihn drang, ihm zu ſagen, ob er wirklich glaube, daß es etwas Gutes um die Diſciplin ſey. Jetzt nahm Parr ſeine Pfeife aus dem Mund und erwiederte feierlich: „Ja, Herr! ich glaube, daß es etwas Gutes um die Diſciplin iſt: merken Sie ſich, es iſt die Diſciplin, die den Soldaten macht; es iſt die Diſciplin, die den Gelehrten macht; es iſt die Diſciplin, die den gebildeten Mann macht; und, Herr, es iſt der Mangel der Diſciplin, der Sie zu Dem gemacht hat, was Sie ſind!“ — Einen jungen Mann, der ihn ſehr mit Fragen beläſtigte, fertigte er mit den Worten ab: „Herr, Ihre Zunge geht ans Werk vor Ihrem Hirn, und wenn Ihr Hirn ans Werk geht, ſo kommt Nichts heraus als Irrthum und Albernheit.“ — Einem Andern, der kühne, aber übelvertheidigte Behauptungen aufſtellte, ſagte er: „Herr, ſind Sie damit ſtill, Sie haben Wenig geleſen, Weniger gedacht, und wiſſen Nichts.“ — In einer großen Geſellſchaft wurde die Frage aufgeworfen, warum er nicht Mehr oder wenigſtens ein größeres ſeiner würdiges Werk geſchrieben hätte; die Ausdrücke von Verwunderung und Bedauern, welche die Geſellſchaft durchliefen, ertrug er mit guter Laune; als aber ein junger Gelehrter, wahrſcheinlich im Scherz, jedoch etwas naſeweis, ihm zurief: „Nun, Dr. Parr, ich denke, wir beide ſchreiben ein Buch miteinander?“ ſo ging ihm die Geduld aus und er entgegnete: „Junger Mann, wenn in dieſem Buch Alles geſchrieben ſteht, was ich weiß und was Sie nicht wiſſen, ſo giebt es ein ziemlich großes Buch!“ — Eines Tags befand er ſich mit einem jungen Mann von vornehmer Familie zuſammen, der im Ganzen einen trefflichen Charakter hatte, ſich übrigens gern leichtfertige Scherze erlaubte; dieſer fragte ihn: „ob er meine, daß das Kreuz auf dem Rücken des Eſels wirklich durch Chriſti Ritt nach Jeruſalem verurſacht worden ſey?“ Im Augenblick, aber mit gerunzelter Stirn und erhobener Stimme, erwiederte der Doctor: „Herr, ich wollte, Sie hätten ein wenig Mehr von dem Kreuz und ein wenig Weniger von dem Eſel!“ — Vor einigen Jahren brachte Parr ein Paar Tage in Staffordſhire in dem Haus eines alten Schülers, eines ausgezeichneten Advokaten zu, wo er mit einem andern Beſuch, dem berühmten H. E., gleichfalls einem Anwalt, zuſammentraf. Der Wirt lud bei dieſer Gelegenheit eine zahlreiche Geſellſchaft zu Gaſt, welche unter Andern aus mehreren Geiſtlichen der Nachbarſchaft beſtand; unter dieſen war Einer, der gerade von der hohen Schule kam und, wie es ſcheint, die kleinen Regeln, welche wenigſtens in den höhern Zirkeln den geſellſchaftlichen Verkehr leiten, nicht kannte, oder ihrer vergaß. Dieſer junge Geiſtliche — vielleicht nicht ſowohl um unſern Parr zu ärgern, als um von ſeinem Umgang Nutzen zu ziehen — beſtürmte ihn mit einer theologiſchen Frage um die andere, zum großen Verdruß des Doktors, der ſolche Gegenſtände in gemiſchter Geſellſchaft nicht gern aufs Tapet brachte. Der junge Theolog ließ ſich indeß durch das augenſcheinliche Mißvergnügen, mit welchem ſeine Fragen aufgenommen oder vielmehr zurückgewieſen wurden, nicht irre machen; endlich rückte er mit der Frage heraus, auf die er ihm die Antwort ſchlechterdings nicht erließ: „ob Mohammed die heilige Schrift gekannt habe?“ „Herr,“ erwiederte Parr kalt, „ich habe nicht das Vergnügen der Bekanntſchaft Mohammeds.“ „Oder glauben Sie, Dr Parr,“ fuhr jener fort, „daß Mohammed bloß ein unechtes Evangelium und die dem Barnabas fälſchlich zugeſchriebene Epiſtel ſah?“ „Herr, ich habe auch nicht das Vergnügen, Hrn. Barnabas zu kennen,“ erwiederte Parr mit zunehmendem Ernſt in Accent und Miene. Nicht abgeſchreckt durch dieſe Replike, erneute der junge Inquiſitor ſeinen Angriff: „Verzeihen Sie,

Digitized by Google

Dr. Parr, aber erlauben Sie mir noch einmal die Frage, glauben Sie oder glauben Sie nicht, daß Mohammed ein echtes Evangelium ſah?" „Herr," erwiederte Parr höchſt aufgebracht, „wenn Sie mir die Zähne herausziehen, ſo muß ich ſchon, um mein Eſſen zu retten, Ihnen ſagen, daß ich glaube, daß Mohammed kein echtes Evangelium geſehen hat." „Um Vergebung," rief C., der mit ſtiller Schadenfreude beobachtet hatte, wie das Inſekt den alten Löwen an der Mähne zupfte, vom andern Ende der Tafel, wo er ſaß, „um Vergebung, Dr. Parr, haben Sie ein echtes Evangelium geſehen?" Unvorbereitet auf dieſen von einer andern Seite plötzlich gegen ihn gerichteten Angriff, ſchien Dr. Parr einen Augenblick verwirrt, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit wandte ſich die ganze Geſellſchaft nach ihm. Doch bald faßte er ſich, erhob ſich von ſeinem Stuhl, und ſprach mit gebietender Würde und Stimme: „Herr, wenn Sie ein echtes Evangelium ſahen, ſo konnten Sie die gelehrte Sprache nicht verſtehen, in welcher es geſchrieben war; und wenn ſie dieſes echte Evangelium ſahen und dieſe gelehrte Sprache verſtanden, ſo konnten Sie den erhabnen Charakter nicht begreifen, die es ſchildert, oder die reine Moral, die es einſchärft; und wenn Sie dieſes echte Evangelium laſen und dieſen erhabnen Charakter und dieſe reine Moral begreifen konnten, ſo müßten Sie ſtark in Verlegenheit ſeyn, wenn Sie um Ihre verkehrten Neigungen und Angewöhnungen zu bedecken, beweiſen wollten, daß dieſer Charakter eine Erdichtung und dieſe Moral eine Lüge ſey." — Dr. Parr, der dem Patriotismus die höchſte Verehrung zollte, und das Schickſal des unglücklichen O'Coighley innig bemitleidete, war bald nach deſſen Hinrichtung mit einem jungen ſchottiſchen Advokaten zuſammen, der ſich als Schriftſteller große Verdienſte um die Verbreitung der Grundſätze der bürgerlichen und religiöſen Freiheit erworben hatte, damals aber im Verdacht ſtand, daß er aus Ehrgeiz umſatteln wollte. Der Schotte äußerte, O'Coighley hätte ſein Schickſal wohl verdient; man könne ſich keinen ärgern Schurken denken. „Mit Nichten," entgegnete Dr. Parr, „mit Nichten kann man ſich keinen ärgern Schurken denken. Er war ein Irländer — er hätte können ein Schotte ſeyn; er war ein Prieſter — er hätte können ein Juriſt ſeyn; er war ein Verräther — er hätte können ein Apoſtate ſeyn." — Auch Damen verſchonte Dr. Parr nicht immer mit ſeiner Zurechtweiſung, wenn ſie eine widerſinnige Meinung behaupteten, oder es an weiblicher Decenz fehlen ließen. Zu Einer, die in dem letztern Fehler war, ſagte er: „Madame, Ihr Vater war ein Gentleman und ich dachte, ſeine Tochter wäre eine Lady." — Zu einer Andern, die mit ihm einen hartnäckigen aber nicht ſehr ſieghaften Streit führte und am Schluß der Debatte erklärte, daß ſie doch ihre Meinung behalte (maintain), ſagte er: „Madame, Ihre Meinung können Sie *behalten* (retain), wenn Sie dazu Luſt haben, aber *halten* (maintain) können Sie ſie nicht." — Zu einer Dritten, die ſich gleichfalls mit ihm in einen Streit einließ, den ſie mit mehr Wärme als Gründen durchfecht, und die ſich nachher damit enſchuldigte, „es ſey ja das Privilegium der Weiber, Unſinn zu ſchwatzen," ſagte er: „Nein, Madame, es iſt nicht ihr Privilegium, ſondern ihre Schwäche. Enten würden gehen, wenn ſie könnten; aber die Natur erlaubt ihnen nur zu watſcheln." — Eine Dame, bei der er zu Tiſch geweſen, ſchlug ihm ſeine Bitte, die Pfeife anzuzünden, ab. Umſonſt plädirte er und berief ſich darauf, daß ihm bei Perſonen vom höchſten Adel ſelbſt in Gegenwart und im Palaſt ſeines Souveräns dieſe Gunſt nicht vorenthalten worden. Die Dame blieb unerbittlich. „Madame," ſagte der Doctor, „ſo muß ich Ihnen denn geſtehen, Sie ſind die größte" (hier fiel ſie ihm ins Wort und bat ihn, er möchte artig ſeyn;) „Madame," fing der Doctor von Neuem an, indem er ſie ernſt anblickte und ſeine Stimme erhob, „Madame, ſo muß ich Ihnen alſo geſtehen, Sie ſind die größte — Tabaksſtopferin *) in England". Es muß hier bemerkt werden, daß, ob Parr gleich ſich von jungen Schönen die Pfeife anzünden ließ, er den Geſetzen der Galanterie gegen Damen keineswegs fremd war, auch daß ſein Witz nicht immer, wie man aus den obigen Beiſpielen ſchließen könnte, gegen ſie den Stachel herauskehrte.

So Manches wäre noch zu ſagen von Dr. Parrs geiſtlichen Anſichten und Verdienſten, von ſeinen ſcharfſinnigen Kritiken und Kontroverſen, von ſeinem Briefwechſel mit Staatsmännern und Gelehrten **) über die wichtigſten Fragen der Zeit. Wo es galt für das Recht und die Freiheit zu kämpfen, trat der rüſtige Mann in die Schranken — die Volksrechte der Americaner, die Menſchenrechte der Neger, die Staatsrechte der Diſſenters und der Katholiken, die Mündigkeitsrechte der Conſtitutionsfreunde auf dem Kontinent — fanden an ihm einen beredten Fürſprecher. Am 6 März 1825 beſchloß er ſeine lange raſtloſe Laufbahn, nachdem er bis wenige Monate vor ſeinem Tod einer ununterbrochenen Geſundheit genoſſen und noch drei Jahre zuvor als ſiebzigjähriger Greis ein zweites eheliches Band geknüpft hatte. Seine Grabſchrift, die er kurz vor ſeinem Sterben diktirte, endigt mit folgenden Worten:

„Chriſtlicher Leſer!

Was iſt der Wille des Herrn, der an Euch ergeht? Daß Ihr ſollt Gerechtigkeit thun, Barmherzigkeit üben, mit Euren Nachbarn in Liebe ſeyn, Euren heiligen Erlöſer verehren und demüthig wandeln vor Eurem Gott."

---

*) tabacco-stopper. Die Doppeldeutigkeit im Engliſchen, in dem das Wort auch Tabaksfeindin bedeutet, läßt ſich im Deutſchen nicht ausdrücken.

**) Noch im J. 1819 hatte er Schottland beſucht, und mit den dortigen Gelehrten Bekanntſchaft gemacht. Der erſte ſeiner literariſchen Freunde in Edinburgh war Dugald Stewart, bei dem er einige Zeit als Gaſt zubrachte. Indeſſen ſo ſehr er dem Scharfſinn dieſes Philoſophen Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſo erklärte er ſich doch nicht für ſein, ſondern für Hartleys Syſtem, deſſen Beobachtungen über den Menſchen er die höchſte Bewunderung zollte. Mit Sir Walter Scott war er ein oder zwei Mal in Geſellſchaft, er ſchien ihn aber eher zu vermeiden, da er ihn für einen politiſchen Proteus hielt; auch däuchte ihm ſein ſchriftſtelleriſches Verdienſt mehr glänzend als begründet. Dugald Stewart erhielt von ihm einen Aufſatz über das Erhabene, beſtimmt in dieſes Profeſſors Werk über die Philoſophie des Geiſtes eingerückt zu werden; der Aufſatz blieb jedoch wegen ſeiner Größe bis jetzt ungedruckt und ſeine Erben gedenken ihn beſonders herauszugeben, da er einen wahren Schatz von metaphyſiſcher Tiefe und gründlicher Gelehrſamkeit enthalten ſoll.

Digitized by Google

Die Mätreſſen und Kinder Ludwigs XV.

Wer noch an die Herſtellbarkeit des „ancien regime“ glauben kann, hat die Memoiren nicht geleſen, welche gegenwärtig zur Beleuchtung der ſkandalöſeſten Periode desſelben herauskommen und mit welchen Frankreich überſchwemmt wird. Die Frage, ob dieſe oder jene echt oder unecht ſeyen, thut Nichts zur Sache; das größere Publikum, für welches ſie geſchrieben ſind, nimmt es damit nicht ſo genau; immerhin möchte man aber noch Mehr darin finden, als bloß jene poetiſche Wahrheit, welche das hauptſächliche Verdienſt der hiſtoriſchen Romane Walter Scotts iſt, deren Stelle in Frankreich dieſe Memoiren einzunehmen ſcheinen. Hier ein Bruchſtück aus den kürzlich erſchienenen Denkwürdigkeiten der großen Marquiſin von Pompadour.

„Auf das Fräulein von Baumartel kam das Fräulein Tiercelin, welche der König, als ſie ihm von Lebel vorgeſtellt wurde, den Namen Frau von Bonneval annehmen ließ. Eines Tages, als der König nach Paris kam, bemerkte er dieſes Kind, welches damals noch nicht ſein zehntes Jahr erreicht hatte und mit ſeiner Bonne im Tuilleriengarten ſpazieren ging; am Abend ſprach er davon mit Lebel, dem er ſagte, dieſe Figur habe ihm bezaubernd geſchienen. Lebel wandte ſich an Hrn. von Sartines, um herauszubringen, wer das niedliche Geſichtchen ſey. Hr. von Sartines ſtellte ſo viele Leute auf, die eine Bonne um die andere durchmuſterten, bis man am Ende diejenige entdeckte, welche den kleinen Engel hütete; einige Louis reichten hin, die Dienerin zu beſtechen, daß ſie ihre Schutzbefohlene Hrn. von Sartines auslieferte. Man ließ das Kind in der Hermitage erziehen, bis es zwölf und ein halbes Jahr alt war, worauf Se. Maj. es zu ſich nahm. Der Vater, Hr. Tiercelin, ein Mann von Stand, ſchlug Anfangs Lärm über die Entführung ſeiner Tochter, bis man ihm bedeutete, er ſolle ſchweigen, wenn ihm ſeine Freiheit lieb wäre. Die kleine Tiercelin benahm ſich ſehr drollig, wenn man ſie in die Gemächer des Königs brachte, um zu ſeiner Unterhaltung beizutragen; ſie liebte ihn nicht, und mit den Worten: „Du biſt ein Garſtiger“ warf ſie die Kleinodien und Brillanten, die er ihr ſchenkte, zum Fenſter hinaus. Aber dieſe Munterkeit, an die ihn ſeine frühern Mätreſſen nicht gewöhnt hatten, reizte ihn nur zu um ſo größerer Zärtlichkeit gegen die kleine Tiercelin, und er befahl, daß man ihr alle ihre Launen hingehen ließ. Um dieſe Zeit entdeckte ich mit Hrn. von Choiſeul, daß Tiercelin, der Vater, den Plan geſchmiedet hatte, mich mit Hülfe des Einfluſſes der Kleinen aus dem Palaſte zu verdrängen; es ſchien ſelbſt, daß es ſich darum handelte, dem Könige von Preußen die Geheimniſſe des königlichen Hauſes zu verrathen. Hr. von Choiſeul ſetzte Se. Maj. von dieſen Umtrieben in Kenntniß — aber der König wollte lange nicht daran glauben und beklagte ſich, man ſchütze Dieß nur vor, um ihn der einzigen Perſon zu berauben, die ihm einige Erheiterung gewähre; endlich jedoch von der Wahrheit überzeugt unterzeichnete er unter Thränen die Verhaftungsbriefe, welche Frau von Bonneval und ihren Vater in die Baſtille beförderten; als ſchon Hr. von Choiſeul mit dem Schreiben in der Hand ſich entfernen wollte, hielt er ihn noch einen Augenblick zurück, um ſeine holde Kleine noch einmal zu umarmen, ehe man ſie abführte. Sie brachte mehrere Monate in der Baſtille zu, wo ſie eines Sohnes genas, der auf Koſten des königl. Schatzes aufgezogen und in einem Alter von neun Jahren in ein Seminar gethan wurde.

Da ich wohl wußte, daß ſich der König am Beſten dabei befand, wenn man ihn beherrſchte, wie denn Dieß dem Cardinal Fleury und Frau von Chateauroux trefflich gelungen war, ſo fuhr ich fort, meine Gewalt über den ſchwachen und flatterhaften Mann zu behaupten, indem ich ihm zu abwechſelnden Vergnügungen verhalf. Porträte waren das Mittel, deſſen man ſich bediente, Ludwig XV Geſchmack an den Perſonen beizubringen, die man ihm verſchaffen wollte. Mein Neffe, der Marquis von Lugeac, war in ſolchen Fällen ſehr gut zu brauchen. Boucher hatte das Arbeitszimmer der Königin ausgemalt und unter Anderem zu einer heiligen Familie, die er ausführte, das hübſcheſte Kind, das man auftreiben konnte, als Jungfrau Maria porträtirt. Der König, der gleich merkte, daß dieſe Figur ein Porträt wäre, drückte ſeine Bewunderung darüber, ſo wie ſeinen Wunſch, das Modell zu ſehen, aus —; es war ein zwölfjähriges Mädchen, die Tochter eines irländiſchen Edelmannes, der ſich nach Frankreich geflüchtet hatte. Lugeac erwiederte, die Sache ſey ſchwierig, doch werde man mit ein Wenig Geduld ſchon zurecht kommen. Im Einverſtändniſſe mit Lebel wird die Mutter, die ihre Tochter vergöttert, überredet, das Kind habe das Glück gehabt, einer vornehmen Dame vom Hof zu gefallen, die es geſehen, als es gemalt worden. Man verſicherte ſie, die Dame beſitze wegen ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit das Vertrauen der Königin, ſie ſey ſehr reich und kinderlos und zum Mindeſten könnte ihrer Tochter durch ſie das Glück widerfahren, unter den Augen der Königin am Hof erzogen und verſorgt zu werden. Die Mutter, entzückt über dieſe Ausſichten, führte ihre Tochter ſelbſt zu der vermeintlichen Hofdame, indem ſie der Vorſehung dankte, die ſich ihr ſo günſtig erzeigte. Nach dem Mittagmahl veranlaßte man die Frau, ſich auf kurze Zeit wegzubegeben, um zu ſehen, ob ihre Tochter es über ſich vermöchte, ſich von ihr zu trennen. Auf dieſen Augenblick wartete der ſchlaue Lebel, um das Kind auf den Arm zu nehmen, und nach einem Pavillon der Tuillerien zu tragen, der bekannten Pflanzſchule für Kinder, die für das Vergnügen des Fürſten beſtimmt waren; ſo daß die Mutter bei ihrer Zurückkunft weder ihre Tochter, noch die Dame, noch Lugeac, noch Lebel mehr fand, ſondern bloß eine verſchloſſene Thüre. Umſonſt brach ſie in Klagen und Drohungen aus, rief Himmel und Erde zu Zeugen dieſes Frevels an; Niemand erſchien als eine gewiſſe Perſon, ihr zu ſagen, ihre Tochter befinde ſich an einem ſo privilegirten Ort, welchen zu beſuchen ſelbſt der Polizei kein Recht zuſtehe, und zuletzt ließ man ſie merken, der König ſelbſt ſey die Dame, welcher ihre Tochter zu gefallen das Glück gehabt, worüber die arme Mutter bei dem Gedanken an die Ungleichheit des Alters und des Standes vollends in Verzweiflung gerieth. Seinerſeits hörte das Mädchen nicht auf, nach ſeiner Mutter zu verlangen und verrieth einen ſolchen Kummer, daß man beſorgte, es möchte krank werden. Es bedurfte vieler Spielſachen und Liebkoſungen, ſeine Thränen zu ſtillen. Endlich beruhigte es ſich, als man verſprach, es wieder zur Mama zu bringen, wenn man mit ihm zufrieden ſeyn könnte. Als die kleine Irländerin dem König vorgeſtellt wurde, rief er, von ihrer Schönheit hingeriſſen, aus: „Ich werde ſie mein ganzes Leben behalten.“ Er führte ſie auf den Giebel des Schloſſes und quartirte ſie in den höchſtgelegenen von ſeinen kleinen Zimmern ein, wo ſie für jeden Blick unzugänglich war. Mannbar und ſchwanger geworden, fünf Monate nach ihrer Einkleidung, that

Digitized by Google

ſie einen Fall, der eine Fehlgeburt zur Folge hatte. Der König, dem ſie jeden Tag theurer wurde, war troſtlos. Er widmete ſich ihr ſo ganz und gar, daß mich eine Regung zur Eiferſucht anwandelte; Hr. v. Lugeac und Lebel benachrichtigten mich immer von Allem, was vorging. Ich ſuchte daher dieſe Luſtpartie mittelſt neuer Mätreſſen zu durchkreuzen, als die Kleine, jetzt 15 Jahre alt, und abermals ſchwanger, erkrankte. Sie gab einer Tochter das Leben, die ihr in dem Augenblick der Geburt abgenommen wurde, um insgeheim erzogen zu werden. Ich benützte ihre durch Krankheit und Niederkunft verurſachte Entfernung aus der Nähe des Königs, um ſie zu verheirathen. Der König, der drei Jahre ſeinen Zeitvertreib mit ihr gehabt, erinnerte ſich ihrer noch oft, und ſuchte das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen; allein zufrieden ihre Pflicht als Gattin und Mutter zu erfüllen, hielt ſie ſich ferne von einem Hof, den die Gunſt des Königs ſo ſtürmiſch machte.

Während der König ſo viele Mädchen zum Behuf ſeiner Vergnügungen entführen ließ, trug er die größte Sorge, ſie in den Pflichten der Religion ſelbſt zu unterrichten; mit der Geduld eines Schulmeiſters lehrte er ſie leſen, ſchreiben und beten, und wurde nicht müde ſie zur Frömmigkeit zu ermahnen; ja er kniete ſelbſt nieder und betete mit ihnen. Nach vollbrachter Andacht erhoben ſich alle und der König wählte die aus, die ihn begleiten ſollte. Man führte ſie ziemlich regelmäßig zur Meſſe, und wenn Dieß ſich nicht thun ließ, ſo befahl ihnen der König die Meßgebete für ſich zu leſen; jede hatte zwei Zoſen zur Bedienung, was aber den König nicht hinderte, ſich damit zu amüſiren, ſie anzukleiden oder einzuſchnüren; eine beſondere Unterhaltung gewährte es ihm auch, bei ihnen den Schreiblehrer zu machen, und es gab unter ihnen einige, welche die Handſchrift Sr. Maj. vollkommen nachahmten. Einen großen Theil des Tags verlebte Ludwig in der Hermitage in dieſer Geſellſchaft. Die Kinder, welche aus dem Umgang des Königs mit den Damen der Hermitage entſprieſſen, wurden zu zahlreich, als daß man ſich nicht genöthigt geſehen hätte, rückſichtlich ihrer Erziehung eine allgemeine Regel aufzuſtellen. Der Polizeilieutenant und Hr. Bertin allein wiſſen, wie hoch ſich die Zahl dieſer Kinder beläuft und was ſie dem Staat gekoſtet haben. Man erzieht ſie in Collegien oder Klöſtern, und läßt ſie wo möglich in völliger Ungewißheit über ihre Abkunft, indem man ſie für Kinder reicher Americaner ausgiebt, die in Frankreich ihre Bildung erhalten ſollen; auch die Mütter dürfen nicht erfahren, was aus ihnen wird; doch iſt es ſchwer ihre Abkunft zu verheimlichen, da ſie ihrem Vater insgeſammt außerordentlich gleichen; mag man auch Alles aufbieten, auf eine falſche Spur zu leiten, ſie werden beinahe immer von ihren Kameraden auf der Schule erkannt. So wurde die Tochter, welche der König von Fräulein Baumartel hatte, ohne alle Communication mit ihrer Mutter erzogen; da dieß aber eine ſehr gefühlvolle Frau war, ſo forſchte ſie ſo lange nach ihrer Tochter, bis ſie ſie, unter dem Namen St. André, in einer Kloſter-Penſion zu Paris entdeckte. Um nun in dieſes unzugängliche Haus, deren Superiorin im Geheimniß war, einzubringen, kam die Mutter in ihrer ſcharfſinnigen Zärtlichkeit auf den Einfall, eine ihrer ehelichen Töchter gleichfalls in das Kloſter zu thun; vielleicht, daß ſich ſo Gelegenheit ergäbe, ihre natürliche Tochter einmal zu umarmen. War es Zufall oder Natur — das kaum fünfjährige Mädchen flößte ihrer bereits fünfzehnjährigen königlichen Schweſter die lebhafteſte Freundſchaft ein — eine neue Quelle angenehmer Empfindungen für die Mutter, welche ſich darin gefiel, in ihrer Tochter den braunen Teint des Königs, ſeine ſchönen blauen Augen, die Bourbonennaſe, ſeine majeſtätiſche Haltung, ſeine Mienen und Geſichtszüge zu bewundern. Eines Tages als Frau von Baumartel wieder Fräulein St. André zu beſuchen kam, und Beide lange ohne Rückhalt mit einander geplaudert hatten, ſagte die letztere zu der erſtern: „Madame, ſeit ich mir denke, ſuche ich meine Mutter. Wie glücklich ſind meine Freundinnen; ſie haben eine Mutter, die ſie liebt;“ dann auf die Hand der Frau von Baumartel ſich niederbeugend, fuhr ſie fort: „doch nein, ich habe ja eine Mutter; meine Freundſchaft für Sie ſagt mir, daß Sie meine Mutter ſind.“ Frau von Baumartel konnte ihre Rühreung nicht verbergen; ſie nahm ihre Tochter in ihre Arme und erzählte ihr das Geheimniß ihrer Geburt; aber unglücklicher Weiſe hatte eine Nonne die zärtliche Scene belauſcht; ſie benachrichtigte Hrn. Bertin, und Mutter und Tochter wurden an den Enden des Reichs eingeſperrt. Dieſer Bertin hatte die Oberaufſicht über die Vergnügungen und die kleinen Luſthäuſer des Königs, verheirathete die ſchwangern Mädchen, unterhandelte mit den Männern, die ſo gefällig waren, über die Heirathsbedingungen, und beſtimmte das Loos der Kinder Sr. Maj. La Brilliere, der dem Departement der geheimen Haftbriefe vorſtand, und der in dieſer Verwaltung ergraute, indem er nicht einmal das Verdienſt hatte fortgejagt zu werden, ging ihm treulich an die Hand. La Brilliere verkaufte die Haftbriefe an Madame Sabatiere, ſeine Mätreſſe, welche damit einen förmlichen Handel trieb, und mit deren Hülfe die Hofleute und Banquiers die Gatten und Väter der Frauen und Töchter, die ihnen zuſagten, einſperren ließen. Die la Sabatiere hatte es mit ihrem eignen Mann ſo gemacht und da er ſeit langer Zeit verſchwunden, und ihn Jedermann todt glaubte, ſo benutzte die Dame dieſe im Publikum verbreitete Meinung, um ſich von Neuem in den Stand der Ehe zu begeben mit einem jungen Mann, der ſich eben ſo gut mit dem Teufel ſelbſt hätte vermählen können.

Erſte katholiſche Kirchenverſammlung in den Vereinigten Staaten.

Das Erzbisthum Baltimore mit den Bisthümern Bardstown, Charlestown, Philadelphia, Cincinnati, Saint-Louis, Boſton, New-York, Mobile und New-Orleans, bildet die katholiſche Hierarchie der Union; die Anhänger dieſer Kirche ſchätzt man zu einer halben Million. Das Concilium, das im vorigen Oktober in Baltimore zuſammentrat, ſoll beſchloſſen haben, ſich alle drei Jahre zu verſammeln. Vor ihrem Auseinandergehen brachten die geiſtlichen Herren ihrem Glaubensgenoſſen, Hrn. Charles Carroll aus Charlestown, dem einzigen noch lebenden Unterzeichner der americaniſchen Unabhängigkeitserklärung, perſönlich ihre Huldigung dar. Die Diöceſe von New-Orleans, durch den Tod Dubourgs erledigt, wird gegenwärtig von dem Biſchof von St. Louis regiert; der Stuhl von Philadelphia hat einen apoſtoliſchen Vikar, der Biſchof von Bardstown einen Coadjutor, der zugleich Biſchof von Mauricaſtro in Partibus iſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 115 und 116. 25 und 26 April 1830.

Ueber die Beſteuerung von Malz und Bier in England. *)

Das Verfahren beim Malzen iſt etwas ſehr Einfaches; die Zeit hat daran nicht Viel verändert, und wie vor Jahrhunderten ſo wird es damit noch jetzt gehalten. Es kommt dabei hauptſächlich auf Jahrszeit und Qualität des Getraides an, und in ſofern ſteht die Bierfabrikation mit dem Wohlſtand des Ackerbaues in einem innigeren Zuſammenhang, als irgend eine andere Manufaktur. Die Gerſte, aus welcher das Malz bereitet wird, wächſt hauptſächlich auf den leichten Ländereien, die von Natur weniger produktiv ſind, denen aber Kapital und Fleiß jene köſtliche Frucht abgewinnt. Dieſe leichten Ländereien anzubauen würde ſich ohne die Nachfrage im Malzhandel nach Gerſte nur Wenig verlohnen. Zwar wird auch gelegentlich Waizen auf ihnen angebaut; aber Gerſte bleibt immer ihr vortheilhafteſtes Produkt. Perſonen, die in Sachen der Landwirthſchaft eine Stimme haben, ſcheinen unbedingt der Anſicht, daß, wie hoch ſich auch die Conſumtion der Gerſte ſteigerte, die Produktion doch leicht gleichen Schritt halten könnte. Die Erweiterung der Gerſtencultur würde überdieß eine entſprechende Erweiterung der Rübencultur, durch welche die Fruchtbarkeit der Gerſtenfelder erhalten wird — alſo eine ſteigende Nachfrage nach Malz nicht bloß eine Vermehrung des Abſatzes der Gerſte, ſondern auch der Vorräthe für den Bedarf des Maſtviehs zur Folge haben. Beläuft ſich ſchon unter dem verderblichen Einfluß des gegenwärtigen Syſtems die Quantität Gerſte, die gemalzt wird, auf etwa 3,200,000 Quarters (d. i. den Quarter zu 32 Sch. = 5,120,000 Pf. St.), und hat man allen Grund zu vermuthen, daß unter einem verbeſſerten Syſtem die Nachfrage ſich verdoppeln oder verdreifachen würde; ſo läßt ſich die Wichtigkeit des Gegenſtandes für die Landwirthſchaft nicht in Abrede ziehen.

Allein es iſt nicht dieſer landwirthſchaftliche Geſichtspunkt, nicht das Intereſſe zahlreicher bei der Fabrikation der Malzgetränke betheiligten Capitaliſten, was vornehmlich in Betracht kommt, ſondern vor Allem das Glück und Wohlbefinden der mittlern und untern Stände. Malzgetränke ſind für die arbeitenden Claſſen in England, was die geringern Weinſorten für dieſelben Claſſen in Frankreich ſind, Bedürfniß und Luxus zumal: ſie ſtärken den Körper, erfreuen den Gaumen und erheitern die Lebensgeiſter. Der Geſchmack dafür iſt ſo allgemein verbreitet, daß man denken ſollte, mit jedem Zuwachs der arbeitenden Claſſen müßte auch ihre Conſumtion zunehmen. Dieß würde ohne Zweifel, wenn nur eine mäßige Abgabe darauf läge, geſchehen; ſo aber iſt, ungeachtet der ungeheuren Vermehrung der Bevölkerung, ungeachtet der größern Vertheilung des Reichthums, ungeachtet der ſteigenden Nachfrage nach allen andern Genüſſen, die Bierconſumtion ſeit 120 Jahren ſtationär geblieben.

Die Bevölkerung von England und Wales giebt der Cenſus von 1801 zu 9,100,000, und der von 1821 zu 12,100,000 an; nach dieſem Verhältniß muß ſie im J. 1827 zu 13,300,000 geſchätzt werden — alſo um 4,200,000 oder um 46 Proc. höher als im J. 1801. Die Quantität der in dem J. 1800 und 1801 gemalzten Gerſte (1,810,089 Qrs. 3 Bs. und 2,320,868 Qrs. 2 Bs.) kann aber nicht als Maßſtab dienen, da in dieſen beiden Jahrgängen Mißwachs war; hingegen der Verbrauch der zwei folgen-

*) Die heurige Parlamentsſitzung zeichnet ſich dadurch aus, daß die Regierung freiwillig auf eine Abgabe vom Bier verzichtete, welche mehr als das ganze Budjet von Bayern betrug. Einer ſolchen Erſcheinung hätte ſich wohl Niemand von einem Miniſterium — am Wenigſten dem engliſchen — verſehen (wiewohl die innere Politik Englands gegenwärtig alles Lob verdient) und man mußte ſich fragen, wie es ſich mit dieſer Großmuth (denn etwas Anders als Großmuth konnte es nicht ſeyn) verhalte. Den beſten Commentar zu dieſer Frage liefert der obige von uns aus dem Edinburgh Review Nr. XCVIII entlehnte Aufſatz, der um ſo mehr auf einiges Intereſſe Anſpruch machen dürfte, als durch denſelben — wie denn ein gutes Journal in England auch für eine weiſe Regierung eine Autorität ſeyn kann — wahrſcheinlich jene geprieſene Maßregel zum Theil provocirt wurde. Unſere Leſer können aus dieſem Artikel einmal erſehen, daß nicht, wie deutſche Zeitungen irrthümlicher Weiſe geglaubt haben, von der Abſchaffung der Bierauflagen überhaupt die Rede iſt, ſondern von der Abſchaffung einer Getränkeſteuer, die neben dem Malzaufſchlag und zwar ausſchließlich von den untern Claſſen entrichtet wurde; zweitens mögen ſie ſich daraus abſtrahiren, daß die „collektive Weisheit“ Großbritanniens, unter deren geſetzgebender Sanktion ſolche ſchreienden Mißbräuche ſo lang beſtehen konnten, mitunter ein engherziges, auf Privatvortheil erpichtes Inſtitut ſeyn müſſe. Was den Malzaufſchlag betrifft, welcher noch fortdauert, ſo betrug derſelbe ums J. 1787 10 Sch. 6 D. vom Qrt., während der Kriegsperiode von 1804 bis 1816 34 Sch. 8 D. und jetzt 20 Sch. 8 D.

Digitized by Google

den Jahre kann es, und dieſes weist einen Durchſchnitt von etwa 3,800,000 Qrs. oder 30,400,000 Bs. aus, ſo daß auf die Perſon 3 Buſhels 21 Pints kommen. Wäre nun die Conſumtion nicht geſunken, ſo hätte ſie ſich in dem Jahr, das mit dem 5 Januar 1828 zu Ende ging, auf 5,553,000 Qrs. oder 44,424 Bs. belaufen müſſen, ſtatt daß ſie ſich bloß auf 3,137,000 Qrs. oder 25,096,000 Bs., belaufen müſſen, ſtatt daß ſie ſich bloß auf 3,553,000 Qrs. oder 25,096,000 Bs., d. i. im Durchſchnitt die Perſon auf 2 Bs. alſo 1 Bs. 21 Pints niederer als im J. 1802 beläuft. Karl Smith in ſeiner Schrift über die Korngeſetze hat aus dem Ertrag der Malztaxe folgende Durchſchnittsberechnung der Conſumtion in den fünfzig Jahren von 1703 bis 1753 herausgebracht:

Jahre	Malz Qrs.	Bs.
von 1703 bis 1713	2,959,063	7
— 1713 — 1723	3,542,157	2
— 1723 — 1733	3,358,071	2
— 1733 — 1743	3,215,094	2
— 1743 — 1753	3,404,026	1

In dem erſten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts ging die Bevölkerung etwas herab, nämlich von 5,475,000 auf 5,240,000; in den vier nächſten Jahrzehnden hob ſie ſich wieder um 1,200,000, ſo daß ſie im J. 1750 6,467,000 zählte. In dem letzten Theil dieſer Periode war es nichts Seltnes, ſich wegen der Malzabgabe privatim abzufinden, und man hat den wirklichen Malzverbrauch höher anzuſchlagen, als er nach der officiell conſtatirten Abgabe davon erſcheint: ſomit läßt ſich unbedenklich behaupten, daß der Malzverbrauch im J. 1750 bei einer Bevölkerung von 6,467,000 höher ſtand als im J. 1828 bei einer Bevölkerung von 13,500,000, trotz der Bereicherung des Ackerbaus in den letzten dreißig Jahren im Betrag des Produkts von drei Millionen Morgen Landes von mittlerer Fruchtbarkeit *). Warum zeigt ſich nun nicht auch zugleich eine Vermehrung der Produktion des für dieſe Ländereien vorzugsweiſe geeigneten Getraides, der Gerſte? Etwa weil die Lage des Volks ſich ſo verſchlechtert hätte, daß es weniger Bier conſumiren könnte als früher? Dieß möchte wohl kaum der Fall ſeyn, obgleich nicht zu leugnen, daß zu den alten Urſachen der Degradation deſſelben neuerdings wieder einige hinzugekommen ſind. Die Summe von fünfzehn Millionen Pf. St., welche die niedern Stände in den Sparkaſſen angelegt haben, und der Umſtand, daß eine Million der Mitglieder milder Geſellſchaften ihnen angehört, beweiſen, daß die jetzige Lage des Volks immer noch beſſer iſt als früher. Alſo hätte ſich vielleicht der Geſchmack John Bulls ſo verändert, daß ihm Genevre und Whisky lieber geworden wären, als ſein alter Lieblingstrank — das Bier? Schwerlich — aber das Räthſel verſchwindet mit Einem Mal, wenn man das unſinnige Syſtem betrachtet, welches die Fabrikation und den Verkauf des Biers erſchwert!

(Fortſetzung folgt.)

*) Von 1801 bis 1827 (beide Jahre incl.) gingen 1826 Novalienbills (enclosure acts) im Parlament durch; davon ein Viertheil für Schottland und Irland abgezogen, bleiben für England und Wales noch 1370; jede im Durchſchnitt zu 1600 Morgen gerechnet, ergeben ſich 2,191,000 Morgen; nun wurden aber auch viele kleinere Diſtrikte ohne Dazwiſchenkunft des Parlaments in Novalien verwandelt; Dieß und die Verbeſſerungen der Landwirthſchaft, die in dieſe Periode fallen, rechtfertigen die obige Annahme.

Die griechiſche Revolution und die europäiſche Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland.

Nachdem die verbündeten Höfe die Grenze des griechiſchen Staats feſtgeſetzt und ſeine Unabhängigkeit von der Türkei ausgeſprochen, war der nächſte Gegenſtand ihrer Berathung die Beſtimmung ſeiner Regierungsform und die Wahl ſeines Souveräns. In ihren frühern Protokolen hatten ſie zwei wichtige Entſchließungen niedergelegt, nehmlich, daß die Regierung ſich ſo viel als möglich der Monarchie nähern und daß die Souveränität in der Familie eines chriſtlichen Fürſten, der mit keinem der contrahirenden Theile in Blutsverwandtſchaft ſtünde, erblich ſeyn ſollte. Dieſer letztere Grundſatz der Selbſtverleugnung bewahrte ſie vor jedem Verdacht der Parteilichkeit und beugte jedem Lautwerden von Privatintereſſen vor, wodurch ſo leicht Mißverſtändniſſe hätten herbeigeführt werden können. Da ſaß nun das Conclave von Miniſtern, das eine Krone zu vergeben hatte, und fing ſein Königmachungsgeſchäft an. Verſchiedene Candidaten ſchritten durch die Conferenzhalle und verſchwanden wieder, gleich der zauberhaften Sippſchaft Macbeths. Prinz Paul, der Bruder des Königs von Würtemberg und ein Prinz von Baden, Beide durch Blut und Verſchwägerung mit der kaiſerlichen Familie von Rußland verbunden, hielten ſich für berufen über die Griechen zu herrſchen, und brachten ihre Anſprüche vor. Aber der kaiſerliche Wahlherr wollte ſich die Verlegenheit erſparen, zwiſchen ſo ſtreitenden Intereſſen zu entſcheiden und übergab ſeine weiße Kugel in die Hände eines ſeiner Alliirten. Der Kaiſer, der ein Reich erobert und entwaffnet hatte, konnte wohl auf ſeinen Antheil an der Verfügung über ein kleines Stück von deſſen Trümmern verzichten. Genug für die Eitelkeit Sr. Maj. — vielleicht für Ihren Ruhm — daß einer Ihrer Generale der Mann geweſen, in einem der Nebenartikel des Friedenstraktats ein Königreich zu ſchaffen, durch einen Federzug die politiſche Sclaverei von vier Jahrhunderten zu vernichten und unter die Zuſchauer der Feyer ſeines Triumpfes, wie Medaillen bei einer Krönung, eine Krone auszuwerfen. So kam die Vollmacht Rußlands an Frankreich, das durch ſeine thätige Mitwirkung bei allen Maßregeln für die Befreiung Griechenlands, ſeine Geldvorſchüſſe zur Unterſtützung der proviſoriſchen Regierung und inſonderheit durch ſeine Expedition nach Morea dieſen Beweis des Zutrauens wohl verdiente, und keinen Anſtand nahm, das Doppelvotum, welches es auf dieſe Art erhielt, mit großmüthiger Uneigennützigkeit in die Wagſchale des Prinzen Leopold von Sachſen Coburg zu legen, für den England ſtimmte.

Es kann nicht in unſerm Zweck liegen, uns auf eine Geſchichtserzählung der Discuſſionen einzulaſſen, welche dieſer Wahl vor und nach gingen; hier der Anwandlungen von Eiferſucht und

beleidigtem Stolz, dort des ſchüchternen Zauderns, kurz der politiſchen Klatſchereien über einen perſönlichen Gegenſtand, wo es ſich weder um ein wirkliches Prinzip noch um ein weſentliches Intereſſe handelte. Es genüge zu ſagen, daß man nach einer Reihe ſchwieriger und delikater diplomatiſcher Verhandlungen, die von Seiten Englands mit großer Geſchicklichkeit und Gewandtheit, von Seiten ſeiner Alliirten mit edler Uneigennützigkeit geführt wurden, in der Wahl des Prinzen Leopolds zum Souverän von Griechenland übereinkam, einer Wahl, welche mit den Wünſchen der aufrichtigſten Freunde des neuen Staats zuſammentrifft, welche die ängſtlichſten Beſorgniſſe wegen der Zukunft deſſelben beruhigt und mit Englands frühern Irrthümern in der griechiſchen Frage verſöhnt. Wir können nicht umhin, unſern Beifall über dieſe glückliche Wendung der Dinge auszudrücken und unſern Dank gegen ihre Urheber, nicht als ob wir glaubten, daß England abſonderlich an Macht, Handel oder Sicherheit dabei gewinne, weil es einen engliſchen „Penſionär" (wie man es nannte) auf dem Thron von Griechenland habe, oder daß durch ſeine Regierung unſern Verbündeten Etwas von ihrem Einfluß auf die orientaliſchen Angelegenheiten entzogen würde; oder *als ob* wir zweifelten, daß der Beſitz von Malta und Jonien auch hinreichte, unſer Uebergewicht im mittelländiſchen Meer zu ſichern; oder als ob wir die Nachbarſchaft eines Nebenbuhlers in dieſen Gewäſſern fürchteten, wenn ein Candidat Rußlands oder Frankreichs vorgezogen worden wäre; nicht als ob wir hofften, irgend eine uns bedrohende Gefahr abzuwenden oder irgend einen ſelbſtſüchtigen Zweck zu erreichen, indem wir etwa auf einen günſtigern Handelstraktat Rechnung machten, auf den Genuß von Privilegien für unſere Kaufleute und Seefahrer in den griechiſchen Häfen oder auf gefällige Vorſchubleiſtungen für unſere Reiſenden und Alterthümler bei der Ausbeute altgriechiſcher Kunſtwerke: — aus keinem dieſer Gründe freuen wir uns — wir wiederholen es — über dieſen Ausgang; ſondern es geſchieht *deßwegen*, weil ſo die — wenn auch noch ſo ungerechte — Eiferſucht *wegfällt*, deren ſich John Bull gegen das unter einen Fürſten von franzöſiſcher oder ruſſiſcher Herkunſt geſtellte Griechenland nie hätte erwehren können; weil ſo der Verkehr zwiſchen den Griechen und ihren weiter vorgerückten Nachbarn, unſern Schutzbefohlenen auf den joniſchen Inſeln, zum Nutzen und Frommen der erſtern, befördert, weil ſo engliſches Kapital und engliſcher Unternehmungsgeiſt zum Anbau ihrer verwüſteten Felder und der Wiederbelebung ihres zerſtörten Handels angezogen, *weil* endlich ſo eine direktere und unbefangenere Mittheilung zwiſchen ihnen und der aufgeklärteſten Nation der Welt — ein ſtetiger Austauſch des Wiſſens, des Reichthums, der Künſte, der ſittlichen und politiſchen Bildung möglich wird. Graf Capo d'Iſtrias legte ſeinen joniſchen Landsleuten die Pflicht einer immerwährenden Verbindlichkeit auf, als es ſeinen Bemühungen gelang, daß Jonien, ſtatt Oeſterreich, England zugetheilt wurde, nicht *als* ob ein öſterreichiſcher Gouverneur unumſchränkter gewirthſchaftet hätte, als der verſtorbene Lord-Ober-Commiſſär, vulgo König Tom, ſondern weil die öſterreichiſche Regierung wahrſcheinlich keinem Lord Guilford in Corfu eine Univerſität zu gründen erlaubt, weil ſie wahrſcheinlich nicht jene Gemeinſchaft der Meinung und der Thätigkeit mit einem aufgeklärten Volke aufgemuntert hätte, welche auf jede Lokaladminiſtration, mit der ſie Statt findet, den wohlthätigſten Einfluß ausüben muß. Ein ähnlicher wohlthätiger Einfluß auf Griechenland läßt ſich von der Regierung eines mit engliſchen Gefühlen und Grundſätzen ſo vertrauten Fürſten erwarten, ſelbſt vorausgeſetzt, daß ſein Benehmen durchaus keiner engliſchen Controlle unterliegt und daß er ſich einzig und allein durch die Rückſicht auf die Intereſſen ſeines Landes leiten läßt.

Was eine ernſtliche Erwägung verdient, iſt die Frage: war hinlänglich Grund vorhanden, dem neuen Staat einen Souverän zu geben? Den Verbündeten ſtand das Recht zu, die Unabhängigkeit Griechenlands zu erklären, weil die Griechen ihren Beiſtand angefleht hatten, um ſich ihrer Feſſeln zu entledigen. Eben ſo ſtand ihnen das Recht zu, die Grenzen des neuen Staats zu beſtimmen, denn indem ſie es auf ſich nahmen den Sultan zu nöthigen, daß er einem Theil ſeines Gebiets, ſeiner Eroberungen oder Uſurpationen enſagte, mußten ſie zugleich angeben, wie weit ſich dieſe Conceſſionen erſtrecken ſollten. Aber die Griechen mutheten keinem Conclave von Miniſtern in London zu, ihre Inſtitutionen zu modeln oder ihnen einen Herrſcher zu ſetzen; ſie ermächtigten Niemand, für ſie das muſelmänniſche mit dem Feudalſyſtem zu vertauſchen, oder die Regierung über ſie von Sultan Mahmud an den Prinzen Leopold zu übertragen. Wenn man am Anfang des Streites ſo eifrig zu beweiſen ſuchte, daß alle Einmiſchung unzuläßig ſey, warum erlaubt man ſich jetzt dieſe unzweideutige und gewaltſamſte aller Einmiſchungen am Ende deſſelben? Warum werden die Griechen nicht beigezogen, und gefragt, welchem Fürſten ſie zu gehorchen oder unter welcher Verfaſſung ſie zu leben wünſchten? Sie bekleideten ſich ſeit neun Jahren mit verſchiedenen Formen der Souveränität, ſie verſammelten ſich zu vier Malen zu einem conſtituirenden Nationalcongreß, ſie genoßen ſeit zwei Jahren die Wohlthat einer Regierung, welche die Verbündeten ſelbſt anerkannten, indem ſie beglaubigte Agenten an den Präſidenten derſelben abordneten. Sie waren alſo nicht als ein zuchtloſer Pöbel oder ein geſetzloſer Rebellenhaufe zu betrachten, unfähig einen Vorſchlag in Berathung zu nehmen und ſich zu einer Meinungsäußerung zu vereinbaren. In einem Brief, welchen der Fürſt Polignac (unterm 7 October v. J.) an das Haupt der griechiſchen Regierung erließ, drückt ſich Se. Exc. folgender Maßen aus: „Se. Allerchriſtliche Maj. hofft, daß die griechiſche Regierung, nachdem ſie nun Nichts mehr von Außen zu fürchten hat, im Stande ſey, ſich durch die Hülfsquellen zu erhalten, welche das Land beſitzt, und die durch den Frieden aller Erweiterungen theilhaftig werden müſſen, deren ſie fähig ſind. Dieſes glückliche Reſultat, welches Griechenland zum großen Theil der Geſchicklichkeit und Klugheit Ihrer Verwaltung verdankt, ſichert Ihnen einen neuen Anſpruch auf die hohe Achtung, welche der König längſt für Ihren Charakter und Ihre Talente hegt." Hätte das griechiſche Volk, wie man hieraus ſchließen ſollte, wirklich eine politiſche Organiſation, ſo ſieht man nicht ein, warum in einer Sache, die es ſo nahe angeht, nicht auch ſeine Meinung hätte gehört werden können.

(Fortſetzung folgt.)

Bethlehem und die Beduinen.

---

2. Die Krippe. Bethlehems Bewohner. Die Höhle des Johannes.

Von der im engern Sinn ſo genannten Kapelle der Geburt ſteigt man zwei Stufen hinab zur heiligen Krippe, oder vielmehr zu der kleinen Felſenhöhle, wo urſprünglich die Krippe ſich befunden haben ſoll. Eine kleine, dünnleibige Säule, aus dem Zeitalter Juſtinians, (der, wenn wir der Sage und dem Procopius glauben dürfen, ſich die Erneuerung und Ausbeſſerung der Gebäude des heiligen Landes ſehr angelegen ſeyn ließ,) trägt das Dach. Die Höhle iſt über dem Marmor, der ihre Wände bekleidet, dicht mit rother Seide behängt. Die Gemälde darin ſind aus der italieniſchen und ſpaniſchen Schule: dasjenige über dem Altar, „die Anbetung der Weiſen," prangt mit dem Namen Murillo's, und iſt deſſen weichen, harmoniſchen Pinſels wirklich nicht unwerth. Den größten Theil dieſer Ausſchmückungen haben die Lateiner geliefert, welchen denn auch nach einer alten von den Chati-Scheriffs der Sultane ſelbſt beſtätigten Verordnung das ausſchließliche Recht zukommt, an dem heiligen Ort Meſſe zu leſen, während die andern Sekten auf die Erlaubniß beſchränkt ſind, denſelben beſuchen zu dürfen.

Von der Grotte ſtiegen wir wieder ins Kloſter hinauf, und von dem Kloſter begaben wir uns auf den Balkon, welcher eine herrliche Ausſicht auf die Umgegend darbeut. In der Ebene nach SO deuteten uns unſere frommen Zurechtweiſer genau das nunmehr mit einer hübſchen Oelbaum-Pflanzung bedeckte Feld an, wo die Engel den Hirten die frohe Botſchaft von der Geburt verkündeten. Etwas mehr gegen N zeigt man den Davids-Brunnen, das Kloſter des Elias u. ſ. w. Das ganze Land iſt auf mehrere Stunden hin teraſſenförmig angelegt, und ſtellt einen der gelungenſten Verſuche in dieſer Art von Gartenanlage im ganzen ſüdlichen Paläſtina dar. Die Stadt ſelbſt liegt am Endpunkt einer kleinen, mehrgipfligen Hügelreihe, und wird hauptſächlich von dem Kloſter, oder eigentlich den Klöſtern der Geburt — denn daſſelbe bildet den Kern einer zahlreichen Gruppe von Gebäuden — eingenommen; den Ueberreſt bilden einige wenige Straßen Die Häuſer ſind in der Regel platt bedacht, mit kleinen maleriſchen Domen, bequem, wohl gehalten und reinlich; die Bewohner, wie ſich ſchon aus der Ordnung und Annehmlichkeit der Gebäude ſchließen läßt, gut gekleidet und gut genährt; rüſtige Pächter in Vergleichung mit den iriſchen Bauern; verſtändig, keck und lebhaft: die Männer groß und kräftig, von freiem, hohem Wuchs; die Frauen ausgezeichnet ſchön und niedlich; von feinen Gliedern und feiner Geſtalt, und offenbar unter weit minderm Zwang gehalten, als ihre chriſtlichen oder mohammedaniſchen Nachbarinnen in Jeruſalem. Ihre Kleidung, die ihnen ſehr günſtig iſt, hatte nicht geringen Antheil an unſerm Wohlgefallen. Die Männer tragen braune oder ſchwarz und weiß geſtreifte Mäntel über einer ſcharlachenen Tunica, und roth und weiße Turbane; die Frauen einen großen bis zu den Füßen herabhängenden Shawl aus weißer Seide, mit breitem rothem Rande, wie ungefähr das Laticlavium der Römer geweſen ſeyn dürfte. Wir ſahen ſie, als wir von dem Kloſter herabſchlenderten, in Nachmittagsruhe vor ihren Hausthüren ſitzen, vor ihnen den jüngern Theil der Familie in fröhlichen Gruppen. Die lateiniſchen Mönche haben hier eine Schule errichtet *), und viele von den jüngern Bewohnern ſprechen eine Art Lingua Franca recht leidlich. Die Bevölkerung der Stadt, welche für deren Größe ziemlich beträchtlich iſt, beſteht größtentheils aus Chriſten, die zu beinah gleichen Hälften in die griechiſche und lateiniſche Gemeinde zerfallen. Ihre Thätigkeit und Betriebſamkeit unterſcheidet ſie ſehr ſcharf von ſämmtlichen übrigen Bewohnern dieſes Theiles von Paläſtina. Sie ſelbſt halten ſich für Abkömmlinge einiger zerſprengten Ueberbleibſel des lateiniſchen Königreichs Jeruſalem, und man kann ihnen nicht angenehmer ſchmeicheln, als durch eine Anſpielung auf dieſen Volksglauben. Wirklich aber möchten wohl wenige Anſiedlungen in ihrem ganzen Weſen ſtärkeres Zeugniß für die Echtheit ſolcher Abſtammung beibringen können. Ihre Freimüthigkeit, Zutraulichkeit, Regſamkeit verbindet ſie in der Einbildungskraft des Reiſenden faſt unwiderſtehlich mit dem abgeſchliffenſten Volke Europas. Franzöſiſch in ihrer Höflichkeit, franzöſiſch in ihrer Mittheilſamkeit und Aufmerkſamkeit gegen Fremde ſchienen ſie uns für jetzt jede weitere Unterſuchung über ihren Urſprung unnöthig zu machen. Die Gaſtfreundlichkeit der alten Mönche, die ſo vortheilhaft gegen das ſteife, ſaure Benehmen der ſpaniſchen Brüder abſtach, nahm uns noch mehr zu ihren Gunſten ein. Sie ſchlugen jede andre Vergütung, als die Erſtattung der für unſre Bedienten gehabten Koſten, aus, und wollten uns nicht abreiſen laſſen, bis wir ihnen halb und halb zugeſagt, daß wir ſie noch einmal beſuchen würden.

Gewöhnlich kehren Reiſende über die Grotte St. Johannis nach Jeruſalem zurück, und da das Wetter ſchön geblieben war, fanden wir keinen Grund, uns dieſem Gebrauch zu widerſetzen. So verließen wir denn Bethlehem nach jener Richtung zu und kamen nach Verlauf einer halben Stunde wieder an dem bereits erwähnten Grab der Rachel vorbei, einem kleinen viereckigen Gebäude mit dem gewöhnlichen türkiſchen Dom, welches nach Verhältniſſen und Bauart ziemlich neu erſcheint, ſo daß es eben ſo gut für die Grabſtätte eines jüngſt verſtorbenen Santons, als einer Heiligen aus der Patriarchenzeit gelten könnte. Bald darauf zogen wir durch ein rauhes Wadi oder Bett eines Regenſtromes, genannt Bethſawon, und ſofort durch ein gleichnamiges Dorf und eine fruchtbare Ebene, bis Melka, das auf einer Anhöhe zur Linken, nicht weit von der Straße, liegt. Hier iſt das Land rauh und zerklüftet, wird aber, wenn man weiter vordringt, allmälig wieder milder und angebauter. Nach einem Ritt von 1 Stunden befanden wir uns bei dem kleinen aber niedlichen Dorf San Giovanni's. Wie gewöhnlich zeigt man hier eine Höhle

---

*) Wir fanden dreizehn Mönche, welche etwa fünfzig Knaben lehrten, von welchen keiner über achtzehn Jahre alt war. Sie lernten Arabiſch, wohl auch Italieniſch, und eben genug Lateiniſch, um den Kirchendienſt verſehen zu können. Dieß Amt iſt ein Gegenſtand des Ehrgeizes, und ſeit Jahrhunderten bloß auf Umwohner des Kloſters beſchränkt, welche ihrerſeits ſehr an dieſem Gotteshauſe hängen.

Digitized by Google

als den Ort, wo der Täufer geboren wurde. Man nähert ſich derſelben auf einer hübſchen Marmortreppe, wie denn die Grotte ſelbſt über und über mit Marmor gefüttert und verziert iſt, welcher wiederum ſeinerſeits durch den koſtbaren Schmuck ſcharlachener Damaſtvorhänge herausgehoben wird. Unter dem Altar des Heiligen ſteht auf einer Silberplatte die Inſchrift:

Hic Praecursor Domini natus est.

Die Höhle iſt wie die von Bethlehem geglättet und ausgeſchmückt. Die Basreliefs ſind aus der Geſchichte des Täufers genommen; in ihrer Ausführung gewahrt man Leichtigkeit und ſelbſt hie und da Feinheit. Von der Platform ſieht man die Gegend gleich einer Landkarte vor ſich ausgebreitet, lauter kleine viereckige Gartenſtücke bildend, die wie in Egypten von tauſend kleinen Kanälen bewäſſert werden, und mit dem luſtigſten Pflanzenwuchs prangen. Der Boden beſteht aus grobem, rothem Mergel, der jede Art des Anbaus begünſtigt: Oliven, Johannesbrod, Feigen, Maulbeere, Reben ſieht man in Fülle vor jedem Haus. Die Reben werden nach franzöſiſcher Art gezogen, nahe am Boden abgeſchnitten, und liefern einen vortrefflichen, kraftreichen Wein, den man in Jeruſalem und Jaffa wohl kennt. Wirklich rechtfertigt dieſe ſich zur Schau gebende Fruchtbarkeit die übertriebenen Lobſprüche der zehn Kundſchafter und die hohen Verſprechungen des Pentateuchs; denn eine zahlreiche Bevölkerung, wie die des alten Kanaans, mußte aus ganz Paläſtina einen ſolchen Garten machen; noch jetzt gewahrt man allenthalben Andeutungen hiezu; wo aber die Menſchen an Zahl abnehmen, oder ganz aufhören, da ſinkt natürlich auch das Land allmälig in Verfall. Das aufgeführte Gartengelände iſt nach und nach zur ebnen Erde herabgegleitet und hat Nichts übrig gelaſſen, als die Trümmer der Grundmauern und die nackten Felſen dahinter. Im Ganzen giebt alſo das Land nur die Vorſtellung von einſt glücklichem aber mühvollem Anbau, nicht von jener natürlichen, bei jedem Schritt entgegenquillenden Ueppigkeit, wie man dieſe in der Campagna Felice und in den ſchwellenden Ebnen Kleinaſiens ſieht und empfindet. Die Mehrzahl der Einwohner ſind hier Türken, und zwar echt türkiſche Türken: die drei ſpaniſchen Väter, welche das Kloſter inne haben, wußten von ihren Angriffen und Erpreſſungen das Lange und Breite zu erzählen. Mit ſehr zuverſichtlicher Miene verſicherte uns der Aelteſte der Mönche, daß das Gotteshaus dem Paſcha jährlich viertauſend Piaſter bezahle. Es mag wahr ſeyn; wahrſcheinlich iſt es jedoch kaum. Selbſt San Salvator erlegt jährlich nur ſieben tauſend. Doch es iſt das Geſchäft des Verfolgten, die Summe ſeiner Verfolgungen zu übertreiben. Wie Schade, daß kein Einſiedler Peter ſich finden will, die Klage in Europa anhängig zu machen. Die Geſandten ſind taub, die Conſuln haben kein Herz und das Geſchlecht der Kreuzfahrer iſt auf Sir Sidney Smith und deſſen ſchwarze Ritter eingeſchränkt. Vom Kloſter aus erreichten wir in drei Stunden die Höhle St. Johannis am Anfang des Thales Ela. Dieſe befindet ſich in der felſigen, ſüdlichen Seite des Wadi El Ebis, gegenüber dem kleinen Dorf Sartaf, auf dem Gipfel einer der beträchtlichſten Anhöhen der Umgegend, und bildet eine unregelmäßige, längliche Vertiefung in dem Felſen, zu welcher man auf rauhen, unordentlich hingeworfenen Stufen gelangt; ein oder zwei Fenſter ſind auf der Vorderſeite roh eingehauen; ein ſchönes, lebendiges Bächlein fließt aus derſelben in ein weiter unten befindliches natürliches Becken; und über der Höhle ragt ein halb zerfallener viereckiger Thurm mit Ueberbleibſeln zertrümmerter Ringmauern empor. Unſere Rückkehr nach Jeruſalem war langſam und mühvoll über einen höchſt unleidlichen Gebirgsweg durch enge Betten von Regenbächen, die, hätten wir den Beſorgniſſen unſers Führers nach ſchließen wollen, wenigſtens von grimmigen Löwen, blutdürſtigen Tigern, hungrigen und unbezähmbaren Hyänen bewohnt ſeyn mußten. Ehmals war der „Löwe von Juda" ſprichwörtlich; jetzt aber trifft man ihn hier zu Lande nicht mehr, obwohl es Leute giebt, welche andre Leute gekannt haben, die wiederum einen Dritten kannten, welcher einen Löwen oder doch etwas Aehnliches geſehen haben wollte. Kaum trafen wir unterwegs eine andre Spur von Menſchen, als das Kloſter zum heiligen Kreuz von griechiſchen Mönchen bewohnt, welches man auch von der Hauptſtadt aus zwiſchen einer magern Oelbaumpflanzung in der Entfernung von etwa drei Viertelſtunden liegen ſieht.

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Siebente Vorleſung.

Ariſtoteles.

(Schluß)

Ehe er ſeine Nachrichten über die lebendiggebärenden Vierfüßler endigt, ſpricht Ariſtoteles noch von den Affen, welche von ihm als Mittelweſen zwiſchen jenen Thieren und dem Menſchen betrachtet werden. Sehr richtig giebt er die Hauptzüge ihrer Organiſation, den Bau ihrer Hände u. ſ. w. an, und führt mehrere Arten derſelben auf, die theils geſchwänzt, theils ſchwanzlos ſind. Hierauf geht er zu den eierlegenden Vierfüßiern über, bezeichnet ſie nach ihren allgemeinen Merkmalen, ſpricht von ihren Bedeckungen und beſchreibt bei dieſer Gelegenheit das egyptiſche Krokodil, indem er auf deſſen harte Schuppen und lange Zähne aufmerkſam macht, auch den Bau von deſſen Ohr aus einander ſetzt und über die Gewohnheiten dieſes Thiers ſich verbreitet.

Die von Ariſtoteles getroffene Claſſifikation der Vögel iſt den Grundzügen nach ſehr gut. Bereits weiſt er darauf hin, daß die Flügel den Vorderfüßen der Quadrupeden entſprechen. Er ſpricht über die Form ihrer Füße und die Verſchiedenheiten, welche man in dieſer Beziehung wahrnimmt; von dem dritten Augenlid der Vögel und der Fähigkeit mehrerer derſelben, beſonders derjenigen mit fleiſchiger Zunge, Worte auszuſprechen. Kein Vogel, bemerkt er, iſt zugleich mit Sporen und gebogenen Klauen verſehen — abermals einer von jenen allgemein gültigen Sätzen, von welchen man kaum begreift, wie ſie bei dieſem erſten Entſtehen der Wiſſenſchaft ſchon mit ſolcher Sicherheit aufgefunden werden konnten.

Endlich kommt Ariſtoteles zu den Fiſchen, wo er denn wahrhaft bewundernswürdig iſt, und mehrmals ſogar weiter gehende Kenntniſſe zeigt, als ſelbſt wir von dieſen Thieren haben.

Digitized by Google

Er lehrt uns gelegenheitlich 117 Fiſche kennen, obwohl ſein Zweck in dieſem Buch gar nicht der iſt, Arten aufzuzählen, ſondern nur, allgemeine Ueberblicke zu geben. Unter den von ihm angeführten Thatſachen werden mehrere noch bezweifelt, aber fortdauernd bewähren neue Entdeckungen die Richtigkeit ſeiner Behauptungen, ſelbſt derjenigen, die am Gewagteſten erſcheinen. So ſagt er z. B. ein Fiſch, Phycis genannt, mache ſich ein Neſt wie die Vögel. Lange ſah man Dieß für ein Mährchen an, aber neueſter Zeit hat Olivi entdeckt, daß ein Fiſch, Gu oder Go geheißen, (Gobius niger) wirklich dieſes Geſchäft verrichtet. Während der Begattungszeit wühlt das Männchen ein Loch in den Schlamm, umgiebt daſſelbe mit Meergras und macht dergeſtalt ein wahres Neſt, wo er das Weibchen erwartet, von welchem er ſich nicht trennt, bis die Eier, welche in dem Neſt niedergelegt werden, am Auskriechen ſind.

In Bezug auf das Empfindungsvermögen bemüht ſich Ariſtoteles diejenigen Thiere anzugeben, welchen irgend ein Sinn abgeht, oder bei welchen die Sinnwerkzeuge beſondere Eigenthümlichkeiten darbieten. So ſpricht er bei Gelegenheit des Geſichts vom Maulwurf, deſſen Aug unter der Haut verborgen iſt, übrigens aber ſeinem Bau nach dem Aug der übrigen Thiere gleicht, und wie bei dieſen von einem Nerv verſehen wird. Bei Gelegenheit des Geſchmacks handelt er vom fleiſchigen Gaumen des Karpfen. Er verbreitet ſich über das Gehör der Fiſche, und behauptet, das Waſſer ſey ein Mittel den Schall fortzupflanzen. Daß die Inſekten ebenfalls ein Gehör, ja ſogar ein Riechvermögen haben, weil ſie durch gewiſſe Gerüche angezogen, durch andere abgeſtoßen werden, weiſt er treffend nach. Hinſichtlich der Stimme unterſcheidet er ſehr richtig zwiſchen der eigentlichen Stimme, welche von der aus den Lungen geſtoßenen Luft herrührt, und den Tönen, welche manche Thiere hervorbringen, und beſchreibt bei dieſer Veranlaſſung den muſikaliſchen Apparat der Cikaden und Grashüpfer, welcher auf einer ganz andern Anordnung, als jene Lungenſtimme, beruht. Auch von der Stimme des Papageis ſpricht er und von der Zunge der Fröſche, die nicht wie bei den meiſten andern Thieren nach vorne zu frei und hinten befeſtigt iſt, ſondern mit ihrer Wurzel an der vordern Gegend der Kinnladen ſitzt und die Spitze nach dem Gaumen zu gerichtet hat.

Bei Gelegenheit des Schlafens und Wachens läßt ſich Ariſtoteles auf den Winterſchlaf mancher Thiere und den Schlaf der Fiſche ein, und führt in letzterer Hinſicht Umſtände an, von deren Richtigkeit ſich zu vergewiſſern heute allerdings ſehr ſchwer fallen dürfte. Indeſſen lebte er in Verhältniſſen, welche zu Beobachtungen über dieſe Thiere ſehr geeignet waren, ſofern Griechenland ſehr fiſchreiche Ufer hat, und die Griechen, trotz der anfänglichen Verachtung, worin der Fiſchfang ſtand, bald eine Menge Fiſchereien errichteten.

In dem Abſchnitt über die Zeugung trifft man ſehr umfaſſende und richtige Bemerkungen. Es iſt daſelbſt die Rede von den Häuten, in welche mehrere Mollusken ihre Eier hüllen; wo dann diejenigen der Seekatze und des Achtfüßlers des Weiteren beſchrieben werden; Ferner wird der Verwandlungen der Inſekten gedacht, die, eh ſie ihre letzte Geſtalt annehmen, zuerſt Larven, dann Puppen ſind. Auch kennt Ariſtoteles jene unvollſtändige Verwandlung, in welcher ſich die Larve vom vollkommnen Inſekt bloß durch den Mangel der Flügel unterſcheidet, und bei welcher nur eine einzige Geſtaltsveränderung Statt findet. Er ſpricht ſodann von den Inſekten, welche im Schnee vorkommen und läßt ſich in eine Menge der beachtungswertheſten und genaueſten Einzelheiten hierüber ein. Freilich iſt er noch der Meinung, dieſe Thiere entſtünden von ſelbſt, durch ein angemeſſenes Verhältniß erzeugender Grundkräfte: allein man muß bedenken, daß zu jener Zeit ein ſolcher Irrthum beinah unvermeidlich war; erſt durch das Vergrößerungsglas konnte die Täuſchung aufgehoben werden. In Bezug auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Bienen ſagt er, Manche hielten den König für ein wirkliches Weibchen; er beſchreibt die Zelle, welche für dieſes bevorrechtete Weſen von den andern erbaut wird, woraus man ſieht, daß er allerdings das Innere der Stöcke unterſucht haben mußte, freilich aber die Bienen gewiß nicht unter ein Glas hatte bauen laſſen, wodurch wir uns eine ſolche Unterſuchung ſehr erleichtern. Er handelt ſodann noch ins Weitere von der geſellſchaftlichen Einrichtung der Horniſſe, gemeinen Weſpen, Mauerweſpen, Hummeln; beſchreibt das beſondre Gehäuſe, in welches ſich die Larve der Waſſermotte einhüllt, und ſpricht von den Spinnen, welche das ihre Eier enthaltende Säckchen unter dem Bauch tragen. Bei den Thieren höherer Ordnung unterſcheidet er ſehr richtig zwiſchen den Eiern mit harter Schale, wie z. B. diejenigen der Krokodile und Schildkröten, und denen mit weicher Schale, wie z. B. die Schlangeneier. Er ſagt, daß diejenigen Schlangen, welche lebendige Junge gebären, dennoch Anfangs Eier in ſich trügen, die aber im Leib der Mutter auskröchen *). Vollkommen iſt er mit der Entwickelung des Hühnchens im bebrüteten Ei bekannt, weiſt dieſelbe Tag um Tag nach, ſagt, daß das Herz derjenige Theil ſey, welcher zuerſt zum Vorſchein komme, ſpricht von den Blutgefäßen, welche ſich in der Folge nach den obern und untern Theilen des Körpers zu entwickeln, endlich von dem Häutchen, das bald das Ganze einhüllt. Man muß dabei bedenken, daß all dieſe Beobachtungen mit bloßem Aug gemacht wurden, und einige leichte Irrthümer lediglich daher rühren, daß Ariſtoteles keine Vergrößerungsgläſer anwenden konnte. Von den Fiſcheiern bemerkt er, daß ſie kein Eihäutchen haben, wie überhaupt die Eier aller mit Kiemen athmender Thiere. Uebrigens nimmt er für die Fiſche, wie für die Inſekten, eine von ſelbſt entſtehende Erzeugung an, und beruft ſich zum Beweis auf Thatſachen, die allerdings triftig ſcheinen, wie z. B. das oft plötzliche Hervorkommen zahlloſer kleiner Fiſchchen, welche die Griechen wegen dieſer ihnen beigelegten Entſtehungsart Aphyá (Unentſtandene, Ungeborne) nannten, wie ſie denn noch heute im mittäglichen Frankreich nonnats (non nati) heißen. Was er über die Aale ſagt, iſt zwar keineswegs richtig, aber wir ſelbſt ſind, trotz den Arbeiten

*) Geoffroy-Saint-Hilaire hat neueſter Zeit gefunden, daß man die rothe Viper, welche im naturgemäßen Zuſtand Eier gebiert, nach Belieben lebendige Junge gebären laſſen kann, wenn man durch Abhaltung jeder Flüſſigkeit dafür ſorgt, daß ſie die Haut nicht abſtreift. Globe Nr. 86, 28 Octob. 1829.

Digitized by Google

Spallanzanis, über dieſes Thier, beſonders über ſeine Fortpflanzung, noch ſehr im Ungewiſſen.

Ariſtoteles läßt ſich ſofort auf die Veränderungen ein, welche bei Menſchen und Thieren durch die fortſchreitende Entwicklung entſtehen, und giebt bei dieſer Gelegenheit den Müttern treffliche Lehren. Von da geht er auf die Verrichtungen der Thiere über, zeigt den Einfluß, welchen Lebensart, äußere Verhältniſſe, Himmelsſtrich, Jahreszeit auf dieſelben üben, und nennt die jeder Gattung angemeſſenen Nahrungsmittel. Beſonders beachtungswerth iſt, was er über die Fiſche ſagt, und könnte einen ſehr nützlichen Fingerzeig für uns abgeben, wenn wir über die von ihm gebrauchten Namen mehr im Klaren wären. Er handelt von dem Einfluß der Temperatur auf die Wanderzüge der Vögel, ſpricht von der Zeit ihrer Abreiſe und der Ordnung, welche ſie unterwegs beobachten. Auch der Wanderzüge der Fiſche gedenkt er, namentlich des Thunfiſches, der Makrele, der Sardelle, und ſagt, wie ganze Heere von Fiſchen aus dem ſchwarzen Meer (Pontus Euxinus) ausziehen, deren Weg er dann durch die Propontis bis zum Archipel verfolgt. Wahrſcheinlich hatte er ſie an den thraciſchen Küſten, vorzüglich in Byzanz, beobachtet. Der nämliche Fiſch, ſagt er, bekomme zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Namen; ſo heiße z. B. der im Pontus Euxinus unter den Namen „Kordyle" bekannte, wenn es Frühling werde, „Pelamys" und endlich, wenn er im Archipel angekommen, „Thun" (Thünnos). Bei dieſer Gelegenheit handelt er auch von denjenigen Fiſchen, welche ſich im Winter nicht zeigen, ſo wie von andern Thieren, die nur zu gewiſſen Jahreszeiten ſich einfinden, wie der Bobak (ein Murmelthier). Er ſpricht über die Krankheiten der Fiſche, einen Punkt, worüber er weit unterrichteter zu ſeyn ſcheint, als ſelbſt unſere Zeit. Unter den verſchiedenen Arten thieriſcher Kunſtfertigkeit führt er die Mittel an, durch welche der Froſchfiſch die kleinen Fiſche an ſich lockt, um ſie zu verzehren; ſpricht von dem Schlag, welchen der Krampfiſch Demjenigen mittheilt, der ihn fangen will; von dem Verfahren, durch welches der Tintenfiſch ſich den Verfolgern entzieht, indem er das Waſſer ſchwärzt. Er ſetzt dieſe Betrachtung auch bei den Inſekten fort, und verweilt bei mehreren derſelben, beſonders den Spinnen; geht dann auf die Vögel über, und ſetzt die verſchiedene Weiſe, nach der ſie ihre Neſter bauen, aus einander, bemerkt, daß es einige Arten gebe, die gar keine Neſter machen und ſchließt mit der Geſchichte des Kukuks, der ſeine Eier in fremde Neſter legt.

Man kam aus dem Angegebenen auf die Menge der Gegenſtände ſchließen, welche in der Geſchichte der Thiere abgehandelt werden. Gleichwohl hat das Buch einen Fehler, welcher ſeine Brauchbarkeit für uns ſehr vermindert. Wie alle alten Naturforſcher ſcheint Ariſtoteles geglaubt zu haben, ſeine Sprache werde ewig dauern und niemals würden andre Worte aufkommen; wie er ſich im Allgemeinen denn auch begnügt, nur die Arten anzugeben und eine umſtändlichere Beſchreibung bloß vom Elephanten, vom Kamel, vom Krokodil und vom Chamäleon liefert. Noch einige andere Thiere ſind allerdings durch bezeichnende Merkmale ſo hervorgehoben, daß man über dieſelben nicht in Zweifel gerathen kann; allein bei Weitem in den meiſten Fällen iſt man auf bloße Vermuthungen angewieſen. Zwiſchen Ariſtoteles und Athenäus kann man bereits Veränderungen in der Bedeutung der Namen wahrnehmen, und noch weit mehr mußte der Sinn der Worte ſich von Athenäus bis auf unſre Zeit abändern. Doch kann uns wiederum die Thierbenennung der Neugriechen nicht ſelten auf die Spur helfen, die Thiere der Alten aufzufinden.

Skaliger hat eine gute Ausgabe der Geſchichte der Thiere veranſtaltet; die beſte jedoch iſt die im Jahr 1811, von Schneider in Breslau, herausgegebene. Die lateiniſche Ueberſetzung des Theodor von Gaza iſt ſehr ungenau. Dieſer war ein Grieche, der nach Eroberung Konſtantinopels durch die Türken ſich nach Italien begab. Er verſtand das Lateiniſche nicht gut, ſo daß er jede dem Ariſtoteles entlehnte Stelle bei Plinius geradezu wörtlich abſchrieb; überdieß ſcheint der griechiſche Text, den er befolgte, eine ſchlechte Abſchrift geweſen zu ſeyn.

Die übrigen Bücher des Ariſtoteles, die auf Naturgeſchichte eingehen, ſind weit nicht mit dieſer Klarheit gehalten, wie das eben abgehandelte Werk. Es kommen mehr Erörterungen und Streitereien über die angewandten Ausdrücke vor. Indeſſen ſcheinen dieſe Schriften ſämmtlich bedeutend älter, als die Geſchichte der Thiere und ſind wahrſcheinlich nur eine Art Vorarbeit; beſonders die „wunderbaren Erzählungen" welche ſozuſagen eine bloße Sammlung ohne weitern Plan hingeworfener Bemerkungen ſind, die aber inſofern Aufmerkſamkeit verdient, als ſie mehrfache Auszüge aus verloren gegangenen Werken enthält. Beckmann hat eine gute Ausgabe beſorgt.

Auch ein Buch über die Pflanzen ſchreibt man dem Ariſtoteles zu; es ſcheint jedoch, daß man den wirklichen Verfaſſer dieſes Werks nicht kenne.

Lebensart und Gewohnheiten des Confucius.

Ein chineſiſches Werk giebt folgende Beſchreibung von der Lebensweiſe und den Gewohnheiten des großen Confucius (Kung-tſi).

Kung-tſi war in ſeiner Vaterſtadt eben ſo beſcheiden, als ſinnreich, er ſprach ſo Wenig, als ein Taubſtummer. Wenn er in dem väterlichen Hauſe war, ſo fragte er deutlich und beſtimmt, aber mit ehrfurchtsvoller Vorſicht. Die niederen Edeln redete er mit der größten Offenheit, die höhern mit der feinſten Artigkeit an. In der Gegenwart ſeines Fürſten zeigte er tiefen Ernſt, Ehrfurcht und Hochachtung. Wenn der Fürſt ihm befahl, einen Mann zu empfangen, der aus einem fernen Lande kam, ſo that er Dieß, indem er ihm mit ernſtem Geſicht, langſamen Schrittes, entgegen ging, die Hände über einander legte und ſich ehrfurchtsvoll vor Allen verbeugte, die zu beiden Seiten ſtanden. Dabei vergaß er nie ſeine Kleider vorn und hinten zu ordnen. Selbſt wenn er eilig eintrat, erhob er immer ſeine Hände zum Gruße, gerade ſo wie ein Vogel ſeine Flügel bewegt. Wenn der Fremde abreiſte, ſo wiederholte er ſeine letzten Worte, ehe er ſeine Abreiſe anzeigte. Wenn er unter das Thor des Palaſtes trat, ſo beugte er ſich immer, um ſeine Geſtalt zu verkürzen; und wenn er aufſtand, trat er nie in die Mitte des Thorweges, auch trat er nie auf die Schwelle, wenn er einging. Ging er bei dem Orte vorüber, wo der Fürſt zu ſitzen pflegte, ſo gab er

Digitized by Google

ſeinem Geſicht den Ausdruck der Ehrfurcht, und war ſtumm, als ob er keine Sprache hätte. Kam er vor die Perſon des Fürſten, ſo hob er die Falten ſeines Rocks empor, verbeugte ſich tief und hielt den Athem zurück. Wenn er ſich entfernte, ſo milderte er den Ernſt ſeiner Züge ſobald er die erſte Stufe (von der Treppe des Palaſtes) hinabgeſchritten war; hatte er den Boden erreicht, ſo breitete er die Arme aus, wie ein Vogel, dem man die Freiheit geſchenkt hat. So wie er ſich aber an ſeinem eigenen Tribunal niedergelaſſen hatte, ſo nahm er wieder ſeinen vorigen Ernſt an. Wenn er eine Vollmacht von dem Fürſten empfing, ſo beugte er ſich, als ob er unfähig wäre, ihre Laſt zu ertragen; dabei hielt er ſeine Hände ſo hoch empor, wie ſie beim Gruße erhoben werden, und dann wieder ſo niedrig, als ob er das Schreiben zurückgeben wollte; ſein Geſicht drückte Furcht aus und ſeine Füße bewegten ſich langſam, als ob er zu ſtolpern beſorgte. Wenn er (bei einer Sendung) die gewöhnlichen Geſchenke ablieferte, ſo war ſein Ausdruck heiter und mild; bei einer Privataudienz zeigte er Freude und Hochachtung. Er kleidete ſich nie in lichtes Grün oder helles Roth; bei heißem Wetter, wenn Andere ein einziges Gewand tragen, trug er noch eines darunter, gleichviel ob das obere geob oder fein war. Seine ſchwarzen Kleider waren mit dem Fell der ſchwarzen Antelope beſetzt, ſeine gelben mit dem des Hu, und die einfacheren mit jenem des weißen Reh's. Seine Gewande waren gewöhnlich lang, aber der rechte Aermel war kurz, (um den Arm frei zu laſſen). Wenn er (unbeſchäftigt) ſaß, trug er dicke warme Kleider von Pelzwerk. Wenn die Trauerzeit vorüber war, vernachläſſigte er die gewöhnlichen Zierden des Anzuges nicht. Sein unteres Gewand war nicht gefaltet gleich einem Weiberrock, er trug es eng anliegend und in dreieckigen Keilen zuſammengenäht. Wenn er eine Familie in Trauer beſuchte, ſo trug er weder ſchwarze Pelze, noch einen rothen Hut. Am erſten Tage jedes Monats legte er ſeine Hoftracht an und begab ſich in den Palaſt. Wenn er faſtete, ſo legte er reine Kleider an; ſein Schlafgewand war noch einmal ſo lang als ſein Leib. Bei allen Faſten wechſelte er ſeine Koſt, ſo wie den Ort, wo er zu ſitzen pflegte. In Bezug auf die Speiſen, deren er ſich bediente, achtete er wohl auf die Qualität des Reiſes, den man ihm vorſetzte. Wenn er rohes Fleiſch aß, ſo ließ er es immer in kleine Streifen ſchneiden. Reis aß er nicht, wenn er verdorben war oder ſeinen Geſchmack verändert hatte, und Fleiſch nicht, wenn er eine üble Farbe oder unangenehmen Geruch daran wahrnahm. Nie aß er Speiſen, die nicht nach der Ordnung zubereitet waren; noch unreife Früchte, noch Fleiſch, wenn es nicht gut zerſchnitten und von ſeiner gehörigen Sauce begleitet war. So viel Fleiſch auch vorhanden ſeyn mochte, aß er doch nie mehr, als der Anſtand zuläßt. Wein ſchlug er nicht aus, aber er trank nie ſo Viel, daß man die Wirkung an ihm bemerkte. Er trank nie gekauften Wein, ſo wenig als eingekaufte trockene Früchte. Er vergaß nie Ingber mit ſeinen Speiſen zu nehmen. Er ſprach weder während des Eſſens, noch während des Ruhens. Welche Speiſen er auch vor ſich hatte, ſo ſtellte er immer einen Theil davon als Opfer für ſeine verſtorbenen Eltern bei Seite.

Hong-tſchi bot dem Weiſen Arzenei dar; er nahm ſie an und dankte, ſagte aber zugleich: „ich kann ſie nicht einnehmen, denn ich kenne ihre Bereitung nicht.“ Sein Stall ſtand in Feuer; Kung-tſi kam heraus und fragte: „Sind die Menſchen beſchädigt?“ — Nach den Pferden fragte er nicht. Als der Fürſt ihn in einer Krankheit beſuchte, hatte der Weiſe das Haupt nach Oſten gerichtet und lag in ſeinen Hofkleidern, ſein Amtszeichen umgegürtet, zu Bett. Wenn er ſchlief, lag er nie auf dem Rücken; wenn er zu Hauſe ſaß, affektirte er keinen Ernſt. Wen er in Trauer ſah, dem bezeugte er immer ſeine Achtung, wenn er auch zu ſeinen nächſten Bekannten gehörte; eben ſo jedem Beamten, und jedem Blinden, ob er beide auch täglich ſah. War er bei einem Gaſtmahl, ſo drückte er ſeine Zufriedenheit in ſeinen Geſichtszügen aus, ſtand auf und ſetzte ſich wieder, um dem Wirth ſeine Achtung zu bezeugen. Wenn es donnerte, oder ſtürmte, ſo nahm er aus Ehrfurcht gegen den Himmel tiefen Ernſt an.

Indigo und Zucker in Oſtindien.

Die beiden wichtigſten Producte Oſtindiens für den engliſchen Handel ſind Indigo und Zucker. Auch der Baumwollenbau verſprach vor einiger Zeit von Bedeutung zu werden; doch haben die letzten Jahre dieſen Erwartungen keines Weges entſprochen. Was den Zucker betrifft, ſo beſitzt Indien Hülfsmittel, die bei freier Concurrenz jedem Mitbewerber die Wage halten würden; bis jetzt haben indeſſen die Privilegien des weſtindiſchen Handels den Aufſchwung des Zuckerbaus iſt Oſtindien immer noch gedrückt. Der Bau des Indigo iſt in Indien erſt durch den Unternehmungsgeiſt engliſcher Kaufleute eingeführt worden; von welcher unermeßlichen Wichtigkeit derſelbe jedoch in dieſem Augenblicke iſt, kann man daraus ſchließen, daß die Pflanze von welcher dieſer koſtbare Färbeſtoff gewonnen wird, bereits einen Raum von nicht weniger als 1,200,000 engliſchen Morgen einnimmt, 500,000 Familien ihren Unterhalt gewährt und eine jährliche Auslage von 1,600,000 Pf. St. erfordert. Das Land in den Diſtricten, welche den jährlichen Ueberſchwemmungen des Ganges ausgeſetzt ſind, iſt ſeit der Einführung des Indigo, der dort vorzugsweiſe gebaut wird, um hundert Prozent am Werthe geſtiegen; und obwohl die jährliche Indigoernte im Durchſchnitte bereits über 120.000 Köebe (maunds) beträgt, ſo iſt doch bei dem außerordentlichen Verbrauch der europäiſchen Fabriken vielleicht noch lange Jahre keine Ueberfüllung des Marktes zu beſorgen.

Geſchichte der alten Nationalverſammlungen von Savoyen, Piemont und deren Dependenzen.

Der Verfaſſer eines über dieſen Gegenſtand kürzlich in Paris erſchienenen Werkes iſt der Graf Ferdinand Dal Pozzo, einer der ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten Italiens, der eine der erſten Stellen an den Tribunalen unter Napoleons Herrſchaft bekleidete. So iſt abermals erwieſen, daß, wo jetzt unbedingter Deſpotismus waltet, vormals geſetzliche Freiheit blühte. Das Bemühen, den alten Rechtszuſtand zurückzuführen, ſollte alſo nicht bloß als ein Verlangen nach Neuerung betrachtet werden, da es nur die Zurückgabe alter und geheiligter Rechte gälte. Der Verfaſſer verwahrt ſich übrigens in der Vorrede dagegen, daß er es für möglich oder wünſchenswerth halten möchte, die im Mittelalter üblichen Formen der Volksrepräſentation herzuſtellen, da, wie er ſehr richtig ſagt, die Gegenwart, wenn gleich — eine Tochter der Vergangenheit — ihr ähnlich, doch nicht ein und dieſelbe mit ihr iſt. Die gründliche Gelehrſamkeit und die Gewiſſenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, mit welcher der Graf ſeinen Beweis aus den Quellen geſchöpft hat, machen ſein Werk ſchätzbar für die Staatskunde und den künftigen Geſchichtsſchreiber.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 117. 27 April 1830.

Politiſch-wiſſenſchaftliche Erdkunde in Frankreich.

(Correſpondenz aus Paris.)

Kein Wunder, wenn bei den Franzoſen die Erdkunde nicht moſirdt. Bald ziehen ſie nach Spanien und überzeugen ſich mit eigenen Füßen, daß die iberiſchen Berge unrichtig gezeichnet waren; bald biwackiren ſie in Griechenland, um Lapie's Karte der Türkei an den Mann zu bringen; und da Hr. v. Bourmont ſeinen afrikaniſchen Lorbeerkranz auf den 15 Auguſt beſtellt hat, ſo überreichte heute, Ende März, H. Dufour der geographiſchen Geſellſchaft ſeine Karte der Regentſchaft Algier. Dieſe Karte iſt ſehr lehrreich. Der Geographe lernt daraus — Nichts, aber Jedermann drängt ſich zu der Karte, und ſieht, daß eine ſchnurgrade Linie von Toulon nach Algier juſt durch Mahon auf Majorca zieht, und daß dieſe Linie 135 frz. Seemeilen lang iſt; dabei ſtudirt jeder Neugierige das Verhältniß Algier's zu den umliegenden Ländern, die Namen der ungläubigen Küſtenorte, und was kein Lehrer der Geographie Hänschen eintrichtern konnte, lernt Hans aus Politik. Inſofern ſie dieſe Erſcheinung bewährt, iſt *Dufour's* Karte ſehr lehrreich.

Die Erdkunde iſt eine Wiſſenſchaft, die den Mantel nach dem Winde hängen läßt, und zwar nach Wechſelwind. Dadurch hat ſie aber auch nie ſtill gelegen, bald fährt ſie mit vollen Segeln, bald lawirt ſie geſchickt. Seit undenklichen Zeiten hat ſie ſich bald an Kriegsſchiffe, bald an Kauffahrteiſchiffe angeſchloſſen, und wenn es nicht anders ging, ſo hat ſich die Erdkunde an dem Schwerte der Kreuzfahrer und dem Oelzweige der Miſſionäre feſtgehalten. Seitdem aber alle Welt ſich auf Politik gelegt hat, ſuchte die frz. Erdkunde ebenfalls ſich in Portefeuilles einzuſchmiegen und legte ſich auf Diplomatik. So ließ ſich Hr. Fontanier von der Regierung mit politiſchen Aufträgen nach Aſien ſchicken und die Regierung bezahlte, ohne daran zu denken, ſeine unterhaltenden Voyages en Orient, von welchen die geographiſche Geſellſchaft und wir den Genuß haben. Die Zeitungen werden nächſtens melden, daß man demſelben Hrn. Fontanier die Funktionen des Vizekonſuls in Erzerum übertragen wird; die politiſchen Folgen dieſer Wahl werden vergehn, aber die Wiſſenſchaft verſpricht ſich davon Reſultate.

Faſt alle frz. Geſandten und Konſuln ſind Mitglieder der pariſer geographiſchen Geſellſchaft. Dieſe ſucht natürlich, die Erdumſegler an ſich anzuſchließen, welchen man nachſagt, ſie machten ihre Reiſen nicht, um Foſſilien und Lapérouſe aufzuſuchen, ſondern um Paradieſe ausfindig zu machen, wo man Kolonien anlegen könnte, welche nicht des Vortheils der franzöſiſchen Charte genöſſen. In wenigen Jahren folgten auf einander drei frz. Erdumſegler, Freycinet,*) Duperrey, d'Urville, und als Letzterer Auſtralien unterſuchte, ſchrien die Zeitungen von Sydney Zeter, und redeten ſich ein, der Franzoſe ſuche ein Botany-Bay für die pariſer Liberalen. Dem ſey wie ihm wolle, die Erdkunde zieht ihren Vortheil davon: der erſte Theil von d'Urville's Bericht, welcher heute der geogr. Geſellſchaft vorgelegt wurde, iſt eine faſt cook'ſche Bereicherung der Wiſſenſchaft: da findet man neue Inſeln wie Sand am Meere; die Küſten der Südſeeländer erſtaunen ordentlich, ſich ſo treu abgezeichnet zu ſehen; ganze Völkerſchaften hat d'Urville auf die Erde geſetzt; er hat die Meerestiefe ergründet und ihre Temperatur unterſucht. Wir ſollten denken, Dieß ſey der Zweck ſeiner Fahrt geweſen; aber nein: es war das Mittel; und das Ziel, wenn keine Kolonie, war das Aufſuchen des Ortes, wo ein Seefahrer Ludwigs XVI Schiffbruch gelitten hatte. Die Geſellſchaft hat heute einen Preis ertheilt, Demjenigen, welcher die wichtigſte geographiſche Entdeckung im Jahre 1828 gemacht hatte: „wäre nicht die Andeutung des Engländers Dillon über La Pérouſe der Beſtätigung durch d'U[illegible]ille voraus gegangen," ſo lautet der Bericht der Kommiſſion „alsdann würden wir vielleicht Hrn. d'Urville den Preis ertheilt haben."

Die Geſellſchaft war in einiger Verlegenheit wegen dieſes Preiſes und ſchlägt wohl in Zukunft keine ähnliche Aufgabe vor. Es iſt nicht leicht, im Jahre 1830 über die wichtigſte geographiſche Entdeckung des Jahres 1828 zu entſcheiden; ſo lange Erd's Luftſchiffe nicht eingerichtet ſind, iſt die Weltkommunikation nicht ſchnell genug zum Ausmitteln eines ſolchen Problems. Man iſt z. B. überzeugt, daß Siebold 1828 ſehr wichtige Entdeckungen gemacht habe; wie ſoll man aber in Japan nachfragen? Die Schwierigkeit liegt nicht bloß in der langſamen Kommunikation. Man hält zum Voraus die Unterſuchungen Ehrenberg's und Rüppel's — ich hoffe, daß keiner dieſer ſich befehdenden Reiſenden eine Beleidigung darin ſieht, daß ich ihre Namen zuſammen-

*) Wird nochmals eine Reiſe um die Erde antreten, aber erſt nach Beendigung ſeines Werks.

ſtellte – für äuſſerſt wichtig, aber von ihren etwaigen Reiſewerken iſt noch Nichts bis nach Paris gelangt. Man hegt alle Achtung für King's Forſchungen im Patagonenland, für Owen's Unterſuchungen an der afrikaniſchen Küſte, für Beechey's Reiſe im Polarmeer, Maw's Fahrt auf dem Marannon; aber wie in aller Welt ſoll die Kommiſſion die Wahrheit ihrer Ausſagen ſo ſchnell prüfen, da es ihr nicht einmal zu Gebote ſteht, dieſe Reiſenden vor ihr Tribunal zu ziehen und ſie ein gelehrtes Verhör beſtehen zu laſſen?

Ganz anders verhält es ſich mit dem Entdecker René Caillié. Seine Reiſe nach Tunbuctu und Dhienne iſt in drei Oktavbänden nebſt Atlas erſchienen, die Kommiſſion hat ihn mündlich verhört und ſo eben zu den 10,000 Franken, welche ihm die Löſung der Preisfrage, zu den andern 10,000, welche ihm ſein Werk eintrug, zu den 3000 Fr. Renten, die er von der Regierung bezieht, noch eine goldene Medaille von 500 Franken an Werth hinzugefügt. D'Urville wurde eine „ehrenvolle Erwähnung" zu Theil. Der Exminiſter und treffliche Redner Hyde de Neuville, welcher heute zum letzten Mal das Präſidium in der Geſellſchaft führte, überreichte dem von Freude betäubten René Caillié das Diplom, wodurch ihm die Denkmünze zugeſagt wird. Neuville erhob ſich bei dieſer Gelegenheit über den gewöhnlichen Geſichtspunkt, der Alles auf politiſche Zwecke beſchränkt. „Genießen Sie" ſprach er „des Ruh„mes, deſſen Sie ſo würdig ſind! Sie haben der Civiliſa„tion eine neue Bahn eröffnet! die geographiſche Geſell„ſchaft fühlt ſich gedrungen, Ihnen dafür ihre Erkenntlichkeit „zu bezeigen und ich ſchätze mich glücklich, dieſen Dank im Na„men der Geſellſchaft ausſprechen zu dürfen." Es iſt überhaupt eine Freude zu ſehen, wie ſich in Frankreich, ohne daß der Nationalſinn dabei leidet, die Ideen erweitern, wie der ausſchließende Nationaldünkel abnimmt. Die Geſellſchaft ſendet eine Denkmünze gleich der, welche Caillié erhielt, an die Witwe des unglücklichen Major Laing, der früher als der frz. Reiſende nach Tunbuctu gelangte und als Märtyrer der Wiſſenſchaft fiel.

Die Ausländer erkennen dieſe edelmüthige Gerechtigkeit, wodurch ſich die geographiſche Geſellſchaft längſt auszeichnet, nach Gebühr an und tragen zu ihrem Gedeihen bei. Dadurch iſt der Verein im Stande, neue Preisfragen vorzulegen und die, welche Hr. Jomard heute beſtätigen ließ, kann zu einem wichtigen Aufſchluſſe führen. Es leben nämlich in Aſien, an der Grenze Tibet's, noch ſchwarze Völker; die Alten redeten von aſiatiſchen Aethiopiern, wo man jetzt keine ſolche Menſchen findet. Es fragt ſich: von wo gingen die aſiatiſchen Neger aus? In welchem Verhältniſſe ſteht dieſer Stamm zu den Malaien, die ſich von den Sandwich-Inſeln und von Formoſa bis nahe der afrikaniſchen Küſte hinziehen? Die Geſellſchaft wünſcht, daß zur Beantwortung dieſer Frage chineſiſche Quellen berückſichtigt werden. Die Antwort hat Zeit bis 1832 und ich gebe nächſtens ins Sekretariat der Geſellſchaft, um die Ausdrücke der Preisfrage vollſtändig zu liefern.

Andre Preisfragen ſind noch zu löſen. Man ſieht noch immer einer Reiſe nach Karamanien im S Kleinaſiens entgegen; ferner drei Reiſen ins Binnenland Afrika's; 7000 Franken ſind auf die Erforſchung von Guyana geſetzt, aber den auf Babylonien bezüglichen Preis hat die Geſellſchaft zurückgenommen. Sie hat einen Verſuch zur Löſung der letzten Aufgabe erhalten, er iſt aber unvollſtändig; und ſtatt der Karte hat Fontanier nur Skizzen gegeben. So iſt mir denn der Name des Nicht-Laureatus, welchen die Kommiſſion verſchwieg, entfahren; Fontanier wird übrigens ſeine Nachrichten, die auch von der Geſellſchaft gerühmt werden, in ſeinen Voyages en Orient herausgeben und iſt heute zum Mitglied des Conſeils ernannt worden. D'Urville iſt Sekretär geworden und Präſident der Exminiſter de la maison du Roi, Doudeauville. „Der Herzog von Doudeauville" ſagte Hyde de Neuville, welcher die Stimmzettel ſelbſt zählte „hat alle Stimmen mit Ausnahme der ſeinigen." „Ich bedaure nur" erwiederte der Herzog „einer Stelle nicht gewachſen zu ſeyn, die Hr. v. Neuville ſo würdig bekleidete." „Sie verlieren nur eine Stunde im Jahr" ſagte ein Mitglied der Geſellſchaft zu Doudeauville. „Ich gewinne eine vergnügte Stunde." Höflichkeiten ſind nicht unterſagt. „Sie waren immer," ſprach ein andres Mitglied, „Beſchützer der Wiſſenſchaft und Kunſt." Auch ihm wurde ein ſüßes Lächeln zu Theil. Neuville dankte nun mit bewegter Stimme für die ihm erzeigte Ehre, ſagte zum Herzog, er habe einen höchſt monarchiſchen Namen, alle Meinungen ſeyen für ihn eingenommen; alle Hände klatſchten und Doudeauville dankte, wandte ſich ſogar an einzelne, ihm unbekannte Mitglieder, um ſeinen Dank zu wiederholen. Was will ich mit den vielen Worten beweiſen? Daß ſich heutzutage der vornehmſte Pair in Frankreich nicht ſchämt, ja daß er es für eine Ehre hält, ſich mit wiſſenſchaftlichen Plebejern einzulaſſen. Caillié iſt ſchon im Négligé von manchem Miniſter aufgenommen worden, und dieß Unglück kömmt daher, daß bei der verhaßten repräſentativen Verfaſſung zuweilen ein neuer Mann, um lateiniſch zu reden, Miniſter wird, der mehr Verſtand hat als Ahnen, ein Martignac, der Couplets und Vaudeville's geſchrieben, ein Hyde de Neuville, der einem Jahre lang muſelmänniſchen Reiſenden die Hand drückt.

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Achte und neunte Vorleſung.

Einwirken Alexanders und ſeiner Nachfolger. Theophraſt.

Die meiſten großen Eroberungen, von welchen die Geſchichte ſpricht, geſchahen durch halbwilde Horden. Nicht ſo der Siegeszug der Griechen unter Alexander: hier verbreitete ein ſchon hoch gebildetes Volk ſeine Cultur in den unterworfenen Gegenden, und brachte zugleich in die eigne Heimath zurück, was ihm Schönes und Nützliches von jenen geboten wurde. Griechenland bereicherte ſich mit mehreren neuen Thieren, wie den Elephanten, welche bald von mehreren Fürſten des Abendlands zum Krieg angewandt wurden; den Pfauen, deren glänzendes Gefieder dermaßen die Bewunderung erregte, daß man die erſten um Geld ſehen ließ; endlich den Papageien, deren zuerſt eingeführte Art — der grüne Papagei mit ſpitzigem Schwanz

und rothem Hals — noch jetzt bei den Naturforſchern psittacus Alexandri heißt.

Hätten indeß die Griechen nicht einen aufgeklärten Fürſten an der Spitze gehabt, ſo möchte dieſer neue Feldzug ſchwerlich erſprießlicher für die Naturgeſchichte geworden ſeyn, als die Unternehmung der Zehntauſend. So aber hatte ſich Alexander auf den Rath des Ariſtoteles mit Gelehrten umgeben, welche ausdrücklich beauftragt waren, die Erzeugniſſe der Länder, durch welche das Heer kam, genau zu beobachten; und mithin erhielt man jetzt ſtatt der Mährchen des Kteſias wahrhafte Berichte von aufgeklärten Männern. Unter denſelben muß beſonders Kalliſthenes hervorgehoben werden, der ſich ſchon vor ſeiner Abreiſe durch mehrere wiſſenſchaftliche Arbeiten bekannt gemacht hatte, namentlich durch ein Buch über die Pflanzen und eine anatomiſche Beſchreibung des innern Baus des Auges. Ueber das Nähere ſeiner Beobachtungen im Morgenlande iſt uns Nichts bekannt; er wurde zuletzt auf Befehl Alexanders getödtet; indeſſen mögen ſeine Forſchungen für die Wiſſenſchaft wohl nicht ganz verloren gegangen ſeyn, indem er wahrſcheinlich bis zum Augenblick, wo er in Ungnade fiel, mit Ariſtoteles, ſeinem Lehrer und Blutsverwandten, in Briefwechſel geſtanden hatte.

Die wiſſenſchaftlichen Forſchungen erſtreckten ſich nicht bloß auf die von Alexander ſelbſt durchzogenen Länder, ſondern wenn von ſeinen Generalen noch entferntere Gegenden beſucht wurden, befanden ſich faſt immer ein Paar Gelehrte dabei. So gab der König z. B. dem Nearch, welcher Befehl erhielt, den Weg vom Indus an zu Meer fortzuſetzen, den Philoſophen Oneſikritas bei. Die Flotte ſegelte durch ein den Griechen bisher unbekanntes Meer weſtlich bis Harmozia, einem Hafen an der Mündung des Golfs von Perſien. Auf dieſer Farth kam ſie in häufige Berührung mit den Küſtenvölkern, und der Reiſebericht enthielt mehrfache Beſchreibungen der Pflanzen und Thiere, welche man an den Orten, wo beigelegt wurde, vorfand. Unter Anderm war darin die Rede von dem Baumwollen-Baum, von dem Königstiger, dem Walfiſch, deſſen Kinnladen die Küſtenbewohner hie und da zum Bau der Häuſer benutzten.

Alexander ſtarb 32 Jahre alt, 323 vor Chriſtus. Sein Reich, das ſich vom adriatiſchen Meer bis jenſeits des Indus erſtreckte, wurde alſogleich zerſtückt und ſeine Generale ſtritten ſich um die einzelnen Theile. Nachdem Perdikkas ermordet worden, Antigonus und ſein Sohn Demetrius Poliorcetes in der Schlacht bei Ipſus gefallen waren, bildeten ſich drei Reiche, welche Fortbeſtand verſprachen: Kaſſander herrſchte in Macedonien, Seleukus in Syrien und den angrenzenden Ländern, Ptolemäus in Egypten. Nur der erſtgenannte ſcheint kein Freund der Wiſſenſchaften geweſen zu ſeyn; er bedrückte Griechenland, beſonders Athen, und hielt dort den Geſchmack für die Studien nieder. Die beiden andern dagegen ſchätzten nicht nur die Wiſſenſchaft, ſondern legten ſich ſelbſt, nicht ohne einigen Erfolg, darauf. Ptolemäus, einer der Feldherren Alexanders, und wie Viele behaupteten, ſogar deſſen natürlicher Bruder, beſchrieb die Eroberungen des großen Königs, auf welchen Bericht hin Arrian ſeine Geſchichte abgefaßt hat.

Ptolemäus wie Seleukus ließen ſichs angelegen ſeyn, eine Bücherſammlung nach dem Vorbild der ariſtoteliſchen zu gründen. Vor Ariſtoteles hatten wohl hie und da Privatleute Bücher zu ihrem Vergnügen beſeſſen, Keiner aber daran gedacht, aus denſelben ein Mittel zum Studium der Wiſſenſchaften zu machen. Jener war der Erſte, der eine Bücherſammlung anlegte, worin man ſich im vorkommenden Fall Raths erholen konnte. Sie ſcheint ziemlich beträchtlich geweſen zu ſeyn, und wurde in der Folge durch Ptolemäus, welcher dieſelbe von Neleus kaufte, mit der Bibliothek von Alexandria vereinigt.

Die Herrſchaft des Seleukus war die größte; fiel aber bald wieder in Stücke, und aus ihren Trümmern bildeten ſich die Reiche Pergamus, Kappadocien, Pontus, Bythinien und Baktra. Das Reich des Ptolemäus war im Gegentheil das kleinſte, aber das ruhigſte, und wurde bald aus denſelben Gründen blühend, welche Egyptens Wohlſtand unter dem alten Herrſchergeſchlechte gefördert hatten. Durch Eroberungen im Süden gewann es ſogar an Ausdehnung, und war ohne Widerrede das reichſte, betriebſamſte und lange Zeit auch das am Beſten regierte Land von allen, Alexanders Herrſchaft unterworfen geweſenen Gegenden.

Ptolemäus errichtete ſeine Bücherſammlung in Alexandria, einer kaum gegründeten Stadt, die aber bereits ihre zukünftige Größe andeutete. Er zog eine große Anzahl Gelehrter dahin, welchen er ein beſtimmtes Einkommen und Wohnungen in der Nähe der Bibliothek zuwies; ſo daß Jeder ſich ganz den Wiſſenſchaften hingeben konnte. Dieſe Anſtalt, welche den Namen Muſeum erhielt, ſtand von Urſprung an unter den günſtigſten Verhältniſſen. Außer dem Schutz des Fürſten und dem Gebrauch einer ausgedehnten Bücherſammlung erwuchs für ſie aus der geographiſchen Lage des Ortes, wo ſie ſich befand, ein unſchätzbarer Vortheil. Alexandria war in wenigen Jahren der allgemeine Stapelpatz für den Handel des Mittelmeers nach dem Innern von Afrika, nach Arabien, Perſien und Indien geworden, ſo daß von allen Seiten Erzeugniſſe fremder Länder und Berichte der Reiſenden dort zuſammenfloßen. Die Arbeiten der Mitglieder des Muſeums wurden mithin äußerſt fruchtbar und folgereich; wobei jedoch zu bemerken iſt, daß dieſelben eine Fortbildung griechiſcher, nicht etwa egyptiſcher Wiſſenſchaft waren; denn die Philoſophen, welche Ptolemäus an ſich zog, brachten weit höhere Kenntniſſe mit, als ſie im Lande ſelbſt vorfanden, wo in Folge des Drucks durch die Perſer und bürgerlicher Unruhen die Geiſtesbildung ſeit Langem beinah gänzlich brach lag.

(Schluß folgt.)

Die letzten Stuarts im Exil.

(Ein Fragment aus der kürzlich erſchienenen **histoire de Charles Edouard par M. Amedée Pichot 2 Vol.**)

Bei ſeiner Rückkehr nach dem feſten Land (1766) verlor Karl Edward ſeinen Vater, der ihm die unfruchtbare Erbſchaft ſeiner Rechte hinterließ. Er nahm jetzt den Titel eines Grafen von Albany an, und fuhr fort in Florenz zu reſidiren, indem er nur kurze Ausflüge nach Rom machte. Um dieſe Zeit fanden es die Höfe von Frankreich und Spanien im Intereſſe ihrer Politik den Namen Stuart nicht

erlöſchen zu laſſen und brachte die Vermählung des Enkels Jakobs II mit der Prinzeſſin Maximiliane von Stolberg-Geldern (geboren zu Mons 1752) zu Stande. Dieſe Verbindung Karls mit einer Frau, die zwei und dreißig Jahre weniger zählte als er, konnte kaum glücklich ſeyn und war es auch nicht lange; die Ungleichheit des Alters wäre ſchon an ſich hinlänglich geweſen, die Mißverhältniſſe zu erklären, die zwiſchen beiden Gatten ausbrachen; aber der Charakter Karl Edwards mochte wohl durch die lange Dauer ſeines Exils eine Bitterkeit angenommen haben, die ihn ſchwerumgänglich machte: und als ihm nun auch ſein häusliches Leben den Troſt in ſeinem Unglück verſagte, ſo mußte es für ihn bloß eine Quelle neuer Klagen gegen das Schickſal werden. So treu in Erfüllung ihrer Pflichten auch ſeine Gattin war, ſo hatte er doch Urſache eiferſüchtig zu ſeyn, und ein Eiferſüchtiger gleicht bald auch einem Tyrannen. Es gab ärgerliche Auftritte, die ſich mit einer Trennung endigten, indem die Prinzeſſin ſich zu ihrem Schwager, dem Cardinal von York nach Rom zurückzog, wohin ihr Alfieri folgte, in deſſen Seele ſie eine Liebe entzündet hatte, die nicht zarter, nicht ehrfurchtvoller, nicht reiner hätte ſeyn können, wenn ſie nur keine verbotene geweſen wäre. Ihrem beſeeligenden Einfluſſe ſchreibt er in der Zueignung ſeiner Tragödie Myrrha die ganze Weihe ſeines Genius zu, er erkennt an, daß er ihr noch Mehr verdankt, weil ſie ihn die Tugend achten und lieben lehrte. Er begleitete ſie nach der Schweiz und Paris, wo er ſie nach dem Hintritt ihres erſten Gemahls heirathete. (Die Gräfin ſtarb 1824. Sie ließ Alfieri von Canova ein Grabmahl ſetzen. Wie man glaubt, vermählte ſie ſich ſpäter zum dritten Mal mit dem Maler Fabre, der jüngſt ſein reiches Muſeum ſeiner Vaterſtadt Montpellier vermachte.)

Indeſſen ſah Karl Edward eine holde Tochter an ſeiner Seite aufwachſen, die durch ihre Zärtlichkeit und ihre natürliche Anmuth ſeinen Kummer zu zerſtreuen ſich bemühte; denn Nichts in dem ſchönen Italien vermochte je das Andenken an das arme Schottland in ihm zu ſchwächen. Die ſchottiſchen Reiſenden, die bei ihm einſprachen, fanden in ihm immer den alten vielgeliebten Fürſten, deſſen Tapferkeit und Güte ihre wackern Landsleute in den Gebirgen prieſen, und der ſie nach dem Land ausfragte, das er nie wieder ſehen ſollte. Eines Tags ließ bei einer Abendgeſellſchaft, die er in ſeiner Villa gab, ein Verbannter nach den melodiſchen Accorden der italieniſchen Muſik eine einfache caledoniſche Weiſe ertönen. Es war das rührende Lied, welches der Barde von Lochiel im Gefängniß ſang: Lochaber nicht mehr! (vergl. Ausl. vor. J. S. 440). Den Fürſten, welcher der Kunſt der italieniſchen Muſik eine bewundernde Aufmerkſamkeit widmete, durchdrang ein ganz anderes Gefühl als er die klagende Weiſe ſeines alten Schottlands vernahm: er ſenkte das Haupt auf ſeine Hände und vergoß einen Strom Thränen.

Im J. 1783 erhielt Greathead, ein Freund von Fox, der in Italien reiste, eine Audienz bei Karl Edward. Seine Neugierde trieb ihn, das Geſpräch auf die Expedition von 1745 zu leiten. Der Fürſt ſchien Anfangs nur ungern auf ſeine Fragen zu antworten — aber vom Gegenſtande ſelbſt hingeriſſen und das ganze Feuer ſeiner Jugend darin ſammelnd, ging er bald auf eine ausführliche Erzählung der Hauptereigniſſe ein. Seine Augen funkelten, ſeine Stimme hob ſich mehr und mehr, und als er auf ſeine Niederlage kam, auf die Gefahren ſeiner Flucht, auf die Ergebenheit der Bergbewohner, übermannte ihn ſein Gefühl und er ſank in Zuckungen auf den Boden. Greathead rief beſtürzt nach Hülfe. Die junge Prinzeſſin von Albany lief herbei und den Zuſtand ihres Vaters gewahrend ſagte ſie: „Ach, mein Herr! Sie haben von Schottland geſprochen!“

So war der Fürſt, den man für einen gefühlloſen Egoiſten ausgeben wollte. Ein anderer Vorwurf, mit dem man ihn belaſtete, iſt, er habe ſich in Italien der Leidenſchaft des Weins überlaſſen. Der Anblick eines Helden, der ſich ſeiner Menſchenwürde in thieriſcher Völlerei entäußert, flößt traurige Betrachtungen über die Menſchheit überhaupt ein; aber ohne Zweifel hat man dieſe Anklage wie viele andere übertrieben und billiger Weiſe, wenn man den Mantel der Söhne Noa's über Karl Edward wirft, ſollte man nicht vergeſſen, daß zu der Zeit, als er lebte, die Trunkenheit ein Standeslaſter großer Herren war. Karl Edward hatte in Frankreich die Höflinge Ludwigs XV geſehen, und auch in England fangen die Prinzen und der Adel erſt ſeit einigen Jahren zu Haus und in ihren Klubs an, die Orgien Heinrichs V und Falſtaffs weniger nachzuahmen.

(Schluß folgt.)

Poſtverbindungen, Straßen, Eiſenbahnen und Canäle in America.

Der Poſtverkehr zwiſchen Buenos-Ayres, Chili und Peru, der während des ganzen Kriegs und noch im vorigen Jahr wegen der herrſchenden politiſchen Zerwürfniſſe unterbrochen war, iſt kürzlich hergeſtellt worden. Das Innere dieſer Länder, wie Südamerica überhaupt, hat keine Fahrſtraßen, man bedient ſich daher zum Transport des Poſtfelleiſens und der Kaufmannsgüter des Rückens der Maulthiere oder der Pferde. Ob man gleich von Buenos-Ayres nach Chili 1000 Meilen rechnet, ſo findet man den Landweg doch kürzer und ſicherer als den Seeweg um das Cap Horn oder durch die magellan'ſche Straße. Am 1 und 16 jeden Monats geht die Poſt von Buenos-Ayres nach Chili ab.

In Colombien hat die topographiſche Commiſſion, welche aus Auftrag der Regierung die nöthigen Nachforſchungen wegen der Möglichkeit einer Verbindung des ſtillen mit dem atlantiſchen Ocean anſtellte, ihren Bericht erſtattet. Daß der Waſſerſpiegel der beiden Meere derſelbe ſey, hat ſie nachgewieſen; ſie hält jedoch die Ausführung des Unternehmens für ziemlich ſchwierig. Die bis jetzt gewöhnliche Route ſcheint ihr die geradeſte. Ihrer Meinung nach ſollte man die Schiffbarkeit des Chagrefluſſes verbeſſern, daſelbſt Dampfſchiffe einführen, und dann von Cruces nach Panama, welche beide Punkte bloß ſieben Stunden von einander entfernt ſind, eine Fahrſtraße anlegen. So wäre die Reiſe nach dem ſtillen Ocean ſehr kurz. Die Regierung zeigt ſich dem Unternehmen fortwährend günſtig.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerica handelt es ſich gegenwärtig um den Bau einer Straße von Buffolo am Crieſee nach New-Orleans über Washington. Es iſt deßhalb eine Bill vor die Kammer der Repräſentanten gebracht worden. Dieſer großartige Plan, für den ſich die ganze Union intereſſirt, dürfte in der gegenwärtigen Sitzung dekretirt werden.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In Num. 115 und 116 S. 465 Sp. 1 Z. 1 l. Spallanzani's ſt. Spallanznis.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 118. 28 April 1830.

Bethlehem und die Beduinen.

3. Scheich Mohammed und Ebu Seitun.

In Jeruſalem angelangt fanden wir unſern Beduinen, Scheich Mohammed, in geſpannter Erwartung unſrer Ankunft harrend. Er hatte mit einem Freund alle Vorkehrungen getroffen, und bat nun, zur Beſtätigung der Bedingungen, um eine Zuſammenkunft in der Wüſte, da er unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht gerne lang in der Stadt verweilte. Das Heer des Paſchas lag ja vor den Mauern, und unſer Scheich wußte gar wohl um die inſtinktartige Feindſchaft zwiſchen Beduinen und Osmanlis, welche zu mildern ſein Geſicht denn allerdings auf keine Weiſe berechnet war. Zwei von uns, B. und G. ſprengten alſo in vollem Galopp fort, und befanden ſich nach ein Paar Stunden mitten im Beduinenlager. Mohammed hatte, wie in ſolchem Fall gewöhnlich iſt, in ſeinem Freund „einen verdammten, unbilligen Hund" gefunden, der auf keine Vernunft hören wollte, wenn ſie nicht „durch eine armſelige Lumperei von Geld" unterſtützt wurde. Die Bedingungen waren mithin ſo, wie ſie jederzeit zwiſchen dem Starken und dem Schwachen, dem Beduinen und dem Wanderer, ſeyn werden. Appelliren konnten wir nicht und ein ſchiedsrichterlicher Vergleich wäre hier lächerlich geweſen. So kamen wir denn darüber ein, dem Ebu Seitun und Mohammed Ebu'l Raſchid, Häuptlingen des Elowaki-Stammes in Kara, jedem 350 Piaſter zu geben; Mohammed Scheich aber ſollte für die Mühe uns zu beſchützen, täglich zehn Piaſter und bei der Rückkehr, falls er uns wacker geſchützt, noch ein beſonderes Geſchenk bekommen. Noch ſonſt etwa nöthige Vorkehrungen mit dem Scheich von Kara verſprach Mohammed bei unſrer Ankunft in Wadi Muſa zu treffen. All Dieß, obwohl theuer genug bezahlt, ſchien immer noch ziemlich erträglich. Nach Abſchluß des Vertrags ſetzten ſich die hohen contrahirenden Mächte mit der Familie Mohammeds zu einem glänzenden Mahl von gekochtem Reis nieder, welches letzterer übrigens aus unſrer Küche ſich bereits vorher hatte hinaus ſenden laſſen. Hierauf trennte man ſich, und Mohammed verſprach den Ebu Seitun am folgenden Morgen in eigner Perſon nach Jeruſalem zu bringen, und denſelben bis zum Augenblick unſrer Abreiſe nach Wadi Muſa als Geiſel für richtige Vollziehung des Vertrags ins Kloſter zu geben.

Am folgenden Tag, bald nach dem Frühſtück, erſchien denn auch Scheich Mohammed mit dem erwarteten Ebu Seitun. Ein Paar zerlumpte Beduinen bildeten ſein Gefolg, das alles Andre, nur nicht fürſtlich erſchien. Er ſelbſt war ein Mann von mittlerer Größe, und alltäglichem, eher gemeinem als Verdacht erregendem Ausſehen: ein ſtruppiger Bart, rohe Züge, eine dunkle, von Sonne und Winden gegerbte Geſtalt, ein weiß und rother Shawl, bloße Füße, ein abgetragner alter Mantel vertrugen ſich ſonderbar genug mit ſeiner hohen Würde. Freilich aber war er dießmal nur incognito gekommen. Dem Mohammed entging ein kleines Anſtaunen nicht, das ſich unter uns beim Gewahrwerden ſeines Freundes kund gab: er ließ ſein bewegliches ſchwarzes Auge durch unſern Kreis ſchießen, legte den Finger auf den Mund und zeigte beſorgt nach der Thür. Wir zögerten nicht unſern Gaſt mit allen gebührenden Zeichen der Achtung zum Sitzen einzuladen, und begannen unſre Fragen in beſter Form. Er ſprach Wenig und ſchien in unſrer Geſellſchaft zurückhaltend und beengt. Mohammed bemerkte Dieß bald und ſtellte ſich unverweilt neben ihn, um ihm die Laſt des Verhörs tragen zu helfen. Das Nähere unſrer Reiſe wurde abgehandelt; die Hauptſache war ſchon geſtern feſtgeſetzt worden. Wir ſollten in 5 Tagen in Wadi Muſa ſeyn, wobei wir auch zwei Nächte durchzureiſen hätten. Die drei erſten Tage würden wir durch eine unbewohnte Gegend, inmitten Ebu Seituns hoher Verbündeten und Freunde, ziehen; namentlich kämen wir am zweiten Tag in einen ganz öden, unfruchtbaren Bezirk, wo es, um vor jeder durch das benachbarte Raubgeſindel etwa drohenden Gefahr ſicher zu ſeyn, nothwendig ſeyn würde, eine Bedeckung von zehn Reitern zu nehmen; für Nahrungsmittel u. ſ. w. ſollte aufs Beſte geſorgt werden. Hinſichtlich Ebu'l Raſchid's wurde uns die ſchmeichelhafteſte Aufnahme zugeſagt, da zwiſchen dieſem und unſrem Ebu Seitun das alte Freundſchaftsbündniß vor Kurzem neu geknüpft worden ſey. Mohammed war ungemein beredt, und verſchwenderiſch in Ehrfurchtsbezeugungen und Zuſagen; Ebu ſchmauchte ſeine Pfeife, nickte mit dem Kopfe und ſprach Nichts. Endlich wurde die Unterhaltung abgebrochen, nachdem die Zeit unſrer Abreiſe auf den folgenden Tag feſtgeſetzt worden. Scheich Mohammed wünſchte uns alles Glück, ſprach ſein Salam und verließ uns mit den höchſten Verſicherungen der Ergebenheit.

Der Dragoman des Kloſters hatte von Amtswegen der Un-

Digitized by Google

terredung beigewohnt. Mohammed berief ſich oft auf ihn zu Beſtätigung ſeiner Ausſagen, womit denn jener auch keineswegs zögerte. Ihm zufolge war der Scheich ein recht „braver" Mann, der aber „etwas Unglück" gehabt hatte, „verleumdet" worden war, uns übrigens immerhin ein großes Opfer bringe, und ſeinen Freund, ſey derſelbe nun Chriſt oder Osmanli, um aller aufgehäuften Schätze des Sultans willen nicht betrügen würde. Der Scheich war zu arm, als daß ſein Lobredner mit Geld durch ihn hätte beſtochen ſeyn können, und ein Schaf ließ ſich doch nicht wohl in dee Rocktaſche verſtecken; ſo erregten den alſo weder Scheich noch Dragoman unſern Verdacht, und blindlings überlieferten wir uns dem Mephiſtopheles. Wäre nicht das Glück, das über Narren und Wanderer wacht, dazwiſchen getreten, ſo würden wahrſcheinlich Wenige von uns noch am Leben ſeyn, die Ueberlieferung zu bereuen.

Mohammed erhielt vor ſeinem Abgang hundert Piaſter, Ebn hundert und fünfzig, um damit ſogleich einige Bedürfniſſe geringen Werthes, wie Schuhe u. d. gl., in der Stadt zu kaufen. Nicht ſobald hatten ſich die beiden Freunde getrennt, als der letztere bat, uns verlaſſen zu dürfen. Wir gaben ihm Erlaubniß ſich in der Stadt umzuſehen, was er mit der Ungeduld eines aus der Stube befreiten Schulknabens benutzte. Spät kehrte er zurück und wurde auf Verlangen zu unſern Bedienten unter das türkiſche Zelt quartirt, das wir auf der Platform des Kloſters hatten aufſchlagen laſſen. In den erſten Tagen war ſein Betragen für einen erklärten Räuber noch erträglich civiliſirt. Er hielt ſich ruhig und ſetzte bey bethlehemitiſchem Wein ſein Rauchen und ſeine ſtillen Betrachtungen ununterbrochen fort. Endlich aber rief in ihm ein Shawl, der am Eingang des Zeltes hangen gelaſſen worden, den alten Adam wieder ins Leben. Unſre Bedienten fanden ihn in der ſtärkſten Bewunderung vor demſelben. Von dieſem Tag an erfuhren wir vielfältige Proben ſeiner Standes-Gewohnheiten. Bald wars ein Mantel, bald ein Turban, bald ein Paar geſtickte Pluderhoſen, um welche er unſere Reiſegarderobe leichter zu machen ſuchte. So Etwas durfte jedoch leichtlich Fürſtenſitte in Kara ſeyn, und obwohl wir derſelben wenig Geſchmack abzugewinnen vermochten, vergaßen wir unſerer Philoſophie doch nicht ſo ſehr, um den Brauch mit derſelben Strenge zu ahnden, wie wir in Europa gethan haben würden. Die Beute ward zurückgegeben und Ebn Seitun ſchmauchte wie gewöhnlich fort. Der Verſuch war mißlungen — das war Alles; nie gab er ſich zu einer Entſchuldigung oder auch nur einem Erröthen herab, ſondern vollzog, was ihm in unſrem Dienſte zukam, gefaßt und verſtockt.

So vergingen mehrere Tage, ohne daß Mohammed Kunde von ſich gab. Ebn Seitun ließ endlich Zeichen von Unruhe blicken. Unſre Bedienten hatten nämlich in der Stadt ſehr ſchlimme Nachrichten über denſelben vernommen; Scheich Ebn Seitun war ihnen durch einen kürzlich von Kara zurückgekehrten Reiſenden als eine von unſrem Gefangenen ganz verſchiedne Perſon beſchrieben worden. Dieſer hörte unſer Geſpräch, verſtand unſre Blicke, und der ganze ſaubere Entwurf, kam ſchnell an den Tag. Der Fürſt erklärte ſich ohne Weiteres für einen bloßen Prätendenten, verließ ſich auf unſre Nachſicht und geſtand, gegen das Verſprechen unſrer Verzeihung und einer Belohnung, den Verſchwörungsplan ein. Mohammed war nie in Wadi Muſa geweſen, noch überhaupt über die Grenzen ſeiner eigenen Wüſte hinausgekommen, und ſtand nicht im geringſten Verhältniß mit Ebu'l Raſchid oder Ebn Seitun. Was unſern Freund ſelbſt betraf, ſo eröffnete er uns freimüthig, daß er weder der Häuptling ſelbſt, noch deſſen Bruder, noch deſſen Vetter, noch des Vetters Freund ſey, in Summa, daß er denſelben jemals weder geſehen noch gehört, noch von ihm geträumt habe, und daß dieſer, ſo Viel er überall Etwas von ihm wiſſe, gegenwärtig am Sumpf des rothen Meers ſich herumtreibe. Mohammed hatte ein recht gut bedachtes Plänchen gemacht, uns mit ſeinen Leuten zu umgeben und mit unſern Pferden, oder in jedem Fall unſre Pferde ohne uns, zu entführen, ſobald er uns übee den Bereich des türkiſchen Heers und die Begegnung der geſitteten Welt hinausgelockt haben würde. Mitten in dieſe beherzigungswerthe Entdeckung drängte ſich ein neues, unerwartetes Ereigniß. Der Pſeudo Ebn Seitun ſaß in unſrem finſtern Zimmer, gegen die getäfelte Wand gelehnt; der größere Theil unſerer Geſellſchaft ſtand um ihn her und blickte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſein Geſicht, ob kein Wechſel in demſelben bei irgend einer von dem Dolmetſcher vorgelegten Frage, ſich kund geben würde. Unſre Diener ſahen aus dem Hintergrunde hervor, und noch weiter hinten, im Licht eines ſtaubigen Sonnenſtrales, konnte man die ſchwarzen Bärte und bleichen, kaputzenloſen Stirnen von ein Paar Mönchen unterſcheiden. Plötzlich ſtürzte, ohne auf uns zu achten, ein blaſſer, athemloſer, an den Füßen blutender Mann mit ſtarren Blicken und in der höchſten Gemüthsbewegung herein, ſtand ſtill, warf einen Blick umher und wandte ſich zu ſeinem Kameraden: „Ich bin ein Lügner" rief er, „ja! und noch was Schlimmeres; ſo muß ich Jedermann ſcheinen. Wie könnte es auch anders ſeyn? Ich verdien' es; ich habe in ein ſo elendes Werkzeug, wie Du, Vertrauen geſetzt! — Gott! ich hätte Dich beſſer kennen ſollen. Aber laß es gut ſeyn! laß gut ſeyn! Wie ich auf dieſen trete" — und damit warf er in unbezähmbarer Wuth ſeinen Stock auf den Boden — „ſo trete ich auf Dich. Möge mich der Himmel verfluchen, wenn ich es Dir je vergeſſe." Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſtoßen, als er, ohne die geringſte Entſchuldigung oder Rechtfertigung gegen irgend Jemand von uns, aus den Zimmer ſtürzte, ſich auf ſeinen Araber ſchwang, und durch die Kloſterthore in vollem Rennlauf nach der Wüſte ſprengte. Dieß war das letzte Mal, daß wir Scheich Mohammed ſahen.

Während dieſer Erörterung rührte ſich der Prätendent nicht vom Platze, ja nahm nicht einmal die Pfeife aus dem Mund. Er ſchien zu denken, daß ihn die ganze Sache, oder wenigſtens das Schlimme an derſelben, Nichts angehe. Er ließ ſich ganz ruhig nach dem Zelt führen und ſchlug uns am Abend, ohne ſich an das Vorhergegangene im Mindeſten zu kehren, vor, die Führung der ganzen Expedition auf ſich zu nehmen. Wir gaben ihm fünfzig Piaſter für ſein Geſtändniß, und hießen ihn nach Haus gehen, und künftig Schafe ſtehlen.

Mittlerweile wurde die Sache ruchbar in Jeruſalem, und die heilige Stadt (die keine geringere Klatſchtaſche iſt, als ein Nonnenkloſter) ſprach von nichts Anderem. Jedermann dräng-

Digitized by Google

te ſich herbei und wollte die engliſchen Pilger ſehen, die auf ſo pfiffige Weiſe zu Raub und Ermordung beſtimmt geweſen waren. Die guten Mönche, Propheten hintendrein, kamen mit ihrem ewigen: „Ich ſagte es Ihnen ja!“ und wünſchten uns zu unſrer Rettung Glück. Endlich ließ uns der Aga ſelbſt holen, und ſchwor, nach dem wir ihm ein gutes Pferd zum Geſchenk gemacht, allen Verräthern und Beduinen unauslöſchlichen Haß, und volles Maß der Vergeltung an unſerm Freund. Ob Mohammed vielleicht eben ſo Viel, als wir, in die Wagſchale legte, um den Paſcha zu gewinnen — ein Geſchäft, welches er jedenfalls mehr in die Länge treiben konnte, als wir — weiß ich nicht; aber es iſt nach Allem, was wir in der Folge bemerkten, ſehr wahrſcheinlich, daß der Gouverneur und der Beduine unter der Hand mit einander im beſten Vernehmen ſtanden. Ein engliſcher Pilger hat kein Glück gegen einen Beduinenſcheich: um dieſe Erfahrung bereichert, und den Himmel anflehend, daß wir in Zukunft von der Freundſchaft dieſer Philiſthim frei bleiben möchten, beſtiegen wir unſre Araber und befanden uns am folgenden Morgen in aller Frühe ſchon weit auf dem Weg nach Nazareth.

Der falſche Meſſias.

Im Jahre 1666 wurde die ganze jüdiſche Welt, ſo weit dieſelbe über die Erde verbreitet iſt, zu dem höchſten Enthuſiasmus aufgeregt, indem die Nachricht kam, daß zu Smyrna der Meſſias erſchienen ſey. Sabbathai Sevi war der jüngſte Sohn von Mardachai Sevi, der Anfangs das geringe Geſchäft eines Geflügelhändlers zu Smyrna betrieben hatte und darauf der Agent einiger engliſchen Kaufleute geworden war. Er war geboren im J. 1625. Der junge Sabbathai wurde von ſeinem Vater zur Schule geſandt, wo er ſo ſchnelle Fortſchritte in der Cabbala machte, daß er in ſeinem achtzehnten Jahre als Hakim oder Rabbi angeſtellt wurde; ſchon hatte er manche Anhänger unter den jüngeren und ſelbſt unter den älteren Juden des Platzes, mit denen er ſtrenge Faſten hielt und ſich beſtändig in der See badete. Mit zwanzig Jahren heirathete er ein Weib von großer Schönheit und aus einer angeſehenen Familie; er weigerte ſich indeſſen, die Ehe mit ihr zu vollziehen, und, da der Vater ihn deßhalb vor Gericht lud, ſo mußte er ſeiner Frau einen Scheidungsbrief ausſtellen. Er heirathete zum zweiten Male, und noch einmal wurde die Ehe aus demſelben Grunde getrennt. Sabbathai erklärte, die Stimme vom Himmel verſichere ihn, daß keine von dieſen ſeine auserkorene Gefährtin für das Leben ſeyn ſolle. Seine Anhänger behaupteten, daß er durch das heilige Verlangen, alle menſchliche Leidenſchaft zu überwinden, getrieben werde; ſeine Feinde gaben der Sache einen anderen Anſtrich; doch fortwährend nahm ſein Ruf und ſein Anſehen zu. Er faſtete zuweilen von einem Sabbath zum andern und badete, bis ſein Leben in Gefahr kam; dennoch ſchien ſeine Schönheit, die außerordentlich war, täglich zuzunehmen. Ein wohlriechender Duft ſtrömte von ihm aus, den der Arzt ſeiner Familie, welcher einen Betrug dahinter vermuthete, unterſuchte und für eine natürliche Ausdünſtung der Haut erklärte. Jetzt fing er an zu predigen und ſich öffentlich für den Sohn Davids auszugeben; auch hatte er die Kühnheit, zum Beweiſe ſeiner göttlichen Sendung, den unausſprechlichen Namen Jehovah auszuſprechen. Die Rabbiner, entſetzt durch dieß doppelte Verbrechen, erklärten ihn des Todes ſchuldig und klagten ihn vor dem türkiſchen Gerichtshofe an. Sabbathai nahm ſeine Zuflucht nach Salonichi. Auch hier erhoben ſich die Rabbiner wider ihn. Jetzt floh er nach Egypten und von da nach Jeruſalem. Als er auf dieſem Wege durch Gaza kam, gewann er einen wichtigen Proſelyten. Nathan Benjamin erklärte, mit Zittern vor ihn tretend, bei dem allmächtigen und ſchrecklichen Gott, daß er, wie Ezechiel, den Herrn in ſeinem von Cherubim gezogenen Wagen geſehen habe; ein Brauſen gleich den Wogen der See, habe ſich von den zehn Seraphim erhoben und eine Stimme ſey erſchallt: „Euer Erlöſer iſt gekommen! Sein Name iſt Sabbathai Sevi: er wird einherſchreiten, als ein Gewaltiger, entflammt von Zorn, gleich dem Krieger; er wird weinen, er wird brüllen, er wird ſiegen über ſeine Feinde (Jeſ. XIII. 13). In Jeruſalem predigte Sabbathai und fand ſo viele Anhänger, daß die Rabbiner vor ihm zitterten; und der Elias der neuen Sekte, Nathan, hatte die Kühnheit, einen Aufruf an die Brüder Iſrael zu erlaſſen, worin er verkündete, daß bald der Meſſias ſich offenbaren und die Krone von dem Haupte des Sultans nehmen werde, der ihm nachfolgen würde gleich einem Sklaven. Nachdem er dreizehn Jahre zu Jeruſalem gelebt hatte, machte Sabbathai eine zweite Reiſe nach Egypten, wo er ſich wieder verheirathete, nach der Ausſage ſeiner Feinde, mit einem Frauenzimmer von leichtem Charakter, nach dem Berichte ſeiner Anhänger, mit einer Jungfrau, die durch die merkwürdigſten Wunder als ſeine Braut bezeichnet worden war. Sie war die Tochter eines polniſchen Juden, der von marodirenden Ruſſen gefangen genommen worden. Als ſie achtzehn Jahre alt war, wurde ſie plötzlich von dem Geiſte ihres verſtorbenen Vaters aus dem Bette gehoben und auf dem Begräbnißplatze der Juden niedergeſetzt, wo ſie gefunden ward, ihre Geſchichte erzählte und erklärte, daß ſie zu der Braut des Meſſias beſtimmt ſey. Sie wurde zu ihrem Bruder nach Amſterdam geſandt, und von dort nach Egypten. Nachdem er noch drei Jahre in Jeruſalem zugebracht hatte, ging Sabbathai öffentlich in die Synagoge und erklärte ſich ſelbſt für den Meſſias. Es entſtand ein gewaltiger Aufruhr, die Rabbiner ſchleuderten ihren Bannſtrahl gegen ihn, und er floh an ſeinen Geburtsort, nach Smyrna. Hierhin folgte ihm das Interdict; aber das Volk nahm ihn mit Enthuſiasmus auf. Ein angeſehener Jude, Namens Anakia, erklärte ihn an der Börſe für einen Betrüger. Der Ungläubige kehrte nach Hauſe zurück, fiel von ſeinem Stuhle und ſtarb. In dieſem ſonderbaren Zufalle ſah Jedermann die Hand Gottes. Die Rabbiner fürchteten ſich, den Bann zur Vollziehung zu bringen; Sabbathai umgab ſich mit fürſtlicher Pracht. Ein Banner ward vor ihm hergetragen, mit den Worten: „Die rechte Hand des Herrn iſt erhoben.“ Er vertheilte unter ſeine Anhänger die Königreiche dieſer Welt; ſeine beiden Brüder ernannte er zu Königen von Juda und Iſrael; er ſelbſt nahm den Titel eines Königes der Könige der Erde an. Ein angeſehener Mann, der es wagte, ſich der allgemeinen Verblendung entgegen zu ſetzen, gerieth in Gefahr ſeines Lebens. Der Vorſteher der Rabbiner wurde abgeſetzt; der Vicepräſident trat öffentlich zu der Partei Sabbathai's über. Der Name Sabbathai's breitete ſich durch die ganze Welt. In Polen, in Deutſchland, in Hamburg und in Am-

ſterdam wurden die Geſchäfte an der Börſe unterbrochen, indem die ernſteſten Juden plötzlich nur von dieſer wunderbaren Erſcheinung zu ſprechen anfingen. Von Amſterdam kamen Nachfragen an Handelsfreunde in der Levante; ſie erhielten die kurze und emphatiſche Antwort: „Er iſt es und kein Anderer.“ Inzwiſchen ſtrömten reiche Geſchenke zu dem Hofe Sabbathai's, und es kamen Geſandtſchaften von den verſchiedenen Gemeinden der Juden, die manchmal drei oder vier Wochen warten mußten, ehe ſie eine Audienz erhielten. Sein Bildniß war mit einer goldenen Krone geſchmückt; der ein und zwanzigſte Pſalm wurde vor ihm geſungen, und in der Synagoge, welche ihn als den Meſſias anerkannte, wurden öffentliche Gebete für ihn gehalten. Ueberall ſtanden, gleichſam um die merkwürdigen Worte Joels zu erfüllen, Propheten und Prophetinnen auf; zu Samaria, Adrianopel, Salonichi, Konſtantinopel und an anderen Plätzen fielen Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen zu Boden oder gingen in prophetiſcher Verzückung umher und riefen in hebräiſcher Sprache, von der ſie früher kein Wort verſtanden: „Sabbathai Sevi iſt der wahre Meſſias von dem Stamme David's, ihm iſt das Königreich und die Krone gegeben.“ Selbſt die Töchter ſeines bitterſten Gegners, Rabbi Pechina, wurden, wie Sabbathai vorhergeſagt hatte, von demſelben Wahnſinn ergriffen und brachen in hebräiſcher Sprache, die ſie nie gelernt hatten, in das Lob und den Preis des Meſſias aus. Ein reicher Jude in Konſtantinopel, der vorſichtiger war, als die übrigen, ging zu dem Großweſir und verlangte ein Zeugniß, daß er nie an den neuen Meſſias geglaubt habe. Dieß kam zu den Ohren der Anhänger Sabbathai's; ſie beſchuldigten ihren ſchlauen Gegner verrätheriſcher Anſchläge gegen die Türken, ſtellten falſche Zeugen auf, und der Ungläubige wurde zu den Galeeren verurtheilt. Unter den Juden in Perſien war die Aufregung ſo groß, daß die Feldarbeiter ſich weigerten, ihre Aecker zu beſtellen. Ein Gouverneur, der ein Mann von ungewöhnlicher Milde geweſen ſeyn muß, machte ihnen Vorſtellungen darüber, daß ſie auf dieſe Weiſe ihre Arbeit verließen, ſtatt wie bisher ihre Abgaben aufzubringen. „Herr, antworteten ſie mit einer Stimme, wir dürfen keine Abgaben mehr bezahlen, unſer Erlöſer iſt gekommen.“ Der Gouverneur ließ ſie eine Verſchreibung ausſtellen, in welcher ſie ſich verpflichteten, zweyhundert Tomans zu bezahlen, wenn der Meſſias nicht binnen drei Monaten erſchiene; alle unterſchrieben ungeweigert. —

(Schluß folgt.)

Handel von Sincapur mit der Oſtküſte der malaiſchen Halbinſel.

Der Handel zwiſchen Sincapur und der Oſtküſte der malaiſchen Halbinſel wird hauptſächlich mit den Häfen Calantan, Tringanu und Pahang geführt und iſt faſt ausſchließlich in den Händen der Malaien und der Chineſen, die ſich behufs deſſelben einer Menge kleiner Fahrzeuge bedienen. Von Calantan kommen acht bis zehn dieſer Schiffe nach Sincapur, die ihre Fahrt jährlich drei bis vier Mal wiederholen, und Gold, Zinn, Pfeffer, Garroholz und Elfenbein bringen; ihr Cargo iſt jedesmal, nach der Größe der Schiffe, von 1000 bis 4000 ſpaniſche Dollars werth. Von Tringanu kommen nicht weniger als dreißig bis vierzig Schiffe, die gleichfalls jährlich drei oder vier Reiſen machen und an Zinn, Pfeffer, Kaffee, Betelnüſſe, Geflügel und Früchte ein Cargo von 1000 bis 6000 Dollars führen. Alle dieſe Schiffe ſind das Eigenthum der eingebornen Fürſten der Plätze, von denen ſie kommen; die Bemannung, zehn bis fünfzehn Matroſen, ſind Sclaven des Radſchah; und der Capitän hat gewöhnlich auch den Verkauf ſeiner Fracht, ſo wie den Einkauf der Waaren, die er dafür zurückbringen ſoll — Opium, baumwollen Garn, rohe Seide, Tabak, bengaliſche und europäiſche Schnittwaaren u. dgl. — zu beſorgen; doch geſchieht Beides meiſt durch Vermittlung eines oder des anderen der chineſiſchen Kaufleute, die zu Sincapur anſäſſig ſind. Der größte Theil des Handels mit der Oſtküſte wird indeſſen von den Chineſen von Sincapur direkt getrieben, in einer eigenen Art von Fahrzeugen, die bei einer Tiefe von ſechs Fuß vierzig bis fünfzig Fuß lang und fünfzehn bis achtzehn Fuß breit ſind. Die Schiffsmannſchaft beſteht aus fünf und zwanzig bis dreißig Mann, die jeder einen Antheil an dem Cargo haben und Opium, Baumwollengarn, indiſche und europäiſche Güter verführen. Da ſie während des Nordoſtmonſuns, vom November bis in den Januar, ſelten im Stande ſind, das Cap Romania zu doubliren, ſo iſt ihr Handel auf die acht folgenden Monate beſchränkt, während deren ſie fünf Reiſen machen. Der erſte Hafen auf der Oſtküſte, den ſie berühren, iſt Pahang, wo ſie gewöhnlich die Hälfte ihrer Fracht gegen Gold und Zinn umſetzen; mit dem Reſt gehen ſie nach Tringanu und von da nach Calantan, Patang und zuweilen bis nach Sungora, der erſten Stadt auf der malaiſchen Küſte, welche dem Reiche Siam unterworfen iſt. Auf der Rückkehr bringen ſie Gold, Zinn, Pfeffer und Elfenbein; und obwohl gegenwärtig nur vierzehn chineſiſche Schiffe in dieſem Handel beſchäftigt ſind, ſo beträgt der Umſatz deſſelben doch bei Weitem über 600,000 Dollars, da jede Fracht 10,000 bis 20,000 und nicht ſelten 30,000 Dollars werth iſt. Alle Gold- und Zinnbergwerke auf der Oſtküſte der malaiſchen Halbinſel werden von Chineſen bearbeitet; auch die Pfefferpflanzungen ſtehen hauptſächlich unter ihrer Pflege; doch dürfen ſie Nichts ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Radſchah verkaufen, der immer den Vorkauf hat und, ſofern er ſich dieſes Rechtes nicht bedient, eine bedeutende Abgabe von den verkauften Waaren erhebt.

Salz- und Feuerbrunnen in China.

Zu U-Tong-Kiao und Iſe-Lieu-Tſing in China befinden ſich Feuer- und Salzbrunnen, die zu den merkwürdigſten Naturerſcheinungen der Erde gehören. Dieſe Brunnen, die im Diameter nicht über fünf oder ſechs Zoll meſſen, ſind bis zu einer Tiefe von 1500 und 1800 Fuß, ja in einem einzelnen Falle von 3000 Fuß, in den Felſen gebohrt; und während aus den Salzbrunnen mittelſt eines holen Bambus durch Ochſen ein Waſſer geſchöpft wird, das den vierten oder den fünften Theil ſeines Gewichtes Salz enthält, ſtrömt aus den Feuerbrunnen ein brennendes Gas, deſſen man ſich theils zur Beleuchtung, theils zum Ausſieden des Salzes bedient. Die Art, wie die Chineſen dieſe Brunnen bohren, iſt äuſſerſt einfach; aber obwohl die Arbeiter, wenn die Gebirgsart nicht ungewöhnliche Hinderniſſe in den Weg ſtellt, binnen vier und zwanzig Stunden zwei Fuß durchbohren können, dauert die ganze Arbeit doch wenigſtens drei Jahre.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 119. 29 April 1830.

Eine Vorſtellung Hernani's.

(Correſpondenz aus Paris.)

Punkt drei Uhr ſaß ich auf meinem Platze. Seit acht Tagen war kein Billet zu kaufen; wer aber ein Billet d'auteur hat, dem läßt man eine Hinterthüre offen. Draußen wogte unterdeſſen die äſthetiſche Neugierde der Theaterluſtigen von zwei bis ſieben Uhr wider das Haus, und um ſieben Uhr ſcheiterten die Meiſten, als ſie ſich ſchon in ſicherem Port wähnten. Drinnen improviſirten die ungeduldigen Privilegirten ein eben nicht langweiliges vierſtündiges Drama. Hatte man ſo lange auf ein Theaterſtück Victor Hugo's gewartet, ſo konnten die vier Stunden nicht verdrießen. Das Haus war übrigens in eine Reſtauration verwandelt. Inſpirirt durch das Mahl an ungewöhnlichem Orte, ließen die oberen Gallerien romantiſche Verſe aufs Parterre herabregnen, wo ſie ein Echo fanden. Romantiſche Damen erheiterten die Ausſicht. Um ſechs Uhr barricadirte Jeder ſeinen Platz, um nicht von dem hereinſtürmenden Gewoge überrumpelt zu werden.

Das Stück beginnt und zugleich der Kampf zwiſchen den Zuſchauern. Die Klaſſiker ziſchen, die Romantiker ſind in Extaſe. Man ſtatuirt ein Exempel, indem man einige Klaſſiker zur Thüre hinaus wirft. Unterdeſſen entfaltet ſich das Drama und das Spiel der Mars. Dagegen ſpielt Joanny, als hätten ihn die Klaſſiker bezahlt. In den Zwiſchenakten bricht der Lärm los. Die Einen ſchrieen gegen das Stück, die Andern gegen den Cenſor, der es voraus in Geſellſchaft vorgeleſen und durch eigne Witze verunreinigt hatte. Die Romantiker ſchrieen gegen Cabale, die Andern erwiedern: Die allein könne man Cabaliſten nennen, welche nicht bezahlt hätten. Mit dem andern Akte beginnt wieder der ruhigere Streit, dem fünften Akt ſchenkt man ein vernünftiges Gehör, man will endlich den Autor ſehen, und auf wiederholte Salven des ungeſtümſten Lärms erſcheint die Mars, gegen die Vorſchrift der Polizei.

Die Zeitungen ſind noch großentheils claſſiſch und ſchreiben gegen das Stück, welches darum nicht minder die Menge anzieht. Solche Einnahmen hatte das Français niemals, wie jetzt. Sogar die Schüler der Gymnaſien wollen in Maſſe Hernani ſehen und präpariren ſich den andern Tag nicht auf ihre Klaſſiker. Uebermannt, geben die Zeitungen nach und behaupten, ſie hätten der neuen Schule nie ſyſtematiſch den Krieg erklärt. Doch bleiben ſie dabei, das Drama rede nicht zum Herzen, und man erwiedert: es ſpricht zur Einbildungskraft. Das proſaiſche Element des franzöſiſchen Drama's wird durch ein lyriſches erſetzt. Bis jetzt konnte Hugo nur auf dem Papier die Gemüther bewegen, auf dem Papier qui souffre tout, wie Hugo ſelber ſagt; jetzt hat er dasjenige Publikum gewonnen, welches die Theater beſucht, das heißt ganz Paris, und ſo trägt die Romantik den vollſtändigſten Sieg davon.

Hernani iſt übrigens nur der Anfang einer Trilogie. Hugo giebt anzuhören, es ſey ein mauriſches Portal zu einer gothiſchen Kathedrale.

Ein Jüngling von fürſtlichem Geblüte, Hernani, hat den Manen ſeines Vaters Rache geſchworen. Der Vater war durch die Grauſamkeit des ſpaniſchen Königshauſes auf dem Schaffott geſtorben. Hernani macht ſich zum Banditen, und geht auf das Leben des Königs Don Carlos aus. Beide lieben Dona Sol, mit welcher ſich ihr alter Ohm, Don Gomez, verbinden möchte. Der Ohm findet Hernani bei der Nichte, welche dem Banditen Gegenliebe ſchenkt, und kann über ſein Leben ſchalten. Er weiß aber auch von der Liebe des Königs für Dona Sol, und gemeinſchaftliche Rachſucht verbindet den gekränkten Kaſtilier mit dem Banditen gegen Don Carlos; Hernani muß bei den Manen ſeines Vaters ſchwören, daß gleich nach dem Tode von Don Carlos ſein Leben dem nebenbuhleriſchen Greiſe zu Gebote ſtehe. Carlos wird deutſcher Kaiſer und verſöhnt Hernani, indem er ihm die Hand Dona Sol's überläßt; die Vermählung wird gefeiert, aber in der Brautnacht fordert und erlangt Don Gomez den Tod Hernani's, welcher Tod das Verderben der Nichte und des Don Gomez ſelbſt nach ſich zieht.

Die Skizze des Stücks iſt aus Calderon genommen; durch die Ausführung erkennt man, daß Hugo mit dem Geiſte der göthe'ſchen Schriften vertraut iſt. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Dichtung bleibt dabei unverſehrt, und er ſah mehr auf die Poeſie des Ganzen und der Sprache, als er auf die Verknüpfung der Einzelheiten des Thema's bedacht war. Man ſieht hier endlich in franzöſiſcher Dichtung einigen engliſchen Humor, verbunden mit der energiſchen Sprache eines Corneille; ungewöhnlich viel Lyrik im Drama und große Ungeübtheit nicht bloß

Digitized by Google

im Dramatiſiren, ſondern auch in der Einführung wahrer Poeſie in das Drama eines Volkes, das bisher im Trauerſpiel oratoriſch war.

Anſtatt aber unſre Anſicht über Hernani ou l'Honneur Castillan weiter auszuſpinnen, führen wir dem Leſer die einzelnen Gruppen der Zuſchauer und ihr Urtheil vor.

Betrachten wir zuerſt das ruhige Publikum, oder vielmehr die lebhaften Theatergänger, die ihre andern Beluſtigungen oder ihre Beſchäftigung, wenn ſie welche haben, um ſechs Uhr, und dießmal um drei, verlaſſen, und wohlgenährt mit Vaudevilles und ſcribe'ſchen Komödien, mit dem Lorgnon ins Français gehn, um Mademoiſelle Mars zu ſehen, ihr kritiſches Recht als Zuſchauer auszuüben und ſagen zu können: das Stück iſt pikant, oder: es iſt abominable. Dieſe Herren haben zwar voraus eine Zeitung geleſen, um ihr Urtheil vorzubereiten, haben auch Laharpe und ihre Klaſſiker im Kopf, nach welcher Elle ſie das Verdienſt des neuen Stücks meſſen können, aber ſie beſitzen doch auch ein gewiſſes eignes Maß, wenn nicht von Tiefe, doch von bon sens, einen angebornen frz. Takt, mit welchem ſie jede Einzelheit ſchnell auffaßen und beſſer dieſe Einzelheiten als den Geſammteindruck. Dieß Publikum hat kaum einige Verſe gehört, und glaubt die Rührung ſtehe ſchon bevor; da kann es ſich bereits des Lachens nicht enthalten, wenn die Dienerin für Don Carlos einen Schrank öffnet, damit er ſich darin verſtecken ſolle; es glaubt im Vaudeville zu ſeyn, und dort iſt auch der Schrank ſchon öfters da geweſen. Im Schranke wenigſtens, denkt es, wird Carlos nicht den Großen ſpielen wollen, und wenn er nun doch herausruft, (die Dienerin kann ja zugeſchloſſen haben,)

Si vous dites un mot, duègne, vous êtes morte, ſo platzt es mit ſeinem Lachen heraus. Grund genug, zwei Scenen hindurch ſeine Munterkeit zu bewahren und dieſe erhält neue Nahrung, wenn Don Ruy Gomez, der Männer bei ſeiner Nichte findet, ſie mit den Worten apoſtrophirt:

Par saint Jean d'Avila, je crois que, sur mon âme,
Nous sommes trois chez vous! c'est trop de deux, madame.

Hernani läßt ſeine Wuth gegen Don Carlos aus und ruft ihm nach:

Oui, de ta suite, ô roi! de ta suite! — J'en suis.

Die Leute lachen und ſehen ſich an, um zu zeigen, daß ihnen der Calembourg nicht entgangen iſt.

Wer kann nun das Kichern des Parterres malen, wenn im dritten Akt von Neuem, zwar kein Schrank, aber doch ein Behälter zum Verſtecken geöffnet wird, um darin Hernani unterzubringen,

Monsieur, entrez ici.

Ehe Gomez dieſen Banditen, der ſein Gaſt iſt, verräth, will er lieber Haus und Hof und Liebe opfern; der König fragt ihn: wo iſt Hernani? und immer weist er zur Antwort auf das Bild eines ſeiner Vorfahren, der ihn auch nicht verrathen haben würde — am Ende weist er aber doch auf den Ort, wo Hernani verborgen iſt und das luſtige Publikum hält ſich die Seiten. Gomez zeigt in der That nicht den Schlupfwinkel, ſondern ein Porträt, welches davor ſteht, es iſt nur ein Fehler in der Anordnung der Scenerie.

So ganz unrecht kann man dem Publikum nicht geben, wenn ſeine Lachmuskeln mit den Füßen ſtampfen bei der Schalkhaftigkeit des Königs, welcher Gomez verzeiht, aber ſagt:

J'emmène seulement ta nièce comme otage,

und bei der Dummheit von Gomez, der ſich den Tauſch gefallen läßt, der ihm hintendrein leid thut, und welchen der Dichter ſich viele Mühe geben muß hintennach zu erklären. Wer einmal in Laune iſt, kömmt nicht wieder zum Ernſt. Wenn Hernani ausruft: Vieillard stupide! ſo verſteht ihn ein anweſender Autor vieil as de pic und will es ſich nicht mehr ausreden laſſen, ſo gehört zu haben. Um nicht früher zu ſterben, als der König Carlos, den er umbringen will, kömmt Hernani mit Gomez (den er beleidigt hat) überein, ſpäter ihm zu Gebote zu ſtehen und zu ſterben, wenn er wolle:

Ecoute, prends ce cor. Quoi qu'il puisse advenir,
Quand tu voudras, seigneur, quel que soit le lieu, l'heure,
S'il te passe à l'esprit qu'il est temps que je meure,
Viens, sonne de ce cor, et ne prends d'autres soins;
Tout sera fait . . .

Wenn er aber doch einmal kommen muß, fragt das Publikum, wozu das Horn? Zwei Stunden weit kann er es nicht hören, in der Nähe reichen zwei Worte hin, mündlich oder ſchriftlich. Und kann ſich nicht Hernani irren, und das erſte beſte Jägerhorn für das ſeinige haltend, ſich vor der Zeit ein Leid anthun?

Durch ſolche nüchterne, nicht ganz unrichtige Ueberlegung macht ſich das Publikum ungeduldig; da wird es durch den langen Monolog auf die Folter geſpannt, der an Länge ſeit dem Monolog im Figaro von Beaumarchais ſeines Gleichen nicht hatte. Schon wird es zwar durch den tiefen Ernſt des Monologs ergriffen, aber der Vers:

Les rois, et sur leur tête essuyer ses sandales

verſetzt es wieder in ſeine mockirende Laune, die noch geſteigert wird, wenn Carlos ſich wundert, daß der Geiſt Karls des Großen nicht mit ihm ſpricht.

Ou, si tu ne dis rien . . .

Der Schauſpieler, welcher Hernani vorſtellt, wird ganz verblüfft, ſich ausgelacht zu ſehn, wenn er ruft:

J'ai cru d'abord que c'était Charlemagne,
Ce n'est que Charles-Quint!

worin das Publikum einen Witz wittert. Verblüfft iſt ſeinerſeits das Publikum darüber, daß die Vermählten Hernani und Dona Sol, welche das Brautgemach erwartet, ein Geſpräch über den Mondſchein beginnen. „Wie?“ ſo mockiren ſie ſich, „Mondſchein, Sterben durch Gift, Verſtecken in Schränken, Calembourgs, as de pic, Das gebt Ihr uns für romantiſche Dichtung?“ Was ſchön am Stücke iſt, das iſt klaſſiſch — z. B. das Sterben der Mars durch Gift. Und wenn Ihr ſie denn fragt, was iſt der Geſammteindruck des Stücks? ſo antworten ſie mit folgendem Geſpräch aus dem Stücke ſelbſt:

Digitized by Google

Don Ricardo.

Ecoutez l'histoire que voici:
Trois galans, un bandit que l'echafaud réclame,
Puis un duc, puis un roi, d'un même coeur de femme
Font le siége à la fois. L'assaut donné, qui l'a?
C'est le bandit.

Don Francisco.

Mais rien que de simple en cela
L'amour et la fortune, ailleurs comme en Espagne,
Sont jeux de dés pipés: c'est le voleur qui gagne.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus Braſilien. *)

1) Die Hängematten. Der Ball.

Es war Anfangs des Jahres 1825, daß ich mich in Liverpool, im Zenith luſtiger Spekulationen, einſchiffte. Sechs Wochen ward ich durch widrige Winde in dieſer engliſch—amerikaniſchen Stadt hingehalten, wo ich mich übermäßig langweilte, und herzlich froh war, als wir endlich wieder auf den lichten blauen Wogen nach Südamerika zu tanzten. Nach einer Farth von nur 35 Tagen ſtanden uns Braſiliens palmenbekränzten Küſten bereits vor Augen. Der Ort unſrer Beſtimmung war zunächſt eine kleine Stadt in dem Bezirk Piauhi, welcher zwiſchen den Capitania's Ceara und Maranham liegt.

San Luis de Maranham unterſcheidet ſich dem Aeußern nach nur Wenig von den übrigen Städten Braſiliens. Was dem Europäer bei ſeiner Ankunft am Meiſten auffällt, iſt das ſonderbare Vehikel der Bewohnerinnen. An einer buntfarbigen, auf den Schultern zweier Neger getragenen Stange hängt eine Matte aus Netzwerk, in deren Mitte die braſilianiſche Schöne nach Türkenart mit gekreuzten Beinen ſitzt. Die Stellung erfodert keine geringe Geſchicklichkeit und lange Gewöhnung an die ſchwingende Bewegung der Hängematte, um ſich, wie ſie da ſchnell und leis durch die Straßen hingetragen wird, in Gleichgewicht zu erhalten. Ueber die Stange iſt ein Stück Zeug geworfen, das nach Zeichnung und Feinheit des Stoffs, zufolge des Geſchmacks oder Reichthumes der Beſitzerin, wechſelt. Dieſe Mantilla dient zum Schleier und zugleich zum Schutz gegen die glühenden Pfeile der Sonne. Oft wurde ich vom blendenden Glanz eines dunkelſtrahlenden Augs bezaubert, der durch jene dichte Hülle gleich dem gefährtenloſen Stern des Abends ſchimmerte, wenn er in einſamer Lieblichkeit den tief blauen Himmel beherrſcht. Merkwürdig iſt, wie vielen Bedürfniſſen bei dieſem Volk der allgemeine Gebrauch der Hängematte abhilft. Im Schlafzimmer iſt ſie das Bette, im Geſellſchaftzimmer die Ottomane; in der Straße vertritt ſie die Stelle der gewichtigern Cadiera, das heißt der in den ſüdlichern Gegenden üblichen Sänfte. Dem Reiſenden iſt ſie eine unentbehrliche Zugabe: an die Aeſte eines Baumes gehängt, bietet ſie ihm mitten in den Wäldern ein bequemes Lager.

*) New Monthly Magazine.

Als ich eines Morgens in großem Viereck des Palaſts umherſchlenderte, und mir durch Beobachtung der unſichern Schritte einiger Rekruten, die ſich unter der Folter eines Trillmeiſters abquälten, die Zeit zu vertreiben ſuchte, traf ich mit einem Herrn zuſammen, mit welchem ich bei meinem frühern Aufenthalt in Süd-America Bekanntſchaft gemacht hatte. Er beſtand darauf, ihn nächſten Abend auf einen öffentlichen Ball zu begleiten, welcher unter unmittelbarer Obhut des Präſidenten, der britiſchen und amerikaniſchen Conſuln, und einer langen Reihe andrer Standesperſonen gegeben werden ſollte. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, als eine Gelegenheit den „hohen Ton" der Stadt kennen zu lernen, und fand mich denn, nach ſorgfältig bedachter Toilette, zur beſtimmten Zeit im Schauſpielhauſe ein, wo ein beſonderer Saal der Feſtlichkeit angewieſen war. Der Eintritt wirkte eben nicht günſtig auf mich, denn was mir zuerſt in die Augen fiel, war ein Elegant in jener Tracht des Landes, welche Terpſichorens Feier gänzlich entgegen zu ſeyn ſcheint, nämlich in einem weiten Kittel und gewaltigen Stiefeln. „Ohne Zweifel die hieſige Mode!" dacht' ich, mich vom erſten Schreck ſammelnd; „und welchen Widerſpruch könnte die Mode nicht heiligen!" — Mein Freund war der Ceremonienmeiſter für dieſen Abend: ſeine Amtspflichten geſtatteten ihm alſo nicht die Zeit, ſich mir zu widmen, und bald fühlte ich, daß Niemand verlaſſener iſt, als ein Fremder in dem luſtigen Gewühl eines Balls. Zwar waren mehrere Engländer da, bis jetzt aber hatte ich noch nicht die Ehre gehabt, denſelben vorgeſtellt zu werden, und wahrhaftig, in dem Wechſelfall, entweder Einem, der mit dem Zipperlein behaftet iſt, auf die Zehen treten, oder Manche meiner Landsleute anreden zu müſſen, ohne üblicher und förmlicher Maßen vorgeſtellt worden zu ſeyn, würde ich unter zehn Malen neunmal das Erſtere vorziehen. Eben wollte ich mich daher wieder ganz haſtig davon machen, als ein deutſcher Herr mich höflich anredete. Er war ein unſchätzbarer Fund, kannte Jedermann und jedes Ding, kurz war ein lebendiges Stadtverzeichniß. Einige Eigenheiten auf dieſem Ball fielen mir auf. So tanzten z. B. ſowohl die Herren, als ihre ſchwarzäugige Gefährtinnen ohne Handſchuhe, was mir unter einem ſo warmen Himmel etwas undelikat bedünkte. „Sie werden ſich noch mehr wundern", erwiederte der deutſche Herr, „wenn ich Ihnen die Urſache davon mittheile. Einer Dame die Hand im Handſchuh zu bieten, würde für einen Schimpf gelten, indem man es für eine Andeutung nähme, daß die Tänzerin an einem Hautübel litte." Nachdem die erſten Tänze vorüber waren, ſtellte ſich die Geſellſchaft wieder zur Muſterung auf, das heißt die Tanzenden verfügten ſich, mit ſcharfer Trennung beider Geſchlechter, nach den zwei entgegengeſetzten Seiten des Saales. Plötzlich ließ ſich die Muſik vernehmen, ein Herr ſtürzte vor, und verneigte ſich, nach ein Paar höchſt ſeltſamen Luftſprüngen vor einer Dame, welche nun ihrerſeits aufbrach, und nachdem ſie dieſelben Schwenkungen gemacht, einen Herrn aufforderte; ſo gings fort bis die ganze Geſellſchaft die Probe beſtanden hatte. Während ich dieſem Schauſpiel noch ganz erſtaunt zuſah, wurde ich von meinem neuen Bekannten gutmüthig erinnert, daß es nothwendig ſey, mich in einen den Blicken etwas

Digitized by Google

weniger ausgeſetzten Platz des Zimmers zurückzubegeben. „Als Fremder,“ ſagte er, „würden Sie hier ohne Zweifel zum Tanz aufgezogen werden.“ Schon der bloße Gedanke, mich auf eine ſo lächerliche Art zur Schau zu ſtellen, war mir unerträglich, und ich zögerte nicht, den gegebenen Rath zu befolgen, was mich glücklich vor der drohenden Gefahr rettete. Nicht ſo ein junger Engländer, der, wie ich, hier fremd war: er wurde von einer hübſchen kleinen Brünette aufgefordert. Nie werde ich ſeinen Blick vergeſſen, wie er in unendlicher Verlegenheit da ſaß; und als er, gezwungen durch die ſchonungsloſe Beſtürmung der zunächſt Stehenden, endlich wagte, ein Paar Schritte vorwärts zu thun, geſchah Dieß auf eine Weiſe, welche aus allen Enden des Saales ein Gelächter nach ſich zog.

Ranadſchit Singh, Fürſt von Lahore.

Ranadſchit Singh, der gegenwärtige Herrſcher von Lahore, iſt unter allen eingebornen Fürſten der Hindu der einzige, welcher im eigentlichen Sinne unabhängig genannt werden kann. Er iſt der Sohn Mahaſingh's, von dem Stamme Lahaſi, zählt ungefähr fünfzig Jahre und hat drei Söhne: Gurruk Singh, Schär Singh, und Tara Singh. Die beiden letztern ſind indeſſen von ihm nicht als ſeine Söhne anerkannt und werden daher auch nicht als Prinzen angeſehen. Sie ſollen von Ranadſchit Singh's erſter Gemahlin adoptirt worden ſeyn; und da der Vater dieſer Fürſtin ohne Erben ſtarb, ſo gingen die beträchtlichen Beſitzungen deſſelben auf Schär Singh über. Ranadſchit Singh iſt ein Mann von außerordentlich kühnem und unternehmendem Geiſte, und er hat ſich durch denſelben nicht nur zur unumſchränkten Herrſchaft über ſeine eigene Nation, die Seick's, die früher in eine Menge kleiner unabhängiger Staaten getheilt waren, aufgeſchwungen, ſondern auch große Eroberungen auf Koſten ſeiner mohammedaniſchen Nachbarn gemacht. Sein Vater Maha-Singh (d. h. der große Löwe) legte den Grund zu der aufblühenden Macht des Sohnes; er vergrößerte ſein Gebiet durch kleine Fehden mit den Nachbarſtaaten und bemeiſterte ſich zuletzt, bei dem Tode des Fürſten von Lahore, Chan Bahadur, dieſer Landſchaft. Bald darauf ſtarb er, und hinterließ ſeine Erwerbungen ſeinem Sohne, dem es gelang den Staatenbund der Seicks völlig über den Haufen zu werfen und auf den Trümmern deſſelben ein Reich zu errichten, das ſich von Zatta im Süden bis zu den Grenzen von Tibet im Norden, und von Kabul im Weſten bis über den Setledſch im Oſten erſtreckt.

Die Armee, die Ranadſchit Singh unterhält, ſoll ſehr bedeutend ſeyn. Außer einem zahlreichen Cavalleriecorps, worauf immer die Hauptmacht eines aſiatiſchen Fürſten beruht, umfaßt dieſelbe achtzig Regimenter Infanterie, die nach europäiſcher Weiſe bewaffnet und durch franzöſiſche Offiziere diſciplinirt worden ſind. Auch in der Artillerie hat Ranadſchit Singh mit Hülfe ſeiner fremden Lehrmeiſter große Verbeſſerungen vorgenommen. Seine Armee iſt mit zahlreichem Geſchütz verſehen, welches völlig nach europäiſcher Weiſe bedient wird. Die Franzoſen, welche in den Dienſten Ranadſchit Singh's ſtehen, haben mit dem Commando der Diviſionen, denen ſie beigegeben ſind, Nichts zu thun. In Kriegszeiten werden ſie in ſtrengem Gewahrſam gehalten, und in Friedenszeiten lehren ſie ihre Truppen europäiſche Diſciplin. Im Ganzen iſt die Heeresordnung indeſſen dem aſiatiſchen Syſtem treu geblieben. Die Anführer ſind kleine Fürſten, welche wie die Barone des Mittelalters eine gewiſſe Unabhängigkeit beſitzen und ihrem Lehensherrn nur zum Kriegsdienſte verpflichtet ſind.

Die größte Sorge Ranadſchit Singh's ſcheint die Anhäufung von Schätzen zu ſeyn, weil dieſe doch in noch höherem Grade als ſelbſt die Diſciplin der eigentliche Nerv des Krieges ſind. Seine Schatzkammer in dem Fort Goviad in Amritſir ſoll außerordentlich reich ſeyn; der ganze unermeßliche Raub von Kabul und Multan hat neuerer Zeit den Inhalt derſelben vermehrt. Ueberdieß wird jeden Tag eine gewiſſe Summe in den öffentlichen Schatz zurückgelegt, der nie, außer in den dringendſten Fällen, geöffnet werden darf. Die Münze, welche den Hauptinhalt des Schatzes bildet, iſt der Nanekſchahi, ſo genannt von Nanek Schah, dem Stifter der Religion der Seick's; in Umlauf iſt neben dieſer beſonders auch die Mohammedſchahi-münze. Die Revenüen Ranadſchit Singh's können nicht genau angegeben werden. Die Grundſteuer von einem Getraidefelde beträgt die Hälfte des Ertrages, von andern Grundſtücken ſind die Abgaben nach dem Werthe des Erzeugniſſes verſchieden. Kein einziges Stück Land darf ohne beſondere Erlaubniß der Regierung verkauft werden.

An der Spitze des Gerichtsweſens ſteht Wiſakha Singh, und unter ihm wird die richterliche Gewalt in jedem Diſtrikte von einem, zwei oder drei Unterrichtern ausgeübt. Die Seicks haben kein Geſetzbuch, und überhaupt keine beſtimmten Geſetze; die Entſcheidungen hängen daher lediglich von der Willkühr des Richters ab. Wer indeſſen mit dem Ausſpruche des Unterrichters nicht zufrieden iſt, kann an Wiſakha Singh, und von dieſem an Ranadſchit Singh gehen, was jedoch immer mit einiger Gefahr verbunden iſt. Denn wenn der Klagende ſeine Sache vor Wiſakha Singh oder Ranadſchit Singh verliert, ſo hat er eine ſchwere Strafe zu erwarten, nicht allein wegen der Unſtatthaftigkeit ſeiner Klage, ſondern auch wegen ſeiner Anmaßung, die Gerechtigkeit und folglich den Charakter des Richters in Zweifel zu ſtellen. Die Gewalt Wiſakha Singh's, ſo wie ſeiner Unterrichter iſt indeſſen auf das Civilrecht beſchränkt; Criminalfälle gehen ſonderbar genug an den Steuereinnehmer des Diſtriktes, der zugleich der Gouverneur des feſten Platzes, welcher ſich in demſelben befindet, und die oberſte Magriſtratsperſon iſt.

Neue Straße auf dem Cap der guten Hoffnung.

Zu den wichtigſten Verbeſſerungen, welche die alte niederländiſche Colonie am Cap der guten Hoffnung ihrer gegenwärtigen britiſchen Regierung verdankt, wird die neue Straße gehören, welche in dieſem Augenblicke über die große Gebirgskette „Hattentot's Holland Kloof“ im Werke iſt. Dieſe Bergkette machte bisher beinahe alle Verbindung zwiſchen dem Innern des Landes und der Küſte unmöglich; da die niedrigſten Päſſe derſelben ſich ſteil zu einer Höhe von eilfhundert Fuß über der Ebene an ihrer Baſis erheben; und die Herſtellung einer fahrbaren Straße in dieſen Gegenden kann daher für den Wohlſtand der Colonie, ſo wie für die Civiliſation des ganzen ſüdlichen Africa's von unberechenbaren Folgen ſeyn.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 120. 30 April 1830.

Caillié's Reiſen in Afrika.

5. Tunbuktu*).

Mit einer Lithographie.

Die Reiſe von Dhjenné auf dem Dhioliba machte Caillié mit einer kleinen Flottille von Piroguen. Als ſie ſich Cabra näherten, erblickten ſie Nichts als unter Waſſer geſetzte Moräſte, die mit Waſſervögeln bedeckt waren. Das Städtchen Cabra liegt auf einer Anhöhe, drei Meilen nördlich von dem Hafen, mit dem es durch einen Kanal in Verbindung ſteht. Dieſer Canal dürfte nur von Unrath geſäubert werden, ſo könnten ihn Schiffe von 25 Tonnen jederzeit befahren; ſo aber iſt man genöthigt, ſeine Effekten in einem Vorrathshaus am Hafen niederzulegen und ſie zu Land weiter transportiren zu laſſen. Dazu kann man ſich von den Einwohnern Eſel und Kamele miethen. Der Hafen ſelbſt erſtrekt ſich von Oſten nach Weſten eine halbe Meile in die Länge und ungefähr 70 Schritt in die Breite; er würde ſehr bequem ſeyn, wenn er reinlicher gehalten wäre; allein Reinlichkeit iſt keine Tugend der Neger. Es iſt hier eine Art Werft; Caillié bemerkte viele große Piroguen, die man ausbeſſerte; die Schiffer pflegen die Fahrzeuge, nachdem ſie dieſelben ausgeladen, auf das Ufer zu bringen und ihnen große Stücke runden Holzes zur Unterlage zu geben, ſo daß ſie über den Boden zu liegen kommen; ohne dieſe Vorſicht würden die Schnüre, welche das Gebälk der Schiffe verbinden, ſchnell faulen. Während der großen Ueberſchwemmung ſoll das Waſſer ſich zehn Schuhe über die Niederungen erheben, aber ſelbſt außer dieſer Periode reichen die Moräſte bis an das Städtchen hinan. Es kann daher auch von Feldbau nicht die Rede ſeyn; einige egyptiſche Balaniten, einige Datteln und einige Gärten mit Tabak, der jedoch nicht über 6 — 7 Zoll hoch wuchs, war Alles, was Caillié vom Pflanzenreich zu rühmen weiß; denn gegen Norden (Cabra liegt nämlich nördlich vom Fluß) iſt Sandwüſte. Die Einwohner von Cabra ſchätzt er zu 1000 — 1200; ſie beſchäftigen ſich ſämmtlich mit dem Handel. Da man gerade den Schluß des Ramadan feierte, ſo ging es ſehr lebhaft her. Das Volk drängte ſich durch die engen Gaßen, Weiber und Männer, Fiſch-, Milch-, Piſtazien-Händler durch einander; auch wurde getanzt. Caillié, der ſich weiter oben am Fluß vor den Surgu't oder Tuariks hatte in ſeiner Pirogue verſtecken müßen, erregte hier keine Aufmerkſamkeit. Es ſind jedoch meiſt nur Arme und Sclaven, die hier wohnen, da die Reichen Tunbuktu als Aufenthalts-Ort vorziehen. Caillié war von dem Scherif von Dhjenné an einen Tunbuktier, Sidi Abdallahi Schebir, empfohlen worden. Dieſer ſchickte ihm einige Sclaven entgegen, um ihn einer guten Aufnahme zu verſichern.

Es war am 20 April 1828, Mittags ¾ 4 Uhr, als die Karawane, bei welcher unſer Reiſender war, ſich nach Tunbuktu in Marſch ſetzte. Der Weg ging nordwärts an zwei großen Sümpfen vorbei, deren Ufer mit einigen 5 — 6 Fuß hohen Mimoſen prangten und die ſelbſt noch in einiger Entfernung Spuren einer wenn auch dürftigen Vegetation hervorrieſen; ſonſt gab es überall Nichts zu ſehen, als beweglichen Sand, durch den das Fußgehen ſo mühſam war, daß man die jungen Sclaven auf die Laſteſel ſetzte und reiten ließ. Endlich ſollte er das Ziel ſeiner Wünſche erreichen. Die Sonne ſank in dieſem Augenblick unter den Horizont, und ihre letzten Strahlen fielen auf die geheimnißvolle Stadt. Die Freude, die er bei dieſem Anblick fühlte, kann man ſich denken; was Keinem möglich geweſen, was mit unüberſteiglichen Hinderniſſen und Gefahren verknüpft ſchien, ihm war es gelungen! Indeß blieb der Anblick weit hinter der Erwartung zurück; er hatte eine ganz andere Idee von dem Reichthum und der Größe dieſer Stadt mitgebracht — und jetzt bot ſich ihm Nichts als eine unförmliche Maſſe ſchlechtgebauter Lehmhäuſer dar — mitten in einer unermeßlichen mit weißgelblichem Flugſand überwehten Wüſte. Wie ſich dieſe Anſicht von der Gegend mit die Nachrichten Shabini's und des afrikaniſchen Löwen*) vereinigen läßt, iſt ſchwer auszumitteln;

*) Da das ganze Intereſſe der Reiſe Caillié's ſich um Tunbuktu dreht, ſo folgt hier Tunbuktu, ob es gleich noch nicht an der Reihe wäre; wir behalten uns aber vor, über die andern Theile der Reiſe nachträglich Bericht zu erſtatten.

*) Es dürfte unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir den Bericht des africaniſchen Löwen Haſſan Ibn Mohammed el-Gharnati (Joannis Leonis Africani de totius Africae descriptione lib. Figuri 1559 p. 34 ſqq.) zur Vergleichung beiſetzen, da er von allen, die man vor Caillié hatte, vielleicht der authentiſcheſte iſt (vergl. Ausl. v. J. S. 366). „Werkſtätten von Handwerkern, inſonderheit Leinwand- und Baumwollenwebern, ſo wie Krambuden, giebt es in Menge. Auch wird durch Han-

Digitized by Google

wenn nicht anders die Annahme einer veränderten Richtung des Fluſſes, welche Caillié ſelbſt andeutet, dieſes Räthſel auflöſt. Auf jeden Fall berechtigt uns dieſer ſcheinbare Widerſpruch, bei den übrigen Kriterien innerer Wahrheit, nicht, an Caillié's treuer Berichterſtattung zu zweifeln, oder gar, wie in England geſchah, die Frage aufzuwerfen, ob er wohl wirklich in Tunbuktu geweſen ſey. Ein Theil des Widerſpruchs ließe ſich vielleicht auch dadurch erklären, daß Caillié und Shabini zu verſchiedenen Jahreszeiten in Tunbuktu waren. In der Regenperiode konnte der Theil drs Landes, welcher gegen den Fluß hin liegt, der ſich, wie es ſcheint der Stadt durch verſchiedne Krümmungen bald mehr bald weniger nähert, leicht freundlicher ausſehen als jetzt bei der Alles ausbrennenden Hitze des Sommers.

(Fortſetzung folgt.)

delsleute aus der Berberei nach Europa gebracht. Die Weiber hier zu Land verhüllen das Geſicht, mit Ausnahme der Mägde und Derer, welche Viktualien verkaufen. Die Einwohner, und darunter vorzüglich die Fremden, ſind außerordentlich reich, ſo daß der König (qui regem agit) ſeine beiden Töchter zwei der reichſten Kaufherren zur Ehe gegeben hat. Die Brunnen ſind zahlreich und liefern einen köſtlichen Trunk; und für den Fall, daß der Niger austritt, haben ſie Waſſerleitungen, mittelſt deren ſie ſich in der Stadt aus ihm verſehen. Früchte, Vieh, Milch und Butter hat man im Ueberfluß (Regio est frumentis, pecudibus, lacte atque butyro copiosissima); an Salz mangelt es dagegen total, und dieſes muß 50 Meilen weit aus der Stadt Tegaſa geholt werden. Während meines Hierſeyns wurde eine Kamelslaſt Salz um 80 Goldſtücke verkauft. Der König von Tombuto beſitzt unermeßliche Schätze (bracteas aliquot atque sceptra habet, quorum nonnulla mille et trecentarum sunt librarum), unterhält einen prächtigen Hofſtaat, und wenn er reist, ſo reitet er auf einem Kamel, das von ſeinen Vornehmen geführt wird; eben ſo wenn er in den Krieg zieht. Wenn Jemand den König anreden will, ſo fällt er vor ihm nieder und wirft Erde auf Haupt und Schultern; dieſe Sitte beobachtet Jeder, der noch nie zuvor mit dem König geſprochen; auch Alle, die von fremden Fürſten als Geſandte abgeſchickt ſind. Der König hat immer 3000 Reiter, außerdem aber noch unzähliges Fußvolk, welches mit vergifteten Pfeilen ſchießt. Ihre meiſten Kriege führen ſie gegen Diejenigen, welche den Tribut zu entrichten ſich weigern; Wen ſie gefangen nehmen, den verkaufen ſie als Sclaven. Die Pferde ſind rar und theuer; die Kauf- und Hofleute ziehen einige jung auf, um ſich ihrer auf Reiſen zu bedienen; die beſten kommen aus der Berberei. Sobald der König erfährt, es ſeyen wieder Kaufleute mit Pferden da, ſo läßt er ſich dieſelben vorzeigen, wählt ſich das trefflichſte davon aus und bezahlt es freigebig. Gegen die Juden iſt der König ſehr feindlich geſinnt, und läßt keinen in die Stadt; wenn er erfährt, daß ein Berber mit Juden zu ſchaffen hat, ſo legt er auf deſſen Güter die Hand. Man findet hier eine Menge von Richtern, Lehrern, Prieſtern und Gelehrten, welche von reichlichen königlichen Gehalten leben; unzählige Manuſcripte werden aus der Berberei eingeführt, an welchen mehr Geld verdient wird, als an allen übrigen Waaren. Die Münze iſt Gold, ohne Gepräge (nullis figuris insignita); die Stelle der Scheidemünze vertreten Muſcheln (Kauri's), die aus dem Lande der Perſer kommen und von denen 400 auf ein Goldſtück gehen; 6⅔ Goldſtücke gehen auf 1 Unze. Das Volk iſt von ſanftem Charakter und treibt ſich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mit Tanzen und Singen aller Orten herum. Die Stadt leidet ſehr von Feuersbrünſten; als ich mich das zweite Mal hier befand, legte ein Brand die Hälfte derſelben in fünf Stunden in Aſche.“ Der Verf. ſchließt, Dieß merke man wohl, mit den Worten: Nullum in suburbio hortum aut fructibus consitum locum reperies. Die obige Stelle: „Regio est frumentis etc. copiosissima“ dürfte alſo vielleicht doch die Gegend in etwas weiterem Sinne bezeichnen. Was der africaniſche Löwe von Cabra anführt, ſtimmt im Ganzen überein mit Caillié: „Cabra sic satis amplum absque muris ad pagi modum compositum oppidum, distat a Tumbuto ad flumen Nigrum in duodecimo fere milliario: hic mercatores ad Gineae aut Melli regnum navigare cupientes naves conscendunt. Hujus tam cives quam aedificia Tumbuti aedificiis atque civibus non admodum sunt inferiora: huc Nigritae navigio undique confluere solent. In hac civitate Tumbuti rex judicem quendam constituit, qui lites inter eos componeret; molestum enim erat, toties in anno eam ob causam eo proficisci. Frequentissimi hic exoriuntur morbi, qui rempublicam mirum in modum minuunt. Idque propter ciborum ineptissimam commixtionem: pisces enim lacte, butyro atque carnibus commiscent; estque hic praecipuus fere Tumbuti cibus. Von dieſer ineptissima ciborum commixtio werden ſich uns ſpäter auch aus Caillié Beiſpiele ergeben.

Eine Vorſtellung Hernani's.

(Fortſetzung.)

Da werde ich ein altclaſſiſches Geſicht gewahr, das unter mir auf einem nicht ſonderlich geputzten Rumpfe im Orcheſter reſidirt: Dich wähle ich mir zur Betrachtung, wie auch der Name Deines Inhabers laute. Du biſt ganz Auge für das Stück, und ich für Dich, denn ſchon lange bemerke ich, daß Du jedem Worte, jeder Wendung immer ein Ohr leihſt, welches ſich zum Fernrohr dreht, während Dein Auge ſich faſt ſchließt, um wie ein Luchsauge das Stück und die Schauſpieler und den Dichter zu durchdringen. Ich ſehe Dir an, Du haſt Deine Klaſſiker, die Griechen beſonders, beſſer im Kopfe als ein Andrer, Du biſt ein lebendiger Kommentar zu Ariſtoteles Poetik, Du haſt heute im Euripides geleſen, und Du ballſt ſo eben Deine Fauſt, weil ein Nachbar von Shakſpeare redet; Dir klingt gewiß das alte Lied in den Ohren:

Die ich mit wunden Händen auf dem Haupt
Die irdne Vaſe zu der Quelle trage,
Ich bin des Fürſten der Atriden Tochter,
Und die Hellenen nennen mich Electra.

Dafür mußt Du hören:

Suis-je chez dona Sol, fiancée au vieux duc
De Pastrana, son oncle, un bon seigneur, caduc...

Du weißt aus Boileau

Que toujours dans vos vers | le sens coupant les mots
Suspende l'hémistiche | en marque de repos.

L'Art poétique, Chant I.

Dafür mußt Du gleich Anfangs hören

... C'est bien à l'escalier
Dérobé

und ſpäter

Hélas! quand un veillard | aime, il faut l'épargner,

aber der Dichter ſchont Deiner nicht und ſündigt nochmals gegen Boileau:

Plus rien. C'est un plaisant | Drôle! C'est singulier.

Und nun gar die Wortſpiele! Wäre man ins Français gegangen, um eine Komödie zu ſehen, nun gut! ſo hätte man die Lachmaske angezogen und bei jedem Calembourg vor Freude die Zähne gezeigt. Aber in einem Trauerſpiel, in einem Drama, wo ſoll man mit dem tragiſchen Ernſt hin, wenn man in dieſer verderbten Zeit den Vers hört:

Le jeune amant sans barbe, à la barbe du vieux;

und:

J'accueillerais Satan, si Dieu me l'envoyait.

Die Mars mag es noch ſo unvergleichlich ausſprechen, es iſt unverzeihlich, daß der Tragiker perorirt:

Les femmes de la cour
Ont toujours un amour tout prêt pour votre amour.

Die leidige Alltagskronik in der erhabenen Tragödie! Wie? unterſteht ſich nicht Hugo, eine Perſon ſagen zu laſſen:

On dit qu'il vous trouva chez madame Giron,
Un soir que vous veniez de le faire baron.
Il veut venger l'honneur de sa tendre compagne.

Erkühnt er ſich nicht, das Pathetiſche mit einem Witze zu unterbrechen?

Ce Luther! beau sujet de soucis et d'alarmes!
Que j'en finirais vite avec quatre gens d'armes!

Erfrecht er ſich nicht zu einer wahrhaft ſhakſpear'ſchen Extravaganz?

Ah! Luther,
Soliman, Neptunus, le Diable et Jupiter,
Que me font ces gens là? Les femmes sont jolies,
La mascarade est rare, et j'ai dit cent folies

und gleich darauf:

... s'il m'eût cru, l'empereur eût donné
Lit de pierre au galant, lit de plume à la dame,

ſammt dem barocken:

Que je le crèverais volontiers de ma lame.

So Viel und nicht weiter: der Erzklaſſiker ziſcht, das Parterre geräth in Bewegung, ſteigt auf die Bänke, ſchreit à la porte, und ein romantiſcher Enthuſiaſt beſorgt den Rebellen mitten auf die Rue Richelieu.

Le vieillard qui rit dans les ténèbres ...
— Ne le voyez-vous pas?

Siehſt Du nicht, Du ſehend Blinder, Du lebendig-Todter, ruft die romantiſche Jugend dem hinausgeworfenen Klaſſizismus nach, daß hinter dieſen Wortſpielen und enjambemens, hinter dieſen Bäumen, vor welchen Du den Wald nicht ſiehſt, etwas ganz Anderes ſteckt, etwas natürlich Erhabenes, etwas luſtig Grauſenvolles? Der frohe Liebende, uneingedenk des Eides, der auf ihm laſtet, ergiebt ſich den Freuden der Gegenwart, aber

Le vieillard qui rit dans les ténèbres,
Ne le voyez vous pas?

Oder verlangſt Du ein Drama, mit deſſen Geſammteindruck wir uns begnügen? Dramatiſchen Effekt im Einzelnen, fehlt er etwa in Hernani? Gleich im zweiten Akt — Carlos will Dona Sol entführen, die edle Spanierin widerſteht dem fürſtlichen Gelüſte und Carlos droht: J'ai là pour vous forcer trois hommes de ma suite. von der Entführung hängt die Wendung des Stückes ab, da fällt wie ein Donnerſchlag Hernani in die Mitte:

Vous en oubliez un ...

Carlos ſteht entwaffnet vor dem Banditen, der von Blutsrache geſpornt ſeinen Tod geſchworen, aber die Würde des Monarchen entwaffnet den Banditen und Todfeind,

Je suis votre seigneur le roi:
Frappez:

und

Pas de duel. Assassinez moi: faites.

Auf den Kopf des Banditen wird ein Preis geſetzt, er entkömmt; aber ſein Leben, welches er achtet, ſo lang Carlos noch lebt, hat den Werth verloren, ſobald er die Geliebte für untreu hält; er entdeckt ſich, und ruft mit donnernder Stimme im Hauſe ſeines Nebenbuhlers:

Qui veut gagner ici mille carolus d'or?

Viens, ruft er, indem er einen unſchuldigen Knecht herbeizerrt

Viens, toi; tu gagneras la somme.
Riche alors, de valet tu redeviendras homme!

Verſchworne lauern auf Carlos und ſchwören ſeinen Tod in unterirdiſchen Hallen, während er die drei Kanonenſchüſſe abwartet, die ſeine Erhebung auf den Kaiſerthron ankündigen; Alles iſt finſter umher; im Augenblicke, wo die dritte Kanone abgefeuert wird, erſcheint Carlos den Verſchwornen:

Messieurs, allez plus loin! l'empereur vous entend.

Oder ſucht Ihr keinen dramatiſchen Effekt, wollt Ihr bloß Erhabenheit im Ausdruck, Verſe vom Schlage Corneille's?

D. Carlos. Et quand j'aurai le monde?
Hernani. Alors j'aurai la tombe.

Oder im Monologe von Carlos die an Karl den Großen gerichteten Worte:

Laisse, en ta paix profonde,
Carlos étudier ta tête comme un monde, —
Laisse qu'il te mesure à loisir, ô géant!
Car rien n'est ici bas si grand que ton néant.

Vergeßt beſonders nicht das große Verdienſt Hugo's um die frz Poeſie: Ihr wollt, er ſolle die Sprache nicht verjüngen, er verjüngt die Ideen; die Poeſie unſers Landes hat alle Zeitalter geſehen, die von der Poeſie erlebt werden können, die Anklänge der Troubadours und Trouvers ſind vorüber, vorüber die Kraft der Zeit Corneilles, die Verfeinerung Racine's, die kritiſche Zeit Boileau's, der euripideiſche Nachhall Voltaire's; im Nachbarlande hat Byron die Poeſie über ihr Ziel hinausgeführt; Hugo giebt ihr den urſprünglichen Reiz der Einfachheit wieder und bewahrt zugleich die Ueberlieferung der Kunſt. Hört und fühlt ſeine kindliche Poeſie in Hernani, nennt ſie immerhin naiv:

Des Flammes de tes yeux inonde ma paupière:
Parle-moi! ravis-moi! .... N'est-ce pas qu'il est doux
D'aimer et de sentir qu'on vous aime à genoux?
D'être deux? d'être seuls? et que c'est douce chose.

Digitized by Google

De se parler d'amour, la nuit quand tout repose?
Oh! laisse-moi dormir et rêver sur ton sein,
Dona Sol! mon amour! .. ma beauté!
(Bruit de cloches au loin)
Dona Sol, se levant.
Le tocsin!

Oder ſpäter:

Car la musique est douce,
Fait l'ame harmonieuse, et comme un divin choeur,
Eveille mille voix qui chantent dans le coeur!

(Fortſetzung folgt.)

Der Kapitän Bavaſtro.

Zur Zeit, als die engliſchen Schiffe alle unſre Häfen blockirt hielten, ſagt ein franzöſiſches Blatt *), lebte in Nizza ein armer Teufel, Schiffskapitän ſeiner Profeſſion nach, der, wie ſo viele andere ſeines Handwerks, beinah Hungers ſtarb. Seine Frau war in Lumpen gekleidet, ſeine beiden Kinder ſchleppten ſich elend an dem Hafen umher, und ihn ſelbſt ſah man Tage lang herumgehen, eine Cigarre von Papier im Munde, den trüben Blick auf das Meer gerichtet, und ein Boot ſich wünſchend, um hinaus in die See zu können, die ſo reich mit engliſchen Schiffen bedeckt war. Aber leider beſaß er nicht einmal einen Nachen; und es fand ſich Niemand, der ihm die Führung des kleinſten Fahrzeugs angetragen hätte.

So ſtand er auch eines Tages, und ſchaute lange von der Höhe des Felſen, der ſich in der Mitte der Stadt erhebt, auf das ſchöne, tiefe blaue Meer, und unwiderſtehlich erwachte in ihm die Sehnſucht nach ſeinem alten Leben. Brauchte er doch weiter Nichts, als ein Schiff, deren ohnehin ſo viele unbenutzt im Hafen vermoderten, einige beherzte Burſche und weniges Geld. Und war Dieß nicht alles in Nizza zu finden? Und ſein Muth, ſeine Entſchloſſenheit, mußten ſie nicht Denen Vertrauen einflößen, die ihm dazu verhelfen konnten? Erfüllt von dieſem Gedanken, begab er ſich zu einigen Kaufleuten von Nizza, auf die ſeine energiſche Rede, ſein beſtimmtes Weſen, und die Schilderung ſeiner verzweiflungsvollen Lage, Eindruck machten, und ſie beſchloſſen eine Subſcription zu eröffnen, um ihm die Mittel zur Ausrüſtung zu verſchaffen.

Das Fahrzeug war bald gefunden; es war ein altes, ſchlechtes Schiff, das ſeit 15 Jahren im Hafen von Nizza vergeſſen da lag. Drei Kanonen, zwei Dutzend Musketen und Piſtolen, eben ſo viele Säbel mit hölzernem Griff, Enterhaken, Kugeln und Pulver wurden an Bord gebracht; und bald fand der Kapitän 50 Männer ſeines Gelichters, eingefleiſchte Banditen, die ſich zu ſeiner Mannſchaft verſtanden. Ein Giftmiſcher von Chirurg, der in ſeinen alten Tagen keine Kranke hatte, wurde zum Schiffschirurg ernannt. Das Fahrzeug wurde eilig mit Tauwerk und Segel verſehen, betheert und ausgerüſtet, und ging ſo in die See, und Jedermann war am Tage der Abfahrt geneigt, für die Seelenruhe des Kapitäns und der armen Teufel, die ihn begleiteten, zu beten.

Der Vorräthe gab es nicht übermäßig; ſie reichten kaum für einen Monat; und der Monat verging ſchnell. Das Schiff kreuzte ſeit 20 Tagen vor dem Hafen von Kadix; ſchlich längs der Küſte von Spanien, ſuchte und ſpähete noch Beute in allen Buchten, und verfolgte Alles, was nur der Geſtalt eines Fahrzeugs ähnlich war. Aber damals waren alle Kauffarteifahrer auf Kriegsfuß ausgerüſtet, und das Schiff hatte nicht einmal die Mittel, den Kampf mit einem Gegner von 6 oder 8 Kanonen einzugehen. Die Seeleute und ihr Kapitän hatten daher lediglich Nichts zu thun; ſie aßen, ſchlieſen, ſchnupften, rauchten, tranken, und ließen die Tage hingehen, unbekümmert auf welche Weiſe die Kreuzfahrt endigen werde.

Endlich als eines Morgens der Kapitän verſtimmt und mißmuthig ſeine Geieraugen auf die weite See gerichtet hatte, gewahrte er am Horizonte ein gelbliches Segel. Es war eine tüchtige engliſche Brigg, die mit vollen Segeln auf Kadix losſteuerte; aber ſie führte 12 Kanonen. „Kinder!“ ſagte der Kapitän, nachdem er eilig die Mannſchaft um ſich verſammelt hatte, „was wollt Ihr thun? Zu Hauſe Hungers ſterben, und wie feige Memmen nach Nizza zurückkehren, wo Ihr ein Spott des Pöbels ſeyn werdet, oder die Brigg angreifen?“ „An die Brigg, an die Brigg!“ riefen alle Matroſen. Sogleich war Alles zum Angriff bereit; der Sohn des Kapitäns, der ihm gefolgt war und als Lieutenant diente, beſtieg mit einem Theil der Mannſchaft eine Schaluppe; ſein Vater blieb am Bord des Schiffes, und in einem Augenblick war die Brigg von beiden Seiten geentert. Die Korſaren erſtiegen ſie, und fielen, ohne auf die Kugeln zu achten, die auf ſie regneten, wie hungrige Wölfe über ihren Raub her. Der Kapitän eilte in die Kajüte des engliſchen Befehlshabers; dieſer ſtand am Eingang und erwartete ihn kaltblütig, eine Piſtole in der Hand, die er im Begriff war auf die Bruſt des Freibeuters abzudrücken; als ein Säbelhieb von hinten den Arm des Engländers niederſtreckte. Es war der Sohn des Korſaren, der ſeinen Vater vor einem unvermeidlichen Tode rettete. Die Brigg war bald genommen, in einen ſpaniſchen Hafen geführt, und dort verkauft. Ihre reiche Ladung betrug über zwei Millionen, und der Korſar nahm ſeinen Weg nach Nizza zurück.

Seine Ankunft war ein Feſttag für die ganze Stadt; das Volk lief an den Strand, um ihn ankommen zu ſehn, und Alles jubelte laut: „Bavaſtro kommt!“ er, an deſſen Heimkehr Niemand geglaubt hatte. Der Kapitän, nachdem er wieder auf dem Lande war, kleidete ſich prächtig, miethete eines der ſchönſten Häuſer der Stadt, richtete ſich auf den Fuß eines vornehmen Mannes ein, und umgab ſeine Frau mit allem Luxus, der in Nizza aufzufinden war. Seine Kinder brachte er in eine der beſten Erziehungsanſtalten der Stadt; und lange Tage der Freude und des Wohllebens kamen nun für den Korſaren. Er hatte achtmal hunderttauſend Franken für ſein Theil erhalten. Man entdeckte bald, daß er entfernt mit dem Marſchall Maſſena verwandt ſey; von allen Seiten lachte ihm das Glück; und der Kaiſer, von ſeinem kühnen Unternehmen benachrichtigt, überſchickte ihm das Kreuz der Ehrenlegion.

Dieß iſt eine der 5 oder 6 Heldenthaten des Kapitän Bavaſtro, des berühmten nizzäiſchen Korſaren, den das Miniſterium jetzt nach Toulon berufen hat, um ſich ſeiner bei der Expedition nach Algier zu bedienen. Man ſagt, er habe verſprochen, Huſſein-Dey, an Händen und Füßen gebunden, in das Lager der Franzoſen zu bringen.

*) Der Figaro.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 121. 1 May 1830

Gemälde aus Mexico.

8) Mexikaniſche Räuber.*)

Der Gouverneur von Tlascala hatte mir ein Empfehlungsſchreiben an den Befehlshaber der Beſatzung von Huamantla gegeben, wohin ich mich zu verfügen Willens war; Abends vor meiner Abreiſe ließ er mich jedoch noch einmal zu ſich kommen, ſagte mir, daß jene Straße durch Räuber gefährdet ſey, und rieth mir, den beſuchteren Weg nach Puebla einzuſchlagen. Ich hatte meine Einwendungen, mußte aber zuletzt den von ihm vorgebrachten Gründen nachgeben. So hieß ich denn am folgenden Tag meinen Diener mit meinem Gepäck, in Geſellſchaft eines Hauptmanns von der Miliz, der ſich ebenfalls nach Puebla verfügte, voraus gehen. Ich ſelbſt beſorgte noch ein Geſchäft, und machte mich erſt zwei Stunden nach Jenen auf den Weg. Noch waren keine drei Meilen von Tlascala an zurückgelegt, als ich drei ſehr wohl berittene Männer auf mich zukommen ſah, die ſämmtlich das Anſehen von Caballeros (Leuten von Rang, Herren) hatten; ich hielt an, um ſie zu fragen, ob ſie etwa meinem vorausgegangenen Bedienten begegnet ſeyen: ohne mich aber zum Wort kommen zu laſſen, umringten mich plötzlich alle Drei. Vor Verwunderung war ich ſtarr und ſtumm; inſtinktmäßig legte ich die Hand an die Flinte, die vorn an meinem Sattel hing; aber zu ſpät! bereits haben mich Zwei auf beiden Seiten gefaßt und der Dritte wirft mir die Schlinge um den Hals, mit welcher er mich alsbald vom Pferde zieht. Mit der Piſtole in der Hand bemächtigen ſie ſich auch meines Degens und führen mich unter Drohungen am Strick weiter. Ihre erſte Frage war nach meinem Gepäck. Ich hatte meine ſämmtliche Mineralien von Mexico nach Alvarado geſchickt; zwei Kiſtchen voll aber, welche ich ſeitdem wieder geſammelt, waren mit meinem Reiſegeräth auf ein Maulthier gepackt worden. Ohne Zweifel hatten die Räuber dieſelben in Tlascala, wo ein Fremder Aller Augen auf ſich zieht, bemerkt, ſie für Geldkiſten gehalten, und dieſe abzupaſſen ſich auf den Weg gemacht.

*) Nicht fern von der Gegend, wo Dickſon von Räubern angefallen wurde, erfuhr einige Jahre früher Beltrami daſſelbe Schickſal. Als Vervollſtändigung des durch Dickſon gegebnen Gemäldes, wird Beltramis Bericht nicht unerwünſcht ſeyn.

Mir blieb Faſſung genug, ihnen zu antworten, mein Gepäck, das der Wahrheit nach voraus war, komme erſt hinter mir her. — „Warum?" — Der Gouverneur wollte demſelben eine Bedeckung mitgeben. — „Wie kommt, daß es ſo lange ausbleibt?" — Die Soldaten mußten zuerſt ihre Pferde von der Walde holen: einſtweilen ritt ich langſam voran. — „Wie ſtark iſt die Bedeckung?" — Ich weiß nicht; ich hab Dieß dem Gutbefinden des Gouverneurs überlaſſen. — „Gieb uns Deine Uhr." Hier. — „Gieb uns Dein Geld." Ich gab ihnen einige Piaſter, welche ich in der Weſten-Taſche hatte; da ſie aber artig genug waren, mich nicht auszuſuchen, hielt ich nicht für nöthig, auch ein Dutzend Dublonen zu überreichen, die ſich in meinen Pantalons befanden, und verwies ihre Hoffnungen auf mein Gepäck.

Sie geboten mir, ihnen zu folgen. Umſonſt machte ich ſie auf die Unnöthigkeit der um meinen Hals geſchlungenen Schleife aufmerkſam, und verſicherte, daß ich auch ohne dieſelbe gut zulaufen würde. „Marſch! Picaro," (Schurke,) riefen ſie. — Gut, Caballeros, erwiederte ich. Sie führten mich in eine tiefe Baranca (Schlucht). Hier wollten mir zwei derſelben Hände und Füße mit der Schnur, die mir bereits um den Hals hing, zuſammenbinden. Dagegen wehrte ich mich wie ein Verzweifelter. Erſtaunt hielten ſie einen Augenblick an, was ich benutzte, ihnen mit lauter Stimme zu erklären, daß ſie mich, wenn ſie wollten, tödten könnten, daß ich aber nie zugeben würde, von ihnen, wie der Heiland von den Juden, mit Stricken gebunden zu werden. Dieß veranlaßte zunächſt einen Streit über mein Chriſtenthum; ſie hielten mich nämlich für einen Engländer, und jeder Engländer iſt in den Augen dieſes Volkes ein Ungläubiger; gleichwohl gingen ſie zuletzt auf meine Gründe ein und ließen mich ungeknebelt zurück, gegen Abforderung meines Ehrenworts, mich nicht von der Stelle zu rühren, widrigenfalls ſie mich mit meiner eignen Flinte erſchießen würden.

Sie ritten auf eine kleine Anhöhe, wahrſcheinlich um die Annäherung meines Gepäcks ſchon aus der Ferne zu bemerken. Blieb ich, und ſie überzeugten ſich zuletzt, daß das Gepäck bereits vorüber war: welcher Gefahr mußte mich da ihre Wuth ausſetzen! Floh ich dagegen, und wurde, wie nur zu wahrſcheinlich, durch ihre guten Pferde eingeholt, ſo war es nicht weniger um meine Haut geſchehen. Doch dünkte mir bei der Flucht irgend ein glücklicher Zufall immer noch möglicher, als

Digitized by Google

wenn ich blieb. So entſchloß ich mich denn ſchnell, rannte nach meinem Pferd, das ſie mit dem Halfter an einen Baum, nicht weit von mir, gebunden hatten, durchſchnitt den Halfter mit meinem Federmeſſer, das mir nicht genommen worden war, und jagte in vollem Galopp, dem Thier beide Sporen in den Leib bohrend und es mit lautem Ruf antreibend, davon. Der arme Rozinante, ermattet und hinkend von der langen Reiſe, wäre gleichwohl bald eingeholt geweſen, wenn ſich nicht glücklicher Weiſe Vorübergehende gezeigt hätten; worauf meine Caballeros umwandten.

Wie aber machte wohl mein vorangeſandtes Gepäck den Räubern entgangen ſeyn, die ſicherlich ſeit dem früheſten Morgen gepaßt hatten? Da ich einen großen Strohhut trug, den man ſchon von Ferne bemerkte, und ein weißes Pferd ritt, ſo hielten ſie mich für das Zeichen der ankommenden Beute, und hatten mein Gepäck, das von einem Caballero des Landes begleitet wurde, den ſie ohne Zweifel kannten, für ein dieſem gehöriges, unbedeutendes Gut genommen. Wie aber hatten ſie in Erfahrung gebracht, daß der Weg nach Huamantla von mir aufgegeben und derjenige nach Puebla gewählt worden war? Hier muß ich wohl ſagen: die Wände haben Ohren! denn ich hatte mit Niemand darüber geſprochen, als mit dem Gouverneur.

In der Mühle von Topovanco hielt ich an, und forderte die Bewohner auf, mit mir den Räubern nachzuſetzen. Beinah aber hätten mir Jene ins Geſicht gelacht; die Wegelagerer mochten wohl gar zu ihnen ſelbſt gehört haben. So ſetzte ich denn meinen Ritt nach Puebla fort, wo ich mein Gepäck wohlbehalten antraf. Meine Geſchichte machte daſelbſt großen Lärm. Der Gouverneur ließ meinen Bericht zu Protokoll nehmen. Wie es ſchien war der eine Räuber, der fortwährend auf meinen Tod angetragen hatte, wozu aber die beiden Andern ſich nicht verſtehen wollten, der berüchtigte Vicente Gomes.

Ueber dieſen — (auch von Dickſon S. 397 des Ausl. im Vorübergehen erwähnten) — furchtbaren Menſchen hier noch einige Worte:

Gomes, der während des Kriegs für die Unabhängigkeit bald als Patriot, bald als Aufwiegler, bald als Verräther aufgetreten war, durchzog lange Zeit die Provinz Tlascala an der Spitze einer Räuberhorde, indem er ſich das Anſehen gab, zum Beſten des Landes einen Kampf gegen die Regierung zu führen, welche er nöthigen wolle, alle Spanier zu verjagen. Unter dieſem Vorwand wurde von ſeiner Schaar Mord und Raub nach allen Seiten getragen. Um ihn näher zu bezeichnen, möge hier die Thatſache ſtehen, daß er die Spanier, welche während der Revolution in ſeine Hände fielen, ſämmtlich tödtete, oder, wenn er je Gnade gab, ſie wenigſtens entmannte, damit zum Mindeſten ihr Geſchlecht nicht fortgepflanzt würde. Gegenwärtig (1825) hatte er ſich auf eine für die Regierung ſchimpfliche Amneſtie hin zwar zurückgezogen, allein ſeine Bande beunruhigt immer noch das Land. Ein früher gegen ihn erlaſſenes Manifeſt iſt zu charakteriſtiſch für den ſpaniſch-amerikaniſchen Stil, als daß nicht einige Stellen daraus hier angeführt werden ſollten: „Ohne andere Erleuchtung, als einen blinden Hang zu den entwürdigendſten Laſtern, welcher durch deren fortwährende Ausübung immer mehr verſtärkt wird; ohne andres Recht, als ſeine Kühnheit; ohne andre Triebfeder, als die Zügelloſigkeit ſeiner Wuth wagt er (Gomes) dem theuern Vaterland anzumuthen, daß es auf den Beſitz ſeiner Freiheiten verzichte, und ſich aufs Neue unter das Joch erniedrige und krümme, das es glorreich zerbrochen hat. Unglaubliches Extrem der Frechheit! Ungereimtheit, die nicht mit Worten auszuſprechen iſt, gleich wie die ſtärkſte Entrüſtung noch nicht hinreicht dieſen Verrath hinlänglich zu vergelten! — Behaupten, daß die Geſittung vor dem Eigenſinn eines rohen Wilden weichen müſſe! Darauf ausgehen, daß unſre weiſen Inſtitutionen, die Frucht theurer Opfer von ſo vielen Jahren her, verſchwinden, lediglich darum weil es einem verdorbenen, laſciven Satyr, einem wilden, erbarmungsloſen Cyklopen ſo beliebt!

„Rächt, o Völker, die Schmach durch welche der ſchmutzige Tyrann uns entehrt, der darauf denkt, uns in Ketten zu legen; ſtoßt mit edelm Stolz den armſeligen Zuſtand von Euch, zu welchem er uns zu erniedrigen ſtrebt; reiniget Euer herrliches Land von dieſem ehrloſen Ungethüm, das, wo es ſeine unreine Füße hinſetzt, Jammer, Trauer und Verzweiflung mit ſich bringt.*)

Eine Vorſtellung Hernani's.

(Fortſetzung.)

„Wenn Ihr nur brav Lärm macht, ſo zankt Euch immerhin um Calembourgs, klaſſiſche Einheit, dramatiſchen Effekt *und* Naivität, und erlaubt mir, meine Herren, mir kein graues Haar darüber wachſen zu laſſen:“ ſo denkt der Repräſentant einer andern Gruppe, um welchen ſich die meiſten Schauſpieldichter des Parterre's drängen. „Ich bin politiſcher Zeitungsſchreiber, ein Ohr und eine Hand der öffentlichen Meinung, ich ſchreibe für das Heil der Nation quand même . . und ſo bin ich denn auch

---

*) Zur Vergleichung möge hier die von Beltrami in der Urſprache gegebne Stelle wörtlich ſtehen:

Sin otras luces, que una ciega inclinacion a los vicios mas degradantes, fortificada por el exercicio constante de ellos; sin otro titolo, que su antojo, y sin otro motivo, que el desanfreno de su furor, osa intimar a la cara patria que renunce a la poſſeſſion de sus libertades, y que se abeze y se encorve de nuevo bajo el yugo que gloriosamente quebrantò. Estremo increibile de temeridad! Loco arrojo que las voces no bastan a esplicar en lo que incluye de absurdo, como la indignazion no alcanza a perseguir con la vehemencia debida a lo que tiene de perfido! — Pretender que la ilustracion ceda su puesto al capricho de un rudo salvage! Intentar que desaparezcan nuestras sabias instituciones, fruto de los costosos sacrificios de tantos anos, nada mas que porque a el place a un ruin y lascivo satyro, a un feroz y despiadado ciclope!

Vengad, o pueblos, el oprobrio conque os deshonra el soez tirano, que aspira a incadenaros; repeled con noble fiereza el vilipendio con que trata de abatiros; purgad vuestro delicioso territorio de eſe infame monstruo, que doquiera que posa sus immondas plantas, lleva consigo el llanto, el luto y la desesperacion.

hierher gekommen, um zu ſehen, ob ſich in dieſem Drama kein Satz, kein Wort finden läßt, das mir als Bindfaden diene, einer deſpotiſchen oder ariſtokratiſchen Idee meiner Gegner die Kehle zuzuſchnüren. Ich war es übrigens dem Rufe Victor Hugo's ſchuldig, der, Poet von neuem Schlage, dem Miniſterium eine Penſionszulage, ſage dreitauſend Franken das Jahr, ausgeſchlagen hat. Gottlob, le temps marche, die Deputirtenkammer hat ſogar den Vorſprung, und es ſind nur einzelne Krebſe des Weltalls à la remorque den Goldſtrom der Freiheit hinauf zu ſchleppen. So tief iſt die Idee des Liberalismus ins Mark der Nation eingedrungen, daß man für einen Laffen gilt, wenn man nichts Weiter zu ſagen hat als „ich bin liberal", man muß Neues vorbringen, oder wenigſtens das Alte mit friſchen Farben bekleiden, wenn man angehört ſeyn will, und ſo muß ich denn auch Acht geben, wie Viel die Cenſur von den freiſinnigen Worten Hugo's ſtehen gelaſſen." — —

Qu'une idée, au besoin des temps, un jour éclose,
Elle grandit, va, court, se mêle à toute chose,
Se fait homme; — saisit les coeurs, creuse un sillon; —
Maint roi la foule aux pieds ou lui met un baillon;
Mais qu'elle entre un matin à la diète, au conclave,
Et tous les rois soudain verront l'idée esclave,
Sur leurs têtes de rois que ses pieds courberont,
Surgir, le globe en main, ou la tiare au front....

„Das Stück geht durch."

Vois au-dessous des rois les maisons féodales,
Margraves, cardinaux, doges, ducs à fleurons;
Puis évêques, abbés, chefs de clans, hauts barons;
Puis, clercs et soldats; puis, loin du faîte où nous sommes,
Dans l'ombre, tout au fond de l'abime, les hommes,
Les hommes! — c'est à dire une foule, une mer,
Un grand bruit; pleurs et cris: parfois un rire amer.
— — — — —
Gouverner tout cela: monter, l'on vous nomme,
A ce *faîte*! y monter, sachant qu'on n'est qu'un homme?

„Das Stück macht Furore."

Don Ricardo (à Sanchez).
Le roi m'a nommé comte.

Don Carlos.
Assez!
Bien! (à **Ricardo**) J'ai laissé tomber ce titre... Ramassez.

Ricardo.
Seigneur, vous m'avez tutoyé,
Me voilà Grand d'Espagne.

Don Carlos (à part)
Ah, tu me fais pitié,
Ambitieux de rien! Engeance intéressée!
Comme à travers la nôtre, ils suivent leur pensée!
Pour un titre ils vendraient leur âme en vérité!
Vanité! vanité! tout n'est que vanité!

„Unvergleichlich! Wer ſo ſchreibt, den penſionirt die Nation."

Oui, trois de mes cités de Castille ou de Flandre,
Je les donnerais! — Sauf, plus tard, à les reprendre!
Le bleu manteau des rois pouvait gêner vos pas,
La pourpre vous va mieux, le sang n'y paraît pas.

„Gleich wenn ich nach Hauſe komme, nehme ich Montesquieu und Benjamin Conſtant zur Hand und will mit Hülfe dieſer Verſe und meiner Binde-Ideen einen politiſchen Zeitungsartikel ſchreiben, der ſich gewaſchen haben ſoll. Wir wollen den Potentaten eine Lection geben:„

Vingt peuples dont un seul ferait peur à vingt rois,
Tout pressé, tout pressant, tout à faire à la fois,
Je t'ai crié: „Par où faut-il que je commence?"
Et tu m'as répondu: „Mon fils, par la clémence!"

„Um aber nicht die Gnade eines Procureur-Generals anrufen zu müſſen, auch ein Schmeichelwort:"

L'empereur mon aïeul disait au roi Louis:
Si j'étais Dieu le père, et si j'avais deux fils,
Je ferai l'aîné Dieu, le second roi de France, . .

„Was mag erſt die Cenſur an dem Stücke geſtrichen haben, „dieſe dramatiſche Cenſur" klagt Hugo „das einzige Hinderniß der Theaterfreiheit zu einer Zeit, wo von Seiten des Publikums kein Hinderniß mehr ausgeht. Ich werde es ſpäter auf meine Gefahr und aus Liebe zur Kunſt verſuchen, die tauſend Mißbräuche dieſer kleinen Geiſtesinquiſition zu charakteriſiren; ſie hat wie die religiöſe Inquiſition ihre geheimen Richter, ihre maskirten Henkersknechte, ihre Tortur, ihre Verſtümmelung, und ihre Todesſtrafe. Zerreißen will ich, wenn es angeht, dieſe Polizeiwindeln; eine Schande, daß im neunzehnten Jahrhundert das Theater noch darin eingewickelt iſt."

(Schluß folgt.)

Der falſche Meſſias.

(Schluß.)

Indeſſen war Sabbathai jetzt zu weit gegangen, um wieder zurück zu können; ſeine Anhänger forderten laut, daß er nach Konſtantinopel gehe und dem Großſultan die Spitze biete. Er kam an, von unzähligen Schaaren ſeiner Freunde begleitet, und von den Juden zu Konſtantinopel mit dem freudigſten Zuruf empfangen. Der Sultan war abweſend; er verlangte eine Audienz beim Großweſir. Der Weſir verſchob dieſe, bis er Verhaltungsbefehle von ſeinem Herrn erhalten habe. Der Sultan ſandte den Befehl, Sabbathai feſt zu nehmen und in ſicherem Gewahrſam zu halten. Der Großweſir ſchickte einen Aga und einige Janitſcharen in die Wohnung Sabbathai's; aber der abergläubiſche Aga wurde ſo ſehr durch den Anblick des Meſſias aus der Faſſung gebracht, der „glänzend, wie ein Engel" dageſeſſen habe, daß er zitternd und verwirrt zu ſeinem Gebieter zurückkehrte. Ein anderer Aga wurde geſchickt und kehrte auf dieſelbe Weiſe zurück. Sabbathai ſtellte ſich indeſſen freiwillig als Gefangener; das Schloß Seſtos wurde ihm als eine Art ehrenhaftes Gefängniß angewieſen, wo ſeine Anhänger freien Zutritt zu ihm hatten. Von hier aus erließ er ein Manifeſt, worin das Trauerfeſt, welches die Juden zum Andenken der Zerſtörung von Jeruſalem am 9 Auguſt feiern, aufgehoben und dagegen geboten wurde, dieſen Tag als den Geburtstag des Meſſias Sabbathai Sevi als ein Freudenfeſt zu begehen. In Seſtos empfing er eine Deputation aus Polen, die er

durch ſeine tiefe Kenntniß und ſeine ſchnelle Anwendung der Cabbala in Erſtaunen ſetzte. Dagegen war in Konſtantinopel ein hartnäckiger Ungläubiger, Namens Nehemiah, der drei Tage lang allen Beweisgründen des Meſſias widerſtand und ihn endlich für einen Betrüger erklärte. Die Anhänger Sabbathai's erhoben ſich mit der äußerſten Wuth; und als Sabbathai ſeinen Gegner mit dem Tode bedrohte, fielen ſie ſogleich über den Unglücklichen her, um dieß Urtheil zur Vollziehung zu bringen. Der Rabbiner entkam aus dem Zimmer und floh, von den Freunden Sabbathai's verfolgt; keine Rettung war für ihn zu hoffen, als er plötzlich einem Türken den Turban vom Kopf nahm, ſich ſelbſt aufſetzte und laut ausrief: „Ich bin ein Moslem.'' Die Türken nahmen ihn ſogleich unter ihren Schutz, und er wurde nach Adrianopel zum Großſultan geſandt, der bald darauf auch Sabbathai vor ſich bringen ließ. Sabbathai ſtand vor dem Großherrn; er war des Türkiſchen unkundig, und ein jüdiſcher Renegat verſah daher die Stelle eines Dolmetſchers. Aber der Mann, vor welchem die entſetzten Aga's gezittert hatten, verlor jetzt ſeinerſeits vor der Majeſtät des Sultans alle Geiſtesgegenwart; als der Sultan ihn fragte, ob er der Meſſias ſey, ſtand er zitternd ohne Antwort und ſchwieg. An Grund zur Beſorgniß fehlte es ihm freilich nicht; denn der Sultan hatte ihm den echt türkiſchen Vorſchlag gemacht: „Er wolle drei vergiftete Pfeile auf den Meſſias abſchießen; beweiſe er ſich als unverwundbar, ſo wolle er ſelbſt ſeinen Anſpruch anerkennen. Weigere er ſich dagegen, ſich dieſem Urtheil zu unterwerfen, ſo habe er die Wahl, ſich tödten zu laſſen, oder den Mohammedanismus anzunehmen.'' Der Dolmetſcher drang in ihn, ſich zu dem Letzteren zu entſchließen; — Sabbathai zögerte nicht lange; er nahm den Turban und ſprach die unwiederruflichen Worte: „ich bin ein Muſelmann!'' Der Großherr, ſtatt ihn mit Verachtung von ſich zu weiſen, ließ ihn mit einem Ehrenpelze bekleiden, nannte ihn Aga Mohammed Effendi und erhob ihn zu dem Rang eines Capidſchi Baſchi. Beſtürzung verbreitete ſich bei dieſer unerwarteten Nachricht unter den Anhängern Sabbathai's; die Propheten und Prophetinnen verſtummten; aber Sabbathai war nur durch das todverkündende Antlitz des Sultans zu ſchrecken. Er erließ ein Ausſchreiben an ſeine Brüder in Israel: „Ich, Mahommed, Capidſchi Baſchi, thue Euch hiermit kund, daß Gott mich aus einem Israeliten zu einem Ismaeliten umgewandelt hat. Er ſprach, und es war geſchehen; er befahl, und es war erfüllt. Gegeben an dem neunten Tage meiner Wiedergeburt nach ſeinem heiligen Willen.'' Er wußte mit außerordentlichem Scharfſinn prophetiſche Verkündigungen dieſer Umwandlung ſowohl aus der jüdiſchen Tradition als aus der heiligen Schrift beizubringen; und ſo behauptete er lange Zeit ſeinen doppelten Charakter mit dem beſten Erfolg, indem er von den Moslimen als ein Gläubiger, von den Juden als ihr Meſſias geehrt wurde. Viele der letzteren folgten ſeinem Beiſpiel und nahmen den Turban. Sein polniſches Weib ſtarb; und er verheirathete ſich aufs Neue mit der Tochter eines gelehrten Mannes, welche dieſer geſetzwidrigen Verbindung wegen von den Rabbinern excommunicirt wurde. Sie nahm gleichfalls den Islam an. Endlich gelang es den Rabbinern, welche die Ausrottung des Judenthumes befürchteten, das Ohr des Sultans zu gewinnen. Der Meſſias wurde gefangen genommen und in die Cittadelle von Belgrad geſetzt, wo er im J. 1676 an einer Kolik ſtarb, im ein und fünfzigſten Jahre ſeines Alter. Man hätte erwarten ſollen, daß ſeine Sekte, wenn ſie auch bei ſeinem Abfall fortbeſtand, doch ſeinen Tod nicht überleben würde; aber die Hartnäckigkeit des Aberglaubens iſt unmöglich zu berechnen: ſeine Nachfolger gaben aus, er ſey in den Himmel verſetzt worden, wie Enoch und Eliah; und ungeachtet aller Bemühungen der jüdiſchen Prieſterſchaft, breitete die Sekte ſich immer weiter aus. Sein Vorläufer, Nathan von Gaza, hatte ihn bei ſeinem Abfall zum Islam verlaſſen und predigte gegen ihn in Italien und Corfu; aber das Merkwürdigſte iſt, daß Nehemiah, ſein heftigſter Gegner, den in der Noth ergriffenen Islam abſchwor und zuletzt noch ſich zum Sabbathaismus bekannte. Ein Prophet in Smyrna verkündete, der Meſſias würde in 111½ Jahren wieder erſcheinen. Am Ausſchweifendſten war indeſſen die Lehre Michael Cardoſo's, die ſich ſchnell von Fez bis nach Tripoli und ſelbſt bis nach Egypten ausbreitete; der Sohn David's, ſagte er, würde nicht eher wieder erſcheinen, als bis ganz Israel entweder heilig, oder ganz gottlos wäre; und da nun das Letztere bei Weitem das Leichtere ſey, ſo empfahl er allen echten Israeliten, die Ankunft ihres Meſſias zu beſchleunigen, indem ſie zum Mohammedanismus abfielen; Viele befolgten in frommem Eifer dieſen Rath. Noch jetzt beſteht der Sabbathaismus als eine jüdiſche Sekte; obwohl die meiſten ſeiner Anhänger wahrſcheinlich mehr durch eine Art von religiöſem Corporationsgeiſt, als durch beſtimmte und eigenthümliche Glaubensartikel zuſammengehalten werden.

Forby's oſtengliſches Idioticon.

Mehr als vielleicht in irgend einem anderen Lande iſt das Studium der verſchiedenen von der Schriftſprache abweichenden Dialekte bisher in England vernachläſſigt worden; und Alles, was in dieſer Beziehung geſchehen iſt, beſchränkt ſich faſt ausſchließlich auf die Sammlung einer Anzahl mundartlicher Ausdrücke und Redensarten. Der Erſte, der überhaupt auf dieſen wichtigen Theil der Sprachforſchung achtete, ſcheint ein Arzt Namens Thomas Brown geweſen zu ſeyn, der ſich im J. 1637 zu Norwich niederließ und bald darauf über einige Provincialismen der Umgegend, die ihm als Fremdem neu waren, ſchrieb. Aehnliche Wörterverzeichniſſe findet man in vielen Provinzialgeſchichten, ſo wie manches hieher Gehöriges in der Archäologia Britannica. Dr. William trug bereits im 17 Jahrh. die Provincialismen von dem weſtlichen Theile (der Weſtriding) von Yorkſhire, ſo wie Wildraham im 18 jene von Cheſhire zuſammen. Hieher gehören noch Brockets Buch über den Dialekt von Northumberland und die vor Kurzem erſchienenen Bände über die Mundart von Craven. Alle dieſe Arbeiten beabſichtigten nur ernſte Sprachforſchung; nicht weniger wichtig für denſelben Zweck ſind aber Poſſen und Schwänke wie Timo Thy Bobbin, der Lancaſhireman und andere, in denen die Volksmundart zur Beluſtigung der Leſer angewandt wird, und von denen Groſe in ſeinen „Provincialismen,'' und nach ihm Samuel Pegge, vortheilhaften Gebrauch machte. Der letzte, und wie es ſcheint, einer der einſichtsvollſten unter den Sammlern und Arbeitern auf dieſem ſo wenig angebauten Felde war ein kürzlich verſtorbener Geiſtlicher in Norfolk, Forby, der in ſeinem Wörterbuch von Oſt-England (Vocabulary of East Anglia. Lond. 2 vols. 1830. 8.) bloß aus den Provinzen Suffolk und Norfolk 3500 mundartliche Ausdrücke zuſammenſtellte, von denen nur 600 ſich in frühern Sammlungen befanden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 122 und 123. 2 und 3 May 1830.

Reiſebemerkungen von Wagler.

Die Camilla, das Dampfboot, commandirt von dem Capitän Weeks, geht wöchentlich zweimal von Havre nach South-Hampton in England ab, und legt dieſen Weg in etwa 12—15 Stunden zurück. Die Geſellſchaft von Reiſenden, welche mit abgeht, iſt immer ziemlich beträchtlich, und beſtand dießmal aus 22 Perſonen, das Schiffsperſonale ungerechnet. Das Boot iſt ſehr ſchön gebaut, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten für die Reiſenden verſehen, und beſonders in Beziehung auf Küche und Keller einem ſchwimmenden Hotel vergleichbar. Anfänglich waren die Reiſenden heitern Muthes; man lachte, ſcherzte, und erfreute ſich der ſpiegelebenen See und des ungetrübten blauen Himmels. Doch allmählig veränderte ſich die Scene. Die Gemüther wurden unruhig, und man fing an über die bruſtbeklemmende Seeluft zu klagen, das durch die Räder des Schiffes hervorgebrachte, ununterbrochene Gepolter zu tadeln, und endlich fand man auch den Dampf der Steinkohlen unerträglich, welcher ſich, wie eine dicke, ſchwarze Wetterwolke auf der Zinne des eiſernen Ofenſchlundes wirbelnd umhertrieb. Immer wurde es leerer auf dem Verdecke, und nur noch Einige, welche ſich zuvor laut gebrüſtet hatten „es ſey ihnen unbegreiflich wie man ſeekrank werden könne,“ klammerten ſich, mit ängſtlich-ſcheuem Blicke, ob man ſie auch beobachte, am Geländer des Schiffes oder an einem Stricke der Maſten an, und haderten in einer leicht begreiflichen, aber unnatürlichen Weiſe mit dem Meere. Bald entfernten auch dieſe ſich.

Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Schiffe her,
Als ob die Gottheit nahe wär:
Und leiſe nur, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Gebälkes Rund,
Mit langſam abgemeßnem Schritte
Verſchwinden ſie im Hintergrund!

Weeks am Compaſſe, der Pilot am Rade des Steuerruders und ein Paar Engländer, welche auf den Strängen eines mächtigen Taues ſaßen, ſchauten ruhig drein. Auch ich blieb von dieſer heilloſen Krankheit verſchont, welche den Reiſenden ſelbſt auf einer ſo kurzen Spanne Meers ereilt. Das beſtändige Beben der Dampfſchiffe, in der Nähe ihrer Räder, ſcheint der Erzeugung dieſes Meerübels beſonders günſtig zu ſeyn. Wir waren kaum einige Meilen von Frankreichs Küſten entfernt, als auch ſchon mehrere Reiſende ſeekrank, und nach dem heftigſten Erbrechen ſo ſchwach wurden, daß ſie kaum mehr zu gehen vermochten und einem Sterbenden glichen. Die Neugierde trieb mich in den Schiffsraum hinab, in deſſen Wänden ſich die Schlafkäſten der Reiſenden mit ſehr reinlichen und guten Betten befinden. Himmel welch ein Anblick! Man hätte glauben mögen es ſeyen hier Orgien gefeiert worden. Troz dem Mitleiden mit den Kranken, konnte ich mich beim Anblicke des Ganzen des Lachens kaum erwehren. Da ſah ein dicker Herr mit hängenden Backen, deren Kupfer ſelbſt die gewaltſamen Erſchütterungen des Magens nicht zu bleichen vermocht hatten, matt und unbeweglich aus dem Kaſten der Wand, wie aus dem Rahmen ein Bild, hervor. Man hätte ſeinen Blick andächtig nennen können, ſo feſt waren die kleinen, braunenloſen Augen emporgerichtet, hätte nicht ein trüber See zwiſchen der Krauſe der Bruſt alle Täuſchung der Art unmöglich gemacht; Andere hatten nicht mehr Kraft genug, in die Bettſtelle völlig hineinzukriechen, und ſo kam es, daß hier ein Fuß, dort ein Arm über den Rand derſelben hervorragte. Diejenigen, welche keinen Platz mehr in den Betten gefunden hatten, lagen zerſtreut auf dem Boden der Cajüte oder auf deren Bänken umher. Wer hier ein Hogarth geweſen wäre!

Der Canal zwiſchen Havre und South-Hampton iſt ſehr arm an Vögeln. Ein Larus canus, welcher von der von Schiffen umſtarrten Inſel Wight hergezogen kam, hoch über unſer Schiff hinſchwebte, und eine Lumme (Uria Grylle), die ſich außer Schußweite auf dem Meere umhertrieb, waren alle Vögel, welche ich daſelbſt beobachtete. Eine halbe Meile von der engliſchen Küſte aber war die See, ſo weit man ſah, mit himmelblauen Meduſen (Rhizostoma caeruleum Cuv.) bedeckt, deren einige faſt einen Schuh, andere kaum einen Zoll breit waren. Die Zollbeamten (Coustomhouse officers) welche in dieſem Augenblick in einem Boote von der Küſte herbeiſchifften, unſere Päſſe abforderten und das Reiſegepäck in Verwahr nahmen, geſtatteten mir es nicht, in ein Boot zu ſteigen, um von den Meduſen einige Exemplare einzuſammeln. Eine Stunde darauf waren ſie mit Einem Male verſchwunden. Sehr läſtig iſt die genaue Unterſuchung des Gepäckes der angekommenen Fremden im Zoll-

Digitized by Google

hauſe zu South-Hampton, welches ziemlich geräumig iſt, und nahe am Strande liegt. Ueber dem Polizeibeamten, welcher die Päſſe unterſchrieb, hing eine gewaltige Menge von Piſtolen und Flinten, ſämmtlich ſehr regelmäßig und in Geſtalt eines Sternes geordnet. Der Beamte ließ ſich für die Mühe der Unterſchrift eine kleine Belohnung gerne gefallen, und ſchien darnach die Vornahme der Perſonen, von welchen er dergleichen erhalten zu können hoffen durfte, zu beſtimmen.

Eine große Anzahl von Wägen mit 4—6 Pferden beſpannt ſtunden zur Aufnahme der Reiſenden nach London, welches von South-Hampton nur eine Tagreiſe entfernt iſt, in der Nähe des Zollhauſes bereit. Wie vom Winde getragen eilt man darin auf den ſorgfältigſt gewölbten und geebneten Chauſſeen der Rieſenſtadt zu. Entzückend ſchön ſind die Gefilde, welche wir durchfuhren. Sanft emporſteigende Hügel, vom ſaftigſten Grün überzogen, mit zahlreichen Heerden von Lämmern und Rindern auf ihren Abhängen, wechſeln beſtändig mit Niederungen ab, die von kleinen Nadel- und Laubholzwäldchen bedeckt ſind, und hie und da von einem kryſtallhellen Bache durchſchnitten werden, in deſſen Nähe die Pflanzen in üppiger Fülle ſproſſen. Zwiſchen dieſen Hügeln ſchimmern allenthalben dem Reiſenden die freundlichen Sommerwohnungen reicher Privatperſonen entgegen. Bis unter das Dach hin ſind oft ihre Wände von Wein- oder Roſenlaub umrankt. Mehrere waren von blühenden Roſen wie überſäet, welche den reizendſten Anblick gewährten, und die Vorüberziehenden mit ihrem Wohlgeruch überſchütteten. Zu all' dieſer Pracht des Landes kommt noch der Geſang der von mir nirgends häufiger als hier beobachteten Weißdroſſeln und Amſeln, deren Lied aus jedem Buſche laut erſchallt. Von zahlloſen Blüten des rothen Fingerhutes war eine große Strecke der Chauſſée, aus deren Gräben mannshohe Farrnkräuter emporſtrebten, wie von einem purpurnen Saume, umzogen.

So geſpannt ich auch auf den Anblick Londons und ſeiner Sehenswürdigkeiten war, ſo hätte ich doch länger in dieſer reizenden Gegend verweilen mögen, aber ehe ich mich deſſen verſah, langten wir in der Stadt an. Die Blicke des Naturforſchers reizt, ſelbſt inmitten der größten menſchlichen Werke, vor Allem andern das Natürliche, und ſo kam es denn, daß auch ich, als wir wegen der großen Volks- und Wagenmenge, nicht ohne Zaudern die Straßen Londons durchfuhren, vor den Fenſtern verſchiedener Kramläden die großen, fünf bis ſechspfündigen Taſchenkrebſe (Cancer pagurus) mehr als die Weſtminſterabtei; die großen, centnerſchweren, weſtindiſchen Seeſchildkröten (Chelonia Midas), welche man eben vor dem Hauſe eines Kaufmanns ablud, mehr als die Paulskirche; einige wunderliche, in den Straßen wandelnde, ſchiefäugige Chineſen mehr als die 1223 Fuß lange, und 44 Fuß breite Weſtminſterbrücke betrachtete und daß ich, abgeſtiegen im Gaſthofe, nicht nach dem Rieſenbaue unter der Themſe, ſondern nach der Wohnung des berühmten Reiſenden und Naturforſchers Robert Brown fragte.

Brown nahm mich freundlich auf, machte mich ſogleich mit den anweſenden Mitgliedern der Linnean Society, in deren Hauſe er ſeine Arbeitszimmer hat, und deren Bibliothekar er iſt, bekannt, und zeigte mir das zoologiſche Cabinet und die Bibliothek dieſer um die Beförderung der Naturwiſſenſchaft ſehr verdienten Geſellſchaft. Beim Eintritt in das Bibliothekszimmer überraſchte mich das ſchöne, lebensgroße Bild des Capitän Cook und eine coloſſale, auf einem beſondern Tiſche aufgeſtellte, in Wachs künſtlich nachgebildete Schmarotzerblume (Rafflesia Palma), welche auf den Sundainſeln, in der Nähe des Meers wachſend, drei Schuh im Durchmeſſer hat, und dem berühmten, vor Kurzem leider verſtorbenen britiſchen Gouverneur und javaniſchen Geſchichtſchreiber Sir Stamford Raffles zu Ehren genannt wurde, welcher nicht nur das zoologiſche Cabinet dieſer linneiſchen Geſellſchaft mit intereſſanten Thieren, ſondern auch das britiſche Muſeum mit vielen Antiquitäten der Hindus bereicherte.

Die Bibliothek der linneiſchen Geſellſchaft, früherhin größtentheils das Eigenthum des berühmten Joseph Banks, iſt im Beſitze einiger ſehr ausgezeichneten, im Publikum bis jetzt noch nicht erſchienenen Werke, als des zoologiſch-botaniſchen Manuſcriptes Solanders, eines Schülers Linnés, welcher, wie bekannt, in Begleitung des Ritters Banks mit Cook die erſte Reiſe um die Welt machte; der botaniſchen Manuſcripte Banks, ſo wie der Originalabbildungen von Thieren und Pflanzen (mehrere Hundert an der Zahl), die Georg Forſter auf ſeiner cook'ſchen Weltumſeglung mit Hülfe Sparrmanns und des der Expedition beigegebenen Malers Hodges verfertigte, und welche Forſter, dem Vater, zufolge einer Streitigkeit mit den Lords des Admiralitäts-Collegiums, abgefordert, ſpäterhin ein Eigenthum der bank'ſchen, und nun dieſer Bibliothek wurden, und deren dazu gehöriges, aus mehreren Bänden beſtehendes Manuſcript die Bibliothek in Berlin beſitzt. — Man erlaubte mir *ohne* Umſtände Auszüge aus dieſen Werken zu machen. Die *zoologiſche* Sammlung iſt zwar nicht ſehr groß, aber vorzüglich reich an neuholländiſchen Thieren, welche der ehmalige Capitän Vigors, der Secretär der Geſellſchaft, in den Memoiren der linneiſchen Geſellſchaft (Transactions of the Linnean Society) *bekannt* machte. Skelete, überhaupt anatomiſche Präparate, vermißte ich ganz.

Hr. Gray, eines der Mitglieder der linneiſchen Geſellſchaft, führte mich am andern Morgen in's britiſche Muſeum, und machte mich an demſelben Tage auch mit dem berühmten Anatomen Everard Home bekannt.

Eine Vorſtellung Hernani's.

(Schluß.)

„Ihr Alltagsmenſchen! ins Theater zu gehn, um ſich zu amüſiren, um den Romanticismus kämpfen zu ſehen, um politiſche Perlen zu fiſchen, und ſich paſſiv vor einem Kunſtwerke zu verhalten, als ob das Kunſtwerk fühle, denke, handle, und nicht der Zuſchauer! Ich für meinen Theil, Repräſentant einer *fünften* Gruppe, bin hergekommen, um mit kritiſchem Auge Die zu betrachten, welche uns mit einer Illuſion beſchenken wollen; ich will nicht das Drama ſehn, ſondern die Mars.

Bei der Mars freilich, bei dieſer ewigen Göttin mit un-

zähligen Attributen, wird meine Kritik zu Schanden; ich mag mir ein Herz faſſen und mir Gewalt anthun, um kritiſch zu verfahren, ſie erhebt ſich über das Urtheil, ſie läßt ſogar ihre Individualität verſchwinden, man wird faſt mit den Andern paſſiver Zuſchauer und Bewunderer, ich ſehe nicht die Mars, nur die Spanierin Dona Sol. Welche Künſtlerin! wie ſie vom Luſtſpiele, worin allein ſie ſonſt ſpielte, ſich zum Drama in „Menſchenhaß und Reue" emporzuſchwingen verſtand, und von der naiven Einfachheit in dem erſten Akte Hernani's zu dem wahrſten tragiſchen Pathos im fünften Akt! Ich kam um zu kritiſiren, aber man hat Recht, die Mars als Dona Sol iſt wie Talma als Karl VI, Rolle und Künſtler verſchmelzen, und der Zuſchauer fragt ſich, ob wohl die wirklichen Helden und Heldinnen im Leben ihre Rolle ſo wahr geſpielt haben als dieſe meiſterhaften Künſtler . . .

Man wird ordentlich verliebt mit der Mars, wenn ſie improviſirt, der Dichter hat es ihr wahrlich nicht vorgeſchrieben.

J'ai besoin de vous voir, et de vous voir encore,
Et de vous voir toujours;

man möchte ordentlich weinen, wenn ſie Hernani erwiedert!

Hernani

Mais t'offrir la moitié de l'échafaud! pardonne,
Dona Sol! l'échafaud — c'est à moi seul.

Dona Sol

Pourtant
Vous me l'aviez promis!

Man lacht und weint zugleich im fünften Akte:

Dona Sol

Oh! que vous êtes bon pour une pauvre femme,
Hernani de mon coeur! . .

und wie naiv, wenn Hernani die Liebende ins Brautgemach führen will — Tout à l'heure! und nochmals:

Vous êtes noble et fier, monseigneur . . . — tout à l'heure!
Un moment! vois-tu bien, c'est la joie! et je pleure!

Welcher zarte Ausdruck in dem Liebes-Liſpeln:

Sur nous, tout en dormant,
La nature à demi veille amoureusement.

Drauf ihre Wuth gegen den Oheim, der ihr den Gemahl entreißen will:

J'ai fait la fille douce, innocente et timide;
Mais voyez-vous cet oeil de pleurs de rage humide?

Sie will den furchtbaren Oheim zur Gnade bereden:

Je vous aimerai bien aussi, vous . . .

Sie fleht um einen Augenblick Zeit;

Un instant, monseigneur! . . . mon don Juan! Ah, tous deux
Vous êtes bien cruels! — Qu'est-ce que je veux d'eux?
Un instant! voilà tout . . . . tout ce que je réclame! . .
Enfin on laisse dire à cette pauvre femme
Ce qu'elle a dans le coeur! . . . Oh! laissez-moi parler . .

Die Qual des Weibes in der Todesangſt:

Oh! je ne savais pas qu'on souffrît à ce point!

Ihre Ergebung im letzten Augenblick:

Hernani. Souffres-tu?
Dona Sol. Rien, plus rien . . .
Il dort! c'est mon époux, vois-tu, nous nous aimons,
Nous sommes couchés là. C'est notre nuit de noce . . .

Und Dieß überdenke und fühle ein Jeder mit dem innerſten und reinſten Gefühl, deſſen er in guten Stunden fähig iſt, ſo hat er eine dunkle Vorſtellung von dem Spiele der Mars — Will man einmal nach Paris reiſen, ſo denke man nicht auf den Karneval; weit beſſer an die Mars als Dona Sol.

Unter den untern Göttern wollen wir Firmin nicht verachten, beſonders wenn er zähnefletſchend ſeinem Todfeinde Carlos nachruft:

Ce que je veux de toi, ce n'est point faveurs vaines,
C'est l'ame de ton corps, c'est le sang de tes veines,
C'est tout ce qu'un poignard, furieux et vainqueur,
En y fouillant long-temps peut prendre au fond d'un coeur.

Seine Wuth erregt Grauſen:

Ecoutez: votre père a fait mourir le mien,
Je vous hais. Vous avez pris mon titre et mon bien,
Je vous hais. Nous aimons tous deux la même femme,
Je vous hais, je vous hais; oui, je te hais dans l'ame

und der Dichter flößt ihm eine Kraft ein, deren er ſich kaum ſelber bewußt iſt:

Ne me rappelle pas, futur César romain,
Que je t'ai là, chétif et petit dans ma main,
Et que si je serrais cette main trop loyale,
J'écraserais dans l'oeuf ton aigle impériale!

* * *

Bemerkt Ihr aber nicht in dem Drama, das uns ſo ſchöne Seiten darbot, eine mitten durch das Licht ziehende Schattenpartie; ein tragiſches Element, welches nicht bloß der Fabel, ſondern auch dem Kunſtwerk einen übeln Ausgang giebt, ein originelles, aber verfehltes Geſpenſt, wodurch der Genuß geſchmälert wird?

Avez-vous remarqué, messieurs, parmi les fleurs,
Les femmes, les habits de toutes les couleurs,
Ce spectre, qui, debout contre une balustrade,
De son domino noir *tachait* la mascarade?

Es iſt der alte, nachſichtige Liebhaber der Dona Sol, ihr Oheim Gomez, deſſen Rolle man überdieß dem erwähnten Joanny anvertraut hat; es macht ſchon einen ſchneidenden Eindruck, wenn ein Liebhaber von ſich ſagt:

Hélas! seul je surnage
D'un siècle tout entier;

und er hat ganz Recht, wenn er den Tauſch aller ſeiner Reichthümer anbietet

Pour sa chaumière neuve, et pour son jeune front.

Umſonſt verſchwendet der Dichter jede Litanei:

Hélas! quand un vieillard aime, il faut l'épargner;
Le coeur est toujours jeune et peut toujours saigner,

Digitized by Google

umſonſt die Galanterie:

le beau feu de ta douce prunelle,

denn Gomez kann nicht umhin zu geſtehn:

Saints du ciel: j'ai vécu plus de soixante années,

und man bleibt kalt, ja mürriſch, wenn er beim Tode ſeiner Opfer ausruft: La fatalité s'accomplit.

Auch hinkt des Dichters Erklärung dieſer Perſon: „ein homeriſcher Greis nach dem Mittelalter" un vieillard homérique selon le moyen âge denn homeriſch d. h. neſtoriſch ſind bloß ſeine zwei langen Reden, wenn er Männer bei ſeiner Nichte ertappt; bei ſolcher Gelegenheit läßt ſich Niemand, zumal wenn er wie Gomez die Klinge noch gut führt, auf lange Reden ein; ſie ſind höchſtens epiſch, und in einem Drama ganz unſtatthaft. Zwei Liebhaber einander gegenüber, der eine von ſechzig, der andere von zwanzig Jahren, ſammt einem andern vornehmen Prätendenten, ſind überdieß mehr fürs Luſtſpiel geeignet, als für das Trauerſpiel, man mag nun die Komik im letzteren, oder den Humor, noch ſo weit ausdehnen.

Wer nach dem pariſer Parterre zwei Augen mitbringt, eins für das Stück und ein anderes für die Zuſchauer, und Wer Doppelſeher genug iſt, um durch den beiderſeitigen Augenkanal die Eindrücke in ſein Gemüth fließen zu laſſen: dem entgeht gewiß nicht die Gruppe von Zuſchauern, die ſich über jede Sonderbarkeit, oder auch grelle Erhabenheit des Stückes freut, ſich dabei ins Fäuſtchen lacht und ausſieht, als wolle ſie gleich im Parterre die Feder ſchneiden, um ſelbſt ein Stück zu ſchreiben. Es ſind nicht, man ſieht es ſchon aus meiner Beſchreibung, Nebenbuhler des Dichters, welche durch den Effekt des Stückes zu eigener Wirkſamkeit angefeuert werden; es iſt die Legion der dramatiſchen Schnellläufer, der Vaudevilliſten-Schwarm der frz. Hauptſtadt.

Während ich, kaum erholt von den Strapazen, die das Vordringen zu einer Aufführung Hernani's mit ſich bringt, das Sujet des Stückes kurz erzähle und den Eindruck, welchen er auf das Publikum erzeugt, haben bereits drei dieſer Schnellläufer eine Parodie von Hernani entworfen, die Scenen geordnet, die Couplets hineingefügt, die Ouvertüre angegeben, die Rollen mit den Schauſpielern einſtudirt, die Billets d'auteur unter Freunde vertheilt und ſich in der Porte St. Martin beklatſchen laſſen.

Die Drei waren netto 90 andern Vaudevilliſten zuvorgekommen, welche für die ſonſtigen Theater Parodien deſſelben Stückes bearbeiten. Beſonders die erwähnte Uebereinkunft, daß Gomez den Hernani durch ein Horn ums Leben bringen kann, war den Satirikern toll vorgekommen; ſie verſchrien, wenn ſie anders Latein verſtehen, den Dichter

Foenum habet in cornu, longe fuge . . .

und nannten ihre Parodie N. J, ni, ou la Contrainte par cor (Wortſpiel mit corps), drame en prose rimée (Satire gegen den Versbau der Romantiker), traduit du goth (man neckte Hugo früher Hu! Goth!) par un Vandale, musique d'un Hun. Was in der Parodie der HH. Dupeuty, Carmouche und de Courcy das herzlichſte Lachen erregt, iſt der Schwank, den ſie zu Ende des vierten Aktes ſpielen. Das Publikum glaubt, das Stück ſey fertig; da tritt der Theaterdirektor hervor, macht ſeine drei Verbeugungen und ſagt: „Nicht ſo, meine Herren, das wahre Denouement fehlt noch, es kömmt im fünften Akt." Hernani heißt N, J, ni, Don Gomez: Vater Dégommé; Don Carlos, Don Pathos; Dona Sol, Mamſel Paraſol. Nicht zufrieden, die Namen und den Text zu verdrehen, haben die unbarmherzigen Spötter ſogar die Dekorationen parodirt und die grandioſen Stufen im Français, worauf die Kurfürſten und die Garde zum Kaiſer in die unterirdiſche Halle hinabſteigen, in eine elende Leiter verwandelt. An Witz fehlt es den Leuten nicht, wenn auch an Einſicht. Vielleicht reden ſie ſich aber abſichtlich ein, von den romantiſchen Worten des Drama's Nichts zu verſtehen und es iſt recht poſſierlich, daß in der Ouvertüre die A-propos-Arie aus dem weißen Fräulein aufgeſpielt wird — „Ich kann es nicht verſtehen" Je n'y puis rien comprendre. Da eine ſolche Anſpielung von einem pariſer Parterre wie ein elektriſcher Schlag gefühlt wird, ſo erregt die A-propos-Arie ein wahrhaft convulſiviſches Lachen.

Keine Möglichkeit, dieſen Artikel zu ſchließen! Während ich über N, J, ni ſchreibe und das Ziel erreicht zu haben glaube, ſind mir wieder einige Schnellläufer zuvorgekommen und haben in der Gaieté eine Parodie aufführen laſſen: Hernani. Hernani iſt zum Contrebandier geworden, Karl V iſt als Zöllner angeſtellt, Don Gomez iſt Weinhändler, ſeine Nichte heißt la belle Sole, das Horn iſt eine dreilöchrige Flöte mit einem Zwiebelkopf, flûte à l'oignon. Der Greis vergiftet, wie in dem Drama, die beiden Verliebten; wo aber zwei genug haben, da haben auch drei genug; nachdem er ſelbſt geſchlürft, ruft er: O Himmel, welcher Irrthum! ich habe Wein zu dreißig Sous getrunken. „Wir ſind alſo nicht todt?" fragen die Verliebten, gleich werden ſie wieder lebendig, man fängt an zu tanzen und ſingt: Rouſſeau ſey durch Hernani nicht verdunkelt.

Ich bin feſt entſchloſſen, den Artikel zu beendigen und biete den HH. Schnellläufern eine Wette an, daß ich meinen Vorſprung nicht wieder verliere . . . Oh! qu'nenni! die Schnellläufer haben die Wette gewonnen, denn ſo heißt eine neue Parodie. Ich wette von Neuem und um nicht ewig zu verlieren, ſchließe ich den Artikel, während in den Variétés die allerneuſte Parodie Hernani's aufgeführt wird.

Es giebt aber fünfzehn Theater in Paris, dem Odéon ſogar hat man eine Parodie angetragen, die Vaudevilliſten führen am Ende ihre Artikel nach der Provinz oder nach Berlin aus, wo man freilich nicht die neuſten frz. Stücke ſpielt. Beſonders bin ich auf die Parodie bei den Pantomimen geſpannt, denn dort habe ich eine Nachahmung von Marino Faliero geſehen. Die Helden Italiens verwandeln ſich dort in derbe Fauſtkämpfer der Halle. Sie geben ſich ein Stelldichein, wo Gott Zeuge des Zweikampfs ſeyn ſoll; doch der eine verſieht ſeine compagnons du métier mit Stöcken; ſie kommen aber zu ſpät. Unterdeſſen erhält er von dem muskulöſen Nebenbuhler einen Fußſchlag ins Geſicht, wodurch eine Beule entſteht, die ſich bald in einen großen Kopf-Appendix verwandelt und ihm, wenn Alles mit weißen Tüchern umwickelt iſt, das Ausſehn eines Thiers giebt. In dieſer Lage rettet er ſich zu ſeiner Geliebten . . . aber wozu das

Digitized by Google

Süjet erzählen? Das Hauptſchauſpiel gewährt das Publikum, welches ſich unterdeſſen mit Bier, Brod und Aepfeln regalirt, ſich ebenfalls in Fauſtkampf einläßt, ſo daß man auf der Scene und in dem Saal das Volk in ſeiner ganzen Naivität gewahrt, die dann wieder von Vaudevilliſten benutzt wird, um bei den Pantomimen ſelbſt oder in den Schauſpielhäuſern nebenan neue Stücke vorzubringen, die das Intereſſe darbieten, das pariſer untere Volksleben ſo zu zeichnen, wie es iſt, und eben deßhalb das pariſer Volk amüſiren.

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Achte und neunte Vorleſung.

Einwirken Alexanders und ſeiner Nachfolger. Theophraſt.

(Schluß.)

Der zweite Lagide, Ptolemäus Philadelphus, der ſeine Regierung 285 vor Chriſtus antrat, war den Gelehrten nicht minder günſtig, als ſein Vater. Zum Lehrer hatte er den Strato gehabt, einen Schüler des Ariſtoteles, mit dem Beinamen der Phyſiker, wegen ſeiner großen Vorliebe für die Naturwiſſenſchaften; ſomit gewann der junge Fürſt ſelbſt vielen Geſchmack an dieſem Studium. In ihm ſuchte er Erſatz für die Vergnügungen, deren Genuß ihm ſeine ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit verbot, und brachte deßhalb in dieſe Art der Unterhaltung einen königlichen Aufwand. Strato hatte ein Buch über die wahren und fabelhaften Thiere geſchrieben. Ptolemäus, der ſich ſelbſt mit Beobachtung der Thiere abgab, gründete zu ſolchem Behuf eine Menagerie, die erſte, welche aufkam, oder ohne Zweifel die glänzendſte, welche man jemals ſah. Nicht nur hatte er über große Reichthümer zu gebieten, ſondern er war auch in einer Lage, wo er die Erzeugniſſe der ganzen Welt zuſammenbringen konnte. Der Handel, den Egypten mit dem innern Africa unterhielt, mußte es dem Könige leicht machen, ſich alle Thiere aus dieſen Gegenden zu verſchaffen, indem dieſelben entweder zu Land, oder den Nil herab, eingebracht wurden; die Thiere aus Europa und Kleinaſien kamen ihm übers Mittelmeer zu, und endlich diejenigen aus Indien übers rothe Meer.

Um ſich eine Vorſtellung von den Reichthümern zu bilden, welche Alexandria in dieſer Beziehung beſaß, genügt es den Bericht über ein Feſt zu leſen, welches der König zu Ehren ſeines Vaters veranſtaltete. Da Ptolemäus Soter in Indien geweſen war, wollte man auf dieſen Feldzug durch Vorſtellung des Triumphs des Bachus anſpielen. Im Gefolge des Gottes befand ſich eine Sammlung ſeltener Thiere, wie ſie alle Fürſten Europas mit vereinten Kräften heut zu Tag nicht aufzubringen vermöchten. Man ſah Wagen von Elephanten, andere von Büffeln, Straußen, Gaſellen gezogen; Kamele mit Gewürzen und den köſtlichſten Gaben des Morgenlandes beladen; äthiopiſche Schafe, weiße Hirſche aus Indien, Leoparden, Panther, Unzen, weiße Bären; endlich 24 Löwen von der erſten Größe. Lang wunderte man ſich, woher Ptolemäus die weißen Bären bekommen; neueſter Zeit aber hat uns Rüppel berichtet, daß es auf dem Libanon weiße Bären gebe, woher denn jene ohne Zweifel gebracht worden waren.

Egypten eignete ſich noch beſonders deßhalb gut für eine wiſſenſchaftlichen Zwecken dienende Menagerie, weil man dort ſeit ſo langer Zeit gewohnt war, die Thiere in den Tempeln aufzuziehen, ihr Weſen zu beobachten und dieſelben nach dem Tod einzubalſamiren. Auch zählte Alexandria, ſo lang die ariſtoteliſche Philoſophie dort vorherrſchte, gute Anatomen und Zoologen. Doch es iſt nöthig, daß wir für jetzt einen Blick auf Athen zurückwerfen.

Auch nach Ariſtoteles Tod erhielten ſich daſelbſt einige Schulen in ziemlicher Blüte; ſo die Stoa, eine Unterabtheilung der cyniſchen Sekte; die Akademie, wo Platons Lehren mit geringer Abänderung vorgetragen wurden; endlich des Lyceum, wo ſich die Wirkſamkeit des Ariſtoteles fortſetzte.

Unter den Philoſophen des Lyceums war Theophraſt der berühmteſte. Er wurde geboren zu Ereſſos auf Lesbos, 370 vor Chriſtus, 22 Jahre vor dem Tod Platons, deſſen Schüler er, bevor er den Ariſtoteles zum Lehrer erkor, eine Zeitlang geweſen ſeyn ſoll. Seine Beredſamkeit, welche ihm den Namen Theophraſt (der Göttlichredende) gewann — denn urſprünglich hieß er Tyrtamos — verſchaffte ihm zahlreiche Schüler, deren er, wie es heißt, bisweilen über zweihundert zugleich hatte. Als Ariſtoteles im Begriff war, nach Euböa abzureiſen, ſollen ſeine Zuhörer in ihn gedrungen ſeyn, Denjenigen unter ihnen zu bezeichnen, welcher ſeine Stelle in der Schule zu vertreten würdig ſey. Der Philoſoph, ohne hierauf näher zu antworten, ließ ſich Wein von Rhodus und Wein von Lesbos bringen, und ſagte dann im Verlauf des Geſprächs, daß erſterer kräftig, letzterer milde ſey, und ihm den Vorzug zu verdienen ſcheine, indem er ſomit auf die Beiden, zwiſchen welchen allein die Wahl ſchwanken konnte, Theophraſt von Lesbos und Menedemus von Rhodus, anſpielte.

Theophraſt blieb, wie ſein Lehrer, nicht ohne Verfolgungen. Angeklagt von einem gewiſſen Sophokles wurde er im Jahr 306 mit andern Philoſophen verbannt, bald aber zurückgerufen, und dagegen ſein Ankläger des Landes verwieſen. Ptolemäus Lagi lud ihn nach Alexandria ein; er zog jedoch den Aufenthalt in Athen vor, wo er 85, nach Andern ſogar mehr als 100 Jahr alt, ſtarb. Das ganze Volk ſchloß ſich ſeinem Leichenzuge an. Durch ſeinen letzten Willen vermachte er ſein Haus ſeinen Freunden, unter der Bedingung, daß ſie daſſelbe nie verkaufen und ſich dort zu philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Zwecken vereinigen ſollten. Es iſt dieß das erſte Legat, welches ein Privatmann zum Beſten der Wiſſenſchaften geſtiftet hat. Auch hinterließ er Jenen einen Garten, wo er eine große Menge einheimiſcher und fremder Gewächſe zuſammengebracht hatte, letztere freilich nur aus ſolchen beſtehend, welche unter dem griechiſchen Himmel fortzukommen vermochten, denn Treibhäuſer hatte man damals, wegen des mangelnden Glaſes, noch nicht. Auch merkt man den von Theophraſt gegebenen Beſchreibungen der Pflanzen heißer Länder den Abgang genauer Beobachtung wohl an; bei all Dem war ſein botaniſcher Garten

Digitized by Google

immer eine die Wiſſenſchaft ſehr fördernde Anſtalt; es iſt der erſte, der je exiſtirte.

Theophraſt ſoll über 200 Abhandlungen verſchiedenen Inhalts hinterlaſſen haben, deren Titel uns Diogenes von Laërte zum Theil erhalten hat. Die hauptſächlichſten ſeiner Schriften, ſo wie einige minder bedeutende beſitzen wir noch. Durchgängig beurkundet ſich in denſelben viel Geiſt, viel Beſtimmtheit und Beredſamkeit im Ausdruck, und überhaupt eine vortreffliche Methode.

Sein Hauptwerk iſt die Geſchichte der Pflanzen, die in mancher Beziehung nach der Thier-Geſchichte des Ariſtoteles entworfen wurde. Nach dieſem Muſter beginnt er mit einer Auseinanderſetzung der einzelnen Theile der Pflanzen, die er zunächſt in Wurzeln, Stängel, Zweige und Schößlinge ſcheidet, wobei er aber bemerkt, daß keiner dieſer Theile durchgängig jeder Pflanze zukomme, was ſehr richtig iſt, beſonders wenn man, wie ſich gebührt, unter Pflanzen auch Schwämme und Trüffeln verſteht. Er giebt die äußern Organe der Gewächſe an, wie Blatt, Blüte, Blumenſtiel, Ranke, und ſpricht bei dieſer Gelegenheit von den Galläpfeln und ſonſtigen Auswüchſen. Dann läßt er ſich auf die innere Theile ein, wie Zellſtoff, Adern, Säfte.

Nach dieſen Vorbegriffen theilt er die Pflanzen nach einer gewiſſen Methode, wie Ariſtoteles bei den Thieren gethan, ein. Seine Aufgabe war jedoch ſchwieriger, da die Eintheilungs-Merkmale ſich bei den Gewächſen nicht ſo leicht auffinden laſſen, als bei den belebten Weſen; daher er ſich denn auch begnügt, die Pflanzen nach Größe und Conſiſtenz in Bäume, Sträucher, Stauden und Kräuter zu ſcheiden.

Er ſpricht über die verſchiednen Eigenſchaften des Holzes und Marks; den verſchiednen Formen, welche die Wurzel annehmen kann, indem ſie bald äſtig, bald knollenförmig, bald zwiebel-, bald rübenartig iſt, und erklärt dieſe Begriffe durch Beiſpiele. Die Wurzel, ſagt er, grabe ſich nicht tiefer in den Boden, als die von der Oberfläche herkommende Wärme eindringe. In Bezug auf die Blätter bemerkt er ſehr richtig, daß die untere Fläche derſelben mehr einſauge, als die obere, und theilt dieſelben nach Größe, Stellung und Form ab. Er ſpricht über die Befruchtungsorgane, unterſcheidet zwiſchen obern und unteren Blüten und giebt die verſchiedenen Arten des Samens an, von wo er auf die Fortpflanzung der Gewächſe über geht, welche nicht bloß vermittelſt des Samens geſchehe, ſondern auch durch Sprößlinge, Wurzeln und Ableger. Sofort betrachtet er die wilden und die durch Cultur gewonnenen Pflanzen; ſagt, letztere ſeyen nicht etwa das Erzeugniß einer durch die Cultur entſtandenen Entartung, und es ſey falſch, daß ſich die Gerſte auf dieſem Weg in Haber verwandeln laſſe. Er redet über die Wirkungen des Bodens und Himmels und der verſchiedenen ſonſtigen Verhältniſſe, welche Einfluß auf die Ergiebigkeit der Pflanzen haben, wobei er mehrerer merkwürdiger Thatſachen gedenkt. So erwähnt er z. B. der Caprification, das heißt des Verfahrens, wodurch die Früchte des Feigenbaums zu einer beſondern Größe getrieben werden, indem man kleine Inſekten auf den Baum bringt, welche in den Kelch der Blüte ſchlüpfen. Auch beſchreibt er die Art, wodurch die weiblichen Dattelbäume fruchtbringend gemacht werden, indem man ſie der Einwirkung der männlichen Dattelbäume mehr unterwirft, was er jedoch für keine eigentliche Befruchtung anerkannt. Bei dieſer Gelegenheit ſpricht er ſofort von den verſchiedenen Palmen der heißen Länder, unter Anderem von einem Palmbaum mit geſpaltenem Stamm, welcher Hochegypten angehört; ſagt, durch welche Wege die Waldbäume nach weit von einander entfernten Gegenden fortgepflanzt werden, wie z. B. durch Winde, Ueberſchwemmungen u. d. gl.; betrachtet hierauf die Bäume je nachdem ſie auf Bergen oder in Ebenen vorkommen, beſtändig grün bleiben, oder das Laub verlieren, wobei er von mehreren Arten die Zeit der Entlaubung angiebt, ſo wie die Saft- und Befruchtungsperiode. Endlich läßt er ſich auf die Langſamkeit oder Geſchwindigkeit des Pflanzenwachsthums ein.

Häufig unterſcheidet Theophraſt zwiſchen männlichen und weiblichen Bäumen, worin jedoch bei ihm noch nicht die Vorſtellung von zwei wirklichen Geſchlechtern liegt. Er beſchreibt mehrere Arten der Bäume, ſo z. B. aus Veranlaſſung der Gewächſe heißer Länder, die echte Acacie, welche eine Mimoſa iſt, (eine Senſitive, verſchieden von der in unſern Treibhäuſern gezogenen kleinen Art) ferner den Citronenbaum, deſſen Frucht damals gebraucht wurde, den Kleidern einen angenehmen Geruch mitzutheilen; den Paradiesfeigenbaum, deſſen große Blätter den Straußenfedern gleichen; den Braminen-Feigenbaum, deſſen herabhängende Zweige am Boden von Neuem Wurzel ſchlagen und neue Schöſſe treiben. Auch erwähnt er des Ebenholzbaums und Baumwollenſtrauchs, welche ſeit Alexanders Zug bekannt, aber in Griechenland noch nicht eingeführt waren.

Auf die Pflanzen welche im Waſſer wachſen, wie Meergras, Schwämme, läßt er ſich ebenfalls ein, und bemerkt, daß letztere Etwas an ſich haben, was ſie der Thierwelt nähert. Unter den in Flüſſen vorkommenden Gewächſen führt er den Papyrus an, eine damals, wo das Pergament noch nicht erfunden war, höchſt wichtige Pflanze; und den Lotus, eine in den Kanälen Egyptens ſehr häufige Nymphäa-Art.

Er handelt ſodann über das Leben der Pflanzen und ihre Krankheiten, z. B. diejenigen, welchen das Holz unterworfen iſt, und die Inſekten, welche daſſelbe zernagen, bei welcher Gelegenheit er die Larve des Schröters beſchreibt. Er giebt die Orte an, wo die Waldbäume am Höchſten werden, und führt namentlich Korſika als eine ſolche Gegend auf.

Ueber dieſe Gegenſtände ungefähr verbreiten ſich die fünf erſten Bücher. Das ſechſte handelt über die Büſche, Stauden, Gartenblumen; das ſiebente über die Küchengewächſe und einige wilde Pflanzen; das achte über die Getraidarten und mehrere Hülſenfrüchte; endlich das neunte über die aus den Pflanzen gewonnenen Säfte, wie Harz, Theer, Weihrauch, Myrrhe. Auch läßt er ſich auf einige Gewürze ein, insbeſondere den Zimmt, ſo wie auf einige Heilpflanzen, z. B. die Nießwurz, welche von den Alten weit häufiger angewendet wurde, als bei Neuern üblich iſt.

Man ſieht aus dem Angeführten, daß die Geſchichte der

Digitized by Google

Pflanzen ein Gegenbild zu der Geſchichte der Thiere bilden ſollte; allein Theophraſt beſaß bei viel Geiſt und Gelehrſamkeit doch lange nicht das Genie des Ariſtoteles, daher wir denn auch in ſeinem Werke weit nicht jenen großen Blick und jene Fülle von allgemeinen Regeln finden, wie bei ſeinem Lehrer.

Er zählt in ſeinem Werk gegen 360 Pflanzen auf, beſchreibt viele Waldbäume, mehrere Fruchtbäume, die meiſten Küchengewächſe, die Getraidearten, endlich mehrere indiſche Pflanzen, die erſt im 15 und 16 Jahrhundert wieder aufgefunden wurden.

Noch ſchrieb Theophraſt ein andres botaniſches Werk, eine Abhandlung über die Entſtehung der Pflanzen. Er läßt ſich dort auf mehrere Punkte der Pflanzenphyſiologie ein, beſonders aber auf den Einfluß äußerer Umſtände auf die Gewächſe, wobei er ſich denn mehrere Fragen ſtellt, die zu beantworten nicht immer leicht iſt. So z. B. warum die beſten Früchte nicht geradezu auch die beſten Samen brächten; warum die Früchte der wilden Bäume nicht ſo gut ſchmeckten, wie diejenigen der cultivirten Bäume. Auch noch auf anderweitige phyſiologiſche Punkte läßt er ſich ein, z. B. warum die Thiere im Allgemeinen nicht angenehm röchen, während viele Pflanzen einen ſehr lieblichen Duft verbreiteten, was er denn dadurch zu erklären ſucht, daß die Thiere, welche meiſtentheils eine trockne und heiße Leibesbeſchaffenheit, und einen feinen Athem hätten, durch die Ausdünſtung einen Theil der Nahrungsmittel wieder abſetzten. Die Phyſiologie Theophraſts ſteht der ariſtoteliſchen weit nach. Wie ſein Lehrer befaßte ſich Theophraſt mit mehreren Zweigen der Naturgeſchichte; ſo ſchrieb er z. B. kleine Abhandlungen über verſchiedene Punkte der Zoologie, worunter eine über die Fiſche, welche im Trockenen leben können, in welcher er ziemlich ausgedehnte Kenntniſſe über die Erzeugniſſe Indiens beurkundet. Er ſpricht von den fliegenden Fiſchen; von denjenigen, welche die Ebbe auf den Klippen zurückläßt; von denen, welche im Schlamm der Teiche ſtecken blieben, wie die Schmerle (comitis fossilis), die man zuweilen in dickem, ausgetrocknetem Sumpf findet. Auch erwähnt er eines indiſchen Fiſches, der aus dem Waſſer hervorſpringe, und welchen wir erſt ſeit etwa zwanzig Jahren durch Hamilton Buchanan unter dem Namen Ophicephalus wieder kennen gelernt haben. Er lebt im Ganges; man trifft ihn aber oft ſo weit vom Waſſer entfernt, daß das Volk glaubt, er falle vom Himmel. Theophraſt beſchreibt ihn ſehr genau, und ſagt, daß er nach der zugerundeten Kopfform, der Farbe und Stellung der Floßen dem Meeraland gleiche.

Ueber die Thiere, welche ihre Farbe ändern, hat Theophraſt ebenfalls eine kleine Abhandlung geſchrieben, worin er von dem Farbenwechſel auf der Haut des Chamäleon und in dem Fell des Rennthiers ſpricht, welche letztere er für willkührlich hält, obwohl ſie lediglich eine Folge der Jahreszeit iſt. In einem andern Werkchen über die Thiere, welche plötzlich zum Vorſchein kommen, zeigt er ſich wenig geneigt eine von ſelbſt entſtehende Erzeugung zuzugeben, und wenn er eine ſolche nicht geradezu verwirft, ſo ſchließt er ſie wenigſtens in weit engre Grenzen ein, als ſein Lehrer gethan hatte.

Das bedeutendſte Werk Theophraſts nach den beiden Büchern über die Pflanzenkunde iſt ſeine Abhandlung über die Steine. Auch über die Metalle hat er ein Buch geſchrieben, welches jedoch verloren ging. Letztere betrachtet er als die Erzeugniſſe des Waſſers, die Steine als Erzeugniſſe der Erde, und theilt ſie in ſchmelzbare und nicht ſchmelzbare, und dieſe wieder in verkalkbare, und ſolche die durchs Feuer gar keine Veränderung erleiden. Auch nach Feſtigkeit und Dichte ordnet er ſie ab, und gruppirt die mineraliſchen Subſtanzen nach gemeinſchaftlich zukommenden Eigenheiten, wie z. B. den Bernſtein und den Magnet, welche beide ein Anziehungsvermögen beſitzen. Er ſpricht vom Gebrauch des Probirſteins, von den verſchiedenen Arten der Verſteinerung, von den Waſſern, welche mit einer Steinrinde überziehen.

Nach den allgemeinen Betrachtungen geht er zu dem Einzelnen über, läßt ſich auf die Marmorarten ein, gedenkt des pariſchen Marmors, des panteliſchen Marmors, des Alabaſters und andrer von den Baumeiſtern oder Bildhauern benutzten Steine, ſo wie der Mineralien, welche durch Schmelzung ein Metall geben, der Steinkohle und deren verſchiednen Arten. Eine, die in Ligurien gegraben ward, vergleicht er ſehr treffend dem Bernſtein. Auch des Bimsſteins erwähnt er, deſſen vulkaniſchen Urſprung er kennt, und von welchem er eine Art den lipariſchen Stein nennt. Er beſchreibt den unverbrennlichen Steinflachs (Amianth) und eine dem faulen Holz ähnliche Subſtanz, welche, in Oel getränkt, mit einer Flamme brannte. Kommen hierauf die Steine, welche geſchnitten werden können, der Karniol, der Jaspis u. ſ. w. Auch vom Saphir iſt die Rede, der auf blauem Grund goldne Adern habe; was alſo nicht der Edelſtein iſt, welchen wir gegenwärtig mit dieſem Namen bezeichnen, ſondern der Lapis Lazuli. Von den Smaragden ſpricht er ebenfalls, und erzählt bei dieſer Gelegenheit, ein König von Egypten habe von einem König von Aethiopien Smaragden erhalten, welche viermal ſo groß geweſen ſeyen, als eines Mannes Arm von der Fingerſpitze bis zum Ellbogen, ſo daß man aus je vier derſelben einen Obelisk machen konnte. So ſonderbar die Sache auch lautet, iſt ſie dennoch nicht geradezu unglaublich; hat man doch bei Limoges Smaragden von ſehr anſehnlicher Größe gefunden, die aber freilich ohne Glanz und Durchſichtigkeit waren. Uebrigens begriffen die Alten unter dem Namen Smaragd auch den Turmalin und viele andre grüne Steine. Theophraſt ſpricht auch vom Hyacinth, vom Amethyſt, welchen er Stein des Herakles nennt; vom Bergkryſtall; vom Onyx, welchen man beim Zerſchlagen mancher Steine findet; vom Agath, der ſeinen Namen vom Fluß Achates hat; vom Jaspis von Baktra, den man im Sand trifft. Er erwähnt des Magnets, verſteht darunter aber nicht das Metall, welches wir ſo nennen, ſondern einen Stein, der kein Anziehungsvermögen hat, aber wie Silber glänzt, daher man ſich deſſelben zur Bereitung von Gefäßen bediente.

Bei Gelegenheit der edeln Geſteine ſpricht Theophraſt auch von den Perlen, ohne dieſe jedoch für ein Mineral zu nehmen. Er ſagt, man gewinne dieſelben aus einer Muſchel, die man an der indiſchen Küſte auffiſche. Der Ueberreſte organiſcher Körper, welche man in der Erde findet, gedenkt er ebenfalls, wie verſteinerten Schilfrohrs, aus der Erde gegrabnen Elfenbeins, des

Digitized by Google

armeniſchen Blaus ꝛc. Aus Veranlaſſung des Gebrauchs der mineraliſchen Körper beſchreibt er die Art der Glasbereitung, und erwähnt der verſchiednen Farben, welche die Maler aus dem Mineralreich beziehen, wie des natürlichen Okers, des gebrannten Okers, des Bleiweißes, des Grünſpans, Mennigs, Zinnobers. Letzteren holten die Phönicier aus Spanien; andern brachte man aus Kolchis ein, wo er, wie es hieß, auf den Spitzen ſteiler Felſen hing, von welchen er mit Pfeilen herabgeſchoſſen wurde — ohne Zweifel ein von den Kaufleuten ausgeſprengtes Mährchen, um ſomit einen höhern Preis fordern zu dürfen. Endlich ſpricht Theophraſt vom Mergel und deſſen Anwendung, ſo wie vom Gyps, welchen man bereits damals, wie heut, gebrauchte, Verzierungen für die innern Wände der Häuſer daraus zu formen.

Franzöſiſche Akademie.

Aufnahme Lamartine's.

Vor ſechs Jahren war Lamartine bereits, was er jetzt iſt; bereits hatte er ſeine Meditationen und ſeinen letzten Geſang des Childe Harold bekannt gemacht. Damals ließ er ſich von ſeinen Freunden beſtimmen, unter den Bewerbern um die Akademie aufzutreten; allein Hr. Droz wurde ihm vorgezogen. Gekränkt zog ſich der Dichter nach Italien zurück, wo er ein langes Stillſchweigen beobachtete; und den erſten Lärm, den ſein Auftreten erregt hatte, ruhig verhallen ließ. Aber der gehaltvollere Beifall mehrte ſich nur in Abweſenheit des Sängers, die Akademie ſelbſt widerſtand dem Gefühl der Billigkeit nicht. Durch ein Paar glückliche Wahlen neuerer Zeit hatte ſie ſich in der Achtung des Publikums gehoben, und friſches Leben gewonnen; ſie war Lamartine eine Ehrenerklärung ſchuldig, und ernannte ihn abweſend zum Mitglied. Die Feierlichkeit der Aufnahme, die mehrere Monate durch ein trauriges Zwiſchenereigniß verſchoben worden, verſammelte am erſten April die ganze Elite der pariſer Geſellſchaft im Saal des Inſtituts; und wirklich bildet dieſe Aufnahme Epoche in der Literatur.

So ſehr ſich Lamartine auch jederzeit von der eigentlichen Tagesliteratur entfernt gehalten, ſo weſentlich und tief auch die Verſchiedenheit ſeyn mag, die ihn bereits jetzt von dem jüngern, kühnern Geſchlecht der franzöſiſchen Romantiker trennt, ſo iſt doch auf keine Weiſe zu leugnen, daß er nebſt Hrn. v. Chateaubriand — dieſem an Ruhm, wie an Alter näher als die andern — an der Spitze der neuen Schule ſteht. Victor Hugo, der Bewunderer und Freund Beider, eifert Beiden mächtig nach, aber von ſeiner Seite iſt der Kampf noch nicht beendigt; noch verhüllt der Pulverdampf des Treffens den Sieg. Sehr häufig bleiben Genie's, die in der Kunſt eine Umwälzung begonnen haben, da ſtehen, wo ihr perſönliches Wirken aufhört; ſie fühlen oft plötzlich ein Bedürfniß zur Ruhe, und verzweifeln daran, daß Andre es weiter bringen werden, als ſie ſelbſt. Wie Mirabeau wenden ſie ſich dann gegen die Revolution, welche ſie ſelbſt erſchaffen haben, und gebieten derſelben ungeduldig Stillſtand. Aber ſo lang noch nicht jede Sphäre der neuen Kunſt verſucht worden, ſo lang dem erfindenden Genie noch irgend ein Feld für ſeine Wirkſamkeit offen ſteht, ſo lang noch unter den in der Gegenwart bewegten Gedanken irgend eine edle, fruchtbare Idee ihr paſſendes Organ, ihren ewigen Ausdruck nicht gefunden hat, iſt an Stillſtand auch nicht zu denken; die von den Einen begonnene Umwälzung ſetzt ſich durch Andre fort und das Jahrhundert erfüllt ſeine Beſtimmung.

Sehr geſpannt war man, wie ſich Lamartine über ſeine Nachfolger ausſprechen, und zugleich, wie er die eigene Dichtart gegen die alten Klaſſiker der Akademie vertheidigen würde. Daneben miſchte ſich die Politik einiger Maßen in die allgemeine Neugierde: Lamartine gehört ſeiner Ueberzeugung nach dem gemäßigten rechten Centrum an, welches die Freiheit unter dem Schutz der regierenden Dynaſtie will. Und zur Ehre des Dichters ſey es geſagt: er hat ſich über jeden dieſer Punkte mit Schicklichkeit und Freimuth ausgeſprochen. Die gegenwärtige Zeit nannte er eine Uebergangsperiode: „glücklich Die, welche nach uns kommen; es wird ein ſchönes Jahrhundert werden.“ Er deutete der Akademie darauf hin, wie ſie ſich gegen die neue Bewegung da Außen nicht verhärten ſolle, ſondern die Thore jeder neuen Bereicherung des Geiſtes öffnen, ohne auf das Syſtem zu ſehen, und kein Genie auf der Schwelle ſtehen laſſen.

Cuvier antwortete und bemühte ſich zu erweiſen, daß es eben von jeher Anſicht der Akademie geweſen, jedes Genie ohne Unterſchied aufzunehmen. Cuvier iſt ſelbſt ein genialer Geiſt; auf jener Höhe der Wiſſenſchaft ſtehend, wo ſie mit der Poeſie faſt verſchmilzt, war er würdig den philoſophiſchen Dichter zu verſtehen und zu preiſen, der mehr als Ein Mal bis zum Chaos hinabgeſtiegen iſt, und die Elemente der Welt nach ihrem Urſprung, ihren Geſetzen, ihrer Harmonie gefragt hat. Auch war die Gegenrede geiſtreich, aber leider trocken. Er ſprach über die erſten Meditationen Lamartines, und die Salbung, der Glaube fehlte den Worten, als er dieſe „liebenswürdigen Poeſien,“ wie er ſich ausdrückte, zu charakteriſiren verſuchte; faſt fehlte nicht Viel, ſo hätt' er ſie Tändeleien genannt. In Bezug auf die jüngſten Werke des Dichters ſprach er von Lücken, womit er ohne Zweifel auf den Tod des Sokrates anſpielen wollte. Die zweiten Meditationen, der letzte Geſang Childe Harolds wurden gar nicht erwähnt.

Preßgeſetze in Rußland.

Der letzte, im J. 1828 erlaſſene, Ukas über Büchercenſur in Rußland enthält unter Anderem folgende Stelle: „Die Cenſur iſt nicht befugt, ſich auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Meinungen und Urtheile eines Schriftſtellers einzulaſſen, ſo weit dieſe nicht gegen die allgemeinen Verhaltungsregeln der Autoren anſtoßen; und eben ſo wenig hat ſie ſich darum zu kümmern, ob ein vorliegendes Werk nützlich oder nutzlos ſey, angenommen daß daſſelbe nicht der Religion, dem Staat, den guten Sitten zuwider laufe, oder eine perſönliche Beleidigung enthalte. Sie darf ſich nicht herausnehmen, den Stil zu beſſern, oder die Fehler des Verfaſſers, ſo weit ſie bloß unter den literariſchen Geſichtspunkt fallen, beſonders anzuzeigen, geſetzt die gebrauchten Ausdrücke enthalten kein Vergehen rückſichtlich der vier eben genannten Punkte.“ Dem Ukas war eine Ordonnanz gegen den Büchernachdruck beigefügt, welcher, wie wir ſchon S. 426 des Ausl. angedeutet haben, in Rußland als direkte Gewaltthat an den Rechten des Verfaſſers gilt. Dieſe verbleiben, nach des Autors Tod, ſeinen Erben 25 Jahre lang, nach welcher Zeit jedes Buch Gemeingut wird, das als ſolches von Jedermann gedruckt, herausgegeben und verkauft werden darf.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 124. 4 May 1830.

Skizzen aus dem türkiſchen Aſien.

4) Die Kurden. Türkiſche Sklavenhändler.

Gewöhnlich nennt man die türkiſchen Nomaden Kurden oder Turkomanen. Der Name Kurde kommt mehr Denjenigen zu, welche im Oſten des Reiches wohnen; Turkomanen heißen ſie in der Mitte Kleinaſiens, d. h. von Tocate an. Dieſelben ſind indeſſen keineswegs das nämliche Volk, welches die Gebirge Kurdiſtans bewohnt; dieſes bildet vielmehr einen eignen Stamm, der ein Gemeng von Perſiſch und Türkiſch ſpricht, wogegen die weſtlichen Kurden bloß türkiſch, die in der Mitte befindlichen eine aus jenem erſtgenannten Kurdiſchen und dem Türkiſchen zuſammengeſetzte Sprache reden. In der Ebene von Sunnur waren zwei Lager, das eine aus türkiſchen Kurden, das andre aus nomadiſirenden Türken beſtehend. Ich ſchickte mich eben an, ihnen einen Beſuch zu machen, als Einer derſelben in mein Zelt trat, und deſſen Inhalt ohne weitere Förmlichkeit genau in Augenſchein nahm. Ich bat ihn, ſich zurückzuziehen. „Aber warum?" fragte er. „Die Sonne brennt mir zu heiß; Dein Zelt bietet ein Obdach; ich bleibe." Der Führer unſrer Karawane, der wußte, daß Beſuche mir nicht jederzeit angenehm waren, befreite mich von ſeiner Gegenwart, indem er ihn zum Kaffee einlud. Als ich mich nachher mit Andern aus unſrer Geſellſchaft in das Lager verfügte, war der Erſte, zu welchem wir zufällig eintraten, gerade derſelbe Kurde. „Ach! Du hier!" rief er, „Du, der mich eben weggejagt hat! Glaubſt Du, ich werde es auch ſo machen? Das wär' eine Schande für mich; nein! ſetze Dich, ich will Dir Kaffee und eine Pfeife geben; und erkenne, wie viel Mehr ein Kurde werth iſt, als ein Chriſtenhund oder ein Städter mit goldner Zunge." Erſtaunt über dieſen ſo wenig erwarteten Gruß ſuchte ich ihm bemerklich zu machen, daß meine Kleidung mich oft zum Gegenſtand läſtiger Neugierde mache. „Iſt Dem ſo," erwiederte er, „warum bleibſt Du denn nicht in Deinem Zelt? Warum gehſt Du in ein Kurdenlager, wo all ſein Leben lang Niemand einen Franken geſehen hat? Was willſt Du hier? Aus Neugierde biſt auch Du gekommen; warum alſo von Andern Deinen eignen Fehler nicht ertragen wollen?" Ich merkte wohl, daß ich hier mit Erklärungen Nichts gewänne und ſchwieg. Das Zelt enthielt nicht Viel; ſein Geräthe war weniger ausgewählt, als bei manchen perſiſchen Nomaden der Fall iſt, aber reinlicher als bei den Arabern. Die Bewohner trugen beſſere Kleider und ihre Waffen befanden ſich in beſſerem Stand. Ihre Tracht war diejenige der türkiſchen Landleute; auf den Heften ihrer Dolche ſchienen ſie einen Ueberzug von Korallen beſonders hoch zu halten; die Karabiner waren mit eingelegter Arbeit von gewöhnlichem, oder Elfen-Bein geſchmückt. Ihre Frauen gingen nicht verſchleiert, wie die türkiſchen, hatten aber noch nicht die Anmuth und das freie Benehmen der eigentlich kurdiſchen Weiber. Das Völkchen bildete eine vollkommne Zwiſchenſtufe zwiſchen Türken und Kurden. Ich fragte, zu welchem Stamm ſie gehörten, worauf ſie entgegneten, daß ſie keine höhere Gewalt anerkennten, und nicht etwa Theil einer größern Geſammtheit wären; daß ſie aber unter dem Schutz des Paſchas ſtänden, der ihnen gegen einen in Naturalien zu entrichtenden Grundzins die Waide erlaube.

Dieſe kleinen Stämme ſind nur dann zu fürchten, wenn ſie ſich etwa empören, oder wenn ſie ihren Aufenthalt wechſeln. In gewöhnlichen Zeiten rauben ſie nicht, obwohl der Raub in ihren Augen nichts Schimpfliches iſt. Außerordentlich verabſcheuen ſie die Lüge und ihr Haß gegen die Türken rührt nicht bloß daher, weil dieſe das herrſchende Volk ſind, ſondern weil ſie dieſelben als Duckmäuſer betrachten. Uebrigens fand, während ich ſelbſt im Zelt war, folgende ſeltſame Unterhandlung zwiſchen den Kurden und meinem Armenier, der ihre Sprache redete, Statt. „Dieſer Franke," meinten meine Wirthe, „hat einen ſchönen Säbel; man muß ihm denſelben heute Nacht ſtehlen." „Nein" ſagte der Armenier „der Säbel iſt ein Geſchenk des Paſchas, deſſen Zorn durch den Diebſtahl erregt würde." „Das iſt wahr! ſchönen Dank für Deine Zurechtweiſung; wir wollen ihn nicht ſtehlen; nicht, als ob wir den Paſcha fürchteten, denn es ſollte uns nicht ſchwer fallen, uns in die Berge zurückzuziehen; aber der Paſcha iſt ein braver Mann, dem wir keinen Schimpf anthun möchten." Der kluge Armenier hütete ſich wohl, mir dieſes Geſpräch mitzutheilen, ſo lang wir noch im Zelt waren, und als ich ihm ſpäter die Verheimlichung vorhielt, erwiederte er: „Jeder ſey ſich ſelbſt der Nächſte; er habe der Rache der Kurden ſich nicht bloß ſtellen mögen.",

Digitized by Google

Zu unſer eignes Lager rückgekehrt war ich Zeuge eines noch wunderlichern Auftritts.

Die Nacht zuvor hatten uns Reiter umſchwärmt, und ſich nicht eher zurückgezogen, bis Ali-Aga, (ſo hieß unſer Karawanen-Führer) ihnen drohte, ſie feſtnehmen zu laſſen und nach Kara-Hiſſar zu bringen. Bei Tage waren ſie wieder gekommen und ſaßen jetzt, ihrer ſechs, im großen Zelt. Sie erzählten mit der größten Unbefangenheit, ſie ſeyen heute Nacht bloß deßhalb da geweſen, um herumzuſpüren, ob es nicht irgendwo Etwas zu ſtehlen gäbe; ſie bewohnten die nächſt gelegnen Dörfer und die Oberaufſicht über die Straßen käme ihnen zu. — „Bei all Dem;“ ſagte Ali-Aga „hätt' ich Euch erwiſcht, ſo wäret Ihr von mir mitgenommen worden.“ — „Oho! Das ging ſo leicht nicht; wir waren zu Pferd und hätten uns aus dem Staub gemacht!“ — „Nun gut! werde ich Euch wieder gewahr, ſo ſchieß ich meine Flinte auf Euch ab.“ — „Das iſt auch nicht ſo bald gethan; denn ſchon ſeit drei Tagen umſchwärmen wir Euch, und nur ein einziges Mal habt Ihr uns bemerkt.“ — „Kommt Ihr dieſe Nacht wieder?“ — „Wir denken nicht! — „Na denn! ich ſage Euch, ich, Ali-Aga, Führer der Karawane, ich der Euch in dieſem Augenblick Nichts anhaben kann, weil man am Tage nicht ſtiehlt: ich werde gute Wache halten und Euch mit Hülfe Gottes Pulver zu eſſen geben.“ — „Oh! dann verlohnt ſichs der Mühe nicht; dann kommen wir nicht wieder, beſonders da Ihr wahrſcheinlich ſieben Stunden weiter zieht, was uns zu weit von unſern Wohnplätzen entfernen würde.“ Man ging auf andre Geſpräche über, und eben wollten ſich Jene entfernen, als ein Streit zwiſchen einem Emir, der den Kahuk eines Effendi trug, und zwiſchen einigen jungen Perſern entſtand, welche Birnen, die erſterer von einem benachbarten Dorf gebracht, gekauft hatten. Seine Schweſter wurde von ihnen beleidigt, worüber er ihnen einen Stockſchlag verſetzte, und der Kampf zwiſchen beiden mohammedaniſchen Sekten wollte eben mit aller Wuth losbrechen, als der Aga und ſeine Geſellſchaft dazwiſchen eilten. Augenblicklich wandelten ſich die vorbenannten Diebe in Straßenwächter um, und verlangten vom Aga, daß er ihnen die Perſer ausliefere. Hiezu verſtand ſich dieſer nicht, brachte aber die Sache dadurch ins Reine, daß er den Schuldigen eine Strafe von zwölf Piaſtern auflegte, von welchen er jedoch dem beleidigten Theil nur zwei zukommen ließ. Die Verſöhnung jedoch vollkommener zu machen, und den Emir zu beſänftigen, der drohte ſein ganzes Dorf gegen uns zu führen, erhielt dieſer noch eine Taſſe Kaffee.

Während unſers Raſttages in dieſer Gegend ſchloſſen ſich noch andre Reiſende unſerer Karawane an, unter Anderen ein Geſchäftsführer eines Handelshauſes in Tauris, welcher mit einigen Landsleuten nach Konſtantinopel zog, um dort Seide von Gilan zu verkaufen. Bei ſeiner Ankunft bemächtigte er ſich des beſten Platzes im Zelte, ſpielte den großen Herrn und deutete mit der Spitze ſeines Stockes an, wohin Jeder ſeiner Gefährten ſich ſetzen ſollte. Ali-Aga ſagte ihm jedoch ohne Förmlichkeit: „Höre! Du biſt mein Gaſt, tritt mir den Platz ab, wohin ich mein Polſter gelegt habe und ſetze Dich mir zur Rechten; ich will Dir Kaffee geben laſſen, denn ich bins, der hier zu befehlen hat.“ Der Kaufmann begriff alsbald die Rolle, die ihm zukam, und weit entfernt darüber zu erboßen, daß man ihn nicht als den Vornehmſten anerkenne, ſuchte er vielmehr auf alle Art das Wohlwollen des Führers zu gewinnen. Unter ſeinen Begleitern befand ſich auch ein Pelhewan oder Ringer (vgl. Ausl. S. 80) der in Konſtantinopel ſein Glück verſuchen wollte; und ein Improviſator, deſſen Geſellſchaft mir in der Folge ſehr angenehm war. Derſelbe hatte den ganzen Kaukaſus durchzogen und ſprach leidlich ruſſiſch und georgiſch; waren ſeine Improviſationen erſchöpft, ſo befaßte er ſich mit ſeinem eigentlichen Handwerk, dem Verkitten zerbrochenen Steinguts.

Noch eine andre Schar ſtieß zur Karawane, hielt ſich jedoch ſtets in ziemlicher Entfernung von uns. Sie beſtand aus Türken von Akalſik, welche vier Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen, ins Innere des Landes führten, um ſie an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Ich war glücklich genug, mir das Vertrauen des Haupteigenthümers zu erwerben, welcher oft zu mir kam und mir auch Beſuche bei ihm, ja ſogar Unterredungen mit ſeinen Sklavinnen erlaubte. Dieſe ſagten mir, ſie ſeyen aus einem Dorf in Gúriel gebürtig, nah an den Gebirgen von Akalſik, und ſchon in früher Kindheit von ihrem Herrn geraubt worden, den ſie wie ihren Vater anſähen. Sie ſchienen über ihr Schikſal keineswegs in Sorgen, und kümmerten ſich Wenig darum, Wer ſie wohl kaufen würde. Die Eine war ſehr ſchön, und ließ ſich, ſtolz auf dieſen Vorzug, von ihren Gebietern bedienen, als ob dieſe ihre Diener wären. Nie klagte ſie über ihre Lage und bewies ſich immer ungemein aufgeräumt. Weniger war allerdings die Andre guter Dinge; aber bloß weil ihre Eitelkeit ſich dadurch gekränkt fand, daß man ſie *nur zu* 4 Beuteln anſchlug, während für ihre Geſellin 24 *verlangt* wurden. Die beiden Knaben mochten 12 — 15 Jahre haben; für jeden hoffte man 12 Beutel zu gewinnen. Ein Beutel iſt ungefähr ſo Viel als 200 Franken. Die Gebieter waren die fortwährenden Lobredner ihrer Sklavinnen und prieſen laut ihre Schönheit und gute Eigenſchaften. „Ich betrachte die Mädchen,“ ſagte mir der Aelteſte, „wie meine eignen Kinder; als wir Nachts in ihr Dorf einfielen, tödtete ich ihre Eltern mit eigner Hand und ſteckte ihr Haus in Flammen. Wir waren wohl beritten, die Wege bekannt: es wurde uns nicht ſchwer, ſie zu entführen, und Gott weiß mit welcher Zärtlichkeit ich ſie fortan erzogen habe. Sie ſind, Gott ſey Dank! zu Mohammeds Geſetz getreten und ich kann verſichern, daß ſich gegen ihre Tugend Nichts einwenden läßt.“ — Wirklich war er für die Mädchen aufs Aengſtlichſte beſorgt, verwandte ſogar auf ihre Toilette beträchtliche Koſten, und wenn ſie böſe wurden oder ihn ſchalten, wagte er kaum zu antworten.

Nach zwei Tagen trat der perſiſche Kaufmann, der wohl gern zeigen mochte, daß er reich genug ſey, hie und da ein Gelüſte zu büßen, in mein Zelt und ſagte mir, wie er die ſchöne Sklavin zu kaufen gedenke, die er, wenn ſie ihm nicht zuſchlüge, in Konſtantinopel ja wieder verkaufen könne. Der Türke beſtimmte einen Tag zum Abſchluß des Kaufes, welchen zu Stande bringen zu helfen ich bevollmächtigt ward. Zur feſtgeſetzten Stunde fanden wir uns bei den Georgierinnen ein.

Beide ſaßen, ſorgfältig verſchleiert, unter einem Baum. Wir ließen uns, in einiger Entfernung, in ein Geſpräch ein, worauf der Herr ohne weitere Ziererei den Schleier der Göttin aufhob und ſich dann wieder zu uns ſetzte. Von Neuem begann er die bereits vorher erhobenen Lobpreiſungen ſeiner Waare; der Perſer aber bot nur vier Beutel. Schwer möchte zu ſagen ſeyn, Wer hierüber am Wüthendſten wurde, der Herr oder die Sclavin: beide ſtürzten auf den Käufer zu und ſchlugen ihn recht tüchtig durch, „denn,“ ſagten ſie, „ſie wären was Beſſeres werth, als zum Narren gehalten zu werden.“ Die Dame ging ſo weit, zu erklären, daß ſie ſich nun nimmermehr, und ſollte auch doppelt ſo Viel, als ihr Herr verlange, geboten werden, an einen Mann verkaufen laſſen würde, der ihre Reize ſo Wenig zu ſchätzen wiſſe. Damit war die Sache am Ende, und was auch der Kaufmann für Vorſchläge hinterher anbringen mochte, er wurde nicht mehr angehört.

Die periodiſche Literatur von Braſilien.

Die periodiſche Literatur in Rio Janeiro, wie überhaupt in Braſilien, befindet ſich auf einer Stufe, welche man vielleicht nicht die höchſte nennen würde, die aber der von mancher deutſchen Reſidenzſtadt ungemein ähnlich ſieht. Von 133 periodiſchen Blättern, die im J. 1828 in ganz Südamerica (im Süden des Iſthmus) gedruckt wurden, kamen 25 auf Braſilien, und von dieſen erſchienen 15 allein in Rio Janeiro, die übrigen zu Fernambuc, St. Paul, St. Joao del Rey und Villa Rica. Die von Rio waren das Imperio do Brazil, Diario do Rio Janeiro und Journal do Commercio, täglich; Analista, Aurora Fluminese, Astrea, Courrier du Brézil, zweimal wöchentlich; Rio Herald (engliſch) einmal wöchentlich; Malagueta, Diario dos Deputados, Diario do Senado, Despertador Constitutionale, Censor Brazilico, unbeſtimmt; Espelho Diamantino monatlich, und Propagador (oder Annalen der Medicin, Zoologie und Botanik) jährlich.

Malagueta iſt der einheimiſche Name für eine kleine Art Capſicum, die beißendſte und ſtechendſte unter allen Pfefferarten, wie das nach derſelben genannte Blatt unter allen Journalen. Als es zuerſt erſchien, erregte es viele Aufmerkſamkeit, ſowohl wegen des Talentes, welches es verrieth, als wegen der Perſonen, die es angriff. Wenn es indeſſen in unſerem lieben Deutſchland in ähnlichen Fällen mit ein Paar Ohrfeigen oder Stockſchlägen abgeht, ſo kam es in dem heißen Rio zu Dolchſtößen; der Redakteur wurde verwundet und kam nur mit dem Leben davon. Zwiſchen dem Imperio do Brazil, welches das Organ der Regierung iſt, und der Malagueta iſt ein unverſöhnlicher Krieg, und da in Ermangelung von Thatſachen die Perſonen der Herausgeber den Stoff zu der Fortſetzung geben müſſen, ſo fehlt es natürlich nie an Höflichkeiten und Anekdoten der intereſſanteſten Art. Der Courrier du Brézil wird in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; er kommt am Mittwoch und Sonnabend heraus und giebt die zuverläſſigſten und umfaſſendſten Nachrichten über Alles, was im Innern des Landes vorgeht, ſo wie die ausführlichſten Auszüge aus fremden Blättern; er iſt indeſſen miniſteriell und daher von allen Seiten bitter angefeindet. Das Journal do Commercio, ſo wie das Diario, erſcheint auf dem elendeſten Papier mit kaum lesbarem Druck, zählt jedoch bei Weitem die meiſten Abbonnenten. Es iſt ausſchließlich mit Anzeigen und Bekanntmachungen gefüllt, die zum Theil nicht Wenig unterhaltend ſind. Unter den Noticias Particulares wird hier Jemand benachrichtigt, wenn er die geliehenen Bücher nicht zurückbringe, werde ſein Name öffentlich bekannt gemacht werden; dort ein Anderer, man wünſche ihn zu ſprechen und er möge ja nicht verſäumen ſich einzuſtellen, da im entgegengeſetzten Falle ihm etwas Unangenehmes begegnen könnte; ein Dritter, ſein ſtehendes Waſſer ſtinke abſcheulich, und wenn er es nicht bald fortſchaffen werde, wolle man es ihm in das Zimmer gießen u. ſ. f. Häufig wird mit den Blättern auch eine Beilage ausgegeben, die unter dem Titel Correspondencia einen Brief an den Herausgeber enthält, worin der Verf. dieſe oder jene Beſchwerde zur allgemeinen Kenntniß bringt, wie z. B. die folgende:

„Hr. Schreiber der Aſtrea, ich unterzeichne Dieß mit einem Kreuze, weil ich weder leſen noch ſchreiben kann. Ich lebte friedlich in dem Diſtrikte der Stadt Rezende, als es einem Simaon de Roza einfiel, ſich in den Beſitz meines Gutes zu ſetzen; und da ich ihm daſſelbe nicht übergeben wollte, ſo trat er gegen mich mit falſchen Klagen auf, wozu er allerlei Perſonen, die er bei der Hand hatte, anſtiftete. Dort iſt auch ein Padre Mariano Joſe de Roza, ein Bruder dieſes Simaon, der ihm in jeder Hinſicht ähnlich iſt. Ja, dieſer Padre war es, oder vielmehr dieſes Ungeheuer, welches in eigener Perſon mich anklagte, daß ich Schmähungen gegen Se. kaiſerliche Majeſtät ausgeſtoßen habe, worauf ich in Verhaft genommen und gefangen nach dieſer Stadt geſandt wurde.“ — Nachdem hierauf eine Reihe von Miſſethaten des Padre aufgezählt worden iſt, heißt es weiter: — „aber ich will die Abſcheulichkeit dieſes Ungeheuers nicht weiter beſchreiben und ſchweige daher von den unverheiratheten Frauenzimmern, mit denen er lebt, ſo wie von ſeiner Liebſchaft mit dem Weibe des Franziſco de Sylva, ſeines Cameraden ꝛc. Ich kann unmöglich in einem Briefe alle die Verbrechen aufzählen, welche dieſer Prieſter begangen hat, der ſagt: er ſey ein Diener Gottes, der aber, mit Ihrer Erlaubniß, Herr, in der That ein Diener des Teufels iſt.

Joaquim † Jezé.

Dergleichen Pasquille bilden den vorzüglichſten Theil der literariſchen Unterhaltung zu Rio. Wenn man des Morgens, nachdem die Tagblätter ausgegeben worden ſind, durch die Straßen geht, ſo ſieht man immer die Nachbarn in einem Laden verſammelt, wo einer von ihnen auf einem Tiſche ſitzt und ein Blatt der Correspondencia zum Beſten giebt. Oft trifft es ſich, daß der Angegriffene mit in der Geſellſchaft iſt, aber ſelten denkt er auf eine andere Rache, als eine noch derbere Replik. Nicht ſelten findet man in dieſer Correspondencia Züge, die für die öffentliche Meinung ſo wie für den Nationalgeiſt im Allgemeinen und für den Ton des geſelligen Lebens in Braſilien äußerſt charakteriſtiſch ſind. Nach der Conſtitution kann ein freigelaſſener Sclave kein Wähler ſeyn; um nun dieſen Vorwurf von ſich abzuweiſen und das Recht zur Theilnahme an den Wahlen zu behaupten, bringen Manche die originellſten Certificate zum Vorſchein. So war ein Obriſt Joaquim Francisco das Chagas Catété Candidat in ſeinem Kirchſpiel, und Manoel de Souſa Silva, ein Seifenſieder, warf ihm vor, daß er ein Freigelaſſener ſey. Hierauf erfolgte eine Correſpondenz, welche die Comp-

toirs von Rio lange Zeit unterhielt, bis endlich der Obriſt ſeinen Taufſchein zum Vorſchein brachte: „Ich beſtätige, daß ich im Jahre 1780 das Kind Joaquim, den außerehelichen Sohn von Franciſca das Chagas, einer freien Mulattin, der unverheiratheten und unehelichen Tochter eines unbekannten Vaters, jetzt Dienerin in dem Hauſe des ehrwürdigen Joaquim Gonçales de Figueiredo, in dem Bairro da Caturra, in dieſem Kirchſpiel, getauft und mit dem heiligen Oel geſalbt habe.

Alberto Gaetano Alves.

Der Obriſt ſchließt dieſe ſiegreiche Widerlegung ſeines Feindes mit der Erklärung: „Ich bin das Haupt meiner Familie; ich bekleide den hohen Rang eines Obriſten in dem erſten Linienregimente, und ich fühle mich verpflichtet durch die Bande des Blutes, durch die Obliegenheiten meiner Stellung und durch die Ehre eines Offiziers die Verleumdungen zu widerlegen, die wider mich erhoben werden.“ Und Dieß thut er, indem er beweiſt, daß er der uneheliche Sohn einer dienenden Mulattin iſt, die ihrerſeits ſelbſt ein uneheliches Kind eines unbekannten Vaters war. In Braſilien, wo ſo viele Perſonen in den höchſten Staatsämtern die erſten Stifter ihrer Familien ſind, fällt eine Naivetät der Art nicht auf.

Die Beſchränkungen der Juden in Großbritannien.

In dem Augenblicke, wo die Iſraeliten in Großbritannien ihrer Emancipation entgegen ſehen, iſt es von Intereſſe, die Beſchränkungen kennen zu lernen, denen die Söhne dieſes ebenſo unglücklichen als außerordentlichen Volkes bisher in dem britiſchen Reiche unterlagen.

Bereits im Jahre 1753 ſanctionirte das engliſche Miniſterium eine Bill, welche allen fremden Juden, die ſich in England niedergelaſſen hatten, die Erlaubniß ertheilte, ſich Nationaliſationsbriefe ausfertigen zu laſſen, was ihnen bis dahin durch die Bedingung vor der Nationaliſation das Sakrament des Altares zu empfangen unmöglich geweſen war. Die Bill ging durch; als die armen Juden von den Vortheilen, welche ihnen die Bill gewährte, Gebrauch machen wollten, brach der Aberglaube des vornehmen und gemeinen Pöbels in offene Gewaltthätigkeiten aus; das Miniſterium ſah ſich auſſer Stande, der öffentlichen Meinung zu widerſtehen, und die Bill wurde bald wieder aufgehoben. Dieß war, wie wahrſcheinlich, der erſte ſo auch der letzte Verſuch, die bürgerliche Lage der Juden in Großbritannien zu verbeſſern, und ſie blieben daher fortwährend Beſchränkungen unterworfen, deren Fortdauer in unſerer Zeit in der That unbegreiflich ſcheint. Kein Jude kann im britiſchen Reiche das Bürgerrecht erhalten, weil Jeder, der daſſelbe empfängt, den Eid der Treue „auf die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens“ ſchwören muß. Dadurch verliert er die Fähigkeit, im Parlamente zu ſitzen, er wird ausgeſchloſſen von dem Rechte als Wähler an den Parlamentswahlen Theil zu nehmen, er darf weder als Advokat noch als Notar practiziren, ja er kann nicht einmal Schulmeiſter oder Conſtable werden. Nach einer Akte vom 13ten und 14ten Jahre der Regierung Karls II müſſen Perſonen, welche in Privathäuſern Unterricht geben, hiezu eine Erlaubniß von dem Biſchof der Diözeſe haben; durch 31 Georgs III wurden die proteſtantiſchen Diſſenters und die Katholiken von dieſer Beläſtigung befreit, die indeſſen noch immer mit voller Schwere auf den Juden laſtet.

Auſſer dieſer allgemeinen Beſchränkungen, welche die Juden in dem ganzen britiſchen Reiche treffen, ſind ſie in der Hauptſtadt desſelben, in London, noch einer beſondern und vielleicht der drückendſten von allen unterworfen. Das Herkommen der londoner Bürgerſchaft ſchließt nämlich den Juden von der City aus und ſchneidet ihm dadurch in dem ganzen Umfange von London eine ſeiner bedeutendſten Erwerbsquellen, den Detailhandel, ab. Wenn wir bedenken, daß von den 30000 Juden in England die Mehrzahl in London lebt, und daß dieſes Volk durch ſeine gewöhnliche Stellung in der Geſellſchaft namentlich auf den Kleinhandel hingewieſen wird, da ein jüdiſcher Handwerker bei dem Vorurtheile der Menge wenig Kunden finden würde, ſo erſcheint dieſe letzte Beſchränkung als eine Unmenſchlichkeit, die unſerer Zeit ebenſo unwürdig iſt, als des gerühmten Landes der Freyheit.

Höhe der Patagonier.

Ein Offizier von Capitän King's Expedition in die Südſee hat in engliſchen Blättern folgende intereſſante Notiz über das bekannte Rieſenvolk der Patagonier mitgetheilt, wonach die ungewöhnliche Größe deſſelben allerdings außer Zweifel zu ſeyn ſcheint. Maß des größten Patagoniers in einem Stamme von ungefähr 150. Höhe: 6 Fuß 2 Zoll; Umfang der Bruſt (chest) 3 Fuß 11 Zoll; der Lenden 3 F. 6 Z.; der Pelvis 3 F. 10 Z. Der kleinſte in der ganzen Schaar war 5 F. 10½ Z. hoch; die Mehrzahl war indeſſen 6 F. hoch, musculös und ſtark gebaut. Auch die Weiber waren im Verhältniß zu den Männern größer als dieß bei civiliſirten Völkern gewöhnlich iſt.

Walter Scott's dramatiſche Verſuche.

Zwei dramatiſche Verſuche Sir Walter Scott's „Der Fluch von Devorgoyl, und Auchindrane,“ (The Doom of Devorgoil, a Melodrame; and Auchindrane, or the Ayrshire Tragedy, Edinb. and Lond. 1830. 8.) haben uns nur auf's Neue bewieſen, daß die Talente des dramatiſchen Dichters und des Romandichters ſelten vereinigt ſind. Der Vorwurf, der Walter Scott ſchon in ſeinen Romanen gemacht wird, daß er zwar das Colorit, aber nicht immer den Geiſt der Zeiten richtig wiedergebe, trifft die beiden Dramen, die wir hier unter Einem Umſchlage erhalten, auf eine noch störendere Weiſe; und die epiſche Breite, die dem Roman unentbehrlich iſt, vernichtet im Drama allen Effekt. Der Fluch von Devergoyl iſt die phantaſtiſche Bearbeitung einer Volksſage aus der Grafſchaft Galloway, von einem edeln Hauſe, auf dem einer uralten Blutthat wegen ein Fluch ruht, der jetzt ſeiner Erfüllung entgegeneilt. Die Geſchichte, wie man ſieht, iſt die alte bekannte, die ſich beinahe aller Orten findet und wiederholt; und die Bearbeitung, ſo poetiſch und ſchön auch einzelne Stellen ſind, dürfte im Ganzen doch wenig Anforderungen genügen. Auchindrane iſt eine Criminalgeſchichte; wir glauben damit der Mehrzahl unſerer Leſer genug geſagt zu haben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 125. 5 May 1830.

Caillié's Reiſen in Afrika.

5. Tunbuktu.

Sidi-Abdallahi empfing unſern Reiſenden mit väterlicher Güte und lud ihn zu ſeinem Abendeſſen ein, welches aus einem ſehr guten Couscous (einer Art Brei) von Hirſe mit Schöpſenfleiſch beſtand, und wobei man mit den Händen zugriff. Der Wirth theilte die üble Gewohnheit andrer Wirthe und namentlich ſeiner Landsleute, Fremde auszufragen, nicht. Er war ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig, gegen 5 Fuß hoch, wohl beleibt, mit Pockennarben gezeichnet, und wie es ſchien, von ſanſtem, ſtillem in ſich gekehrtem Charakter; ſeine Phyſiognomie hatte etwas Ehrwürdiges, ſeine Haltung etwas Ernſtes und Imposantes; er ſprach Wenig und mit Ruhe; man konnte ihm Nichts zur Laſt legen als ſeinen religiöſen Fanatismus. Nachdem man ſich getrennt, begab ſich Caillié nach ſeinem Gemach, wo man eine Matte für ihn auf dem Boden ausgebreitet hatte. Allein die Hitze, die in Tunbuktu bei Nacht faſt ſo ſtark iſt als bei Tag, ließ ihn keine Ruhe finden, und er ſchlug deßhalb ſeine Lagerſtätte im Hof im Freien auf; auch Dieß half nicht; kein Lüftchen kühlte die glühende Atmosphäre; noch nirgends auf der ganzen Reiſe war ihm ſo unbehaglich geweſen.

Am folgenden Morgen ging Caillié aus, um die Stadt in Augenſchein zu nehmen. Er fand ſie weder ſo groß, noch ſo bevölkert als ihr Ruf erwarten ließ, wenn man ihm früher geſagt, es wäre die größte Stadt, welche Gott der Herr erſchaffen habe. Auch der Handel iſt bei Weitem nicht ſo bedeutend als man in Europa glaubt; man ſieht nicht, wie in Dhienné, dieſen Zuſammenfluß aus allen Theilen des Sudan; in den Gaſſen begegnete man bloß den Kamelen, welche die Kaufmanns-Güter der Flotille von Cabra trugen; vor den Häuſern bemerkte er einige Gruppen von Einwohnern, die auf Matten ſaßen und ſich unterhielten; noch mehrere lagen unter der Thüre und ſchliefen im Schatten; einige Colatnußhändler rieſen ihre Waaren aus; im Ganzen herrſchte eine höchſt trübſelige Einförmigkeit. Gegen 4 Uhr Abends als die Hitze etwas nachgelaſſen, ſah er eine Anzahl wohlgekleideter Negerkaufleute ſpazieren reiten; bei ſolchen Ausflügen entfernt man ſich jedoch nie weit von der Stadt, aus Furcht auf Tuariks zu ſtoßen, welche die ganze Umgegend in Contribution ſetzen. Der Markt iſt gleichfalls erſt Abends; er wird nicht ſehr zahlreich beſucht, und gegen den von Dhienné könnte man ihn eine Einöde nennen.

Caillié hatte alle Gelegenheit, das Getreibe darauf zu beobachten, da ihm ſein Wirth ein Haus in der Nähe davon zur Herberge anwies; in das Zimmer, das er am Abend einnahm, quartirte ſich nehmlich ein Negerpaar, deſſen Gegenwart ihn ſehr genirte; weßwegen er ſich eine Wohnung ausbat, wo er allein ſeyn könnte. Hier befand er ſich nun im Beſitz einer Kammer, zu der ihm der Schlüſſel zugeſtellt wurde. Die Sclaven, welche dieß Haus bewohnten, ſtanden zu ſeiner Verfügung und zweimal des Tages ſchickte ihm Sidi Abdallahi Couscous und Reis mit Ochſen- oder Schöpſenfleiſch. Der Zufall wollte, daß ſein neues Quartier gerade dem Haus gegenüber lag, in welchem Major Laing während ſeines Aufenthalts in Tunbuktu wohnte. „Oft," ſagt Caillié, „wenn ich unter meiner Thüre ſaß, dacht ich traurig über das Schickſal des unglücklichen Reiſenden nach, der nach ſo vielen Gefahren, die er überſtanden, nach ſo vielen Mühſeligkeiten, die er erduldet, eben im Begriff triumphirend in ſein Vaterland zurückzukehren, unter den Händen feiger Meuchelmörder fallen mußte! Mir ſelber, wenn ich entdeckt wurde, drohte noch ein weit furchtbareres Loos als der Verluſt des Lebens: die Sclaverei!" Schon in Dhienné hörte Caillié von Laings Ende erzählen. Die Erkundigungen, die er hierüber in Tunbuktu einzog, ergaben folgendes Reſultat: Der Major war ſchon einige Tagreiſen nördlich von dieſer Stadt, auf dem Weg nach Tripoli, als die Tuariks, oder nach Andern die Berbiſchen, ein Nomadenſtamm, der in der Nähe des Dhioliba hauſt, ſeine Carawane anhielten. Laing als Chriſt erkannt wurde ſchrecklich mißhandelt, ſie ſchlugen mit einem Stock ſolang auf ihn los, bis er für todt liegen blieb. Ein anderer Chriſt, wahrſcheinlich ein Diener von ihm, ſoll unter ihren Schlägen geſtorben ſeyn. Die Mauren von der Carawane hoben den Major auf und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder in's Leben zu rufen. Auf's Kamel hinaufgebunden, (ſo ſchwach war er und ſo unfähig ſich zu halten,) und faſt gänzlich ausgeplündert führten ſie ihn nach Tunbuktu zurück, wo er mit Hülfe einer Salbe, die er aus ſeinem Schiffbruch gerettet, ſich wieder erholte. Seine Geneſung ging langſam vor ſich, jedoch erfuhr er — Dank den Empfehlungsſchreiben des Paſcha von Tripoli und der Sorge ſeines Wirthes, der ſelber ein Tripolitaner war! — keine neue Kränkungen.

Digitized by Google

Caillié ſah dieſen Mauren, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er machte, oft; er ſchien ihm ein menſchenfreundlicher Mann; mehrmal beſchenkte er ihn mit Datteln und noch zum Abſchied mit blauen baumwollenen Hoſen. Auf Erſuchen eines alten Mannes, an welchen der Major von einem Hauſe in Tripoli adreſſirt geweſen, hatte er ihn ins Haus aufgenommen. Nach ſeiner Ausſage hätte Laing ſeine europäiſche Kleidung nie abgelegt, und offen heraus erklärt, er wäre vom König von England geſandt, um Tunbuktu und die Wunder, die es enthalte, kennen zu lernen. Es ſcheint, daß der Reiſende den Plan der Stadt vor den Augen Aller zeichnete; denn wie derſelbe Maure ſich ausdrückte, beſchrieb er die Stadt und Alles was darin.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus dem türkiſchen Aſien.

4) Siwas.

In Siwas — nach Einigen das „Sebaſte" der Alten woran ich übrigens zweifle — angekommen nahm ich meinen Abſtand in einem Karawanſerail; alsbald jedoch lud mich ein neapolitaniſcher, in Dienſten Mehemeds, des dortigen Paſchas, ſtehender Arzt ein, bei ihm zu wohnen, wo ich denn vier Tage blieb. Dieſer Mann bezog monatlich vier hundert Franken Sold, erhielt die Koſt aus der Küche des Paſchas, und war hiefür auf mehrere Portionen angewieſen, wie auch ſeine Pferde in den Ställen ſeines Herrn gefüttert wurden. So ſtellte ſich denn wohl zur Schau, daß er an Nichts Mangel litt, und ſeine häusliche Einrichtung hätte ſogar für glänzend gelten können, wenn Europas Bedürfniſſen in Aſien je Genüge zu geſchehen vermöchte. Auf ſchönen Teppichen ſah man ſchlechte Tiſche und grob gezimmerte Stühle von Holz. Einige Bücher lagen zwiſchen einer Menge Arzneiflaſchen und ſonſtigen Heilmitteln zerſtreut umher. Mein Wirth fand als den bequemſten Sitz für mich einen Stuhl aus, mit einem Loch in der Mitte, der wahrſcheinlich zu einem ganz andern Zweck beſtimmt war. Brauch und Tracht des Morgenlandes hatte der Arzt nicht annehmen wollen; da aber das wohl raſirte Geſicht eines ſchönen jungen Mannes Empfindungen einſtößt, welche von der einem Doktor gebührenden Ehrfurcht und Scheu ziemlich verſchieden ſind, war er wenigſtens genöthigt geweſen, ſich einen langen ſchwarzen Bart wachſen zu laſſen, was ihm ein wunderliches Anſehen gab. Indeſſen ſchienen all Dieß immer noch Uebelſtände von geringem Belang, wenn nur der Paſcha ſeinerſeits gewiſſenhaft erfüllt hätte, wozu er ſich anheiſchig gemacht; ſo aber wurden die Bemühungen des Leibarztes in der Regel denn doch nicht richtiger bezahlt, als diejenigen der andern Diener. Jeder derſelben war eben darauf angewieſen, ſich ſeinen Poſten beſt möglich zu Nutzen zu machen, und Se. Excellenz ſah daher bei ihren Untergebenen nicht ſtrenge auf Redlichkeit. Dieß iſt die Lage der meiſten europäiſchen Aerzte in der Türkei, die ſich noch glücklich ſchätzen dürfen, wenn ſie nicht von einem zornmüthigen Herrn früher oder ſpäter mißhandelt und fortgejagt werden. Schlagen ſie vom Paſcha auch endlich heraus, was ihnen dem Vertrag gemäß zukommt, ſo erhalten ſie doch Wenig oder Nichts von deſſen Dienern und den ſonſtigen Einwohnern, die alle umſonſt geheilt ſeyn wollen. Ueberdieß ſtehen, der Volksvorurtheile wegen, die Franken als Aerzte den Griechen, Armeniern und Juden, welche dieſe Kunſt treiben, faſt immer nach.

Der Neapolitaner wollte meine Ankunft in Siwas benutzen, um wieder einmal ein Stück ſeiner Beſoldung zu erhalten. Er begab ſich alſo zum Paſcha und ſagte ihm, einer ſeiner alten Studiengenoſſen ſey von Perſien angekommen, reich vom Könige mit Geſchenken beladen, mit welchen er jetzt nach Europa zurückkehre. Dieſe Mittheilung machte zwar keineswegs die Freigebigkeit Mehemeds rege, verſchaffte mir aber eine Einladung zu einer Feſtlichkeit, Beniſch genannt, die eine Stunde von der Stadt gegeben wurde. Gleichwohl verfügten wir uns, durch einen Verſchnittenen falſch berichtet, nicht dahin, ſo daß der Paſcha ſich Abends über dieſen Mangel an Aufmerkſamkeit gegen den Arzt beklagte. Dieſer wies den Fehler dem Verſchnittenen zu, worauf Se. Excellenz den Dolch zog und denſelben dreimal in den Arm des Schuldigen bohrte. Die Lehre war ein Bischen ſtark, und den folgenden Tag, wo wir abermals eingeladen wurden, fanden wir uns gewiſſenhaft ein. Wir ſahen die Sklaven des Paſchas mit dem Dſchirit ſpielen, und ſich mit Piſtolenſchießen üben. Der zuſchauende Gebieter ließ mich augenblicklich zu Gehör, erlaubte mir ſogar, mich auf das Ende des Teppichs niederzuſetzen, auf welchem er ſelbſt ruhte, und befahl, daß mir eine Pfeife und Tabak gereicht würde. Das Geſpräch fiel auf die große Tagesbegebenheit, die Aufhebung der Janitſcharen, worüber er ſich ſehr freute. „Jetzt kann man thun, was man will," ſagte er; „jetzt hat die *Obrigkeit* Macht. Wenige von dieſen Hunden von Janitſcharen haben ſich in mein Paſchalik geflüchtet, denn ſie kennen mich; aber, gelobt ſey Gott! Einer iſt doch in meine Hände gefallen. Längſt wußte ich von ſeinen ſaubern Streichen in Konſtantinopel, daher ich ihn bei ſeiner Ankunft zu mir einladen ließ, einen Augenblick mit ihm ſchwatzte und ihn dann in ein Gemach einſchloß, deſſen Thür ſogleich vermauert wurde. Es wird Gott gefallen haben, ihn Hungers ſterben zu laſſen. Amen! Und Du, biſt Du mit der Aufhebung zufrieden?" — „Ganz gewiß" — „Haſt Du den Muth Sultan Mahmuds, unſres Herrn, geſehen?" — „Sultan Mahmud gewinnt immer den Sieg, und wir armen Reiſenden können ſomit jetzt auf einigen Schutz rechnen" — „Eben darum ſind der Pöbel und die Böſen nicht zufrieden. Scheinſt mir ein braver Junge, ſteig zu Pferd und nehme an dem Spiel mit dem Dſchirit Theil." Wenig geneigt einen ſolchen Stab, den man mit Heftigkeit nach dem Gegner wirft, auf den Leib zu bekommen, ſchlug ich die Ehre unter dem Vorwand aus, daß mir die hiezu nöthige Gewandtheit im Reiten mangle. „Wie," rief Mehemed, „weil Du ein Arzt biſt, kannſt Du nicht zu Pferd ſteigen und Dich ſchlagen? Wenn ich meinen Arzt lieb habe, ſo geſchieht Dieß nicht, weil er meinen Leib in Obhut nimmt, ſondern weil er mit verhängtem Zügel reitet und den Dſchirit zu werfen und zu empfangen verſteht."

Da der Paſcha morgenden Tags in den Krieg gegen die Kurden ziehen wollte, ſo eilte ich, ihm auch in Siwas einen Beſuch

Digitized by Google

zu machen, um ſeine Wohnung kennen zu lernen und mir von ihm, wie von Galib Paſcha einen Empfehlungsbrief (Bouyourdou) zu verſchaffen. In ſeinem Schloß deutete wirklich Nichts auf Mangel und Verfall. Junge griechiſche Sclaven, die zum Jslam übergetreten waren, ritten im Hof prächtige Pferde zu, und ein arabiſcher, an ein eiſernes Halsband gekeketteter Löwe ging am Einzang auf und ab. Um ſeine Kette zu zerreißen drehte er ſich beſtändig um ſich ſelbſt, und man mußte den Augenblick, wo er an der einen Seite war, benutzen, um auf der andern hereinzukommen. Der Paſcha hatte, vom Fenſter aus, ſein beſonders Vergnügen daran, die Pferde an dem Löwen vorbeireiten zu ſehen; die armen Thiere bäumten ſich entſetzt auf, und war es für die Reiter eine Gelegenheit ihre Kunſt zu zeigen, ſo ſchienen ſie gleichwohl nicht ganz frei von der Beſorgniß, der Beſtie in die Klauen zu fallen. Eingetreten, wollten wir uns eben ins obere Stockwerk verfügen, wo ſich Se. Exzellenz befand, als ich zu meiner Verwunderung einen von jenen perſiſchen Kanonieren, genannt Samboruſchi, bemerkte, welche kleine von Kamelen getragene Feldſtücke bedienen. Er war in vollſtändiger, mit Kupferblechen beſetzter Kriegskleidung; auf den Höckern der vier ſeiner Obhut anvertrauten Kamele wehten kleine Fähnchen. Da er mich erkannte, rief er alsbald mein Zeugniß auf, daß ſein Feldzeug ganz nach perſiſcher Art angeordnet ſey. Dem Paſcha that es ungemein wohl, wenn er einige Aehnlichkeit zwiſchen ſich und einem großen Könige gewahren konnte. Sicherlich war ihm deßhalb nach dem Löwen, den er vom Paſcha von Bagdad zum Geſchenk erhalten, und welchen er als ein Abbild ſeines eigenen Muthes betrachtete, Nichts in der Welt ſo angelegen als ſeine Kamele; daher denn jener Perſer in ungemeinem Anſehen ſtand. Derſelbe war ein großer Schwätzer, und wählte gewöhnlich den jüngſtbeendigten Feldzug, dem er beigewohnt hatte, zum Gegenſtand ſeines Geſprächs. Die Türken erwiederten ihm ernſt: „Wenn Ihr uns beſiegt habt, ſo kommt Dieß daher, weil Ihr Euch mehr mit dem Koran befaßt, als wir, und Eure Religionspflichten beſſer erfüllt; denn der Muth kommt von Gott; der Sieg der Feldſchlacht kommt von Gott; Wer Gott verehrt, iſt ſtets der Stärkere, und es giebt keinen Gott als Gott, deſſen Prophet Mohammed iſt.“

Die Gemächer Mehemed Paſchas waren mit vieler Pracht geſchmückt. Die Teppiche gehörten zu den ſchönſten, welche von Choraſſan kommen; die Polſter glänzten von Goldſtoff aus Lyon; herrliche Pfeifen wurden den Fremden angeboten. Der Paſcha trug einen Dolch, deſſen Heft von Diamanten ſtarrte, wie dieſe auch auf ſeiner Doſe und ſeinem Säbel ſchimmerten. Keineswegs verheimlichte er, wie die meiſten ſeiner Amtsbrüder, ſeinen Reichthum, aber er wandte denſelben nicht ſonderlich klug an. Das Glück ſeines Banquiers, ſeines Kürſchners, ſeines Schneiders — lauter Chriſten und hohe Beamten ſeines Hauſes — hatte er bereits gemacht; aber die türkiſchen Offiziere kamen weit nicht ſo gut weg; außer ihren Waffen und den Kleidern auf dem Leib, beſaßen ſie beinahe Nichts, daher denn die Meiſten dem Kampf mit den Kurden ungeduldig entgegenſahen.

(Schluß folgt.)

Poſtverbindungen, Straßen, Eiſenbahnen und Canäle in America.

(Schluß)

Ueberhaupt ſind die Vereinigten Staaten das Land, wo ſich für die coloſſalſten Entwürfe Muth und Capital findet. Von dem Werth der Eiſenbahnen als eines der leichteſten, ſicherſten und wohlfeilſten Communicationsmittel iſt man hier längſt überzeugt, und es giebt keinen Staat, welcher nicht deren mehrere beſitzt. In Maryland baut man in dieſem Augenblick zwei, wovon die eine von Baltimore durch einen Theil von Virginien und Pennſylvanien nach dem Ohio führt und über 300 M. lang iſt. Nach dem Bericht des Verwaltungsausſchuſſes der Compagnie der Actionäre waren zu Ende Octobers 25 M. vollendet; wegen der großen Schwierigkeiten, welche die Ingenieure zu überwinden hatten, koſtete bis dahin jede M. gegen 20,000 Doll. Man hatte mehrere ſteinene Brücken aufführen müſſen — ſo eine über die Waſſerfälle des Gwynn, mit einem einzigen 80 Fuß weiten Bogen, 58 F. hoch und 300 F. lang; eine andere über den Patapſco mit zwei Bögen von je 55 F., und zwei von je 20 F. Weite, mit einer Höhe von 46 F. und einer Länge von 375 F.; um einiger andern von kleinern Dimenſionen nicht zu gedenken. Da das Terrain jedoch in den 41 folgenden Meilen bis zu den äußerſten Felſen am Potomac geringere Schwierigkeiten darbietet, ſo hofft man, daß man im J. 1830 bis dahin gelangen werde, und von da bis zum Ohio nimmt man an, daß man jährlich mit 50 M. fertig werden könne. Iſt die Straße nur einmal bis zum Potomac hergeſtellt, ſo iſt damit für die Stadt Baltimore der Verkehr mit den ausgedehnten fruchtbaren Thälern eröffnet, welche dieſer ſchöne Strom mit ſeinen zahlreichen Nebenflüſſen bewäſſert. Die zweite Eiſenbahn, die in Arbeit iſt, ſoll von Baltimore nach dem Hafen von York an der Suſquehanna in Penſylvanien gehen und wird zu 70 M. Länge berechnet. Der erſte Stein dazu wurde am verfloſſenen 8 Auguſt, dem hundertjährigen Jubiläum der Gründung der Stadt Baltimore, durch die große Freimaurerloge von Maryland gelegt. Am folgenden 19 October hatte man bereits gegen drei Meilen vollendet, und die Commiſſion erwartete, daß die Geſetzgebung von Pennſylvanien ſie ermächtigen würde, die Straße durch das pennſylvaniſche Gebiet fortzuſetzen. Dieſe Eiſenbahn, obwohl mit der nach dem Ohio nicht zu vergleichen, verſpricht nichts deſto weniger für die Stadt und die Unternehmer ſehr vortheilhaft zu werden; ſie trifft nämlich in York mit einer Eiſenbahn von Philadelphia nach dieſem Platz zuſammen, welche 80 M. lang werden ſoll: ſo daß dadurch dieſe beiden großen Städte und zwei der beſtangebauten Länder der Union eine wohlfeile und ſichere Communication erhalten.

Auch in Pennſylvanien baut man gegenwärtig mehrere Canäle und Eiſenbahnen. Seit dem J. 1826 wurden 177 M. Canäle eröffnet, die jetzt in voller Thätigkeit ſind, und man berechnet, daß es im Sommer 1830 400 M. ſeyn werden. Bis dahin dürften auch von der Eiſenbahn, welche Philadelphia mit der Suſquehanna verbindet, 50 M. fertig ſeyn. Unter dieſen Arbeiten ſind jedoch diejenigen noch nicht begriffen, welche auf Rechnung von Privatperſonen in den letzten acht Jahren ausgeführt wurden; letztere betragen auch ihre 47 M. Eiſenbahnen und 380 M. Canäle. Im Juli des vor. Jahrs zählte man 47,000 Arbeiter, die bei dieſen Werken beſchäf-

Digitized by Google

tigt waren, meiſt Holländer. In Folge der unermeßlichen Unternehmungen in den verſchiedenen Staaten des Oſtens iſt der Arbeitslohn bedeutend geſtiegen (außer der Beköſtigung 36 fl. 40 kr. monatlich). Die Irländer, denen es glückt, die americaniſchen Ufer zu gewinnen, laſſen ſich gerne brauchen; ſie haben die Canäle von New-York erbaut.

Die Eiſenbahn von Mauch-Chunk iſt ſeit zwei bis drei Jahren offen. Da ſie über eine abſchüſſige Fläche geht, nämlich vom Gipfel eines Bergs, 8 M. weit, bis zum Fluß Lehigh, ſo hat man kürzlich Verſuche angeſtellt, um den Grad der Geſchwindigkeit zu beſtimmen, der ſich für den Transport der Steinkohlenladungen beim Hinabfahren und der Pferde und Maulthiere beim Hinaufziehen der leeren Wägen erreichen ließe. Man hat gefunden, daß dieſe Geſchwindigkeit ohne Gefahr auf 30 bis 40 M. (12 bis 16 Stunden) in der Stunde gebracht werden könnte. Allein der Wechſel der Erſcheinungen bei einem ſolchen Schnelllauf ſtürmte ſo auf die Sinne der Führer und der Thiere ein, daß dieſe nach Verfluß einiger Tage erkrankten, und man ſich genöthigt ſah, die Geſchwindigkeit der Niederfahrt auf 14 M. in der Stunde zu beſchränken. Aehnliche Erfahrungen wurden in England *) auf der Eiſenbahn zwiſchen Liverpool und Mancheſter gemacht. Eine der Maſchinen legte 11 M. in der Stunde, eine andere 14, eine dritte 26 zurück, indem ſie Entfernungen von 21, 25 und 70 M. durchliefen; bei einer vierten aber kamen 32 M. auf die Stunde, d. h. 1 M. auf 1 Min. 53 Sec. Endlich müſſen wir noch einer Eiſenbahn in Virginien gedenken, die von Mancheſter nach den dortigen Kohlenminen führt, und die man, da ſie nur 13 M. lang iſt, in dieſem Sommer zu vollenden hofft; und einer andern, die zwiſchen Boſton und Lowell in Maſſachuſetts eingerichtet werden ſoll.

Aber America hat auch ſeine Carawanen wie der Orient. Jedes Jahr im Monat Mai bricht eine Carawane von St. Louis am Miſſiſſippi nach Santa-Fé in Mexico auf, die im Herbſt nach den Vereinigten Staaten zurückkehrt. Präſident Jackſon, der die ganze Wichtigkeit dieſes Handelsverkehrs fühlt, ließ die letzte durch vier Compagnien regulärer Truppen, unter dem Befehl des Majors Riley, escortiren, um ſie gegen die Angriffe der Indianer zu ſchützen. Dieſer Offizier ſollte dann auf der Inſel Chouteau die Rückkunft der Kaufleute erwarten. Unglücklicher Weiſe wurden mehrere ſeiner Soldaten während ihres dortigen Aufenthalts von den Pawnee's getödtet, welche ihnen Pferde, Maulthiere und Ochſen entführten. Nichtsdeſtoweniger vollführte er den Zweck ſeiner Sendung. Zweihundert mexicaniſche Reiter begleiteten die Carawane zurück, weniger aus Vorſorge für die Sicherheit derſelben, als um eine Anzahl ſpaniſcher Familien, die das Gebiet der Republik verlaſſen mußten, über die Grenze zu ſchaffen. Dieſe Verbannten waren kaum in den Vereinigten Staaten angelangt, als ſie die Zurücknahme des Verbannungsdekrets vom 15 April durch ein Gnadendekret vom 16 September in den Zeitungen laſen. Die Carawane fand den Schatz, den die vorhergehende aus Furcht vor den Indianern vergraben hatte, unverſehrt und brachte eine beträchtliche Quantität Gold und Silber nach Haus. Die Gewinnſte ſind mehr als 100 Proc. Die Einwohner von St. Louis ſtehen im Begriff ſich an die Regierung mit der Bitte zu wenden, die nöthigen Maßregeln zu einer regelmäßigen Carawanenverbindung einzuleiten.

Färberei in China.

In vielen Fällen können wir den Chineſen eine gewiſſe Vollendung in den mechaniſchen Künſten nicht abſprechen; aber offenbar iſt dieß keine Folge wiſſenſchaftlicher Combinationen, ſondern das Reſultat der Erfahrung von Jahrhunderten, die langſam bis zu einem gewiſſen Punkte fortgeſchritten iſt und auf dieſem nun ſtehen bleibt, ohne weiter vorrücken zu können. So ſind ihre Seidenmanufakturen in Bezug auf Glanz und Dauer der Farben ohne Zweifel den unſrigen überlegen; aber dieſe Ueberlegenheit wird weder durch einen geheimen Färbeſtoff, noch durch einen unbekannten Prozeß erreicht, ſondern einzig durch die Benutzung der einfachſten mechaniſchen Vortheile, die zum Theil gerade der Kindheit des Manufakturweſens eigenthümlich ſind. Ich war einmal, ſagt ein neuer Reiſender, deſſen wir bereits öfter erwähnt haben, Hr. Dobell, bei dem Färben von Seide gegenwärtig, und fand bei näherer Unterſuchung, daß dieß auf die einfachſte Weiſe mit den gemeinſten Färbeſtoffen geſchah. Chemiſche Agentien ſind wenig bekannt; aber bei der Wohlfeilheit der Arbeit können eine Menge Hände zugleich beſchäftigt werden. Alles geht daher mit einer Schnelligkeit vor ſich, die alle Begriffe überſteigt, und die Seidenſtoffe werden beinahe im Augenblicke zum Trocknen ausgehängt, was überdieß nur während des Nordwindes — Pak Fang wie er in China heißt — geſchieht. Dieſer tritt gewöhnlich gegen Ende Septembers oder Anfang Octobers ein und bringt eine ſo durchdringende Trockniß mit ſich, daß ſelbſt im Innerſten der Häuſer, wenn alle Fenſter und Thüren geſchloſſen ſind, ſo wie er zu wehen anfängt, plötzlich alle Meubles ſo laut krachen, als wenn ein Gewehr gelöſt würde. Die Chineſen ſind kaum zu bewegen, bei feuchtem Wetter Thee oder Seide zur Ausfuhr zu verpacken; ich weiß ſelbſt, daß ein Schiff drei Wochen länger, als der Capitän es wünſchte, in Canton liegen bleiben mußte, weil der chineſiſche Agent die Seidenſtoffe, die einen Theil der Fracht ausmachten, nicht eher packen wollte, als bis das Wetter günſtig wäre.

Die Mora der Chineſen.

Merkwürdig iſt, daß die Chineſen ein Spiel haben, welches ganz der italieniſchen Mora gleicht, deſſen ſie ſich aber nur bedienen, um einander zum Trinken zu zwingen. Die Becher werden gefüllt, die beiden Perſonen, die ſich miteinander eingelaſſen haben, ſtrecken über den Tiſch einander die Hände entgegen, mit geſchloſſenen Fingern. Plötzlich öffnen ſie einige Finger, und Jeder ruft aus, *wie viele Finger* von beiden geöffnet ſind. Wer es errathen hat, zwingt ſeinen Gegner zu trinken. Dieſes Spiel wird oft Stunden lang fortgeſetzt, wie man ſich denken kann, mit nicht geringem Lärm.

*) Auffallend iſt der Wetteifer zwiſchen America und Altengland in dieſen großen mercantiliſchen Bauwerken. Wir haben (Ausl. S. 370) die Eiſenbahn zwiſchen Mancheſter und Liverpool erwähnt; eine andere befindet ſich gegenwärtig in der Arbeit, welche von jener Stadt nach den Diſtrikten von Nottingham, Derby und Leiceſter geht; ſie wird 33 M. lang, bekommt 52 Brücken nebſt zwei unterirdiſchen Gallerien und koſtet 180,000 Pf. St. Sie ſoll dieſen Sommer dem Publikum eröffnet werden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 126. 6 May 1830.

Die Zuſammenkunft Jügungs mit dem Geiſte des Feuerheerdes.

(Legende, aus dem Chineſiſchen verdeutſcht und mit der tartariſch-mandſhuiſchen Ueberſetzung verglichen von Heinrich Kurz.)

Zur Zeit des Kaiſers Schitſung aus der Dynaſtie der Ming lebte in der Provinz Kiangſi ein Mann Namens Jügung, der den Beinamen Du und den Ehrennamen Liangtſchin führte. Mit vielen Talenten begabt und mit großer Gelehrſamkeit ausgeſtattet, war er ſchon im achtzehnten Jahre zum Doctor der dritten Klaſſe ernannt worden; als er aber zum Manne herangereiſt, mußte er, weil ſich ſeine Familie in ſehr dürftigen Umſtänden befand, eine Schule eröffnen, um ſich mit Ertheilung von Unterricht zu ernähren. Mit ſeinen Schülern, deren er ungefähr zehn hatte, las er die heiligen Bücher ſeiner Religion und andere Erbauungsſchriften; er ſelbſt aber, ganz durchdrungen vom Gebote des Mitleidens, ſchenkte allen lebendigen *Geſchöpfen*, wo es ihm nur möglich war, Leben und Freiheit; ja er *kaufte* ſogar viele arme Thiere auf, die eben geſchlachtet werden ſollten. So enthielt er ſich der Sünden der Wolluſt, der Grauſamkeit und des Schwätzens, und wurde allgemein wegen ſeiner Frömmigkeit und ſeiner guten Werke hochgeachtet. So lebend und ſo handelnd war er zu Jahren gekommen.

Aber ſein frommes Leben wurde nichts weniger als belohnt, vielmehr ſchien das bitterſte Unglück ihn unabläßig verfolgen zu wollen. Ob er ſich gleich allen Prüfungen unterworfen, hatte er doch nie einen höhern Grad erreichen können. Von fünf Söhnen, die ihm ſeine Frau geboren, waren ihm vier durch hartnäckige Krankheiten frühzeitig entriſſen worden; ſein drittgeborner, ein mit den glücklichſten Anlagen begabter Knabe, den die Natur durch ein doppeltes Mahl an der linken Fußſohle gleichſam hatte auszeichnen wollen, und den ſeine Eltern deßwegen unendlich liebten, verſchwand eines Tages plötzlich, ohne daß man erfahren konnte, wo der achtjährige Junge hatte hinkommen können. Von vier Töchtern, die Jügung hatte, konnte er kaum eine einzige am Leben erhalten und ſeine Frau, die ihre Kinder zu oft beweinte, verlor darüber ihre beiden Augen.

Obgleich ſeine Lage höchſt traurig und kümmerlich war, ſo führte er doch ſein weiſes Leben fort und wurde von Tag zu Tage frömmer. Niemals beging er Sünden und bis in ſein vierzigſtes Jahr ertrug er des Himmels Strafen mit Hingebung und Geduld. Nie unterließ er es, am letzten Tage eines jeden Jahres gelbes Papier zu verbrennen und, ſich an den Geiſt des Feuerheerdes wendend, Gnade von oben zu erflehen; aber es ward ihm keine Wiedervergeltung für ſein frommes Leben.

Als er einſt in des Jahres letzter Nacht mit ſeinem blinden Weibe und ſeiner einzigen noch lebenden Tochter zuſammen ſaß, und ſie, von ihrem Unglück ſprechend, einander zu tröſten ſuchten, hörten ſie plötzlich, daß man an die Thüre klopfe. Jügung nahm das Licht, um zu ſehen, was dieß wohl ſeyn möge; da erblickte er einen Mann, der eine viereckige Mütze auf dem Kopfe hatte, mit ſchwarzen Kleidern angethan war, und deſſen graulicher Bart in zwei langen Zipfeln herabfiel. Dieſer Mann trat ſogleich ins Haus, ſetzte ſich nieder und ſagte, daß er Tſchang heiße, und, von einer weiten Reiſe zurückkehrend, zufällig vor Jügungs Haus vorübergekommen ſey. „Ich habe vernommen," fuhr er fort, „daß Du Dich über Deine unglückliche Lage bitter beklagteſt; deßwegen bin ich hereingegangen, um Dich wo möglich zu tröſten."

Jügung verwunderte ſich über dieſen Mann und ſeine Rede; er bewillkommte ihn aber und erwies ihm alle nur mögliche Ehrenbezeugungen. Er erzählte ihm, wie er zwar immer ein gottesfürchtiges, frommes Leben geführt, und heilige Bücher geleſen habe, wie er aber doch nie zu Ruhm und Ehren habe kommen können, daß er vielmehr mit ſeinem Weib und ſeiner Tochter vor Elend beinahe verſchmachten müſſe. Deſſenungeachtet aber ſey er von ſeinen Anſichten nicht abgewichen, und ſo habe er ſtets dem Geiſte des Feuerheerdes geopfert. Er müße übrigens geſtehen, daß er durch einen Mann, der Tſchang heiße, wie ſein Gaſt, dahin gebracht worden ſey.

Dieſer entgegnete ihm und ſprach: „Seit langer Zeit ſchon kenne ich Deine häuslichen Verhältniſſe. Ich weiß auch, daß Du, obgleich innerlich das Böſe haſſend, doch ſtets nach leerem Ruhme ſtrebſt. Es iſt nicht genug, Papier vollzuſchreiben mit leeren Gebetformeln; man muß auch rein daſtehen vor dem oberſten Herrn. Ich fürchte ſehr, daß Dein Unglück noch nicht zu Ende ſey."

Digitized by Google

Ueber dieſe Worte erſchreckend, antwortete ihm Jügung: „Ich habe gehört, daß jede gute Handlung, auch die unbedeutendſte, von den Geiſtern belohnt werde. Ich aber bin ſtets unglücklich geweſen, ob ich gleich ſeit vielen Jahren ſchon gelobe, ſtets gut und weiſe zu handeln, und meinen Schwur auch gehalten habe. Worin findeſt Du aber, daß ich nach leerem Ruhme ſtrebe?“

„Es iſt wohl wahr,“ entgegnete ihm Tſchang, „daß Du die erſten religiöſen Pflichten ausgeübt; aber Dieß iſt nicht hinlänglich. Oft haſt Du geſehen, daß Deine Schüler oder Deine Freunde Blätter ehrwürdiger oder heiliger Bücher zerrißen und allerhand Unfug damit trieben, indem ſie die Wände damit bedeckten, oder unreine Sachen in ihnen einwickelten, oder gar ſchmutzige Tiſche und Bänke damit abwiſchten. Oft haſt Du Dieß mit angeſehen, aber nicht ein einzig Mal haſt Du es verboten. Wenn Du Papier mit zwei oder drei heiligen Charakteren auf der Straße erblickteſt, ſo haſt Du es allerdings aufgehoben und ins Feuer geworfen; iſt Dieß aber genug? Wenn Du der lebendigen Thiere geſchont, ſo haſt Du darin weiter Nichts gethan, als was das gemeine Volk auch thut. Um Mehr zu ſeyn und höher zu ſtehen, als Andere, hätteſt Du Dich beſtreben ſollen, Deine Nebenmenſchen zu bekehren, und ſie in ein reines beſſeres Leben einzuführen; denn ſonſt iſt mit allen Werken Nichts gethan.

„Uebrigens will ich nicht einmal ſo Viel verlangen; denn Du haſt ja ſogar die Ideen von wahrem Mitleiden und wahrer Frömmigkeit nie durchdrungen. Wie oft hat man nicht Krebſe und andere Thiere in Deiner Küche geſchlachtet; wie oft hat man deren nicht in Deinem Hauſe gegeſſen? Oder konnte Dieß gegen Dein Wiſſen und Willen geſchehen?

„Und was die Sünden des Mundes betrifft, haſt Du immer ſo geſprochen, wie Du dachteſt; haſt Du niemals Dinge vorgeheuchelt, an die Du innerlich kaum dachteſt? Und heißt Dieß nicht die Wahrheit beleidigen? — In den Geſprächen mit Deinen Freunden und Bekannten haſt Du ſtets ihre gottloſen Neckereien und Spöttereien unbeachtet gelaſſen, ſtatt ſie mit Würde und Ernſt zu verweiſen. Wenn wir aber nicht einmal zurückhalten können, was die Zungenſpitze hervorbringt, dann ſteht es ſchlecht um uns.

„Deßwegen ſage ich Dir: Gehe in Dich zurück, und bekehre Dich! Suche Dein Leben zu beſchließen ohne Falſch und Heuchelei.

„Du beklagſt Dich, daß Dein frommes Leben nicht belohnt worden iſt? Ich will Dir ſagen, woher Dieß kommt.

„Der oberſte Herr hatte dem Geiſte, der die Handlungen der Menſchen täglich prüft, befohlen, Deine guten und böſen Handlungen zu verzeichnen. Was er leicht bemerken konnte, das war Dein Geiz, Deine Ausſchweifungen, Deine Mißgunſt, Deine Engherzigkeit, Deine Voreiligkeit, Dein Hochmuth gegen Andere, Deine Selbſtſucht; denn ſie waren deutlich und offenbar. Was aber ungewiß in Deiner Bruſt hin und herwogte, Dein Wille, das Gute zu thun nämlich, das konnte nicht aufgezeichnet und gezeichnet werden. Nur die böſen Gedanken waren feſt in Deinem Herzen eingeprägt; nur dieſe konnte daher der Geiſt vor den Richterſtuhl bringen; daher vermehrten ſich auch des Himmels Strafen von Tag zu Tag!“

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem türkiſchen Aſien.

Siwas.

(Schluß.)

Die Kurden ſind Mohammedaner, und zwar vom Bekenntniß Omars; ſelbſt die, welche unter perſiſcher Oberhoheit ſtehen, bekennen ſich nicht, wie ſonſt die Perſer, zu Ali; dabei aber haben ſie gegen andere Religionen nicht den Haß und die Verachtung, welche ſonſt dem Mohammedaner eigen iſt. Die Chriſten leben mit ihnen in brüderlichem Vernehmen, und klagen nicht über ſchlechte Behandlung. Hier finden ſich auch die meiſten Yeſedis oder Manichäer, welche zwei Grundkräfte annehmen, eine gute und eine böſe. Die böſe iſt ihrer Anſicht nach weit mächtiger, als die gute, daher ſie ſich in ihrem Gebet vorzüglich an dieſe wenden, und ihren Namen nie ohne irgend einen ſchmeichelhaften Beiſatz ausſprechen. Dieſe Sekte beginnt in Siwas und erſtreckt ſich bis nach Perſien; ſie befolgt einige Geſetze des Mohammedanismus, enthält ſich aber des Schweinefleiſches und Weines nicht. Die Yeſedis wohnen unter Zelten und ſind wegen ihrer Räubereien berüchtigt; beſonders halten ſie ſich in den kurduaniſchen Gebirgen, und zwar in den ſ. g. Sindſchars auf, von wo ſie die nach Bagdad führende Straße beunruhigen.

Noch eine andere Sekte giebt es in der Gegend von Siwas, der unſeres Wiſſens noch nirgends Erwähnung geſchah. Ihre Anhänger heißen Koſul-Baſch, welcher Name von den Türken auch den Perſern beigelegt wird. Sie erkennen den Pabſt für ihr geiſtliches Oberhaupt an; ihre Prieſter werden von ihnen Dédés genannt; ſie haben keine Religionsſchriften und verrichten ihre Gebete ſingend. Sie ſcheuen ſich nicht, ihren Frauen im Angeſicht aller Glaubensgenoſſen beizuwohnen und vollziehen die Heirath ſtets öffentlich. Hiezu ſetzen ſie ſich in einen Kreis im Zimmer umher, während der Dédé an der Thür ſingt und ſich dabei auf einer kleinen, im Land üblichen Zither begleitet; die Braut dreht ſich auf einem Fuß und der Bräutigam ſpringt in dem Zimmer umher, ohne ſich ihr zu nähern, bis ihm ihr Vater durch Händeklatſchen hiezu das Zeichen giebt. Iſt die Feierlichkeit vorüber, ſo heulen Alle, wie die Derwiſche, bis ſie vor Ermattung niederſinken. Sie nehmen das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und erſcheinen bei dieſer Feier ſtets ſehr ernſt und geſammelt. An Feſttagen opfern ſie einen Hammel, den ſie mit ihren koſtbarſten Zeugen bedecken, und vor welchem ſie ſich niederwerfen, den ſie aber zuletzt aufeſſen. Unter Mohammedanern gehen ſie in die Moſchee und halten ihre Religion ſehr geheim, denn die Entdeckung führt zum augenblicklichen Tode. So Viel war mir möglich von ihnen in Erfahrung zu bringen; für die vollkommne Richtigkeit meiner Angaben kann ich mich nicht verbürgen; doch erlaubt mir der

Digitized by Google

achtungswerthe Charakter des Mannes, von welchem ich dieſelben habe — eines lateiniſchen Prieſters vom Berg Libanon, der lang im Kloſter zu Siwas gelebt hatte — keinen Zweifel an ihrer Echtheit.

Siwas hat etwa 40000 Einwohner, worunter 3000 Armenier. Die Katholiken wohnen in einem etwa eine Stunde entfernten Dorf, genannt Perkinik. Dort iſt ein Kloſter für drei Mönche, die vom Patriarchen des Berges Libanon geſandt werden. Die Katholiken treiben Ackerbau und befinden ſich im Durchſchnitt in großer Armuth, die Armenier ſind Kaufleute und handeln unter Anderem auch mit antiken Münzen, für welche ſie indeß ungeheure Preiſe fordern. Aus Gelegenheit eines ſolchen Münzhandels lernte ich die armeniſche Rechtsverfaſſung und den Aberglauben des Volkes kennen. Ich hatte einen Theil meiner Reiſe mit einem Kaufmann gemacht, der ſich wie ich nach Siwas begab und dort in einem Chan (Karawanſerail) wohnte. Eines Tags, da ich eben bei ihm ſaß, brachte man mir Münzen, von welchen ich einige kaufte, wobei ich aber meine Börſe, die etwas über 200 Piaſter enthalten mochte, auf dem Teppich liegen ließ. Wir gingen beide zuſammen aus dem Gemach; er kehrte unter einem Vorwand gleich wieder zurück. Einen Augenblick nachher wandte auch ich wieder um, das Vergeſſene, deſſen Verluſt ich erſt eben bemerkt, ihm abzufordern; er jedoch behauptete Nichts gefunden zu haben. Ich klagte die Sache dem Arzt, und ohne weitere Unterſuchung ließen wir den Menſchen holen und ſperrten ihn den Tag über in den Stall, unter Androhung, ihn, wenn er nicht geſtehe, dem Paſcha auszuliefern. Der Armenier wußte recht gut, daß er im letztern Fall, ſey er nun ſchuldig oder nicht ſchuldig, die Baſtonnade bekommen und eine anſehnliche Summe zu bezahlen haben würde; allein er beharrte ſtandhaft bei ſeinem Leugnen. Ich wußte ſo ziemlich gewiß, daß er der Dieb ſey; doch begnügte ich mich, ihn zum Biſchof zu führen und ſeine Unſchuld beſchwören zu laſſen. Die Ablegung eines Eids gilt nämlich dem türkiſchen Chriſten für etwas höchſt Wichtiges, ſo daß Viele, ehe ſie zu dieſem Aeußerſten ſchreiten, lieber ihren Proceß verloren geben. Gleichwohl erwartete ich ein ſo außerordentliches Verfahren, als der Biſchof nun vornahm, nicht. Er begann damit, beiden Partien ein großes Glas Brantwein zu geben, trank ſelbſt davon, und erkundigte ſich dann über das Nähere der Sache. Sofort hielt er über den Diebſtahl, und insbeſondere über den falſchen Eid, eine ſo eindringliche Rede, daß mehrere der Zuhörer zu weinen anfingen. Endlich legte er die Stole um, hob von einem hohen Geſimſe eine Schachtel herab, öffnete ſie und zeigte uns eine Hand von vergoldetem Kupfer, die beinahe wie ein Ritterhandſchuh ausſah. „Mein Sohn,“ wandte er ſich zu dem Angeklagten, „neige Deine Stirn vor dieſer Hand, in welcher ſich ein Stück vom wirklichen Kreuz des Erlöſers befindet, und ſchwöre bei derſelben. Dabei muß ich Dir zum Voraus ſagen, daß ich dieſelbe empor heben werde, und daß, wenn Du nicht die Wahrheit ſagſt, eine unwiderſtehliche Macht mich nöthigen wird, Dir dieſe Hand mit aller Gewalt auf den Kopf fallen zu laſſen.“

Der Armenier ſchwor und meine Börſe war verloren. Dabei mußt' ich mich zufrieden geben, noch einmal Brantwein trinken und den Bedienten des Biſchofs drei Piaſter entrichten.

Aeußerſt ſelten tritt in dieſen Gegenden ein Chriſt zum Mohammedanismus über; eher noch die Katholiken als die Schismatiker, und eher noch das weibliche Geſchlecht, als das männliche, indem erſteres durch die große Noth der Glaubensgenoſſen häufig unverheirathet bleibt, und der weiblichen Eitelkeit ein Türke in prächtigen Kleidern mit reichem Pelzwerk und ſchimmernden Waffen auf einem herrlichen Roß natürlich hie und da eher zuſagen mag, als ein armſeliger Raya in ſeinem düſtern Gewand, der ſich kaum auf ein Pferd zu ſchwingen wagt und vor dem erſten beſten Turban, der ihm begegnet, in tiefer Ehrfurcht wieder abſteigen muß. Ueberhaupt aber haben die Schismatiker des Morgenlandes im Durchſchnitt den Ruf eines beſſern Charakters, als die Katholiken. Der König von Frankreich ſetzt bekanntlich eine gewiſſe Ehre darein, dieſe zerſtreuten Anhänger des Chriſtenthums in dem Lande, von wo daſſelbe entſprang, aufrecht zu halten; aber es möchte ſchwer zu beſtimmen ſeyn, welche Feſſeln dieſer großmüthige Schutz den politiſchen und commerciellen Intereſſen Frankreichs anlegt. Der römiſche Hof vergiebt die geiſtlichen Aemter bei den eigentlich ſo genannten Katholiken; die Lateiner hängen zuweilen vom Patriarchen des Libanon ab, der hiezu vom heiligen Vater ermächtigt wird. Die aus Rom kommenden Prieſter ſtehen weit nicht in der Achtung, wie die franzöſiſchen Lazariſten; jene ſowohl als dieſe erhalten indeß von der franzöſiſchen Regierung eine Beiſteuer. Die lateiniſchen Prieſter, obwohl ebenfalls unter der römiſchen Regierung ſtehend, dürfen ſich verheirathen, geben das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt und faſten, nach Art der morgenländiſchen Chriſten, ſowohl Mittwochs als Freitags.

Noch ein Wort über die ausgezeichneten Gebäude von Siwas. In einer Straße ſieht man eine verlaſſene Moſchee, gegenüber einem großen Karawanſerail, beide von Marmor, und an die ſchönen Tage des Islams erinnernd. Ich hielt ſie Anfangs für Werke griechiſcher Kunſt, worauf die Türken, wie häufig geſchieht, ihre Inſchriften geſetzt; bei näherer Beſichtigung jedoch erkannte ich ſowohl aus den Inſchriften ſelbſt, die in altem Arabiſch verfaßt waren, als aus der Stellung der Minarets, daß ich etwas urſprünglich Mohammedaniſches vor mir hatte. Die Minarets ſind mit jenen glaſirten Ziegeln bedeckt, welche in Perſien immer ſehr alte Gebäude andeuten, in der Türkei aber nur ſelten vorkommen. Die Moſchee war mit ungewöhnlicher Regelmäßigkeit entworfen. Das Karawanſerail hatte, wie die meiſten Gebäude dieſer Art, eine viereckige Form und den Eingang nach Mekka gewendet. In der Mitte befand ſich ein großer Hof; an den vier innern Seiten liefen Bogengänge hin, ſo daß man vor den Zimmern auf und ab wandeln konnte. Die Gemächer ſelbſt waren groß und elegant, obwohl ihre Thüren etwas niedrig. Sie erhielten das Licht durch eine Oeffnung in der Decke. Das eine enthielt den Leib eines hoch verehrten Heiligen; die übrigen wurden von Derwiſchen eingenommen. Der Marmor an beiden Gebäuden war von gelblicher Farbe, der die Zeit aber nach und nach einen grauen Anſtrich gegeben hatte.

Digitized by Google

Außerdem hat Siwas noch Bäder von geſchmackvoller Bauart, mit einem aus buntem Marmor moſaikartig aneinandergelegten Pflaſter; zehn Moſcheen und fünf Thore. Die Armenier beſitzen eine Kirche und ſtehen unter einem Biſchof; die Griechen, ohne eigene Kirche, unter einem Papas. Südlich, in einer Entfernung von ſechs Stunden, ſieht man die Trümmer einer Stadt, die eine auf einem Hügel gelegene Burg umſchloß. Dieſe möchte eher, als Siwas, das Sebaſte der alten Schriftſteller ſeyn.

Grillen- und Wachtelkämpfe in China.

Wie die Spanier ihre Stiergefechte, die Engländer ihre Hahnenkämpfe, ſo haben die Chineſen, auf der Stufenleiter der Größe noch tiefer hinunterſteigend, ihre Wachteln- und Grillenkämpfe. Sie laſſen zwei Grillen miteinander kämpfen, indem ſie die Thierchen in ein irdenes Gefäß ſtellen, das ſechs bis acht Zoll im Durchmeſſer hat. Der Eigenthümer eines jeden der beiden Kämpfer kitzelt ihn mit einer Feder, was ſie zwingt, in entgegengeſetzten Richtungen am Rande des Gefäßes hin zu laufen, wobei ſie häufig einander begegnen und ſich ſtoßen. Endlich werden ſie erzürnt, fallen einander mit der größten Wuth an und kämpfen, bis ſie ſich gliedweiſe zerriſſen haben. Dieß iſt ein Schauſpiel für die niedern Stände; die höheren haben ſtatt deſſelben ihre Wachtelkämpfe. Wachteln, die zu einem ſolchen Kampfe beſtimmt ſind, erfordern die größte Pflege und Aufmerkſamkeit. Jede Wachtel hat ihren beſonderen Wärter, der ſie in einem kleinen Sack beſtändig mit ſich herumführt. Selten wird dem armen Gefangenen erlaubt das Licht zu ſehen, außer beim Füttern, oder wenn ſie wieder einmal friſche Luft einathmen müſſen. Bringt ein Wärter ſeine Wachtel in die Luft, ſo kann er ſie ſtundenlang auf der Hand halten, damit ja auf keine Weiſe ihr Gefieder verdorben werde. Wenn zwei Wachteln mit einander kämpfen ſollen, wird auf einem Tiſch ein beſonderer Kampfplatz für ſie eingerichtet — eine Art Sieb, in welches man ſie hineinſtellt, und um das die Zuſchauer herumſtehen. Einige Hirſekörner werden darauf in die Mitte geſtreut und die Wachteln, die man aus ihren Säcken herausgenommen hat, in der Nähe der Körner einander gegenüber geſtellt. Wenn die Vögel jetzt Hunger haben, ſo greifen ſie einander im Augenblick an, ſo wie der eine zu eſſen anfängt; und ſo kämpfen ſie zwei oder drei Minuten fort, bis die überwundene Wachtel auffliegt und die Siegerin zurückbleibt und ihre Hirſekörner verzehrt. Reiche Leute haben ſtets mehrere Vögel bereit, um das Schauſpiel durch friſche Kämpfer erneuen zu laſſen; und in den Wetten, die bei dieſer Gelegenheit gemacht werden, gehen oft ſehr bedeutende Summen verloren.

Washingtons Denkmal in Baltimore.

So eben iſt in Baltimore eine Säule doriſcher Ordnung, auf welcher, von einem runden Fußgeſtell getragen, Washingtons Statue emporragt, errichtet worden. Die Säule ſelbſt erhebt ſich über einem Sokel von 50 Fuß ins Gevierte und 25 Fuß Höhe. Der Durchmeſſer des Schafts beträgt 20, ſeine Höhe 105 Fuß. Das Capitäl hält 20 Geviertfuß. Die Höhe des ganzen Denkmals, die 15 Fuß hohe Statue mitgerechnet, beträgt 175 Fuß, und da daſſelbe auf einem 100 Fuß hohen Hügel ſteht, ſo erhebt ſich der Gipfel 276 Fuß über den Meeresſpiegel. Zum Material hat weißer, aus den nächſten Brüchen genommener Marmor gedient. Die Entfernung, auf welche hin das Denkmal wahrgenommen wird, iſt ziemlich beträchtlich. Ein Theil der Umgebung wird mit Bäumen bepflanzt und außerhalb dieſer noch mit einem Gitter von gediegenem Eiſen 350 Fuß im Umfang umſchloſſen werden. Auf jeder Seite der Baſis befindet ſich eine nach den Eingangsthoren führende Treppe, eingefaßt zwiſchen Marmorblöcken, auf welchen Dreifüße ſtehen. Unter dem Karnieß zieht ſich ein breiter Fries hin, auf welchem ſich Bürgerkronen und ſo viele Sterne, als Staaten in dem Verein ſind, befinden. Je in der Mitte des Frieſes, d. h. über jedem Thor, ſieht man Marmortafeln, auf welchen Washingtons Name glänzt, und an den vier Ecken des Karnieſes bemerkt man in Marmor gehauene Kriegstrophäen. Auf den vier Seitenflächen des Sokels ſtehen Inſchriften in lateiniſcher und engliſcher Sprache. Leider kann die von unſrem Journal als Muſter angeführte weder auf Geiſt noch Stil ſonderliche Anſprüche machen. Sie lautet wie folgt:

Fama manet perennis,
Quia populi arbitrio
Sumpsit posuitq. secures.
Georgio Washington,
Patri patriae,
Quo duce,
Summo numine favente,
Civitates foederatae
Americae septentrionalis
Libertatem legesq.
Impetrarunt,

Cives Baltimorienses,
Haud inani studio
Tantae laudis augendae,
Sed ut
Exemplar vitae
Patriaeq. amoris
Semper in conspectu
Hominum esset
H. M.
P. C.

Ueber dem Sockel, an der Baſis des Schaftes befinden, ſich 13 eherne Schilde von koloſſaler Größe, als Abzeichen der *erſten Union*, je das Wappen eines der damaligen Verein[igten] Staaten tragend. Vier Adler, in erhabner Arbeit, halten Kronen in ihren Fängen, von welchen Kränze ausgehen, die ſich um die Säule herziehen. Der große Mann iſt in dem Augenblick dargeſtellt, wo er den Oberbefehl über das Heer niederlegt, und dem Volk die ihm anvertraute Gewalt zurückgiebt. Die Statue, gleichfalls aus weißem Marmor beſtehend, ſoll dem Künſtler (Cauſici) viele Ehre machen. Welches Coſtüme derſelbe für ſeinen Held gewählt, wird nicht angegeben. Eine Wendeltreppe von 220 Marmorſtufen im Innern der Säule führt bis zu dem Gipfel, und ſoll durch Gas erleuchtet werden **).

*) Irgend eine Unrichtigkeit muß hier in dem Journal des voyages vorwalten, woraus wir Obiges entnommen haben: den Sokel zu 25, den Schaft zu 105, die Statue zu 15 Fuß gerechnet, ergeben ſich nicht mehr als 145 Fuß Höhe, ſo daß, um die Summe von 176 zu vervollſtändigen, das Fußgeſtell der Statue, deſſen Höhe nicht angeführt wird, volle 31 Fuß hoch ſeyn müßte, was nicht nur dem angegebenen Quadratinhalt widerſpricht, ſondern auch, wie man leicht fühlt, ein höchſt widerliches Mißverhältniß zu den übrigen Theilen geben würde.

**) Un escalier ...... pratiqué dans l'intérieur de la colonne, conduit à son sommet, et l'on se propose de l'éclairer au moyen de gaz. Faſt möchte man wünſchen, daß éclairer, welches dem Zuſammenhang nach denn doch wohl nur auf escalier bezogen werden kann, auf sommet ſich bezöge. Washington als Pharus — welch ein großartiger, vielſagender Gedanke!

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 127. 7 May 1830.

Skizzen aus dem türkiſchen Aſien.

5) Amaſſia.

Türkiſche Steuereinnehmer und Münzſammler. Verwieſene Fanarioriten.

Man gelangt nach Amaſſia auf einee langen Straße, zu deren beiden Seiten man eine Menge großer Steine, wahrſcheinlich Ueberbleibſel altee Gebäude, bemerkt. Wir nahmen unſern Abſtand in einem ſchönen Karawanſerail, mitten in der Stadt. Daſſelbe hatte zwei Stockwerke; im Erdgeſchoß hielten ſich die reichen Kaufleute den Tag über auf, und kehrten Abends in ihre Wohnungen zurück. Es war eben die Zeit des Seidemarkts, und die Bewohner dee umliegenden Dörfer kamen ſchaarenweiſe, ihre Eente abzuſetzen. Ich bezog ein Gemach neben einem Armenice, an welchen ich empfohlen wae, und erhielt ihn zu Nachbarn einen Türken, welcher von Seiten des Chasne (Schatzkammer) den Auftrag hatte, den Karatſch dee Chriſten einzutreiben; und jenen Armenice, der mit einem Firman von der Pforte gekommen war, zufolge deſſen das alte Geld an die Schatzkammee abgeliefert werden mußte, und Die, welche ſolches zurückhielten, mit Gewalt gezwungen werden ſollten, daſſelbe gegen neues auszuwechſeln. Das Recht des Karatſch erſtreckt ſich auf alle Chriſten; da wo die Pforte keine große Gewalt hat, iſt ſie genöthigt, daſſelbe den Aga's und kleinen Beamten anheimzuſtellen. Dieſe erheben den Kaeatſch nach Gewohnheit und je nach dem Tarif verſchiedenee Gegenden. Als Zeichen des Empfangs ſtellen ſie einen kleinen Zettel aus, auf welchen ſie ihr Siegel ſetzen, und liefern ſofort das Geld an die Schatzkammee ab. Nach dieſen Zetteln berechnet die Pforte die Zahl der im Reich befindlichen Rayas, welche ſich übrigens jederzeit zu gering ergiebt, weil die Sammler einen Theil des Eingegangenen füe ſich zurückbehalten. In denjenigen Gegenden, wo die Regierung ihre Macht ausüben kann, ernennt ſie einen Mann — den Karatſchi, welchee ſich ſtets in dem beſuchteſten Theile der Stadt niederläßt — dee jene Steuee eehebt und die Ablieferungsſcheine, welche die nicht muſelmänniſchen Unterthanen jederzeit bei ſich tragen müſſen, beurkundet. Der Beſitzer eines ſolchen Scheins kann dann hin, wo er will, denn die andern Einſammler kennen das Siegel ihrer Amtsbrüder, und überdieß fodert man in jedee Gegend nur von Dem die Steuer, welcher daſelbſt anſäßig iſt. Oft ſah ich meinem Nachbar Mahmud-Aga zu, wenn er ſein Geſchäft vollzog, wobei ee jedoch nicht ſonderlich ſtreng verfuhr. Er forderte z. B. den Bauern, welche vom Land herein kamen, den Zoll ab, dieſe aber eewiederten gae häufig, ſie hätten kein Geld. — „Wann wirſt Du mich abee bezahlen?" — „Das weiß Gott!" So hielt er mehrere Monate hin, ohne nach Zwangsmitteln zu greifen, und erſt, wenn er zu wiederholten Malen in ſie gedrungen, nahm ee die Zuflucht zum Stock. Hie und da feeilich, wenn er des Tages über ſehe Wenig eingenommen hatte, wandte er dieſes Argument ohne vorläufige Einleitung an. So packte er einmal einen Armenier aus Perſien, der unſrer Karawane zu Fuß gefolgt wae, und gab ihm die Baſtonnade; auf unſre Erinnerung jedoch, daß es ein armer Teufel ſey, der ſich nicht einmal ein Maulthiee zu miethen vermöge, zahlte er ſelbſt für ihn, ſtellte ihm den Ablieferungszettel aus, ſetzte ihm Speiſe vor und jagte ihn ſodann mit einem Fußtritt weg.

Die Armenice verſehen in der Türkei beinahe alle Geldgeſchäfte; in Konſtantinopel ſind ſie die Münzwardeine, und jedee Paſcha hat füe ſeinen beſondern Schatz einen Menſchen aus jenem Volke. Bekanntlich wird das türkiſche Geld jedes Jahr ſchlechtee. Viele Beſitzee alten Gelds hatten dahee Anfangs keine große Luſt dem Befehl Folge zu leiſten, welcher die Auswechſelung gegen neues einſchärfte, und die Münzverwaltung mußte, wie ſchon angedeutet, eigene Bevollmächtigte zur Einziehung des Geldes abſchicken. Der, welchee neben mir wohnte, war mit einem Fieman von Konſtantinopel ausgeſtattet, trug gelbe Pantoffeln, und konnte nöthigen Falls die gewaffnete Macht zur Hülfe rufen. Ee ſetzte ſeine Nachforſchungen bis ins Innere dee Häuſer fort und durchſuchte ſelbſt die Koffee; eine Verrichtung, die ihm jedoch nue Gewinn und ſelbſt Ehre brachte, obwohl er ſo wenig unbeſtechlich wae, als irgend ſonſt Jemand im Lande. Er hatte ein kleines Büreau in dem Chan errichtet, wo er ſeine Meinung übee die Geldſtücke ertheilte, welche die Bauern ſeinee Schätzung unterwarfen. Fand ee darunter ein verbotenes, ſo wechſelte er daſſelbe gegen neues Geld aus; bei dieſem Handel hatte ee ſich nach und nach ein hübſches Pferd und ſchöne Waffen zugelegt, und lebte auf einem hohen Fuß.

Unter den ſonſtigen Perſonen, mit welchen ich in Amaſſia

Digitized by Google

Bekanntſchaft machte, darf ich die verbannten fanariotiſchen Für-ſt'n nicht vergeſſen, welchen dieſe Stadt zum Aufenthalt angewieſen war. Darunter befanden ſich zwei Mitglieder der Familie Suzo, von welchen der Eine Dragoman des Arſenals, der Andre Dolmetſcher der Pforte und im letzten Krieg Gefangener der Oeſterreicher geweſen; ein Dritter war der Schwiegervater des Hoſpodars Moruſi; der Vierte war ſelbſt Hoſpodar eines Fürſtenthums geweſen, und verbarg ſeinen Namen. Alle drückten ſich mit Leichtigkeit in mehreren europäiſchen Sprachen aus, und waren zugleich bewanderter in der Literatur des Morgenlands, als die Türken in der Regel ſelbſt. Bei der Ankunft in Amaſſia wären ſie vom Volk beinah erſchlagen worden; ſo wie ſie ſich außer dem Hauſe zeigten, griff man ſie an. Nach und nach nahm dieſer Haß ab, und ſie konnten ohne Gefahr eine Stunde weit über die Stadt hinaus ſpaziren gehen. Sie hatten ſich die Gunſt des Muſſelim*) durch einen Apotheker ihrer Nation gewonnen, der wie ſie aus Konſtantinopel verwieſen war, und jetzt in Amaſſia den Arzt machte. Von Letzterem war troß ſeiner Verbannung das Recht des Alleinhandels mit Schnupftabak gekauft worden, wodurch er viel Geld gewann. Die Andern lebten von ihrem Einkommen, und nahmen keinen Anſtand, die auszeichnenden Farben, welche ihre alte Würde andeutete, zu tragen. Auch nach dem Sturz hatten ſie Nichts von der Eitelkeit verloren, welche ſie im Glücke bezeichnete. Der Fürſtentitel, welchen ihnen die Pforte fortwährend geſtattete, das hohe Vorrecht gelbe Pantoffeln und auf dem Kopf einen Shawl tragen zu dürfen, ließ ſie ihr Schickſal geduldig auf ſich nehmen. Gleichwohl ſeufzten ſie ſehr nach dem Augenblick ihrer Befreiung und ihren Schlöſſern am Bosporos. Das noch weit größre Unglück ihrer Landsleute rührte ſie Wenig; die Herrſchaft der Türken war ihnen ganz recht und die Freiheit ihres Volks hätte unter ihnen keinen Vertheidiger gefunden. Bei Schilderung ihres Unſterns ermangelten ſie nicht, die Ruſſen anzuklagen. „Als die Revolution ausbrach," ſagte mir Suzo, „war ich noch Dragoman; der Kapudan-Paſcha ließ mich rufen, um dem ruſſiſchen Dolmetſcher zu antworten. Zitternd erſchien ich; das Blutbad meiner Landsleute ließ mich befürchten, daß auch meine letzte Stunde geſchlagen habe. Wie groß war mein Erſtaunen, den ruſſiſchen Agenten erklären zu hören, daß die ruſſiſche Geſandtſchaft mit der Empörung Nichts zu ſchaffen habe; daß dieſelbe nicht von ihr genährt worden ſey, und ſie dieſelbe nicht aufrecht halten wolle. Und doch hatten ſich in ſeinem Palaſt die vornehmſten Verſchwornen verſammelt; doch war von da der Unterhändler ausgegangen, welcher das Feuer in den Provinzen ſchüren und die Leute für den Kaiſer ſchwören laſſen ſollte. Noch einmal alſo verließ man uns; der heilſame Schrecken, welchen man Anfangs einzuflößen vermocht, fand nicht mehr Statt, und ſo waren wir die Opfer, an welchen die Rache ſich ungeſcheut auslaſſen konnte. „Hund!" ſagte der Kapudan-Paſcha zu mir; „ich will Dich nicht umbringen, weil Du mir gedient haſt; Du ſollſt bloß des Landes verwieſen werden." Auf Dieß kerkerte man mich ein, und in der Folge mußt' ich hieher reiſen, glücklich noch, meinen Vater zum Unglücksgenoſſen zu haben.

*) Unterbefehlshaber, der unter dem Paſcha ſteht. Amaſſia gehört zum Paſchalik von Siwas.

(Schluß folgt.)

Die Zuſammenkunft Jügungs mit dem Geiſte des Feuerheerdes.

(Schluß.)

Voll Furcht und Schrecken warf ſich Jügung auf die Erde, und mit der Stirne gegen den Boden ſchlagend und bittere Thränen vergießend, ſprach er:

„O Herr, der Du auch die verborgenſten Dinge durchdrungen haſt, ſo biſt Du ſicherlich ein Geiſt; und gewiß wünſcheſt Du auch mich Unglücklichen zu retten. Was ſoll ich thun?"

Tſchang erwiederte ihm und ſprach: „Wenn Du bei Deinem Bücherleſen auch darnach geſtrebt hätteſt, Deinen Verſtand zu erleuchten, ſo wüßteſt Du, was Du beginnen ſollteſt. Aber wenn Du auch weiſe Worte hörteſt, ſo konnteſt Du ſie nicht benutzen; und jede gute That ging unbemerkt oder ohne Nutzen vor Dir vorüber. Weil Dein Vertrauen niemals Wurzeln gefaßt hatte, ſo konnte Dein Wille ſich nie zur Feſtigkeit erheben.

„Wenn Du aber böſe Gedanken in Deiner Bruſt hegſt, und verheimlichſt, und nur das wenige Gute offenbaren willſt, wenn Du alſo darnach ſtrebſt, Das, was auf das Engſte *mit* einander verbunden iſt, zum Theil zu verbergen, zum *Theil aber* zu offenbaren, ſo iſt es, wie wenn Du dem Himmel verbieten wollteſt, das Gute zu belohnen; oder wie wenn Du einen Strich Landes mit Dornen bepflanzteſt und thörichter Weiſe hoffen wollteſt, edle Früchte einzuernten.

„Sollteſt Du aber wirklich bereit ſeyn, ein neues *frommes* und gottesfürchtiges Leben zu beginnen, ſo muſt Du vor allen Dingen ſuchen, Dich mit Kraft auszurüſten. Denn wenn Jemand hinlängliche Kraft beſitzt, das Gute zu thun, ſo denkt er nicht an Wiedervergeltung, noch ſtrebt er nach einem berühmten Namen; er unterſucht nicht, was groß und klein, was leicht und ſchwer iſt, ſondern er handelt aus reiner Liebe zur Wahrheit und mit geduldigem Herzen.

„Und wenn Deine Kraft nicht hinreichen ſollte, ſo mußt Du ſie durch Beharrlichkeit erſetzen, und das Dir vorgeſteckte *Ziel* nie aus den Augen verlieren. Handle ſo, und bald wirſt Du den günſtigſten Erfolg bemerken, bald wirſt Du Dich wieder mit dem Himmel ausgeſöhnt ſehen!"

Als er Dieß geſagt, ging er ins Innere des Hauſes, Jügung erhob ſich ſchnell und folgte ihm; als ſie aber an den Heerd gelangt, verſchwand jener plötzlich in den Flammen, und Jügung ſah, daß es wirklich der über das Leben der Menſchen geſetzte Geiſt geweſen ſey. Da ſtreute er Weihrauch und betete wohl bis zum Anbruch des folgenden Tages; und er fiel auf ſein Angeſicht und flehte zu den Geiſtern, und ſchwor ſeine vergangenen Sünden auszutilgen durch ſeine Bekehrung. Er veränderte ſeinen Ehrennahmen und nannte ſich nur Tſingtao-

Digitized by Google

ſchin, d. h. „der nach ewiger Gemüthsruhe ſtrebende Anhänger der Vernunftlehre."

Aber bald überfiel ihn ſeine alte Nachläſſigkeit, unzählige andere Gedanken beſchäftigten ihn; die beſten Gelegenheiten Gutes zu thun ließ er vorübergehen, und wie vorher war er ohne Stätigkeit und Aufmerkſamkeit. So würde er ſeines Schwurs vergeſſen haben, und die Zuſammenkunft mit dem Geiſte des Feuerheerdes würde unnütz geblieben ſeyn, wenn eine neue Mahnung von Seiten der Gottheit ihn nicht aus dem trägen Schlafe herausgeriſſen hätte. Denn als er einſt der Göttin Kuannin (Awalo Kite Schuara) opferte, und er mit der Stirne auf die Erde ſchlug, da entſtürzte ihm ein Blutſtrom aus dem Kopfe. Wohl ſah er die Bedeutung dieſes Zufalls ein, und nochmals wiederholte er ſeinen Schwur nach Weisheit zu ſtreben, und mit Kraft an dem Wahren zu halten. Denn er merkte wohl, daß die kleinſte Nachläßigkeit in der Ausübung ſeiner Pflichten ihn auf ewig in die Hölle hinabſchleudern würde. Jeden Tag rief er beim Aufgange der Sonne ſeinen köſtlichen Namen hundertmal aus, um ſich zu erflehen die Hülfe des unſterblichen Geiſtes. Bei jedem Worte, bei jeder Bewegung, bei jedem Gedanken und zu jeder Zeit ſchien es ihm dann, als ob die Geiſter an ſeiner Seite wären und nie wagte er es, Unrecht zu thun.

Bei ſeinen Handlungen berechnete er nie, ob er ſelbſt Vortheil haben würde, oder Schaden; ob die Andern ſeinen guten Willen erkennen und ſchätzen würden, oder nicht; ob er hinlängliche Macht haben würde, ſein Vorhaben auszuführen, oder nicht; ſondern er unternahm Alles freudig und muthvoll und hörte nur dann auf, wenn alle Schwierigkeiten überwunden waren.

Dieſen Weg verfolgend und auf allen Seiten Wohlthaten verbreitend, vollbrachte er alle ſeine Pflichten und ſtudirte mit ausdauerndem Fleiße. Er bewahrte ſtets ſeine Beſcheidenheit und mit Geduld ertrug er jede Schmach; nicht ſelten bewirkte er auch die Bekehrung ſeiner Nebenmenſchen. Am letzten Tage eines jeden Monats prüfte er, was er in den vergangenen Tagen gethan, und niederfallend vor dem Geiſte des Feuerheerds, betete er an. So bewirkte ſeine tiefe Reue, daß, wenn er ſich bewegte, zehn tauſend gute Handlungen ihm folgten, und wenn er ſtehen blieb, auch nicht eine einzige böſe That ſich gegen ihn erhob.

Als er ſein fünfzigſtes Jahr erreicht hatte, begab es ſich, daß ſein Jugendfreund Tſchang Kiangling zum Vorſteher der Prüfungen ernannt wurde. Da dieſer einen Lehrer für ſeinen Sohn ſuchte, ſo wendete er ſich deßhalb an ſeine Landsleute, welche ihm den Jügung einmüthig vorſchlugen. Jügung nahm die ihm angebotene Stelle an und reiſte mit ſeiner Familie nach der Hauptſtadt. Tſchang, der ſeines Freundes ausgezeichnete Tugend ehrte, bewirkte, daß er zum kaiſerlichen Examen zugelaſſen und bald darauf zum Doktor des erſten Grades ernannt wurde.

Als er eines Tages dem Oberſten der Verſchnittenen Yanggung einen Beſuch abſtattete, ſtellte ihm dieſer fünf Knaben vor, welche er ſeiner Aufſicht anvertrauen wollte. Dieſe Knaben erwieſen ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen und baten ihn, er möchte ſie doch zu ſich nehmen, damit ſie ſein Alter erfreuen und unterſtützen konnten. Unter ihnen befand ſich Einer, der 16 Jahre alt ſeyn konnte. Jügung betrachtete ihn näher und fragte nach deſſen Herkunft. Der Verſchnittene antwortete ihm, daß er auf dem rechten Ufer des Fluſſes Kiang geboren ſey, und daß er noch als Kind, ſich ſchaukelnd auf einem Nachen, vom Waſſer fortgeriſſen worden und den Heimweg nicht mehr habe wiederfinden können; auch erinnere er ſich nur verworren ſeines Geburtsorts und des Namens ſeiner Eltern.

Jügung ſtutzte und bat, man möchte nachſehen, ob er nicht ein doppeltes Mahl an der linken Fußſohle habe. Da man es fand, rief er in der höchſten Freude aus: „Dieß iſt mein Sohn!" Auch Yanggung freute ſich über dieſe Wiedererkennung und ließ ihm ſeinen Sohn in ſein Haus nachbringen. Jügung aber war von der Freude getrieben nach Hauſe gerannt, und hatte ſeine Frau von dem Vorgegangenen unterrichtet. Und das Weib umarmte den Sohn in ihrem mütterlichen Entzücken, und weinte vor Freude mit ſolcher Heftigkeit, daß Blut ihren Augen entſtrömte. Und der Sohn weinte auch, und legte beide Hände auf ſeiner Mutter Angeſicht und mit heißen Küſſen trocknete er ihr die blutigen Augen. Da wurden ſie plötzlich wieder ſehend, und Jügung fiel dankbar gerührt auf die Knie, und lobte die unſterblichen Geiſter.

Aber er wollte nicht mehr in der Hauptſtadt bleiben, ſondern zog hin mit Weib und Kindern in ſein einſames Dorf und lebte dort ruhig und zufrieden, indem er Gutes that und ſeine Weisheit noch vermehrte. Sein Sohn nahm eine Frau und erzeugte ſieben Kinder mit ihr, welche alle groß und ſchön wurden an Körper und Seele. Jügung aber ſchrieb mit eigener Hand die Geſchichte ſeiner Zuſammenkunft mit dem Geiſte des Feuerheerds nieder, und erzählte darin, wie er dadurch bewogen worden, den Weg des Böſen zu verlaſſen, und ein gottesfürchtiges Leben anzufangen. Dieß that er zur Belehrung ſeiner Kinder und Kindeskinder.

Jeder aber, der dieſe Geſchichte lieſt, möge ſich überzeugen, daß ein gutes und tugendhaftes Leben immer des Himmels Wiedervergeltung nach ſich zieht.

Die Höhle des Tigers.

Ein Abenteuer in den Gebirgen von Peru.

Ich kam, erzählt ein Engländer im British Review — und wir überlaſſen es dem Urtheil unſerer Leſer, wie weit ſie der Erzählung Glauben beimeſſen wollen — ich kam im Jahr 1826 nach Peru, um im Namen einer Compagnie, die ſich in London gebildet hatte, die Aufſicht bei Bearbeitung verſchiedener Minen zu führen, von denen keine vorhanden war. Die Unterſuchung der Localität überzeugte mich bald, daß meine Chefs betrogen worden waren. Ehe ich aber nach Europa zurückkehrte, wollte ich wenigſtens die ungeheure Reiſe längs den Ufern des atlantiſchen und ſtillen Meeres nicht ganz unbenutzt für meine Wißbegierde vorübergehen laſſen, und beſchloß daher mit zwei meiner Gefährten, Wharton und Lincoln, den höchſten und merkwürdigſten Berg von Peru, den Chimborazo, zu erſteigen.

Eines Tages, nachdem wir in einem indianiſchen Dorf übernachtet

Digitized by Google

hatten, und nun unſer Weg ſich um den weiten Fuß dieſes Rieſen der Anden ſchlängelte, bemerkte ich, daß der Glanz des ewigen Schnees, der den Gipfel deckt, nach und nach unter einem dichten Nebel verſchwand. Die Indianer, die uns als Führer dienten, warfen beſtürzte Blicke auf dieſe Dünſte, und verſicherten kopfſchüttelnd, daß ein heftiges Gewitter über uns ausbrechen würde. Ihre Beſorgniß ging raſch in Erfüllung; ſchnell entfaltete ſich der Nebel, und indem er ſich über den ganzen Berg ausbreitete, umgab uns bald eine tiefe Finſterniß. Die Luft war drückend ſchwül, und doch ſo feucht, daß der Stahl an unſern Uhren ſich mit Roſt überzog, und das Uhrwerk ſtille ſtand. Das Waſſer, neben dem wir gingen, ergoß ſich mit verdoppelter Gewalt, und wie durch Zauberei ſtürzten plötzlich von den Felſen zu unſrer Linken unzählige Ströme, die Baumſtämme und Geſträuch mit ſich fortriſſen, und ſelbſt eine ungeheure Schlange erfaßt hatten, die umſonſt ihre Kräfte anzuſtrengen ſchien, um der Gewalt der Waſſer zu entgehen. Der Donner rollte, und der ganze Wiederhall des Berges antwortete ihm auf Ein Mal; blendende Blitze zerriſſen die Wolken, über, unter uns, zu unſerer Seite: es war als ob wir in ein Flammenmeer tauchten. Wir flüchteten unter einen großen Baum, während einer unſrer Führer ein ſicheres Obdach für uns ſuchte. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß er eine geräumige Höhle entdeckt habe, wo wir allen erforderlichen Schutz gegen die Heftigkeit der Elemente finden würden; und ſogleich ſchlugen wir den Weg dahin ein, erreichten dieſelbe aber nicht ohne viele Mühe und Gefahr.

Der Sturm wüthete mit einem ſo fürchterlichen Getöſe, daß ſich keiner dem andern verſtändlich machen konnte. Ich hatte mich an den Eingang der Höhle geſtellt, und beobachtete durch die lange und ſchmale Oeffnung die Scene außerhalb. Die höchſten Cedern ſah ich niederſtürzen, oder wie ein Rohr ſich beugen; Affen und Papageyen, durch die abgeriſſenen Aeſte getödtet, bedeckten den Boden; die Bäche waren zu Strömen geworden, und durchſchnitten in allen Richtungen den Berg. Umſonſt würde ich mich bemühen, dieſes große Schauſpiel zu beſchreiben; nur wer Südamerica kennt, kann ſich ein Bild davon machen. In dieſer mit Recht ſo genannten neuen Welt ſollte man glauben die Natur beſitze noch alle Kraft der Jugend, während ſie auf dem alten Continent zu ſchlummern und durch das Alter erſchlafft ſcheint.

Als endlich die Heftigkeit des Sturmes etwas nachgelaſſen, gingen unſre Führer hinaus, zu ſehen, ob Möglichkeit da ſey, unſern Weg fortzuſetzen. Die Grotte, in der wir uns befanden, war ſo dunkel, daß wenige Schritte vom Eingang entfernt man nicht eine Spanne weit vor ſich unterſcheiden konnte. Während wir uns über die Verlegenheiten unſerer Lage beſprachen, wurde unſre Aufmerkſamkeit durch Geſchrei und wunderliche Klagelaute gefeſſelt, die aus der Tiefe der Grotte zu uns drangen. Wharton und ich horchten mit einem Gefühl von Entſetzen jenen Tönen; aber Lincoln, unſer unbedachter junger Freund, warf ſich auf den Bauch und kroch mit meinem Jäger Frank der Höhle entlang, um den Grund dieſes Lärmes zu entdecken. Nach einigen Augenblicken ſtießen ſie einen Ruf der Verwunderung aus, und kehrten bald zurück, jeder von ihnen ein wunderbar geflecktes Thier im Arme, von der Größe einer kleinen Katze, deſſen Kinnladen mit fürchterlichen Schneidezähnen bewaffnet waren. Die Augen ſpielten ins Grauliche; ſie hatten lange Krallen an den Pfoten, und ihre blutrothe Zunge hing aus dem Rachen. Kaum hatte Wharton ſie betrachtet, als er ausrief: „Gerechter Himmel! wir ſind in der Höhle eines...“ Aber er wurde plötzlich durch die Stimmen unſrer Führer unterbrochen, die mit dem Schrei „ein Tiger! ein Tiger!“ hinausſtürzten und ſogleich mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit eine hohe Ceder erkletterten, die neben der Höhle ſtand, und in deren Zweigen ſich verbargen.

Der erſte Eindruck des Entſetzens und der Ueberraſchung hatte mich beinah erſtarrt, und faſt bewußtlos griff ich nach meinem Gewehr. Wharton war ſchnell gefaßt, und rief uns, ihm behülflich zu ſeyn, um die enge Mündung der Höhle mit einem großen Stein zu ſchließen, der glücklicher Weiſe ganz nahe lag. Das Bewußtſeyn der immer näher kommenden Gefahr verſtärkte unſre Kräfte; denn wir hörten ſchon deutlich das Brüllen des Thieres, und waren verloren, wenn es den Eingang der Höhle erreichte, ehe wir dieſelbe geſchloſſen hatten. Noch war unſre Arbeit nicht vollendet, als wir den Tiger draußen in großen Sprüngen ankommen ſahen; dieſer fürchterliche Anblick verdoppelte unſre Anſtrengungen, und ſo ſchützte uns denn noch zu rechter Zeit der große Stein vor ſeinem Angriffe. Es blieb jedoch eine kleine Lücke zwiſchen dem Stein und der Höhe der Oeffnung, durch welche wir ſeinen Kopf ſahen, wie er ſeine blitzenden Augen wüthend auf uns ſchoß. Sein Brüllen hallte in den Tiefen der Höhle wider, und ſeine Jungen antworteten darauf mit dumpfem Klagegeſchrei. Unſer furchtbarer Feind hatte Anfangs verſucht, den Stein mit ſeinen mächtigen Krallen aufzuheben, und dann ihn mit dem Kopf wegzuſchieben; die Nutzloſigkeit dieſer Bemühungen vermehrte ſeine Wuth. Er ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, und ſeine Flammenaugen ſchienen Licht in die Dunkelheit unſres Zufluchtsorts zu werfen. Einen Augenblick war ich faſt *geneigt ihn* zu bedauern; war es doch das Gefühl der Vaterliebe, das ſeinen Zorn reizte. „Es iſt Zeit auf ihn zu ſchießen,“ ſagte Wharton mit der ihm eignen Kaltblütigkeit; „die Kugel wird durch ſein Gehirn gehen, und ſo haben wir noch Hoffnung von ihm befreit zu werden.“

Frank nahm ſeine Doppelflinte und Lincoln ſeine Piſtolen; Beide richteten den Lauf einige Zoll vom Tiger entfernt, und drückten zugleich ab; allein der Schuß fehlte. Der Tiger, als er das Losdrücken hörte, mochte gemerkt haben, daß es einen Angriff auf ihn gelte, denn er machte einen Satz auf die Seite; als er ſich jedoch unverletzt fühlte, kam er an ſeine vorige Stellung mit größerer Wuth zurück. Das Pulver auf beiden Pfannen war naß geworden, und während Frank und Lincoln daſſelbe ausſchütteten bemühte ſich Wharton mit mir unſre Pulverhörner zu ſuchen. Es war ſo dunkel, daß wir auf dem Boden kriechen und umhertappen mußten. Als ich in die Nähe der jungen Tiger kam, hörte ich ein Geräuſch, dem Reiben eines Stücks Metall ähnlich, und entdeckte bald, daß die Thiere mit unſern Pulverbüchſen ſpielten. Zum Unglück hatten ſie den Pfropf mit ihren Krallen abgedreht; das Pulver, auf den naſſen Boden ausgeſchüttet, konnte uns nicht mehr dienen. Dieſe Entdeckung verſetzte uns in die größte Beſtürzung.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

S. 498 Sp. 1 Z. 19 v. u. l. Vortheilen ſt. Verurtheilen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 128. 8 May 1830

Ausflug nach Sizilien.

Von K. v. H.

Palermo, am 7 April 1830

Sizilien wird von Jahr zu Jahr mehr beſucht, und welches Land verdiente auch mehr das Ziel einer Forſchungs-, wie einer Vergnügungsreiſe zu ſeyn. Alles, was die Natur auf einen Fleck der Erde zuſammendrängen kann, ſcheint ſie hier in verſchwenderiſcher Fülle erſchöpft zu haben, und Alles, wodurch hiſtoriſche Beziehungen einen Boden ehrwürdig machen können, findet ſich hier in gleichem Maße. Die großen Denkmäler kaum dem Namen nach mehr bekannter Nationen, die Rieſenreſte alter Baukunſt, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können, und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligen Schauern durchbeben, wetteifern hier mit den ſeltſam geformten, kühn den Wolken anſtrebenden Felſen und zeigen ſich noch nach dreitauſendjährigem Zeitenſturm würdig, das ſchönſte Land *zu ſchmücken*. Wo ſind Ruinen, welche mit denen Siziliens zu *vergleichen* wären? Wo findet der Alterthumsforſcher reichere Ausbeute, als in dieſem Lande, wo die Trümmer der älteſten und glänzendſten griechiſchen Baukunſt theils erhalten, theils in den ehrwürdigſten Fragmenten ſich dem erſtaunten Auge darſtellen? Und was iſt in dem hochgeprieſenen Rom ſelbſt, was in ganz Italien mit den einfachgroßen doriſchen Bauwerken Siziliens zu vergleichen, außer die Tempel in Päſtum? Roms Monumente beſtehen bloß aus der Kaiſerzeit, alles Andere iſt mit Nacht bedeckt; in Sizilien dagegen zählen die neuſten Monumente des griechiſchen Alterthums dritthalb Jahrtauſende, und kein Land zeigt die Stufenreihe der Architektur in ſo klarem Lichte. Die Entwicklung, Nachbildung und Vermengung der griechiſchen, arabiſchen, gothiſchen, normänniſchen Bauarten; die Uebertragung dieſer verſchiedenen Stile auf den Geſchmack unſerer Zeit in den erſten Städten Siziliens, giebt dieſen, beſonders dem wunderlich gemiſchten, antik-modernen, mehr aſiatiſchen als europäiſchen Palermo, ein höchſt fremdes, überraſchendes Anſehen, und wie man ſich bei Annäherung der blühenden Ufer Siziliens dem Aequator um drei Grade, und Africa näher als Europa befindet, ſo fühlt man ſich auch durch die Phyſiognomie der Menſchen, ihrer Kleidung und Wohnung dem bisher Geſehenen entrückt und in eine ſüdlichere Zone verſetzt. Luft, Vegetation, der ſüdliche Ton der Landſchaft, und der dunkelglühende Himmel ſind entzückend. Wie Wenig aber dieſes glückliche Eiland unter der atmoſphäriſchen Konſtellation des übrigen Europas ſteht, beweiſt am Beſten der verfloſſene harte Winter, welcher ganz Oberitalien unter ſeinem ungewohnten Froſt begrub, während in Sizilien das reaumur'ſche Thermometer niemals unter 6° fiel, und man den ganzen Winter bei offenen Balkonen eſſen konnte. Dagegen iſt die Hitze bereits in der Mitte des Monates März bis 24° geſtiegen, und ob ſie gleich durch die Seeluft ſehr gemildert wird, ſo iſt Dieß doch im Innern des Landes, namentlich in Bergſchluchten, welche keinen Luftzug geſtatten, weniger der Fall, und hier kann den Reiſenden nicht genug Vorſicht empfohlen werden, da Sonnenſtich oder Fieberanfälle ſich ſehr häufig als Folge ihrer Unterlaſſung zeigen, und bereits dieſes Frühjahr ſchon mehrere ſonſt rüſtige Männer übelzugerichtet nach Palermo zurückgekommen ſind. Obgleich in der letzten Zeit etwas mehr für die Fahrſtraßen gethan worden iſt, ſo erſtrecken ſie ſich doch nicht weiter, als über die Nordküſte, nehmlich von Palermo nach Catania und Meſſina, und auf der andern Seite bis Trapani. Zu bedauern iſt, daß die Engländer ihre zwanzigjährige Occupation Siziliens nicht dazu verwendeten, ihm Straßen zu geben; denn obgleich die Einwohner, welche damals mehr Gold beſaßen als ſie jetzt Kupfer haben, jene Zeit die goldene nennen, ſo iſt doch keine Spur, kein Bauwerk, keine öffentliche Anſtalt davon zurückgeblieben. Die Engländer mögen nun dazu ihre Gründe gehabt haben, im Lande ſelbſt die Verbindung nicht zu erleichtern; im Intereſſe der jetzigen Regierung läge es aber ſicher, gute Fahrſtraßen in Sizilien herzuſtellen, wozu alles Erforderliche im Ueberfluß vorhanden iſt. Könnte man bequem durch dieſes Paradies fahren, ſo würde man dahin wallfahrten, wie man jetzt nach Rom und Neapel pilgert, und man würde alle Zwecke, welchen man in dieſen beiden Orten nachſtrebt, in Einem Punkte vereint finden. Zwar ſind die Alterthümer hier nirgends in der Art zuſammengedrängt und aufgeſpeichert, wie in Rom und Neapel, allein es liegt ein unendlicher Reiz darin, ſie zu ſuchen. Und wenn man durch eine Reihe der wunderlieblichſten Thäler, deren ſchöne, bis in die höchſten Gipfel hinein mit üppigem Grün bewachſene Berge den zahlloſen africaniſchen

Digitized by Google

Ziegen zur Nahrung dienen, welche mit ihren langherabhängenden Seidenflocken ein äußerſt maleriſches Bild geben — durch die wunderbarſten Perſpektive, welche ſich meiſt ungeahnet plötzlich auf den Seeſpiegel oder in ein anderes noch lieblicheres Thal öffnen, endlich um den letzten Bergrücken beugt, und der Tempel der Venus, wie vom Himmel auf die ſtille von höhern Bergen umſchloſſene Anhöhe bei Segeſte herabgeſenkt, vor dem entzückten Beſchauer ſteht; wenn man die ſo langer Zeit trotzenden Ruinen des Theaters zu Tindari, des von Cicero erwähnten Gymnaſiums, des herrlichen Tempels der Concordia zu Girgenti, des Jupiters Olympicus in Syracus, die eingeſtürzten Säulen der Giganten und des Jupiterstempel des ſtolzen Agrigents und die mächtigen Ueberreſte der drei Tempel zu Selinunte geſehen, und auf der Höhe des majeſtätiſchen Theaters von Taurominium des bezauberndſten Anblickes genoſſen, den Meer und Erde in ihrer höchſten Schönheit vereinigen können: dann raffe man ſeine Kräfte zuſammen, und erklimme den Feuerberg, der ſeinen ewigen Schwefeldampf den Geſtirnen zuſendet und deſſen Rieſenſchatten Africas Küſte erreichen, und überglücklich mag ſich preiſen, Wer das glühende Geſtirn von Oſten aus dem Meere tauchen, und das paradieſiſche Panorama in den glänzendſten Farben vor ſich ausgebreitet ſieht. Vergeſſen iſt in dieſen ſchönen Augenblicken jede erſtandene Mühſeligkeit und reich belohnt iſt man für jede noch ſo drückende Entbehrung. Dieſe Genüſſe aber, oder doch die meiſten derſelben, gehen verloren, wenn man die Reiſeart wählt, welche ſich gegenwärtig auf einem Dampfſchiffe darbietet. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß eine regelmäßige Dampfſchifffahrt zwiſchen Marſeille, Neapel und Palermo beſtände, und daß das einzige bis jetzt brauchbare Dampfſchiff Royal Ferdinand (da der kleine gebrechliche Tevere ſich kaum noch an der Küſte fortwagen darf,) bloß zu fortwährender Hin und Herfahrt verwendet würde, anſtatt die Tour um die ganze Inſel und nach Malta zu machen. Denn einerſeits iſt es ziemlich zwecklos, ein Land wie Sizilien, das in ſeiner innern Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit erforſcht werden muß, zu umkreiſen, und ſo nur einige Landungs- oder Stapelplätze der Alterthümer kennen zu lernen, und dann kann es doch unmöglich angenehm ſeyn, in ſo zahlreicher Geſellſchaft, die noch dazu meiſtens aus äußerſt heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, bei einer africaniſchen Hitze, in einen engen platten Schiffsraum eingezwängt zu ſeyn, und ſo die erwartete Seligkeit ſtets vor Augen zu haben, ohne ſie je mit Muße genießen zu können. Es bleibt daher Jedem, ſelbſt Damen, wenn ſie anders nur ein wenig Muth im Vergeſſen ſcheinbarer Bedürfniſſe beſitzen, worin, im Vorbeigehen geſagt, die Frauen es den meiſten Männern und ſelbſt abgehärteten Reiſenden zuvorthun, rathſamer, die Reiſe durch Sizilien zu Lande zu machen. Wenn man ſich in Palermo mit einem erprobten Koche verſieht, wenn man die nöthigen Mundvorräthe, ſo wie die unerläßlichen Schutzmittel gegen die climatiſchen Einflüſſe mit ſich führt, und wenn man ſich gute Thiere verſchafft, worunter Maulthiere den Pferden vorzuziehen ſind, ſo kann man die Reiſe in vier Wochen mit ziemlicher Bequemlichkeit zurücklegen. Bei der Wahl der Thiere muß man aber äußerſt vorſichtig ſeyn, da der ganze Genuß vergällt iſt, wenn man bei jedem Schritte befürchten muß, mit ihnen zuſammen zu brechen, und es giebt hier kein beſſeres Mittel, als den Vertrag ſo zu ſtellen, daß man nicht zu zahlen gehalten iſt, wenn die Thiere nicht ſicher gehen. Zudem iſt das Reiſen an ſich ſelbſt ſehr wohlfeil, ja ſelbſt wohlfeiler, als auf dem feſten Lande, ſobald man ſich nur ein Wenig auskennt. Die Beſorgniß, welche man von Vielen wegen Unſicherheit ausſprechen hört, iſt durchaus nicht mehr gegründet, und der neue Polizeichef von Sizilien hat einen glänzenden Beweis geliefert, was ein energiſcher Mann in kritiſchen Momenten zu leiſten vermag. Noch im vergangenen Sommer war die Unordnung in Sizilien ſo groß, daß man ſogar in den Straßen von Palermo am hellen Tage angefallen und erdolcht werden konnte, ohne daß Unterſuchungen deßhalb gepflogen wurden. Seit dem Monat October hat ſich nun dieſer Zuſtand der Art geändert, daß man ganz allein mit einem Zeichenbuche ganz Sizilien durchſtreifen kann, ohne die mindeſte Gefahr zu laufen. Wie wenig die ſtattgefundenen Ausſchweifungen im Charakter des Sizilianers ſelbſt begründet, ſondern nur ſchlechtem Geſindel zuzuſchreiben ſind, zeigt ſich bei jedem Schritte, den man im Innern des Landes thut. Die hier und dort auf den Feldern arbeitenden Menſchen, oder die Einwohner der Ortſchaften, durch die man zieht, ſind reinlich gekleidet, haben ein ſehr zufriedenes glückliches Ausſehen, und begrüßen die Fremden freundlich und herzlich. Gaſtfreundſchaft iſt eine der erſten Eigenſchaften dieſer Inſulaner, und um ſo ſchätzenswerther, als beinahe nirgends Wirthshäuſer anzutreffen ſind; eine natürliche Folge des Mangels an Straßen. Allein eben in dieſem Mangel liegt wieder ein hoher Reiz. Da iſt kein Wagengeraſſel, kein Peitſchenknall, kein erſtickender Staub. Still und ruhig zieht man auf einſamen Fußſteigen durch die herrlichen grünen Fluren fort, und begegnet man einer andern kleinen Karawane oder einem Trupp einheimiſcher Eſelstreiber, ſo begrüßt ſich Alles mit freundlichem Zurufe. Es liegt über dieſem Lande ein patriarchaliſch nomadiſcher Zauber, und Wer nur den Sinn für ſtilles gemüthliches Leben beſitzt, und durch geringfügige Entbehrungen nicht gleich um Ruhe und Heiterkeit gebracht wird, der wird ſich von Sizilien kaum mehr zu trennen vermögen, wenn er es anders verſtanden und kennen gelernt hat. Dieſelbe Zutraulichkeit, welche man unter dem Landvolke findet, ſpricht ſich in den Städten, namentlich Palermo, auf eine äußerſt wohlthuende Weiſe aus. Es giebt vielleicht wenige, vielleicht keine Stadt in der ganzen Welt, wo der Fremde zuvorkommender aufgenommen wird, als hier, und dieſe Erſcheinung, verbunden mit dem unendlichen Reiz des Aufenthaltes ſelbſt, iſt hinlänglich, den Beſuch Palermos zu dem angenehmſten und wünſchenswürdigſten Vergnügen auf der Erde zu machen. Es bedarf nur einer Empfehlung an ein angeſehenes Haus, um im Augenblick mit der ganzen Geſellſchaft bekannt zu ſeyn, und die Annehmlichkeiten und Vorrechte, welche man dem Fremden hier einräumt, ſind anderwärts ohne Beiſpiel. Dabei findet ſich hier weit mehr Bildung, und ein ſcharfer Gegenſatz zum übrigen Italien, beſonders zu Neapel, wo man eben ſo ſervil, als der Sizilianer ſtolz und charaktervoll iſt. In keiner Stadt Italiens findet man dieſes entſchiedene Talent für Muſik, wel-

Digitized by Google

che man in Palermo gleich dem Tanz leidenſchaftlich liebt. Hier iſt Niemand, der nicht ſingt; es finden ſich aber in den Abendunterhaltungen, wo immer geſungen und getanzt wird, viele Dilettantenvirtuoſen, welche den erſten Bühnen Europa's Ehre machen würden. Die Oper in Palermo iſt eine der beſten in Italien und eine vortreffliche Bildungsſchule. Aus ihr gingen Paſta, David, Lablache und viele der gefeiertſten Künſtler hervor, und gegenwärtig ſingt eine junge Holländerin Namens Fink in der Straniera und dem Piraten von Bellini, welche durch den außerordentlichen Umfang ihrer metallreichen jugendlich friſchen Stimme bald einen großen Namen erlangen wird. Die liebliche Einfachheit und der unendliche Reiz der ſizilianiſchen Nationallieder läßt ſich nicht ſchildern. Sie lieben ſehr die Molltonarten, ſingen meiſt ganz einfache Geſangweiſen ohne Modulation, und begleiten ſich mit Guitarren, die ſie meiſterhaft ſpielen. Dieſe Lieder werden alle im Volksdialekt, oder eigentlich in ſizilianiſcher Sprache geſungen, die bekannter Maßen von der italieniniſchen ganz verſchieden iſt. Sie ſind alle an die Geliebte gerichtet, und mehrentheils voll ſüßer, ſchmachtender Empfindung, theokritiſcher Idyllen würdig, gedichtet. Die Tarantole wird hier noch unendlich anmuthiger und graziöſer getanzt, als im Neapolitaniſchen, und dieſer ländliche Nationaltanz beſteht aus einer Reihe von Schritten, Sprüngen und Stellungen, welche die Lebendigkeit und den Sinn des Fandango's mit der Anmuth der Saltarella vereinigen. Er ſcheint ein Ueberbleibſel der arabiſchen Zeit, und während die jungen Burſche äußerſt leidenſchaftlich und heftig darin werden, gehen die Mädchen nie aus den Schranken der holdeſten Grazie. Wie luſtig aber die Sizilianer ſind, ſah ich ſchon auf der Ueberfahrt, die ich auf einem palermitaner Schooner machte. Nachdem wir einen Tag ſehr guten Wind gehabt, erhob ſich ein Sturm und trieb uns weit ab. Der Neapolitaner, feig und verzagt, nimmt in ſolchen Fällen die Zuflucht zum Beten; die Sizilianer aber arbeiteten die ganze Nacht und den folgenden Tag, bis das Schiff wieder in ſeine Bahn kam. Und als die Nacht einbrach, und der Wind ſich gelegt, und die Laternen angezündet waren, da ergriff ein junger Menſch ſeine Guitarre, und ſang ein ſchönes Lied. Und Alles kam leiſe herbei, bildete ſchweigend einen Kreis und horchte. Und als der Jüngling nun ein allerliebſtes Nationallied anſtimmte, da fiel das ganze Schiffsvolk in feierlichem Chor ein, und wahrlich ich habe manchen Chor auf deutſchen Bühnen nicht mit ſolcher Reinheit ſingen hören. Und als ich nun meinte, die Erſchöpfung dieſer Menſchen, welche vier und zwanzig Stunden den brauſenden Wellen getrotzt, müſſe ſie zur Ruhe treiben, da begann eine kleine Flöte die Tarantole zu präludiren, und, wie nochmal von der Tarantole geſtochen, begann das Schiffsvolk zu tanzen, und der Kapitän tanzte mit dem Schiffskoch, und ein dicker Kaufmann mit dem Steuermann, und auch die Fremden mußten mitſpringen, und ſo tobte es fort die halbe Nacht, bis Erſchöpfung endlich die Augenlieder ſchloß. So iſt der Sizilianer, unverdroſſen, ſtets der Freude ſich hinneigend. Das Leben in Palermo iſt daſſelbe, und kein Abend vergeht, wo nicht ein Feuerwerk in der Stadt ſelbſt, oft in den engſten Straßen, abgebrannt wird. Ueberall iſt Muſik, Geſang und Guitarren ſchwirren an allen Fenſtern bis in die tiefe Nacht hinein. Wer Herr ſeiner Zeit iſt, und frei ſeinen Aufenthalt wählen kann, der ziehe nach Palermo, und hat er ein Jahr dort gelebt, ſo wird er es nicht mehr verlaſſen. Glückliches Palermo, mit deinem majeſtätiſchen Pellegrino, mit deinen reizenden Thälern, mit deinem paradieſiſchen Monreale, mit deinen herrlichen von Cactus und blühenden Aloen umzäunten Gärten, mit deinen ſarazeniſchen Burgen, mit deinen tropiſchen wundervollen Farbenmiſchungen, mit dem ſüdlichen Ton deiner Luft, mit dem ewigen Grün deiner Fluren, du liegſt noch zu wenig gekannt unter deinen zahlloſen friedlichen Palmen; Europa hat, zu deinem Glücke vielleicht, noch nicht entdeckt, welchen unergründlichen Schatz von Herrlichkeit und Seligkeit deine Natur, deine Menſchen in ſich ſchließen.

Die Höhle des Tigers.

(Schluß)

Alles ſchien verloren. Wharton ſtellte ſich an den Stein der uns ſchützte, und heftete ſeinen kühnen Blick auf die blitzenden Augen unſres Feindes. Der junge Lincoln ſtieß in ſeiner Verzweiflung tauſend Flüche aus, und Frank, der die meiſte Kaltblütigkeit beſaß, nahm einen Strick, den er in der Taſche trug, und ging ohne ein Wort zu ſagen in die Tiefe der Höhle. Bald vernahmen wir einen erſtickten Schrei, und der Tiger, der ihn gehört haben mußte, ſtutzte darüber in vermehrter Unruhe. Er ging und kam vor die Oeffnung der Höhle, und ſah verſtört und wüthend aus; plötzlich blieb er ſtehen, und ſeinen Kopf gegen den Wald gewendet, erhob er ein betäubendes Brüllen. Unſre beiden indianiſchen Führer benutzten dieſen Augenblick, um von der Höhe des Baumes, der ſie barg, mit Pfeilen auf ihn zu ſchießen, die ihn zwar trafen, aber von ſeiner dicken Haut abprallten. Nur einer blieb endlich am Auge ſtecken; wüthend darüber, ſprang der Tiger an den Baum, und indem er mit ſeinen Tatzen den Stamm umfaßte und ſich an demſelben in die Höhe richtete, ſchien er die Ceder ausreißen zu wollen. Erſt, nachdem es ihm geglückt war, den Pfeil los zu werden, wurde er ruhiger und ſtellte ſich wieder an den Eingang der Grotte.

Frank erſchien endlich, in jeder Hand einen der jungen Tiger an dem Strick haltend, mit dem er ſie erwürgt hatte. Ehe ich ſeine Abſicht erfahren konnte, hatte er beide dem Tiger durch die Oeffnung zugeworfen. Als derſelbe ſie erblickte, unterſuchte er ſie aufmerkſam und ſchweigend, drehte ſie behutſam von allen Seiten um, und endlich von ihrem Tode überzeugt, ſtieß er einen ſo fürchterlichen Schrei der Verzweiflung aus, daß wir genöthigt waren uns die Ohren zuzuhalten. Ich warf meinem Jäger dieſe nutzloſe Grauſamkeit vor, ſah aber aus ſeiner trotzigen Antwort, daß er alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben hatte, und daher die Verhältniſſe des Dieners zum Herrn für aufgelöſt hielt. Was mich betraf, hegte ich noch immer die innre Zuverſicht, daß eine unerwartete Hülfe mich aus dieſer entſetzlichen Lage befreien werde.

Der Donner hatte aufgehört, und ein kühler, erfriſchender Wind war auf den Sturm gefolgt. Der Geſang der Vögel ertönte wieder im Walde, und im Strahl der wiederkehrenden Sonne glänzten die Regentropfen auf den Blättern wie tauſend Diamanten. Ich ſah

Digitized by Google

durch die kleine Oeffnung unſrer Höhle das Erwachen der Natur; und der Kontraſt dieſer friedlichen Scene mit unſrer Lage machte dieſelbe noch fürchterlicher. Waren wir doch in einem Grabe, aus dem kein Entkommen möglich ſchien; denn ein Ungeheuer, gräßlicher als der Cerberus der Fabel, hütete den Eingang. Der Tiger hatte ſich zu ſeinen Jungen gelegt. Es war ein großes herrliches Thier, deſſen Glieder, in ihrer ganzen Länge ausgeſtreckt, die Kraft ihrer Muskeln zeigten; aus ſeinen mit furchtbaren Zähnen bewaffneten Kinnbacken floß der Schaum in großen Flocken. Plötzlich ließ ſich in der Ferne ein langes Brüllen hören, worauf der Tiger mit einem klagenden Aechzen antwortete; und ein Schrei der Indianer verkündete uns eine neue Gefahr. Unſre Beſorgniß beſtätigte ſich nach Verlauf von wenigen Minuten; denn wir ſahen einen Tiger, kleiner als den erſten, in großen Sprüngen ſich uns nähern. Es war die Tigerin! — Ihr Brüllen, nachdem ſie die Leichname ihrer Jungen betrachtet, übertraf Alles, was wir noch gehört hatten. Doch endlich hörte ihr Geheul auf und ward zu einem dumpfen Gemurmel; darauf rückte ſie ihre ſchnaubenden Naslöcher dicht an die Oeffnung, um Diejenigen zu entdecken, die ihre Jungen vernichtet hatten. Als ihre Blicke auf uns fielen, ſtürzte ſie mit einer ſo ungeheuern Kraft auf den Stein, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, ihn fortzuſchieben, wenn wir nicht unſre vereinte Anſtrengungen ihrem Vorhaben entgegengeſetzt hätten. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen näherte ſie ſich wieder dem Tiger, und ſchien ſich während einiger Augenblicke mit ihm zu berathen; darauf entfernten beide ſich ſchnell, und entſchwanden unſern Blicken. Ihr Gebrüll wurde immer ſchwächer, und bald hörten wir es nicht mehr.

Jetzt erſchienen unſre beiden indianiſchen Führer am Eingang der Höhle, und drangen auf ſchnelle Flucht, als das einzige Mittel zur Rettung, da die Thiere wahrſcheinlich auf der Höhe des Berges noch einen Eingang in die Grotte kennten, und von einer andern Seite hineindringen würden. Wir ſchoben in Eile den Stein, der uns bisher beſchützt hatte, hinweg, und ſtiegen aus dieſer Gruft, in der wir lebendig begraben zu ſeyn befürchtet hatten. Wharton war der Letzte, der dieſelbe verließ, indem er nicht fortwollte, bevor er ſeine Doppelflinte wieder gefunden hatte; wir übrigen dachten nur an unſer Entkommen. Von Neuem hörten wir das Gebrüll der Tiger; eilig folgten wir unſern Führern, und ſchlugen einen Seitenpfad ein, der aber durch die Menge Wurzeln und Aeſte, womit der Sturm den Weg bedeckt hatte, unſre Flucht langſam und beſchwerlich machte. Beſonders ſchleppte ſich Wharton mit Mühe fort, und wir mußten oft ſtille ſtehen, um ihn nicht aus dem Geſicht zu verlieren.

Auf dieſe Weiſe waren wir ½ Stunde gegangen, als ein Schrei eines unſrer Führer uns verkündete, daß die Tiger auf unſrer Spur ſeyen. Wir befanden uns gerade vor einer Brücke von Schilfrohr, die über einen Strom geworfen war, und die gewöhnlich nur Indianer mit ihrem leichten Gang ohne Furcht betreten können, da dieſelbe bei jedem Schritt, den man darauf macht, erzittert und ſchwankt. Zwiſchen ſpitzigen Felſen eingeſchloſſen, ergoß ſich in der Tiefe der Strom mit tobender Gewalt. Lincoln, Frank und ich ſchritten ohne Unfall über die Brücke, aber Wharton war noch auf ihrer Mitte, als die Tiger aus dem nahen Wald hervordrangen, und da ſie uns erblickten, ein gräßliches Geheul anſtimmten. Wir erkletterten die vor uns ſtehenden Felſen, und Wharton, der endlich auch ohne Unfall auf die andre Seite des Stromes gelangt war, zog ſein Jagdmeſſer hervor und ſchnitt die Bänder ab, welche die Brücke an dem einen Ufer befeſtigten, hoffend, hiedurch unſern Feinden ein unüberſteigliches Hinderniß der Verfolgung entgegenzuſetzen. Aber kaum hatte er ſeine Arbeit vollendet, als die Tigerin gegen den Strom rannte, und verſuchte mit einem Sprung hinüber zu ſetzen. Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, dieſes furchtbare Thier einen Augenblick über dem Abgrund ſchweben zu ſehen; allein dieſe Scene ging wie der Blitz vorüber; ſeine Kraft war der Entfernung nicht gewachſen, es ſank, und ehe es den Grund des Stromes erreicht hatte, war es in tauſend Stücken durch die ſpitzigen Felſen zerriſſen. Sein Gefährte, dadurch nicht entmuthigt, machte denſelben Verſuch, und ein kräftiger Sprung trug ihn über die Kluft. Allein nur mit ſeinen Vordertatzen erreichte er das jenſeitige Ufer, und über dem Abgrund hängend bemühte er ſich umſonſt feſten Fuß zu faſſen. Wharton, der ihm ganz nahe war, ging muthig auf ihn zu und ſtieß ihm ſein Jagdmeſſer in die Bruſt. Wüthend über alle Beſchreibung ſammelte das Ungeheuer ſeine Kräfte, klammerte ſich mit den Hinterpfoten an den Felſen, und ergriff Wharton am Schenkel; aber mein heldenmüthiger Freund behielt ſeine ganze Kühnheit, umfaßte mit ſeiner Linken einen Baumſtamm, und drückte mit Kraft das Meſſer tiefer in die Bruſt des Tigers.

Dieß Alles war das Reſultat eines Augenblicks. Die Indianer, Lincoln, Frank und ich ſtürzten zu ſeiner Hülfe herbei. Lincoln hatte die Flinte von Wharton, die neben ihm lag, ergriffen, und verſetzte dem Tiger einen ſo mächtigen Schlag auf den Kopf, daß das betäubte Thier ſeinen Raub los ließ, und in den Abgrund ſtürzte. Aber der unglückliche junge Mann hatte die Wucht ſeines Schlages nicht berechnet; ſeine Füße glitten aus, und da ſeine Hände nirgends einen Anhaltspunkt fanden, ſtürzte er in den Strom, auf deſſen Oberfläche wir ihn einen Augenblick ſahen, worauf er für immer verſchwand.

Ein Schrei der Verzweiflung kam aus unſer aller Mund; dann verfielen wir in ein düſtres Schweigen. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, lag Wharton ohnmächtig am Abhang der Kluft. Wir unterſuchten ſeine Wunde; ſie war tief, und das Blut ſtrömte daraus hervor. Die Indianer pflückten einige Kräuter, deren Umſchlag wenigſtens den Blutfluß hemmte; dennoch blieb er beſinnungslos, obgleich ſein Puls heftig ſchlug. Der Abend brach herein, und wir mußten uns entſchließen die Nacht hier zuzubringen, wo nur einige wilde Felſen uns ein Obdach gewähren konnten. Die Indianer zündeten ein Feuer an, um die Raubthiere von uns abzuhalten. Ich aß einige Früchte, die ſie mir gaben, und brachte die Nacht ſchlaflos neben Wharton zu, deſſen tiefe Athemzüge mich mit Entſetzen erfüllten. Als der Morgen kam, ſchlugen unſre Führer vor, unſern unglücklichen Freund in das Dorf zu tragen, wo wir die vorhergehende Nacht zugebracht hatten; und in Eile flochten ſie aus Schilf eine kleine Brücke über den Strom. Allein in das Dorf zurückgebracht erlangte Wharton, ungeachtet all' unſrer Sorgfalt, die Beſinnung nicht wieder. Am dritten Tage erſchütterte ein convulſiviſches Zittern ſeine Glieder; er richtete ſich in die Höhe und ſprach einige verworrene Worte; darauf ſank er nieder, und war nicht mehr.

Dieſes war der Ausgang meiner traurigen Reiſe auf den Chimborazo. Als ich Wharton die letzte Pflicht erwieſen hatte, beeilte ich mich eine Gegend zu verlaſſen, die mir ſo ſchmerzliche Erinnerungen zurückrief, und benutzte die erſte Gelegenheit nach Europa zurückzukehren.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Mit einer Beilage.

Digitized by Google

Literariſche Beilage

zum Ausland 1830 Nro. 128.

Literariſche Anzeigen.

Algier und das Mittelmeer,

eine geographiſche Zeichnung nebſt Text = Beilage

bearbeitet

durch die J. G. Cotta'ſche geographiſche Anſtalt in München.

Subſcriptionspreis 2 fl. 48 kr. ohne Text, 3 fl. 12 kr. mit Text-Beilage.

Dieſes bei den bevorſtehenden Kriegsereigniſſen höchſt intereſſante Kartenblatt von 26 Pariſer Zoll Länge und 19 Pariſer Zoll Breite umfaßt:

1. Eine Ueberſicht vom mittelländiſchen Meere mit möglichſt genauer Darſtellung der innern Localverhältniſſe der ganzen Nordafrikaniſchen Küſte im Maßſtabe von $\frac{1}{3}$ Millionen.

2. Eine ſpeciellere Karte von der Regentſchaft Algier und dem angränzenden Tunis im Maßſtabe von $\frac{1}{1.200000}$;

3. ein alphabetiſches Namenregiſter, welches den Gebrauch erleichternd zum ſchnellen Auffinden der Kartengegenſtände eingerichtet iſt, und zugleich ergänzungsweiſe deren oft ſehr abweichende Benennung und Schreibart enthält;

4. den Plan und eine damit zu vergleichende Anſicht der Stadt Algier, ihres Hafens und ihrer Befeſtigungswerke;

5. eine topographiſche Skizze und damit zu vergleichende perſpectiviſche Anſicht von dem Ufergelände und dem Golf von Algier.

— Ferner auf einem beſondern Beilage-Blatt in gedrängter Kürze:

6. Hiſtoriſche Erinnerungen und fragmentariſche Notizen über die gegenwärtigen Bewohner und ihre ſtatiſtiſchen Verhältniſſe, über Klima, Produkte und Phyſiognomie des Landes, geeignet zur ſchnellen und lebhaften Orientirung des Wißbegierigen auf der neuen Kriegsbühne unſerer Zeit.

Ende des nächſten Monats wird dieſe Charte ausgegeben.

München im April 1830.

Lit. artiſt. Anſtalt.

Neue Schulſchriften.

Im Verlag von Friedrich Viehweg und der Schulbuchhandlung in Braunſchweig ſind ſo eben erſchienen:

Neue, vollſtändige und auf die möglichſte Erleichterung des Unterrichts abzweckende engliſche Sprachlehre für die Deutſchen, von F. K. C. Wagner, Profeſſor in Marburg. 1r Thl. 2te Aufl. gr. 8. 1 Rthlr.

Deſſelben Werkes zweiter oder angewandter Theil. 2te Aufl. gr. 8. 16 Ggr.

Engliſche Sprachlehre für Deutſche, mit Beiſpielen zur Erläuterung und Uebungen zur Anwendung der gegebenen Regeln, von G. Poppleton und J. Bettac. 6te Aufl. 8. 16 Ggr.

The poetical Works of Sir Walter Scott. With notes complete in one Volume. Royal 8. boards. 2 Rthlr. 16 Ggr.

The Beauties of the Poets of Great Britain, with explanatory notes, relected and arranged by T. Collins-Banfield, late Professor at the Caroline-College Brunswick. Vol. 1. 8. boards. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Auf die vorſtehenden Werke erlauben wir uns alle Lehrer der engliſchen Sprache aufmerkſam zu machen. Der klaſſiſche Werth der Wagnerſchen Grammatik, ſo wie der von Poppleton und Bettac, iſt allgemein anerkannt, und es bedarf von Seiten der Verlagshandlung nur der Bemerkung, daß dieſe neuen Ausgaben mit dem höchſten Fleiße verbeſſert und bedeutend vermehrt ſind. Die Sammlung brittiſcher Poeſien iſt ſo geiſtreich aus den älteren und neueren Dichtern gewählt, daß ſie den Schüler gleich ſehr feſſeln, als dem Lehrer ein treffliches Handbuch beim Unterrichte ſeyn wird.

Die Größenlehre. Handbuch für Gymnaſien, und den auf dieſelben vorbereitenden Unterricht, von J. C. Koken, Profeſſor und Direktor der Kloſterſchule zu Holzminden. 1r Thl. Die Zahlenlehre in zwei Abtheilungen, nebſt einem Exempelbuche. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Ggr.

(Der 2te Thl., die Raumlehre enthaltend, erſcheint im Laufe d. J.)

Exempelbuch für Anfänger und Liebhaber der Algebra, von Uflacker. Herausgegeben von Hofrath Hellwig. 6te Aufl. gr. 8. 12 Ggr.

Auflöſungen der in Uflackers. algebraiſchem Exempelbuche vorkommenden Aufgaben, von J. C. L. Hellwig, Hofrath und Profeſſor am Collegium Carolinum zu Braunſchweig. 3te Aufl. gr. 8. 1 Rthlr.

Je mehr Aufmerkſamkeit man jetzt dem mathematiſchen Unterricht auf allen beſſern deutſchen Schulanſtalten widmet, um ſo mehr dürfen dieſe ausgezeichneten und anerkannt praktiſchen Lehrbücher der Beachtung denkender Schulmänner empfohlen werden.

Populäre Aſtronomie, ohne Hülfe der Mathematik in 20 Vorleſungen erläutert. Von Dr. M. L. Frankenheim, Profeſſor an der Univerſität zu Breslau. 2te Ausgabe mit Kupfern u. Sternkarten. 8. Fein Velinpap. Geh. 1 Rthlr. 20 Ggr.

Dies ausgezeichnete Buch, welches in Jahresfriſt 2 Auflagen erheiſchte, darf allen Gebildeten, die, ohne höhere Vorkenntniſſe zu beſitzen, über Aſtronomie belehrt ſeyn, ſo wie beſonders Lehrern, die auf eine faßliche Art über jene hehre Wiſſenſchaft Vorträge halten wollen, ganz beſonders empfohlen werden.

Leſebuch der Aeſthetik, von Dr. J. K. Griepenkerl, Profeſſor am Collegium Carolinum zu Braunſchweig. Zum Gebrauch bei Vorleſungen und zum Selbſtſtudium. 2 Thle. 8. 2 Rthlr.

Kleines Schulbuch für Anfänger im Leſen und Denken, von F. A. Junker. 41ſte Stereotyp-Aufl. 8. (5 Bogen.) 1 Ggr. 4 Pf. oder 6 Kr.

Digitized by Google

Dieſe kleine Schrift iſt für den Elementarunterricht ohnſtreitig eine der trefflichſten und zugleich wohlfeilſten, und, wie die Zahl der Auflagen zeigt, bereits in einem ſehr großen Kreiſe eingeführt. Wir empfehlen ſie der Beachtung aller Schulmänner.

☞ Sämmtliche der hier angezeigten neuen, oder in neuen Auflagen erſchienenen Schriften für den Unterricht, ſind bei ſorgfältiger Ausſtattung zu den billigſten Preiſen berechnet. Doch wird die Verlagshandlung, um die Einführung zu erleichtern, bei größeren Beſtellungen gern Vergünſtigungen im Preiſe durch Freiexemplare gewähren.

Uebersetzungen Römischer und Griechischer Klassiker.

Im Verlage des Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Ovid's Verwandlungen, deutsch von J. H. Voſs. 2 Thle. Zweite verbesserte Aufl. gr. 8. geglättet. Velinpap. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 16 Ggr.

Propertius Werke, deutsch von J. H. Voſs. gr. 8. gegl. Subscriptionspr. 1 Rthlr. 16 Ggr.

Die allgemeine Stimme huldiget so sehr dem unerreichten Uebersetzer-Talent von J. H. Voſs, daſs es anmaſsend erscheinen dürfte, den obigen Werken, mit welcher die deutsche Literatur nach seinem Tode beschenkt wird, eine weitere Empfehlung beizufügen.

Ovid's Verwandlungen haben in der Vossischen Uebersetzung lange gefehlt; des Propertius Werke erscheinen hier zum ersten Mal. Die bei einer ausgezeichneten typographischen Ausstattung doch sehr billigen Subscriptionspreise erlöschen Michaelis 1830, und treten sodann die um die Hälfte erhöheten Ladenpreise ein.

Des M. T. Cicero Abhandlung von der Freundschaft und vom Alter, Paradoxien der Stoiker und Traum des Scipio. Uebersetzt von K. F. v. Strombeck. gr. 8. 1 Rthlr.

Des Caj. Vellejus Paterculus zwei Bücher römischer Geschichten, so viel davon übrig geblieben. Uebers. von K. F. v. Strombeck. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Ggr.

Ovid's Heilmittel der Liebe. Uebersetzt von K. F. v. Strombeck. Zweite sehr veränderte Aufl. gr. 8. 16 Ggr.

Von demselben ausgezeichneten Uebersetzer, von J. H. Voſs und Conrad Heusinger sind früher in meinem Verlage erschienen:

Aristofanes Werke, deutsch von J. H. Voſs, mit erläuternden Anmerkungen von seinem Sohne. 3 Bde. gr. 8. Subscriptionspreis 4⅔ Rthlr. Ladenpreis 5⅔ Rthlr.

Horaz Werke, deutsch von J. H. Voſs. 3te sehr verbesserte Ausgabe. 2 Bände. gr. 8. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 16 Ggr. Ladenpreis 3 Rthlr. 8 Ggr.

Virgils Werke, deutsch von J. H. Voſs. 3te sehr verbesserte Ausgabe. 3 Bande. gr. 8. Subscriptionspreis 4 Rthlr. Ladenpreis 5 Rthlr.

Properz Elegien, übersetzt und erklärt von K. F. v. Strombeck. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. gegl. Velinpap. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche übrig gebliebene Werke, übersetzt von K. F. v. Strombeck. 3 starke Bande. gr. 8. 5 Rthlr.

Livius römische Geschichte, übersetzt und mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von Conrad Heusinger. 5 starke Bände. gr. 8. Subscriptionspreis 6 Rthlr. Ladenpreis 8 Rthlr.

Die Subscriptionspreise der Vossischen Uebersetzungen des Aristofanes, Horaz und Virgil, so wie des Livius von Heusinger sind zwar bereits erloschen, doch sollen sie für Diejenigen, welche bis zum Schluſs des Subscriptionstermins für den Ovid und Properz auf alle 4 Werke noch subscribiren wollen, bis dahin bestehen bleiben. Einzeln können sie nur zum Ladenpreis abgelassen werden.

Braunschweig, im Januar 1830.

Friedr. Vieweg.

So eben ist bei Fr. Vieweg in Braunschweig erschienen:

Entwurf eines Strafgesetzbuches
für ein
Norddeutsches Staatsgebiet
namentlich für das Herzogthum Braunschweig und die Fürstenthümer Waldeck, Pyrmont, Lippe und Schaumburg-Lippe,
von F. K. v. Strombeck.
Geheimenrath und Oberappellationsrath etc.

gr. 8. fein Velinpap. 1 Rthlr. 12 Ggr.

So eben ist bei Fr. Vieweg in Braunschweig erschienen:

Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand,
par le Général Comte de Ségur,
auteur de l'histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812.

8. Pap. fin. broché. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Russlands neuere Geschichte wird das Studium seiner Geschichte einem gröſseren Kreise des gebildeten Publikums wünschenswerth machen, und der vorstehenden geistreichen Arbeit des berühmten Verfassers, ein doppeltes Interesse für den Geschichtsforscher, Politiker und Militair geben. Die Ausgabe steht in typographischer Hinsicht der Pariser nicht nach, und kostet kaum ⅓ derselben.

So eben iſt bei Fr. Vieweg in Braunſchweig erſchienen:

Braſilien die neue Welt,
in topographiſcher, geognoſtiſcher, bergmänniſcher, naturhiſtoriſcher, politiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht,
während eines 11jährigen Aufenthalts, mit Hinweiſung auf die neueſten Ereigniſſe betrachtet von
L. W. v. Eſchwege,
Obriſt und General-Director der Goldbergwerke.

2 Thle., mit Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Ggr.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 129 und 130. 9 und 10 May 1830.

Die hindu'ſchen Gerichtshöfe. *)

Die indiſchen Gerichte ſind verſchiedener Art: entweder niedern Rangs und als ſolche ſtehend, d. h. in Städten und Dörfern, oder wandelnd, d. h. in Feld und Wald gehalten; oder unter unmittelbarer Aufſicht des vom Fürſten ernannten und mit dem königlichen Siegel verſehenen Oberrichters; oder endlich vom Fürſten in Perſon geleitet. Die erſt genannten Arten werden auf Verlangen der Parteien niedergeſetzt, und zwar nicht nach beſonderer Geſetzes-Vorſchrift, oder durch einen Akt des Königs, ſondern durch freie Wahl. Beide letzt genannte ſind förmliche Gerichtshöfe, aufgeſtellt aus königlicher Vollmacht; ſie können bei jeder bedeutenden Gelegenheit angegangen werden, und ſind keineswegs bloß für einzelne Fälle eingeſetzt. Einen Streit zwiſchen zwei Parteien zu ſchlichten, wählen die Väter beider Familien, oder die Gemeindevorſteher, oder alle Einwohner eines Dorfs oder einer Stadt zuſammen einen beiden Theilen genehmen Schiedsrichter. Bei Leuten, welche ſich im Wald beſchäftigen, findet die zur Schlichtung des Streits beſtimmte Verſammlung im Gehölze Statt; bei Soldaten im Lager; bei Kaufleuten und Künſtlern in deren Innungen.

Im Ganzen ſind es folgende Höfe, wo man klagend einkommen kann:

1) Des Königs Gerichtshof, an welchem gelehrte Braminen ſitzen. Er iſt wandelnd, und befindet ſich jederzeit, wo ſich der König gerade aufhält.

2) Der Gerichtshof des Oberrichters (Prad-Wiwaca, oder Dhermadhyekſcha,) welche Perſon vom Könige ernannt iſt, und nicht unter drei, nicht über ſieben Beiſitzer haben darf. Der Hof iſt ſtehend, d. h. an einem beſtimmten Ort.

3) Unterrichter, durch königliche Vollmacht zu lokaler Juriſdiction ernannt. Von ihrer Entſcheidung kann an den Oberrichter, und von da an den Radſcha oder König appellirt werden.

Für das bloße Schiedsgericht giebt es ebenfalls drei Abſtufungen:

1) Verſammlungen von ganzen Stadtgemeinden, oder Leuten von verſchiedenem Stamm und Gewerbe, die aber alle denſelben Ort bewohnen.

2) Innungen von Kaufleuten oder Künſtlern, oder Leuten verſchiedenen Stammes aber einerlei Profeſſion.

3) Die Zuſammenkunft bloßer Blutsverwandten.

Der techniſche Ausdruck der Hindu's für die erſte dieſer Stufen iſt Puga, für die zweite Sreni, für die dritte Kula. Ihre Entſcheidungen und Erkenntniſſe laſſen eine Reviſion zu; ein ungenügender Beſchluß der Kula oder des Familiengerichts wird durch die Sreni oder Innung, als einen dem Verdacht der Parteilichkeit weniger unterworfenen Verein, denn die Verwandten, revidirt; und ein ungenügender Beſchluß der Zunftgenoſſen wird von der Puga, als der noch unparteiiſchern Geſammtheit, nochmals vorgenommen. Von der Entſcheidung der Puga kann nach dem hinduſtaniſchen Geſetz zunächſt an den Prad-Wiwaca, und von da an den Gerichtshof des Radſchas oder Landesherrn appellirt werden.

Puga, Sreni und Kula ſind verſchiedene Inſtanzen des Schiedsgerichtes, das, wie man ſieht, weder mit einer Jury, noch einem (engliſchen) Dorfgericht Aehnlichkeit hat, ſondern bloß das Gutdünken von Privatperſonen, wie ſolches nach einem gewiſſen Syſtem eingeholt wird, ausdrücken ſoll, und den ordentlichen Gerichtshöfen unterworfen iſt.

Die Verwaltung der Civil- und Criminaljuſtiz gehört zu den erſten Pflichten des Radſchas, und zwar darf er dieſelbe nicht willkürlich nach ſeinem Gefallen ausüben, ſondern nach feſten, von alten Weiſen eingeführten Geſetzen, und nach dem jedesmaligen Brauch des Landes. Natürlich bedarf er hiezu des Beiſtandes unterrichteter Männer, welche mit Geſetzen und Bräuchen bekannt ſind, und dieſelben auf den vorkommenden Fall anzuwenden verſtehen, ſo wie der Hülfe von Beamten, um den Spruch des Gerichtes in Vollziehung zu ſetzen. Die Verrichtung, Gewalt und Zahl dieſer Räthe und Beamten bilden, je wie ſie nach dem Geſetz vorgeſchrieben ſind, die weſentlichen Punkte eines indiſchen Gerichtshofs. *)

*) Transactions of the royal Asiatic Society. (Artik. v. H. T. Colebrooke.)

*) Der König und ſeine Diener, die Richter — ſagt ein indiſcher Schriftſteller — das heilige Geſetzbuch, der Rechnungsführer und der Schreiber, Gold, Feuer und Waſſer ſind die acht Glieder des Gerichts.

Digitized by Google

Bei jeder gerichtlichen Verhandlung iſt das Verfahren nach vorgeſchriebenen Formen beſtimmt, und keine zur Sache nöthige Unterſuchung kann auf dieſe Weiſe irgendwie übergangen werden.

1) Der Fürſt.

Entweder hört der Fürſt die ſtreitenden Parteien ſelbſt an, oder überträgt, wie ſchon bemerkt, dieſes Geſchäft an einen Oberrichter, deſſen Amt es iſt, dem Fürſten, wenn dieſer ſelbſt gegenwärtig, mit ſeinem Rath beizuſtehen, in Abweſenheit des Radſcha aber deſſen Stelle zu vertreten. Das Recht, eine gerichtliche Sache perſönlich zu unterſuchen, kommt ausſchließlich nur dem eigentlich königlichen Stamm der Kſchetriela, oder denjenigen Braminen zu, die mit fürſtlicher Gewalt bekleidet ſind. Wer zu einer niedrigern Klaſſe gehört, iſt nicht befähigt, irgend einen Fall ſelbſt zu unterſuchen, ſondern muß nach dem Ausſpruch des Geſetzes einen Richter an ſeiner Statt ernennen. Doch ſind die Gelehrten über dieſen Punkt verſchiedener Meinung, indem einige die Befugniß jedes Fürſten, von welcher Abſtammung er auch ſeyn möge, zur perſönlichen Ausübung des Richtergeſchäftes vertheidigen. Auf dem Fürſten ruht die Pflicht der Rechtsverwaltung: der Oberrichter, die Beiſitzer u. ſ. w. ſind nur ſeine Gehülfen und dürfen keinen Spruch aus eigener Vollmacht thun. Dieſes kommt bloß jenem ſelbſt zu, und die Mitwirkung der Uebrigen iſt hiebei nicht weſentlich nothwendig; für die richtige Vollziehung des Geſetzes wird nur Er von der Gottheit belohnt; für die Nichtbeachtung nur Er beſtraft.

Geziemendes, ruhiges Benehmen, Einfachheit in Kleidung und Schmuck, ſind ihm zur Pflicht gemacht, damit nicht Zaghaftigkeit und Verwirrung der Parteien entſtehe. Bei wichtigen Gegenſtänden ſoll er, das Geſicht nach Oſten gewendet, ſitzen, bei minder bedeutenden Fällen darf er ſtehen, aber nicht auf und abgehen, ſich niederlegen oder anlehnen. Den rechten Arm muß er dabei etwas ausgeſtreckt halten, indem er den Mantel nach Art eines Ueberwurfs (scarf) über den Kopf gezogen hat, wie die Braminen in ihren Verſammlungen zu thun pflegen, und die Hand frei läßt, um, wo es nöthig, ein Zeichen machen zu können.

Ein Gerichtshof — ſagt ein andrer — beſteht aus acht Gliedern: dem Schreiber, dem Rechnungsführer, dem heiligen Geſetzbuch, dem Einzieher der verfallnen Güter, den Richtern, Gold, Feuer und Waſſer.

Der König, der Oberaufſeher der Gerichte, die Richter, (Räthe, Beiſitzer,) das Geſetz, der Rechnungsführer, der Schreiber, Gold, Feuer und Waſſer und des Königs Gerichtsbote ſind zehn Glieder der geſetzlichen Hülfe. Ein Gerichtshof iſt ein aus dieſen zehn Gliedern beſtehender Körper, und ſolch ein Hof, worin der König den Vorſitz führt und die Verhandlung der Sachen unter ſeine Obhut nimmt, iſt ein durch feierliche Akte der Religion geheiligter Verband.

Das Geſchäft dieſer verſchiedenen Glieder iſt verſchieden. Der Oberrichter iſt das Organ des Gerichtes; der König iſt der Verwalter der Gerechtigkeit; die Beiſitzer unterſuchen die Sache; das Geſetz ſpricht die Entſcheidung des Falles aus; Gold und Feuer dienen zur Ablegung des Eids; Waſſer zur Stillung des Durſtes oder Hungers; der Rechnungsführer hat das Geld zu berechnen, der Schreiber die Klagen aufzuzeichnen; des Königs Gerichtsbote den Vertheidiger und die Zeugen vorzufordern, und Kläger und Vertheidiger in Gewahrſam zu nehmen, wenn ſie keine Sicherheit leiſten können.

Der König iſt unter den Gliedern eines Gerichtshof der Kopf; der Oberrichter der Mund; die Beiſitzer die Arme; das Geſetz die Hände; Rechnungsführer und Schreiber die Beine; Gold, Feuer und Waſſer die Augen; und des Königs Gerichtsbote die Füße.

2. Der Oberrichter.

Der Oberrichter unterſtützt den Fürſten, wenn dieſer ſelbſt Gericht hält, mit ſeinem Rath, oder führt in deſſen Abweſenheit den Vorſitz im Gerichtshof. Sein Titel iſt Prad-Wiwaka, was bedeutet: Unterſucher und Entſcheider. Er verhört die Parteien, unterſucht den Fall, entſcheidet zwiſchen Recht und Unrecht und giebt das richterliche Erkenntniß: all Dieß drückt jene amtliche Benennung aus. Eine anderweitige Bezeichnung deſſelben iſt Dhermadhyekſcha: Oberaufſeher der Juſtiz. So wird er beſonders in den Werken Helayodha's genannt.

Der Oberrichter ſoll ein Bramin ſeyn, pünktlich in den Obliegenheiten ſeiner Kaſte, bekannt mit dem Geſetz in all deſſen Theilen; gewandt in der Logik und andern Wiſſenſchaften; erfahren in der Literatur und Jurisprudenz *); geübt in den heiligen Schriften; der Kunſt der Verſöhnung mächtig, und noch viele andre Eigenſchaften beſitzend; von feinem Benehmen; nicht rauh; bedächtlich, geduldig, freundlich, aber feſt; tugendhaft, weiſe, betriebſam, heiter, unparteiiſch und unintereſſirt; und, vor Allem aufrichtig.

Iſt jedoch ein Bramine mit den gehörigen Eigenſchaften nicht aufzufinden, ſo kann auch ein Mann aus der Krieger- oder ſelbſt der Handelskaſte, falls er mit der Jurisprudenz *bekannt* iſt, zum Oberrichter ernannt werden. In keinem *Fall aber* ein Sudra, wie hoch auch ſeine wiſſenſchaftlichen oder moraliſchen Vorzüge ſtehen mögen. Indeſſen hätte auch ein Vergehen gegen dieſes Gebot nur den Zorn der Gottheit gegen den Fürſten zur Folge und würde die Gültigkeit eines von einem Sudra erlaſſenen Rechtſpruchs nicht entkräften **)

(Fortſetzung folgt.)

Die griechiſche Revolution und die europäiſche Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland.

(Fortſetzung.)

Daß der proviſoriſche Präſident im Namen Griechenlands bei der endlichen Erledigung der griechiſchen Frage gehört zu werden erwartete, geht aus dem ganzen Benehmen hervor,

*) Wohlgeübt in den 18 Capiteln des Prozeſſes und in deren 1008 Unterabtheilungen, und geſchickt in Logik und ſonſtiger Wiſſen-
ſchaft, und vollkommen bekannt mit der Literatur und Juris-
prudenz befragt er das Geſetz um den Rechtsſtreit, und unter-
ſucht den vorliegenden Fall, und heißt daher der Oberrichter.
Nareda.

**) Das Reich eines Königs, welcher gedankenlos zuſieht, daß ein Sudra Rechtsſtreitigkeiten entſcheidet, wird in Noth gerathen, wie eine Kuh in tiefen Koth. Menu.

welches er in der letzten Zeit beobachtete. Der im verfloſſenen Monat Auguſt in Argos verſammelte Nationalcongreß widmete, neben andern wichtigen Gegenſtänden, womit er ſich beſchäftigte, große Aufmerkſamkeit den auswärtigen Angelegenheiten des Landes und ertheilte dem Präſidenten die Vollmacht, mit den Verbündeten in Betreff der definitiven Feſtſtellung des griechiſchen Staats in Unterhandlung zu treten. *) In einer Adreſſe an den Präſidenten drückt der Congreß ſein Vertrauen zu dem gegenwärtigen Staatsoberhaupt aus und bringt noch einmal jene Mitwirkung zur Sprache: „Die griechiſche Revolution,“ heißt es in dieſem Aktenſtück, „die Folge von vier Jahrhunderten der Verzweiflung, mußte in ihrem Urſprung die Spuren der Gewalt und der Unordnung an ſich tragen, welche ſie hervorrieſen. Aber mitten unter den Gefahren, die ſeine Exiſtenz bedrohten, hörte Griechenland nie auf, ſeine Beſtrebungen auf Begründung einer geſetzlichen Verfaſſung zu richten, wie ſie einem chriſtlichen Volke anſteht, Nichts wünſchend als Freiheit, Nichts begehrend als Ruhe; es verſuchte von Anfang die Ordnung in ſeinem Innern herzuſtellen, weil es wußte, nicht nur, daß es dadurch die Mittel ſeiner Vertheidigung gegen den Feind verſtärken würde, ſondern auch daß nur unter dieſer Bedingung das Wohlwollen der Souveräne Europa's zu gewinnen und deren Beſorgniß zu zerſtreuen wäre. Dieſen Zweck konnte es aber nicht erreichen, ſolang es an einem Führer fehlte, der klugen Sinnes und den Parteien fremd war. Aus freiem Antrieb und einmüthig lud daher Griechenland Ew. Exz. ein, das Steuer des ſturmbewegten Staatsſchiffs zu ergreifen. Sie waren es, den die Nation berief, den ſie zu ihrem Präſidenten und Führer erkor, daß er über ihre Intereſſen wachte, und Sie ſind es jetzt, den ſie einladet, ihre Schuld der Dankbarkeit gegen die verbündete Souveräne, die Admirale, das franzöſiſche Heer und die edelmüthigen Freunde Griechenlands abzutragen.“ Am Schluß dieſes Nationalcongreſſes brach einer der Sekretäre deſſelben, an den Präſidenten ſich wendend, in den begeiſterten Ausruf aus: „Griechenland erhebe deine Augen; ſieh deine Kinder um dich her vereinigt; ſieh in deinem Schoß den Gegenſtand deiner Gebete — deinen geliebten Sohn, in deſſen Perſon du dein Heil ſuchteſt auf dem Congreß von Trözene, als du in äußerſter Noth deine Augen auf ihn warfeſt.“ Daß trotz all Dem auf das griechiſche Volk bei der Wahl ſeines Beherrſchers keine Rückſicht genommen wurde, beweiſt die Rede, die der Präſident am 8 November an den Senat hielt: „Außer den ſchwierigen Verhältniſſen der Verwaltung, welche einen Theil Ihrer Berathung bilden, hoffen wir, daß der Senat einen andern gegenwärtig in Frage ſtehenden Gegenſtand, der das Wohl Griechenlands ſo nahe angeht, ſeiner ernſten Aufmerkſamkeit und Beachtung nicht weniger würdig halten werde. Die verbündeten Mächte haben zwar über dieſen letztern Punkt der griechiſchen Regierung bis jetzt keine Mittheilung gemacht; wie wir jedoch überzeugt ſind, müſſen unſere Erwartungen auch in dieſer Hinſicht in Erfüllung gehen, und wir hoffen bald das Vergnügen zu haben, Sie zu benachrichtigen, daß Griechenland — Dank dem Schutz unſerer verehrten Wohlthäter — endlich in die Lage verſetzt iſt, wo ihm die Früchte ſeiner langen und grauſamen Opfer zur Ernte reifen. Aber jemehr wir uns nach dieſem Glücke ſehnen und darauf zählen, deſto nothwendiger wird es, durch die Fortſchritte der Wiedergeburt des Volks und durch die Befeſtigung der innern Ordnung der Welt zu beweiſen, daß wir dieſes Glückes würdig ſind.“ Zweierlei folgt alſo aus dem Bisherigen: einmal daß die Griechen bei den die endliche Beruhigung ihres Landes erzielenden Maßregeln beigezogen zu werden erwarteten; und dann, daß die Verbündeten ihren Beſchluß faßten, ohne ſich um die Wünſche Derer zu bekümmern, um deren Angelegenheiten es ſich handelte.

Wäre hier ein gewöhnlicher Fall vorhanden, ſo möchte ſich die Gerechtigkeit einer ſolchen Einmiſchung nur ſchwer rechtfertigen laſſen; jeder derartige Vorwurf für die Verbündeten gegenüber dem griechiſchen Volk fällt aber weg, wenn wir die Tyrannei betrachten, von welcher ſie es befreiten, und die Größe der Wohlthaten, welche ſie ihm theils bereits erwieſen, theils fürderhin zugedacht haben. Ein oberflächlicher Blick auf die Lage der Griechen zu Anfang des J. 1827 zeigt, daß ſie ohne Dazwiſchenkunft der Alliirten und den Abſchluß des londner Traktats in Kurzem unterliegen mußten. Ibrahim hielt den Peloponnes in faſt unbeſtrittenem Beſitz; Miſſolonghi war gefallen. In Weſt- und Oſtgriechenland war das Paſchathum hergeſtellt. Kaum gab es noch griechiſche Truppen, kaum noch ein Schattenbild von Regierung und die meiſten der ſelbſtſüchtigen Häuptlinge ſtanden im Begriff, um ihre Unterwerfung zu unterhandeln. Schon im J. 1825 hatte die griechiſche Regierung darauf angetragen, Griechenland unter engliſchen Schutz zu ſtellen; von da an griff die Anſicht immer mehr um ſich, daß nur auswärtige Hülfe Rettung zu bringen vermöchte. Wenn nun bei dieſem Stand der Dinge die Alliirten den an ſie gerichteten Aufforderungen entſprachen, ſo erlangten ſie offenbar dadurch ein Recht, in den griechiſchen Angelegenheiten einzuſchreiten, das ſie aus dem Begriff einer gewöhnlichen Allianz nicht hätten ableiten können. Nachdem ſie ihre Geſchwader Jahrelang im mittelländiſchen Meer ſtationirt hatten, um die Pacification Griechenlands zu ſichern, nachdem ſie für denſelben Zweck Schlachten geliefert und Expeditionen ausgerüſtet, ſo geſchah es von ihrer Seite doch wohl nicht unbefugt, wenn ſie, für die Vollendung ihres Werkes Sorge tragend, Griechenland mit einer dauerhaften Regierung beſchenkten. Finden es die Gegner ihrer Politik in ihrem Benehmen tadelnswerth, daß ſie die Griechen wie eine Heerde Schafe behandelten; ſo müſſen ſie doch zugeſtehen, daß ſie die

*) Der vierte Nationalcongreß von Griechenland beſchließt: 1) die Grundſätze, welche Se. Exc. in ihrem Manifeſt vom 23 Mai und in ihrer Note von 5 Juni gegenüber den verbündeten Höfen ausſprach, werden, ihrem ganzen Umfang nach, gut geheißen. 2) Se. Exc. der Präſident, J. A. Capo d'Iſtrias, wird ermächtigt, an den wegen Vollziehung des londner Vertrags Statt findenden Unterhandlungen, zu welchen die alliirten Höfe ihn einladen dürften, Theil zu nehmen, und zwar ſoll es nach den in §. 1 bezeichneten Grundſätzen gehalten werden, abgeſehen von denjenigen, welche die Nationalverſammlung in Epidaurus aufſtellte und denen gemäß die Inſtruktionen vom 26 April 1826 abgefaßt ſind. 3) Die Bedingungen, worüber man übereinkommt, ſollen für die Nation nicht eher bindend ſeyn, ehe die Repräſentanten derſelben ſie anerkannt und beſtätigt haben. Argos 3 Auguſt 1829. (Unterſchriften.)

Digitized by Google

Hirten waren, welche die Heerde dem Rachen des Wolfs entriſſen. So ließe ſich allerdings für das Recht der Einmiſchung in einzelnen Fällen das Wort reden, wenn auch im Allgemeinen Viel dawider einzuwenden wäre; allein deſto unverantwortlicher war es, kann man ſagen, daß die Regierung des neuen Staats durch einen Rollenwechſel auf's Spiel geſetzt wurde, nachdem in der letzten Zeit ein Mann von Talent und Erfahrung, wie man ihn ſich nur wünſchen mochte, die Zügel geführt hatte. Darauf erwiedern wir bloß: wenn den Griechen zu Begründung der Ordnung im Innern und der Sicherheit nach Außen der bereits geleiſtete Beiſtand genügte, wenn die Allirten keiner weitern Bürgſchaft bedurften, alle daſſelbe Vertrauen auf Capo d'Iſtrias ſetzen konnten, wie auf einen Prinzen ihrer Wahl — dann geben wir zu, daß Jener die paſſendſte Perſon für die Regierung Griechenlands war, und daß jeder Eingriff gegen die beſtehenden Autoritäten uns unſtatthaft erſcheint. Allein es iſt keine Frage, daß Griechenland, wenn es in die Reihe unabhängiger Staaten eintreten ſoll, der Unterſtützung der Allirten entbehren könnte, und dadurch gewinnt Alles ein ganz anderes Ansſehen: bliebe der proviſoriſche Präſident an der Spitze, ſo würde es nur ſeyn, um die Allirten (ob aus Vorurtheilen oder ſonſtigen Urſachen, gehört nicht hieher) zu entzweien, ihr Zuſammenwirken zur Vollendung ihres Werks zu hindern, und wohl gar einen Rückfall in Anarchie und Verwirrung unter den Griechen zu veranlaſſen, der vielleicht für ſie und die Intereſſen der civiliſirten Nationen mit drohenderer Gefahr verknüpſt wäre, als die Lage der Dinge, welche die Dazwiſchenkunft der Verbündeten herbeirief. Ob wir daher gleich nicht zweifeln, daß Capo d'Iſtrias Viel für Griechenland gethan hat, und daß er wegen ſeiner Gewandtheit in Geſchäften, ſeiner erleuchteten Anſichten, ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit Sprache, Geiſt und Sitten ſeiner Landsleute und ſeiner Gleichförmigkeit mit denſelben auch in religiöſer Hinſicht bei Errichtung einer Republik, die ihre Selbſtſtändigkeit auf eigne Fauſt zu erringen wüßte, ſich zur oberſten Magiſtratur beſſer eignete, als irgend ein fremder Fürſt, der ſeinen neuen Unterthanen in Denken, Glauben und Fühlen fremd wäre; ſo verſprechen wir uns doch von der beabſichtigten Veränderung große Vortheile, ohne einen weſentlichen Nachtheil zu befürchten. Sollte der Graf durch eine Anwandlung von Nationalwiderwillen ſich verleiten laſſen, den Abſichten der Verbündeten entgegen zu arbeiten, oder aus einem mißverſtandenen Ehrgeiz ſich in ſeiner gegenwärtigen Würde zu behaupten ſuchen, ſo würden wir bloß eine geringere Meinung von ſeinem Patriotismus und ſeiner Klugheit faſſen. Doch wir beſorgen Dieß nicht. Se. Exzellenz hat zu lange unter dem Scepter des Selbſtherrſchers aller Reuſſen gelebt, als daß ſie daran dächte, durch Volkswahl erworbene Rechte gegen die Diktate der ſouveränen Machtvollkommenheit der erſten Fürſten Europas in die Wagſchale zu legen. Der Präſident kennt die Marime, daß der Mächtige nicht Unrecht haben kann:

La raison du plus fort est toujours la meilleure,

wir vermögen demnach den Gerüchten keinen Glauben beizumeſſen, welche von ſeinem Ehrgeiz und ſeinen Intriken im Umlauf ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus Braſilien.

2) Der Rio Mosquito. Hirten. Indianiſche Mädchen.

Ich verließ Maranham am erſten Mai, nachdem ich mich mit einer Portaria (einer Art Firman) und ein Paar Empfehlungsbrief u verſehen, und ein Kanoe gemiethet hatte, das mich nach dem feſten Land bringen ſollte. Als ich aus der Barriere des Hafens fuhr, kam eine düſtre Stimmung über mich, als hätte ich jetzt Abſchied genommen von der Gemeinſchaft geſitteter Menſchen. Eingeweicht von einem heftigen Regen, ſteuerten wir mehrere Stunden in der Bay von St. Markos herum, und ließen endlich in den Rio Mosquito ein. Kaum war die äußerſte Mündung hinter uns, als ich alle Urſache hatte, die Wahl des Namens treffend zu finden, denn wir wurden von Myriaden von Moskitos, und ihren Verbündeten, den Moriſacos, angegriffen. Vergebens bedeckte man die ihrem Angriff am Meiſten ausgeſetzten Theile; einige ihrer Guerilla's drangen durch jede Bedeckung, und machten durch ihren Biß faſt raſend. Dem ſtürmiſchen Tag folgte eine ſchöne Nacht; der Mond ging in der ganzen Stralenfülle des tropiſchen Himmels auf, die anmuthigen Wipfel der Kokosbäume, wie ſie ſich über den niedrigern Wald erhoben, mit loſem Silberduft umziehend, und in einem Lichtmeer die reich belaubten Ufer des Fluſſes badend, in deſſen hellem Schoß die ſchönen Sternbilder der ſüdlichen Halbkugel wiederglänzten. Es war ein liebliches Schauſpiel, und wie ich ſo hingelehnt in dem Kanoe lag, fiel mir deſſen buntgemiſchte Mannſchaft auf, von welcher auch nicht Zwei aus demſelben Lande ſtammten. Der Patron war ein Portugieſe; ſein *Unterbefehlshaber* ein Venetianer; zwei Afrikaner, die *jedoch* verſchiednen Stämmen angehörten und ein amerikaniſcher Indianer bildeten den Reſt der Bemannung. Ich mußte den wunderlichen Fügungen des Schickſals nachträumen, welche in den engen Raum eines Schiffchens ſechs Menſchen aus ſo verſchiedenen Theilen der Welt zuſammengebracht hatten. Der Venetianer, ein ausgezeichnet ſchöner Mann, war in ſeiner Jugend Gondolier geweſen, welchem Gewerb er durch die franzöſiſche Conſcription entzogen wurde. Nach einer Menge Abenteuer kam er endlich unter Braſiliens weit entlegenem Himmel dazu, ſeine urſprüngliche Beſchäftigung als Bootsmann wieder fortzuſetzen. Er ſang mit all dem leidenſchaftlichen Ton ſeiner Heimath einige Stanzen aus Taſſo. „Ah Venezia, Venezia!“ rief er am Schluß ſeiner Barcarole, „non più te vedrò. Das einfache Klagewort tönte wie eine Grabglocke über dem untergegangenen Vaterland.

Spät am folgenden Abend erreichte ich das feſte Land. Nach 36ſtündiger Einkerkerung in ein enges Kanoe dehnte ich die Glieder behaglich auf der Terra firma. Da es ſchon zu tief in der Nacht war, um mich noch ins Haus des Kommandanten des Bezirks zu verfügen, an welchen ich Empfehlungsbriefe hatte, ſo ſah ich mich genöthigt, meinen Abſtand in einer Hütte zu nehmen. Nur mit großer Mühe ſchlichtete ich beim Scheiden von dem Kanoe einen Streit zwiſchen dem Patron und dem Venetianer. Jener hatte, wie ſich nun ergab, Jedem von der

Mannſchaft, nach deſſen Rang, einen Theil von der Summe zugeſagt, die ich als Miethgeld zu entrichten gehalten war; nebenher aber ſeinen Leuten zu verſtehen gegeben, daß dieſe Summe äußerſt gering ſey, und es ihn ordentlich gereue, die Reiſe unternommen zu haben. Der Venetianer, der keine ſonderliche Vorſtellung von der Ehrlichkeit ſeines Herrn haben mochte, nahm eine Gelegenheit, mich zu fragen, um welchen Preis ich übereingekommen, und da er fand, daß dieſer fünfmal höher war, als der Patron angegeben, brach er, wie ſeine Gefährten, in die heftigſte Wuth aus. Ich ergötzte mich nicht wenig an dem Abſtich der Züge des Patrons, auf welchen die Fehlſchlagung ſeines Plänchens breit geſchrieben ſtand, gegen die feurigen Mienen und raſenden Geberden der ergrimmten Begleiter, und ſänftigte endlich den Tumult zu allgemeiner Zufriedenheit der Geſellſchaft, ausgenommen des Portugieſen. Ich zahlte jedem Mann ſeinen Antheil nicht von der vorgeblichen, ſondern von der wirklichen Summe, und händigte den Reſt dem Patron ein, der unter reichlichen, mit den Segnungen ſeiner Gefährten ſeltſam gepaarten Flüchen von mir Abſchied nahm.

Früh am folgenden Morgen ſandte mir der Kommandant drei Pferde für mich und mein Gepäcke, nebſt einer höflichen Einladung, ihn zu beſuchen. Ein dreiſtündiger Weg brachte mich nach ſeiner Wohnung, an deren Eingang, unter dem Schatten eines ländlichen Balkons, bloß mit einem Hemd und Unterhoſen bekleidet, und eine Pfeife ſchmauchend, er in Perſon ſaß. Jeder Lebensfunke im Geiſt dieſes Mannes ſchien nur von Einem Ding eingenommen — dem Wetter und deſſen Vorzeichen. „Ob ich wohl glaube, es würde regnen?" waren die erſten Worte, mit welchen er mich begrüßte; und als ich hierauf mit Nein antwortete, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus, nahm ſeine Pfeife wieder vor und ſchien gar nicht mehr zu wiſſen, daß ich da ſey. Faſt achtzehn Monate lang hatte in den nördlichen Provinzen Braſiliens fortwährend ungemeine Dürre geherrſcht, deren ſchädliche Folgen jetzt eben in voller Wirkſamkeit waren. Die Reisernte hatte fehl geſchlagen; das Vieh ſtarb aus Mangel an Nahrung; Hunger und Seuchen wütheten unter den Bewohnern, und gerade jetzt war die eigentlich trockene Jahreszeit wieder eingetreten, und brachte ſomit die Gewißheit, daß das Elend noch einige Monate fortdauern werde.

Ein treffliches Mahl ward für mich bereitet, an welchem ich jedoch allein Theil nehmen mußte, denn mein gütiger Wirth beſtand im Uebermaß ſeiner Höflichkeit darauf, mich während des Eſſens ſelbſt zu bedienen. Oft hat mich dieſer wunderliche, unter den Braſilianern aber ganz gewöhnliche Gebrauch in Erſtaunen geſetzt. Als die Tafel vorüber war, begab ſich der Kommandant in eines der inneren Zimmer, um dort mit ſeiner Familie zu ſpeiſen. Verlaſſen, wie ich auf dieſe Weiſe war, freute ich mich, als die Stunde meines Abzugs anrückte. Es ward feſtgeſetzt, ich ſollte die kommende Nacht in einer etwa ſechs Stunden entfernten Heerden-Facenda zubringen, und am folgenden Morgen nach Peria abreiſen, wo die Gerichtsbarkeit des Kommandanten aufhörte. Nach einem Ritt von mehreren Stunden durch einen dichtbelaubten Wald gelangten wir auf eine Ebene, in deren Mitte die Facenda, wo ich übernachten ſollte, ſich zeigte. Als wir näher hinzukamen, bemerkte ich eine Gruppe trotzig blickender Geſellen, deren hohe Geſtalten und ausnehmend wilde Kleidung durch den rothen Glanz eines Feuers, das in der Hütte brannte, ſchauderig hervorgehoben wurden. Wüthendes Hundegebell verkündete die Ankunft von Fremden; was die ganze Sippſchaft aus der Hütte lockte. Ohne an etwas Arges zu denken, gab ich beim Abſteigen Einem von den Leuten die Zügel meines Pferds, wodurch aber dieſer ſich höchlich in ſeiner perſönlichen Würde gekränkt fühlte; er war ein farbiger Mann; meine Handlung war jedoch lediglich eine Folge der Gewohnheit, nicht eines Kaſtenſtolzes geweſen. Sofort in die Hütte getreten, ſah ich nur zu gut, wie die ganze Geſellſchaft keineswegs freundliche Geſinnungen gegen mich hegte; eine Flaſche Brantwein jedoch und einige Cigarren, welche ich austheilte, machten uns bald zu geſchwornen Verbündeten. Es waren Hirten, die mit einem für den Markt zu Maranham beſtimmten Trieb Vieh aus unendlicher Ferne im Innern des Landes hergekommen waren.

Die Morgendämmerung fand mich bereits wieder im Sattel. Die Hirten ſchienen meine Abreiſe ungern zu ſehen. Einer von ihnen rieth mir beim Wegreiten meine Steigbügel-Riemen um ein Beträchtliches kürzer zu ſchnallen; und wirklich fand ich mich, als der lange Ritt dieſes Tages zu Ende war, weit weniger ermüdet, als ſonſt. Gegen Mittag gelangten wir in ein kleines indianiſches Dorf, lieblich gelegen auf einer ſanften Anhöhe, an deren Fuß ein ſpiegelklarer Bach hinfloß. Da ſowohl Menſchen als Thiere ſehr ermüdet waren, beſchloß ich, hier einige Stunden zu raſten. Beim Eintritt in eine niedliche Hütte warf ich mich ſogleich in eine reinliche, weiße Hängematte, die mir angewieſen wurde, und ſank augenblicklich in Schlaf. Beinah war die Sonne am Untergehen, als ich wieder erwachte und bemerkte, daß ein junges indianiſches Mädchen und ich die einzigen Inhaber des Zimmers waren. Mit gutmüthiger Sorge für meine Bequemlichkeit hatte ſie, während ich ſchlief, die Piſtolen aus meinem Gürtel gezogen, meine Stiefeln abgenommen, und meine Füße mit friſchem Waſſer gewaſchen. Im höchſten Grad feſſelte ſie meine Aufmerkſamkeit. Sie war ein glänzendes Muſter indianiſcher Schönheit, mit ſo regelmäßigen Zügen, ſo mangelloſen Umriſſen der Geſtalt, daß man wirklich an ein griechiſches Gebilde erinnert wurde. Sie beſchäftigte ſich emſig mit einer Arbeit, und auf meine Frage, warum ſie ſich nicht an die übrigen Dorfmädchen anſchließe, welche ich in dem Bache drunten ſich mit Baden vergnügen ſah, erwiederte ſie, daß ſie mit ihrem Brautkleid beſchäftiget ſey, indem nächſten Sonntag ihre Hochzeit Statt finde. Schon bedauerte ich, daß ich Nichts bei mir hatte, was werth geweſen wäre, einen Platz in der bräutlichen Ausſtattung einzunehmen, als mir plötzlich einfiel, daß ſich in meinem Mantelſack ein rothes Halstuch mit breiter goldgeſtickter Einfaſſung, das Andenken einer Verwandtin meines eigenen Hauſes, befand. Ich nahm es aus dem Winkel, in welchem es ſeit meiner Abreiſe von England gelegen, hervor, und überreichte es dem Mädchen. Ihr ſchwarzes Aug tanzte vor Freude, und mit einem wilden Ausruf kindiſcher Luſt rannte ſie von der Hütte an den Bach,

Digitized by Google

wo ſie das Tuch triumphirend vor ihren Geſpielinnen wehen ließ. Alsbald war das Vergnügen des Bades von der ganzen Truppe vergeſſen, die dicht gedrängt herbei eilte, mir einen Beſuch zu machen. Ein bunt geſtickter Beutel nahm ihre Bewunderung mächtig in Anſpruch. Endlich gab ich Befehl zur Abreiſe. Meine junge Wirthin und zwei ihrer Freundinnen begleiteten mich eine ziemliche Strecke weit, bis ich zuletzt ſelbſt genöthigt war zu bitten, daß ſie umkehren möchten.

Zwei Stunden vor Mitternacht langte ich in der Wohnung des Kommandanten von Peria an. Nachdem ich ein treffliches Mahl eingenommen, mußte ich die Rolle eines Zeitungblattes ſpielen, denn nicht minder neugierig als die Nordamerikaner ſind auch die Braſilianer, wie dieſer Zug jedem Koloniſtenvolk, als Ergebniß ſeines im Ganzen doch einförmigen Lebens, ankleben mag. Noch größer aber als die Neugier iſt die Eitelkeit. Sehr oft wurde ich an Orten, die viel zu unbedeutend ſind, um auf einer Carte angemerkt zu werden, gefragt: „was hält man von uns in England?“ Im Haus des Kommandanten traf ich einen Portugieſen, mit welchem ich am folgenden Morgen in einem Kanoe nach der Facenda St. Ignacio fuhr. Ich war ſo außerordentlich ermattet, daß ich, ſobald ich mich in dem Fahrzeug befand, in Schlaf ſank, und nicht erwachte, bis wir am nächſten Tag bei der Facenda anlangten. Es war ein einſames Haus, inmitten eines großen Moores. Nie ſah ich ein ſtärkeres Bild der Oede, und hier ſollte ich drei volle Tage — die langweiligſten die ich je verlebt — zuzubringen; denn die Pferde meines Führers waren nicht im Stand, ſogleich aufzubrechen. Am Abend des dritten Tages, als ich eben vom Schießen zurückkehrte, mit welchem ich mir die Zeit Etwas zu vertreiben geſucht, fielen meine Augen beim Eintritt in das Haus auf ein Buch. Begierig ſtreckte ich die Hand nach dieſem Schatz, welcher ſie jedoch beim Oeffnen als nichts Weiteres, denn „die Geſchichte Karls des Großen und ſeiner zwölf Pairs“ ergab. Troß dem Ausſpruch des Cervantes, que no ay libro tan malo, que no tiene algo de bueno wär ich über dem Leſen beinah eingeſchlafen, hätte meine Aufmerkſamkeit nicht durch ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen meinem portugieſiſchen Reiſegefährten und dem Bewohner der Facenda eine andre Richtung genommen. Erſtrer war in England geweſen und ergoß ſich in warme Lobſprüche über die Vergnügungen eines engliſchen Bierhauſes. Durchs Netzwerk meiner Hängematte ſah ich, wie das Geſicht des Hirten bei der Erzählung des Portugieſen ordentlich wie Kupfer vor einem Ofen glühte. „Corpo de Deos!“ rief er, „welch ein Land! welch ein Land! Nichts über ein Land, das nach Theer riecht!“ womit er zweifelsohne ein erhabnes Lob des Handels und der Manufakturen ausdrücken wollte: „Was mag wohl dieſen jungen Engländer veranlaßt haben, ſeine Heimath zu verlaſſen und durch dieſe unwirthlichen Einöden zu reiſen?“ Mit der Miene eines großen Geheimniſſes, und ſich gegen die Hängematte wendend, ob ich auch wirklich ſchliefe, erwiederte der Portugieſe ſehr emphatiſch: „Der Schmetterlingsfang.“ Ich hatte ihm nämlich, da ich ihn den wahren Grund meiner Sendung nicht wiſſen laſſen wollte, geſagt, ich hätte die Reiſe um der Naturgeſchichte willen unternommen. Dem Hirten dünkte ein ſolches Unternehmen ſo wunderlich, daß, nach mehreren nicht ſehr ſchmeichelhaften Bemerkungen auf meine Koſten, die beiden Edeln endlich darüber einkamen, ich müſſe entweder ein Einfaltspinſel, oder ein Wahnſinniger, oder gar Beides zuſammen ſeyn.

Skizzen aus dem türkiſchen Aſien.

5) Amaſſia.

Die Fanarioten. Ein Harem.

(Schluß.)

Man hat das Verdienſt dieſer Fanarioten, und ihren Werth für die Geſandtſchaften und den Verkehr in Konſtantinopel wirklich zu gering angeſchlagen. Von Kindheit an gewöhnt mit den Türken zu leben, mit deren Sprache und Sitten vollkommen bekannt, ſetzten ſie die Maßregeln, welche ſie in Vorſchlag brachten, gewöhnlich durch. Sie waren das eigentliche Bindemittel zwiſchen Europäern und Aſiaten. Jeder Geſandte in Konſtantinopel ſuchte ſich Anhänger unter denſelben zu gewinnen; ſie wußten Hinderniſſe wegzuräumen, welche für die Franken unüberſteiglich geweſen wären, und ſchluckten die Demüthigungen ohne Murren hinab, welchen Jeder ausgeſetzt iſt, der unmittelbar mit den Türken zu thun hat, was auch ſein Rang und Charakter ſeyn mögen. So hat denn die Vernichtung des Fanars der europäiſchen Politik große Schwierigkeiten in Weg gelegt, und es iſt nicht zu verwundern, daß von da an die Unterhandlungen mit der Pforte ſelten glücklich waren, ſondern vielmehr, daß ſie nur noch auf ehrenhafte Weiſe abgemacht werden konnten.

Ein Bewohner Amaſſias ſchlug mir vor, ſeine Frau zu beſuchen, welche unpäßlich ſey; obwohl die Peſt in der Stadt herrſchte, trug die Neugierde bei mir den Sieg über die Klugheit davon. Die Weiber Amaſſias gelten für die ſchönſten in der Türkei, und die Kranke ſtand wiederum unter dieſen ſelbſt im Ruf großer Schönheit. Der Gemahl hieß Juſſuf Aga, hatte früher in Konſtantinopel gewohnt und ſich dort zum Muſſelim von Amaſſia, ſeiner Vaterſtadt, machen laſſen; als jedoch der Paſcha, welcher ihn eingeſetzt, wegkam, büßte er ſeinen Poſten ein und war jetzt nur noch Ayan. Im Augenblick, wo er den Befehl in der Stadt verlor, verlor er auch den Befehl im Hauſe, wo ſeine Frau jetzt als Alleinherrſcherin regierte. Sie war eine Turkomanin und durch Ehrgeiz beſtimmt worden, ſich mit dem Muſſelim zu verbinden, der ihr ein reiches Leibgedinge ausſetzte, wozu er ſpäter noch das bedeutende, von ſeinem Vater ererbte Vermögen fügte. Als dagegen er ſelbſt ſeines einträglichen Poſtens entſetzt wurde, ließ ihm ſeine Frau nur Wenig zu ſeinem Unterhalt verabreichen. Ich ſah ſie ſtralend von edeln Steinen, während der arme Mann ein ſchmutziges, ſchlechtes Gewand trug. Mehrere Negerſclavinnen bedienten ſie, während er nicht einmal einen Sklaven beſaß, der ihm ſeine Tabakspfeife getragen hätte. Eh wir in das Harem eintraten, hieß mich der Patron im Hofe warten, und erſt als man im Innern alle Vorkehrungen getroffen, führte man mich dahin. Das Frauen-

Digitized by Google

gemach war ganz nach Art der Zimmer der Männer eingerichtet. Ein Geländer befand ſich am Ende deſſelben, bei welchem die Dienerinnen ſtanden; die Herrin ſaß in der Ecke eines Sofas, neben dem Fenſter; am Eingang war ein kleiner Raum, wo man die Pantoffeln ablegte. Die Dame ließ ſich weder durch meine noch ihres Mannes Gegenwart aus ihrer behaglichen Ruhe bringen; ein ſchöneres Weib konnte man nicht leicht ſehen; Armbänder und Halsgeſchmeide waren mit Smaragden beſetzt; ihr Kleid beſtand aus goldgeſticktem Sammt; ihre Pfeife glänzte von Diamanten. Eine Menge Edelſteine ſchmückten ihre Finger und das Schloß ihres Gürtels. Sobald ich Platz genommen, befahl ſie ihren Negerinnen mir eine Pfeife und Kaffee zu bringen, und klagte mir ihre Leiden, die mir jedoch eher in der Einbildungskraft zu liegen, als wirklich begründet zu ſeyn ſchienen. Ich rieth ihr körperliche Bewegung und Luftveränderung. „Das iſts!“ ſagte ſie; „ich bin die Tochter eines Kurden, eines Kriegers; ich kann Berge erklimmen, ein Roß bändigen; ſonſt ſtreifte ich frei im Feld umher, und hatte nicht dieſen Schleier nöthig, wenn ich ausgehen wollte; — was braucht eine ehrenhafte Frau überhaupt einen Schleier? Ja, damals lebte ich, damals athmete ich! Jetzt muß ich mich verſtecken, langſam und ernſthaft einhergehen, mich von einer Schaar Sclavinnen begleiten laſſen, um dumme Türkenweiber zu beſuchen, mit welchen ich zu leben gezwungen bin. Ja, die Luft wird mir wohl thun, und vor Allem die Freiheit!“ Der Mann hörte meine Vorſchrift weit nicht mit ſo viel Vergnügen, als die Frau; ſie bemerkte Dieß und hieß ihn barſch noch mehr Kaffee beſtellen, und wieder kommen, wenn man ihn rufen würde. Er ging hinaus und ließ uns allein. „Du ſiehſt wohl das alte Thier,“ hub ſie von Neuem an; „ſchau, das iſt eigentlich die Urſache meiner Krankheit, und dieſe Krankheit iſt nichts Anderes, als der Widerwillen ihn um mich zu haben. Das Glück hat ihn verlaſſen, und kann man aufgelegt ſeyn, mit einem Mann zu leben, der ohne Anſehen und Macht in der Stadt iſt, und Nichts zu kauen hat? Meine Seele, gäb es kein Mittel, das mir ihn aus den Augen brächte? Du biſt der Fürſt aller Aerzte, der Ausbund aller Doktoren: ſollteſt Du keine Arznei beſitzen, die mich mit Gottes Hülfe von ihm erlöſte? Dann kehrte ich ins Freie zurück, wo ich mich ſo wohl befinde: ich führte das Leben wieder, an welches ich in meiner Jugend gewöhnt war, und ich verließe dieſe Stadt, welche Gott zerſtören möge!“ So ſchwer es Einen auch ankommt, einer Frau, welche mit der Schönheit eine rührende Stimme und ein holdes Lächeln verbindet, eine Bitte abzuſchlagen, ſo war ich doch nicht verſucht, zu dem genannten liebevollen Vorhaben behülflich zu ſeyn. Ich begnügte mich, ihrem Mann nochmals ihre Verſetzung aufs Land zu empfehlen. — Zugleich ſieht man übrigens, wie falſch im Allgemeinen unſre Vorſtellungen über den Zuſtand der Weiber in der Türkei ſind. Ich hatte oft Gelegenheit in die Harems zu kommen, und habe weder außerordentliche Aengſtlichkeit der Männer, noch ſklaviſche Behandlung der Weiber bemerkt, vielmehr haben dieſe in ihrem Haus ſo viele Gewalt, als bei uns; ſie herrſchen oder gehorchen, je nach ihrem Geiſt und ihrem Charakter, und ſelbſt die Verſchleierung iſt für ſie keine läſtige Nothwendigkeit, ſondern eine Landesſitte, in welcher ſie erzogen ſind, und welche ihnen daher nicht ſehr zuwider zu ſeyn ſcheint.

Ueber die rabbiniſche Literatur und den Sohar beſonders.

Von Ludwig Wihl.

Die Gleichgültigkeit gegen die rabbiniſche Literatur dürfte wohl niemals fühlbarer geweſen ſeyn, als grade in unſern Tagen, wo ſo viel Zeit und Fleiß auf das Studium der morgenländiſchen Literatur im Allgemeinen und der hebräiſchen insbeſondere verwandt wird. Aeußere Gründe, wie z. B. Schwierigkeit der Sprache, in welcher die rabbiniſchen Werke niedergeſchrieben ſind, können ſchwerlich als das wahre Hinderniß an dem Aufleben dieſer Studien angeſehen werden, da die Wiſſenſchaft ſolche Schwierigkeiten keineswegs ſcheut; es müſſen demnach innere Gründe vorwalten, denen zufolge dieſe Forſchungen für überflüſſig, oder gar für nachtheilig erachtet werden. Allen jedoch, die unter ſolchem Vorwand die rabbiniſche Literatur vernachläſſigen, iſt in der ſehr empfehlungswerthen Schrift: Etwas über die rabbiniſche Literatur, von Leopold Zunz (Berlin 1818) das Irrige ihrer Anſicht hinreichend nachgewieſen.

Wie aber, wenn beim jüdiſchen Volke ſelbſt die Liebe zu ſeiner Literatur erkaltet, wenn es ſelbſt an ſeinen heiligen Quellen ſich zu laben verſchmäht? Und doch ſtehen — Wer möchte es in Abrede ſtellen — die heutigen Juden hinſichtlich ihrer geiſtigen Ausbildung im Allgemeinen höher, als die der vergangenen Zeit! Allerdings! Allein Männer, welche ſich mit der rabbiniſchen Literatur längere Zeit beſchäftigt haben, werden einen ſolchen Wendepunkt der Bildung oder vielmehr Verbildung beklagen, und als eine Verirrung des Volksgeiſtes anſehen.

Unter dieſen Umſtänden mußte die Nachricht von der Ueberſetzung des Talmuds aus Auftrag Sr. Majeſtät des Kaiſers Nikolaus von Rußland höchſt erfreulich ſeyn.

Nicht minder wichtig aber dürfte die Bearbeitung des Sohar, wenn ſie ſich ebenfalls der Beförderung und Unterſtützung eines hochherzigen Fürſten zu erfreuen hätte, für die Wiſſenſchaft werden. Der heutige Standpunkt der philoſophiſchen Wiſſenſchaften erheiſcht eine genauere Kunde deſſelben; und die Bearbeitungen einzelner Stücke und Stellen, wie ſie in früherer Zeit von Gelehrten geliefert worden ſind, können jetzt keineswegs mehr befriedigen. Wen ſollten folgende Worte eines Mannes, in welchem unſre Zeit ihren größten Philoſophen verehrt, nicht ermuntern und anreizen?

„Ich*) weiß nicht, welche Meinung gerade in Lehrbüchern oder anderen nach herrſchenden Anſichten eingerichteten Schriften über die jüdiſche Philoſophie oder Kabbala angenommen iſt; aber ſo Viel getraue ich mir aus noch ziemlich oberflächlicher Bekanntſchaft mit derſelben zu beweiſen, daß ſie Trümmer und Ueberbleibſel enthält, ſehr entſtellte, wenn man will, aber doch Ueberbleibſel jenes Urſyſtems, das der Schlüſſel aller religiöſen Syſteme iſt, und daß die Juden nicht ganz unwahr reden, wenn ſie die Kabbala für Ueberlieferung einer Lehre ausgeben, die außer der in den ſchriftlichen Urkunden

---

*) Schelling. Ueber die Gottheiten von Samothrace S. 108, Anmerk. 113.

vorhandenen, geoffenbarten (eben darum offenbaren), als umfaſſenderes aber geheimes, nicht allgemein mitgetheiltes noch mittheilbares, Syſtem vorhanden war. Sehr erwünſcht muß daher dem Kenner die eben von Wien kommende Ankündigung eines hebräiſch-rabbiniſchen Werks erſcheinen, das alle Lehrmeinungen des Ben Jochoi, Verfaſſers des eben ſo berühmten als wichtigen Werkes Sohar, aus den Quellen zu ſammeln verſpricht. Möchte ein jüdiſcher oder andrer Gelehrter Unterſtützung genug finden, den ganzen Sohar herauszugeben und auch andre Quellen zu öffnen!.... Die hebräiſche Sprache und Schriften, zuvörderſt des A. T., in welcher die Wurzeln der Lehre und ſelbſt der Sprache aller alten religiöſen Syſteme bis in's Einzelnſte deutlich erkennbar ſind, liegen unerforſcht. Sehr zu wünſchen iſt, daß dieſe ehewürdigen Denkmäler bald aus den Händen dieſer Theologen in die der reinen Geſchichtsforſcher übergehen, da ſie hoffen dürften, dieſelbe unbefangene Würdigung zu erfahren, und als Quellen doch wenigſtens eben ſo viel zu gelten, als die homeriſchen Gedichte oder Herodots Erzählungen."

Unbefangen, frei von allem Vorurtheil, fern von allem egoiſtiſchen Weſen, ſtreng und gewiſſenhaft in der Behandlung des Stoffes muß der Bearbeiter der kabbaliſtiſchen Bücher ſeyn, in welchen nicht ſelten unerwartet tiefe Philoſophie des Geiſtes mit Zerrgebilden einer zügelloſen Phantaſie verwebt und verkettet, ungefähr wie in den religiöſen Schriften der Hindu, gefunden werden. Wie hingeworfene, zerſtreute ſibylliniſche Blätter erſcheinen die einzelnen Bemerkungen in denſelben, die oft nur durch eine glückliche Divination verbunden und enträthſelt werden können. Was Caſſandra im Agamemnon des Aeſchylus dem Chor, der ihre Weiſſagung über Klytemnäſtras Gräuel nicht verſtand, auf die Worte:

Καὶ μὴν ἄγαν γ' Ἕλλην' ἐπίσταμαι φάτιν

antwortet; das kann faſt in gleichem Maß von jenen geſagt werden:

Καὶ γὰρ τὰ Πυθόκραντα δυσμαθῆ δ' ὅμως.

(Schluß folgt.)

Krebsſchaden von Frankreich und England.

Ein franzöſiſcher Geiſtlicher, in der Gegend von Auxerre, hat kürzlich die Jungfrauen ſeines Dorfes folgendermaßen apoſtrophirt: Lieben Kinder, einſt tanzten Burſche und Mägdelein zuſammen auf dem Raſen beim Geigengefiedel, kömmt unſer Herrgott vorbeigegangen zweihundert Schritt davon. Und er dreht ſein Haupt ſeitwärts. Und er ſtopft ſich die Naſe zu, und macht ſich auf beſchleunigten Schritts. Und eine halbe Viertelſtunde weiter, da lag ein Aas. Und es verbreitete um ſich einen gar verpeſteten Geruch. Der Herrgott geht in der Nähe vorüber, und dreht nicht das Haupt, und ſtopft nicht die Naſe, und geht ſeinen Weg, gradaus, Schritt für Schritt.

Jedwedes Land hat ſeinen Krebsſchaden. Denn Melliſh will der Frau Streeter, ſie iſt dis Dato Obſthändlerin in der engliſchen Stadt Brighton, eine Lieferung Nüſſe ſenden zu einem gewiſſen Preis. Die Lieferung kömmt zu Stande, aber Melliſh iſt Ouvrard, und die Augen der Streeter wollen ſich nicht überzeugen, daß die Nüſſe der Nuß gleichen, welcher ſie gleichen ſollten. Prozeß. Melliſh gewinnt, 1 Pfund Sterl. für die Waare, 1 Schilling für Porto. Ueberdieß will der Advokat Melliſh's von der Streeter 41 Pfund 1 Schilling (500 Gulden) für ſeine Mühe haben; das Gericht ſagt: ſeyn Sie ſo gut und nehmen Sie vorlieb mit 28 Pf. 7 Schill. Der Advokat der Streeter verlangt von ihr eben ſo viel. Die Obſthändlerin muß 58 Pf. 14 Schill. bezahlen, nicht zu erwähnen der erwähnten 1 Pf. 1 Schill., ſage ſechs bis ſiebenhundert Gulden.

Ein anderer franzöſiſcher Geiſtlicher hat ſich vor einigen Tagen geweigert, einen verrückten Todten begraben zu laſſen. Was war zu thun? Ein Verwandter nimmt ſich des Todten an, was nicht Jeder thut, und bittet um eine Beerdigung zweiter Klaſſe (enterrement de deuxième classe), welche Bitte ihn bei vierhundert Gulden koſtete — das war gewiß kein Erbe. Der Geiſtliche läßt ſich ein Certificat vom Arzte ausſtellen, der Selbſtmörder ſey verrückt geweſen und auf eine ſo pompöſe Beerdigung war der Todte ſicher nicht gefaßt. Die Geiſtlichkeit begleitete ihn bis zum Kirchhof, weil Molière prophezeit: Il est avec le ciel des accomodemens.

Zu Berlin hat ſich Einer in einen Brunnen geworfen und wurde in allen Ehren beſtattet. Er war reich. Daſelbſt hat ſich ein Tolle aufgehenkt, und wurde ohne de profundis auf einem Karren nach dem entlegenſten Winkel des Kirchhofs geſchafft. Er war arm. Als ob es Molière nicht prophezeit hätte?

In Algier iſt, beiläufig geſagt, der Oberſchatzmeiſter Brahan ein alter Seeräuber; der Oberfeldherr Buchſaga ein türkiſcher Deſerteur; dem Juſtizminiſter hat man den Spitznamen Soca gegeben, d. h. wahnwitzig — Was will das offizielle britiſche Blatt, der Courier, damit ſagen?

Nach einer auf Befehl des Unterhauſes gedruckten Urkunde haben in London ſeit dem Frieden 60,991 Mann fallirt. Denn hoch ſteigen heißt tief fallen.

Der Gerichtshof zu Rouen endlich glaubt einen Krebsſchaden geheilt zu haben. Die frühere Inſtanz wollte einen Buchdrucker *zwingen*, wider ſeinen Willen ein Journal zu drucken, der *Redakteur* freute ſich und hoffte auch auf den k. Gerichtshof, der ihn aber am 1 April in den April geſchickt hat. Der Redakteur iſt obendrein auf lange Zeit myſtifizirt, ſo lange bis dem incurablen Krebsſchade durch die Staatschirurgen der Chambre des Députés vorgebeugt wird. Das Geſetz ſagt: Jeder Franzoſe hat das Recht, ein Blatt herauszugeben. Das Geſetz ſagt ferner: Der Drucker iſt verantwortlich. Das Miniſterium ſagt obendrein dem einzigen Drucker eines kleinen Orts: Heute kannſt Du drucken, aber nicht morgen, Wir nehmen Dir Dein Brevet weg. Bei einer ſo beklemmenden Sache hat Der Recht, welcher zuletzt kommt, und da der Drucker an den k. Gerichtshof appellirte, ſo gewann er. Darum iſt Rouen kein Abdera, aber das franzöſiſche Geſetz iſt eine Berggrube, Gold und Schlacken unter einander. Die heterogenſten Geſetze nagen an dem Wohl der franzöſiſchen Bürger und zeigen die Nothwendigkeit der Kammern, welche berufen ſind, die verſchiedenartigen Beſtandtheile durch Verſchmelzen in Eintracht zu bringen, oder vielmehr das Gold von den Schlacken zu läutern.

Talleyrand über den gegenwärtigen Zuſtand von Frankreich.

Talleyrand ſoll ſich über die gegenwärtigen politiſchen Aſpecten von Frankreich folgendermaßen geäußert haben: „Des Morgens," ſagte er, „glaube ich an die Auflöſung der Kammer, des Nachmittags ändere ich meine Meinung, und des Abends habe ich gar keine Meinung."

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 131. 11 May 1830.

Ueber Champollions Reiſe in Egypten.

Schreiben des Prof. Hippolyt Roſellini an den Herausgeber der Antologia Giornale von Florenz.

Die von Champollion ſelbſt nach Frankrich geſchickten Berichte gehen bis Biban-el-Moluk, wo wir gegen Mitte des Märzes von Luqſor aus anlangten. Ich faſſe den Faden von hier auf, Ihnen unſre Entdeckungen bis zur Rückkehr nach Alexandria zu beſchreiben. Dieß ſoll die erſte Abtheilung gegenwärtigen Briefs bilden; die zweite wird Ihnen die Hauptergebniſſe der ganzen Unternehmung darlegen.

Nachdem wie gegen Mitte des Märzes die Barken, welche uns vom erſten Katarakt bis Theben gebracht, verlaſſen, ſchieden wir von Luqſor und begaben uns in die verödete Gegend von Biban-el Moluk, welche die thebaniſchen Könige, beſonders diejenigen von der 18 und 19 Dynaſtie, zur ewigen Wohnſtätte ihrer Leichname erwählt hatten. Die Umgebung von Biban-el-Moluk iſt ein enges, vielfach gewundenes Thal, das mit ſeinen durchflochtenen Armen wie ein Mäander aus- und zurückläuft; dürr und glühend wie der Himmel darüber; wüſte durch das Gebröckel des abgeſtorbenen Berges, welches ſich in den engen Pfaden anhäuſt; trübſelig durch ſchwarze Streifen von Kieſellagern, welche da und dort das durſtige Weißgrau der Kalkfelſen unterbrechen. Im innerſten Schoß des Thales, welches der höchſte, ganz abſchüſſige und ſteile Theil des Berges ſchließt, befinden ſich zu beiden Seiten und im Hintergrund zwanzig Königsgräber, ſehr tief und breit in den Fels gehauen, zu welchen man durch eine geräumige viereckige Thür gelangt.

Die Sonne war erſt ſeit wenigen Stunden aufgegangen, als ich mit Dr. Ricci und einem Theil der Karawane in dieſem Thal anlangte, um den andern Gefährten ein Obdach gegen die Hitze bereiten zu laſſen, welche, troß der noch nicht weit vorgerückten Jahrszeit, und der frühen Stunde, bereits auf 36 Grad geſtiegen war. Ein König aus der 19 Dynaſtie bot in ſeinem prächtigen Grabmal eine kühle Zufluchtsſtätte. Schon nach wenigen Stunden nahmen die Betten und das Gepäck beider Expeditionen *) einen Theil des vorderen Gangs dieſer ſeltſamen Behauſung ein, die zugleich ſo prächtig und bequem war, wie ich wohl nie wieder eine erhalten werde, beſonders unter dieſem glühenden Himmel. Zwei Zelten vor dem Thor boten unſern Janitſcharen, den arabiſchen Sclaven und den Wachen einen Aufenthalt. Ein anderes durch die Zeit ſehr zerſtörtes Grab nahm unſre Küche auf.

So eingeniſtet begannen wir unſre Arbeiten in den Königsgräbern. Kaum läßt ſich die Vielfachheit und Seltſamkeit der ſinnbildlichen Darſtellungen, welche in gemalten Bas-Reliefs die Wände der Gänge und Säle bedecken, mit Worten beſchreiben. Die Lebhaftigkeit der Farben, der Glanz der Glaſur, welche hell beim Licht der Fackeln ſtralen, deren man ſich in der dichten Finſterniß der Gemächer durchaus bedienen muß, erfüllen Jeden mit Staunen, welcher die Zahl der Jahrhunderte bedenkt, die dieſen Schimmer nicht zu zerſtören vermochten.

Unſre Zeichner waren insgeſammt beſchäftigt, die merkwürdigſten Gemälde in den Farben der Originale nachzubilden, während Champollion und ich die zahlloſen ſymboliſchen oder funerariſchen Inſchriften kopirten, welche den Bas-Reliefs beigefügt ſind. Inſchriften und Gemälde ſind aber — nicht ſowohl in Folge der Anordnung des Ganzen, als des Sinns und der Bedeutung der dargeſtellten Gegenſtände — ſo unter einander geworfen, daß wir genöthigt waren, die Wände ihrer ganzen Länge nach in verjüngtem Maßſtab aufzunehmen, und den Gebilden ihre Farben beizufügen, welche bei dieſer Art von Darſtellung nicht ſowohl zum Schmuck dienen, als vielmehr gewiſſe Merkmale hinſichtlich der Eigenſchaft und Natur der dargeſtellten Dinge ausdrücken.

War unſre Arbeit hier durch die weit leidlichere Temperatur weniger gefahrvoll, als ſie es in der Höhle von Ibſambul geweſen, ſo war ſie andrerſeits viermal ſo lang und koſtete weit mehr Mühe.

Das Ganze dieſer ſinnbildlichen Darſtellungen iſt, um mich ſo auszudrücken, ein aſtrologiſches Drama, oder genauer geſagt, ein Gemälde des Tag- und Nacht-Weges der Sonne, nach den Sagen der egyptiſchen Sonnenlehre. Der Vergleichungspunkt liegt in der Aehnlichkeit zwiſchen dem Lebenslauf eines Königs und der Tagesbahn der Sonne, und zwiſchen der Wanderung der Königsſeele in der Unterwelt und der Bahn der Sonne durch die jenſeitige Himmelskugel.

Unter denjenigen Hieroglyphenſchriften, welche keinen Bil-

*) Der franzöſiſchen und toskaniſchen.

Digitized by Google

dern beigefügt ſind, zeichnet ſich vor allen das „Bekenntniß" aus, eine der gewöhnlichen Leichenfeierlichkeiten. Daſſelbe iſt negativer Art: der Verſtorbene ruft Mann für Mann die 42 Richter des Amenti (der egyptiſchen Unterwelt) auf, und bekennt jedem derſelben, daß er dieſer und dieſer Schuld, deren beſtimmter Rächer der Aufgerufene zu ſeyn ſcheint, ſich nicht theilhaftig gemacht habe. Man wird neugierig ſeyn, zu erfahren, welcher Art die abgelehnten Verbrechen ſeyen, es iſt hier aber noch nicht der Ort, wo ich auf dieſe Frage befriedigend antworten kann. Einſtweilen genüge zu wiſſen, daß neben denjenigen Handlungen, welche von den Menſchen allenthalben als verbrecheriſch angeſehen worden ſind, man auch auf ſolche ſtößt, deren Sündhaftigkeit auf Lehren und ſittlichen oder religiöſen Vorſtellungen beruht, die den Egyptern eigenthümlich zukamen.

Die Decke der großen Säle, wo der Sarkophag mit der königlichen Mumie niedergeſetzt wurde, ſind mit Bildern von wahrhaft zauberiſcher Wirkung geſchmückt: gewaltige und ſeltſame aſtronomiſche Darſtellungen, größtentheils in Bezug auf den Thierkreis; in ſo lebendigem, reinem Gelb gemalt, daß ſie beim Fackellicht wie Gold auf einem Grund von Kobalt oder Ultramarin ſtralen! Auf dieſen großen Himmelsgemälden finden ſich die Namen und Geſtalten vieler Sternbilder, und häufig auch die aſtronomiſche Rechnung, welche über Monat, Tag und Stunde ihres Aufgangs, ihres Meridians und ihres Untergangs in verſchiedenen Jahreszeiten Aufſchluß giebt.

Ueber zwei Monate verſtrichen uns, dieſe reiche, koſtbare Ernte der Königsgräber zu ſammeln, obwohl wir täglich zwölf bis vierzehn Stunden darauf verwandten. Bereits hatte der Juni begonnen, als wir endlich das düſtere Thal der Todten verließen. Wieder begrüßten wir den Nil, die Palmen, die Sikomoren, die Mimoſen, und das wenige Grün, welches hier und dort das doppelte Ufer bekleidet, das einſt der Sitz von Theben war. Unſer Aufenthalt wurde indeſſen damit nicht viel heiterer, denn genöthigt, in der Nähe der alten Gebäude zu bleiben, mußten wir unſre Herberge in einer Art Hütte aufſchlagen, welche ein Agent des Hrn. Anaſtaſy, ſchwediſchen Generalconſuls, uns überlaſſen hatte. Dieſe Hütte oder Laube lag am Abhang des libyſchen Gebirgs mitten in der alten Nekropolis von Theben. Schädel, Arme, Beine und andre Knochen zerſtörter Mumien zogen rings umher einen ſchauderhaften Kranz, und das Gerölle des dürren Bergs vermiſchte ſich mit dem ſchwarzen Staub des von den Arabern zerbröckelten Asphalts, welche in den Bäuchen der ausgegrabenen Leichen gierig nach Gold geſucht hatten. Champollion war mit Zweien der Seinigen in den Königsgräbern zurückgeblieben, um dort noch ein Geſchäft zu beendigen: ſo führte denn ich die beiden Expeditionen nach dem königlichen Palaſt von Medinet-Abu, und wies den Zeichnern ihr Tagewerk an. Mittlerweile brannte Thebens Sommergluth heftiger und heftiger; aber der Nil, täglich mehr von ſeinem befruchtenden Waſſer angeſchwellt, wirkte ſo wunderſam auf die Atmoſphäre und auf uns, daß wir ohne ſonderliche Beſchwerde eine Hitze von fünfzig und mehr Graden zu ertragen vermochten. Das Chamunil, wie die Araber einen Hautausſchlag nennen, welcher mit dem Wachſen des Nils zum Vorſchein kommt, und um ſich greift, zeigte ſich, wie das vorige Jahr, und zwar ſtark genug, um uns beſchwerlich zu fallen, ſo daß wir das Bedürfniß, mit Sonnenuntergang ein langdauerndes Bad im Nil zu nehmen, jedesmal ſehr ſtark empfanden. Die Araber hörten nicht auf zu wiederholen, daß wir uns der Gefahr ausſetzten, in den Rachen eines Krokodils zu gleiten; aber da wir ihr lügenhaftes Weſen und ihre Neigung, Einen gern in Angſt zu ſetzen, kannten, ſo ließen wir uns jene Beſorgniß wenig angelegen ſeyn, und glaubten jede Gefahr dadurch aufzuheben, daß wir, eh wir in den Fluß tauchten, unſre Piſtolen über dem Waſſer losſchoſſen. Und wirklich, ſey es nun Folge dieſer Vorſichtsmaßregel geweſen, oder greifen die Krokodile, was auch die Araber hierüber ſagen mögen, die im Nil Schwimmenden überhaupt nicht an, nie ſtörte ein Unfall ſolcher Art unſre lieblichen Abkühlungen. Durch ſie war es uns möglich, in Nächten von 36 Grad Wärme einige Stunden lang zu ſchlafen.

Auf dem weſtlichen Theil des alten Thebens fanden wir zuerſt, durch unwiderſtreitbare Zeichen, das bekannte Grabmal des Oſimandias auf, das von Diodor von Sicilien ſo umſtändlich beſchrieben wird, und ſomit konnten wir uns der Einerleiheit jenes berühmten Königs mit Rhamſes dem Großen, welchen Champollion für den Seſoſtris gehalten hatte, vollkommen vergewiſſern, wie denn überhaupt die Unterſuchung der großen Denkmale uns Gelegenheit gab, die bisher angenommene Reihenfolge der Pharaonen, und beſonders diejenige der achtzehnten Dynaſtie, vielfach abzuändern und zu verbeſſern.

(Fortſetzung folgt.)

Die griechiſche Revolution und die europäiſche Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland.

(Fortſetzung.)

„Allein" rufen die franzöſiſchen Liberalen aus, „wozu überhaupt ein auswärtiger Fürſt oder Präſident? Warum entfernt man nicht lieber jeden fremden Einfluß und läßt die Griechen eine Republik bilden, mit einer Centralautorität wie in dem alten Rom oder einem Föderalſyſtem wie in der jetzigen Schweiz?" Nichts widerſinniger als ein ſolcher Vorſchlag für Griechenland, ſo wie es gegenwärtig iſt. Da in einem Freiſtaat die Leitung der Geſchäfte der Maſſe anheimfällt, ſo muß die Maſſe vorher unterrichtet ſeyn, ehe ſie ſich damit füglicher Weiſe befaſſen kann. Diejenigen, die den Griechen republikaniſche Formen empfehlen, vergeſſen die Unwiſſenheit, die ſittliche und geiſtige Entartung des Volks. Mit einem Föderativſyſtem gewänne Griechenland Nichts, als daß es muſelmänniſche Unterdrückung gegen eine heilloſe Anarchie oder eine barbariſche Oligarchie von Banditen und Geächteten umtauſchte. Jeder winzige Häuptling, der ſich früher, umgeben von ſeinem Stamm oder ſeiner Bande, in ſeiner Bergfeſte von Raub nährte, hätte bald wieder einen Anhang um ſich verſammelt, um ſeinen Nachbarn einen ewigen Krie-

Digitized by Google

zu erklären. Die Primaten oder Codſchia-Baſchis *) von Morea, die verdorbenſten der Menſchen, dürften nur die Gewalt in die Hände bekommen, ſo müßten Städte und Dörfer ihrem tyranniſchen Egoismus fröhnen. Eine Oberregierung, welche im Stand wäre, den Feindſeligkeiten der Parteien zu begegnen und den Frieden im Land aufrecht zu erhalten, ließe ſich nicht denken. Die Mainoten unter einem Häuptling, deſſen Autorität von hundert Unteranführern anerkannt wird, würden aus ihren unfruchtbaren Lagerſtätten an den Seiten oder in den Schluchten des Taygetus herabſteigen, um ſich Beute zu holen aus den reichen Ebenen an den Ufern des Eurotas und Pamiſus, wo ihnen nicht länger die Waffen türkiſcher Garniſonen entgegenblitzten, und die Landſchaften im Norden von Morea würden ſich ähnlicher Beſuche von den Rumelioten des Pindus oder den Bergbewohnern Theſſaliens zu erfreuen haben. Griechenland fehlt es an allen Elementen einer Föderativverfaſſung, namentlich an Männern, die mit der Kenntniß der Verwaltung die Mittel, ſich Gehorſam zu verſchaffen, verbänden. Einige Griechen aus Konſtantinopel, die unter den Fürſten der transdanubiſchen Provinzen angeſtellt waren, oder ſich auf ausländiſchen Schulen und auf Reiſen in Weſteuropa bildeten, bieten ſich durch ihre Talente zu Staatsbedienſtungen dar; aber ſie werden von den Localhäuptlingen mit Eiferſucht betrachtet und dürften darauf rechnen, daß an dem Einfluß derſelben alle ihre Verbeſſerungsplane ſcheitern müßten. Keiner von ihnen hat ſich durch eminente Thaten im Kampf, oder Verdienſte im Rath, in der Revolution emporgeſchwungen, in Keinem von ihnen hat ſich die Revolution gleichſam perſonificirt. Aller moraliſchen oder phyſiſchen Kraft ermangelnd, würden ſie nicht ſechs Monate das Regiment in Händen haben. Der Verſuch wurde bereits öfters gemacht, ſchlug aber jedes Mal fehl. Was half es, daß man Generalcongreſſe hielt, und Regierungsformen entwarf, die nicht eingeführt werden konnten? Das eine Mal liegt die geſetzgebende im Zwiſt mit der vollziehenden Gewalt, ein ander Mal iſt die Geſetzgebung unter ſich getheilt und zerfällt in zwei erboste Factionen, ein drittes Mal richten die verſchiedenen Abtheilungen der Truppen, ſogar in der nehmlichen Garniſon, die Waffen gegen einander. „Keinen Gelderwerb," ſagt Fontanier, „verſchmähten die Oberſten der Klephten und Palikaren. Auf offenem Markt treiben ſie mit ihrer Kriegsmunition einen ſchnöden Handel: die Waffen, die für die Vertheidigung ihres Vaterlandes geführt, das Brod, mit dem die Krieger geſpeiſt, der Zeug, mit dem ſie bekleidet werden ſollten, Alles war feil; ich ſah Seeleute, die tapfer gegen den Feind fochten und die im Meerbuſen von Lepanto ſich einer Korvette bemächtigten und ſie an Ibrahim zu verkaufen drohten, wenn man ihnen den Sold nicht auszahlte." Konnte kein Band des Vertrauens, kein Gefühl des Patriotismus, kein Sinn für Ordnung, keine Rückſicht auf die öffentliche Sicherheit, keine Furcht vor der gemeinſamen Gefahr die Leidenſchaften dieſer Menſchen zügeln, als noch ihre Rettung von ihrer Vereinigung abhing, wie will man erwarten, daß ſie ſich unter irgend ein vernünftiges Föderativſyſtem fügen, nachdem das allmächtige Prinzip der Eintracht, der Widerſtand gegen den gemeinſchaftlichen Feind, nicht mehr vorhanden iſt? Vertrugen ſich ja doch die Griechen in den gefeiertſten Epochen ihrer Geſchichte nie lange mit einander. Hatten ſie vor Alters keinen Föderativverband nach dem Muſter der Schweiz, ſo hatten ſie ihr Amphyktionengericht; aber trotz demſelben erhoben ſich Staaten gegen Staaten, Städte gegen Städte zu unverſöhnlichem Streit; wir finden alle Namen und Charaktere von tiefgewurzelter Feindſeligkeit, peloponneſiſche Kriege, heilige Kriege, Bürgerkriege.

„Allein," ruft wieder ein franzöſiſcher Publiciſt aus, mit einer pedantiſchen Sentimentalität, welche widerlicher iſt, als die unwiſſende Gleichgültigkeit unſrer engliſchen Landsleute, „was ſoll ein Schaugepräng von Feudalinſtitutionen in Griechenland? Weiß man nicht, daß es ein Sparta an den Ufern des Eurotas giebt?" Die Alternative iſt weder nothwendig, noch hat Sparta Etwas mit der Frage zu thun. Sparta iſt da längſt vergeſſen, wo der Franzoſe es zu finden wünſcht. Zu den Bauern und Hirten, welche im Schilf des berühmten Stromes ſich lagern, oder ſeine Ufer anbauen, drang keine Sage von ſeinem Ruhm, die ihnen ihre Entartung vorwirft. Selbſt ſeine Name iſt den Eingebornen nicht bekannt und vor zwanzig Jahren konnte Hr. von Chateaubriand, der Landsmann unſeres Publiciſten, weder ein ſpartaniſches Gebäude, noch einen ſpartaniſchen Bürger mehr entdecken. Als er auf der Stelle, wo Lacedämon ſtand, in einem Anflug poetiſcher Begeiſterung den Namen Leonidas, des größten ſeiner Könige, ausſprach, war ſelbſt das Echo ſtumm. Aber bei ſeinem affektirten Schauder vor Feudaleinrichtungen in dem Lande Solon's und Lykurg's hätte ſich unſer Publiciſt erinnern ſollen, daß jene verherrlichten Staaten unter den eiſernen Stab der Barone des Abendlandes gefallen waren, lang zuvor ehe der Halbmond ſie unterwarf; daß mehr als zwei barbariſche Jahrhunderte lang italieniſche und franzöſiſche Kreuzfahrer ihre Herrſchaft auf ihnen aufgeſchlagen hatten oder ſich um ihre Beſitzthümer ſtritten; daß Feudalherren ihre Vaſallen mit homeriſchen Königreichen belehnten; daß in Athen ein Feudalherzog hauſte, ehe dieſe Stadt das Leibgeding des ſchwarzen Eunuchen des Serails wurde, und ein Feudalfürſt in Achaja, ehe ein Paſcha ſeine drei Roßſchweiſe in Morea aufpflanzte.

Ob wir aber gleich glauben, daß eine Föderativrepublik oder eine republikaniſche Verfaſſung überhaupt für den gegenwärtigen Zuſtand der griechiſchen Bevölkerung nicht tauge; daß Zerſpaltung der Provinzen und hundert Uſurpationen von Häuptlingen ſtatt der Einen abgeſchafften Tyrannei, und Schwäche nach Außen die

*) In dieſem Urtheil ſtimmen alle Reiſenden überein. Sir William Gell, der freilich ſonſt keine ſonderliche Autorität iſt, verſichert, daß alle Primaten, mit denen er zu thun hatte, Schurken waren, und daß ſie dieſes Prädikat einander ſelbſt beilegten. Auf ähnliche Weiſe äußert ſich Suzo: indem er einen gewiſſen Primaten Namens Konakaeis erwähnt, bemerkt er, derſelbe ſey die einzige reſpektable Perſon von dieſer Claſſe in Morea geweſen. Die übrigen ſchildert er als ſchändliche, falſche, meuteriſche, gemeine Intrikanten. Die Kapitani waren in der Regel ſo ſchlecht als die Primaten. Die Meiſten von ihnen hatten ſich abwechſelnd in türkiſchen Dienſten oder im Aufſtand gegen die Türken befunden und es kam ihnen daher auch ſpäter nicht darauf an, der Sache ihres Vaterlands bald zu dienen, bald ſie zu verrathen.

Digitized by Google

unfehlbare Folge davon ſeyn würden, oder um mit den Worten eines Volks zu reden, welches die Laſt patriziſcher Deſpotie fühlte, daß es auf multiplicatam servitutem, centum pro uno dominos factos hinausliefe, wobei die durch fremde Dazwiſchenkunft erlangte Unabhängigkeit, die Frucht ſo vieler Opfer, in beſtändiger Gefahr ſchwebte, wieder verloren zu gehen; ob wir gleich dieſe Folge ſo ſehr als das Reſultat jedes Verſuchs, das Volk ſeinen verdorbenen Häuptlingen in die Hände zu ſpielen betrachten, daß wir nicht umhin können, von der Autorität der pariſer Liberalen an diejenige Homers zu appelliren, welcher durch den Mund eines ſeiner Helden ſeinen Landsleuten ein Wort ſagen läßt, das auf die jetzigen Tage eben ſo gut paßt, als auf die Zeit des trojaniſchen Kriegs:

'Ουκ 'αγαθον πολυκοιρανιη, ἑις κοιρανος ἐςω
Εἱς βασιλευς —

ſo ſind wir damit keineswegs gemeint, uns gegen freiſinnige Inſtitutionen zu erklären oder gegen das Recht des griechiſchen Staats, über ſeine executive Gewalt durch eine Nationalverſammlung eine Controlle auszuüben. Um ſo erfreulicher war es, von dem engliſchen Miniſterium im Parlament zu vernehmen, daß der Prinz in dieſem Punkt mit völliger Freiheit verfahren kann; und wir verſehen uns zu ihm, daß eine ſeiner erſten Maßregeln die Ertheilung einer den Bedürfniſſen und Wünſchen ſeines Volks angemeſſenen Verfaſſung ſeyn werde.

(Fortſetzung folgt.)

Budjet der engliſchen Diplomatik.

(Aus dem Monthly Magazine.)

Es giebt ſieben Claſſen von Geſandtſchaften. Die eeſte Claſſe bilden die Stellen in Paris, St. Petersburg, Wien, Madrid und Brüſſel. Bei dieſen fünf iſt die Beſoldung gleich — ſie beträgt jährlich 11,000 Pf. St. Dazu kommen aber noch 4000 Pf. für die eeſte Einrichtung des Geſandten und 1000 Pf. jährlich für Hausmiethe. Der Geſandtſchaftsſekretär mit 1100 Pf. Gehalt und 400 Pf. Hausmiethe ꝛc., ferner was Reiſen, Staſetten, Briefporto, Doſen, Douceurs und das ganze niedere Peeſonal koſtet, iſt hiebei noch nicht inbegriffen. Ein Einkommen von 12,000 Pf. jährlich will ſchon in England, wo alle Artikel in ungeheurem Preiſe ſtehen, Viel heißen; es eeſcheint aber außer allem Veehältniſſe zu der Lebensſcala des Kontinents. Man nehme die üppigſte Stadt des Kontinents — Paris: mit 300 Pf. wird ſich hier zwae eine Familie kaum beſſer befinden, als in London — aber mit 3000 Pf. lebt ſie ſo gut, als ob ſie in London 6000 zu verzehren hätte; dieß kommt daher, daß, wenn die Lebensbedüeſniſſe in Paris auch nicht viel wohlfeiler ſind, die Luxusgegenſtände es ſind. Das Veehältniß ſteigt nun in derſelben Peogreſſion, ſo daß 12,000 Pf. in Paris 30,000 Pf. in London, d. h. dem Einkommen des Vicekönigs von Irelànd entſprechen, wäheend der Geſandte nicht, wie der Lord-Lieutenant — die Würde einer Hofhaltung zu teagen hat und es wohl auch mit der Würde der Repräſentation nicht zu genau nimmt. Dieß verſteht Niemand beſſer, als Lord Stuart, deſſen Haus auf einen ſo lächerlich armſeligen Fuß eingerichtet iſt, daß die Engländer in Paris ſich ſelbſt über ſeine notoriſche Ungaſtlichkeit luſtig machen. Freilich da die Regierung vor einiger Zeit ein Hotel in der Straße St. Honoeé ankaufte, ſo fällt die Hausmiethe weg; allein das Haus braucht Möbel, Repaeaturen ꝛc. und leicht kommen dann die Rechnungen auf 15,000 Pf. Auf jeden Fall koſtet alſo der Geſandte mit ſeinem Sekretär im erſten Jahr 16,500 Pf. und in jedem folgenden 12,500 Pf. Aber, ſagt man, die Veeteetung des Landes bei fremden Höfen iſt ſo wichtig, daß man ſich's ſchon Etwas koſten laſſen darf? Dieß iſt ſehr wahr — dann ſollte man aber auch die tüchtigſten Männer wählen. Ob dieß geſchieht, wenn es in neun Fällen von zehn — Pairs oder die nächſten Verwandten von Pairs ſind, iſt eine andere Frage; ja in neunundneunzig Fällen von hundert ließe ſich behaupten, daß die Kandidaten füe dieſen Poſten nicht unpaſſender gewählt ſeyn könnten. Und wenn die Herren ihre Anzahl Dienſtjahre haben, ſo fordern ſie eine Penſion. Freilich eine Kleinigkeit! Im Jahre 1816, wo das diplomatiſche Budjet zum letzten Mal beſonders zur Sprache kam, waren es bloß jährliche 50,000 Pf!

(Schluß folgt.)

Walter Colyton.

Unter den zahlreichen Nachahmern Walter Scott's iſt nicht bloß in England, ſondern auch in Deutſchland der Verfaſſer von Brambletonhouſe als der glücklichſte anerkannt worden; bei dem Erſcheinen eines neuen Werkes von Smith in derſelben Manier — Walter Colyton, eine Geſchichte aus dem Jahee 1688 (Walter Colyton, a tale of 1688, Lond. 3 vols. 8.) — wiſſen wir daher zum Beſten unſeeer Leſer wenig Mehr zu bemerken; es müßte denn *ſeyn, daß* die engliſchen Kritikee Walter Colyton den Vorzug *vor manchen* andeeen Werken deſſelben Veefaſſers geben, daß die ganze Eezählung ſehr intereſſant und die Löſung des Knoten äußerſt unerwartet ſeyn ſoll. Die Scene iſt, wie ſchon aus der Jahreszahl auf dem Titel hervorgeht, großen Theils am Hofe Jacobs II. Unſeren gewöhnlichen Fabriküberſetzeen wollen wie wohlmeinend rathen, dießmal ihre Hand aus dem Spiele zu laſſen; denn mehrere Peeſonen bedienen ſich im Dialog des ſomeeſetſhire Dialekts, von welchem, ſo Viel wir wiſſen, noch kein Dictionär erſchienen iſt.

Urſprung der Schrift in Europa.

Eine chineſiſche Sage.

Ein Chineſe, der gewohnt war, wenn er ſpaziren ging, ein Buch zu ſeiner Unterhaltung mitzunehmen, begab ſich eines Tages eine bedeutende Strecke in den Wald hinein, bis er endlich inne hielt, um zu leſen und zu ruhen. Da er ermüdet war, ſo verbarg er das Buch unter einem Stein, während er ſich ſelbſt niederlegte und ſchlief. Nach einiger Zeit erwachte er, ſtand auf und ging nach Hauſe, veegaß aber ſein Buch. So blieb es mehrere Jahee lang liegen, und durch die Feuchte ging es allmälig zu Grunde und verfaulte ganz, bis auf vier und zwanzig Chaeaktere, die durch den Stein vor der Näſſe geſchützt worden waren. Dieſe fand dann ein Affe, und, da er nicht im Stande war, ſie zu leſen, ſo gab er ſie den Europäern, die ihee Schrift daraus bildeten.

München, in dee Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 132. 12 May 1830.

Proben aus indiſchen Dichtern.

1. Die Entſtehung Wira-Bhadras, nach Tſchand. *)

Vorbemerkung.

Der Gott Mahadewa hatte Sati, die Tochter des indiſchen Fürſten Dekſcha Pradſchapati geheirathet, letztern aber in der Folge erzürnt, ſo daß, als dieſer einmal ein großes Opfermahl hielt, welchem alle Götter und Rieſen beiwohnten, er nur den Mahadewa nicht einlud. Sati ſah die Verſammelten vom Kailas (Himmel) herab, und bat um Erlaubniß, ſich auch zu ihnen begeben zu dürfen. Siwa (Mahadewa) hielt ihr zwar die Unzartheit vor, ungeladen in ihres Vaters Haus zu gehen, fügte ſich aber dem drängenden Wunſch und gab ihr ſeinen eigenen Träger Nanda (den Stier), auf welchem ſie in der Verſammlung ankam. Aber ihre Familie würdigte die Gattin Siwa's keiner Aufmerkſamkeit, und als für alle Götter, die abweſenden ſo gut, als die gegenwärtigen, ihre Antheile am heiligen Mahl umhergeſtellt wurden, geſchah Dieß bloß für Satis Gemahl nicht. Ueber dieſen Mangel an Ehrerbietung gegen Siwa gerieth die treue Sati in ſolche Entrüſtung, daß Feuer von ihrem Leib ausging und ſie in der ſelbſt-erzeugten Flamme verbrannte **). Der wüthende Nanda richtete das Ofermahl zu Grund, und berichtete, nach dem Kailas zurückgekehrt, dem Mahadewa den Tod ſeiner Gattin. Im Schmerz ſchnitt Mahadewa ſeine Locken ab und warf ſie auf die Erde, wo der Rieſe Wira-Bhadra aus denſelben entſtand, der Sati's Tod durch Dekſchas Enthauptung rächte. Die Götter und Dämonen aber, welche zu dem Schmauſe eingeladen geweſen, baten Mahadewa den Dekſcha ins Leben zurückzurufen. Da ſchnitt der Göttervater einer Ziege den Kopf ab, und ſetzte denſelben auf Dekſchas Rumpf, der alsbald aufſprang, und wie eine Ziege mäckerte, worüber Mahadewa ſich freute und in lautes Lachen ausbrach, indem er zugleich gebot, daß zum Andenken an dieſen Umſtand, Dekſchas Verehrer gleich Ziegen mäckern ſollten.

Tſchand, der letzte große Dichter Indiens, erwähnt der Entſtehung des Rieſen Wira-Bhadra aus Siwas Locken nur gelegenheitlich, aber auf ſehr poetiſche Weiſe, während ſeine Erzählung zugleich in geſchichtlicher Hinſicht nicht ohne Werth iſt. Sie bezieht ſich nämlich auf den letzten großen Kampf, welchen der Hindu-Kaiſer von Dehli gegen die Waffen des Islams führte. Der tſchohaniſche Kaiſer, Pritſi-Radſcha, verſammelt, um den Einfall Schebodins zurückzudrängen, ſeine ganze Streitmacht auf dem Tſchogan (Marsfeld), einer Ebene unter den Wällen der Hauptſtadt, wo er denn Muſterung über ſeine Vaſallen hält. Dieſe Feierlichkeit geht in einen allgemeinen Jubel über, da der Kaiſer auf Bitten ſeines Stiefbruders Samarſi von Tſchitur, den Tſchaond-Raé, einen berühmten Häuptling, aus dem Gefängniß losgegeben hat.

Tſchaond-Raé Dahima — den indiſche wie mohammedaniſche Schriftſteller wegen ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit in der bald nachher erfolgten großen Schlacht an den Ufern des Kaggar, wo die Unabhängigkeit der Radſchputs verloren ging, hervorheben — Tſchaond-Raé Dahima war Herr von Biana, welches Haus drei von den 108 Großvaſallen oder Semeuts des Pritſi-Radſcha hergegeben. Außer den Ehren, welche ihm für ſeinen bei Unterwerfung von Tutta und Bramanwaſi im Industhal bewieſenen hohen Muth zu Theil wurden, ſtieg ſeine Bedeutung noch dadurch, daß der Thronerbe von Dehli, Prinz Rainaſi, ſeiner Schweſter Kind war. All ſeine Dienſte aber ſchienen vergeſſen, als er Har-Sengar, den Lieblingselephanten ſeines Kaiſers, getödtet. Obwohl er Solches nur zu ſeiner eignen Vertheidigung gethan, ging man doch ſo weit, ihn ſogar in Ketten zu legen; ein Verfahren, welches, in Verbindung mit andern Unklugheiten, welche den Raub der Prinzeſſin von Kenudſch begleiteten, beinah die Abſetzung des Pritſi-Radſcha zur Folge gehabt hätte. Der Vorſchlag hiezu ward in einer Verſammlung der angeſehnſten Bewohner von Dehli förmlich beſprochen, aus welcher der Dichter ſelbſt die Reden der einzelnen Wortführer angiebt. Die Befreiung Tſchaond-Raés verhütete jedoch die Abſetzung des Radſcha, an deſſen Stelle Rainaſi hatte erhoben werden ſollen.

*) Auszug aus Obeiſtlieutenant Tods Vorleſung über die Bildwerke im Tempel von Ellora in den transactions of the royal Asiatic Society.

**) Dieß wird als Urſprung der Opferung der indiſchen Witwen, und deren Benennung Sati, was die Volksſprache in Suttie umwandelte, angeführt.

Digitized by Google

Der Dichter beſchreibt die Reiterkunſt der Tſchohanen, welche bei vorgenannter Muſterung ſich an den Tag gab, während die muſikaliſchen Inſtrumente, die kriegeriſchen Nakaras und Trompeten die Luft in Beben ſetzten; mitten aber in dieſem Klang und Soldatengruß wurde das kaiſerliche Banner, das auf einem Felsblock über einer Höhle aufgepflanzt war, durch eine zitternde Bewegung des Felſen erſchüttert, daß es ſchwankte, das Gleichgewicht verlor, und endlich in die Höhle hinabſtürzte. Alles ſammelte ſich um die Höhle und äußerte ſeine Meinung über die Urſache dieſes Ereigniſſes. Während der Eine dieſelbe einem Erdbeben zuſchrieb, ein Anderer einer Windung der Sheſnaga *), bemerkte ein Dritter, daß eine lange Geſtalt in einer Art Betäubung in der Grotte lag. Nicht wagend, ihr mehr zu nahen, umſchlangen ſie dieſelbe von Weitem mit Seilen und zogen ſie alſo ans Licht hervor. Nachdem es ihnen endlich gelungen ſie aufzuwecken, baten ſie den zukunftskundigen Dichter Tſchand, (Tſchand Tricala) dieſelbe zu befragen, wo ſich denn folgendes Zwiegeſpräch ergiebt:

Tſchand. „Wer biſt Du? woher? und welcher Abſtammung? warum hältſt Du Dich in dieſer Höhle auf?"

Der Rieſe. „Als bei Dekſcha Pradſchapatis Opfermahl Sati in ſelbſtangefachter Flamme verzehrt war und Nanda das Opfer zerſtört hatte, faßte Schrecken die drei Welten: Kailas bebte, Kampila (die Erde) ſchwankte; Götter, Dämonen und Menſchen wurden von Entſetzen ergriffen über das Werk der Zerſtörung des wüthenden Nandas. Von Satis Verluſt benachrichtigt, ſchnitt Mahadewa ſeine Locken (Dſchot'ha) ab und warf ſie auf die Erde. Aus dieſen Locken entſtand ich. Mein Name iſt Wira-Bhadra, mein Vater iſt Tripurari **). In der Satya-Yuga hieß ich Sankara, in der Tretu-yuga Bal; in der Dwapara-yuga Sehl; ich ſchützte Menſchheit und Religion. Zufrieden damit legte ich mich in Yoſchinipura nieder; und jetzt, in der Kal-yuga iſt mein Name Kal (Zeit). Meine Ruhe ward geſtört durch den Aufruhr der Menſchen: was iſt der Grund des Lärms?"

Tſchand. „Erhabener Gebieter, ſolch Getümmel ward nicht gehört ſeit Indra gegen Brettaſura focht, oder Rama die Wohnſtätte Rawanas zerſtörte; ſolch Gewühl ward nicht vernommen ſeit der Schlacht der Pandus oder ſeit Dſcheraſandha den Yadawas im Kampf begegnete. Das Rauſchen kommt von den Erments von Dehli, welche ſich zum Widerſtand gegen den König des Nordens vereint haben und über die Befreiung des Dahinas Tſchaond-Rae frohlocken."

Der Rieſe der Zeit, ergrimmt, vom tauſendjährigen Schlaf um einer ſo unbedeutenden Urſache willen, wie der bevorſtehende Kampf zwiſchen Tſchohanen und Ghorianen um die Herrſchaft Hinduſtans, erweckt worden zu ſeyn, behandelt den Barden Bawanis mit wenig Ehrerbietung. „Das ſind nur Sterbliche," ruft er; „Götter habe ich kämpfen geſchaut. Ich ſah die Schlacht zwiſchen Surindra und Tarika; im Krieg von Lenka war ich zugegen, und in dem von Maſchad-deſa zur Zeit Mandhetas; ich war Zeuge des Streites zwiſchen Doryodhana und Erdſchun. O Dichter mit der zweifachen Zunge, Das waren Schlachten!"

Tſchand. „Du biſt ein Gott; den Kämpfen der Götter und Rieſen haſt Du beigewohnt; aber auch die Schlachten der hochgeſinnten Krieger der Tſchohanen ſind des Anſchauens werth. Wenn ihre Waffen zum Gefecht ſtürmen, bleibt keinem Feinde das Leben; ihre Häupter rufen noch im Fallen Hawak *), der aufrechte Rumpf durchſchneidet die Luft, und aus dem Blut entſtehen friſche Kämpfer und erneuen den Strauß. Begleite, o Wira, unſre Helden und tanze wie ſie einen Augenblick durch des rothe Feld der Schlacht. Der Krieg der Götter und Dämonen, ſelbſt derjenige von Mahabharata war nicht glorreicher, denn der unſeige, und unter jenen Allen war Niemand der Somiſas Sohn ſich gleichen konnte."

Wira-Bhadra lächelte über die Worte des Dichters. „Die Schlachten, welche ich mit den mächtigen Schwertern jener Tage fechten ſah, weckten den Vater der Schöpfung aus ſeinen Betrachtungen, ja der Kranz fiel ihm aus den Händen. So waren jene Kämpfe, daß auch die Starkherzigſten kaum zuzuſchauen wagten. O Sterblicher, miß Deine Worte nach Deinem Stande zu, und ſprich nicht, als ob Du ſo hoch ſtündeſt, wie ich. Ich ſah Sri Kriſchna im Gefecht mit Doryodhana, und ſelbſt an des Gottes Unſterblichkeit zweifelte ich; Deine Worte aber ſind unglaublich. Meine Augen ſchauten den Krieg zwiſchen Kali und den Dämonen; die Thaten der Sterblichen betrachte ich wie einen Traum."

Wira-Bhadra wurde heiß; ſeine Augen glänzten von Zorn: „Armſeliger Dichter, ſtimme Deine Worte herab. Mich zu wecken, um Euern Kampf zu ſehen. Dieß hätten nur Doryodhanas Helden thun dürfen!" Während er ſo ſprach, drangen Flammen aus ſeinem Mund und die drei Welten erbebten. „Keine Schlacht kam der Schlacht von Doryodhana gleich, und was Sterbliche vollbringen verdient überhaupt kaum den Namen einer Schlacht. Meſſe alſo nicht den Höheren nach, ſondern höre aus meinem Mund Doryodhanas Kampf."

Der Rieſe der Zeit erzählt nun dem „zukunft kundigen Seher" den großen Kampf zwiſchen den Yadawas, wovon die Ueberſetzung bereits in andern europäiſchen Blättern geliefert worden iſt **). Nachdem er geendigt, hört er übrigens auch ſeinerſeits den Tſchand an, welcher ihm über alle Führer berichtet, die jetzt eben verſammelt waren, die Freiheit der Radſchputs zu verfechten, und zugleich eine Probe giebt, daß er der Sehergabe, welche ihm den Namen Tri-kala (Kundiger der Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit) zu Wege gebracht, wirklich theilhaftig ſey, indem er dem Rieſen den Erfolg der Schlacht vorausſagt, auf welche Prophezeihung der Kaiſer Pritſi-Radſcha nicht hatte hören wollen. Folgt nun ein großer Kriegsrath, worin jeder Häuptling ſeine Anſicht in einer Rede darlegt. Tſchand ſchließt mit einer Anrufung an die Zeit.

*) Die Schlange, welche die Erde auf dem Kopf trägt.

**) Der allgemeine Vater der Völker der Welt.

*) Der Schlachtruf der Radſchputs.

**) Journ. Asiatique Nr. 50. Mai 1827.

Gemälde aus Mexico.

9. Mexicaniſche Räuber.*)

Der ſpaniſchen Dame und ihrer Kammerfrau, welche mit mir in die Gewalt der Räuber gefallen waren, lag nicht weniger als mir daran, bald nach Acajeta zu kommen. Sie ſtiegen in die Kutſche, noch ehe ich hineingebracht worden, und nahmen auf dem Rückſitz Platz. Die Indianer legten mich in die Mitte, aber unglücklicher Weiſe ohne irgend einen Stützpunkt, ſo daß bei der erſten Bewegung des Gefährts meine Schmerzen mit erneuter Heftigkeit begannen. Ich ſuchte mich in einen Winkel zu ſchieben, konnte damit aber nicht zu Stand kommen, worauf ich meine Reiſegefährtinnen bat, ein Wagenpolſter unter einen meiner Füße zu legen. Sie thaten, was ich verlangte; mir aber wars, troß aller Mühe, Anfangs nicht möglich, mich in dieſer Stellung zu halten, welche gleichwohl die einzige war, die mir keine Schmerzen machte. Endlich gelang mirs doch, und ſo ſaß ich denn ziemlich feſt. Unglücklicher Weiſe war der Weg holperig und uneben, ſo daß die fortwährenden Stöße mir große Qual verurſachten und mein Kopf oft mit Heftigkeit an die Wände des Wagens anſchlug.

Ich verſuchte das aus meiner Bruſtwunde rinnende Blut etwas aufzuhalten, indem ich mit der nicht verwundeten Linken die Rechte faßte und dieſe gewaltſam gegen jenen Ort drückte. Allein dieſe Anſtrengung war meiner linken Schulter zu ſtark, die, wie ich jetzt fühlte, ſehr beſchädigt ſeyn mußte. Sofort wandte ich, was mir von Kräften blieb, nur noch an, den rechten Ellbogen, ſo gut es gehen wollte, gegen den Leib anzudrücken und hiedurch meine Kleider auf der Wunde feſtzuhalten. Bald jedoch brachten die Stöße des Wagens mich wieder aus dieſer Lage, und von Neuem fühlte ich das Blut aus meiner Wunde rieſeln, durch welchen Verluſt meine Schwäche unaufhörlich zunahm.

Aus dem Geſpräch der Soldaten vernahm ich, daß unſre Kutſche von den Räubern ziemlich weit von der Landſtraße ab, nach der Linken zu, geführt worden war. So lang wir die Landſtraße nicht wieder gewonnen hatten, mußten wir fortwährend über einen ſteinigen, zuweilen ſelbſt durch Geſträuch verſperrten Weg. Nachdem wir bereits eine große Strecke zurückgelegt, hielt der Wagen plötzlich an. Wir befanden uns an einer Stelle, wo es ſehr ſchwer ſchien, weiter zu kommen. Mehrere Stricke waren ſchon vorher geriſſen, und die Räuber hatten auch das Kutſchengeſchirr mitgenommen, ſo daß man allerdings einen Augenblick ſtill halten mußte, um dieſen Uebelſtänden abzuhelfen.

Ich benutzte den Stillſtand, meine Nachbarinnen zu bitten, nach ein Paar Flaſchen Wein zu ſuchen, welche, wie ich mich noch wohl erinnerte, am Morgen unſrer Abreiſe von Puebla von mir in den Wagen gepackt worden waren. Sie ſuchten, fanden die Flaſchen aber in Stücken. Obwohl ich nicht mehr ſo heftigen Durſt fühlte, wie vorher, war es doch eine bittre Nachricht, vernehmen zu müſſen, daß kein Tropfen Wein mehr da ſey. Schon auf der Herfahrt hatte mein Durſt wieder etwas zugenommen, und ich begann allgemach zu befürchten, das Dorf, wo ich Anfangs einige Linderung zu erhalten gehofft, nicht mehr lebend zu erreichen. Von Zeit zu Zeit wurde mir außerordentlich ſchwach, für Jetzt aber hatte ich kein andres Mittel zu Gebot, als die Geduld. So ergab ich mich denn, ſo Viel es mir auch koſtete, in mein Schickſal, wie dieſes ſich auch geſtalten mochte. Ein Wenig Hoffnung ging mir wieder auf, als der Wagen ſich von Neuem in Bewegung ſetzte, und man mir ſagte, daß wir nicht mehr weit von Acajeta ſeyen. Einmal dort angelangt, glaubte ich Nichts mehr befürchten und meine Wiederherſtellung für gewiß halten zu dürfen. Aber unendlich lang dünkte mir der Weg, und zum Jahrhundert wurde jede Minute. Endlich waren wir über den ſchwer zu befahrenden Grund hinaus, und auf der Landſtraße gings nun in vollem Galopp dem erſehnten Dorfe zu.

Bereits war es ziemlich dunkel geworden, als wir bei einigen ſchönen Aloepflanzungen anlangten. Ihr Anblick machte mir eine unausſprechliche Freude, weil ich ihn zum Beweis nahm, daß wir nicht mehr ferne von Acajeta ſeyen. Endlich gewahrte ich einige einzeln ſtehende Häuſer und glaubte mich angekommen; aber ich hatte mich getäuſcht; noch einige Minuten fuhr die Kutſche fort; erſt dann waren wir im Dorf. Ich bat meine Gefährtinnen, die Poſtillone vor einem Haus halten zu laſſen, vor welchem ich Fackelſchein und großes Volksgewühl ſah. Was ich verlangte, geſchah; die Kutſche hielt, und um all meinen Wünſchen zu genügen, brachte man mir ſogleich einen Krug voll Waſſer.

In dieſem Augenblick trat ein ſeinem Aeußern nach begüterter und der angeſehenern Klaſſe angehörender Mann herbei, und rieth mir aufs Angelegentlichſte nicht zu trinken, „denn“, ſagte er, „mein Leben ſtände darauf.“ Gleichwohl vermochte ich der Verſuchung nicht ganz zu widerſtehen: ich ſchlang einige Tropfen hinab und gab den Krug zurück. Die Damen ſagten mir, die Menge ſey durch die Leichname meiner unglücklichen Freunde herbeigezogen worden, welche unſre Bedeckung mitgebracht hatte, ihnen hier die letzten Ehren zu erweiſen, und welche die Bewohner noch gar wohl kannten. Ich war von meiner perſönlichen Gefahr ſo eingenommen, von Schmerzen ſo ermattet, daß ich nicht ein Wörtchen des Mitleids für meine armen Gefährten aufzufinden vermochte. Die Kutſche bewegte ſich ſofort noch einige Schritte weiter, und wir hielten an der Poſade (Gaſthof), wo jene andern mitleidigen Frauen, die an der Stelle des Blutbades ſelbſt ſich ſo voll Erbarmen für meine körperlichen Leiden und das Heil meiner Seele bewieſen hatten, bereits angekommen waren. Sie eilten dem Wagen entgegen, und ließen, ohne ſich indeſſen noch ſelbſt vor mir zu zeigen, ſobald ſie vom Poſtillon gehört, daß ich noch lebe, eine Matratze an den Kutſchenſchlag bringen. Drei Indianer hoben mich vorſichtig auf, legten mich auf die Matratze und trugen mich in einen großen Saal, wo ſie ihre Bürde auf den Boden ſetzten.

Dieſe Bewegungen hatten ſo ſchwächend auf mich gewirkt, daß, als ich nun zum erſten Mal meine Lage ändern wollte, ein heftiger Krampf mich erfaßte, der mir gänzlich den Athem raub-

*) Zweite Folge von Dickſons Erzählung ſ. Ausland S. 416.

Digitized by Google

te, und beinah getödtet hätte. Ich bat die Indier meinen Kopf etwas aufrecht zu halten, worauf man mir ein Kopfkiſſen gab, das meinen Zuſtand wirklich etwas erleichterte.

(Fortſetzung folgt.)

Verbot des freiwilligen Todes der Witwen im britiſchen Indien.

(Ordonnanz des Generalgouverneurs von Indien und ſeiner Räthe vom 4 December 1829, welche die Sitte der Sutties für geſetzwidrig und den peinlichen Gerichten verfallen erklärt.)

Der Gebrauch, die indiſchen Witwen lebendig zu verbrennen oder zu begraben widerſtreitet der Menſchlichkeit; die Religion hat denſelben nirgends als wirkliches Gebot aufgenommen, vielmehr empfiehlt ſie den Witwen ein reines und zurückgezogenes Leben; in den meiſten Gegenden Indiens iſt jener Gebrauch auch wirklich nicht bekannt, oder wieder abgeſchafft, und in denjenigen, wo er am häufigſten vorkommt, ſind anerkannter Maßen Beiſpiele von Barbarei vorgefallen, welche die Indier ſelbſt empört haben. Die bis jetzt angewandten Maßregeln, jene Opferungen zu verhindern, blieben ohne Erfolg, und der Generalgouverneur und deſſen Rath ſind der Ueberzeugung, daß man die beſagten Mißbräuche nicht abſchaffen kann, ſo lang man nicht die Sitte ganz aufhebt. Aus dieſen Gründen haben der Generalgouverneur und deſſen Rath, ohne übrigens einen der erſten Grundſätze der britiſchen Regierung in Indien — die Freiheit und Religionsunbeſchränktheit aller indiſchen Volksklaſſen — aus dem Auge verlieren zu wollen, für gut befunden, folgende Vorkehrungen zu treffen, welche vom Augenblick ihrer Bekanntmachung an Geſetzes Kraft erhalten in allen Ländereien, welche von der Präſidentſchaft des Forts William unmittelbar abhängen.

1) Der Gebrauch, die Witwen der Indier zu verbrennen oder lebendig zu begraben, wird durch Gegenwärtiges für geſetzwidrig und dem peinlichen Gericht verfallen erklärt.

Sämmtliche Semindras, Talukdars und andere Güterbeſitzer; ſämmtliche Pächter und Verwalter von fremden Gütern; ſämmtliche Naibs und ſonſtige Ortsbehörden; ſämmtliche zu Einziehung der Abgaben und Steuern an die Regierung oder den Pupillenhof aufgeſtellte Beamte; ſämmtliche Munduls und andere Dorfvorſteher werden durch Gegenwärtiges perſönlich verbindlich gemacht, den Polizeibeamten von jeder eben bevorſtehenden Opferung in Art der oben angegebenen ſchleunigſt Nachricht zu ertheilen; und jeder Semindar oder Wer ſonſt von den vorgenannten Perſonen zu jener Aufſicht verpflichtet iſt, ſoll, wenn er entweder wiſſentlich verſäumt, Nachricht zu geben, oder wenn er die Nachricht zu ſaumſelig giebt, einer von der Obrigkeit zu beſtimmenden Strafe unterliegen, deren höchſte Summe 200 Rupien beträgt, im Falle der Zahlungsunfähigkeit aber zur Gefangenſchaft verurtheilt werden, deren längſte Dauer ſich auf ſechs Monate erſtreckt.

2) Sobald Kunde eingegangen, daß eine durch gegenwärtige Beſtimmung für geſetzwidrig erklärte Opferung Statt finden werde, hat ſich der Dagorah der Polizei in Perſon an Ort und Stelle zu verfügen, oder ſeinen Mohurrir oder Dſchemedar, begleitet von einem oder mehreren Burkendaſen indiſcher Religion dahin zu ſenden, und es iſt die Pflicht des Polizeibeamten die zu der Feier verſammelten Perſonen aufmerkſam zu machen, daß ſelbige ungeſetzmäßig ſey, und ſie im Wege der Güte zu zerſtreuen zu ſuchen, indem er ihnen zu wiſſen thut, daß im Falle ſie auf ihrem Vorhaben beharren, ſie ſich eines Verbrechens ſchuldig machen, und einer Beſtrafung durch das peinliche Gericht ausſetzen. Schreiten die Verſammelten trotz dieſer Benachrichtigung zur Vollziehung des Brauches, ſo haben die Polizeibeamten alle in ihrer Macht ſtehenden Mittel anzuwenden, um die Opferung zu verhindern. Sollte es außer der Macht der Polizei liegen, die Schuldigen feſt zu nehmen, ſo hat ſie wenigſtens ihr Möglichſtes zu thun, deren Namen und Wohnungen zu erfahren, und das Nähere hierüber dem Gerichtsverwalter *) oder deſſen Stellvertreter, zu weiterer Verfügung mitzutheilen.

3) Wenn eine ſolche durch Gegenwärtiges für geſetzwidrig erklärte Opferung Statt finden ſollte, ehe die Polizei etwa benachrichtiget wäre, oder ehe dieſelbe ſich wenigſtens ins Mittel legen könnte, ſo haben die Polizeibeamten gleicher Weiſe den Thatbeſtand zu unterſuchen, in der Art, wie Dieß bei jeder gewaltſamen Tödtung üblich, und den Gerichtsverwalter oder deſſen Stellvertreter davon in Kenntniß zu ſetzen.

4) Bei Erhaltung des in Gemäßheit des vorhergehenden Artikels von den Dagorahs der Polizei erſtatteten Berichts hat der Gerichtsverwalter oder deſſen Gehülfe den Befund der Umſtände aufzunehmen und die nöthigen Maßregeln zu treffen, um die in die Sache verwickelten Perſonen vor das Bezirksgericht zu bringen, damit ihnen dort ihr Urtheil geſprochen werde.

Es wird durch gegenwärtige Beſtimmungen erklärt, daß *nach* deren Bekanntmachung jedes Individuum, ſo überwieſen iſt, *zur Opferung* einer Hinduwitwe behülflich geweſen zu ſeyn, oder *aufgemuntert* zu haben, werde ſie nun verbrannt oder begraben, und ſey die Opferung von Seiten letzterer freiwillig oder nicht, als des wiſſentlichen Todſchlags ſchuldig angeſehen werden, und eine Geld- oder Gefängnißſtrafe, oder nach Befund der Umſtände und Ermeſſen des Bezirksgerichtes auch Beides auf ſich ziehen wird; das Vorbringen, von dem Opfer ſelbſt gebeten worden zu ſeyn, ihm zu ſeiner Tödtung beizuſtehen, kann nicht als Rechtfertigung gelten.

Den vor das Bezirksgericht citirten Perſonen, um in Folge des vorbenannten Verbrechens ihr Urtheil zu empfangen, wird Caution zu leiſten zugeſtanden werden, oder nicht, je nachdem der Gerichtsverwalter oder deſſen Stellvertreter Dieſes nach den über Zulaſſung einer Caution beſtehenden allgemeinen Geſetzen für angemeſſen erachten werden **).

5) Endlich wird erklärt, wie der Inhalt vorliegender Beſtimmungen nicht als Gegengrund interpretirt werden könne, daß der Hof des Niſamot-Adaulot nicht die Todesſtrafe gegen Diejenigen verhänge, welche überwieſen ſind, zu Verbrennung oder Begrabung einer lebendigen Hindu-Witwe, während dieſe im Zuſtande der Trunkenheit oder Bewußtloſigkeit, oder in irgend einer Lage war, welche ſie des freien Gebrauchs ihres Willens beraubte, Gewalt angewandt zu haben, falls nach den erſchwerenden Umſtänden, deren der Verbrecher überführt iſt, der Gerichtshof urtheilen ſollte, daß kein Grund zur Nachſicht mit ihm vorhanden ſey.

*) Nach dem Ausdrucke des Globe „Magistrat“; wie es ſcheint dieſelbe Perſon (the kings officer), welche wir in dem Aufſatze über die indiſchen Gerichte Ausl. S. 516 mit „Gerichtsbote“ überſetzt haben, eine Benennung, welche hier, um nicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß zu geben, vermieden worden iſt.

**) Vgl. hierüber den Aufſatz über die indiſchen Gerichte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 133. 13 May 1830.

Caillié's Reiſen in Afrika.

5. Tunbuktu.

(Fortſetzung.)

Von andern Mauren, bei welchen Caillié ſich nach Laing erkundigte, erfuhr er, daß der Major wenig aß, daß er bloß von Brod, Eyern und Geflügel lebte; oft quälte man ihn, er ſolle ſagen, es ſey nur Ein Gott und Mohammed ſey ſein Prophet; aber man brachte nie mehr als die erſte Hälfte dieſes Satzes aus ihm heraus. Weitern Beläſtigungen ſcheint er indeſſen nicht ausgeſetzt geweſen zu ſeyn. Nachdem Laing längere Zeit in Tunbuktu geweſen, wünſchte er Cabra zu beſuchen; zu dem Ende beſtieg er in einer dunkeln Nacht ſein Pferd und ohne einen Führer zu nehmen, ritt er dem Dhioliba zu, den er auch ohne Unfall erreichte. Nach Tunbuktu zurückgekehrt, gedachte er, die Heimreiſe nach Europa ſtatt durch die Wüſte den Dhioliba hinauf, über Dhiennè, Sego und die franzöſiſchen Niederlaſſungen am Senegal zu machen: allein kaum hatte er ſeinen Plan einigen Fula's mitgetheilt, als alle einſtimmig erklärten, daß ſie nie zugeben würden, daß ein Naſara (Chriſt) den Fuß auf ihr Gebiet ſetzte. So blieb dem Major Nichts übrig, als wieder den Weg durch die Wüſte einzuſchlagen; er wählte die Straße über el-Aruan, wo er ſich einer Karawane von mauriſchen Kaufleuten anzuſchließen hoffte, die Salz nach Sanſanding führten; die Karawane erreichte er nun allerdings, aber unglücklicher Weiſe ſtießen ſie nach fünf Tagreiſen auf Scheich Hamet-ul'd-Hallb, Anführer des Stammes Zauat, welcher in der Wüſte dieſes Namens umherirrt. Dieſer alte Fanatiker nahm den Major feſt, unter dem Vorwand, daß er ohne ſeine Erlaubniß ſein Land betreten; er verlangte von ihm, daß er Mohammed als den Geſandten Gottes anerkennte und das Salam ſpräche. Laing weigerte ſich; der Scheich wurde immer drängender. Tod oder Islam war die Loſung. Da keine Zurede Laings Feſtigkeit zu erſchüttern vermochte, befahl der Scheich einem Mauren von ſeinem Gefolge, den Chriſten zu tödten. Der Maure ſchauderte vor dieſem Auftrag zurück. „Wie," rief er aus, „ich ſoll den erſten Chriſten ermorden, der hieher gekommen iſt und der uns Nichts zu Leid gethan hat. Nimm Andere dazu, ich mag mir ſeinen Tod nicht vorwerfen; tödte ihn ſelbſt." Dieſe Antwort verurſachte einen kurzen Aufſchub; es mußten ſchreckliche Augenblicke für den Major ſeyn, als ſie ſich jetzt in ſeiner Gegenwart über die Frage, ob er am Leben bleiben oder ſterben ſollte, mit Hitze ſtritten; endlich wurde auf Tod erkannt, und ſogleich traten ein Paar Negerſclaven ein, das Urtheil zu vollziehen. Sie erdroſſelten ihn mit einem Turbane und ließen ſeinen Leib den Raben und Geyern zur Speiſe! Die Beute, welche dieſer feige Mord den Barbaren eintrug, konnte nicht bedeutend ſeyn, da die Tuariks den Major früher ausgeplündert hatten. Ein Maure aus Tafilet bekam einen Sextanten zum Antheil; in Ghurland ſah Caillié eine kupferne Taſchen-Buſſole von engliſcher Fabrik — wahrſcheinlich auch ein Stück von jenen Spolien; die Papiere und das Tagebuch fielen in verſchiedene Hände. Doch folgt daraus noch nicht, daß ſie verloren ſind, da die Unwiſſenheit auf Schriften, die ſie nicht verſteht, einen großen Werth zu legen pflegt, wie denn ja Clapperton von Mungo Park's Papieren nach mehr als zwanzig Jahren noch Spuren in Africa fand. — Die Bevölkerung von Tunbuktu — um wieder auf dieſe Hauptſtadt des Sudan's zu kommen — beſteht größten Theils aus Negern von der Nation Kiſſur; die Mauren, die ſich hier niederlaſſen, kann man mit den Europäern vergleichen, die in den Colonien ihr Glück zu machen ſuchen; wenn ſie Vermögen erworben, begeben ſie ſich meiſt in ihr Vaterland zurück. Sie üben Viel Einfluß auf die Eingebornen aus; übrigens iſt der König ein Neger. Dieſer Fürſt, Osman genannt, unterſcheidet ſich in ſeinem Aeußern durch Nichts von ſeinen Unterthanen, in ſeiner Wohnung findet ſich nicht mehr Luxus, als in der jedes reichen Kaufmanns. Er iſt ſelbſt Kaufmann und ſeine Söhne trifft man häufig auf den Märkten von Dhiennè; er hat vier Frauen und eine zahlloſe Menge von Sclaven; ſeine Familie gilt, ſchon von ſeinen Vorfahren her, für ſehr reich; ſeine Würde vererbt ſich nach dem Erſtgeburtsrecht. Der König erhebt keine Abgaben von dem Volk, noch von den fremden Kaufleuten; doch erhält er Geſchenke. Von Verwaltung kann im Grund gar nicht die Rede ſeyn; ſein Verhältniß iſt das eines Vaters zu ſeinen Kindern, die ihn verehren, die ihm im Fall eines Kriegs gerne dienen. Die Tunbuktier ſchienen im Ganzen ein gutmüthiger Menſchenſchlag; es giebt ſelten Streitigkeiten bei ihnen; kommt es aber dazu, ſo verfügen ſich die Parteien

Digitized by Google

zu dem König, der den Rath der Alten verſammelt, wozu bloß Neger genommen werden. Die Mauren erkennen einen Vorſtand unter ſich, ſie ſind aber nichts deſtoweniger den Landesbehörden unterworfen, ohne daß ſie ſelbſt an der Regierung Theil haben. Caillié bat ſeinen Wirth, ihm eine Audienz zu verſchaffen; was dieſer gerne that. Der Fürſt empfing ſie in der Mitte ſeines Hofs, auf einer ſchönen Matte mit einem reichen Polſter ſitzend; ſie durften in einiger Entfernung von der Perſon Sr. Hoheit Platz nehmen. Sidi-Abdallahi erzählte dem König die Abenteuer Cailliés; da Dieß aber in der Kiſſurſprache geſchah, ſo verſtand Letzterer Nichts von der Unterhaltung. Hierauf richtete der König einige Fragen arabiſch an ihn, wie die Chriſten lebten und wie ſie ihn behandelt hätten. Die Audienz dauerte kurz; von dem Innern der Reſidenz bekam Caillié Nichts zu ſehen. Der König mochte etwa 55 Jahr alt ſeyn; ſein grauſer Kopf war bereits weiß; er war von mittlerer Größe, ſchönen Zügen, mit dunkelſchwarzem Teint, dünnen Lippen, Adlersnaſe, grauem Bart und großen Augen; ſeine Kleider waren wie die der Mauren, aus europäiſchen Stoffen; er trug eine mit einem rothen Stück Muſſelin in der Form eines Turbans umwundene rothe Mütze, und Schuhe von Saffian in der Form unſerer Pantoffeln.

(Fortſetzung folgt.)

Gemälde aus Mexico.

9. Mexicaniſche Räuber.

(Fortſetzung.)

Das Gemach war ohne alles Geräthe; bloß in der Mitte ſtand ein runder Tiſch, neben welchem ich, zu jeder Seite ein brennendes Licht, ausgeſtreckt lag. Kaum war mir etwas beſſer geworden, als das Zimmer ſich bereits mit einer großen Anzahl Indianer und Kreolen füllte, welche mich ſtillſchweigend betrachteten. Mit ſchwacher Stimme fragte ich nach den Damen G.... welche in Mexico wohnten, und von welchen ich, während meines dortigen Verweilens, ſehr freundſchaftlich aufgenommen worden war. Es verlangte mich, ein bekanntes Geſicht zu ſehen. Sie kamen ſogleich, begleitet von ihrem Bruder. Als ſie an meiner Matratze ſtanden, bemerkte ich, daß ſie weinten. — „Ach, Hr. Dickſon, welch fürchterliches Blutbad! Der arme Alvares, der arme Robert ſind todt; eben haben wir ſie geſehen! — Ach warum mußten Sie Widerſtand leiſten! Sind Sie denn recht ſchwer verletzt?“

„Ich weiß um Zahl und Beſchaffenheit meiner Wunden nicht genau; aber ich fühle mich außerordentlich ſchwach; die vielen Leute ſind mir läſtig; es wäre mir lieb, wenn alle Fremden das Zimmer verließen.“

Die Damen ſagten den Indianern ein Paar Worte, worauf dieſe ſich ſogleich wegbegaben; der Alcade trat herein, und ſo hatt' ich denn endlich etwas Ruhe und Stille um mich. Ich fragte, ob kein Wundarzt in der Nähe ſey; allein einen ſolchen zu bekommen, mußte man nach Puebla ſchicken.

„Das iſt unnöthig!“ ſagte ich zum Alcaden: „es ſind von hier acht Stunden bis Puebla; ſicherlich bin ich, bis der Wundarzt anlangt, todt, wenn ich nicht hier einige Hülfe finde. Es giebt doch wohl einen Barbier im Dorf?“

„Man hat ſchon nach ihm geſchickt, ihn aber nicht gefunden.“

„Gott! ſo hab ich denn keine Hoffnung mehr! ſo muß ich ſterben: ich werde in der Nacht ſo viel Blut verlieren, daß es noch vor Tages Anbruch gewiß mit mir aus iſt.“

„Ach armer Dickſon,“ ſagten die Damen, „ſprechen Sie nicht ſo: wir werden Alles, was in unſern Kräften ſteht, thun, um Ihnen behülflich zu ſeyn. Wir haben beim Pfarrer um einen Balſam bitten laſſen, der ſehr gerühmt wird; bald muß die Flaſche da ſeyn; gedulden Sie ſich einen Augenblick und ſagen Sie, wo Sie verwundet ſind.“

„Ich kanns noch nicht ſagen, meine Schmerzen ſind zu groß, aber bald ſollen Sie's erfahren: nur Wein möcht ich! ein Wenig Wein; Das wird mir wieder Kraft geben, ich fühl es.“

„Ich will holen,“ ſagte der Bruder, und verließ das Zimmer; bald aber kam er mit der Nachricht zurück, daß es in der elenden Herberge keinen Wein gebe, und es ohne Geld ganz unmöglich ſey, ſich ſolchen aus dem Dorf zu verſchaffen.

Die Damen G...., welche den Tag zuvor, etwas vor uns, ihre Reiſe von Mexico angetreten hatten, waren nämlich ebenfalls angegriffen und ausgeplündert worden, wie ich erſt jetzt erfuhr. „Man hat uns Alles genommen, es iſt rein Nichts mehr in unſern Beuteln,“ ſagte traurig der Bruder.

Eine der Damen war glücklich genug geweſen, einen Juwel zu retten, indem ſie denſelben unter ihrem Kleide verbarg. Dieſen reichte ſie jetzt ihrem Bruder und hieß ihn dafür eine Flaſche Wein bringen. Wirklich kehrte der junge Menſch bald mit einer Flaſche köſtlichen Xeres zurück. Schon der Anblick ſtärkte mich. Wir hatten kein Glas; ſo brachte man denn die Flaſche ſelbſt an meine Lippen. Gierig trank ich, hielt aber bald inne, denn der Wein brannte mir ordentlich auf Zunge und Gaumen. „Er iſt zu ſtark; man muß Waſſer dazu gießen,“ ſagte ich zu meinen Freunden. In der Zwiſchenzeit, bis das Waſſer erſchien, fühlte ich mich wieder ſo ſchwach, daß ich bei der geringſten Bewegung die Rückkehr des Krampfes fürchtete, der mir vorhin ſo heftige Qual verurſacht hatte.

Bald kam der Bruder mit einem Glas Waſſer, worein ſie denn etwas Wein goſſen; haſtig ſchlürfte ich es hinab, und fühlte mich ſo geſtärkt darauf, daß ich noch mehr trinken wollte. Die Damen ließen Dieß nicht zu, aus Furcht, ich möchte mir einen Schaden thun, ſondern baten mich, vorher den Balſam des Pfarrers zu erwarten. Immer noch athmete ich mühſam, allen Schrecken hingegeben, welche mir meine Lage einflößen mußte, hie und da aber auch getröſtet durch die Hoffnung, dennoch wieder hergeſtellt zu werden.

Um den traurigen Gedanken keine Gewalt über mich zu laſſen, fingen die Damen an mit mir zu plaudern, und fragten mich über den Angriff der Räuber und die Art, wie wir uns vertheidigten. Allein ich hatte für den Augenblick die Erinnerung an Alles verloren, was mit mir geſchehen war; kaum Deſſen, was

Digitized by Google

man vor wenigen Minuten zu mir geſagt, vermochte ich mich in meiner Schwäche zu entſinnen.

Nachdem wir lang gewartet, kam endlich der Balſam: es war eine Art ſchwarzen, dicken Oeles, in einem Fläſchchen. Der Pfarrer beſaß keine Charpie, ſo daß man ſich in großer Verlegenheit befand, wie ich verbunden werden ſollte. Glücklicher Weiſe entdeckte die eine Dame noch ein Stück Weißzeug, welches der Plünderung entgangen war; und ſo hatten ſie die Charpie bald fertig. Man fragte mich, ob ich etwa den Pfarrer vor dem Verband ſehen wollte; allein meine Wunden lagen mir mehr an, als irgend ſonſt Etwas, daher ich erwiederte, es würde auch nachher noch Zeit ſeyn, jenen kommen zu laſſen.

Bald waren Kleider und Hemd mit der Scheere weggeſchnitten, und Hals und Bruſt entblößt. Dieſes Vorgeſchäft machte mir übrigens große Schmerzen, denn Gewänder und Wäſche hatten ſich an meine Wunden angeklebt, und es hielt ſchwer, ſie davon loszubringen. Ich war zu ſchwach um zu ſagen, wie ſehr ich litt; aber ich ſtöhnte leiſe. Bisweilen hätten die Frauen gern einen Augenblick inn gehalten, um mich etwas zu Kräften kommen zu laſſen, allein ich bat ſie, auf dieſe augenblickliche Vermehrung meiner Leiden nicht zu achten, denn mir wars darum zu thun, daß ich ſchnell verbunden und ſomit mein Leben vielleicht noch erhalten würde.

Im Augenblick, wo endlich Alles, was mir die Bruſt verhüllt hatte, weggenommen war, ſtieß eine der jungen Damen gewahrwerdend, wie gräßlich die Räuber mich zugerichtet, einen Schrei des Entſetzens aus. Es wurde ihr ſchwach, ſie verließ das Zimmer und kehrte während der ganzen Nacht nicht mehr zurück. Der Alkade zählte die Wunden, und fand, daß ich im Ganzen ſechzehn Dolchſtiche in Bruſt, Schulter und rechte Hand bekommen. Dieſe Hand allein war neunmal durchbohrt und fürchterlich angeſchwollen. Auch noch in die linke Seite war ich verwundet, aber man konnte nicht entſcheiden ob durch Kugeln, Lanze oder Dolch. Die Wunde auf der rechten Seite der Bruſt war meinen Freunden unbegreiflich. Ich ſagte ihnen nämlich, daß dieſelbe von einem Piſtolenſchuß herrühre, den ein Räuber mit hart auf mich gehaltener Mündung abgedrückt. Ungläubig ſchüttelten ſie den Kopf, denn es ſchien wunderähnlich, daß ich eine ſolche Verwundung überlebt haben ſollte, wenn ſie mir wirklich auf die angegebene Weiſe beigebracht worden war. Bei näherer Unterſuchung fand ſich denn auch, daß die Kugel erſt etwas tiefer unten in meinen Leib geſchlagen hatte.

Nachdem ich zuerſt mit friſchem Waſſer abgewaſchen worden, wandte man den Balſam an, der mir in der That einige Linderung ſchaffte. Vermittelſt der Charpie und Binden war der Verband bald vollendet; Hände und Füße aber fühlte ich ganz erſtarrt, beſonders letztere ſchienen wie von Eis, und kamen trotz den mit warmem Waſſer gefüllten Flaſchen, womit man ſie beſtrich, nicht zur Lebensempfindung.

Meine Freunde ſprachen leiſe; ich verſtand aber dennoch, daß ſie meinen Tod als unvermeidlich betrachteten und der Meinung waren, ich würde aller Wahrſcheinlichkeit nach kaum den nächſten Morgen erleben. Schon berieth man ſich, ob ich wohl als Ketzer auf dem Kirchhof des Dorfes begraben werden könnte, denn die Indianer hatten meiner Verſicherung, daß ich ein Chriſt ſey, keineswegs geglaubt. Häufig hörte ich die Damen fragen, ob der Pfarrer noch nicht bald erſcheinen würde.

Da ich ſah, daß man ſo entſchieden über meinen Tod als eine unzweifelhafte Sache ſprach, fing auch ich an zu glauben, daß dieſe Vermuthungen richtig ſeyen, beſonders da ich in die Art, wie ich verbunden worden, kein ſonderliches Vertrauen ſetzte und überhaupt der Mangel eines Wundarztes mich ſehr beſorgt machte.

Die jungen Damen, welche Anfangs bei der Thüre Platz genommen, näherten ſich mir ſofort und baten mich inſtändigſt, doch den Pfarrer anzunehmen und demſelben zu beichten. „Leider müſſe man mir ſagen, daß durchaus keine Hoffnung zu meiner Rettung vorhanden ſey und in dieſer traurigen Lage bliebe mir Nichts, als in aller Eile die Tröſtungen der Religion anzurufen; befände ich mich in meiner Heimat dem Sterben ſo nah, ſo würde mir zweifelsohne auch dort ein Diener der Religion ſeinen Zuſpruch ertheilen; die religiöſen Verſchiedenheiten ſeyen aber nicht ſo groß, daß ſie mich abhalten dürften, einen katholiſchen Prieſter vorzulaſſen.“

Ich hänge mit Ueberzeugung dem Glauben der engliſchen Kirche an; allein ich war am Verſcheiden; ich hatte immer geglaubt, daß Gott, der ins Herz ſieht, ſein Erbarmen keiner Reue verſagt, wenn dieſe Reue nur aufrichtig iſt. Alle Menſchen ſind ſeine Kinder, daher betrachtete ich auch alle Menſchen ſtets als Brüder, welchen Bekenntniſſes oder Glaubens ſie auch ſeyn mochten. So gut anglicaniſch ich alſo auch geſinnt bin, trug ich doch kein Bedenken, den katholiſchen Prieſter anzunehmen, der die Bitterkeit meiner letzten Augenblicke zu verſüßen verſprach.

Er kam; ein ſchöner alter Mann von ſanften Zügen. Mit gutmüthigem Ton fragte er, wie ich mich befände.

Ich erwiederte, daß ich meinen Tod nahe glaubte, kaum noch dieſe Nacht zu überſtehen hoffte, und die Tröſtungen der Religion bald möglichſt zu erhalten wünſchte, denn in wenigen Minuten könnte ein Krampf meinem Leben ein Ende machen.

„Sie ſind ein Chriſt?“ ſprach der Prieſter.

„Si Senor.“

„Sie glauben an die heilige Dreieinigkeit?“

„Si Senor.“

„An unſern Heiland, Jeſus Chriſtus?“

„Si Senor.“

„Sie glauben an die Reinheit der heiligen Jungfrau Maria, Mutter Gottes?“

„Lo creo.“

Basta! ſagte er, und trat zu den Damen, die er über mich ausfragte. Ich weiß nicht, was ſie ihm antworteten, aber die Eine näherte ſich mir und nahm unter meinem Kopfkiſſen einige goldne Bildchen der Jungfrau hervor, die man mir in San Martin geſchenkt hatte. Sie zeigte dieſe dem Pfarrer, und ſagte, ſie hätten, als ſie mich verbanden, dieſelbe Bilder an meinem Hals hängend gefunden. Er ſchien mit Allem, was ſie ihm über mein Leben angeführt haben mochten, zufrieden, trat

Digitized by Google

wieder zu mir, und fragte mit feſter Stimme, ob ich beichten wolle. Ich antworte mit Ja. Man ſchloß die Thüren, und wir beide blieben allein ....

(Fortſetzung folgt.)

Budjet der engliſchen Diplomatik.

(Schluß.)

Nächſt Paris kommt Wien. Oeſterreich iſt eines der wohlfeilſten Länder Europas, und in Wien iſt das engliſche Pfund, ſelbſt wenn der Geldpreis al pari ſteht, kaum etwas weniger als 4 Pfund in London. So wäre denn des Geſandten Gehalt von 12,000 Pf. hier zum Mindeſten ſo Viel werth, als dort 40.000 Pf., allein der Kurs ſteht immer ſehr zu Gunſten Englands, und das engliſche Pfund ſteigt oft durch die bloße Niederdrückung des öſterreichiſchen Geldes zur Hälfte über ſeinen Nominalwerth. Dieß würde jenen Gehalt bei der mindeſten Berechnung auf 50 bis 60,000 Pf. bringen. Damit werden die Dienſte eines Bruders des Herzogs von Wellington bezahlt. Dieſe Dienſte müſſen wahrhaftig außerordentlich ſeyn. Kein Wunder, wenn Wien ein Lieblingsplätzchen für Miniſtersbrüder iſt!

Der Geſandte in Spanien bezieht denſelben Gehalt, obwohl ſich mit einem Piaſter in Madrid ſo Viel machen läßt, als mit einem Pfund in London; zudem lebt der Hof ſehr zurückgezogen und in den Sitten ſelbſt der höchſten Stände herrſcht eine außerordentliche Einfachheit; die Hauptluxusgegenſtände ſind Schlaf, friſche Luft und kaltes Waſſer, und die Hauptausgaben für Cirkel beſtehen aus Cigarren für die Herren und Limonade für die Damen. (Vgl. übrigens in Bezug auf die Wohlfeilheit die Bemerk. über Span. zu Anf. d. J.

Wie wohlfeil man in den Niederlanden lebt, beweiſt ſchon der Umſtand, daß England viele ſeiner verſchuldeten Familien dahin ſendet. Der Hof iſt von Charakter- ſo holländiſch als von Abkunft, und das engliſche Geld ſchätzt man in Brüſſel ſo hoch, als auf der Zahlbank irgend eines Wucherers in Europa. An dieſem ſtillen Hof reſidirte der Graf von Clancarty 10 Jahre und empfing des Jahrs ſeine 12,000 Pf., wofür er that, was zu thun war und ſeine Pflicht erfüllte ſo gut als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen. Er war kein Diplomate und ein zu ehrlicher Mann, um etwas ſeyn zu wollen, was er nicht war; aber es gehörte auch nicht gerade ein Diplomate dazu, um mit dem Könige der Niederlande Whiſt zu ſpielen und ſich jeden Sonntag Morgen nach der Geſundheit der Königin erkundigen zu laſſen. Er war etwas viel Beſſeres; er war ein ſtattlicher iriſcher Gentleman, ein Feind von allem Uebertriebenen, von ausſchweifenden Leidenſchaften und gefährlichen Genieſprüngen, eines der trefflichſten ſchweigenden Mitglieder des Hauſes der Pairs und ein Muſter von einem ballinasloe'r Schafzüchter.

St. Petersburg iſt ein koſtſpieliger Ort; doch beſteht der Hauptaufwand aus Prunkaufzügen, was dergleichen ein Geſandter billiger Weiſe dem Hof und dem Adel vom höchſten Rang überläßt. Das Einkommen der vornehmen Welt fließt meiſt aus einem zahlreichen Beſitze von Sklaven, welche die Nationalſitte und ein gewiſſer Barbarenſtolz zu Hunderten in jeden Haushalt einführt. Damit braucht ſich natürlich ein Fremder nicht zu belaſten; der ganze Beitrag des britiſchen Geſandten zu den Herrlichkeiten des ruſſiſchen Lebens beſchränkt ſich daher in der Regel auf einige Bälle und darauf," daß er, ſobald der erſte Schnee fällt, ſich und ſein Gefolge in Muffe und Pelzkrägen ſteckt. Nicht leicht hat wohl ein Geſandter einen edleren und feinſittigeren Gebrauch von ſeinen 12,000 Pf. gemacht, als Sir Charles Bagot während ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt der Czare.

Eine eigene Abtheilung in der Rangſtufe der Botſchafter bildet der Geſandte zu Konſtantinopel; er bezieht als jährlichen Gehalt 8000 Pf. und zur Einrichtung erhält er 3000 Pf.; von zwei Sekretären, die ihm beigegeben ſind, wird der erſte — der Geſandtſchaftsſekretär — mit 1000 Pf. des Jahres nebſt 300 Pf. zur Einrichtung, der zweite — der orientaliſche Sekretär — ſchlechtweg mit 1000 Pf. beſoldet. Da der Sultan nach der Schlacht bei Abukir die britiſche Geſandtſchaft mit einem Palaſt beſchenkt hat, ſo bedarf ſie keines Hauszinſes. Nach dem Curs des Geldes und der Wohlfeilheit in Pera läßt ſich jene Beſoldung im Durchſchnitt zu 16,000 Pf. anſchlagen.

In die dritte, vierte und fünfte Claſſe gehören die ordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter: 1) in Preußen: Geſandter mit 7000 Pf. Gehalt nebſt 2500 Pf. für Einrichtung und 300 Pf. für Hausmiethe; Sekretär mit 700 Pf.; für die Einrichtung 250 Pf. 2) in Portugal, Neapel und Nordamerica. Geſandter je mit 5500 Pf nebſt 2000 Pf. für Einrichtung und 500 Pf. für Hausmiethe; Sekretär mit 550 Pf. 3) in Schweden, Bayern, Dänemark und Sardinien. Geſandter je mit 4500 Pf. nebſt 2000 Pf für Einrichtung und 400 Pf. für Hausmiethe. Sekretär mit 500 Pf. und 200 Pf. für Einrichtung.

In der ſechſten und ſiebten Claſſe ſind die außerordentlichen Geſandten: 1) Würtemberg, Toscana, Schweiz und Sachſen. Geſandter mit je 3600 Pf., 1500 Pf. zu Einrichtung und 300 Pf. Hausmiethe; Sekretär mit 500 Pf. und 150 Pf. zur Einrichtung. 2) Hamburg: Geſandter mit 2300 Pf. und 300 Pf. Hausmiethe nebſt 1000 Pf. zur Einrichtung; Sekretär mit 300 Pf. nebſt 100 Pf. Einrichtung.

Militärverwaltung in China.

Man hat mir berichtet, ſagt ein neuerer Reiſender, daß die ganze Militärmacht von China mehr als eine Million Menſchen betrage. Dieß mag wohl wahr ſeyn; aber ich bürge dafür, daß nie eine Armee von gleicher numeriſcher Stärke ſo ſchwach, ſo wenig zu der Vertheidigung des Landes zureichend oder ſo unerfahren in dem Kriegsweſen war. In der Provinz Fokien iſt zwiſchen zwei mächtigen Familien ein innerer Krieg ausgebrochen; und die Militärmacht der Provinz iſt nicht im Stande, die Ruhe wieder herzuſtellen. Dieß wird auch in der That nie verſucht, wenn 8 oder 10,000 Mann auf einer Seite einander gegenüberſtehen, um einen Familienſtreit auszufechten. Das Militär ſieht ruhig zu, bis die Sache ihre blutige Entſcheidung gefunden hat; dann verſteht ſich der Gouverneur mit der ſiegenden Partei und es werden ihm einige der Gefangenen ausgeliefert, um ſie vor Gericht zu ſtellen. Hierauf fertigt er einen flammenden Bericht nach Peking ab, in welchem der Sieg beſchrieben wird, den er über die Rebellen davongetragen habe, und bittet um die Erlaubniß, den Gefangenen die Köpfe abſchlagen zu dürfen. Sobald er dieſe Erlaubniß erhalten hat, müſſen die armen Unglücklichen ihre Strafe leiden, und damit hat denn die ganze Sache ein Ende.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 134. 14 May 1830.

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens *).

1. Auswärtige Kriege des Vicekönigs.

Nach ſo vielen Werken, die Egypten ſchildern, wie es war, kann es nicht anders als erwünſcht ſeyn, einmal wieder eines zu bekommen, welches dieß merkwürdige Land ſchildert, wie es iſt. Bei den widerſprechenden Anſichten, die über den Charakter des Vicekönigs und der von ihm begonnenen Neuerungen in Umlauf ſind, kann man ſich noch immer die Frage aufwerfen: Werden dieſe Inſtitutionen auch Beſtand haben? Würde ſich ergeben, daß ſie bloß ein Produkt der Perſönlichkeit jenes ausgezeichneten Mannes wären, ohne daß ſie im Volk ſelbſt Wurzel ſchlügen, ſo möchte von einer Wiedergeburt Egyptens kaum die Rede ſeyn. Dieſe Furcht benimmt uns das vorliegende Werk, das ſich mit großer Umſicht über die hauptſächlichſten innern und äußern Verhältniſſe Egyptens verbreitet und auf den erſten Anblick als die Arbeit eines Offiziers aus jener Schule erweiſt, deren Zöglinge man an dem freien Blick und dem praktiſchen Sinn ihres großen Meiſters ſo leicht wieder erkennt. Angeſtellt im Generalſtab des Paſcha hatte Planat beſonders Gelegenheit, über die militäriſche Organiſation ſeines Adoptivvaterlandes, die ihm ſelbſt ſo Viel verdankt, intereſſante Mittheilungen zu machen; aber es iſt nicht bloß der Soldat, der in dieſen Briefen zu uns ſpricht, ſondern der gebildete Geiſt überhaupt, der ſeine Aufgabe in Egypten aus dem Geſichtspunkt der Civiliſation aufgefaßt und begriffen hat. Wir müſſen geſtehen, daß wir jene Offiziere, welche die zuchtloſen Horden des Paſcha das Waffenhandwerk zu lehren ſich brauchen ließen, gerne als Abenteurer betrachteten, die bloß gegen hohen Sold dienten; der Verfaſſer der Briefe über die Wiedergeburt Egyptens zeigt uns aber, daß es Männer unter ihnen gab, die ſich eines edlern Zweckes bewußt waren; um ſo mehr müſſen wir daher bedauern, daß ihn, wie wir aus dem Vorbericht des Herausgebers erſehen, ein frühzeitiger Tod mitten aus ſeiner ehrenvollen Laufbahn hinwegraffte. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Egypten, wo er zuletzt der Militärſchule von Dſchiad-Abad vorgeſtanden, ſtarb Planat auf einer Erholungsreiſe in Frankreich.

Es geſchah im Juli 1815, daß Mohammed-Ali die neue Militärorganiſation Egyptens proclamirte, der er wie Selim III den Namen Niſam-Dſchedid beilegte. Von dieſer Periode datirt ſich die Wiedergeburt Egyptens; denn dieſe große Neuerung mußte allen Neuerungen, die ſeitdem in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung eingeführt wurden, Bahn brechen. Die erſten Verſuche ermangelten nicht die laute Unzufriedenheit einer meuteriſchen Soldateska zu erregen; die unruhigſten Köpfe unter ſeinen Türken und Albaneſen zu entfernen und auswärts zu beſchäftigen, benutzte der Paſcha den Krieg gegen die Wahabi's im Hedſchas, den ihm der Sultan übertrug und eine Expedition gegen Dongola, Sennâr und Kordoſan, die er auf eigene Fauſt unternahm. Der glückliche Erfolg gegen die ketzeriſchen Beduinen iſt bekannt; wiewohl Ibrahim Paſcha, als er im December 1819 zurückkehrte, einen Theil ſeiner Eroberungen wieder verloren hatte. In feſtem Beſitz der Egyptier blieb eigentlich bloß Dſchedda nebſt den beiden heiligen Städten, und die Wahabis waren ſo wenig unterjocht, daß ſie den Vicekönig nöthigten, ein ſehr anſehnliches Corps zum Schutz dieſer Städte zu unterhalten, mit dem ſie von 1824 bis 1827 in beſtändigem Kampf lagen, und das ſich zu Ende des letztern Jahres auf 7500 Mann regulärer Truppen belief *).

*) Histoire de la Régéneration de l'Egypte. Lettres écrites du Kaire à M. le comte Alex. de Laborde, membre de la chambre des Députés, par Jules Planat, ancien officier de l'artillerie de la Garde impériale et chef d'état-major au service du Pacha d'Egypte. Paris et Genève 1830. (Mit einem Plan von Mecca, dem Lager von Dſchiaad-Abad, einer Abbildung der neuen Truppen und Karten zu den Feldzügen in Arabien und Morea.)

*) Gegen Ende des J. 1824 zog Ahmet Paſcha, auf vierzig Tage mit Lebensmitteln verſehen, mit dem zweiten Infanterieregiment, Obriſt Mohammed-Bey, nach Mecca. Dieſes Regiment, fünf Bataillone ſtark, beſtand aus 4000 Mann; dazu kam noch ein beſonderes Bataillon mit 800; die zweite Compagnie Sapeurs mit 90; irreguläre Reiterei mit 400 und Artillerie (einige leichte Feldſtücke) mit 60 Mann. Im Ganzen 5350 Mann. Europäer befanden ſich dabei die HH. Daumerque, Vigoureux, Gand, Gelini, Gubernatis. Dieſes Corps blieb drei Jahre im Hedſchas, in welcher Zeit es 1400 Mann theils durch das Feuer des Feindes, theils durch Krankheit einbüßte. Gegen die Wahabis erfochten die regulären Truppen ihre erſten Lorbeern, und als Mohammed-Ali die Kunde davon erhielt, ſoll er vor Freuden in die Höhe geſprungen ſeyn. Es kam zu zwei Treffen, in welchen die Wahabi's geſchlagen und ihnen ziemlich viel Leute getödtet wurden. Im J. 1825 blieb es bei einigen Scharmützeln.

Digitized by Google

Schmeichelte die Rolle, welche dem Vicekönig durch Führung des arabiſchen Kriegs zufiel, dem muſelmänniſchen Stolze Mohammed-Alis und machte ſeinen Namen gefeiert in allen Landen, wo man zu dem Grab des Propheten wallfahrtete; ſo war die nubiſche Expedition von ungleich größern Reſultaten für Egypten wie für das wiſſenſchaftliche Europa, welches ihe Cailliauds treffliches Reiſewerk (vergl. Ausl. J. 1828 Nr. 121 bis 144) verdankt. Im Juni 1820 brach Ismael-Paſcha, der Sohn des Vicekönigs, an der Spitze von 3000 Mann Infanterie, 400 Mann Reiterei, lauter eegulären Truppen, nebſt 10 Kanonen und einem Mörſee, nach Sennâr auf und nahm Beſitz von ganz Nubien bis nach Faſoql hinauf. Sechs Monate nach der Ankunft dieſes Heers am weißen Fluß erſchien Mohammed Ali's Schwiegerſohn, der Deſtardarbey, als der Zweite im Commando, mit einer Verſtärkung von 3000 Mann zur Eroberung von Cordofan. Bei Baea ſtieß ee auf die Feinde, die ſich hier aufgeſtellt hatten, um ihre 6 Stunden eückwärts gelegene Hauptſtadt Lebeyed zu decken. Ihre Reiter fochten in eiſernen Rüſtungen gleich den alten Sarazenen. Ein zugeſpitzter Helm, ohue Viſir, beſetzt mit einem eiſernen Netz, das auf den Hals herabfiel, und ein eiſernes Panzerhemd dienten als Schutzwaffen. Die Angriffswaffen bildeten eine Lanze, mehrere Wurfſpieße und ein langes zweihändiges Schwert. Die ganze Rüſtung mochte wohl achtzig Pfund wiegen. Die Pferde hatten Harniſche von geſteppter Wolle und ein Stirnband von Kupfer. Das faſt nackte Fußvolk trug einen rautenförmigen Schild, mit Rhinozeroshaut überzogen, hinter dem es, ein Knie auf der Erde und in der rechten Hand den Wurfſpieß, den Angriff erwartete. Ein dichter Haarbuſch, der ihnen über den Nacken hing, konnte zur Noth einen Hieb pariren. Dieſe tapferen Wilden vertheidigten muthig ihre Unabhängigkeit; mehrmals warfen ſie ſich auf die Türken, abee das Gewehefeuer ſchmetterte ſie nieder und verbreitete Schrecken in ihren Reihen; ſie legten den Fingee in ihre Wunden und konnten nicht begreifen, wie ſie getroffen werden konnten, ohne daß ſie die Waffe ſahen, welche ſie ſchlug. Man fand verwundete Frauen auf dem Schlachtfelde. Eine türkiſche Kanone fiel vorübergehend in ihre Hände und die Kanoniere wurden niedergemacht. Man bemerkte nachhee Säbelhiebe daran, womit ſie dieſelbe hatten zerhauen wollen; ſo wenig wußten ſie vom Gebrauch der Feuerwaffen; denn ſonſt hätten ſie dieß Geſchütz auf die Türken richten können, welche in dieſem Augenblick zurückwichen. Dee Deſtardarbey zog als Sieger in Lebeyed ein; die Neger, die ſich nicht unterwarfen, entflohen in die Gebirge. Später ſetzte es nue noch einzelne Parteikämpfe bei Eintreibung des Tributs (Leinwand, Gummi und Sclaven) ab.

So weit ging Alles gut von Statten, als kurz darauf Ismael Paſcha ermordet wurde. Dieſee junge Anführer hatte ſich, um die Abgaben zu erheben, nach Schendy begeben. In dieſer Stadt ließ er einen Theil ſeines Gefolges und ſetzte nur von 20 Perſonen begleitet, worunter der italieniſche Arzt Bozari, nach dem Dorf Metamma, auf der andern Seite des Nils, übee.*) Der Scheich (bei Cailliaud Melik) Nimir, einee dee abgeſetzten Landesfürſten, die ſich unterworfen, bekam, da er dem Paſcha, bei einigen übertriebnen Anforderungen Gegenvorſtellungen machte, von dieſem einen Schlag mit der Pfeiſe in's Geſicht; dieſe Beleidigung heiſchte Rache. Als daher Iſmael in einee Strohhütte ſein Nachtquartiee aufſchlug, verſammelte Nimir gegen Abend ſeinen Anhang und ließ eine Menge Stroh und Binſen zuſammentragen. Finſter ſenkte ſich die Nacht nieder; da umzingelten ſie das Haus und ſchichteten den Brennzeug rings an Thür und Mauern auf und zündeten ihn an; die Flamme griff raſch um ſich und bald war Alles nue eine Glutmaſſe. Umſonſt ſuchten die Türken durch die Feuer- und Rauchwolke einen Ausgang, immee wiedee zurückgedrängt mußten ſie lebendig verbrennen oder erſticken. Dee Arzt, der ſich in einem andern Hauſe befand, wurde geſpießt; eine Todesart übrigens, die vor den Türken daſelbſt unbekannt war. Man riß ihm die Zähne aus, welche ſich die Weibee als Talismane gegen Krankheiten an den Hals hängten. Ein einzigee Dienee entkam zu der Armee. Man fand in der Folge den Paſcha mit verbrannten Beinen und halbverbranntem Leib in dee Aſche.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſebemerkungen von Wagler.

(Fortſetzung.)

Wenn man den pecuniären Reichthum des engliſchen Staates, die ungeheure Ausbreitung ſeiner Schiffahrt, ſeinen Beſitz von Ländereien in Africa und Indien ſo wie von ganz Neuholland — mit einem Worte die Mittel erwägt, welche es ihm möglich machen würden, das britiſche National-Muſeum in Lon-

---

Es iſt übrigens zu bemerken, daß die Wahabis ſich menſchlicher benahmen, als die Egyptier. Ahmet Paſcha hatte für jeden getödteten Feind eine Belohnung ausgeſetzt; natürlich gaben die Soldaten keinen Pardon, und man ſah ſie oft zurückkehren, mit einem Kopf, mit blutigen Gliedern oder abgeſchnittenen Genitalien auf dem Bajonet, die ſie vor dem Zelt ihres Befehlshabers niederlegten, ihre Belohnung fordernd. Dagegen gab der arabiſche Feldherr ſeinen Kriegern für den Kopf eines Egyptiers 5, und für einen lebenden Feind 10 ſpaniſche Piaſter, und manchmal ſchickte er ſogar die Kriegsgefangenen dem Paſcha zurück, indem er ſich begnügte, ihnen die Waffen abzunehmen. Bei der Zurückkunft dieſes Corps im November 1826 ertheilte der Vicekönig einem Bataillon, das ſich ausgezeichnet, eine ſilberne Dekoration, und es erhielt die Erlaubniß unter der Mütze den kleinen ſeidenen Shawl der Wahabis zu tragen, wodurch es ſich von den andern Truppen unterſcheidet, deren gewöhnliche Uniform aus Wams und Pantalons von rother Sarſche, ſchlecht gemacht und immer zerfetzt, mittelſt eines ledernen Gürtels um den Leib befeſtigt, nebſt zu Pantoffeln zugetretenen Schuhen beſteht. Das neunte Regiment, welches die Vorigen ablöſte, bekam bald einige tüchtige Schlappen, ſo daß ſich zu Anfang des J. 1827 die Wahabis wie in den Tagen Abdalla-Saud's Mecca's bemächtigten und der Obriſt Mahmud-Bey ſich auf Dſchedda zurückziehen mußte, wo er um eine Verſtärkung von 4000 Mann nachſuchte.

*) S. Cailliaud's ſchöne Spezialcharte von Nubien, die wohl verdiente einzeln herausgegeben zu werden, da ſich doch das koſtbare Werk, zu dem ſie gehört, nur wenige Liebhaber anſchaffen können.

Digitized by Google

den zur gröſsten und erſten Anſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft zu erheben, ſo muß man ſich wundern, wenn Dieſes in Bezug auf Naturgeſchichte, welcher die Engländer doch ſo ſehr ergeben ſind, keineswegs der Fall iſt. Beſonders fällt dem wandernden Zoologen, der ſich von den Schätzen des britiſchen Muſeums Wunderdinge träumt, dieſe Erſcheinung hart auf, und er würde die Rieſenſtadt troſtlos verlaſſen, fände er nicht in den zahlreichen zoologiſch-zootomiſchen Sammlungen gewiſſer öffentlicher Geſellſchaften und reicher Privatleute reichen Erſatz.

Hier eine kleine Mittheilung übee den Inhalt des britiſchen Muſeums im Allgemeinen und über die Anordnungen deſſelben. Das britiſche Muſeum, bei deſſen Eintritt man durch einen joniſchen Säulengang auf der Südſeite des Gebäudes überraſcht wird, iſt in vier Haupträume abgetheilt. Das unterſte Stockwerk dient als Bücherſaal, das obere beſteht aus eilf Gemächern, deren erſtes und zweites vermiſchte, vorzüglich aber in Ethnographie einſchlägige Gegenſtände bewahrt. Unter dieſen ragen vor allen die Kleider, Geräthe und Utenſilien der Esquimo, welche Parry im Jahre 1823 von ſeiner Nordpol-Expedition zurückbrachte, ſo wie die Waffen, Matten und Werkzeuge der Neuſeeländer und der Südſeeinſulaner, von Cook und den beiden Forſtern geſammelt, hervor. Alle dieſe Gegenſtände werden in Glasſchränken aufbewahrt. Im dritten Zimmer befindet ſich die lansdowniſche Manuſcriptenſammlung, welche im Jahre 1807 auf Befehl des Parlaments angekauft wurde, ohne Karten und Rollen aus 1245 Bänden beſteht, und von welchen ſich vorzüglich die Staatspapiere des Lords Burleigh, 122 an der Zahl, ſowie mehr als fünfzig auf die Geſchichte der Königin Eliſabeth und des Königes Jacobs I bezügliche Bände auszeichnen. Das vierte Zimmer ſchließt die Manuſcripten-Sammlung des Dr Birch und des Hans Sloane ein, welcher letztere Präſident der königlichen Societät war, zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts eine Reiſe nach Jamaica unternahm, und als Naturforſcher nicht unrühmlich bekannt iſt. Birchs Manuſcripte haben auf Geſchichte, Biographie, Gottesgelehrtheit und Literatur, die des Sloane dagegen, welche aus 4100 Faſcikeln beſtehen, vorzüglich auf Naturlehre und Naturgeſchichte, ſo wie auf Naturphiloſophie Bezug. Unter ihnen befinden ſich einige orientaliſche Manuſcripte und die des berühmten Reiſenden und Naturforſchers Kämpfer, welcher bekanntlich im Jahre 1683 als Secretär einer ſchwediſchen Geſandtſchaft eine Reiſe zu Lande durch Rußland nach Perſien machte, darauf Arabien, Hinduſtan, Java, Sumatra und Siam beſuchte, und zwei Jahre lang in Japan ſich aufhielt. Der gröſste Theil ſeiner an wichtigen Beobachtungen reichen Handſchriften iſt leider noch nicht gedruckt. Im fünften und ſechſten Zimmer ſind die harleian'ſchen Manuſcripte aufgeſtellt; das erſte dieſer Zimmer iſt vorzüglich für den Aufenthalt der Leſenden beſtimmt. Unter den Manuſcripten des andern verdienen 57 Bände angeführt zu werden, welche eine Reihe von öffentlichen Verhandlungen der engliſchen Regierung vom J. 1115—1608 enthalten, und mehrere von dem berühmten Joſeph Banks zum Geſchenke gemachten Kupferwerke. Vier und zwanzig Bände daſelbſt umfaſſen die Geſchichte der Muſik, und ſieben und zwanzig andere enthalten Kirchenmuſiken von den alten Tonſetzern Preneſtini, Perluigi da Paleſtrina, dem berühmteſten Meiſter der alten römiſchen Muſikſchule und großen Reformator in der Kirchenmuſik, von Giambattiſta Pergoleſi, dem Dominichino oder Raphael in der Muſik, wie ihn die Italiener nennen, von Händel ꝛc. In einem Schranke liegen zwei Rollen des Pentateuchs auf Pergament, deren eine von beträchtlichem Alter zu ſeyn ſcheint, und in einem anderen Schranke eine Originalurkunde auf Papyrus, mit der Aufſchrift: Ravenna An. 572. Das ſiebente Zimmer enthält in drei und dreißig Schränken die königliche Sammlung von Manuſcripten hiſtoriſchen Inhaltes, welche aber noch nicht gehörig geordnet ſind. Auf einem Tiſche ruht, unter einer Glasrahme, das Original der berühmten Magna Charta (great Charter), nebſt einem Facſimile derſelben von Pine. Auf das ſiebente Zimmer folgt der große Saal (Saloon), in welchem die Mineralienſammlung aufgeſtellt iſt. Er iſt hell, geräumig und mit ſchönen Frescogemälden ausgeſchmückt, die indeſſen mit den Mineralien etwas ſonderbar contraſtiren. Auf der Decke hat La Foße die Geburt der Minerva vorgeſtellt, und die Wände wurden von Rouſſeau mit Landſchaften, von John Baptiſt Monoyer mit Blumengewinden bemalt. Ueber dem Kamine hängt das Bildniß des Königs Georgs II, von Shackleton. Die Mineralien werden in freiſtehenden, parallel hinter einander geſtellten, flachen Pulten mit Glasthüren, die weniger belehrenden Stücke der Sammlung aber in Schubladen unter dieſen Pulten aufbewahrt. Die drei Hauptpulte ſind in ſechs und dreißig, die übrigen Pulte in zwei Fächer abgetheilt. In ihnen, acht und vierzig an der Zahl, liegen die Mineralien mit Rückſicht auf ihre chemiſche Zuſammenſetzung nach äußern Merkmalen geordnet, beginnen mit den Combuſtibilien (unter welchen die von Humboldt in Südamerica entdeckte entzündbare foſſile Subſtanz Dapêche) und enden mit den Oxyden. Die meiſten Stücke dieſer Sammlung ſind, ſo Viel ſich bei flüchtiger Betrachtung derſelben abnehmen läßt, rein erhalten und inſtructiv. Ein großer Theil derſelben war früherhin das Eigenthum des Baron von Moll. Sehr intereſſant iſt, ſelbſt in hiſtoriſcher Beziehung, eine beträchtliche Folge von Aerolithen und Meteorſteinen, welche am Schluſſe der Eiſenerze ſtehen, und, mit Ausnahme von Neuholland, aus allen Welttheilen vorhanden ſind. Unter den letztern gedenke ich nur einiger Bruchſtücke von der großen, ohngefähr 250 Pfund ſchweren, in Südafrica aufgebrachten, und nun im harlemer Cabinete befindlichen Maſſe, von dem Stücke aus der ſüdamerikaniſchen Provinz Chaca Gualamba, welches Don Rubin de Celis 1782 unterſuchte, und das ein Gewicht von etwa 300 Centnern hat, von dem berühmten von Pallas in Sibirien auf der Höhe eines Hügels zwiſchen Abakansk und Belskoi Oſtrog am Ufer des Jeniſei im J. 1772 entdeckten Blocke, welcher von den Tataren für eine heilige Reliquie gehalten wird, und anfänglich 1680 Pfund wog, und worin ſich Oelſtein eingeſprengt findet, ſo wie eines beträchtlich großen Fragments von dem 270 Pfund ſchweren Meteorſteine, welchee am ſiebenten November 1492 bei Enſisheim im Elſaß, in Gegenwart des römiſchen Königs Maximilian I, als dieſer gegen die Franzoſen zu Felde zog, aus der Luft herabfiel, und bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution in der Cathe-

Digitized by Google

krale zu Enſisheim aufbewahrt, und dann von da durch die Franzoſen nach Colmar geſchleppt wurde. Von dem großen Meteoreiſen-Blocke bei Bahia in Braſilien, von welchem unſere verdienſtvollen Reiſenden von Spix und von Martius einige Stücke nach München zurückbrachten, beſitzt das britiſche Muſeum gleichfalls einen kleinen Abfall.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Colonie am Huaſualco.

Von dem Abbé Baradère, der kürzlich aus Mexico zurückkehrte, erhält man übee die Beſchaffenheit der von dieſer Republik an Hrn. Laisné de Villeveque überlaſſenen Ländereien ſehr günſtige Berichte. Wie der Abbé verſichert, iſt nur Eine Stimme über die Fruchtbarkeit, die geſunde und für den Handel bequeme Lage der Gegend am Huaſualco. Dieſer Fluß, der nebſt ſeinen zahlreichen Zuflüſſen die Produkte von Guatimala und den reichſten Staaten Mexico's empfangen kann, dürfte mit der Zeit die beiden Meere verbinden. Ferdinand Cortez erkannte bereits ſeine Wichtigkeit, als er die Stadt Spiritu-Santo anlegte, und auf der Mitte des Iſthmus beträchtliche Ländeeeien erwarb. Die mexicaniſche Regierung, die einigen ihrer Generale Nationalbelohnungen dekretirte, wies ihnen hier Grundſtücke zu 2, 3 und 4 Stunden im Umfang an, welche ſämmtlich den franzöſiſchen gegenüber liegen und von denſelben nur durch den Fluß getrennt ſind. Victoria, Bravo, Santa-Ana und Barraga ſtehen auf dieſer Liſte.

Baradere ſelbſt hatte die Gegend beſucht, die ſeine Landsleute aufnehmen ſollte. Nachdem er die Staaten Puebla und Vera Cruz durchreiſt hatte, gelangte er nach Minotitlan, einem Dorfe am Huaſualco, das zu Ehren Mina's dieſen Namen trägt; der Ort iſt gut gewählt und dient zur Communication mit Acayucan, der Hauptſtadt des Bezirks, und dem ganzen Lande bis Vera Cruz; man kann ihn als den Stapelplatz des Huaſualco betrachten; bereits haben ſich mehrere americaniſche Kaufleute daſelbſt angeſiedelt, darunter ein Hr. Waldeein, der eine Sägmühle beſitzt, auf welcher er mit Hülfe von einem Dutzend ſeiner Landsleute Mahagoni- und andere koſtbare Hölzer ſägt, die er dann nach New-Orleans ſchickt, wo er einen guten Abſatz findet. Nebenbei beſchäftigt er ſich mit dem Ackerbau, und zu dem Ende hat er von einem ſeiner Nachbarn ein Gut gekauft. Die Bevölkerung von Minotitlan beläuft ſich auf 300 Perſonen; die mexicaniſche Regierung läßt gegenwärtig eine Capelle und drei Häuſer zur Unterkunft neuankommender Coloniſten bauen. Vier andere Dörfer, je eine Tagreiſe von einander entfernt, liegen längs dem Fluſſe und erleichtern dem Reiſenden die Anſchaffung ſeiner Bedürfniſſe. Man trifft in dieſen Dörfern Geflügel, Eier, Maisbrod, Bananen und Wildprät im Ueberfluſſe.

Von Minotitlan hat man in gerader Linie bloß ſechs Stunden an's Meer; auf dem Fluſſe ſind es jedoch zehn. Nicht weit von da, an der Mündung des Uſpanapa, befinden ſich die Ruinen der Stadt Spiritu-Santo, die von den Engländern zerſtört ward. Der Huaſualco, einſt beſtimmt der Mittelpunkt des Handels zwiſchen den beiden Welten zu werden, läuft im Ganzen zwiſchen geſchloßnen Ufern, und an ſeinem Ausfluß verengt er ſich noch mehr; allein die Barre iſt feſt und das Fahrwaſſer erleidet nie eine Veränderung. Man bedarf deßwegen auch weder zur Aus- noch Einfahrt eines Piloten; die Klippen, an denen auf beiden Seiten ſich die Wogen brechen, bezeichnen die einzuſchlagende Richtung hinlänglich. Der Commodore Porter, der Befehlshaber der mexicaniſchen Flotte, unterſuchte einen Theil der Küſte und namentlich die Barre mit dem Loth; nach ihm hätte die Barre an den ſeichteſten Stellen 16 Fuß Waſſer und bekäme durch die Fluth 4 Fuß mehr. Fahrzeuge, die 10 Fuß Waſſer brauchen, können bis Minotitlan hinauf; von da bis zu den franzöſiſchen Ländeeeien noch ſolche, die 6 Fuß brauchen. Ebbe und Fluth erſtrecken ſich etwa 15 Stunden landeinwärts.

Die Ländereien, welche den Ueberſchwemmungen des Fluſſes ausgeſetzt ſind, erheben ſich unmerklich auf beiden Ufern, ſo daß die Waſſer ſich nie auf weite Entferneng darüber verbreiten, und wieder abfließen, ſobald der Fluß ſinkt. Sümpfe, deren Nachbarſchaft ungeſund iſt, giebt es allerdings auf einzelnen Punkten; doch beſchränkt ſich dieſer Uebelſtand auf die Niederungen, wo der waſſerreiche Uſpanapa und der Huaſualco ſich vereinigen.

Von der Barre bis zu den Cordilleeen wird das Land immer höher und höher; ſo daß die Temperatur von Minotitlan ſchon um 4° von deejenigen der Barre und ohne Zweifel um 12 bis 15° von deejenigen der franzöſiſchen Ländeeeien ſich unteeſcheidet. – Derſelbe Unterſchied findet zwiſchen Vera Cruz und Jalapa Statt; letzteres, obgleich nur 15 Stunden von jenem Hauptſitze des gelben Fiebers entfernt, genießt ſchon eine herrliche und beſtändige Temperatur.

Der Guaſualco iſt ſehr fiſchreich und ſeine Ufer ſind voll Schildkröten, deren Eier eine gute Nahrung geben. Eine Unzahl von Enten aller Art, von Gänſen, Waſſeehühneen und andern Waſſervögeln bevölkeet ſeine Umgebungen. Er enthält auch Krokodile, jedoch eine kleinere Art, als die am Senegal oder Gambia. Ihre Haut widerſteht einer Kugel nicht; auch ſind ſie viel furchtſamer; ſie greifen keinen Menſchen an, und man hat nicht, wie in Africa, zu befüechten, wenn man den Aem aus der Pirogue hängen läßt, daß Einem derſelbe abgebiſſen wird. Der Abbé bemerkt, daß er manche im Gras habe liegen geſehen, die beim Anblick von Menſchen ſich ſogleich in's Waſſer entfernt hätten.

Die Umgebungen beſtehen abwechſelnd aus Wald und offenen Ebenen, wo das Gras 10 Fuß hoch wächſt. Dieſe Ebenen haben indeß nie über eine Quadratmeile im Umfang: der übrige Theil des Landes iſt ein ungeheurer Wald von Zedern, Acajous, Ebenholz- und Pfefferbäumen, nebſt anderen koſtbaren Hölzern. Pomeranzen-, Limonien-, Citronen- und Cacaobäume, Bananen und Palmen ꝛc. ſteigen mitten unter den wilden Kindern des Forſtes empor. Die Ceder, der Mahagonibaum, die Eiche und die (hier ſehr häufige) Tanne erreichen eine coloſſale Größe. Aus ihnen zimmerte man weiland auf den Werften der Havanna Schiffe von hohem Bord; gegenwärtig ſind es nur die Indianer am Huaſualco, welche aus Mahagoni ihre Piroguen bauen; ein einziges Stück, fünf Fuß breit und fünfzig Fuß lang, reicht zu einem Fahrzeuge hin. Dieſe jungfräulichen Wälder hegen in ihrem Schoß Tauſende von wilden und entlaufenen zahmen Schweinen, von Hirſchen, Gaſellen, Haſen, Faſanen, Rebhünern und prächtig geſiederten Vögeln. Aber neben dieſen ungefährlichen Thieren finden ſich auch reißende, wie der Tiger; doch hatte man ſich bis jetzt über ihn nicht ſonderlich zu beklagen; und ſeitdem er Hunde in der Nähe wittert, überhaupt ſeitdem die Stille der Wälder geſtört iſt, fängt er an ziemlich ſelten zu werden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 135. 15 May 1830.

Proben aus indiſchen Dichtern.

Epiſode aus der Schlacht von Kenudſch, nach Tſchand *)

(Die beiden Bhairawa's, Gora und Kala, oder der Schöne und der Schwarze, ſind die Kriegsgötter der Radſchputs und tragen ihrer Mutter, der furchtbaren Göttin Kalika, die Fahne im Schlachtfeld vor. Gora oder der ſchöne Bhairawa wird ſelten erwähnt; häufiger richtet ſich die Verehrung der Radſchputs an ſeinen dunkeln Bruder, der auch Badſchrenga, „der die Züge des Donners trägt," genannt wird. Seine Fahne iſt von der Farbe der Wetterwolke.

In jeder Schlacht leitet Siwa oder ſeine Gemahlin, die ſchreck'liche Mata, den Kampf. Sie reitet auf einem Löwen, und iſt mit dem Dreizack bewaffnet, vor ihr her ihre Söhne, die Bhairawa's, welche ihr die Fahne vortragen, hinter ihr die vier und ſechszig Yoſchiuis, (Todesgöttinnen) und andere weibliche Gottheiten niedern Rangs, deren jede einen Schädel als Schale in der Hand trägt. Nachfolgende Epiſode aus einem der ſchönſten von den ſechs und neunzig Geſängen Tſchands — „die Schlacht von Kenudſch oder das Gelübde Sundſchogta's" mag uns eine Probe von der Schlachtenmalerei indiſcher Dichter geben, die um ſo merkwürdiger iſt, als Tſchand, der indiſche Homer, ſich hier zugleich ſelbſt als Theilnehmer an dem Kampf ſchildert. Der tſchohaniſche Kaiſer von Dehli hat die Prinzeſſin von Kenudſch geraubt. Ihr Vater Dſcheitſchond ſetzt an der Spitze ſeiner ganzen Streitmacht dem kühnen Entführer nach. Das von Tſchand hier beſchriebene Treffen fiel gegen Ende des vierten Tages vor, als die Furth des Ganges ſchon beinahe erreicht war. Pritſi-Radſcha hat bereits drei Viertheile ſeiner Helden verloren, und ſetzt nun eben ſeine Geliebte, Sundſchogta, die bisher auf Einem Roß mit ihm geritten war, auf ein beſonderes Pferd. Obwohl es Nacht iſt, hört das Gefecht nicht auf.)

Die Nacht kam; auf ging der Strahl des Mondes. Der Beherrſcher der Menſchen (Kaiſer von Dehli) ſtieg von ſeinem Hengſte und ſetzte Sundſchogta auf ein anderes Roß. Die blutgeſtreiften Pfeile flogen, und einer traf den Helm des Kaiſers. Da verlangte der Dichter (Tſchand ſelbſt) das Schwert zu ſchwingen; aber der Fürſt rief: „Stark ſind unſre Schwerter, o Dichter; weiche Du vom Kampfplatz, damit wir leben mögen im Liede." — „Deinen Ruhm zu ſingen, o Gebieter, ſcheide ich ſogar von Dſcholhon, meinem Sohne: was aber mich ſelbſt betrifft, ſo weihe ich mein Haupt dem Mahadöh." — Und wie er ſo ſprach, ließ er ſeinem Roß den Zügel; auf ſeinem Geſicht ſtralte das Licht der Ehre. Der Adler des Geſangs flog in das Gewühl der Schlacht, wie oben der Mond *) durch die Geſtirne. Sein Roß Kiſchor, das Geſchenk ſeines Kaiſers, edel genug um an den Wagen der Sonne geſpannt zu werden, aus dem Blute von Eirak **), bäumte ſich hoch, wie die Wogen der See; ſein Ohr aufrecht wie die Spitze einer Lanze, ſein Auge ſchön, wie das eines Mädchens, ſeine Mähne gleich kräuſelndem Waſſer. Auf den Schilden der Gefallenen ſchlug ſein Huf Feuer, als es den Dichter zum Kampfe trug. Wohin deſſen Schwert traf, da füllten die Todesgöttinnen ihre Becher mit dem Blut der nordiſchen Männer. Die Götter jauchzten Beifall, Kiſchor war mit Wunden bedeckt, aber die Berggeborne ***) ſchützte ihren Verehrer. Die Apſara's ****) ſangen ſein Lob, die Paltſchara's †) ſchweigten auf dem Weg ſeines Schwertes. Preis dem Dichter! ††) Zu Fuß kam er wieder bei ſeinem Kaiſer an; ſein Roß lag auf dem Kampfplatz.

*) Auszug aus Obriſtlieutenant Tods Vorleſung über die Bildwerke im Tempel von Ellora in den Transactions of the royal Asiatic Society.

*) In der Urſprache ein Wortſpiel: er (Tſchand) flog dahin wie Tſchandra (der Mond) über ihm.

**) Eine Gegend Perſiens die wegen ihrer edeln Pferde berühmt iſt.

***) Parwati, die indiſche Minerva, die Freundin des Dichters.

****) Apſara's ſind die Himmelsbotinnen, welche die gefallenen Helden in den Himmel geleiten und ſie dort bedienen. Ihr Name bedeutet, wie derjenige der griechiſchen Aphrodite, Schaumgeborne" von „Ap," Waſſer, und „Sara," Schaum.

†) Paltſchara kommt von „Pala," Fleiſch, und „tſcharna," ſich nähren. Wenn die Apſara's zarter gehalten ſind, als die ihrem Weſen ſonſt nicht unähnlichen Walkyren der ſkandinariſchen Götterlehre, ſo ſind wiederum die Paltſchara's materieller, als die Jungfrauen Odins.

††) Nirgends in ſeinem ganzen Werk läßt Tſchand eine Gelegenheit vorüber gehen, ſeine Tapferkeit zu preiſen.

Digitized by Google

Die Schlacht wüthete, Stahl traf auf Stahl; auf dem Helm tönte die Keule; vom Kriegsgeſang berauſcht wurden die Helden; die Schilde brachen in Stücke. Oben traten die Götter zuſammen: nie, ſprachen ſie, haben Sterbliche ſolche Thaten vollbracht: ſie fechten auf Bergen von Erſchlagenen, an deren Seiten Bäche von Blut herabfließen.

Da griff Uttital nach ſeinem Dreizack. Die Todesgöttinnen hinter ihm, ſtürzte er ins Schlachtfeld. Jede hielt ihre Schale, das Blut der Erſchlagenen zu trinken. Mahadöh folgte ſeinem Liebling, ein Juwel zu erhalten für ſeinen Halsſchmuck *). Uttitals Dreizack brach den Damm, welcher die Fluthen der Schlacht (das Blut) zuſammenhielt. Dſcheßmont Nahtur ſtellte ſich dem Helden gegenüber; aber hohnlachend ſchlug ihm Uttital das Haupt ab, daß es zu Mahadöhs Füßen flog.

Noch einmal griffen die Mirs des Nordens **) an; neue Streiter von Kenudſch erſetzten die Erſchlagenen. Rembha ***) aber und die Schönen des Himmels ſtiegen herab. Uttital war ihrer aller Wahl; aber die Urwaſis ****) ſtritten ſich um den Helden; ſie kamen endlich überein, ſich in ihn zu theilen. Dreimal durchbrach dieſer den Kreis der Schlacht. Als das Kriegshorn ſein Ohr traf, erhob ſich ſein Haupt zum Himmel; das Heer von Kenudſch floh vor ihm, die Yoſchini's riefen: „Sieg dem Uttital!" und von beiden Heere ertönte laut: „Ehre dem Schwinger des Dreizacks!" die Apſara's ſchwärmten über dem Helden, jede im heftigem Streit um ihn; aber weder für Rembha noch für Apſara war er beſtimmt, Ganga †) ſelbſt nahm ihren Sohn in ihren Armen auf; die Waſſer ſchloſſen ſich über Uttitals Geſtalt.

Gandarwa ††) flog zum Himmel auf; dem Gott der Sterne berichtete er Uttitals Thaten. Indra bereitete ſeinen Wagen, die Schlacht zu ſehen. Schaaren von Apſara's füllten das Gewölbe des Himmels, denn jede ſtieg mit dem Helden, den ſie ſich erwählt, herauf.

Wie der Bergſtrom, ſeine Feſſeln ſprengend, über die Ebene fluthet, ſo floß der Strom des Blutes. Ganga's Waſſer war purpurn von den Erſchlagenen; Roß und Reiter wogten die Fluth hinab. In der Schlacht war Uttital des Sieges Pfeiler geweſen, nun Ganga ihn in ihre Umarmung aufgenommen, drängte ſich der Feind von Neuem um Dehlis Beherrſcher.

*) Hiedurch giebt der Dichter den nahenden Tod des Helden zu verſtehen.

**) Die Syuds, vom Stamme Mohammeds.

***) Rembha, die indiſche Venus, iſt die Königin der Apſara's, der Schönen des Himmels.

****) Ein Beiname der Apſara's, der bedeutet: Bewohnerinnen des Buſens, (Ura.)

†) Ganga (der Ganges) gilt bekanntlich als ein reinigender Strom. An ſeinen Ufern zu ſterben iſt ein ſicheres Unterpfand der Seeligkeit; man bringt die Aſche großer Männer viele hundert Meilen weit, um dieſelbe ſeinen Wogen zu übergeben.

††) Einer von den Sängern des Himmels.

Gemälde aus Mexico.

9. Mexicaniſche Räuber.

(Fortſetzung.)

Als die Damen zurückkamen, fanden ſie mich ſchwach, erſchöpft, kaum fähig zu athmen. Ich gab zu verſtehen, daß ich noch etwas Wein und Waſſer trinken möchte. Man reichte mir ſolches, und fragte, ob mir jetzt beſſer, ob ich wohl vorbereitet zum Sterben ſey. Ich dankte ihnen für die Güte, welche ſie mir bewieſen, und drückte mein Bedauern aus, in dieſem Leben keine Gelegenheit mehr zu haben, ihnen meine Erkenntlichkeit zu zeigen. Der Allmächtige würde nicht ermangeln ſie zu belohnen. Sie ſprachen mir Muth ein; vielleicht ſey es immer noch möglich, daß ich gerettet werde, in keinem Fall aber, hofſen ſie, würde ich bereuen, den guten Prieſter vorgelaſſen zu haben.

„Gewiß nicht; die Beichte iſt nichts ſo Schreckliches, wie ich mir gedacht; der Tod iſt jetzt weniger furchtbar für mich.... freilich kommt es Wenig darauf an, ob ich denſelben fürchte oder nicht, denn ich werde das Tageslicht nicht noch einmal erblicken." — Die Damen nahmen zärtlich von mir Abſchied, und ſagten, ſie würden mich in ihren Gebeten nicht vergeſſen.

Als ſie hinaus waren, ertheilte mir der Prieſter das Abendmahl und die letzte Oelung. Doch hatte ich dieſe Sakramente erſt angenommen, nachdem er mir hoch und theuer verſichert, daß ich heute Nacht unfehlbar ſterben würde, und nicht die mindeſte Hoffnung zu meinem Aufkommen mehr da ſey.

Alle, welche den Abend über bei mir geweſen, waren nach und nach hinausgegangen, und ich blieb mit den drei *Indianern* allein, welche ſich freiwillig angeboten hatten, die *Nacht* mit mir zuzubringen. Sie gaben mir noch ein Wenig Waſſer und Wein zu trinken, und zogen ſich dann in einen Winkel des Zimmers zurück. Einer kehrte bald wieder zu mir und legte ſich nicht weit von mir nieder; die beiden andern hüllten ſich in ihre *Serrapes* und ſchliefen alsbald ein.

Anzugeben, welche Gedanken und Gefühle während dieſer denkwürdigen Nacht nach und nach mich durchzogen, würde ſehr ſchwer ſeyn. So beſtimmt ich mich derſelben auch erinnere, ſo finde ich doch in der Menſchenſprache keine Worte, dieſen Wechſel von Furcht und Hoffnung auszudrücken. Mit der krampfhaften Anſtrengung eines ertrinkenden Menſchen klammerte ich mich an das irdiſche Daſeyn an, und doch lag im zukünftigen Leben nichts Schreckliches für mich. Die Religion hatte meiner Seele vollkommne Ruhe gegeben, und ich war bereit, vertrauensvoll vor dem Thron des Schöpfers zu erſcheinen.

So ſeltſam widerſtritten ſich meine Empfindungen, bis endlich Hoffnung wieder die Oberhand in mir gewann, und ich mich darauf verließ, den ſich bereits kund gebenden Tag noch einmal zu ſehen. Sobald es lichter zu werden begann, weckte ich meine Indianer und bat ſie, die Thür zu öffnen. Eine friſche Zugluft ſtrich in das Gemach und gab meinen betäubten Sinnen einiges Leben zurück.

Wie lieblich dünkte mir dieſer Morgen! Wie glücklich war

Digitized by Google

ich, an dieſem Ort noch zu leben, wo übrigens Alles ſchwieg wie im Grab. Es war ein Sonntag und alle Indianer in der Meſſe. Endlich ging die Sonne auf, und ſchon wars hoch am Tag, ohne daß ſich noch Jemand bei mir eingefunden hätte. Der Erſte, welcher nach geraumer Zeit eintrat, war der Alcade. Er erkundigte ſich bei den Indianern, welche bei mir geblieben waren, ob ich noch lebe. Ich ſelbſt antwortete ihm mit ſchwacher Stimme, daß ich mich etwas leidlicher fühlte. Bald darauf kamen auch die Damen G. und ſchienen erfreut, mich beſſer zu finden. Man fragte mich, ob ich die Ankunft des Wundarztes von Puebla in Acajeta erwarten wollte, oder vorzöge, daß man mich in einer Sänfte nach Puebla trüge. In letzterem Fall würde ich freilich nicht vor Sonnenuntergang in jener Stadt ankommen. Ich fühlte mich ſtark genug, die Reiſe zu ertragen, und bat den Alcaden, alle Vorkehrungen zu treffen, da ich wohl wußte, daß meine Freunde in Puebla die Koſten mit Freude auf ſich nehmen würden.

Der Alcade erſuchte mich, das Ende der Meſſe abzuwarten und ſagte mir, bis Mittag ſollte Alles bereit ſeyn; dann ſchien er hinſichtlich der Beerdigung meiner beiden Freunde, Alvarez und Roberts, bei den Damen G. Erkundigung einzuziehen. Ich verſtand ihre Antwort nicht, denn ſie ſprachen zu leiſe. Der Alcade wandte ſich ſofort gegen mich und fragte, ob Roberts ein Ketzer oder ein Katholik geweſen.

„Ein Chriſt!“ erwiederte ich, um nicht einen Mißgriff zu thun; denn wurde der arme Freund für einen Ketzer anerkannt, ſo konnte er nicht in geweihtem Boden begraben werden.

Der Alcade fragte zum zweiten Mal ob der Verſtorbene ein Proteſtant oder catolico apostolico romano geweſen.

Welchen Bekenntniſſes er eigentlich geweſen, Das habe er mir nie geſagt, war meine Antwort, und ich könnte daher hierauf nicht beſtimmter antworten.

Der Alcade fragte die beiden Poſtillone, welche, wie ich, *lebend* aus unſerm traurigen Abenteuer gekommen, ob ihnen etwa *bekannt* ſey, daß dieſer Roberts irgend einmal die Meſſe beſucht habe, Sie antworteten mit Nein. „Herr Alcade,“ ſagte ich, jene unterbrechend, „dieſe Leute können über Ihre Frage keine Auskunft geben, denn ſie waren nie einen Sonntag mit dem Verſtorbenen zuſammen.“ „Ach!“ entgegnete der Alcade, „ich ſehe wohl, daß er als Ketzer geſtorben iſt, und da man das Gegentheil nicht erweiſen kann, ſo bin ich wohl genöthigt, ihn außerhalb des Kirchhofs begraben zu laſſen.“ Damit ging er, die Sache anzuordnen.

Ich hatte jetzt wieder Kraft genug, an die Damen einige Fragen über den ihnen ſelbſt zugeſtoßenen Unfall zu richten. Sie erzählten mir denſelben folgender Maßen.

Beinahe zur gleichen Zeit, wie wir, von Mexico abgereiſt, hatten ſie in jener unheilvollen Schlucht den Vorſprung vor uns gewonnen; plötzlich wurde ihre Kutſche von ſechzehn bis achtzehn vermummten, bis an die Zähne in Waffen ſteckenden Räubern umringt. Der Bruder hatte klüglich ſeine Piſtolen überreicht, war mit ihnen auf Befehl der Räuber aus dem Wagen geſtiegen, und lieferte ſofort alles Geld, das er bei ſich trug, und den Schlüſſel zu den Koffern aus. Die Räuber legten Hand auf Alles, und ſchickten ſich an, die Reiſenden an Bäume zu binden, was man ihnen jedoch auf ihr Bitten erließ. Einen prächtigen Shawl, welchen ein Bandit eben aus einem Koffer hervorzog, faßte die älteſte Schweſter an, und ſagte mit feſtem Ton: „Dieſer Shawl gehört mein; Ihr ſollt mir ihn nicht nehmen: her damit!“ Der Kerl lachte laut auf, und wirklich gab er den Shawl gutwillig her.

Sobald die Plünderung vorüber war, fragten die Räuber die Damen, wie weit die Engländer noch entfernt ſeyn könnten. Sie gaben nicht gleich Antwort; allein man drohte ihnen mit gezücktem Säbel, und ſo mußten ſie geſtehen, daß wir kaum eine Viertelſtunde hinter ihnen wären. Alsbald ſprengte Der, welcher der Hauptmann der Bande zu ſeyn ſchien, mit einigen Andern in geſtrecktem Galopp davon. Noch waren keine fünf Minuten vorüber, als man ein allgemeines Schießen vernahm. Auf Dieß gaben die übrigen Räuber die Sporen und ritten eiligſt ihren Geſellen nach.

Eine geraume Zeit hörten die Schüſſe nicht auf. Sofort kam ein Räuber angeſprengt, der einen Todten quer über dem Sattel liegen hatte. Bei den Reiſenden hielt er den Lauf ſeines Pferdes etwas an und rief mit wildem Ton: „Die Schurken haben meinen Bruder getödtet; dafür ſoll mir Keiner am Leben bleiben!“ Damit jagte er wieder quer Feldein, und ließ die unglücklichen Frauen in unbeſchreiblichem Entſetzen zurück.

Aus den Worten der Banditen ſchloſſen ſie, daß wir alle todt ſeyen. Gleich darauf ſahen ſie unſer Gefährt aus der Schlucht hervorkommen und ſich, unter einer Bedeckung von Räubern, im Gehölze verlieren. Andre von der Bande kehrten zurück, nicht ſowohl um den Damen ſelbſt ein Leid zu thun, als um ihren Bruder aus der Welt zu ſchaffen; die Schweſtern warfen ſich aber auf die Knie, und erhielten durch ihre Schwüre daß weder er, noch ſie, zu den Reiſenden gehörten, welche ſo harten Widerſtand geleiſtet, Gnade für Jenen. Nachdem ſich die Räuber verſichert, daß die Ausgeplünderten Nichts mehr von Werth bei ſich hätten, ſprengten ſie unverzüglich nach dem Walde; jene aber waren nicht ſobald von ihrer Gegenwart befreit, als ſie nach Acajeta eilten und die Anzeige machten. Man hatte das Schießen dort gehört, ohne jedoch die wahre Urſache zu vermuthen.

Als die Damen ihre Erzählung beendigt hatten, fragte ich, ob der Räuber mit dem Todten auf ſeinem Pferd nicht ein großer Mann mit einer breiten Narbe über die Wange geweſen ſey. Auf ihre Bejahung rief ich: „der Schurke! Der eben iſts, der mir den Dolch ſo oft in den Leib geſtoßen hat! Doch, Gott ſey Dank! ich habe wenigſtens ſeinen Bruder umgebracht!“ Meine bisher gemilderte Wuth gewann damit wieder das Uebergewicht über chriſtlichere Geſinnungen, und ohne die Gegenwart der Damen wär ich wohl noch minder bedenklich in der Wahl meiner Ausdrücke geweſen. Welch ſonderbare Leidenſchaft um die Rache: bloß die Gewißheit, Einige von den Spitzbuben in die andere Welt geſandt zu haben, gab mir auf einmal wieder mehr Kraft, als die wirkſamſten Arzneimittel hätten thun können.

Ich erhielt darauf den Beſuch der Dame und der Kammerjungfer, welche in einer Kutſche mit mir gereiſt waren. Beide hatten ſeit unſrer gemeinſchaftlichen Befreiung nicht aufgehört, mir die rührendſte Sorgfalt zu erweiſen. Gleichwohl laſtete auf der Jungfer der Vorwurf, mich den Räubern als Denjenigen bezeichnet zu haben, deſſen Karabiner ihre Reihen gelichtet. Das arme Mädchen bat mich demüthig um Verzeihung; ſie ſey, ſagte ſie, durch die Drohungen der Räuber ſo beſtürzt geweſen, daß, wenn dieſe ſie darum gefragt hätten, ſie ſich ſelbſt als eine von Denen angegeben haben würde, welche Feuer gegeben, ſo wenig Dieß auch in der Wirklichkeit der Fall war.

(Schluß folgt.)

Statiſtik von China.

China (im engern Sinne) iſt gegenwärtig in 18 Provinzen eingetheilt, von denen jede unter beſonderer Verwaltung ſteht:

1) Die Provinz Tſchi-li mit der Hauptſtadt Peking. Sie grenzt im Norden an die Mongolei, von der ſie durch die große Mauer getrennt iſt. Sie zerfällt in 18 Departemens und zählt eine Bevölkerung von 3,504,038 Einwohner.

2 und 3) Die Provinzen Kiang-ſû und Ngan-hoei, welche zuſammen das alte Kiang-nan bilden. Die Hauptſtadt der erſten dieſer Provinzen iſt Nan-king; die der zweiten Ngan-king-fu. Sie zerfallen in 24 Departemens mit 30,405,258 E.

4) Die Provinz Kiang-ſi. Hauptſtadt Nan-tſchang-fu. Bevölkerung 5,922,000 E.

5) Provinz Tſche-kiang mit 12 Departemens. Hauptſtadt Hang-tſcheu-fu. Bevölkerung 18,975,099 E.

6) Provinz Fu-kian mit 12 Departemens. Hauptſtadt Fu-tſcheu-fu. Bevölkerung 1,684,528 E.

7) Provinz Hu-pe mit 12 Departemens. Hauptſtadt Wu-tſchang fu Bevölkerung 24,604,369 E.

8) Provinz Hu-nan mit 12 Departemens. Hauptſtadt Tſchang-ſcha-fu Bevölkerung 9,098,010 E.

9) Provinz Ho-nan mit 14 Departemens. Hauptſtadt Chai-fung-fu. Bevölkerung 2,662,969 E.

10) Provinz Schan-tung mit 12 Departemens. Hauptſtadt Tſi-nan-fu. Bevölkerung 25,447,633. E.

11) Provinz Schan-ſi mit 19 Departemens. Hauptſtadt Thai-yûan-fu. Bevölkerung 1,860,816 E.

12) Provinz Schen-ſi mit 12 Departemens. Hauptſtadt Si-ngan-fu. Bevölkerung 257,704 E.

13) Provinz Kan-ſû mit 15 Departemens. Hauptſtadt Lan-tſcheu-fu. Bevölkerung 340,086 E.

14) Provinz Szû-tſchonan mit 20 Departemens. Hauptſtadt Tſching-tu-fu. Bevölkerung 7,789,782 E.

15) Provinz Kuang-tung mit 13 Departemens. Hauptſtadt Kuang-tung-fu. Bevölkerung 1,491,271 E.

16) Provinz Kuang-ſi mit 13 Departemens. Hauptſtadt Kuei-lin-fu. Bevölkerung 2,569,518 E.

17) Provinz Yûn-nan mit 21 Departemens. Hauptſtadt Yûn-nan-fu.. Bevölkerung 2,255,459 E.

18) Provinz Kuei-tſcheu mit 14 Departemens. Hauptſtadt Kuei-yang-fu. Bevölkerung 2,941,391 E.

Die Bevölkerung dieſer 18 Provinzen, wie ſie ſich nach der im J. 1790 erſchienenen neuen Ausgabe der kaiſerlichen Geographie findet, beläuft ſich alſo auf 142,326,734 E. Zu dieſer Zahl muß man hinzufügen 12,000,000 als die Bevölkerung der dem Zepter des Kaiſers unterworfenen nicht-chineſiſchen Länder; ferner die Truppen zu Land und zu See mit 906,000 Mann, und 7552 Officieren, ſo wie 9611 Civilbeamte; ſo daß die Geſammtbevölkerung des Reichs nach dem Cenſus des angeführten Jahrs 155,249,897 E. ausweist. Bedenkt man aber, daß die Einwohnerzahl ſeit der Eroberung China's durch die Mant'ſchu im J. 1641 *) ſich vervierfacht hat, ſo iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie in den letzten vierzig Jahren noch beträchtlich geſtiegen iſt. Der Beweis liegt ſchon in dem häufigen Auswandern der Chineſen, welches ſonſt verboten war, gegenwärtig aber von der Regierung begünſtigt zu werden ſcheint. Für das Colonialweſen bereitet ſich durch dieſes Auswandern eine Revolution vor, welche die Folge haben dürfte, daß nach und nach übeeall freie chineſiſche Arbeiter an die Stelle der Negerſklaven treten. Daß die Engländer auf alle Weiſe die fleißigen Chineſen nach ihren Beſitzungen zu ziehen ſuchen, war längſt bekannt; in der neueſten Zeit aber haben ſie auch ganze Ladungen von ihnen nach der Inſel Mauritius geführt, um ſich ihrer Dienſte auf den Zucker- und Kaffeepflanzungen zu bedienen.

Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe.

Bekanntlich beſteht ein ſolcher Verein, deſſen Präſident Brougham iſt, bereits ſeit drei Jahren in England; nach dem Muſter desſelben hat ſich nun auch einer in Paris gebildet (union encyclopédique). Die Geſellſchaft unter Leitung von Hrn. Bailly de Merlieux hat hauptſächlich zum Zwecke, den Franzoſen gute Elementarbücher in die Hände zu geben. Man beabſichtigt nach und nach eine Bibliothek von 300 Bänden (für die Aktionärs zu je 2 Fr., für die übrigen Subſcribenten zu 3 Fr.) erſcheinen zu laſſen, welche Wiſſenſchaften, ſchöne Künſte und Literatur, Gewerbe und Manufakturen, Geſchichte, Geographie und Reiſen in ſich begreifen ſoll. Eine Monatsſchrift unter dem Titel „Memorial encyclopédique“ wird das Publikum immer von dem Fortgang der Arbeiten der Geſellſchaft unterrichten und zugleich als Supplement dienen. Die Redaktion der Abhandlungen geſchieht unter der Aufſicht eines Raths (conseil de perfectionnement) von 60 ordentlichen Mitgliedern (membres-assistans) und 120 außerordentlichen Mitgliedern (membres auxiliaires), die aus den ausgezeichnetſten Gelehrten in allen Fächern gewählt werden.

---

*) Nach dem damaligen Cenſur betrug ſie 26,000,000 ſteuerpflichtige Bauern, alſo wenn man die Städtebewohner dazu rechnet, kaum im Ganzen etwa 37,000,000. So ſehr hatten damals langwierige und grauſame Kriege dieß von der Natur ſo geſegnete Reich entvölkert.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 136 und 137. 16 und 17 May 1830.

Reiſebemerkungen von Wagler.

(Fortſetzung.)

Mit geſpannter Erwartung trat ich in den achten Raum, welcher, wie man mir geſagt hatte, der Zoologie gewidmet iſt; ich wunderte mich aber nicht wenig, als ich hier in zwölf an den Wänden ſich hinziehenden Glasſchränken nur einige hundert ausgeſtopfte Vögel, und nur ſehr wenige Säugthiere wahrnahm. Von letztern iſt eine neue, den Eſeln nahe ſtehende Pferdeart aus Südafrica dem Andenken des bekannten Reiſenden in dieſem Lande, Sir Burchell, unter dem Namen: Asinus Burchellii gewidmet! Mit Ausnahme einiger Vögel aus den freundſchaftlichen Inſeln, welche die beiden Forſter von ihrer Reiſe zurückgebracht hatten, und des wirklich ſeltenen Lophophorus Impejanus, ſind die übrigen ſolche, welche man in allen größeren Sammlungen zu ſehen pflegt. Ihre Beſtimmung fand ich ſehr genau. Von dieſen Vögeln ſind die engliſchen getrennt, welche im eilften Raume ſtehen. Ein Kaſten, mit Nr. 13 bezeichnet, ſteht am Fenſter und enthält Neſter und Eier in geringer Anzahl. Unter ihnen iſt das vollſtändige eßbare Neſt einer Schwalbe (Hirundo esculenta) aus Oſtindien, ſo wie das Neſtchen des Schneidervogels, welches dieſer der Unterſeite eines großen Blattes mittelſt feiner und zäher Pflanzenfaſern anheftet, bemerkenswerth. Das koſtbarſte Stück in dieſem Raume aber, (ein Geſchenk von dem berühmten Reinhold Forſter) iſt unſtreitig der Fuß der Dronte (Didus ineptus Linn.), eines Vogels, welchen man nur aus einer von Cluſius in ſeinen Exoticis aufbewahrten Beſchreibung der erſten holländiſchen Schifffahrer, ſo wie durch ein Oelgemälde derſelben Periode, wovon Edwards in ſeinen Gleanings of Birds eine Copie mittheilte, kennt; der auf Isle de France gelebt haben ſoll, und von welchem keine andere natürliche Spur mehr vorhanden iſt, als der eben erwähnte Fuß im brittiſchen Muſeum, und ein beſchädigter Schnabel im aſhmolean'ſchen Muſeum zu Oxford. Alle Nachforſchungen nach dieſem Vogel, welcher etwas größer als eine Gans iſt, und ſtatt der Flügel nur kurze, zum Flug untaugliche Federwedel hat, waren bisjetzt erfolglos. Die älteſten Eingebornen von Isle de France, welche in neuerer und neueſter Zeit von Deutſchen, Engländern, Franzoſen und Holländern um das Daſeyn dieſes Vogels auf ihrer Inſel befragt wurden, verſicherten einſtimmig, einen ſolchen weder geſehen, noch je etwas davon gehört zu haben oder aus Traditionen von den früheſten Einwohnern des Landes zu wiſſen. Es iſt daher mehr als wahrſcheinlich, daß die Dronte nie auf Isle de France gelebt hat. Cuvier, Illiger und faſt alle übrigen Zoologen ſetzen dieſen in der Geſchichte der Thiere berühmt gewordenen Vogel neben die Strauße, allein ich bin, nachdem ich ſeinen Fuß und Schnabel ſelbſt geſehen habe, der ſichern Ueberzeugung, daß er ein Waſſer- und zwar ein Meervogel iſt, der ſich den Pinguinen (Apterodytes), vorzüglich Shaws flügelloſer Apteryx, zunächſt anreiht, und mit dieſen wahrſcheinlich ſehr tief am Südpole lebt. — In der Mitte dieſes Raumes ſtehen ein und dreißig Pulte mit Zoophyten und Conchylien, letztere nach Lamark geordnet. Unſtreitig iſt dieſe Partie die vorzüglichſte der zoologiſchen Sammlung. Die Zoophyten ſind nach Leachs Angabe aufgeſtellt. Als große Seltenheiten fielen mir hier Solenomya mediterranea, Fridina ovata, Mitra zonalis, Conus aurantius, Magilus (wovon das Thier noch unbekannt iſt) und Galeolaria auf.

Der neunte Raum mit zwanzig Schränken dient zur Aufbewahrung der Ueberreſte vorweltlicher Thiere. Dieſe Sammlung, obgleich nicht beſonders groß, enthält einige ſehr ausgezeichnete Stücke. In den Schränken fünf bis zwölf ſind die Ueberreſte von Säugthieren, als vom Palaeotherium und Anoplotherium, vom Elephas primigenius aus Sibirien (dem ſogenannten Mammuthe), von dem nordamericaniſchen Maſtodon und vom Rhinoceros antiquitatis, ſo wie eine Folge von Knochen des Höhlenbären aus der gailenreuther Höhle niedergelegt. Außer einem ſehr vollſtändigen, in Irland aufgefundenen Schädel mit dem Geweihe des Rieſenhirſches (Cerv. giganteus oder hibernicus) fiel mir beſonders ein in Kalkſtein eingeſenktes menſchliches Skelet auf, das von Alexander Cochrane aus Guadeloupe gebracht, und von der Admiralität dem brittiſchen Muſeum übergeben wurde. Die Knochen dieſes Skeletes, welches im harten Steine auf dem Rücken gerade ausgeſtreckt liegt, ſind ſehr hart und nicht überſintert. Der Kopf, die Halswirbel und die Füße fehlen. Von der rechten Seite iſt das Schenkel- und Schien-, von der linken nur das halbe Schenkel-, aber vollſtändig das Schien- und Wadenbein vorhanden. Der rechte Arm fehlt gänzlich, vom linken bemerkt man nur ein Stück vom Ellenbogenbein und von der Speiche, ſo wie drei Finger, welche ſich, über das Darmbein hingehend, gegen das Schambein hin einwärts krüm-

Digitized by Google

men. Vom linken Schlüſſelbeine konnte ich nur noch ein Stückchen wahrnehmen. Die Bruſtrippen und falſchen Rippen der linken Seite zeigen ſich von Innen. Der Sternaltheil der erſtern, ſo wie das Bruſtbein ſelbſt fehlen gänzlich. Man findet ſolche menſchliche Gerippe öfters zwiſchen den Riffen der See von Guadeloupe. Sie ſcheinen von den Leichnamen verunglückter Seefahrer herzurühren, und von der Steinmaſſe in der Periode umſchloſſen worden zu ſeyn, als ſich die Inſel, welche durch Vulkane entſtand, bildete (?). Im Steine des eben beſchriebenen Stückes, welches Nichts von ſtalaktiſcher Natur zeigt, beobachtet man kleine Schneckengehäuſe und rothe, harte Körner, die wohl von Millepora mineacea herrühren. Die Eingebornen nennen dieſe menſchlichen Skelete Calibi, woraus man vielleicht Caribe, oder Caraibe bildete, einen Namen, womit man die Urbewohner der kleinen Antillen belegte. Von Knochen vorweltlicher Vögel, von denen wir überhaupt nur ſehr wenige kennen, iſt hier nur eine ſehr geringe Anzahl vorhanden.

Doch vor allem Andern intereſſirte mich der, ich darf wohl ſagen, weitberühmt gewordene homo diluvii testis et *Θεοσκο-πος*. Unter dieſem Titel beſchrieb und bildete ab der durch ſeine Physica sacra allgemein bekannte zürcher Arzt Schenchzer im Jahre 1726, nicht, wie er der Meinung war, einen Menſchen, der Zeuge der Sündfluth war und Gott ſchaute, ſondern, wie Cuvier nachgewieſen hat — einen Froſch *)! Dieſer Froſch der Vorzeit war ein Waſſerſalamander, (welcher bekanntlich, wie der Erdſalamander, zur Ordnung der Fröſche gehört), von rieſenhafter Größe, denn er hatte eine Länge von drei Schuh, während die noch lebenden bis jetzt bekannten Waſſer- und Erdſalamander höchſtens ſechs bis acht Zoll lang ſind. Dieſer im öninger Schiefer eingeſchloſſene Salamander iſt eine der werthvollſten Beſitzungen des britiſchen Muſeum, und kam in dieſes durch einen gewiſſen Dr. Amman aus Zürich.

Auch hatte ich hier Gelegenheit die Knochenüberreſte mehrerer Arten einer höchſt ſonderbaren Thiergattung der Vorwelt, welche von einem Deutſchen, Hrn. König, Vorſtande der naturhiſtoriſchen Abtheilung des britiſchen Muſeums, zufolge einer entfernten Aehnlichkeit mit einem Fiſche und einer Eidechſe mit dem Namen „Ichthyoſaurus“ belegt wurde, mit aller Muße zu unterſuchen. Die Beſtimmung der Ordnung dieſes Meerthieres ſetzte die ausgezeichnetſten Zoologen und Zootomen in Thätigkeit, und Everard Home (in den Philosophical Transactions) Labèche und Conybeare (in einer Abhandl. der lond. geolog. Geſellſchaft) und vorzüglich Cuvier (in ſeinen nie vergänglichen Recherches sur les ossemens fossiles) ſtimmen dahin, daß der Ichthyoſaurus ein Amphibium geweſen und bei der Umwälzung unſeres Erdballes untergegangen ſey. Beſchäftigt mit der Ausarbeitung eines natürlichen Syſtemes der Amphibien und dadurch ziemlich genau bekannt mit dem Knochengerüſte derſelben, ſchien mir dieſe Beſtimmung der ſyſtematiſchen Stellung dieſes vorweltlichen Thieres keineswegs die richtige. In dem eben angeführten Syſteme, welches gegenwärtig die Preſſe verlaſſen hat, glaube ich auch hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Ichthyoſaurus eben ſo wenig zu den Amphibien gehöre, als ein anderes, *wo möglich* noch ſonderbarer geſtaltetes in Kalkſchiefer *eingeſchloſſenes*, vorweltliches Thier des münchener Naturalienkabinets, welches von Hrn. v. Sömmering für ein fledermausartiges Säugthier gehalten, und unter dem Namen „Ornithocephalus“ in den Denkſchriften der bayriſchen Akademie der Wiſſenſchaften *abgebildet* und beſchrieben, dagegen von Cuvier und Oken für ein fliegendes Amphibium erklärt, und deßhalb, und zufolge eines ungeheuer langen Fingers an den Vorderfüßen, Pterodactylus genannt wurde, ſondern daß er mit dieſem und dem noch lebenden Schnabelthiere und der Echidna in Neuholland eine eigene Thierklaſſe bilde, welche zwiſchen den Säugthieren und Vögeln einzuſchalten iſt, und ich mit dem Namen „Gryphi, Greife“ bezeichne, in ſoferne als die Alten unter Gryphus ein Weſen gemiſchter Säugthier- und Vogelnatur verſtehen. Auch ſcheint es mir mehr als wahrſcheinlich, daß der Drache des grauen Alterthums (aus *welchem* ſpäter der auf dem Lande lebende Lindwurm entſtand), von dem die Erzählungen ſo weit hinaufgehen als die Geſchichte reicht,

*) Unbegreiflich iſt es wie Scheuchzer, der doch Arzt war und den Bau des menſchlichen Skeletes kennen mußte, in dieſem Amphibium einen Menſchen, oder Dem etwas Aehnliches erkennen konnte! Aber er brauchte für ſeine Beſchreibung der Sündfluth auch einen Menſchen, und ſo war ihm ſelbſt das foſſile Skelet eines Salamanders, in deſſen Kopfe die gereizte Phantaſie einen menſchlichen zu erkennen glaubte, ein hochwillkommener Fund. Die Naivität, mit welcher er ſich über dieſen Gegenſtand ausdrückt, giebt uns Veranlaſſung ihn hier ſelbſt, gewiß nicht zum Verdruſſe des geneigten Leſers, wie folgt, ſprechen zu laſſen.

„Der Unglücks-Menſchen Reſt wird gleichfalls ausgegraben,
Wodurch wir mehrern Grund zu der Verſchüttung haben.

Nun ſchreiten wir gerades Wegs zu den Menſchen, der eigentlichen Sündfluthsurſache, deren Sünden unzählig andere unſchuldige Opfer mitbüßen mußten. Indeſſen iſt verwunderlich, daß vom menſchlichen Geſchlechte ſo Wenig übrig geblieben, alſo daß ich in meinem ſonſt weitläuftigen Cabinet mehr nicht unter dieſen Titel ſetzen konnte, als zwei ganz verſteinte, kohlſchwarze, glänzende Rückgradwirbel.“ (Die Abbildung zeigt daß ſie von einem ähnlichen Salamander ſind). „Zu beſonderm Glück aber iſt mir A. 1725 aus dem öningiſchen Steinbruch ein Monument zugekommen, welches um ſo mehr aufmerkungswürdig, weil es unſtritt von der Sündfluth abſtammt, geſtalten es nicht nur einen Theil, ſondern ein halbes Beingerüſte vorzeigt, ingleichem nicht nur die obenhin aus- oder eingedruckte Figur iſt, woraus die hochfliegende Einbildung einen Menſchen bilden könnte, ſondern das Weſen der Gebeine, ja des Fleiſches und anderer weichen Theile ſelbſt darlegt, und das in ordentlicher, eines erwachſenen Menſchen Beingerüſt ähnlicher Art und Ebenmaß; kurz, ein recht ſeltenes Denkmal jenes verfluchten Menſchengeſchlechts der erſten Welt, deſſen drei Ab- oder Eindrücke in verſchiedenen Steinen vorhanden.“

Nachdem nun Scheuchzer von dieſem Skelete noch den „Umkreis des Stirnbeines, die orbitae oder Augenleiſen, das Loch an der untern Augenleiſe, welches dem groſſen Nerven vom fünften Paar den Durchpaß giebt, Ueberbleibſel des Gehirns oder harten Hirnhäutleins, Stücke von den Augenbeinen rings um die Augenkreiſe, die ſiebförmigen und ſchwammigen Beine, die Pflugſchaar, welche die Naſe in zwei gleiche Theile ſöndert, das vierte Kinnbackenbein, ſo die Backen ausmacht, etwas Uebeiges von der Naſe, ein ziemlich Stuck von den käuenden Mäuslein, die erſte mit einer ſteinernen Haut annoch bedeckte Rippe,“ ꝛc. an der Figur nachgewieſen, endet er mit den Zeilen:

Betrübtes Beingeruſt von einem alten Sünder, (Der arme Froſch);
Erweiche Stein und Herz der neuen Bosheitskinder!

auf Mythen von dieſem Ichthyosaurus (den ich, da er weder ein Fiſch noch eine Eidechſe iſt, Gryphus, Greif, nenne) beruht *). Auch von einem andern Greiſe, der gleichzeitig mit dem Ichthyosaurus lebte und unterging, einen ungemein langen Hals hatte, und gleichfalls im Meere hauste, und welchen Conybeare, der ihn zuerſt beſchreibt, Plesiosaurus nennt (dieſen unpaſſenden Namen habe ich in salidracon, Seedrache, umgeändert), ſind hier einige Bruchſtücke vorhanden. Die Sammlung von Fiſchabdrücken in Stein von Oeningen, vom Monte Bolſa und aus dem Canton Glarus, von Krebſen und Inſekten, ſo wie von verſteinerten und noch lebenden Zoophyten iſt nicht unbeträchtlich, und manche neue, unbeſchriebene Gattung habe ich darunter wahrgenommen.

Im zehnten Raume ſteht die britiſch-oryctognoſtiſche Sammlung. In einer Reihe von Pulten ſind die Mineralien von den erſten ſieben Grafſchaften Englands, von Bedfordſhire bis Devonſhire incl. in alphabetiſcher Ordnung aufgeſtellt, und in vier Claſſen, als in Erden, Metalle, brennbare Subſtanzen, und Salze abgetheilt. Die Stücke dieſer Sammlung ſcheinen mir alt und verwittert zu ſeyn, und waren auch großentheils unanſehnlich. — Der eilfte Raum endlich ſchließt die keineswegs vollſtändige, aber in gutem Zuſtande befindliche Sammlung inländiſcher Vögel ein. In den Schränken zwiſchen den Fenſtern ſieht man Amphibien, Fiſche, Würmer, Mollusken und Strahlenthiere in Weingeiſt aufbewahrt, ſämmtlich in geringer Anzahl. Amphibien und Fiſche füllen nur einen einzigen Kaſten aus, auch bemerkte ich unter ihnen nichts Ausgezeichnetes, wenn ich hievon die Schlangen ausnehme, welche man mir in großen Maſſen zuſammengehäuft in einem faſt unterirdiſchen Gewölbe des Muſeums, angeblich von Partrick Ruſſel aus Vizagapatam herrührend, zeigte. Ein in der Mitte dieſes Raumes aufgeſtelltes Pult mit vier Käſten enthält die Inſekten. Dieſe Sammlung iſt unbedeutend.

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Zehnte Vorleſung.

Die Naturwiſſenſchaften unter den Ptolemäern.

Die drei großen Zweige der Naturwiſſenſchaft, Zoologie, Botanik und Mineralogie waren in wenigen Jahren und durch die Wirkſamkeit von bloß zwei Männern zu einem hohen Grad der Ausbildung gekommen. Wäre man bei der angenommenen Methode beharrt, hätte ſich an verſtändige Beobachtung der Natur gehalten, ſo würde die Summe poſitiver Kenntniſſe ohne Zweifel ſehr ſchnell zugenommen haben. Allein nach Theophraſts Tode erſchütterten Unruhen Griechenland und ließen ein Studium der Natur nicht wohl mehr zu, da dieſes äußerer Ungeſtörtheit und äußerer Mittel bedarf. Bald wurden nur noch die ſpeculativen Wiſſenſchaften in Athen fortgeſetzt, und auch dieſe nicht mehr mit dem Glanz, der ſie in den ſchönen Tagen der Republick umſtralte.

In Alexandrien allerdings fanden die poſitiven Wiſſenſchaften eine Freiſtätte; doch auch im Muſeum ließ der regſame, von Ariſtoteles in Thätigkeit geſetzte Geiſt bald nach. Einige Gelehrte huldigten der Myſtik, die damals in Egyptens Hauptſtadt bereits vorzuherrſchen begann, und verirrten ſich ſomit von der richtigen Bahn; andere ergaben ſich auch bloß einer gewiſſen Indolenz, vermöge welcher ſie unmittelbare Beobachtungen vernachläßigten. Im Beſitz einer großen Bücherſammlung, dieſer ganz neuen Quelle, deren Nützlichkeit, eben weil ſie neu war, um ſo lebhafter empfunden wurde, ſtritten ſie ſich über die in Büchern vorkommenden Thatſachen, ſtatt neue durch eigne Forſchung hinzuzufügen. Aus ihrer Wirkſamkeit bildete ſich die Kritik, eine unſtreitig höchſt nützliche Kunſt, die aber für die damalige Zeit in gewiſſer Hinſicht zu früh erſchien. Alle ſogenannten Stubenbeſchäftigungen, wie Mathematik, Geſchichte, Poeſie wurden vorzugsweiſe getrieben, die Naturwiſſenſchaften aber bald nur noch in ihrem Bezug zur Heilkunde fortgeſetzt. Die Botanik hörte auf, für ſich ſelbſt eine Wiſſenſchaft zu bilden; aber ſie nahm noch die Aufmerkſamkeit der Rhizotomen (Wurzelſchneider) in Anſpruch, welche ſich auf Kenntniß der Arzneikräfte der Pflanzen legten. Dieſe Rhizotomen, obwohl nicht in dem Anſehen, wie die eigentlichen Aerzte ſtehend, ermangelten nicht einer gewiſſen allgemeinen Bildung. Euthydemus von Athen, der in Europa zuerſt die Melone zog, deren Samen von Perſien oder Indien eingebracht worden war; Klearch, welcher den Pflaumenbaum einführte; Phragas von Ereſſos, und mehrere Andre waren den philoſophiſchen Studien nicht fremd; wobei zu bemerken, daß ſie ſämmtlich der ariſtoteliſchen Schule angehörten.

Hundert Jahre etwa vor der Zeit, die wir eben betrachten, gab es noch keine Anatomie, und Hippokrates kannte, wie ſchon bemerkt worden, den menſchlichen Bau, nur ſo weit er äußerlich erkennbar war, oder ſo weit das Innere etwa bei Behandlung von Wunden wahrgenommen werden konnte. Noch etwas früher ſcheint zwar allerdings Alkmäon wichtige Entdeckungen über das Innere der Thiere gemacht zu haben; allein das Vorurtheil ſeines Zeitalters erlaubte ihm weder dieſelben bekannt zu machen, noch ſie fortzuſetzen. Heraklit, der ſich mit gleichen Nachforſchungen abgab, mußte ſich unter Gräber zurückziehen. Die Wiſſenſchaft im eigentlichen Sinn war alſo nicht vor Ariſtoteles vorhanden, welcher durch das Studium der vergleichenden Anatomie denn mit Einem Mal zu genauen und umfaſſenden Begriffen gelangte.

Sein Beiſpiel wurde von den Aerzten befolgt und auf den Menſchen angewandt. Da letzteres jedoch in Griechenland für ein todeswürdiges Verbrechen galt, ſo mußten Die, welche ſich in der Anatomie unterrichten wollten, ſich nach Egypten verfügen, wo ſchon früher die Sitte des Einbalſamirens zu einer etwas genauern Kenntniß des innern menſchlichen Baus hatte führen müſſen, ſpäter aber, unter den aufgeklärten Ptolemäern,

*) Die Gründe, welche mich auf dieſe Muthmaßung bringen, werde ich in einem beſondern Aufſatze, welcher die Geſchichte dieſer Greiſe und des Drachens des Alterthums beleuchtet, in einem dieſer Blätter entwickeln, und durch Hinzufügung von Abbildungen der dabei einſchlägigen Thiere zu verſinnlichen ſuchen.

Digitized by Google

ge iſt die ſogenannte Hornſchlange der Alten, (cerastes) welche die Sandebenen bewohnt. Sofort läßt ſich Nikander auf die Geckos, auf die giftigen Spinnen, endlich auf acht Skorpionenarten ein, welche ſo genau beſchrieben werden, daß man bei in jenen Gegenden vorgenommen Nachforſchungen ſie wahrſcheinlich wieder erkennen würde.

In den Alexipharmaka werden die giftigen Pflanzen und die Eigenthümlichkeiten ihrer Säfte aufgeführt. Das Buch enthält manches Unrichtige; gleichwohl bemerkt man in demſelben, daß die Pflanzenkunde Fortſchritte gemacht hat. Mehrere Gewächſe, die Theophraſt noch nicht kennt, werden genannt. Nikander ſagt, die Ratten belecken die Wurzeln des Eiſenhuts (Akonitums), was lange für falſch gehalten wurde, ſeit Kurzem aber ſich als richtig ergeben hat. Nikander ſchrieb etwa ein Jahrhundert vor Chriſtus. Bereits tragen ſeine Werke ſichtbare Spuren des Verfalls; man vermißt Ordnung, Methode wiſſenſchaftlichen Geiſt.

Die griechiſche Revolution und die europäiſche Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland. (Fortſetzung.)

Iſt es uns vergönnt, noch über einige Punkte unſre Meinung auszuſprechen, ſo bemerken wir, daß wir glauben, der ſouveräne Fürſt von Griechenland ſollte den Königstitel führen. Bei einem ſo eiteln und prunkſüchtigen Volk wie die Griechen iſt ein Titel viel werth. Griechenland hat bereits ſeine phanariotiſchen Fürſten — die Maurokordatos und Ipſilantis — in ſeinen Dienſten; es hat den Bey oder Fürſten von Maina und ſo viele Stammhäuptlinge, die in ihren Bezirken den Herrn ſpielen; um ihren Anſprüchen zu imponiren oder ihrem Stolz zu genügen, ſollte der Souverän mit einem höhern Titel bekleidet ſeyn, als ſie ſelbſt. Oder fürchtet man etwa, es wäre eine Herabſetzung der Königswürde, wenn man ſie auf den neuen Staat übertragen wollte? Allein der König von Griechenland wird über ein größeres Gebiet herrſchen, als die Könige von Dänemark oder Sachſen, und bald wird er auch mehr Unterthanen beſitzen als einer von beiden. Er wird ſein Scepter erſtrecken über viele berühmte Königreiche und Republiken des Alterthums und 'Αναξ 'ανδρων Λεοπολδος wird einen ſo ſchönen Schluß zu einem Hexameter geben, als der Männerfürſt Agamemnon. Der Einwurf, den man von der Koſtſpieligkeit des Königthums und dem widrigen Contraſt des Glanzes eines Königshofs gegenüber dem Elend des Volks hernahm, bedünkt uns wenig begründet. Die Monarchie iſt nicht eben nothwendig die koſtſpieligſte Regierungsform; des Unterhalts eines zahlreichen Gefolges von geſtickten Kammerherren, von Paradeadjutanten, hohen Kronbeamten und wohlgenährten Leibwachen (beefeaters) könnte der Souverän von Griechenland ſich ſo ziemlich überheben. Sein Haus und ſeine Perſon müßte ſich auf den Bedarf des Nothwendigen und Anſtändigen beſchränken; wenn er aber den Ueberſchuß der Einkünfte zur Vermehrung ſeiner Truppen verwände, um ſeiner Regierung mehr Achtung zu verſchaffen, ſo würde er in dieſem Fall bloß den Staatszweck vor Augen haben, welcher derſelbe wäre, ob er ſich nun Präſident oder Kaiſer ſchelten ließe. Werfen wir einen Blick auf das Benehmen des gegenwärtigen ſparſamen Oberhaupts von Griechenland, Capo d'Iſtrias. Wenn er auf ſeiner Fregatte Hellas, dem einzigen großen Schiff in ſeiner Marine, rings um ſeine Continental- und Inſelbeſitzungen herumfährt, oder wenn er eine Inſpectionsreiſe zu Land macht, ſehen wir ihn von einem großen Gefolg begleitet? Wäre es nothwendig, daß König Leopold mit mehr Prunk aufträte? In Bezug auf Privataufwand, Tafel und häusliche Einrichtung könnte der Unterſchied zwiſchen einem König und einem republikaniſchen Oberhaupt kaum in Betracht kommen. Ob Jener gleich den alten Spartanern mit einer ſchwarzen Brodſuppe für lieb nähme oder ſich am üppigern Schildkrötengericht labte, ob er gleich ſeinen „weltherrſchenden" Vorfahren im homeriſchen Zeitalter ſich ſelbſt ſeine Hammelskeule bereitete und den Speer in der Hand beim Brudermahl (δαὶς 'αιση) präſidirte oder ſich den berühmteſten Magenkünſtler beſchriebe, den Paris — das neue Sybaris — aufzuweiſen hätte; weder das Eine noch das Andre wird den Finanzen auch des kleinſten Gemeinweſens, welches auf Unabhängigkeit Anſpruch macht, ſonderlich weh thun. Dieſelben Bemerkungen gelten auch den übrigen Theilen einer königlichen Hofhaltung. Daß ein König von Griechenland, der Gebieter über eine arme und halbzerſtörte Landſchaft, ſich auf keine Civilliſte wie ein König von England oder Frankreich Rechnung machen darf, daß von Paläſten, Luſtſchlöſſern, Parken, Marſtällen mit ſahnfarbenen Pferden und Remiſen mit vergoldeten Staatswägen und Schaaren von Hofſchranzen bei ihm nicht die Rede ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt; aber all dieſe Dinge ſind zur Behauptung königlicher Autorität ſehr entbehrlich.

Die Alliirten könnten wohl Nichts gegen den Königstitel haben, der ſie Nichts koſtet; aber ſie mögen fürchten, ſich eine größere pecuniäre Laſt aufzuladen, da ihnen die Ausſtattung des Prinzen obliegt. Der Fürſt, der ſich mit dem Auftrag der verbündeten Höfe die Regierung in Griechenland zu übernehmen dahin begiebt, muß pecuniäre Hülfsquellen — als Subſidien oder Anlehen — mit ſich bringen — Dieß ſieht Jedermann, wer von der Lage jenes Landes das Geringſte weiß. Würde ſich alſo auch das Collegium der alliirten Miniſter in London in dem Stil der alten Königsmacherkunſt der Römer an die Griechen wenden: Quod bonum, faustum felixque sit, Quirites, REGEM CREATE, ita Patribus visum est; ſo müßten ſie vorher ihr Bild des Königthums, wie die Statue des Phidias, mit Gold ſchmücken, ehe ſie es dem Volke zeigen könnten. Stecke Geld in die Taſche, iſt unſer Rath an König Leopold: ſtecke Geld in die Taſche oder ſuche keinen Thron in Griechenland. Das ganze Einkommen des verfloſſenen Jahres belief ſich auf keine 160,000 Pf. St., während die Ausgaben 400,000 Pf. überſtiegen. Den Ausfall deckten die Subſidien von Rußland und Frankreich, das An-

Digitized by Google

lehen eines Bürgers von Genf und das Privatvermögen des Präſidenten. *)

Später waren wieder alle Beamten' des Civildienſts, die ſämmtliche Armee und die Marine mit ihren Gehalten im Rückſtand. In manchen Plätzen liefen deßwegen auch die Truppen aus Mangel an Unterhalt auseinander und ein Corps brach von Oſtgriechenland nach Morea auf, und bemächtigte ſich der Korinthenernte auf den Staatsländereien. Ohne regelmäßige Bezahlung aber giebt es keinen Gehorſam und ohne Gehorſam keine Ordnung. Den pecuniären Hülfsquellen des Auslandes, welche Capo d'Iſtrias zur Verfügung hatte, und der verſtändigen Art, mit welcher er dieſelben verwaltete, verdankte der Präſident hauptſächlich den glücklichen Fortgang der Dinge unter ſeiner Regierung während der letzten zwei Jahre. Nothwendig muß das Land wieder in dieſelbe Lage zurückſinken, worin es ſich befand, ehe der Graf mit ſeinen Hülfsquellen erſchien, wenn nicht ſein Nachfolger ſehr bedeutende Mittel zur Verfügung hat. Das Gemälde jener Periode iſt abſchreckend genug. „Man hätte hoffen ſollen, daß die Griechen die Unthätigkeit des Feindes benützen würden, ihr Gemeinweſen etwas zu organiſiren; ſtatt deſſen verhalf dieſe Muße bloß den Parteien dazu, ſich vollends zu entwickeln, worauf man ſich ſofort wechſelsweiſe in Stücke zerriß. Um eine Expedition zu Stande zu bringen, bedurfte es jahrelanger Vorbereitungen; ein Augenblick reichte hin, die Faktionen zu bewaffnen. Schien es nicht, als beſäße dieß unglückliche Volk ſeine Thätigkeit bloß, um ſich ſelbſt damit Leides anzuthun? Wenn es gegen den Feind ausrückte, ſo geſchah Dieß bloß nach Laune, und beſiegt oder Sieger, ſobald die, gegen welche es focht, flohen oder unter ihren Lorbeeren ausruhten, vergaß es gleich einem Kinde aller ſeiner Noth, nicht daran denkend, daß die Gefahr nur um ſo drohender wiederkehren würde. Keine Verwaltng konnte ſich bilden, keine Abgaben konnten regelmäßig erhoben werden. Von ſo vielen Anlehen, von ſo vielen freiwilligen Beiträgen wurde Nichts für das öffentliche Wohl verwendet. Die Häuptlinge plünderten die Caſſen — verhandelten die von den europäiſchen Vereinen geſandten Vorräthe. Der Feind lebte von dem Brod, das für die griechiſchen Feſtungen gebacken war, und die Griechen mußten indeſſen wähdlich Hunger leiden. Ueberall ſah es traurig aus. Die Rechtspflege war käuflich; die Regierung war ohne Gewalt, ohne Einfluß; ſie hatte weder einen Soldaten noch ein Schiff. Eigentlich giebt es in Griechenland keine Parteien, ſondern Coterien und zwar deren ſo viel als man Dörfer zählt."

Wären die Einkünfte, welche der Prinz von England bezieht, auch noch weit beträchtlicher, als ſie wirklich ſind, ſo würden ſie doch wohl in den erſten Jahren für ſeine häusliche Einrichtung aufgehen. Er kommt in ein Land, wo kaum ein Haus ſteht, das ſich zur Aufnahme eines Mannes eignet, der an den Luxus und Glanz ſeines Ranges gewöhnt iſt. Die Häuſer der vormaligen türkiſchen Grundeigenthümer und reichen Griechen, welche in dieſer Provinz des türkiſchen Reichs ohnehin nie ſonderlich geräumig oder elegant waren, liegen in Trümmern. Eine Reſidenz für den Souverän muß daher mitten unter den Hütten der Fiſcher und den Zelten der Hirten erſt gebaut werden. Philhelleniſche Reiſende wußten nicht genug zu erzählen, wie romantiſch die beiden Nationalverſammlungen in Argos und Aſtros ſich ausnahmen, wo ſie in einem Garten unter dem Schatten der Oliven, Citronen und Orangen Rath hielten. Allein der Grund, warum ſie den Tempel der Natur zum Sitzungsſaal wählten, wurde ſorgfältig verheimlicht. Sie lagerten ſich unter freiem Himmel, wie Zigeuner unter einer Baumhecke, weil ſie kein Obdach wußten, unter dem eine wenn auch nicht zahlreiche Verſammlung Platz gefunden hätte. Die Wohnung des Präſidenten in Aegina rühmt ſich zwar einiger Bequemlichkeiten; doch iſt ſie kaum von den Hütten, die ſie umgeben, zu unterſcheiden. Fontanier beſuchte einige Mitglieder der Regierung daſelbſt und traf ſie in Häuſern, die ohne Geräthe und halbzerfallen waren. Der Miniſter der Marine, erzählt er, empfing mit Dank 20 Fr. von ihm, die er ihm einzuhändigen den Auftrag hatte. Das Cabinet der HH. Miniſter befand ſich in einem alten Thurm, wo Ihre Exzellenzen auf einer Leiter hinaufſteigen mußten. Am Beſten logirte der Präſident noch an Bord ſeiner Fregatte. Land und Städte bieten Nichts als Spuren des Kriegs und der Verödung dar. Man ſieht Ueberreſte von griechiſchen Tempeln, mohammedaniſchen Moſcheen, venetianiſchen Schlöſſern, aber ſelten ein Haus, das für einen Weſteuropäer wohnlich wäre

Eine beträchtliche Summe braucht der neue Souverän ſchon wegen der Perſonen, die er mitnehmen, und noch mehr wegen Derjenigen, die er dort in ſein Intereſſe ziehen muß. Er braucht fremde Offiziere, um ſeine Truppen zu diſciplініren, und Trup-

*) Eynard machte folgende Ueberſicht der Rechnungen vom Januar 1828 bis zum 30 April 1829 (a. St.) bekannt:

Einnahmen.

Staatseinkünfte	3,415,987	Fr.	64	C.
Capital der Nationalbank	813.064	—	3	—
Illiquides Guthaben	93,365	—	62	—
Activa des Staats	180,330	—	14	—
Vorſchüße des Präſidenten	682,630	—	51	—
Franzöſiſche Subſidien	3,302,000	—	—	—
Ruſſiſche Subſidien	1,753,200	—	—	—
	10,243,385	—	94	—

Ausgaben.

Armee und Marine	7,458,885	—	61	—
Verſchiedene Anſtalten für den öffentlichen Dienſt	273,734	—	22	—
Beſoldungen	751,945	—	77	—
Zinſe der Nationalbank	15,511	—	88	—
Waiſenhaus	266,603	—	41	—
Arme	142,752	—	—	—
Vorſchüſſe an Staatsgläubiger	112,708	—	40	—
Rückſtände der Staatspächter	274,379	—	23	—
Lord Cochrane	68,804	—	—	—
Der öſterreichiſche Admiral Dandolo	46,332	—	45	—
Im Schatz vorhanden	714,808	—	—	—
Noch zuleiſtende Zahlungen	136,800	—	—	—
	10,258,265	—	88	—

pen, um den unruhigen Primaten und Capitani Reſpekt einzuſtüßen, deren Patriotismus ſich während des ganzen Kampfes über Meuterei und Faktionsgeiſt nie erhob. An König Leopolds Hof wird es Anfangs ziemlich bunt ausſehen — klephtiſche Häuptlinge oder Türkenſclaven, Straßen- und Seeräuber, Banditenanführer aus den Gebirgen oder Tributeinſammler in den Dörfern, Schiffseigner von den Inſeln und hochbetitelte Ränkeſchmiede vom Phanar — Dieß ſind die Elemente der Hoffähigkeit. In dieſe chaotiſche Maſſe Ordnung zu bringen, die widerſtreitenden Anſprüche des Ehrgeizes zu mäßigen, oder durch den Hebel der Ehre und des Vortheils zu leiten, iſt am Ende keine der leichteſten Aufgaben, welche den Herrſcher Griechenlands erwartet.

(Schluß folgt.)

Reiſe von Nepal nach der chineſiſchen Grenze.

Zu den unbekannteſten Theilen von Aſien gehören die Landſchaften im Weſten von China; die dürftigſten Notizen aus dieſen Gegenden ſind wahre Bereicherungen unſerer Erd- und Völkerkunde, und wir ſtehen daher nicht an, folgendem Berichte einer Reiſe von Nepal nach der chineſiſchen Grenze, der am 21 Sept. des v. J. in der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Calcutta vorgeleſen wurde, eine Stelle in dieſen Blättern einzuräumen. Der Berichterſtatter iſt ein Dolmetſcher von Kaſchmir, der zwanzig Jahre auf beſtändigen Reiſen in den beſchriebenen Gegenden zugebracht hat und in jeder Beziehung als glaubwürdiger Zeuge anerkannt iſt. Die erſte Tagereiſe, von Nepal aus, geht bis nach Sankhu, noch in dem großen Thale von Nepal. Auf der dritten Tagreiſe wird der Fluß Aiſchatuga überſchritten; ſeine Breite beträgt ungefähr vierzig Fuß, ſeine Tiefe ſieben, und ſein Lauf geht von Norden nach Oſten. Die Ueberfahrt geſchieht auf einem großen Boote, das von vier Männern geführt wird, welche von der Regierung von Nepal hier unterhalten werden. Durch eine ſehr gebirgige Gegend kommt der Reiſende am vierten Tage nach Parabaſi; das Land umher iſt dicht bevölkert. Zu Parabaſi findet man viele Brahmanen und beſonders viele Eiſenarbeiter, da in dieſem Orte die vornehmſte Kanonenkugelgießerei von Gorkha iſt. Zu Tſchurker, am Schluſſe der vierten Tagreiſe, iſt ein mit Stein eingefaßter Quell, ungefähr zehn Schritt lang und eben ſo breit und etwa vier oder fünf Fuß tief, deſſen Waſſer ſo heiß ſeyn ſoll, daß man Fleiſch darin gar ſieden kann. Es riecht ſtark nach Schwefel, und ein Bad darin wird als ein wirkſames Heilmittel gegen mehrere Hautkrankheiten betrachtet. Die achte Tagreiſe, welche wie alle früheren als eine beſtändige Wiederholung von Bergauf- und Bergabſteigen beſchrieben wird, bringt den Reiſenden nach Dum, das bereits außerhalb den Grenzen von Nepal liegt. Ein kleiner Fluß, ſieben Cos von Dum, den man auf einem großen Brett (a hugeplank) überſchreitet, bildet die Grenze: auf der einen Seite deſſelben iſt ein Steinpfeiler errichtet, mit der Inſchrift: „Dieß iſt das Ende des Nepalgebietes“; auf der andern ſteht ein ähnlicher Pfeiler mit der Inſchrift: „Hier beginnt das Gebiet von Bhuti.“

Dum iſt ein Dorf, welches aus ungefähr hundert und fünfzig Strohhütten beſteht, die von Bhutiern bewohnt werden. Man findet hier das ſchön geäderte Holz Zabiah, aus welchem die kleinen runden Becher gemacht werden, deren man ſich in Bhuti zum Theetrinken bedient. Ein halbes Cos von Dum kommt der Reiſende zu einer gefährlichen Stelle, die unter dem Namen „des Lama's eiſerner Weg bekannt iſt.“ Ueber einen furchtbaren Abgrund führt eine vierzig Schritt lange Brücke, die aus Brettern von der Breite eines halben Fußes beſteht, welche auf horizontal in den Felſen getriebenen eiſernen Keilen ruhen.

Kutli, das zehnte Nachtlager, iſt eine beträchtliche Stadt, worin man ſich mit Waaren aller Art im Ueberfluſſe verſehen kann. Die Maſſe der Einwohner ſind Bhutier, doch wohnen unter denſelben des Handels wegen viele Kaſchmirer und Newars, ſo wie auch einige Chineſen. Alle tragen wollene Zeuge, und ſprechen die Bhutiſprache. In Bezug auf die phyſiſche Lage, ſo wie die Sprache der Bewohner iſt Kutli die natürliche Grenze von Bhuti; auch hat hier der Gouverneur von Lahaſſa fünfhundert Soldaten, theils mit Feuergewehren, theils mit Bogen und Pfeilen, mehrere Officiere und vier Stücke Geſchütz aufgeſtellt; und Reiſende, welche von Nepal kommen, müſſen bei dem Commandanten ihre Päſſe abgeben, ſtatt deren ſie, wenn dieſelben richtig befunden worden ſind, neue Päſſe nach Tingri erhalten. — Auf der nächſten Tagreiſe kommt man an einen gewaltigen Berg, welcher Jelum Thungla heißt; um ihn zu überſteigen, muß man fünf Cos aufwärts und eben ſo viel wieder abwärts zurücklegen. Auf ſeinem Gipfel ſchmilzt der Schnee nicht, und der Wind weht beſtändig durchdringend und ſchneidend kalt. Yaks, Maalthiere und Schafe ſind die einzigen Thiere, die dieſen Berg überſteigen, doch darf man nicht vergeſſen, den Weg *zuvor* mit Aſche zu beſtreuen, daß ſie nicht auf dem Glatteis (*on the hardened mud*) ausgleiten. Der Uebergang über dieſen Berg erfordert eine lange Tagreiſe, und der Reiſende kommt am Fuße deſſelben, wo er Halt macht, ſpät in der Nacht an. Von hier aus erſtreckt ſich eine grüne Fläche, die mit den ſchönſten Blumen geſchmückt iſt, zwei Cos weit. Eine Menge wilder Thiere, welche an Geſtalt dem Maulthiere gleichen und von den Bhutiern King genannt werden (wilde Eſel ?) ſtreifen hier umher.

(Schluß folgt.)

Volksunterricht in Frankreich.

Das franzöſiſche Budget beſtimmt für die Primärſchulen des Königreiches die ärmliche Summe von 50,000 Franken jährlich, während in den Niederlanden für dieſen Zweck von der Regierung 667,524 Franken verwendet werden. Um Frankreich auf gleichen Fuß mit den Niederlanden zu ſtellen, müßte es — nach dem Verhältniſſe der Bevölkerung beider Länder — 4,400,000 Franken aufwenden.

*) Im engl. Original: Following the route to the tenth stage, was ein Fehler ſeyn muß, da die Tenth stage oben Kutli, und hier nur ein Haltplatz am Fuße des Berges iſt.

Berichtigung. S. 450, S. 1, Z. 10 oben lies irregulären Truppen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 138. 18 May 1830.

Die hindu'ſchen Gerichtshöfe.

3. Die Beiſitzer. *)

Die vom Fürſten ernannten Beiſitzer, um dem Oberrichter, oder erſterem ſelbſt, falls er das Vorſteheramt in Perſon ausübt, mit ihrem Rathe an die Hand zu gehen, ſind drei, fünf oder ſieben; nicht mehr als leztere, nicht weniger als erſtere Zahl, die ungerade ſeyn muß, damit im Fall einer Getheiltheit der Stimmen die Anſicht der Mehrheit den Ausſchlag giebt. **)

Sie ſollen Braminen ſeyn, bewandert in heiliger und profaner Literatur, bekannt mit der Rechtswiſſenſchaft, ſtets wahrhaftig und vollkommen unparteiiſch gegen Freund und Feind; ehrlich, uneigennützig, **wohlhabend**; unbeſtechlich, aufmerkſam auf ihre Obliegenheiten, frei von Jähzorn und Habſucht und unberührt von ſonſtigen Leidenſchaften. ***)

Iſt kein mit den gehörigen Eigenſchaften ausgerüſteter Bramine vorzufinden, ſo mögen auch Kſchetriya's oder Waiſya's ernannt werden; aber in keinem Fall ein Sudra. Die richterlichen Handlungen eines unbefugten oder nicht mit den erforderlichen Eigenſchaften verſehenen Beſitzers ſind nichtig, wenn ſie auch dem Geſetz gemäß ſeyn ſollten; wogegen, wie ſchon bemerkt, die an Oberrichters Statt vollzogene Handlung eines Sudra nicht ungiltig iſt. *)

4. Zuhörer.

Die hinduſtaniſchen Rechtsgelehrten betrachten die Zuhörer gleichfalls als weſentlichen Beſtandtheil eines Gerichtshofs; denn ein bloß zum Zuhören Anweſender iſt vielleicht im Stand irgendwo mit ſeinem Rath auszuhelfen, wie etwa der amicus curiae bei manchen europäiſchen Gerichten. **)

---

*) In der Urſprache Sebhaſed, von Sebha, der Gerichtshof, und ſed, ſitzen.

**) Weniger als drei ſollen nicht eenannt werden, und nicht mehr als ſieben. Die ungerade Zahl iſt darauf berechnet, anzudeuten, daß bei Getheiltheit der Anſichten die Meinung der Mehrheit angenommen werden ſoll, weil es eine Verſtandesregel, daß, wo Viele Wenigen in der Anſicht gegenüber ſtehen, das Urtheil der Mehrheit den Ausſchlag geben muß; angenommen nämlich, daß die Fähigkeiten beider Theile gleich ſeyen, (wie bei Gerichten der Fall ſeyn ſoll;) wo freilich die Fähigkeiten ungleich ſind, da muß die Anſicht der Fähigern vorherrſchen, nach dem Sprichwort: „auch hundert Blinde ſehen Nichts.“ Mitra Miſra.

***) Edelgeborene, uneigennützige, wohlhabende, in der Rechtsgelehrſamkeit bewanderte, wahrhaftige, in aller heiligen Wiſſenſchaft erfahrene Männer ſollen vom König zu Gerichtsbeiſitzern ernannt werden. Wer nur Eine Wiſſenſchaft ſtudirt hat, taugt nicht zu einem vollkommenen Richter: daher nur ein Mann von vielſeitiger Bildung vom Fürſten zur Entſcheidung gerichtlicher Streitfeagen ernannt werden ſoll. Katyayana.

Männer, geeignet duech Geburt, Religioſität, ſtrenge Zucht, unparteiiſch gegen Freund und Feind, unbeſtechlich durch die Parteien des Prozeſſes, ſey's auf was irgend für einem Wege — wie Wolluſt, Jähzorn, Furcht, Geiz, oder andre Leidenſchaften, ſollen vom Könige zu Beiſitzern des Gerichtshofs ernannt werden. Wiſchnu.

Der König ſoll zu „Gliedern des Gerichts“ Männer von erprobter Rechtlichkeit ernennen, welche im Stand ſind, die Laſt der Rechtsverwaltung wie ein Stier zu tragen.

Sie ſollen erfahren ſeyn in der Jurisprudenz, aus guter Familie entſprungen, wahrhaftig, unparteiiſch gegen Freund und Feind. Nareda.

*) Sind keine gelehrten Prieſter da, ſo ſoll der König Einen aus der Krieger- oder Handelskaſte, der erfahren in der Rechtswiſſenſchaft iſt, eenennen; aber wohl ſich hüten, einem Sudra die Beſtallung zu eetheilen. Jede gerichtliche Handlung, durch irgend Einen, der nicht zu den drei genannten Kaſten gehört, vollbracht, geſetzt derſelbe ſey auch wirklich zum Richter ernannt, und geſetzt ſein Ausſpruch ſey an ſich dem Geſetz gemäß, iſt geſetzwidrig und nichtig. Katyayana.

Dem vom König zum Oberrichter ernannten Bramin ſollen drei gelehrte Braminen beigegeben werden, die geeignet ſind, an einem Gerichtshof zu ſitzen. Wo immer drei Braminen, erfahren in den drei Weda's, (Ritſch, Yadſchuſch und Saman,) ſitzen, und bei ihnen der gelehrte Bramine ſitzt, der vom König (zum Oberrichter) ernannt worden iſt: da achtet das Volk ſolche Verſammlung gleich dem Hof des Gottes mit vier Angeſichtern (Brama's). Kolluka.

**) Wer erfahren iſt in der Rechtswiſſenſchaft, mag er nun vom König (zu einem Glied des Gerichtes) ernannt ſeyn, oder nicht, hat ein Recht zu ſprechen; denn wer dem Geſetz gemäß lebt, ſpricht nur was die Götter billigen. Nareda. Was er mit Umſicht vor dem Gerichtshof ausſpricht, iſt ohne Zweifel dem Geſetz angemeſſen. Wrihaspati.

Als ſolche Zuhörer werden jedoch nur Männer betrachtet, die geeignet ſind, ſelbſt Aſſeſſoren zu ſeyn, gelehrte Braminen, kundig in der Rechtswiſſenſchaft, welche ohne ſelbſt zu Aſſeſſoren ernannt zu ſeyn, *) den Verhandlungen aus eigenem Antrieb, oder weil ihre eigene Sache eben abgemacht wird, beiwohnen. Ihre Meinungsäußerung iſt übrigens keine wirkliche Pflicht, wie bei den Aſſeſſoren **) und wird, wenn ſie nicht die gehörigen Eigenſchaften haben, auch gar nicht verlangt.

Ein andrer Theil der Zuhörer beſteht aus Leuten, welche Ordnung zu halten und das Volksgedränge abzuwehren haben. Sie ſollen Waiſya's ſeyn, d. h. Männer aus der dritten Kaſte: Kaufleute oder Handwerker. ***)

5. Der Hauspriester oder geiſtliche Rath.

Des Königs Hauspriester iſt dem Geſetz nach Mitglied des oberſten Gerichtshofs. Seine Stelle umfaßt eben ſo ſehr dieſe weltliche Verrichtung, als geiſtlichen Obliegenheiten; und es iſt eben ſo gut ſeine Amtspflicht †), dem König, falls dieſer in rechtlicher Beziehung einen Fehler begeht, Vorſtellungen zu machen, und denſelben auf den rechten Weg zurück zu weiſen, als er Dieß in religiöſer Beziehung zu thun hat. Die Stelle des Hauspriesters wird ſtets nur von Einem verſehen; nie giebt es deren mehrere zugleich. Er ſoll ein Bramine ſeyn, der Wiſſenſchaften kundig, aufrichtig, uneigennützig, pünktlich und wahrhaftig.

6. Miniſter.

Die Miniſter des Königs werden zu den Mitgliedern des oberſten Gerichtshofs gerechnet, oder der Oberrichter und deſſen Beiſitzer, (welche ſtets aus den Miniſtern und ſonſtigen hohen Umgebungen des Königs genommen ſind,) ſind eben als ſolche wieder Miniſter des Königs.

7. Unterbeamte des Gerichtes.

Deren ſind fünf, nämlich:

1) Der Rechnungsführer.
2) Der Schreiber.
3) Der Aufbewahrer der Gegenſtände, auf welche gerichtlicher Beſchlag gelegt iſt, und der Vollzieher der Gerichts-Erlaſſe.
4) Der Gerichtbote oder Aufforderer der Parteien und Zeugen.
5) Der Zuſprecher.

1) Die erforderlichen Eigenſchaften des Rechnungsführers ſind Gewandtheit im Rechnen und vollkommene Bekanntſchaft mit jedem Zweig der mathematiſchen Wiſſenſchaften, die Aſtronomie und ſelbſt die Aſtrologie mit darunter begriffen; ferner mit der Grammatik, und ſonſtigen weltlichen und heiligen Wiſſenſchaften; und endlich Geübtheit in verſchiedenen Arten des Schreibens. Er muß eines reinen Wandels und vollkommenen Zutrauens würdig ſeyn.

2) Gleiche Eigenſchaften ſind beim Schreiber erforderlich. Sein Ausdruck muß unzweideutig, ſeine Handſchrift ſchön, er ſelbſt muß ein rechtlicher, ruhiger, uneigennütziger und wahrhafter Mann ſeyn.

Beide Männer dürfen nur aus der edeln Kaſte genommen werden.

3) Der Vollzieher des Gerichts-Erlaſſes und Aufbewahrer der in Beſchlag genommenen Gegenſtände darf ein Sudra ſeyn. Er muß zuvor im eigentlichen Dienſt des Königs geſtanden haben; feſt in ſeinem Benehmen, aber den Richtern pünktlich gehorchend. Seine Verrichtung iſt, beſtrittene Gegenſtände die Zeit des Prozeſſes hindurch in Verwahrung zu nehmen, und den Spruch des Gerichts ſofort in Vollziehung zu ſetzen.

4) Der Gerichtsbote iſt gleichfalls Einer, der Anfangs im perſönlichen Dienſt des Königs geſtanden hat, nun aber von dieſem an die Richter abgegeben worden iſt, um die Parteien zu

---

Wenn die Richter ein ungerechtes Urtheil fällen, ſo mißbilligt der Weiſe das Schweigen Desjenigen, der ohne zum Glied des Gerichtes ernannt zu ſeyn, bloß aus eigenem Antrieb der Verhandlung beiwohnt. Medhatit'hi.

*) Wer nicht die gehörigen Eigenſchaften beſitzt, um zum Glied eines Gerichtes ernannt zu werden, ſoll unter keiner Bedingung bei einer Rechtsſache ſeine Meinung abgeben. Nareda.

**) Wenn der König trotz der geſetzlichen Unterweiſung, welche ihm die beſtellten Richter geben, ungerecht handelt, ſo ſollen ihm hierüber von dieſen Vorwürfe gemacht werden, widrigenfalls ſie ſelbſt ſich dem Tadel ausſetzen. Wenn dagegen Männer, die nicht wirklich zu Richtern ernannt ſind, dem Gericht einen falſchen oder gar keinen Rath geben, ſo ſetzen ſie ſich hiedurch allerdings dem Tadel (aber nicht förmlicher Beſtrafung wie wegen einer unterlaſſenen Amtspflicht) aus, nicht aber dadurch, daß ſie dem König keine Vorwürfe machen, wenn er ungerecht handelt. Mitakſchara.

***) Der Gerichtshof ſoll von Einigen aus der Handelskaſte umgeben ſeyn, milden, wohlgearteten Männern, von vorgerückten Jahren und guter Familie, die einiges Vermögen beſitzen und frei von Tücken ſind. Katyayana.

Kaufleute ſollen den Gerichtsverhandlungen zuhören. Ebenderſ.

Um das Volksgedräng abzuhalten ſoll der Gerichtshof von einem Haufen Männer aus der Handelskaſte umringt ſeyn. Mitakſchara.

†) Dem König ſollen von dem Hauspriester Einwendungen gemacht werden, ſobald er ungerecht, parteiiſch, verkehrt richtet. Daher ſetzt Waſiſcht'ha ſowohl für den Hauspriester, als für den König eine Buße aus, ſobald gegen das Strafgeſetzbuch gehandelt worden iſt. Smriti Tſchandrika.

Für die Loslaſſung eines Miſſethäters, der hätte beſtraft werden ſollen, muß der König eine Nacht lang faſten, und ſein Hauspriester drei Nächte lang. Für Beſtrafung eines Nicht-Strafwürdigen aber muß der Hauspriester das große Faſten halten und der König das dreinächtige. Waſiſcht'ha.

(Es iſt alſo bloß beim Prieſter förmliche Amtspflicht, den König von Fehlern in der Rechtsverwaltung abzuhalten, da dieſe ſelbſt zuletzt als ein kirchlicher oder prieſterlicher Akt betrachtet wird. Die Richter haben, wie vorhin bemerkt wurde, den König auf Fehler in der Juſtiz zwar auch aufmerkſam zu machen; aber es kommt ihnen Dieß nicht als weſentliche Obliegenheit ihres Amtes zu, für deren Nichtvollziehung ſie ſich einer Strafe oder Buße ausſetzen, ſondern ſie verfallen durch ſolche Nachläſſigkeit bloß dem Tadel des Publikums. Man vergl. übrigens die Fortſetzung gegenwärtigen Aufſatzes.)

Digitized by Google

laden, ſie in ſichere Obhut zu nehmen und die Zeugen vorzufordern.

5) Ein anderer Beamter kommt unter der Benennung Zuſprecher des Gerichtes (moderator of the court) vor; ſeine Verrichtung beſteht aber bloß darin, von Zeit zu Zeit Reden über die Moral zum Frommen der ſtreitenden Parteien, der Richter und Unterbeamten zu halten.

Gemälde aus Mexico.

9. Mexicaniſche Räuber.

(Schluß.)

Wieder kehrten die Damen G. zu mir zurück, Muth und Hoffnung in mir aufrecht zu halten. Ich ſagte ihnen, ich ſelbſt glaubte mich außer aller Gefahr, ſobald ich nur einmal in Puebla ſey. Waren ſie ſchon über dieſe Zuverſicht erſtaunt, ſo waren ſie's noch mehr, als ſie vernahmen, daß mein Vertrauen ſich auf eine Prophezeihung gründe.

Wirklich hatte mir, ehe ich mich aufs atlantiſche Meer begab, ein berühmter Aſtrolog in London das Horoſcop geſtellt, und meine Begebenheit mit den Räubern rechtfertigte ſeine Vorausſagung. Schon als ich mich entſchloß, Mexico zu verlaſſen, geſchah Dieß nicht ohne ein dunkles Vorgefühl bevorſtehender Gefahr; mein Aſtrolog hatte mir nämlich geſagt, daß zu einer gewiſſen Zeit mein Leben zweimal auf dem Spiel ſtehen würde, und ich glaubte feſt an die Richtigkeit des Horoſcops. Der Aſtrolog ſelbſt war ein ſehr beglaubigter Mann in London, der mir meinen ganzen Lebenslauf in ziemlich beſtimmten Ausdrücken angab. Immerhin lache man über meine Leichtgläubigkeit; mir iſt genug, hier die Sache ſelbſt zu conſtatiren. Alles, was er mir als wahrſcheinlich vorausgeſagt, iſt eingetroffen. Seinen Namen zu nennen iſt unnöthig; ich werde denſelben aber Niemand verſchweigen, der irgend Grund haben dürfte, mich hierum zu befragen.

Nach Beendigung der Meſſe, welcher meine Indianer beigewohnt, brachten dieſe eine Art Sänfte ins Zimmer, über welche ſich einige auf Reiſe geſpannte Matten als Dach herzogen. Der Alcade befahl, mich ſammt meiner Matratze unverweilt auf die Sänfte zu legen, wo ich gegen Wind und Sonnenhitze denn wirklich gut genug geborgen war. Er hatte mit den Indianern ausgemacht, daß ich von ihnen bis Puebla, 20 Meilen von Acajeta, getragen würde. Der Träger waren ſechzehn; je vier ſollten einander alle Stunden ablöſen, und Jeder für ſeine Müh vier Realen (ungefähr zwei Franken fünfzig Cent.) erhalten. Im Augenblick des Aufbruchs erklärten ſie, nur für ſechs Realen die Sache auf ſich nehmen zu können. Der Alcade wollte ſich dieſer Forderung nicht fügen; und ſchon drohten die Indianer, mich in Acajeta liegen zu laſſen; ich aber drang in den guten Mann, ihnen nur Alles zuzuſagen und meine Abreiſe möglichſt zu beſchleunigen.

Ein neuer Vertrag wurde alſo geſchloſſen, nach welchem ich Jene gleich bei meiner Ankunft in Puebla zahlen, und ſie mich in das dortige Hoſpital bringen ſollten, falls ich mich bis dahin des Namens der Straße nicht entſonnen hätte, in welcher mein Freund, Don Juan de Palacios Trueva, wohnte, auf deſſen Hülfe und Gaſtfreundlichkeit ich mit Grund rechnete. So brachen wir denn auf; meine Träger hatten die Sänfte bald auf ihren Schultern zurecht geſetzt und machten ſich mit ſtarken Schritten auf den Weg. Von Zeit zu Zeit ſtillte ich meinen Durſt mit Limonen, Orangen und ein Wenig Waſſer und Wein, was nicht ohne ſtärkende Wirkung auf mich war.

Die Indianer blieben ganz ſtill, bis wir uns dem Saum des Waldes von Pinal näherten. Hier fingen ſie leiſe unter einander zu ſprechen an, und aus einigen Worten verſtand ich, daß es dem Ort zuging, wo die Räuber geſtern auf uns gelauert hatten. Von Neuem wurde es ſtill; hierauf, als wir uns ungefähr in der Mitte der Schlucht befanden, wandten ſich die Indianer zur Seite, um die ſich neben herziehende Höhe zu erſteigen, von wo ſie bis Amaſoque einen Nebenweg einzuſchlagen gedachten. Plötzlich hörte ich in einiger Entfernung vor uns den Ruf: „Halt! Halt!" Die Indianer ſetzten die Sänfte einen Augenblick nieder und ich vernahm den Hufſchlag von Pferden, die im Galopp gegen uns herſprengten. Im erſten Augenblick glaubte ich die Banditen, welche gehört hätten, daß ich noch lebe, kämen, mir den Garaus zu machen. „Wer heißt uns hier halten?" fragte ich die zunächſt Stehenden.

„Wir wiſſen's nicht! aber ſicherlich keine Räuber!"

Und ſchon ergoß ſich ein Strom zahlloſer Fragen auf die Indianer. „Wie iſt das paſſirt? wo? an welchem Tag, welcher Stunde?" Nachdem Jene hierauf, ſo gut es gehen wollte, geantwortet, fragte einer der Fremden mich ſelbſt auf engliſch, ob ich ſchwer verwundet ſey. Wie ſüße Muſik klang die Sprache meines Vaterlandes anfänglich an mein Ohr; aber ſchwach wie ich war, vermochte ich nicht auf alle an mich gerichteten Fragen zu antworten. Ehe ich nur den Mund öffnen konnte, hatte mir der Freund bereits ſeine eigene Geſchichte erzählt. Er war Bürger der Vereinigten Staaten, reiſte in Handelsangelegenheiten und ging in dieſem Augenblick nach Vera Cruz, um dort eine anſehnliche Ladung Mehl zu verkaufen. Bei einer halben Stunde hielt mich ſeine rückſichtsloſe Neugier hin; ich ſtarb beinah vor Ungeduld und Ermattung. Endlich flehte ich ihn an, meine Indianer nicht länger aufzuhalten, und ſtellte ihm vor, daß krank und verwundet, wie ich wäre, mir gewaltig Viel dran liege, bald in Puebla anzukommen; der Burſche kümmerte ſich aber Wenig darum, ob ich todt oder lebendig anlangte, wenn nur ſeine Neugierde befriedigt wurde. Ich mochte ihn ſchelten, ihn zu allen Teufeln wünſchen, er ſah mich feſt an, ſaß unbeweglich auf ſeinem Sattel und ließ ſich meine Ungeduld nicht im Mindeſten angelegen ſeyn.

Endlich, nachdem man ihm zehn bis zwölf Mal meine Geſchichte erzählt, ſagte er mir ein kurzes Lebewohl und ſetzte ſeinen Weg in vollem Galopp wieder fort, begleitet von der übrigen Reiterſchaar. Zum zwanzigſten Mal hieß ich meine Indianer aufbrechen, und ſie leiſteten jetzt willig Folge. Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als wir in Amaſoque ankamen. Kaum befanden wir uns in dieſem Dorf, als bereits ein großes

Digitized by Google

Menſchengewühl meine Sänfte umdrängte. Jeder wollte das Nähere von der Sache hören, von welcher bereits ein verworrenes Gerücht ſich her verloren hatte, und noch einmal mußte man erzählen. Beſonders die Neugier der Weiber ſchien auf den höchſten Grad geſpannt. Einige hoben ſogar die Matten über meinem Kopf auf, wo ihnen denn mein bleiches, blutiges Geſicht entgegenblickte; beim Verband in Acajeta war nämlich Nichts vergeſſen worden, als das Blut abzuwaſchen, welches auf mir klebte.

Ohne Zweifel hielt man mich in Amaſoque, wie anderwärts, für einen Verfluchten. In der That wurden die Indianer von den Weibern gefragt, ob ich ein Chriſt ſey, worauf dieſe antworteten, daß ich dieſen Morgen vor ihren Augen die Sakramente der heiligen römiſchen Kirche empfangen hätte. Da ertönten alsbald Mitleidsrufe über mein trauriges Schickſal; von allen Seiten erklang: Pobrecito! Pobre Inglesito!..... Los picaros de Ladrones! Die Frauen brachten mir um die Wette Orangen und andre Erfriſchungen. Nach einer für meine Wünſche viel zu langen Pauſe machten wir uns wieder auf den Weg, unter den gutmüthigſten Abſchiedsbezeugungen und rührendſten Anwünſchungen einer glücklichen Reiſe.

Zwiſchen Amaſoque und Puebla fingen meine Kräfte allgemach an, wieder nachzulaſſen. Ich fiel in eine Art Fantaſiren, das bisweilen ernſthaften, bisweilen aber auch ſehr lächerlichen Inhalts war, denn meine Indianer lachten laut darüber auf.

Die Abendkühle ſänftigte mein Fieber etwas, und ganz kam ich wieder zu mir ſelbſt, als ich das Zollhaus von Puebla erblickte. Auch hier wurden wir durch die Fragen der Zollwächter abermals eine gute Viertelſtunde aufgehalten. Endlich konnten wir in die Stadt einziehen. Ich ließ mich an die Thür des Hauſes bringen, wo mein Freund Trueva wohnte, und bald wurde ich ſammt Sänfte und Trägern in den innern Hofraum eingelaſſen. Unglücklicher Weiſe gab man an dieſem Abend im Theater ein ungewöhnliches Stück — den Barbier von Sevilla — welchem Trueva beiwohnte. Zum erſten Mal in meinem Leben fluchte ich auf Roſſini und ſeine Muſik. Doch kehrte Jener noch ziemlich bald zurück, da er durch ein verwirrtes Gerücht vernommen, einer ſeiner engliſchen Freunde ſey eben halb todt in ſein Haus gebracht worden, und Räuber hätten die andern Reiſenden, welche Puebla vor wenigen Tagen verlaſſen, im Wald von Pinal insgeſammt niedergemetzelt. Ich beſtätigte den traurigen Bericht, und er ließ mich, ohne mich länger mit Fragen zu quälen, unverzüglich in ein gutes Bette bringen. Jetzt zuerſt ſeit meinem Unglück erhielt ich den Beſuch eines Wundarztes, der meine Verletzungen mit der größten Sorgfalt unterſuchte. Jede Wunde wurde verbunden; nach dem Verband, der über eine Stunde dauerte, ließ man mich etwas ruhen.

Franzöſiſche Colonie am Huaſualco.

(Schluß.)

Baradere meint nicht, daß die Schlangen oder die Muſkitos ein Hinderniß gegen das Aufkommen einer Niederlaſſung ſeyn könnten, wie Einige geglaubt zu haben ſcheinen. Während ſeines viermonatlichen Aufenthaltes in dieſem Lande ſah er nie eine Schlange, noch hörte er von Europäern, die ſchon länger in Mexico lebten, daß ſie je eine geſehen hätten. Was die Muſkitos betrifft, ſo zweifelt er nicht, daß dieſe Inſekten verſchwinden, je mehr der Boden gelichtet wird; zudem aber liegt die künftige franzöſiſche Colonie ziemlich hoch über dem Meeresſpiegel und in einer reinen ſtets von Winden bewegten Atmoſphäre, wo ſie ohnehin weniger läſtig werden.

Der Boden der franzöſiſchen Ländereien iſt aus den Trümmern Tauſender von Baumgenerationen gebildet; die ſchwarze Pflanzenerde hat eine Tiefe von zwanzig Fuß und paßt zur Cultur aller Arten inländiſcher wie ausländiſcher Gewächſe. Mais läßt ſich des Jahrs vier Mal ernten; Reis zwei Mal. In fünfundvierzig Tagen reift die Bohne; das Zuckerrohr iſt in beſtändiger Vegetation begriffen; der Kaffee wächst ſchnell und gut; den Cacao, wie die Vanille und den Pfeffer braucht man nur in den Wäldern einzuſammeln; die Baumwolle kommt in den Dörfern, wo ſie gebaut wird, nicht nur vollkommen fort, ſondern man rühmt auch ihre außerordentliche Feinheit. Der Tabak, eines der einträglichſten Gewächſe, wächſt von ſelbſt; eben ſo der Indigo; die Orange, die Biſamcitrone, die Banane, die Patate, die Ananas bedürfen keiner Pflege; die Rebe und der Oelbaum werden ſich wahrſcheinlich leicht acclimatiſiren. Zu dieſen reichen Produkten denke man ſich den herrlichen Himmel und den ewigen Frühling hinzu, wo der Baum ſich nie ſeines Laubwerks entkleidet. Am Regen, einer in mehreren Provinzen Mexico's ſeltnen Erſcheinung, fehlt es am Huaſualco nie; der Pic St. Martin zieht die Wolken an und es vergehen keine vierzehn Tage, wo man nicht Waſſer bekommt. So weiß man hier endlich auch Nichts von den Krankheiten der Terra Caliente; die hohe Lage und die reine Luft, die man athmet, machen die *Gegend ſo geſund als Jalapa*, wo Epidemien zu den unbekannten *Dingen* gehören.

Californien

iſt noch ein ſo unbekanntes Land, daß wir uns freuen zu vernehmen, daß endlich auch dieſer ſchöne Winkel America's genauer durchforſcht werden ſoll. Ein ausgezeichneter engliſcher Gelehrter, der zugleich Aſtronom und Naturforſcher iſt, gedenkt mit Nächſtem eine Reiſe dahin anzutreten, zu deren Ausführung er 10,000 ſpan. Piaſter und deren Dauer er auf drei Jahre beſtimmt hat. Bei den Mitteln, welche Dr. Cultur beſitzt (er wird namentlich treffliche Inſtrumente mit ſich nehmen) läßt ſich etwas Tüchtiges von ihm erwarten. Es iſt ihm hauptſächlich um Aufſchlüſſe über die Waſſerſyſteme des Timpanogos und des Salzſees und des San Franciſco, Bonaventura und Rio Colorado del Occidente zu thun; letztere Flüſſe will er daher von Monte Rey und Porto Diego bis zu ihren Quellen bereiſen, um zu ſehen, ob durch einen oder den andern der Timpanogos ſich ins Meer ergießt. Hat der Doctor ſich der Lage der Quellen des weſtlichen Rio Colorado vergewiſſert, ſo paſſirt er die Felſengebirge ſo ſüdlich als möglich und fährt den Rio Bravo del Norte bis zur Parallele von Taos hinab; worauf er die Quellen des Rio Roxo (rothen Fluſſes) aufſucht, um auf dieſem Fluß den Miſſiſſippi zu erreichen. Bei dieſem Unternehmen rechnet er auf den Beiſtand einer anglo-amerikaniſchen Jägergeſellſchaft. Sollte eine ſolche in Californien nicht zu finden ſeyn, ſo würde er ſie am Miſſuri aufſuchen, wo er ſeines Zwecks nicht leicht verfehlen kann. Abermals eine Expedition, die von der geographiſchen Geſellſchaft in Paris die erſte Anregung erhalten hat. Der Reiſende verſpricht durch den franz. Viceconſul in Mexico, Hrn. David, der Geſellſchaft von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 139. 19 May 1830.

Ueber Champollions Reiſe in Egypten.

Medinet=Ebu. Die Memnonsſäule. Die theban. Nekropolis. Denderah. Ibrahim und Ali Paſcha.

Der Palaſt von Medinet=Ebu gab uns in großen Basreliefs die Heereszüge, Schlachten und Eroberungen des Rhamſes Meiamun in Aſien, in welchem ich den wahrhaften Seſoſtris unzweifelhaft zu erkennen glaube. Hinter dem großen Gebäude, in einer gewundenen Berg=Einklüftung, fanden wir die bisher unbekannten Gräber der pharaoniſchen Königinnen, und nach Mittag zu zeigte ein kleines ptolemäiſches Tempelchen ſeine unter Kaiſer Otho neu errichtete Pforte, das einzige Bauwerk, welches, meines Wiſſens, dieſes Fürſten erwähnt. Auf der nördlichen Seite zog ein großes, halb verſchüttetes Denkmal des Vaters von Rhamſes dem Großen, deſſen Grab bekanntlich von Belzoni geöffnet wurde, unſre Aufmerkſamkeit auf ſich.

Auf meinen Streifereien durch die Gegend kam ich mehrmals gerade bei Sonnenaufgang vor das gewaltige Rieſenbild des „tönenden Memnon", das neben einer andern Statue von derſelben Größe, wie ein Thurm aus dem Felde, aufſteigt, obwohl es nur ſitzend dargeſtellt iſt. Als Strabo dasſelbe ſah, war der obere Theil weggeſchlagen; jetzt iſt er, ohne Zweifel durch Römer, wieder hergeſtellt. Aber nicht mehr tönt ſein Klang, der, ſeys nun als Ergebniß der Natur, oder eines Prieſter=Kunſtgriffes, im Alterthum unbeſtreitbar vernommen wurde. Dieſer von den Griechen ſogenannte Memnon iſt bekanntlich der dritte Amenoph der Egyptier.

Außer den großen Gebäuden blieb uns auf dem dieſſeitigen Ufer noch die thebaniſche Todtenſtadt zu unterſuchen: eine Unzahl von Gräbern, ſämmtlich in den Berg gehöhlt, verſchieden nach Grundriß und Umfang: einige ſehr groß und in ihrer dunkeln Höhlung tiefe Schachte verbergend, durch welche man zu andern Gemächern und Sälen hinabſteigt. Eins ums andere beſuchte ich nach und nach über dreihundert Gräber, von welchen ich häufig den Schutt am Eingange erſt noch ſo weit wegräumen laſſen mußte, daß man ſich durchwinden, oder auf allen Vieren hineinkriechen konnte. Ich geſtehe, daß ich dergleichen Beſuche nicht ohne einige Aengſtlichkeit abſtattete, weil wir da drinne die ſ. g. Hala=Schlangen, die Baſilisken der Griechen, die fürchterlichen Ceraſten (Hornſchlangen) und die Skorpionen, die in Egypten ſo giftig ſind, als die Vipern in Italien, aus ihren Schlupfwinkeln aufſtörten. Mehrere grauenerregende, unter unſern Augen vorgekommene Zufälle machten uns ziemlich unruhig beim Gedanken an dieſe Thiere, welche wir nur zu häufig um uns her wahrnahmen. Aber die Entdeckungen, welche wir in den Gräbern zu machen hoffen durften, ließen uns die Gefahr wieder verachten. Die merkwürdigſten Nachweiſungen über das bürgerliche und häusliche Leben der alten Egyptier fanden ſich hier, wie man aus den Abbildungen ſieht, welche wir dorther entnahmen.

Mit Ende Julius verließen wir das weſtliche Ufer, um auf der andern Seite des Fluſſes, über eine Meile von demſelben entfernt, die ungeheuern Trümmer des Palaſtes von Karnak, auszubeuten.

Die Gegend lacht von Anbau und ſchönen Palmen, und war eben jetzt durch die Kanäle, welche ſich mit den befruchtenden Waſſern des Nils gefüllt hatten, noch abwechſelnder und lieblicher geworden. Ein kleiner ptolemäiſcher Tempel bot der ganzen Karawane eine ſichere Wohnſtätte.

Von den äußern Wänden der großen Trümmer, der größten auf der Welt, zeichneten wir die Basreliefs ab, welche die Eroberungen des Vaters von Rhamſes dem Großen darſtellen; wir zogen die Theile des Gebäudes, je wie ſie verſchiednen Zeiten der Pharaonen=Herrſchaft angehören, in genaue Betrachtung, ſammelten die Inſchriften, und die für die Geſchichte wichtigſten Angaben, und merkten die in der griechiſchen Epoche vorgenommenen Erneuerungen an, unter welchen das unter der Regierung des Philippus=Arridäus von Granit neu erbaute Sanktuarium die älteſte iſt.

Ein großer, dem Gotte Chonk, dem erſtgebornen Sohn des Ammon, gewidmeter Tempel, ſüdweſtlich von den Ruinen des Palaſtes, lehrte uns zuerſt die letzten Könige der zwanzigſten Dynaſtie kennen, ſo wie viele andere merkwürdige Entdeckungen die Unterſuchung der großen Bruchſtücke belohnten, welche in N und S die Ebene auf dem öſtlichen Ufer von Theben bedecken. Mittlerweile brachte der Nil, deſſen Austreten in dieſem Jahre ungewöhnlich ſtark war, die zur Abreiſe beſtimmten Barken an unſre Wohnung. Wir verließen Theben am

Digitized by Google

ſiebten September und waren in Kurzem in Denderah, um den prächtigen Tempel der alten Tentyris dort wieder zu ſehen, welcher uns am Anfang unſrer Reiſe, im Jahre 1828, ſo herrlich erſchienen war. Aus Waſſermangel vermochten unſre Barken nur auf drei Meilen Entfernung dem Gebäude zu nahen; doch konnte uns ein enger Kanal noch eine gute Strecke weiter bringen. Wir beſtiegen alſo ein kleines arabiſches Boot, das von einem ſtarken Oſtwind getrieben uns im Flug nach Denderah trug, auf beiden Seiten die hohen Ufer des Kanals berührend, und die hohen, langen Gräſer, welche beinahe überall die Oberfläche des Waſſers bedeckten, abmähend. Von Zeit zu Zeit bildeten die Zweige der Tamarisken, Mimoſen und Weiden, von beiden Ufern einander berührend, ein grünes, duftendes Gewölbe über uns.

Zwei Tage verweilten wir im Tempel von Denderah, der an großartiger Schönheit des Entwurfs ſelbſt für Den Nichts verliert, der eben von Theben zurückkommt. Die aus der römiſchen Epoche ſtammenden Sculpturen aber tragen das Gepräge jener für die egyptiſche Kunſt unglücklichen Zeit; die älteſten ſind diejenigen, welche die äußere Hinterwand (fondo esterno) bedecken, wo Kleopatra und ihr und Cäſars Sohn, in rieſenhafter Form dargeſtellt, der Gottheit, welcher im engeren Sinne der Tempel geweiht war — der Athyr oder egyptiſchen Venus — ein Opfer bringen. In den obern Gemächern bemerkten wir die Stelle, von wo der in Paris zu allzugroßer Berühmtheit gelangte Thierkreis genommen wurde, und in dieſer ganzen Abtheilung des Gebäudes fanden wir nicht Einen Stein, welcher nicht der Zeit der römiſchen Kaiſer angehörte.

Von Denderah brachte uns der hoch geſchwellte, reißende Nil in wenigen Tagen nach Kairo, wo wir von Ibrahim Paſcha, dem wir uns, nach Abſcherung unſrer Bärte und Wiederanlegung der europäiſchen Tracht, vorſtellten, ſehr huldvoll aufgenommen wurden. Seit dem Feldzuge in Morea hat er ſich ſelbſt mit Vorliebe zu den europäiſchen Gebräuchen geneigt, daher er uns denn nicht mit gekreuzten Beinen empfing, ſondern den einen Fuß von Diwan herab auf die Erde geſetzt. Sein ganzes Benehmen war eine fortwährende Annäherung an europäiſche Geſittung.

Nach wenigen Tagen fuhren wir den Nil vollends hinab bis zum „Bauch der Kuh.“ Hier ſchieden wir von Egypten und ſteuerten auf dem Kanal Mahmudieh durch das dürre Libyen bis Alexandria. Der Vicekönig Mohammed Ali überhäufte uns mit Artigkeiten und Ehrenbezeugungen; empfing, wie das erſte Mal, die beiden Expeditionen zu verſchiedenen Stunden, und ertheilte Champollion und mir Erlaubniß, jeden Abend ſeinen merkantiliſchen Beſprechungen beizuwohnen.

Das franzöſiſche Kriegsſchiff, welches die beiden Expeditionen nach Europa zurückführen ſollte, wie es ſie nach Egypten gebracht hatte, war noch nicht da, und da ſich das Jahr gegen den Winter neigte, ſo beſchloſſen wir mit der nächſten beſten Gelegenheit abzureiſen. Wir Toskaner ſchifften uns alſo auf einem toskaniſchen Handelsfahrzeug am 16 October ein, und langten nach einer ſtürmiſchen Reiſe von 42 Tagen in Livorno an; Champollion ging mit den Seinigen einen Monat ſpäter auf einem franzöſiſchen Schiffe, welches den Conſul Malivoir nach Syrien gebracht hatte, nach Toulon unter Segel.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſebemerkungen von Wagler.

(Fortſetzung.)

Die Gallerie der Antiquitäten iſt in fünfzehn Räume abgetheilt. Mit Ehrfurcht und Erſtaunen vor den Thaten der alten egyptiſchen, griechiſchen und römiſchen Bildner betritt man dieſe der Kunſt geweihten, mit unausſprechlich ſchönen Meiſterwerken erfüllten Säle. So wenig die britiſche Regierung auf Vergrößerung der zoologiſchen Sammlung und auf Anlegung eines davon unzertrennlichen zootomiſchen Cabinettes bis jetzt auch bedacht war, ſo große Sorgfalt hegt ſie für die Vergrößerung dieſes Theiles des Muſeums. Die Werke egyptiſcher Kunſt, die Wurzel der griechiſchen Plaſtik, eröffnen indeß nicht, wie es doch billig ſcheint, die Reihe der Säle, ſondern folgen erſt im achten und neunten derſelben. In der Mitte des Vorſaales dieſer Gallerie ruht auf der Zinne einer Treppe die berühmte barberiniſche, aus ſehr durchſichtigem, blauem Glaſe gebildete, mit weißen Figuren in erhabener Arbeit geſchmückte Vaſe, welche man, wie bekannt ein Werk griechiſcher Kunſt, ungefähr in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, in einem Berggrabe (des Monte de Grano) und von einem marmornen Sarcophage eingeſchloſſen, zwei und eine halbe Meile vor Rom, auf der nach Frascati führenden Straße entdeckte; die länger als zwei Jahrhunderte eine Zierde des Pallaſtes Barbarini war, und von dem Herzoge von Portland dem britiſchen Muſeum übergeben wurde. In dieſem Vorſaale bemerkt man außerdem einige alte Fresken.

Ueber der Thüre des erſten Raumes ſteht die von Nollekens verfertigte Büſte des Sir Charles Towneley, deſſen koſtbare Sammlung von Terracottas, ein Eigenthum des britiſchen Muſeums, in dieſem Saale aufgeſtellt und bereits in der Description of the collection of ancient Terracottas in the Br. Museums with 39 engrav. (Lond. 1810) erleuchtet wurde. Mir fielen darin nachſtehende Stücke beſonders auf. Nr. 4: Ein Basrelief, den Kampf zwiſchen zwei Amazonen und zwei Greifen vorſtellend. N. 12: Ein Basrelief, wahrſcheinlich Penelope darſtellend, in Trauer über die Trennung von Ulyſſes verſunken. N. 30. Basrelief. Bacchus lehnt ſich auf die Schulter eines Fauns; zu ſeinen Füßen ruht ein Panther, welcher mit emporgerichtetem, aufgeſperrtem Rachen den Wein auffängt, der aus der Vaſe fließt, welche Bacchus in der rechten Hand hat. Vor dieſer Gruppe ſteht eine weibliche Perſon, den Thyrſus in der Hand. N. 31. Basrelief: Zwei Faune über ein großes offenes Weinfaß hingeneigt, und ihr auf der Weinoberfläche ſich abſpiegelndes Geſicht betrachtend. N. 33. Basrelief. Zwei Faune, Trauben in Körbe einſammelnd. N. 36. Basrelief. Zwei in einem Boot den Nil befahrende Perſonen. Im Vordergrunde bemerkt man ein Nilpferd, zwei Krokodile, einige Vögel und Lotuspflanzen. In der Ferne ſtehen Gebäude, auf de-

Digitized by Google

ren Dächern drei Ibiſe ſitzen. Dieſe ganze Scene iſt auf zwei von Säulen getragenen Bögen vorgeſtellt. N. 38. Eine Statue der Muſe Urania mit ſehr ausdrucksvollem Geſichte, welcher aber leider die Hände fehlen. Aus Terra cotta gebildet iſt ſie bei einer Höhe von drei Schuh zehn Zoll bemerkenswerth, und liefert einen Beweis von der großen Kunſtfertigkeit der Meiſter in den Officinis figulinis, die in Rom und Italien verbreitet waren. N. 48. Basrelief. Zwei Faune, welche auf Panthern reiten, deren hinterer Körpertheil in Weinland endet. N. 72. Basrelief. Venus von einem Schwane durch die Luft getragen. N. 73. Basrelief. Cupido, die Pſyche, in Geſtalt eines Schmetterlings, an die Bruſt drückend. Die Numern der Gegenſtände dieſes Saales gehen von 1 — 83.

Der zweite Saal enthält griechiſche und römiſche Bildnereien, zwei und zwanzig an der Zahl, unter welchen ſich eine Statue des ſeinen Bogen ſpannenden Cupido; eine drei Fuß hohe, ovale, im Umkreiſe mit bacchiſchen Figuren geſchmückte, und mit aufrechten, maſſiven Griffen verſehene Vaſe; eine erzene Statue des das Brautgeſchenk der Juno — die goldenen Aepfel — aus den Gärten der Hesperiden hinwegtragenden Hercules; eine gleichfalls erzene Statue Apolls; ein coloſſaler Herculeskopf aus Lava vom Veſuv geformt, und eine Statue des Kaiſers Hadrian in militäriſcher Tracht beſonders auszeichnen. Sehr ſchön in Porphyr ausgeführt ſind Kopf und Fuß eines Panthers, als Träger von einem dreifüßigen Tiſche.

Dritter Saal. Dieſer iſt hinſichtlich ſeines Inhaltes eine Fortſetzung des zweiten Saales. Unter ſeinen ſechs und vierzig Stücken fielen mir auf: ein Basrelief, einen alten Faun im Kampfe mit einer Nymphe; ein anderes, Krieger, welche das Orakel des Apollo befragen; ein drittes, eine Kuh, welche aus einem Schaffe trinkt und ihr Kalb ſäugt, darſtellend. Doch vor allem Andern erregten meine Aufmerkſamkeit zwei Basreliefs, deren eines den Centaur Neſſus, Dejanira in ſeinen Armen haltend, das andere die Apotheoſe Homers zeigt. Der Mäonide ſitzt auf einem Throne am Fuße des Parnaſſes; vor ihm ſtehen Opfer bringende Perſonen; oben ſind Apollo und die neun Muſen, aber zu Höchſt thront Jupiter und giebt der Handlung ſeine Sanction. Dieſes Basrelief wurde ungefähr in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu Trattochi, dem alten Bovillä, an der appian'ſchen Straße, zehn Meilen von Rom gefunden. In dieſem Saale ſteht außerdem der von dem Dr. Chandler nach England gebrachte, ſogenannte Marmor Atheniense, mit ganz alter griechiſcher Inſchrift; eine ſchöne Statue des von ſeinen Hunden angefallenen Actäon, und einer nach den Ermüdungen von der Jagd ruhenden Nymphe der Diana; eine Büſte des Sophocles, Perikles, Epikur, Periander ꝛc., ſo wie ein griechiſches Leichenmonument, mit der Aufſchrift der im Gefechte gefallenen Krieger, denen zu Ehren es wahrſcheinlich errichtet wurde. Das Basrelief auf der Vorderſeite dieſes Monuments ſtellt ein Siegeszeichen vor. Auf der einen Seite desſelben ſteht ein Krieger, auf der andern eine weibliche Perſon, welche eine Schlange füttert, die ſich um einen Baumſtamm windet, an welchem das Siegeszeichen aufgerichtet iſt. Zur Rechten dieſer Figuren zeigt ſich das Vordertheil eines Pferdes. Dieſes werthvolle Monument iſt ein Geſchenk von Joſeph Banks.

Im vierten Saale enden die griechiſchen und römiſchen Bildnereien mit zwölf Stücken. Von dieſen verdienen nachſtehende beſonders angeführt zu werden. Eine Büſte Trajans und Hadrians, beide mit entblößter Bruſt; eine Statue Apolls, ein ſehr frühes griechiſches Werk; eine Statue Thalia's, welche zu Oſtia im Seebade des Kaiſers Claudius ausgegraben wurde; ein coloſſaler Kopf des Marcus Aurelius, im Charakter eines der Fratres Arvales dargeſtellt; eine Gruppe von Bacchus und Ampelus; eine Statue der Diana.

Fünfter Saal. In dieſem Saale ſind römiſche Leichen-Antiquitäten, als Sarcophagen, Leichenurnen und Töpfe aufbewahrt. Das Basrelief auf der Vorderſeite einer etrusciſchen Aſchenurne aus gebrannter Thonerde ſtellt den Zweikampf zwiſchen den zwei Brüdern, Eteocles und Polynices, vor. Zwei Furien ſtehen neben den Kämpfenden. Die Aufſchrift iſt in rothen Lettern, und auf dem Deckel bemerkt man eine zurückliegende, weibliche Figur. Sehr zierlich gearbeitet iſt auch eine Leichenvaſe von gelbem Alabaſter.

(Schluß folgt.)

Ueber die rabbiniſche Litteratur und den Sohar beſonders.

(Schluß.)

Sehr oft iſt ſchon über den Werth und Unwerth dieſer Bücher geſtritten worden, doch nur zu oft ohne genauere Kunde und wiſſenſchaftliche Sichtung. Selbſt Männer, denen man ſonſt Gelehrſamkeit und Scharfſinn nicht abſprechen kann, haben ohne Scheu, deßhalb irgendwie zur Rechenſchaft gezogen zu werden, ſich nach Laune für oder gegen die Kabbala erklärt. So urtheilt, um nur einen, und zwar einen jüdiſchen Gelehrten und Philoſophen anzuführen, Salomon Maimon (S. 215 in ſeiner Lebensbeſchreibung) ſehr hart und ſtreng über die kabbaliſtiſchen Schriften, doch ſo obenhin und ohne alle Argumentation, daß wir auf ſein Urtheil gar kein Gewicht legen können. Wie ungenau! er hiebei verfährt, zeigt aufs Deutlichſte der Umſtand, daß er ſich mit dem Ausſpruche des Rabbi Joſeph Kandia begnügt, dem zufolge der Sohar von einem franzöſiſchen (ſoll heißen ſpaniſchen) Rabbiner Moſes de Leon verfertigt, aber als ein altes Buch, das den berühmten Talmudiſten R. Simeon, Ben Jochai, zum Verfaſſer habe, untergeſchoben worden ſey. Dieſe Meinung aber, der zwar auch Morinus (in Exercitat. bibl. Lib. II Exerc. V c. 10 p. 236 §. 9) und L. Capellus (in Arcano punctat. revelato hebr. II) vorzüglich aus dem Grunde beiſtimmen, weil im zwölften Jahrhundert der Sohar ſowohl den jüdiſchen als chriſtlichen Gelehrten unbekannt war, wie es aus dem Libro Generationis p. 42 (Sepher Jochasin) erhellt, dürfte wohl durch die Schrift des Nikolaus Lütken (Dissertatio de Sohare, Sectio I § 3) völlig beſeitigt ſcheinen. Können nicht heute noch viele Werke des früheſten Alterthums vorhanden ſeyn, ohne daß wir Kunde von ihnen haben! — Wie endlich, wenn die Juden abſichtlich ſolche dunkle, ſchwerverſtändliche Lehren verborgen gehalten hätten? Alle, welche wiſſen, in welchem Anſehen noch heute der Sohar bei den

Digitized by Google

Juden ſteht, werden dieſe Bemerkung nicht für eine unbegründete Hypotheſe anſehen. Man leſe nur zu dieſem Behufe folgende Stelle aus der Vorrede des R. Jehuda Chajat in der Marecheth Haëlahuth F. 2 a. l. 8 sqq., die überſetzt alſo lautet: „Heil uns, daß wir das Buch Sohar erhalten haben! Wahrlich unſre Vorfahren, die uns an Weisheit weit überlegen waren, ſind nicht ſo glücklich geweſen, ſich an ſeiner lieblich ſüßen Rede zu erquicken, ſintemalen es zu ihrer Zeit noch nicht entdeckt war. Jedoch wundere man ſich billig nicht darüber, denn ganz zweifelsohne ſollte es in den letzten Tagen der Welt, d. i. in den unſrigen, bekannt werden.“

So Viel aus dem Buche ſelbſt hervorgeht, hat — wie auch der Verf. des Zemach David p. 105 glaubt — R. Simeon, der Sohn Jochais, die erſte Hand an daſſelbe gelegt. Die überall wiederkehrende Formel: R. Simeon begann zu ſeinen Jüngern: — endlich die ſchönen Worte in dem Schwanengeſang — ich erlaube mir die Anwendung dieſes Wortes auf die letzte, begeiſternde Rede des Rabbi — (Idra Suta, Sect. I), deuten darauf hin. „Man ſage nicht“, heißt es daſelbſt, „ich habe Etwas vor meinem Hinſcheiden verſchwiegen; ich habe Etwas in meinem Innern verſchloſſen gehalten, um es in jene Welt mit hinüber zu nehmen.“

Dieſe Stelle giebt uns außerdem auch eine Vorſtellung von der Gewiſſenhaftigkeit des Lehrers, von der innigen Liebe zu ſeinen Zuhörern, nach welcher er es für unrecht hielt, ihnen einen Gedanken ſeiner Seele vorzuenthalten. Es iſt die letzte Unterhaltung mit ſeinen um ihn weinenden Freunden, die uns an die letzte Lebensſtunde des Sokrates erinnert. Auch er mußte wie dieſer, als treuer Verkündiger der lauterſten Wahrheit, ſeine unſterbliche Seele aushauchen Talm. Tract. Sabb. f. 33, b. l. 22 sqq. Schibte Jeschenim f. 21 c. 2. Bartol. B. R. T. IV. p. 413 b. p. 272. Maimonid. in praef. ad Jad Chasaka). Daher wird es auch von ſeinen Nachfolgern das große Licht, der göttliche Lehrer, der Strahl des Moſes u. ſ. w. genannt. (Cabb. denud. T. II praef. p. 2 sqq.. Die Grabſchriften auf denſelben Seder Tephilloth Part. II f. 45 a ed. Amst. 4. Dieſ. in's Lateiniſche überſetzt von Norellius in praef. ad Philosophiam fidei, Orthodoxae veterum Cabbalistarum).

Iſt es alſo zu verwundern, daß dieſe dunkeln, nur dem Lehrer und ſeinen Zuhörern verſtändlichen Allegorien, die nie zum Gemeingut des Volkes, nie zur Lehre der Welt beſtimmt waren, abſichtlich geheim gehalten wurden? Schwebte doch der Lehrer ſelbſt in Kreiſe der von ihm für würdig gehaltenen Jünger in banger Ungewißheit, ob er ihnen ſeines Herzens tiefſte Gedanken offenbaren wollte, und rief oft wie ein in die dunkle Zukunft ſchauender Seher aus:

Wehe, ſoll ichs offenbaren! —
— Wehe, ſoll ich's ſtill bewahren!*)

Und hatte er nicht Recht, daß er ſich fürchtete? — Haben nicht oft ſeine Lehren zu den gröbſten Mißverſtändniſſen Veranlaſſung gegeben? — Scheint nicht überhaupt mit dem Geiſte des Lehrers auch der Sinn und Geiſt ſeiner Sprüche untergegangen zu ſeyn? — Wie oft ſind dieſelben von chriſtlichen und jüdiſchen Gelehrten ungeſchickt gedeutet und unrecht angewandt worden!

Man höre endlich, was Maimonides (XII Cap. des Moreh Nebuchim) über das Geheimhalten dunkler Lehren ſagt:

Noli existimare sapientiam d i v i n a m solum a plebe et multitudine hominum esse occultandam: nam idem quoque judicium est de sapientia n a t u r a l i, sicut ostendimus tibi in praefatione hujus libri. Atque hoc non solum fit apud nostros Doctores legis: sed olim quoque jam observatum est a philosophis et sapientibus inter gentes, qui occultarunt principia sua, et per aenigmata de iis loquuti sunt. Hinc Plato et alii ante eum vocarunt Materiam F o e m i n a m, et Formam M a r e m seu M a s c u l u m.

Quodsi igitur hi in istius modi rebus, in quarum publicatione nullum est damnum aut periculum, metaphoricis verbis et similitudinibus in docendo usi sunt: quando magis decet, ne nos, qui Legis Dei Doctores sumus, manifestemus ea, quae pro vulgi intellectu nimis sunt difficilia, et pro quibus aliud quid, immo plane contrarium ejus, quod volumus, sibi possit imaginari.

Erwägt man dieſe Umſtände genau, ſo begreift man leicht, wie der Sohar ſo lang unbekannt geblieben iſt; und daß man der Kabbaliſtik, ohne der Meinung Poſtels, des Ueberſetzers des Buchs Jeçirah, unbedingt beizuſtimmen, ein höheres Alter im Allgemeinen zuſchreiben kann, als man ſonſt zu thun geneigt iſt.

Vor dem Schluſſe dieſer Bemerkungen noch ein Wort über die Benennung des Buches. Der Name Sohar bedeutet Glanz, Lichtſtrahl und deutet ſomit vielleicht auf ſeinen Urſprung im Orient. Der reine Himmel des Morgenlandes geſtattet dem Lichte einen tiefern Einfluß auf die Geſinnung des Menſchen, daher dort gewöhnlich die Freude, das Schöne und Gute Licht genannt wird.

Näher in das Einzelne einzugehen, wäre einerſeits gegen die Tendenz dieſer Blätter, andererſeits gegen meine jetzige Abſicht. Für eine andere Zeit und Gelegenheit, nach längerer, ausſchließlicher Beſchäftigung mit dieſem Buche, muß ich mir die tiefere Erörterung vorbehalten. Was ich mit dieſen wenigen Zeilen beabſichtigte, war weiter Nichts, als auf die Wichtigkeit einer oft verkannten und verſchmähten Literatur aufmerkſam zu machen, und bei Einem oder dem Andern, der ſich den Wiſſenſchaften widmet, Intereſſe für ſie zu erregen.

Geſchichtliche Werke in Italien.

Wie es ſcheint, gewinnt die Geſchichte in Italien neuerer Zeit auffallend an talentvollen Bearbeitern. Die Akademie della Crusca erkannte im vorigen März den Preis von 1000 Scudi, welcher für das beſte literariſche Werk ausgeſetzt worden war, „der Geſchichte Italiens von 1789 bis 1814 durch Carl Botta“ zu. Schon durch ſeine Geſchichte der amerikaniſchen Revolution hatte ſich Botta höchſt rühmlich bekannt gemacht. Unter den 10 übrigen Werken, welche die Akademie einer ehrenvollen Erwähnung würdigt, ſtoßen wir noch auf vier hiſtoriſche Schriften, nämlich eine Geſchichte Sardiniens von G. Manno; eine Geſchichte des griechiſchen Befreiungskampfes von 1740 bis 1824, von Pieri; Kriege der Sulioten gegen Ali Paſcha von Janina, von Ciampolini; endlich das Jahrhundert Dante's, ein geſchichtlicher Verſuch von Arrivabene. Unter den 6 nicht-hiſtoriſchen Werken findet ſich ein naturgeſchichtliches, ein archäologiſches, ein moraliſches, zwei poetiſche, und eine Biographie Canovas von Miſſirini.

*) וי יא גלינא
וי אי לא גלינא

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 140. 20 May 1830.

Reiſebemerkungen von Wagler.

(Fortſetzung.)

Sechſter Saal. In dieſem Saale ſtehen 103 griechiſche und römiſche Bildnereien. Außer mehreren intereſſanten Bruchſtücken von Sarcophagen, einem dem Apollo geweihten Votiv-, und einem andern römiſchen, mit egyptiſchen Bildern verzierten Altare, Inſchriften, Köpfen und Statuen will ich nur folgende Stücke anführen. N. 17. Basrelief. Eine Bacchantin, umhüllt von dünnem, fliegendem Gewande, unter welchem die zarten und reizenden Formen ihres Körpers hervorſchimmern. Mit der einen etwas über den Kopf hingehaltenen Hand hält ſie ein Meſſer und zugleich einen Theil der hinter ihr herabwallenden Schleppe des Kleides, mit der andern, abwärts geſenkten, hält ſie das Hinterviertel eines Ziegenlammes. N. 18. Ein Kopf des Apollo Muſagetes, in der Anordnung der Haare und im Charakter des Geſichtes einer Muſe gleichend. N. 31. Ein Kopf von einem der homeriſchen Helden, aufwärts blickend, voll edlen Feuers und Lebens, und in ſichtbarlich großer Gemüthsaufwallung. N. 33. Eine bronzene Statue eines römiſchen Kaiſers, wahrſcheinlich des jungen Nero, in prachtvoll ausgelegter Waffenrüſtung. Dieſe Statue wurde bei Backing-Hall in Suffolk ausgegraben. N. 54. Der Kopf einer unbekannten Frau; die Locken höchſt zierlich durch eine breite Binde gefeſſelt. N. 55. Eine Statue der Ceres, nach Art des Iſis gekrönt. N. 63. Eine Statue des Bacchus als Kind; der Kopf iſt von einem Epheukranze umſchlungen, und der Leib zum Theil von einem Ziegenfelle bedeckt. N. 70. Ein Mädchenkopf. Das Haar iſt in Flechten getheilt und auf dem Hinterkopfe in einen Knoten geſchürzt. Noch bemerkt man daran Punkte von rother Farbe, mit welcher urſprünglich das ganze Haar bemalt war. N. 71. Eine kleine Statue einer Muſe, welche auf einem Felsblock ſitzt und in der linken Hand eine Leier hält. N. 73. Basrelief. Priam im Augenblick dargeſtellt, als er von Achill die Leiche ſeines Sohnes Hector erfleht. N. 83. Eine irdene Vaſe mit zwei Handgriffen am Halſe, und am Boden gleich einer Amphora in eine Spitze endend. Sie wurde mit etwa ſiebenzig anderen gleichgeſtalteten Vaſen in den Bädern des Titus gefunden, und ſchloß, wie dieſe, den feinen africaniſchen Sand ein, welchen die Athleten mit Oel vermiſchten, und womit ſie vor dem Beginnen des Ring- und Fauſtkampfes ihren Körper einrieben. N. 18. Ein egyptiſcher Gaukler, ſeine Kunſt auf einem zahmen Krokodile ausübend. N. 90. Die Büſte eines unbekannten Mannes mittlern Alters; Kopf- und Barthaar iſt kurz und buſchig. Ueber die linke Schulter hin iſt ein Theil der Chlamys geſchlagen, die rechte, ſo wie die Bruſt, iſt unbedeckt. Dieſe Büſte widmete, wie die Aufſchrift ſagt, L. Aemilius Fortunatus ſeinem Freunde.

Der ſiebente Saal enthält wieder römiſche Antiquitäten, dreizehn an der Zahl, worunter die Statuen einer in die römiſche Toga gehüllten unbekannten Perſon.

Nun folgen die egyptiſchen Antiquitäten, als Mumien; eine Sammlung von Vaſen, Idolen aus Bronce, Holz, Erz und Baſalt; die zum Iſisdienſte gebräuchlichen Siſtra, welche man noch in Egypten und Abyſſinien findet; verſchiedene Fragmente von kleinen Statuen aus Baſalt, Marmor und Alabaſter; zwei vollſtändige Statuen des Harpokrates; eine andere des hundsköpfigen Affen (Cynocephalus) und des Apis; Ueberreſte von Ibiſen ꝛc im achten, und die egyptiſchen Bildnereien im neunten Saale. Dieſe Sammlung enthält Coloſſe von erſtaunenswürdiger Größe und Schwere, und man begreift nicht leicht, wie dieſe ungeheuern Maſſen zu Schiff und über das Meer gebracht werden konnten. Ein großer Theil der Gegenſtände dieſes neunten Saales wurde von den Franzoſen während Napoleons Feldzug in Egypten in verſchiedenen Diſtrikten dieſes merkwürdigen Landes eingeſammelt, kam zufolge der Capitulation von Alexandrien im September 1801 in den Beſitz der engliſchen Armee, und wurde unter der Aufſicht des General Turner im Februar 1802 nach England gebracht. Einen höchſt beträchtlichen Zuwachs erhielt außerdem dieſe Sammlung egyptiſcher Alterthümer durch diejenige des im J. 1827 in einem Dorfe zwiſchen Kairo und Alexandrien verſtorbenen engliſchen General-Conſuls Salt, welcher bekanntlich den Lord Valentia (jetzt Graf von Mountmorris) auf ſeinen Reiſen in Oſtindien, Egypten und Abyſſinien begleitet hatte, ſeit 1817 mit Ausgrabung mehrerer Tempel, Gräber und anderer prachtvollen Denkmäler des alten Theben, ſo wie mit einem großen Werke über Egypten beſchäftiget war, und dem man außerdem die Entdeckung der berühmten Inſchrift von Axum, und die genaue Beſchreibung der Denkmäler dieſer alten

Digitized by Google

Hauptſtadt Aethiopiens verdankt. Die Gegenſtände der ſaltiſchen Sammlung waren während meiner Anweſenheit in London noch nicht mit fortlaufenden Numern verſehen, und in keinem beſonders guten Lokale aufgeſtellt.

Den Anfang dieſer egyptiſchen Sammlung macht eine große Statue einer egyptiſchen Gottheit mit einem Löwenkopfe, ſitzend auf einer Art von Stuhle, und die Arme über die Schenkel hinſchlagend. In der linken Hand hält ſie das geheiligte Inſtrument Tau. Darauf folgen mehrere dieſer Gottheit ähnliche Statuen, eine Statue der Iſis in Lebensgröße, eine dergleichen kleinere, mehrere Sphinxe, wovon einer in der Aushöhlung der Vorderſeite des großen Sphinxes gefunden wurde, Obeliske, Capitäle von Säulen, ein coloſſaler Habicht, zwei Fäuſte von ungeheurer Größe; ein bewunderungswürdig fein ausgeführter und gut erhaltener Kopf mit dem obern Rumpftheile von einer coloſſalen Statue, von den Ruinen von Memnonium, aus einem zweifärbigen Granitblocke gehauen; ein Sarcophag von ſchwarzem Granite mit Hieroglyphen auf ſeiner Außen- und Innenſeite, welcher von Groß-Kairo gebracht wurde, und von den Türken als Ciſterne benützt worden war; ein anderer Sarcophag von Baſalt, wie ein menſchlicher Körper gebildet; eine griechiſche Inſchrift, errichtet auf der Vorderſeite des großen Sphinxes von Marcus Aurelius und Lucius Verus und eine dergleichen andere von Nero; der bei Roſette, dem Metelis der Alten, am weſtlichen Nilarme aufgefundene Stein; drei auf Befehl der hohen Prieſter eingehauene Aufſchriften von gleichem Belange, eine davon in Hieroglyphen, die andere in der alten heimiſchen egyptiſchen, und die dritte in griechiſcher Sprache enthaltend, und die Dienſte erwähnend, welche Ptolemäus der Fünfte dieſer Gegend erwieſen; eine kleine Statue eines Egyptiers, der auf einer viereckigen Vorlage kniet, und mit ſeinen Händen eine Art von Altar trägt, auf deſſen Vorderſeite ſich ein Iſisbild bemerklich macht; eine andere kleine Statue eines bärtigen Egyptiers mit einer kurzen Schürze, von wildverwegenem Blicke, aufrecht ſtehend mit abwärts geſenkten, und vom Körper etwas entfernten Armen; eine gemalte Statue, in einem Grabmale zunächſt den Pyramiden gefunden; ein roh ausgearbeiteter Löwe; eine viereckige, mit Hieroglyphen bedeckte Tafel von Breccie, welche zum Zermalmen des Getraides diente ꝛc.

Nach dieſem Saale folgen im zehnten auf einmal wieder griechiſche und römiſche Bildnereien, 97 an der Zahl. Von den vielen, prachtvollen Stücken derſelben will ich bloß eines Kopfes der Juno mit ausgezacktem Diademe, der Cybele, eines lachenden Fauns und des Adonis, des Jupiter Serapis von grünem Baſalte, der marmornen Statue von einem Scheibenwerfer (Discobolus), der ſich eben zum Scheibenwurfe anſchickt, die Büſte eines nacktbrüſtigen Kindes und einer unbekannten weiblichen Perſon im Charakter der Iſis, des Kopfes einer Muſe mit einem Lorbeerkranze, ſo wie eines der Dioscuren und des von einer Kappe überdeckten Kopfes des Vulkans, einer Gruppe von zwei Cupidos und einer Venus, einer weiblichen Hand, die eine Haarlocke, und einer andern, wahrſcheinlich von einer Pſyche, welche einen Schmetterling hält, und endlich auch noch der Statue eines berauſchten Fauns und des auf einem Felſenſtücke ruhenden Merkurs gedenken.

Eilfter Saal. Den Stock zu dem in dieſem Saale aufgeſtellten Medaillen- und Münzkabinette bildeten die Sammlungen des Hans Sloane, von welchem ich ſchon weiter oben geſprochen habe und des Sir Robert Cotton. Seit dieſer Zeit gewann ſie nach ihrem Inhalte durch Ankäufe und Geſchenke mehr und mehr an Umfang, und wurde vorzüglich bedeutend durch das großmüthige Vermächtniß des Sir C. M. Cracherode. Dieſes Cabinet iſt in drei Abtheilungen gebracht, wovon die erſte die alten, und zwar die griechiſchen und römiſchen, die zweite die neuen Münzen, die dritte die Medaillen in ſich begreift.

Die griechiſchen Münzen ſind geographiſch, die römiſchen chronologiſch, die modernen wie die griechiſchen geordnet. Die Medaillen-Sammlung verwahrt ſowohl in- als ausländiſche Gepräge, und iſt wie die der modernen Münzen geordnet.

Im zwölften Saale ſteht die Sammlung von Antiquitäten des Sir William Hamilton. Die Gegenſtände ſind von Bronce, Stein und Glas und theils von Griechen und Römern, theils von den Hindus, Chineſen und Japanern. Sie ſind in acht und ſiebenzig Käſten aufbewahrt.

Dreizehnter Saal. Dieſer Raum ſchließt eine ausgedehnte und werthvolle Sammlung von Kupferſtichen und Gemälden ein, welche großentheils ein Vermächtniß des C. M. Sir Cracherode ſind. Sowohl dieſe Sammlung, als das Münz- und Medaillencabinet kann zu einer und derſelben Zeit nur von wenigen Perſonen, und zwar nur mit beſonderer Erlaubniß des Vorſtandes beſehen werden.

Vierzehnter Saal. In dieſem ſtehen drei und zwanzig antike Basreliefs, Fragmente von doriſchen und joniſchen Säulen und andere Ueberbleibſel von griechiſchen und römiſchen Gebäuden. Die genannten Basreliefs ſtellen den Kampf der Centauren und Lapithen auf eilf, und den Zweikampf zwiſchen den Griechen und Amazonen auf zwölf Marmortafeln vor und wurden in den Ruinen des Tempels von Apollo Epicurius aufgefunden. Die genaue Kenntniß von der Zeit, in welcher dieſes Kunſtwerk verfertiget wurde, verleiht demſelben ein ganz beſonderes Intereſſe. Pauſanias nämlich ſagt, daß dieſer Tempel Apolls von Ictinus, einem Zeitgenoſſen des Perikles, errichtet wurde, von demſelben, welcher zu Athen das Parthenon erbaute, das noch heute in ſeinen Trümmern die Bewunderung der Welt iſt.

Der fünfzehnte und letzte Saal endlich ſchließt nicht weniger als 312 Werke der alten römiſchen und griechiſchen Kunſt ein, deren nähere Angabe ich aber, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehe.

Verordnungen, die Beſichtigung des brittiſchen Muſeums betreffend.

Das Muſeum ſteht dem Publikum in der Woche dreimal zur Anſicht offen, nämlich am Montag, Mittwoch und Freitag, mit Ausnahme der Weihnachts-, Oſter- und Pfingſtwoche, ſo wie der Monate Auguſt und September.

Perſonen, welche das Muſeum zu ſehen wünſchen, ſind erſucht, im Vorſaale des Gebäudes zwiſchen zehn und zwei Uhr

Digitized by Google

ihren Namen, ſowie die Zahl der Fremden, die ſie zum Beſuche mitzunehmen gedenken, in einem zu dieſem Behufe aufliegenden Buche einzuſchreiben, und hierauf eine Karte zu löſen, welche beim Eintritte in den erſten Saal des obern Stockes vorgezeigt, und beim Eintritte in die Gallerie der Gemälde abgegeben wird.

Man erwartet, daß alle das Muſeum beſuchende Perſonen in Kleidung und Anſtand ſchicklich und ordentlich ſich zeigen, widrigenfalls die Aufſeher den Eintritt verweigern würden. Dieſer iſt Kindern unter zehn Jahren gänzlich verſagt. Hunde, Regenſchirme und Stöcke müſſen im Vorſaal des Muſeums zurückgelaſſen werden.

Verordnungen in Beziehung auf den Beſuch des Leſeſaals des britiſchen Muſeums.

Der Leſeſaal iſt täglich von zehn bis vier Uhr geöffnet, mit Ausnahme des Sonntags und Sonnabends, ſowie der Weihnachts-, Oſter- und der Pfingſtwoche. Perſonen, welche den Eintritt zu genießen wünſchen, müſſen ſich in einer ſchriftlichen Eingabe, welche ihren Tauf- und Zunamen, Rang oder Profeſſion, ſowie ihren Aufenthaltsort genau angiebt, an den Ober-, oder in deſſen Abweſenheit an den ältern Unterbibliothekar wenden, der ihnen dann unmittelbar hierauf den Zutritt geſtattet, oder ihre Bittſchrift in der nächſten Generalverſammlung, oder dem Vorſtehungsausſchuſſe vorlegt. Da es aber in einer ſo bevölkerten Hauptſtadt, als London, ſo ſehr gefährlich iſt, durchaus fremde Perſonen zuzulaſſen, ſo ſetzt man voraus, daß jede derſelben, welche zugelaſſen zu werden wünſcht, eine Gewähr leiſtende Empfehlung einem Vorſtande oder Beamten des Hauſes vorlegt. Geſuche, welche in dieſer Beziehung unvollſtändig ſind, werden nicht beachtet.

Die Erlaubniß für den Beſuch des Leſeſaals gilt im Allgemeinen nur für ſechs Monate; nach Verfluß derſelben muß das Geſuch von Neuem geſtellt werden.

Den Bibliothekaren iſt es ſtrenge eingeſchärft, das Geſuch des Leſers um gedruckte Bücher oder Manuſcripte ſo ſchnell als möglich zu befriedigen; allein in einer ausgedehnten Bibliothek iſt es nicht immer möglich, die fraglichen Artikel ſogleich aufzufinden.

Den Leſern iſt es erlaubt, einen Auszug oder mehrere derſelben von einem gedruckten Werke oder Manuſcripte zu machen, aber ohne beſondere Erlaubniß von dem Vorſtande darf kein Manuſcript ganz, oder der größere Theil desſelben abgeſchrieben werden. Auch iſt es den Abſchreibern verboten, das Papier, worauf ſie ſchreiben auf die vorliegenden Bücher oder Manuſcripte zu legen; eben ſo wenig ſind ohne beſondere Erlaubniß des Vorſtandes Durchpauſungen geſtattet.

Niemand darf, unter keinerlei Umſtänden, auf einen Theil eines gedruckten Buches oder eines Manuſcriptes, welches dem Muſeum zugehört, ſchreiben; und findet Jemand einen Defekt oder eine Beſchädigung darin, ſo iſt er aufgefordert, hievon die Anzeige einem Beamten der Bibliothek zu machen, damit dieſer ſeine Maßregeln darnach nehmen kann.

Es iſt kaum zu bemerken nöthig, daß tiefes Stillſchweigen an einem den Studien geweihten Orte beobachtet werden müſſe.

Die Zulaſſungskarten ſind durchaus nicht an Andere verleihbar; auch dürfen die Leſer keine Fremde oder Gehülfen ohne eigene Karten einführen.

Die letzten Stuarts im Exil.

(Schluß.)

Unglücklicher Weiſe waren es nicht bloß die Whigs, welche den Ruf des Prätendenten antaſteten. Wahrſcheinlich, um ſich zu entſchuldigen, daß ſie ihren Schwüren entſagt hatten, wiederholten jacobitiſche Schriftſteller, nach dem Beiſpiele des Dr. King, alle Redensarten ihrer politiſchen Widerſacher von Karl Edwards Unfähigkeit, Egoismus, Undankbarkeit, ſelbſt Feigheit; ſo leicht iſt es, das Unglück zu verleumden. Einige engliſche Reiſende, um dem regierenden Hauſe zu ſchmeicheln, gefielen ſich darin, die Schwächen des greiſen Fürſten zu Rom und Florenz zu ſchildern. Wohl verſchont das Alter die Helden nicht, und am Wenigſten die, welche, gleich den Söhnen Jakobs II, Viel gekämpft und Viel geduldet; aber die Lorbeere von Preſton-Pans und Falkirk hätten ſollen mehr Achtung einflößen vor den grauen Haaren des verbannten Königs. Der Volksdichter von Schottland, von dem ſich nicht vermuthen läßt, daß er ein Feind der Freiheiten ſeines Landes ſey, Robert Burns, denkt auf dieſen Punkt anders. In ſeinen Balladen hat er mehr als ein Mal die Tapferkeit, die Tugenden und das Unglück des Letzten der Stuarts gefeiert. Die Anſicht des Geſchichtſchreibers ohne Zweifel darf nicht, wie die des Dichters, ausſchließlich ſich vom Gefühl für das Unglück beſtimmen laſſen; die Sache der geſtürzten Dynaſtie hatte unter Jacob III aufgehört, Sache des Volkes zu ſeyn und ſie konnte nur durch die Zuhülfnahme des Namens der Freiheit wieder dazu gemacht werden; wenn aber der Thron dem Würdigſten verliehen ward, legt ein ſolcher Urſprung den Nachfolgern des vorangegangenen Fürſten nicht um ſo ſtrengere Pflichten auf? Wenn ſie dieſen Anforderungen nicht entſprechen, wie es der Dynaſtie Braunſchweig unter Robert Walpole vor und nach dem J. 1745 allerdings zur Laſt gelegt werden kann, und wenn dann ein Mitbewerber wie Karl Edward in die Schranken tritt, auf welcher Seite ſollen wir das Recht ſuchen? Die Politik der Souveräne gab dieſen Fürſten und ſeine Sache auf, welche die ihre war. Karl Edward, lange Zeit geächtet und beinahe verſchollen, ſtarb den 31 Januar 1788 zu Florenz; ein Jahr, ehe die franzöſiſche Revolution alle Legitimitäten Europas zweifelhaft machte und der verödete Palaſt von Holyrood ſich öffnete, um den Bourbonen, die wie einſt die Stuarts von Königreich zu Königreich irrten, eine Zufluchtsſtätte darzubieten.

Als katholiſcher Fürſt war Karl Edward von ſo duldſamem Charakter, daß das Gerücht von ihm ging, er habe Etwas gethan, was Heinrich IV den gefährlichen Sprung nannte, nämlich ſeine Religion gegen die anglicaniſche Kirche vertauſcht; aber glücklicher Weiſe erachtete er es nicht für nöthig, ſeinen Glauben zu verleugnen, um den Unterthanen ſeines Großvaters die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung zu beweiſen, und ſo ſtarb er im Schoße der Kirche.

Digitized by Google

Sein Leichenbegängniß war in der Kathedrale von Frascati, dem alten Tusculum, dem Biſchofsſitze des Cardinals von York. Der Cardinal verrichtete bei dieſer traurigen Veranlaſſung das Amt: es war ein impoſantes Schauſpiel, als der Bruder des Hingeſchiedenen — ein Diener des Gottes, der Throne zertrümmert — mitten unter den umflorten Wappenſchildern ſeiner Familie, am Sarg eines Königs ohne Reich, in den Worten der heiligen Schrift die Eitelkeit der irdiſchen Dinge verkündigte und von dem Himmel den ewigen Frieden erflehte für dieſen Bruder, deſſen Leben ſo ſtürmiſch geweſen. Ein einfaches Mauſoleum wurde ihm errichtet, worauf bloß Name und Titel ſtanden. Sein Herz ruht bei Seite in einer Urne, worauf man folgende italieniſche Inſchrift lieſt:

Di Carlo il freddo cinere
Questa brev' urna serra;
Figlio de Terzo Jiacomo,
Signor d'Jnghelterra.
Fuor de regno patrio
A lui che tomba diede?
Infidelta di popolo,
Integrita di fede.

Der Cardinal von York hatte, in den geiſtlichen Stand tretend, darauf verzichtet, den Thron von England zu beſteigen und ſelbſt den Königstitel zu führen; indeß konnte er als ein Fürſt der Kirche, der das göttliche Recht verwahren mußte, nicht umhin, auf einer Münze, die er auf den Tod ſeines Bruders prägen ließ, dieſe Entſagung auszuſprechen. Um ſein Bild herum ſtehen die Worte: Henricus Nonus Angliae Rex — und auf der Rückſeite, welche eine Stadt ziert: Gratia Dei sed non voluntate hominum. Seine kirchlichen Würden bildeten eine lange Reihe: er war Cardinal-Biſchof von Oſtia und Belletro, Biſchof von Frascati, Abt von Anchim und St. Amand in Frankreich, Vicekanzler der römiſchen Kirche, Erzprieſter der Baſilika des Vaticans ꝛc. ꝛc. Man rühmt ſeine milden Sitten; ſtets nahm er ſich eifrigſt der engliſchen Reiſenden in Italien an und übte gegen alle eine wohlwollende Gaſtfreundſchaft. Wie ſein Vater und Großvater ſchien er Gott zu danken, daß er ihn habe drei Königreiche verlieren laſſen, wenn er nur dadurch beſſer geworden; doch war ſeine Frömmigkeit aufgeklärt, ohne Aberglauben. Hätte er in ſeinem Herzen einige Bitterkeit hegen können gegen die Könige, die ſeine Familie im Stich ließen, ſo lebte er lange genug, die Kinder dieſer Souveräne ſo unglücklich zu ſehen, als es ſeine Vorfahren waren. Indeß blieb er ſelbſt nicht außer dem Bereich der politiſchen Stürme, die Europa erſchütterten. Er verlor im J. 1793 eine Penſion, die ihm aus Spanien zufloß und die Einkünfte aus ſeinen Abteyen in Frankreich. Eine Demokratie, furchtbarer dem Katholicismus als die der Rundköpfe, trat, beſpritzt mit dem Blut eines andern Karls I, ſelbſt in Rom auf, um den Händen des Nachfolgers des heiligen Petrus die eiteln Blitze des Vaticans zu entreißen. Um Pius VI in ſeiner Noth beizuſpringen veräußerte der Cardinal die Pretioſen ſeiner Familie, unter andern einen Rubin, den man zu 50,000 Pf. St. ſchätzte; bald darauf wie alle Cardinäle vertrieben, flüchtete er ſich im J. 1798 krank und arm — erliegend unter doppelter Schmach als Sohn eines Königs und als Fürſt der Kirche — nach Venedig. Er ſah endlich noch die Zeit, wo ein anderer Cromwell ſich höher erhob, als der erſte und dem chriſtlichen Rom den Frieden ſchenkte, während er es nöthigte, ſeiner Größe zu weichen. Im J. 1801 nach Rom zurückgekehrt ließ ſich der Cardinal von York bewegen, eine Penſion von dem König Georg anzunehmen, die man ihm als Erben Maries von Eſte, der Gemahlin Jacobs II, anbot, der das Parlament eine durch den Traktat von Ryswick garantirte Dotation von 58,000 Pf. St. bewilligt hatte; zum Dank für die Anerkennung dieſer alten Schuld, welche die Uſurpation ihm hätte beſtreiten können, vermachte er der engliſchen Regierung ſeine Papiere. *) Er ſtarb im J. 1807 als Decan des heiligen Collegium's, in einem Alter von 82 Jahren. Da Karl Edward keine legitime Nachkommenſchaft hinterließ, ſo endete mit Heinrich Benedikt Stuart, unter dem Hut eines Cardinals, der letzte Sprößling Jacobs II, der dem Papismus die dreifache Krone von Großbritannien zum Opfer gebracht hatte.

Viehzucht im Kaiſerthum Morokko.

In der landwirthſchaftlichen Akademie in Florenz reichte neulich der bekannte Gelehrte, Graberg di Hemsö eine intereſſante Denkſchrift über die Viehzucht des Kaiſerthums Marokko, den Hauptnahrungs- und Handelsquell dieſes Landes, namentlich der Gebirgsgegenden deſſelben, ein. Er ſchätzt die Zahl des Rindviehs auf 40 bis 45 Millionen, von welchen an einem einzigen Tag (am letzten des mohammedaniſchen Jahrs); in der Regel 600,000 Stück geopfert werden. Die Ziegen ſchlägt er zu 10 bis 12 Millionen an, die Kameele zu etwa einer Million, die Pferde bloß zu 400,000; etwas höher die Zahl der Maulthiere; die Eſel zu mehr als zwei Millionen. Unglaubig groß ſoll die Zahl der Hunde ſeyn, wobei Graberg die wohl noch der Beſtätigung bedürfende Bemerkung macht, daß, wenn die Hunde, wie in den meiſten Gegenden des nördlichen Africas, ſo allerdings auch in Marokko niemals von der Wuth befallen würden, dafür in dieſen Gegenden die Maulthiere der eigentlichen Waſſerſcheu unterworfen ſeyen," welche ſie ſo wüthend mache, wie bei uns die an jener Krankheit leidenden Hunde, obwohl ihr Biß bei den Menſchen nicht abermals die Hydrophobie zur Folge habe.

Reiſen im ruſſiſchen Aſien.

Während man ſich in St. Petersburg ernſtlich damit beſchäftigt, ſich mit den Ländern in freundſchaftliche Verhältniſſe zu ſetzen, welche zwiſchen den engliſchen Beſitzungen in Indien und Rußland liegen, was man aus der kürzlich erfolgten Reiſe eines afghaniſchen Prinzen an den kaiſerlichen Hof ſchließen muß; vergißt man nicht, auch wiſſenſchaftlichen Gewinn aus den entlegenen Provinzen des unermeßlichen Reichs zu ziehen. Parrot, kaum von ſeiner Reiſe nach Immirethien zurückgekehrt, hat ſich ſogleich wieder auf den Weg gemacht, um ſich nach den Ufern des caſpiſchen Meers zu begeben, deſſen Niveau er mathematiſch beſtimmen ſoll. Hier wird er mit den beiden Naturforſchern Meyer und Menetrier zuſammentreffen, die von der Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg dahin geſchickt worden ſind, um die öſtliche Kette des Caucaſus zu unterſuchen. Die Letzteren haben den Winter in Baku zugebracht und gedachten mit Anfang des Frühjahrs ihre Arbeiten in den Umgebungen dieſer Stadt zu beginnen.

*) Damit widerlegt ſich, was in in- und ausländiſchen Blättern gegen die Nachricht geſagt wurde, daß die Papiere der Familie Stuart nächſtens in England im Druck erſcheinen würden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 141. 21 May 1830.

Ueber des chineſiſchen Philoſophen Laodſö Leben und Schriften.

(Mitgetheilt von Heinrich Kurz in Paris.)

Die Miſſionäre, deren Arbeiten täglich mehr hervorgezogen und geſchätzt werden, hatten uns doch in mannichfacher Hinſicht ganz falſche Anſichten über China und das chineſiſche Volk beigebracht. Ich will nicht von den lächerlichen Meinungen ſprechen, welche nur ihres großen Unſinnes wegen Eingang gefunden, und die, leider! in Deutſchland noch von gar zu Vielen geglaubt, ja ſogar von Perſonen, die ſich mit der Kenntniß der chineſiſchen Sprache brüſten, als merkwürdige Neuigkeiten wiederholt werden; nicht davon, wie abgeſchmackt das Geſchwätz dieſer Sinologen iſt, welche eines Theils behaupten, daß es der chineſiſchen Schriftzeichen ſo unermeßlich viele gebe, daß ſelbſt in China nur ein ausgezeichnetes Genie im Stande ſey, nach vieler und angeſtrengter Arbeit zu einer vollkommenen Kenntniß dieſer Charakterſchrift zu gelangen, und die uns andern Theils erzählen, daß die chineſiſche Sprache ſo arm an Ausdrücken und ſo überfüllt ſey mit gleichtönenden Wörtern, daß es eine reine Unmöglichkeit werde, ſich zu verſtändigen, und daß daher die Chineſen ſelbſt ſich gezwungen ſähen, die Worte in die Luft oder auf ſonſt eine Weiſe hinzumalen, um den Andern begreiflich zu machen, was ſie eigentlich wollten; als ob es wohl ein Volk geben könnte, das eine Sprache zwar beſäße, ſich aber in derſelben nicht zu verſtändigen vermöchte. Warum nicht gleich ſagen, daß die Chineſen alle taubſtumm ſind, und daß ſie bloß mit den Fingern reden?

Ich will mich nicht bei dieſen und andern dergleichen Abgeſchmacktheiten aufhalten, wegen deren wir den Gelehrten unter den Miſſionären keine Schuld beimeſſen können. Aber auch dieſen haben wir, leider! manche Irrthümer zu verdanken, die um ſo gefährlicher ſind, als wir ſie nicht ſo leicht auszumitteln vermögen und ſie uns durch die Gelehrſamkeit ihrer Urheber blenden.

So hatten ſie, wenn ſie von chineſiſcher Philoſophie ſprachen, nur das moraliſche Syſtem Kungdſö's (Confucius) erwähnt; ſie hatten es als das einzige hingeſtellt, oder ſie ſprachen von den andern als von den abſurdeſten Hirngeſpinnſten, die nur je in dem Kopfe eines müßigen Menſchen hatten entſtehen können. Ganz mißverſtanden wurden vorzüglich der Philoſoph Laodſö und ſeine Schule, welche allerdings im Laufe der Zeiten ihre urſprüngliche Würde beinahe gänzlich verloren haben, und durch falſche Auslegungen herrlicher und tief gedachter Sätze auf ganz widerſinnige Ideen gekommen ſind. Aber Dieß kann der urſprünglichen Lehre ihren Werth nicht nehmen. Es wird gewiß den Leſern des Auslandes nicht unangenehm ſeyn, wenn wir in einer Reihe von Mittheilungen dieſe religiöſe Schule näher bekannt machen, vorzüglich da wir Auszüge aus ihren Schriften zu geben gedenken. Zum Anfange wollen wir einen Auszug aus Abel-Remüſats Abhandlung über Laodſö und ſeine Schriften mittheilen, die nicht weniger tief und gediegen iſt, als die andern Werke dieſes großen Kenners chineſiſcher Sprache und Literatur.

Li-eúl, gewöhnlicher Lao-dſö genannt, welcher am Anfange des ſechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb. blühte, wird noch jetzt als der Vater und Reformator der religiös-philoſophiſchen Secte der Daoſſe betrachtet, zu welcher ſich ein großer Theil des chineſiſchen Volkes bekennt. Von den Schriftgelehrten oder Anhängern Kungdſös ſelbſt als ausgezeichneter Denker anerkannt, welchen zu befragen ihr Meiſter ſogar nicht verſchmäht hatte, iſt Laodſö ſeinen Anhängern nicht bloß ein tiefdenkender Weiſer, ſie verehren ihn vielmehr als einen Unſterblichen, als das einzig vollkommene Geſchöpf, ja ſie glauben ſogar, er ſey die menſchgewordene höchſte Vernunft oder Gottheit.

Von dieſen verſchiedenen Anſichten rühren auch die verſchiedenen Erzählungsweiſen ſeines Lebens her; denn wenn die Einen überall ihren Gott werden erblicken wollen, ſo werden die Andern hingegen alle nur einigermaſſen das Gewöhnliche überſchreitenden Nachrichten als falſch von ſich weiſen, und ſomit nicht weniger irre gehen, als die Daoſſe ſelbſt.

Das Daſeyn Laodſö's kann nicht bezweifelt werden; alle Geſchichtſchreiber, die älteſten und kritiſcheſten nennen ihn. Er wurde gegen das Ende des ſiebten Jahrhunderts vor Chr. Geb. im Fürſtenthume Tſchin geboren; ſein Familienname war Li, ſein Beiname Eúl und ſein Ehrenname Dan. Er lebte am kaiſerlichen Hofe und bekleidete dort die Stelle eines Reichsgeſchichtſchreibers. Sein Ruf verbreitete ſich bald durch das ganze Land; ſeine Weisheit, ſeine Kenntniß des Alterthums und der

Digitized by Google

Gebräuche war ſo berühmt, daß ſelbſt Kungdſö zu ihm hinreiſte, um ihn über die letzteren zu befragen.

Dieſer Beſuch und die dabei vorgefallene Unterredung wird auf verſchiedene Weiſe erzählt, je nachdem es ein Schriftgelehrter oder ein Daoſſe iſt, der davon ſpricht.

Der große Geſchichtſchreiber Sematsſian, den Abel-Remuſat überſetzt, erzählt ſie folgendermaßen: Kungdſö, der zwar damals noch ſehr jung war, hatte dennoch ſchon das Beiſpiel der Weiſen des Alterthums als höchſte Norm aufgeſtellt und verlangt, daß nur eine durchgreifende Nachahmung ihres Lebens zur Weisheit und zur Tugend führen könne. So hatte er auch gegen Laodſö ſich ausgeſprochen. Dieſer antwortete ihm aber: „Die Leute, von denen Du ſprichſt, ſind ſeit langer Zeit nicht mehr; ihre Gebeine ſelbſt ſind in Staub zerfallen, und einige eitle Sittenſprüche ſind Alles, was von ihnen übrig geblieben iſt. Der Weiſe ſoll der Zeit folgen und den Verhältniſſen ſich anſchmiegen; er ſoll ſie benützen, wenn ſie günſtig ſind, im entgegengeſetzten Falle aber ſoll er nachgeben. Man verbirgt ſorgfältig einen gefundenen Schatz, und läßt ihn nicht vor aller Welt ſehen; eben ſo beſteht des Weiſen gründliche Tugend darin, daß er ſich dumm ſtelle (d. h. daß er ſeine Tugend nicht erblicken laſſe). Gieb dieſen Deinen Stolz auf, und Deine übertriebenen Anſprüche; denke nicht mehr an Deine thörichten Plane, die Dich doch zu Nichts führen können. Dieß iſt mein wohlmeinender Rath; ſuche ihn zu benutzen."

Das Buch Kungdſö-Kiajü oder Kungdſös Hausgeſpräche, ein in vielfacher Hinſicht merkwürdiges Werk, erzählt die Unterredung der beiden Philoſophen etwas anders.

Kungdſö (ſo heißt es am Ende des 11 Cap.) ſprach zu Laodſö: „Wahrlich! in unſerer Zeit iſt Deine Lehre von der Intelligenz und vom Durchdringen derſelben nicht leicht auszubreiten. Mit Aufmerkſamkeit habe ich ſie angehört und voll Zutrauen habe ich ſie den Fürſten unſerer Zeit vorgetragen, aber ſie haben ſie nicht begriffen. Schwer iſt es, in unſerer Zeit Deine Lehre zu verbreiten!"

Laodſö entgegnete ihm: „Der Sprechende fehlt in der Unterſcheidung; der Hörende wird durch die Worte verwirrt. Wenn man nur dieſe zwei Dinge wohl weiß und ſie gehörig anzuwenden verſteht, ſo wird auch meine Lehre von der Intelligenz nicht untergehen!"

Dieſe etwas räthſelhaft klingenden Worte werden aus dem Folgenden deutlicher werden; man weiß aber nicht, welchen Eindruck ſie wohl auf Kungdſö gemacht haben mögen. Als er einſt mit ſeinen Schülern über Laodſö ſprach, was er übrigens immer zu vermeiden ſuchte, ſagte er: „Ich wundere mich nicht darüber, daß die Vögel fliegen, daß die Fiſche ſchwimmen und daß die vierfüßigen Thiere laufen; ich weiß, daß man die Fiſche in Netzen, die wilden Thiere in Gruben fängt, und daß man die Vögel mit Pfeilen erlegt; aber ich weiß nicht, auf welche Weiſe der Drache, von Wind und Wolke getragen, ſich bis zu dem Himmel erheben kann. Ich habe Laodſö geſehen; er iſt dem Drachen ähnlich!"

Laodſö hatte ſich länger mit der Bearbeitung ſeines Buchs über Vernunft (oder Intelligenz) und Tugend beſchäftigt, und ſtets hatte er ſich verborgen gehalten. Als er aber bemerkte, daß die damals regierende Dynaſtie ihrem Untergang ſich näherte, faßte er den Entſchluß, ſein Vaterland zu verlaſſen. Er würde auch ſein Werk unvollendet gelaſſen haben, wenn ihn nicht ein Kriegshauptmann, der die Grenze bewachte, an welche Laodſö auf ſeiner Reiſe gekommen war, bewogen hätte, wenigſtens ein Denkmal zu hinterlaſſen, aus welchem man ſeine Lehre erlernen könnte. Laodſö vollendete ſein Buch, dann aber verließ er das Land und niemals kam er zurück.

Dieß iſt das Wenige, was wir mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit von dieſem großen Manne wiſſen. Aber außerdem giebt es eine unzählige Menge von Sagen und mit Wundern ausgeſchmückten Legenden, deren vollſtändige Kenntniß gewiß ſehr Viel zur ganzen und richtigen Anſchauung der Sache beitragen würde. So erzählt man, daß die Mutter Laodſös 81 Jahre lang mit ihm ſchwanger gegangen ſey, und daß er daher ſeinen Namen Laodſö, d. h. das alte Kind, erhalten habe. Andere behaupten, daß man ihm dieſen Namen gegeben, weil er mit weißen Haaren auf die Welt gekommen ſey.

Ein Schriftſteller, der ihn, wie alle ſeine Anhänger, Taiſchang lackiün, d. h. den ſehr erhabenen alten Fürſten nennt, ſagt, daß er von Ewigkeit herlebte, aber daß er früher noch nicht geboren worden war. Unter der zweiten Herrſcherfamilie (im 15 Jahrhundert vor Chr. Geb.), fügt er hinzu, trennte ſich ſein Geiſt und wurde Seele im Leibe einer wunderbaren Frau, wo er ein und achtzig Jahre lang ſich aufhielt. Er kam auf der linken Seite ſeiner Mutter zur Welt; und ſogleich zeigte er auf einen Birnbaum (chineſiſch li), unter dem ſeine Mutter ihn geboren hatte, und ſagte: „So ſoll mein Familienname ſeyn!" Schon bei ſeiner Geburt hatte er weiße Haare, ein gelbes Geſicht, lange Ohren, kleine Augen, eine breite Stirne, einen ſchönen Bart und einen viereckigen Mund *).

Seit dieſer Zeit ſoll er ſich mehrere Male vermenſchlicht haben und unter verſchiedenen Geſtalten erſchienen ſeyn. Es wäre aber unnöthig, alle dieſe Menſchwerdungen zu erzählen, weil ſie alle übereinkommen, und weil kein Jahrhundert vorübergeht, in welchem er nicht erſchienen wäre; und ſo behaupten ſeine Anhänger, daß Buddha niemand anders ſey, als ihr Meiſter Laodſö. Das Merkwürdigſte in allen dieſen Fabeln, und das, worin ſie Alle übereinkommen, iſt, daß Laodſö große Reiſen in fremde Länder unternommen hat; und Dieß erhält vorzüglich eine beſondere Bedeutung, wenn wir ſehen, in wie viel Stücken dieſer chineſiſche Weiſe mit den gleichzeitigen Philoſophen des Abendlandes übereinſtimmt, ſo daß man leicht auf ſeine Be-

*) Man muß nicht glauben, daß man den Laodſö, wenn er auf dieſe unſern Geſchmack und unſer Schönheitsgefühl ſo abſtoßende Weiſe geſchildert wird, dadurch wirklich als eine Art Ungeheuer darſtellen wollte; alle ſeine körperlichen Eigenſchaften entſprechen vielmehr gänzlich den Anforderungen, welche die Chineſen an ein ſchönes Aeußeres machen. So habe ich in einem Romane, betitelt: Heanſtſchung-tſchim, d. h. Wahrheit in der Lüge, den Helden alſo beſchrieben gefunden: „Seine aufwärts gerichteten Augenbrauen waren dünn und lang; er hatte große Ohren und ein viereckiges Geſicht." Und doch galt er als ein Muſter von Schönheit!

Digitized by Google

kanntſchaft mit denſelben ſchließen kann. Mehrere ſeiner Biographen ſetzen zwar die Zeit ſeiner Reiſe ans Ende ſeines Lebens und nach der Verfertigung ſeines Buchs, andere dagegen behaupten, er hätte dieſes Buch erſt nach ſeiner Zurückkehr verfaßt oder bekannt gemacht.

Dieſes bis auf uns gekommene Werk, das Dao=de=ging oder claſſiſche, heilige Buch von der Intelligenz und der Tugend, hat 81 Kapitel, welches vielleicht die obenangegebene Sage, daß Laodſö 81 Jahre im Leibe ſeiner Mutter geblieben ſey, erklären kann. Man kann zwar nicht mit Beſtimmtheit ergründen, ob dieſes Buch dem großen, vom Kaiſer Tſinſchi=choangdi befohlenen Bücherbrande entgangen ſey; doch läßt es ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit vermuthen, da dieſer Kaiſer ein warmer Anhänger der Sekte der Daoſſe war, und da er ausdrücklich alle Bücher ausgenommen hatte, welche die Wahrſagerkunſt, die Heilkunde und die Sterndeutekunſt betrafen. Doch auch zugegeben, daß das Daodeging der Vernichtung preisgegeben worden iſt, ſo läßt ſich doch, mit viel Zuverläſſigkeit ſogar, behaupten, daß es ziemlich rein erhalten wurde, da man theils alte Exemplare wieder auffand, theils viele Leute es ganz auswendig gelernt hatten. Es iſt vielfältig herausgegeben, erläutert und kritiſch beurtheilt worden, und von fünftauſend ſiebenhundert acht und vierzig Charakteren, aus denen es beſteht *), ſind nur höchſtens zwei bis dreihundert für nicht ganz echt anerkannt. Die erſte Ausgabe dieſes Buchs erſchien ſchon 157 vor Chr. Geburt.

(Schluß folgt.)

Reiſe von Nepal nach der chineſiſchen Grenze.

(Schluß.)

Am dreizehnten Tage kommt man nach Tingri, einer anſehnlichen bhutiſchen Stadt, wo die Poſtſtraße über Lahaſſa nach China anfängt — eine Linie von Stationen, auf denen Pferde zum Gebrauche der Reiſenden unterhalten werden. Der Winter iſt zu Tingri außerordentlich ſtreng. Die gemeine Nahrung des Volkes iſt eine Miſchung aus Sattu, Gerſte, Butter und Thee, die in einem feſten Zuſtande, in Kügelchen geformt, viermal des Tages zum Thee gegeſſen wird. Der Reiſende kann ſich hier Eſel, Maulthiere und Kameele miethen. — Das vierzehnte Nachtlager iſt zu Schigar, einer Stadt von 9000 Häuſern, welche ausſchließlich von Bhutiern bewohnt ſind. Man findet hier ſehr viele Lamas. Die Stadt iſt ſtufenweiſe von dem Fuße bis zum Gipfel eines Hügels hinaufgebaut. Dieſer Hügel wird für heilig gehalten; und es geht die Sage, daß er eine Goldmine enthalte, zu der eine goldene Thür führe, über welche aber die Lamas ſtrenge Wacht hielten. Tauſend Soldaten liegen zu Schigar als Beſatzung. — Sakyu, am Ende der zwanzigſten Tagreiſe iſt eine große Stadt am Fuße eines Berges. Die Häuſer ſehen ſchwarz aus, weil ſie mit Holzkohlen überſtrichen werden; die Einwohner tragen ſchwarze Wollenzeuge.] Die Herrſcher (rulers) von Sakyu ſind zwei Lamas, deren Stamm auf dieſelbe Quelle zurückgeführt wird, aus welcher das gegenwärtige kaiſerliche Haus in China ſeinen Urſprung ableitet. Dieſe Lama's werden als göttliche Weſen betrachtet; und um dieſe Würde zu behaupten, leben ſie in beſtändiger Abgeſchiedenheit von der Welt, in geiſtiger Abziehung und ſtrenger Selbſtverleugnung. Zu Sakyu iſt ein unermeßliches Gebäude, Ukar, oder das Haus der Todten; ein großer Kirchhof, von dem der Aberglaube eine Menge furchtbarer Dinge erzählt. Alle Jahre wird ein Regiſter der Verſtorbenen und Begrabenen verfertigt und nach Lahaſſa geſandt, wo dann ein großes Feſt, „für die Erlöſung der Seelen der Verſtorbenen," gefeiert iſt. Die Lamas zerfallen in zwei Claſſen, von denen die eine, Kumbamba genannt, im Cölibate lebt; die andere heißt Tumzan, und dieſer gehören die großen Lamas von Sakyu an. Alle Jahre einmal gehen die letzteren nach dem zwölf Tagereiſen entfernten Lahaſſa, wo ſie von dem Civilgouverneur mit großer Ehrfurcht aufgenommen werden und umhergehen, um die Kranken zu heilen und andere gute Werke zu verrichten.

Auf der zwei und zwanzigſten Tagreiſe legt der Reiſende, nachdem er einen vierzig Ellen breiten und verhältnißmäßig tiefen Strom überſchritten hat, eine Strecke von ſechs Cos über eine wohlangebaute Ebene zurück, um nach Ratan zu gelangen, einer großen Stadt, die über 300,000 Seelen, meiſt von der Lama=Kaſte, enthalten ſoll. Die Stadt iſt mit Mauern umgeben und hat zwei Thore, von denen das eine öſtliche Bhuila, das andere im Weſten Scharku heißt. Ein Cos von Ratan iſt Tiſchu Lhambu, die Reſidenz des großen Lama, der dieſem Theile von Bhuti vorſteht. Hier findet man Hunderte von Ghumbas oder Klöſtern und einige Häuſer, die von Kaſchmirern, Newars und Chineſen bewohnt werden. Der Baſar iſt trefflich verſehen und ſteht von Tagesanbruch bis Mittag offen, worauf er auf das Zeichen einer Glocke geſchloſſen wird. Ein zweites Cos bringt den Reiſenden nach der großen Stadt Digurtſchi, die ſich hauptſächlich von Norden nach Süden erſtreckt. Hier fängt eine neue Sprache an, die Tſchangi heißt. Die Häuſer ſind von Pukka gebaut, und es liegen 3000 bhutiſche und 2000 kataiſche Soldaten in der Stadt als Beſatzung. Gewöhnlich nimmt man hier zur Fortſetzung ſeiner Reiſe friſches Zugvieh.

Zwei bis dreihundert Schritte von Digurtſchi, nach Oſten, kommt der Reiſende an den Fluß Tſchurr Erku, der von Norden nach Süden läuft, ungefähr 300 Ellen breit und außerordentlich tief iſt. Man überſchreitet ihn auf einer eiſernen Brücke von dreizehn Bogen (?), die ein früherer Lama gebaut hat, und die unter dem Namen Samba Gur oder der öſtlichen Brücke bekannt iſt. Von hier aus nach Pina, der nächſten Station, geht der Weg durch eine wohlangebaute Ebene, bis an die Ufer eines Fluſſes, über welchen eine Brücke in die Stadt Pina führt. Dieſe liegt am Fuße eines Hügels, auf deſſen Gipfel eine kleine Abtheilung von bhutiſchen und chineſiſchen Soldaten liegt. — Die nächſte Tagreiſe geht durch eine herrliche Landſchaft, voll Waizen, Gerſte und Bohnen. Zu Kyrangzhi, dem Orte des Nachtlagers, wird täglich in der Mitte der Stadt von Morgen bis Mittags offener Markt gehal=

---

*) Wie die Juden, die Mohammedaner und die Chriſten, ſo haben auch die Chineſen etwas darin geſucht, die Charaktere oder Wörter ihrer heiligen Bücher zu zählen, und überhaupt verſchiedene Berechnungen mit ihnen vorzunehmen, die ſpäterhin dem Aberglauben vielen Stoff zu Abgeſchmacktheiten gegeben haben; ganz wie bei andern Völkern.

Digitized by Google

ten; es werden hier mehrere Arten von Wollenzeugen gewoben, und die Färber von Kyrangzhl ſind weit berühmt.

Die ſieben und zwanzigſte Station iſt Lagantſchi, ein Dorf von ungefähr 200 Häuſern mit Bhutiern und einigen wenigen Chineſen. Im Süden des Dorfes befindet ſich ein groſser Binnenſee, mit drei felſigen Inſeln, auf denen Hirten zahlreiche Heerden von Yaks waiden. Das Waſſer iſt auſserordentlich ſalzig und bitter, jedoch voll von Fiſchen; weſshalb auf den erwähnten Inſeln auch viele Fiſcher wohnen, die lederne Bote haben. Jenſrits Lagantſchi kommt man durch eine weite unangebaute Ebene, in der man wildr Thiere aller Art in Menge findet und wohin deſshalb die Bhutier dieſer Gegenden häufig auf die Jagd gehen. Der groſse Ser von Yamzu begleitet den Reiſenden nach Pallie, einem kleinen Dorf, wo ein Polizeibeamter das Gepäck und die Päſſe unterſucht. Auf der neun und zwanzigſten Tagreiſe kommt man zu dem Brege Khamba, den man anderthalb Cos weit hinaufſteigt. Auf dem Gipfel iſt eine trefflichr Quelle. Drei Cos abwärts grlangt man in das Dorf Khamba, das aus hundert Häuſern beſteht, die von Bhutiern bewohnt werden. Hier liegen zwei chineſiſche Soldaten, um über den kaiſerlichen Dack die Aufſicht zu führen. Auf der nächſten Tagreiſe kommt man über einen groſsen und ungeſtümen Fluſs, der wohl ein Cos breit iſt und Yekotſchango heiſst. Man übrrſchreitet ihn entweder auf einer eiſernen Brücke, oder mittelſt einer Fähre. Zwei oder drei Tage lang kommt der Rriſende durch einr fruchtbare Gegend, die beſonders reich an Obſt iſt, an Aepfrln, Pflaumen u. ſ. w. und in welcher er von Zrit zu Zeit den Fluſs Yekotſchango zu Geſichte bekommt. Von dem Bergr Latſchain Latſchun auf der vier und dreiſsigſten Tagreiſe an iſt das ganze Land rine Sandebene; die Station iſt die Stadt Nitang, wo eine Menge chineſiſcher Buden ſind und der Reiſende ein gutes Mittagsmahl findet.

Die ſechs und dreiſsigſte Station iſt Lahaſſa; unter Weges ſieht man den Berg Botala, dir mönchiſche Behauſung des groſsen Lama. Das Kloſter ſteht auf dem Gipfel des Berges und iſt auſserordentlich prächtig; die Deckrn ſind vergoldet, dir Pfeiler von Silder. Die Abhänge des Brrges ſind trefflich angebaut und dicht bevölkert. Lahaſſa iſt eine groſse und prächtige Stadt, von einrr ſteinernen Maurr umgeben. Der Obeegouverneur wohnt in der Mitte der Stadt und die vier Beamten, welche zunächſt im Range auf ihn folgen, an den vier Ecken.

Dieſe fünf Perſonen, mit zwei anderen, welche Tuſien heiſsen und richterliche Funktionen ausüben, bilden einr Art Staatsrath, welchem die Verwaltung des ganzen Landes untrrgeben iſt. Kleine Vergrhen werden beſtraft, indem man den Verbrecher mitten auf dem Markte in eine Art Stock ſperrt und einige Tage darin ſitzen läſst, darauf wird er ausgepeitſcht und entlaſſen. Ueber Mordthaten richten die driden Tuſien, und die gewöhnliche Strafe iſt die Enthauptung. Ueber politiſche Verbrecher wird an den Kaiſer nach China berichtet. — Die Stadt Lahaſſa hat fünf Thore, das Nepal-, das Selungi-, Ladhaki-, Diſchwani und das chineſiſche Thor, welche alle ſorgfältig bewacht werden, beſonders aber das chineſiſche Thor, wo der Reiſendr einen ganzen Tag mit Bitten und Beſtechungen verlieren muſs, ehe er die Erlaubniſs erhält zu paſſiren. Die Kälte iſt zu Lahaſſa im Winter auſserordentlich ſtreng; im Sommer iſt die Hitze mäſsig und immer durch ein leichtes Lüftchen gekühlt. Die Einwohner ſind hauptſächlich Bhutier und Chineſen. Ein Cos von Lahaſſa iſt drr Fluſs Schanga, der ungefähr hundrrt Ellen breit iſt und über den man in ledernen und hölzernen Botrn ſetzt. Der erſteren bedient man ſich für die Mrnſchrn, der letzteren für das Vieh.

Auf dem Wege nach Schiu-biu-biu, der ſechsten Station von Lahaſſa aus, kommt man an den Fluſs Kungſchu; über den eine eiſerne Brücke von fünf und zwanzig Bogen führt und wo ein Zoll von fünf und zwanzig Pice für den Mann erlegt wird. Das Waſſer des Kungſchu iſt dunkel wie eine Kohle, aber gut, und man behauptet, daſs die, welche es trinkrn, frei von Kröpfen bleiben. Schiu-biu-biu iſt ein Ort von mäſsigem Umfang; die Schwänze der Yaks gelten hier nur zwei Pice das Stück, und eben ſo wohlfril ſind alle übrige Artikel; dennoch findet man nirgends zahlreichere und kühnere Diebe, als hirr. Die Häuſer ſind meiſt von Holz gebaut und mit Steinen gedeckt.

Die nächſten ſechs Tagreiſen führrn durch eine trefflich angebaute Ebene, in drr man Ueberfluſs an Getraide, Früchtrn und Gemüſen aller Art, aber auch an Dieben findet, nach Tazedo, der Grenzſtadt zwiſchen Bhuti und China. Hier erreichte die Reiſr unſeres Berichterſtatters ihr Ende. Tazedo iſt eine groſsr Stadt, von Kataiern, Bhutiern und Chineſen bewohnt. Die Kataier ſind chineſiſche Mohammedaner, ſchön gebaute, groſse und derbe Menſchen.

Unkenntniſs und Vorurtheil.

Die Gazette literäre führtr vor einiger Zeit folgende Stelle aus einer engliſchen Denkſchrift an. „In mehreren Gegenden Deutſchlands dürfen ſich die Juden an keinem öffentlichen Ort ſehen laſſen. In vielen Städten müſſen ſie einrn auſsrrordentlichen Zoll entrichten, wenn ſie daſelbſt übernachten wollen; aus andern werden ſie jeden Abend in Maſſe hinausgejagt, und dürfen erſt am folgenden Morgen wieder herein. In riner gewiſſrn drutſchen Stadt giebt man dem Juden bei Entrichtung ſeines Eingangszolls einen Zettel worauf dir Worte: Jude und Schwein ſtehen. Letzteres Wort wird ſodann ausgrſtrichen und dafür angeſchrieben: der Jude hat ſeinrn Zoll bezahlt. Der König von Würtrmberg" — (man krunt die neuerer Zeit in Würtemberg gegebnen liberalen Geſetze hinſichtlich der jüdiſchen Staatsbürger) — „hat ſich vor Kurzem durch mehrere Ordonnanzen das Recht zugeeignet, in die bürgerlichen und religiöſen Gebräuche der Juden eigenmächtig einzugreifen."

Ruſſiſches Amerika.

Im vorigen Jahr lieſen zwei Compagnieſchiffe im Hafen von Ochozk ein. Das eine aus Neu-Archangel mit einer Ladung Pelzwaaren 1,100,000 Rubel an Werth, das zweite von den Kurilen mit einer Ladung von 400,000 R. Eine Brig wurde in Kamtſchatka aus Neu-Archangel noch erwartet. Der Berichte der Generaldirektion lautet ſehr günſtig. Für die Verproviantirung war hinreichend geſorgt und die Jagd hatte auf den Kurilen den beſten Fortgang. Eine Expedition, die von Kadiak nach dem Norden abgegangen, ſollte das bis dahin unbekannt geblicbenr Innere des Landes erforſchen und mit den Eingebornen Handelsverbindungen anknüpfen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 142. 22 May 1830.

Ueber des chineſiſchen Philoſophen Laodſö Leben und Schriften.

(Schluß.)

Die ganze Philoſophie Laodſös gründet ſich auf den Dao, d. h. die Vernunft. Doch muß man dieſem Worte einen weit höheren Begriff beilegen, als man ihm gewöhnlich zu geben pflegt. Denn der Dao iſt ihm die Vernunft, die Intelligenz oder Kraft, welche die Welt geſchaffen hat und welche ſich zu ihr verhält, wie die Seele zum Körper. In dieſem Sinne nennen ſich die Anhänger Laodſö's Daoſſe, Anhänger der Vernunft; in dieſem Sinne nennen ſie ihre Lehre Dao-duo oder die Lehre von der Vernunft; deßwegen widmen ſie ihr Leben der Erforſchung der Vernunft; deßwegen behaupten ſie, daß Diejenigen, welche die Vernunft durchdrungen hat, Alles wiſſen, vollkommen tugendhaft ſind, übernatürliche Kräfte beſitzen, und ſich z. B. zum Himmel erheben, oder unſterblich machen können, daß ſie mit einem Worte mit dem Dao, der Vernunft, der Gottheit, vereinigt werden; ſo wie es die Neuplatoniker von Denen behaupteten, welche die Intelligenz vollkommen verſtanden hatten.

Das Buch ſelbſt iſt, wie Remuſat mit vollem Rechte ſagt, äußerſt ſchwierig; dennoch wäre es ſehr zu wünſchen, daß dieſer Gelehrte eine vollſtändige Ueberſetzung unternähme, da er allein dieſem Geſchäfte gewachſen iſt; denn er iſt der Einzige in Europa, der mit gründlicher Kenntniß der chineſiſchen Sprache tiefen philoſophiſchen Geiſt verbindet.

Die Schwierigkeit des Daodeging rührt wohl größtentheils von der ungeheuern Subtilität der in ihm niedergelegten Ideen, und vielleicht auch von der unzureichenden Erklärung der Hauptbegriffe in den chineſiſchen Commentatoren her; aber ſo wie Platon öfters mit Abſicht in Räthſeln ſpricht, um von Uneingeweihten nicht verſtanden zu werden, ſo kann Dieß auch bei dem Buche Laodſö's der Fall ſeyn; und wir werden vorzüglich für dieſe Meinung gewonnen, wenn wir aus den älteſten Geſchichtſchreibern erfahren, daß die Schriften, welche höhere und den gewöhnlichen Menſchen unverſtändliche Ideen enthielten, in feſten mit goldenen Bändern umgebenen Kiſten eingeſchloſſen und dem Volk mit Sorgfalt verborgen wurden. So ſagt ein chineſiſcher Kaiſer in einer Vorrede zu einer Sammlung philoſophiſcher Werke:

„Als der Weiſe noch nicht geboren war, lebte die Intelligenz in dem Weltall; als aber der Weiſe geboren war, lebte die Intelligenz in ihm; aber die Menſchen konnten ſie noch nicht begreiſen; daher verbargen die Herrſcher des Alterthums die Ausſprüche des Weiſen in Kiſten mit goldenen Schlöſſern, damit die Menſchen ſie nicht ſehen ſollten.“

Wir werden jetzt die einzelnen von Remuſat überſetzten Stellen mittheilen, ohne jedoch mit ihm auf die tiefere Erklärung derſelben einzugehen, da ſie mit vielen andern mit dem Zwecke dieſer Blätter nicht vereinbaren Unterſuchungen verbunden ſind; wir werden uns begnügen, die von ihm angegebenen Parallelſtellen anzuführen.

„Die (Ur-) Vernunft“, ſo lautet der Anfang des Daodeging, „kann mit der (menſchlichen) Vernunft begriffen werden; ſie iſt aber doch übernatürlich; ihr Name kann ausgedrückt werden, aber er iſt unausſprechbar. Ohne Namen iſt ſie des Weltalls Urgrund; mit Namen iſt ſie die Mutter aller Dinge. Sey ohne Leidenſchaften, wenn du ſie in ihrer Vollkommenheit anſchauen willſt; denn mit Leidenſchaften wirſt Du nur ihren Umriß bemerken. Dieß iſt weiter Nichts, als zwei Arten, einen einzigen Urgrund zu bezeichnen. Mit einem einzigen Namen kann man ihn undurchdringliche Tiefe nennen, und dieſe Tiefe iſt das Thor zu allem Herrlichen.“

Ueber den Satz, daß die Vernunft einen Namen hat, daß dieſer Name aber nicht ausgeſprochen werden kann, ſagt ein chineſiſcher Commentator: „An ſich und ihrem Weſen nach kann die Vernunft keinen Namen haben, denn ſie war früher da, als alle Weſen (und da der Name aus dem Verhältniſſe eines Weſens zu einem andern herrührt, ſo konnte ein allein beſtehendes Weſen keinen Namen haben). Aber als die Bewegung anfing, und das Seyn auf das Nichtſeyn folgte, da konnte die Vernunft einen Namen erhalten.“

Daſſelbe ſagt Hermes Trismegiſtos mit den Worten: „Daher hat der Geiſt alle Namen, weil er eines Vaters Sohn iſt; und er hat keinen Namen, weil er aller Dinge Vater iſt.“

Ueber das Wort Dao ſelbſt fügt Remuſat hinzu, daß es am Beſten mit dem griechiſchen Worte Logos wiedergegeben werden kann; aber es mag manchem Anhänger der Vernunſt

Digitized by Google

eben ſo gehen, wie dem Fauſt bei Göthe, wenn er ſich einen deutlichen Begriff verſchaffen will von Dem, was dieſes Wort in ſich faßt.

Ein anderer Abſchnitt ſagt:

„Vor dem Entſtehen des Himmels und der Erden war eine vollkommene Verwirrung der Dinge, Alles unendlich und leer. Allein ſtand ſie und unbeweglich; immer wirkend und niemals ſich verändernd. Man kann ſie die Mutter des Weltalls nennen. Ich kenne ihren Namen nicht, ich nenne ſie aber die Vernunft. Gezwungen ſie zu benennen, heiße ich ſie Größe, Vorſchreiten, Entfernung, Gegenſatz. Die Vernunft iſt eine Größe, der Himmel iſt eine Größe, die Erde iſt eine Größe, der König auch iſt eine Größe; und ſo giebt es vier Größen in der Welt, von denen auch der König eine iſt. Des Menſchen Urbild iſt die Erde; der Erde Urbild iſt der Himmel; des Himmels Urbild iſt die Vernunft; der Vernunft Urbild iſt die Vernunft ſelbſt.

Aus dem letzten Satze folgt nothwendig, daß der Menſch ein Abbild der Vernunft iſt, und dieſen Gedanken finden wir bei einigen andern chineſiſchen Denkern: „Das Weltall“, ſagt einer von ihnen, „beſteht aus den zwei Grundeigenſchaften, der Menſch auch; ſo iſt denn das Weltall ein Menſch und der Menſch iſt ein Weltall.“ „Der Geiſt des Menſchen“, ſagt ein anderer, „iſt der Geiſt des Weltalls.“ Dieß Alles ſcheint uns übrigens ganz mit dem bibliſchen Satze, daß Gott den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen, übereinzuſtimmen.

Die berühmteſte, vielleicht auch die wichtigſte Stelle des Daodeging iſt folgende:

„Wenn die Weiſen vom erſten Range von der Vernunft hören, ſo ergreifen ſie dieſelbe und üben ſie aus. Die Weiſen des zweiten Ranges werden in Zweifel geworfen, und die Niedrigſten ſpötteln über ſie; oder wenn ſie nicht ſpötteln, ſo ſind ſie nicht im Stande, ſie für die Vernunft zu halten. Daher heißt es: die Vernunft aufklären wollen, das iſt ſie verfinſtern; ſich zu ihr nähern wollen, das iſt von ihr ſich entfernen. Die größte Vernunft iſt wie die Ungleichheit des Seidenfadens; die höchſte Tugend iſt wie ein Thal; das Sonnenlicht ſelbſt iſt wie die Schmach. Die ausgebreitetſte Tugend iſt nicht hinreichend; die feſteſte iſt wandelbar; die vollkommenſte Wahrheit iſt veränderlich. Sie iſt ein großes Viereck ohne Ecken; ein großes, aber erſt ſpät vollendetes Gefäß; eine erhabene, aber ſelten nur tönende Stimme; ein großes Bild ohne Form. So iſt die Vernunft verborgen und ohne Namen und nur die Vernunft iſt weiſe, mittheilend und vollkommen.“

„Die Vernunft hat Eins, Eins hat Zwei, Zwei hat Drei und Drei hat das All hervorgebracht. Das All wird von der Materie getragen und von der Idee umfaßt; ein leiſes Wehen hält es zuſammen. Was die Menſchen am Meiſten fürchten, das iſt die Elternloſigkeit und der Mangel an Allem; und doch nennen ſich die Könige und Fürſten Waiſen. Daher vermehren ſich die Dinge durch das Abnehmen und ſie nehmen ab durch die Vermehrung. Was Andere gelehrt haben, das lehre auch ich. Aber die Hartherzigen werden einen ſolchen Tod nicht erreichen. Was mich betrifft, ſo werde ich für den Vater dieſer Lehre gehalten werden.“

Wir werden in einem zweiten Artikel auf die in dieſer Stelle angedeuteten Zahlverhältniſſe und ihre Wichtigkeit im Syſteme Laodſö's zurückkommen; wir wollen hier nur auf eine — wie mir ſcheint — ſehr bedeutungsvolle Aeußerung des Philoſophen aufmerkſam machen. Man hat ſehr Viel über das Alterthum der Lehre von der Vernunft geſtritten, und es iſt bekannt, daß die Anhänger dieſer Lehre ihren Urſprung in die älteſten Zeiten verſetzen; daß dagegen die Anhänger Kungdſö's behaupten, ſie allein hätten des Alterthums Anſichten und Grundſätze ererbt. Sollte man nicht, um dieſen Streit zu ſchlichten, die gleichſam prophetiſche Aeußerung Laodſö's als Hauptbeweis aufſtellen können? „Was andere Menſchen gelehrt haben“, ſagt er, „das lehre auch ich; aber ich werde einſt doch für den Vater dieſer Lehre gehalten werden!“

„Den man anſchaut“, ſo lautet eine andere Stelle unſeres Buchs, „und nicht erblicken kann, den nennt man I; auf den man horcht, und den man nicht hören kann, den nennt man Hi; den man ſuchend nicht greifen kann, den nennt man Wei. Dieſe drei Weſen können nicht unterſucht werden; daher werden ſie vereinigt und ſie machen nur Eines aus. Das oberſte von ihnen iſt nicht heller, das unterſte iſt nicht dunkler, als die andern. Wie im Kreiſe aufeinanderfolgend müſſen ſie ſtets wiederkommen, und doch kehren ſie in das Nichtſeyn zurück. Dieß nennt man eine Geſtalt ohne Geſtalt, ein Bild ohne Bild, ein unbeſchreibliches Weſen. Wenn man ihm entgegengeht, ſo findet man keinen Anfang; wenn man ihm folgt, ſo findet man kein Ende. Wer die Vernunft feſthält, ſo daß er das jetzt Beſtehende leiten kann, der vermag ihren Uranfang zu erforſchen; und Dieß nennt man die Verkettung der Vernunft.“

Dieſer Abſchnitt hat viel Aufſehen erregt bei den Miſſionären, und ein neuerer Kenner der chineſiſchen Sprache, Antonio Montucci, hat Manches darüber geſchrieben, und ſogar gefabelt. Sie erkannten die Idee der Dreieinigkeit in dem mit drei Namen belegten Weſen, und ihrer vorgefaßten Meinung folgend erklärten ſie die dabei vorkommenden chineſiſchen Wörter auf eine ſehr willkürliche Weiſe, ſo daß ſie die Dreieinigkeit nach chriſtlichen Anſichten in dem Philoſophen Laodſö wiederfanden, der ſieben Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebte.

Abel-Remuſat macht eine viel tiefere und, wie es uns ſcheint, eine ſehr wahrſcheinliche Conjectur, indem er, ſich auf die Erklärung der chineſiſchen Commentatoren ſtützend, behauptet, daß die drei Wörter I, Hi und Wei durchaus keine Bedeutung im Chineſiſchen hätten, daß ſie vielmehr fremde Laute vorſtellen ſollten. Dieſes Wort I-hi-wei nun oder mit den Anfangsbuchſtaben allein ausgedrückt IHW (v) ſcheint ihm identiſch mit dem Worte Iao der Gnoſtiker, und weiter zurückgehend erklärt es für einerlei mit Jehovah, überhaupt mit dem Namen des oberſten Gottes beinahe aller orientaliſchen Völker.

So ſcheint es, daß Laodſö dieſen Namen und die darauf gegründeten Anſichten aus den weſtlichen Theilen Aſiens erhalten hätte; man behauptet zwar, daß ſein Werk vollendet war, als er ſeine große Reiſe ins Abendland unternahm, aber man kann doch noch fragen, woher er wohl den Gedanken, dieſe Reiſe zu machen, erhalten hätte, wenn ihm dieſe Länder nicht näher

Digitized by Google

bekannt geweſen wären. Es iſt wohl ſehr wahrſcheinlich, daß er auf irgend eine Weiſe von den damals im Abendlande verbreiteten Lehren gehört, und daß er deßhalb wünſchte, an die Quelle derſelben zu gehen, und genauer und tiefer in die Gegenſtände einzudringen, die ihn beim erſten Angriffe ſo gewaltig ergriffen hatten.

Folgende zwei Anekdoten ſcheinen mir das ganze Verhältniß der beiden Hauptlehren des chineſiſchen Volkes genau zu charakteriſiren. Die eine, nur moraliſch und nur das Verhältniß der Menſchen zu einander berückſichtigend, kann bloß politiſche Studien erheiſchen; die andere dagegen, durchaus metaphyſiſch, immer ſtrebend nach der Erkenntniß des Abſolutwahren, muß alle nur möglichen Wege dazu einſchlagen, alle Wiſſenſchaften müſſen von ihr dazu benutzt werden, vorzüglich diejenigen, welche das Verhältniß der Natur zum Menſchen entwickeln.

Das ſchon angeführte Buch: Hausgeſpräche Kungdſö's, führt folgende Unterredung zwiſchen Kungdſö und zweien ſeiner Schüler, Dſöchia und Dſögung an:

Dſöchia ſprach: „Das Buch von den Gebirgen (Schanging) enthält eine merkwürdige Stelle. Die Berge der Erde, ſagt es, ſind die aufſtrebende Tugend; die Ströme ſind das Alles durchbrechende Laſter. Die Hügel ſind das Männliche, die Thäler ſind das Weibliche. Daher iſt der Menſch auf hartem Lande geboren, ſtark; der Menſch eines weichen Bodens iſt ſchwach; im Gebirgslande iſt er groß; klein aber in ſandiger Erde; ſchön iſt er in einem dünnen, häßlich aber in einem dicken Lande. Was Waſſer genießt, das wandert gern und kann Kälte ertragen; was Erde ißt, hat kein Herz und athmet nicht; was Holz frißt, das iſt ſtark und es kann nicht gebändigt werden; was Kräuter zu ſich nimmt, das läuft gut und iſt dumm; was Maulbeere genießt, das hat Seidenfaden und wird zu Schmetterlingen; was Fleiſch frißt, das iſt kräftig, ausdauernd und wild. Was Früchte ſpeiſt, das iſt klug, gutherzig und geſchickt; was Luft ißt, das ſtirbt nicht, und iſt geiſtiger Natur."

Dſöchia ſprach's und ging zur Thüre hinaus. Da wendete ſich Dſögung an den Meiſter und ſagte: „Was ſagſt Du dazu?"

Kungdſö aber antwortete ihm nicht auf ſeine Frage, ſondern forderte ihn auf, zu ſagen, was er ſelbſt dazu meine? Da ſagte der Schüler, er glaube, daß alles Dieſes nicht dazu geeignet ſey, eine gute Staatsverwaltung zu erſinnen. Der Meiſter entgegnete ihm dann: „Wohl! aber Jeder denke, was er mag!"

Deutlicher ſtellt die zweite Anekdote dar, wie die Anhänger Laodſö's von der Nothwendigkeit der Naturwiſſenſchaften überzeugt waren, und wie ſie dem Kungdſö vorwarfen, dieſelben gänzlich zu verſäumen. Sie wird von Liedſö einem der ausgezeichneteſten Philoſophen der laodſö'ſchen Schule mitgetheilt. „Als Kungdſö einſt auf einer Reiſe begriffen war, begegnete er zwei kleinen Knaben, welche heftig mit einander ſtritten; Kungdſö frug ſie, warum ſie mit ſolcher Heftigkeit ſprächen. Da ſprach der eine Knabe: „Ich glaube daß die Sonne bei ihrem Aufgange dem Menſchen näher iſt, als zur Mittagszeit." —

Der andere erwiederte: „Ich glaube hingegen, daß die Sonne zur Mittagszeit uns bei Weitem näher iſt, als wenn ſie aufgeht."

Kungdſö frug ſie, ob ſie auch Gründe hätten für ihre Meinungen."

Da antwortete der erſte Knabe: „Ja wohl! denn wenn die Sonne aufſteht, ſo iſt ſie groß wie ein Wagenrad; hingegen wenn ſie mitten am Himmel ſteht, iſt ſie nicht größer, als eine Schüſſel: und ſcheint denn Das, was entfernt iſt, nicht klein, und Das, was nahe iſt, nicht groß?"

„Der andere Knabe entgegnete ihm aber: „Gut! wenn aber die Sonne aufſteht, ſo iſt ſie furchtbar kalt, wenn ſie hingegen die Mitte ihres Laufes erreicht hat, ſo iſt ſie heiß, wie ſiedendes Waſſer; und iſt denn Das nicht warm, was nahe iſt, und Das kalt, was entfernt liegt?"

„Kungdſö konnte den Streit nicht entſcheiden, aber die beiden Knaben lachten ihn aus und ſprachen, iſt das der weiſe Mann?"

Wenn Kungdſö gewußt hätte, ſetzt ein Commentator hinzu, daß man ſich brennt, wenn man die Hand über einem Lichte hält, daß man ſie aber auf der Seite ganz nahe hinhalten kann, ohne ſich zu brennen, ſo würde er von den kleinen Jungen nicht ausgelacht worden ſeyn.

Landleben in Schottland vor ſechzig Jahren.

Die Behauſung eines ſchottiſchen Pächters in den ſüdlichen Grafſchaften war vor ſechzig oder ſiebenzig Jahren ein einfaches mäßiges Gebäude, das in ſeinem Aeußern ungefähr die Mitte hielt zwiſchen den Schlöſſern des niedern Adels und den Hütten des arbeitenden Theiles des Landvolkes. Das Pächterhaus, in dem die kleinen Fenſter des zweiten Stockes oft aus dem Strohdache hervorragten, bildete gewöhnlich die eine Seite eines Vierecks, in welchem das junge Vieh eingepfercht war; die drei anderen Seiten deſſelben waren von Scheuern, Ställen und ähnlichen Gebäuden eingenommen. Ein Küchengarten, mit den damals gewöhnlichen Gemüſen verſehen, zuweilen auch wohl mit einigen Obſtbäumen, breitete ſich auf der einen Seite aus, von einer Schleedorn- oder Hagebutten-Hecke umgeben, und hier und da von einigen alten Nadelbäumen geſchützt; während die niedern ſtrohgedeckten Hütten der Gärtner und Arbeitsleute, jedes mit ſeinem kleinen Kohlgarten und einem Vorrathe von Torf, in einiger Entfernung ſtanden. Eine Pacht von vier oder fünfhundert Morgen, wie die meiſten waren, beſchäftigte drei oder vier Pflüge; und die Haushaltung des Herrn zählte, außer ſeiner eigenen Familie, ſechs oder ſieben unverheirathete Dienſtboten — Knechte und Mägde. Die verheiratheten Dienſtboten nämlich ein Oberſchaafhirt und ein Hintermann (hind), wie die verheiratheten Arbeiter genannt werden, hatten ihre beſonderen Hütten; ebenſo die Gärtner, die nicht ſowohl eigentliche Dienſtboten, als eine Art von Unterpächter waren, welche gegen die Verpflichtung dem Herrn ſtatt des Pachtzinſes gewiſſe Frohndienſte zu leiſten ein Stück Land zu ihrer Benutzung erhielten. Das Ganze bildete, vorzüglich in

Digitized by Google

den entfernteren Gegenden, eine kleine unabhängige Gemeinde, die faſt alle ihre Bedürfniſſe ausſchließlich von der eigenen Production der Pacht bezog. Der Haushalt des Herrn belief ſich häufig allein auf fünfzehn oder zwanzig Seelen, und die ganze Bevölkerung der Pacht wohl auf das Dreifache dieſer Zahl, eine bei Weitem größere Zahl, als man gegenwärtig gewöhnlich auf einer Pachtung von gleichem Umfange findet, die aber ſtets fleißig beſchäftigt, obwohl nicht durch Arbeit erdrückt war. Von dem Rangunterſchiede zwiſchen den Pächtern und den Lohnarbeitern, der gegenwärtig ſo eiferſüchtig bewacht wird, war Wenig bekannt. Die Verbindung zwiſchen Herrn und Knecht hatte Weniger einen kaufmänniſchen, als einen patriarchaliſchen Charakter; jede Haushaltung bildete eine einzige in ſich abgeſchloſſene Geſellſchaft. Die Herren, damals faſt immer nüchterne, rechtſchaffene und religiöſe Männer, nahmen mit väterlicher Sorge auf das Wohl ihrer Dienſtboten, dieſe mit kindlicher Liebe auf das Intereſſe ihrer Herrſchaft Bedacht. Sie ſaßen zuſammen, aßen miteinander und arbeiteten mit einander; und wenn die Arbeiten des Tags vorüber waren, ſo verſammelten ſie ſich miteinander um das lodernde Feuer in dem Hauſe des Pächters und unterhielten ſich über die Vorfälle des Tages, die Gerüchte, die im Lande in Umlauf waren oder alte Kriegsgeſchichten; nicht ſelten wurden auch religiöſe Gegenſtände beſprochen; nicht vergeſſen wurde das Andenken von braven Männern oder von jenen, die in böſen Zeiten für das Recht geſtritten oder gelitten hatten. Dieſer häusliche Verkehr war eben ſo anſtändig, als freundlich; auf gute Ordnung und pünktlichen Gehorſam wurde ſtreng gehalten. Wenn neue Dienſtboten angenommen werden mußten, ſo war es die größte Sorge der Herrſchaften, nur ſolche die von nüchternem und gottesfürchtigem Wandel waren, zu erhalten; Wer zu der geringſten Klage in dieſer Beziehung Veranlaſſung gab, war ſicher bei dem nächſten Ziele entlaſſen zu werden. Die Dienſtboten dachten in dieſen Tagen nicht daran ihre Herrſchaften zu wechſeln, wenn nicht Etwas vorfiel, was einen ſolchen Schritt unumgänglich nothwendig machte. Bei den gewöhnlichen Mahlzeiten nahm der Herr oder Guts-Mann, wie er genannt wurde, ſeinen Sitz an dem oberen Ende eines großen Tiſches, die Frau zu ſeiner Rechten, die Kinder zu ſeiner Linken, nächſt dieſen die männlichen Dienſtboten und an dem untern Ende die weiblichen, von denen eine die Bedienung verſah. Der Gebrauch von Thee, der gegenwärtig ſo allgemein iſt, war unbekannt, außer in den Häuſern der Gentry (des Adels); das gewöhnliche Gericht zum Frühſtück und Abendeſſen war eine Suppe; zum Mittageſſen Fleiſchbrühe und Fleiſch, Milch, Käſe und Butter. Zweimal des Jahres, außer den außerordentlichen Gelegenheiten, welche ein Familienfeſt veranlaſſen, war ein allgemeines Feſt, woran jeder Bewohner der Pächterei Theil nahm, nämlich die Kirmeß oder das Erntefeſt gegen das Ende des Herbſtes und die Feier des neuen Jahres. Dann labte Ueberfluß von Gebackenem und Gebratenem das Herz des ärmſten Arbeiters, und ein Krug im Hauſe gebrauten Bieres machte mit anſtändiger Fröhlichkeit den Beſchluß des Feſtes. Beſonders achtungswerth war die religiöſe Ordnung. Der ganze Haushalt verſammelte ſich am Morgen vor dem Frühſtück, am Abend vor dem Nachteſſen in dem Speiſezimmer oder der Küche, jeder ſeine Bibel in der Hand; der Hausherr leitete dieſe Andachtsübungen. Dieß wurde ſelbſt in den geſchäftigen Tagen der Ausſaat und der Ernte nie verſäumt. Des Sonntags gingen Alle zur Kirche, wie groß auch die Entfernung ſeyn mochte; außer einer einzigen Perſon, die Reihe um zurückblieb, um des Hauſes und der kleinen Kinder wahrzunehmen, und einiger andern, die bei dem Vieh beſchäftigt waren. Nach dem Mittagsmahle, nach der Rückkehr, verſammelte ſich der ganze Haushalt um den Herrn, der zuerſt die Kinder, darauf die Dienſtboten katechiſirte. Jedes wurde aufgefordert zu erzählen, was es ſich aus dem Gottesdienſte gemerkt hatte, jedes mußte ein Stück aus dem kleinen Katechismus herſagen und alle wurden darauf über die Hauptlehren des Chriſtenthums examinirt. Während des ganzen Sonntages wurden alle weltlichen Geſchäfte, außer ſolchen, die durchaus keine Unterbrechung zulaſſen, bei Seite gelegt; und Nichts durfte in der Unterhaltung eine Stelle finden, außer religiöſen Gegenſtänden. Deßhalb war das Leben dieſer biedern Landleute keineswegs ſo bäuriſch, einförmig und freudlos, wie man ſich vielleicht denken könnte; im Gegentheil, es wurde gewiß mehr wahre Fröhlichkeit und Heiterkeit unter ihnen gefunden, als man gegenwärtig bei dem Landvolke ſieht. Sie hatten mehr Zeit vergnügt zu ſeyn als ihre Nachkommen; und Niemand dachte daran, unſchuldige Vergnügungen zu verbieten. Das Frühjahr und der Herbſt waren die einzigen Jahreszeiten, die bei dem alten Syſteme der Landwirthſchaft eine angeſtrengtere Arbeit erforderten; dann aber kamen dieſe Jahreszeiten nie ohne ihre feſtlichen Freuden, weßhalb auch die Arbeiten mit mehr Friſche und Munterkeit angegriffen wurden, als in unſeren Tagen des regelmäßigen Wechſels und des Maſchinenweſens. In den andern Jahreszeiten waren die Arbeiten verhältnißmäßig leicht. Torfſtechen und Heueinholen, Kuhmelken und Schafſcheeren und das Austreiben und Waiden des Viehs waren beinahe die einzigen Arbeiten der luſtigen Sommertage. Im Winter waren die Stunden der Muße noch zahlreicher und die Vergnügungen, welche ſie ausfüllten, nicht weniger mannigfaltig. Zwiſchen den Arbeitsſtunden, oder wenn Froſt und Schnee den Pflug zu Haus hielten, wurden muntere Spiele auf dem Felde getrieben, an denen der Hausherr nicht verſchmähte Theil zu nehmen; und in den langen Winterabenden wechſelten Schwänke und Scherze mit ernſter und belehrender Unterhaltung; die alten romantiſchen Balladen und Legenden oder andere ſchöne Lieder wurden geſungen; und ſo vergingen, ohne Bücher und Zeitungen, Hazardſpiele und berauſchende Getränke, den ehrlichen Leuten ihre Stunden auf eine eben ſo angenehme und gewiß auf eine eben ſo vernünftige Art, als ihren verwöhnten und verbildeten Nachkommen.

Hiſtoriſch-chronologiſch-geographiſcher Atlaß des ruſſiſchen Reichs.

In Petersburg iſt vor Kurzem der erſte Band eines hiſtoriſch-chronologiſch-geographiſchen Atlaſſes des ruſſiſchen Reichs herausgekommen. Der Verfaſſer dieſes auf die „Geſchichte Rußlands von Karamzin" gegründeten Werks heißt Akmaton. Bereits der verſtorbene Kaiſer Alexander hatte zu der Unternehmung aufgemuntert und einen Theil der Koſten auf ſich genommen. Das Ganze wird aus 71 Karten beſtehen, wovon 36 die bis jetzt erſchienene erſte Abtheilung bilden, welche um 50 Papierrubel verkauft wird.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 143 und 144. 23 und 24 May 1830.

Die hindu'ſchen Gerichtshöfe.

8) Pflichten der Richter.

Die Stellen über das Benehmen, die Verrichtungen und Obliegenheiten der Richter in den Schriften über das hinduſtaniſche Geſetz ſind ſehr zahlreich.

Aus der häufigen Erwähnung des unmittelbaren Antheils, welchen der Fürſt an der Rechtsverwaltung nimmt, und dem beſondern Gewicht, welches gerade auf dieſen Umſtand gelegt wird, geht hervor, daß ſowohl zur Zeit, wo die Geſetze ſelbſt geſchrieben wurden, als wo ſpätere Schriftſteller, deren Werke in vielen Gegenden Indiens ſelbſt beinah Geſetzeskraft haben, jene bearbeiteten, die Hindufürſten in ihren Gerichtshöfen den Vorſitz führten, und die Verwaltung der Juſtiz perſönlich und thätlich beſorgten.

Die Verbindlichkeit zu unpartheiſcher Gerechtigkeit wird dem Fürſten und den Richtern mit ſtarken, ausdrucksvollen Worten eingeſchärft. Sorgſame Unterſuchung, unverfälſchte Angabe der Meinung, kräftiger Widerſtand gegen ungerechte Entſcheidungen werden aufs Angelegenſte zur Pflicht gemacht; wobei man aus vielen Stellen deutlich erſieht, daß der in Perſon vorſitzende Fürſt für die gefaßten Beſchlüſſe perſönlich verantwortlich iſt. Die Beiſitzer geben bloß ihre Anſicht ab, haben aber bei der Entſcheidung ſelbſt keine Stimme *).

*) Ein König, welcher ſeiner Pflicht nachkommen will, muß die genaueſte Sorgfalt anwenden, Recht von Unrecht zu unterſcheiden; denn der menſchliche Geiſt iſt verworren. Der Himmel ſcheint auf dem Boden zu ruhen und das Licht, welches am Himmel glänzt, ſcheint Feuer zu ſeyn, und doch ruht der Himmel nicht auf dem Boden und in dem Himmelslicht iſt kein Feuer. Daher muß jede Thatſache genau unterſucht werden, ſelbſt wenn ſie vor den Augen des Unterſuchenden ſelbſt vorfiel. Wer über den Thatbeſtand durch ſtrenge Unterſuchung ſich vergewiſſert, der weicht nicht ab vom Pfade der Gerechtigkeit. Ein König, welcher über die gerichtlichen Sachen pünktliche Aufſicht führt, geht auf Erden durch ein Feld des Ruhmes und gelangt nachher in die ſtralende Wohnſtätte der Sonne. Nareda.

Ein König, der ſorgſam über die gehörige Verwaltung der Gerechtigkeit, wie dieſelbe vom Geſetz geboten iſt, wacht, geht auf Erden durch ein Feld des Ruhmes und wird nachher Indras Räthen beigeſellt. Wrihaspati.

Ein König, der alle Kreatur ſchützt, und bloß Diejenigen mit dem Schwert ſchlägt, die verdienen geſchlagen zu werden, handelt gleich, als ob er jeden Tag ein Opfer von hunderttauſend Gaben brächte. Menu. Ein König, der die Schuldigen ſtraft und die Todeswürdigen, wie ſich gebührt, tödten läßt, bringt ein Opfer von hunderttauſend Gaben. Yadſchnyawalcya. Ein König, der Schuldloſe beſtraft und Schuldige nicht beſtraft, bringt große Schande auf ſich, und wird an den Ort der Qual verwieſen werden. Menu.

Was den Grundſatz betrifft, daß der König der Verwalter der Gerechtigkeit ſey, ſo ſoll durch ſelbigen anerkannt werden, daß der König ausſchließlich mit der Gewalt bekleidet iſt, Geldbußen und Leibesſtrafen aufzulegen. Tadel und Verfluchung (imprecation) kann auch der Oberrichter ausſprechen; aber nur der König iſt befugt, eine Geldbuße zuzuerkennen, und einen Mann, der des Todes würdig iſt, hinrichten zu laſſen. Tadel und Fluch ſind, weil ſie bloß beſſern ſollen, dem Richter nicht verboten. Ueberhaupt iſt aber zu bemerken, daß wirkliche Richter und bloße Schiedsrichter, ſitzen ſie nun in einem ſtehenden, oder wandelnden Gericht, nur die Macht haben, ein Urtheil zu fällen, aber nach dem Geſetzbuch nicht berechtigt ſind, irgend eine Strafe ſelbſt ertheilen zu laſſen. Mitra Miſra.

Der König ſoll Nichts thun, was dem geoffenbarten oder überlieferten Geſetz widerſtreitet, oder einem lebenden Weſen ſonſt Schaden bringt; geſchieht Dergleichen, ſo ſoll er eine ſolche Handlung tadeln. Was von einem andern König unbedachtſamer Weiſe gegen das Recht gethan worden iſt, ſoll er nach den Ausſprüchen des überlieferten Geſetzes wieder gut machen. Nareda.

Ueberliefertes Geſetz iſt die Weda. Watſchespati Miſra.

Den ſchlechten König, welcher ungerechtes Urtheil fällt, werden ſeine Feinde bald unterjochen. Menu. (Immer ſind es nur dergleichen durch die Gottheit verhängte Strafen, welche den ungerechten König treffen. Ein Attentat des Volks gegen einen die Geſetze nicht achtenden Fürſten, obwohl der That nach in Indien nichts ganz Seltenes, wird, wie es ſcheint, von keinem indiſchen Rechtsphiloſophen als erlaubt anerkannt.)

Wenn der König bei einem Rechtsſtreit ein ungerechtes Gebot erläßt, ſo ſollen die Richter demſelben Vorſtellungen machen, und ihn von der Ausführung zurückhalten. Von der Verſammlung der Richter muß ſchlechterdings ein gerechtes, unpartheiiſches Gutachten geſtellt werden; befolgt der König daſſelbe nicht, ſo iſt der Richter dadurch nicht entſchuldigt; ſondern dieſer ſoll, wenn er bemerkt, daß des Königs Sinn vom Weg der Gerechtigkeit abgewandt iſt, deſſen Meinung keineswegs ſchmeichleriſcher Weiſe beiſtimmen: ein Richter, der alſo thäte, würde ſich zum Verbrecher machen. Die Glieder des Gerichtes ſollen nicht unterlaſſen, den König zu tadeln, wenn er ungerecht han-

Digitized by Google

9) Strafen der ungerechten Richter *).

Ungerechte Richter ſind mit Geldbußen, Verbannung, Einziehung ihres Vermögens zu beſtrafen.

Die Geldbuße eines parteiiſchen Richters beſteht in einer zweimal ſo großen Summe, als die verlierende Partei hätte erlegen müſſen, oder, nach einem andern Ausſpruch des nämlichen Geſetzes, in einer zweimal ſo großen Summe, als der Werth des Gegenſtandes, um welchen es ſich handelt **); wo dieſer jedoch nicht angegeben werden kann, in gänzlicher Einziehung des Vermögens. Doch iſt Dieß ein beſtrittener Punkt, und gewöhnlich wird nur die erſtere Beſtimmung befolgt ***). Die Confiscation erſtreckt ſich auf die ganze Habe des Verbrechers und wird bei wirklicher Beſtechung allerdings zuerkannt, ſo wie auch die Verbannung *).

Wird das Vergehen des Richters erſt entdeckt, wenn das Urtheil bereits geſprochen iſt, ſo iſt derſelbe verpflichtet, der hintergangenen Partei den ganzen Betrag ihres Schadens zu erſetzen. Ob die Rechtsſache ſelbſt noch einmal vorgenommen werden ſoll, wird beſtritten; die Einen behaupten, es ſey eine Reviſion des Prozeſſes nothwendig; die Andern: man dürfe das Urtheil ſelbſt nicht antaſten, ſondern der zu kurz gekommenen Partei ſey bloß Schadenerſatz zu leiſten. Dieſe Verſchiedenheit der Anſichten beruht auf einer verſchiedenen Lesart des Geſetzbuches **).

10) Das Gerichtshaus.

Hinſichtlich der Lage und des Ausſehens eines Gerichtshauſes, ſo wie der Ausſchmückungen des Gemaches, in welchem das Gericht gehalten wird, findet man ſehr umſtändliche Beſtimmungen. Es wird in dieſer Beziehung genügen, die Worte einiger indiſchen Schriftſteller in der Note anzuführen ***).

---

belt: Die, welche dieſe Pflicht vernachläſſigen, fallen mit jenem ſelbſt an den Ort der Verdammniß. Richter, die mit dem König einſtimmen, wenn derſelbe einen ungerechten Ausſpruch thun will, theilen ſeine Schuld. Deßhalb ſoll der König von den Gliedern des Gerichtshofs gemach (slowly) eines Beſſern belehrt werden. Katyayana.

Durch den Ausdruck „gemach" iſt angedeutet, daß die Richter nicht etwa aus übergroßer Beſorgniß ſich zu verſündigen ſogleich und ohne Vorbereitung dem König ſich entgegenſetzen, ſondern ihm die Sache bei der nächſten ſchicklichen Gelegenheit ausreden ſollen. Smriti Tſchandrika.

Ein Richter, der einem ungerechten Urtheilsſpruch des Königs ſeinen Beifall giebt, macht ſich zum Verbrecher, und zwar trifft die Schande eben ſo gut denjenigen, welcher bloß unterläßt dem König Vorſtellungen zu machen, wenn derſelbe vom Pfad der Gerechtigkeit abweicht, als denjenigen, welcher dem König in ſeiner Abweichung von dieſem Pfad nachfolgt. Wyawahara-tatwa.

Wenn gerichtliche Streitigkeiten gerecht entſchieden werden, ſo erhalten die Richter ſelbſt Erbarmen, denn ihre Unbeflecktheit hängt von der Gerechtigkeit ihrer Ausſprüche ab. Nareda.

*) Thut ein Richter aus Zuneigung zu einer Partei, oder auch nur aus Unwiſſenheit, oder aus Geiz einen ungerechten Spruch, ſo wird er vom Geſetz als ſtrafwürdig erklärt. Nareda.

Ein ungerechter Richter, ein falſcher Zeuge und der Tödter eines Prieſters werden als gleiche Verbrecher betrachtet. Wrihaspati.

**) Richter, welche aus Furcht, Geiz, Parteilichkeit gegen Geſetz und Rechtsgebrauch handeln, ſollen mit einer zweimal ſo hohen Buße belegt werden, als die Koſten des Prozeſſes ſich belaufer. Yadſchnyawalcya. Nach einigen Schriftſtellern ſollen der Oberrichter und deſſen Beiſitzer mit einer Geldbuße ſelbſt dann belegt werden, wenn ſie ſich vor Entſcheidung der Sache auch nur in ein Privatgeſpräch mit einer der Parteien einlaſſen. Smriti Tſchandrika.

Richter, welche gegen das geſchriebene Geſetz, oder gegen den Rechtsgebrauch handeln, ſey es nun durch Leidenſchaft, zu große Zuneigung, Geiz oder Schreckhaftigkeit, ſollen zu einer zweimal ſo großen Geldbuße verurtheilt werden, als die Summe beträgt, welche die verlierende Partei zu entrichten hätte: nicht zu einer zweimal ſo großen Buße, als der Werth der beſtrittenen Sache beträgt; denn ſonſt könnte man meinen, daß bei einem Prozeß wegen Ehebruchs oder einer andern (nicht pecuniären) Sache gar keine Buße zu erlegen ſey. Parteilichkeit, Geiz, Furcht ſind dieſer Geldſtrafe unteeworfen; nicht aber bloße Unachtſamkeit oder Irrthum. Mitakſchara.

***) Richter, welche aus Leidenſchaft einen geſetzwidrigen Spruch thun, ſollen zu einer zweimal ſo großen Strafe verdammt werden, als der Werth der beſtrittenen Sache betrifft. Dieß Gebot läßt ſich jedoch nur auf Dinge anwenden, die einen beſtimmten Geldwerth haben. Bei andern Rechtshändeln, wie z. B. wegen perſönlicher Beleidigung, iſt eine andre Beſtrafung zu verſtehen; wie denn die Confiscation des Vermögens von Wiſchnu auf Beſtechung geſetzt wird, wo aber die Beſtechung bloß beiſpielsweiſe angeführt iſt. Apararca.

*) Richter, welche gegen Geſetz und Recht ſprechen, und ſich beſtechen laſſen, ſollen ohne Gnade verbannt werden. Wrihaspati. Wer ſich beſtechen läßt, deſſen Vermögen ſoll der König einziehen, ihn ſelbſt aber des Landes verweiſen. Yadſchnyawalcya.

**) Jeder einer Partei durch den Richter zugefügte Schaden muß von dieſem wieder erſetzt werden; das Urtheil ſelbſt aber ſoll der König nicht wieder umſtoßen; wogegen Andre leſen: der König ſoll eine alſo entſchiedene Sache von Neuem vornehmen. Wyawahra Tſchintamani.

Katyayana ſetzt die Beſtrafung feſt, auch wenn das Vergehen des Richters erſt nach Entſcheidung der Sache an den Tag kommt. Obwohl aber die Entſcheidung von einem verbrecheriſchen Richter ausging, ſoll der König das Urtheil doch nicht umſtoßen, ſondern den Richter bloß nöthigen, den Schaden zu erſetzen. Smriti Tſchandrika.

***) Der Gerichtshof ſoll im öſtlichen Theil des königlichen Palaſtes ſich befinden, und mit Feuer und Waſſer verſehen ſeyn. Smriti Tſchandrika.

Inmitten ſeiner Burg ſoll der König ein beſonderes Haus erbauen, mit Bäumen und Waſſer zur Seite — (Dieß iſt Madhewiya's Lesart; Smriti Tſchandrika lieſt: ein großes mit Waſſer umgebenes Haus) — und ſoll dem Gerichtshof ein eigenes Gemach in demſelben, nach Oſten zu, anweiſen, welches gegen Oſten geöffnet und geräumig genug iſt, ausgeſtattet mit einem Thron, geſchmückt mit Kränzen, durchduftet von wohlriechenden Harzen, verſehen mit Korn (supplied with corn), verſchönt durch Edelſteine, geziert mit Statuen und Gemälden, und mit Bildern von Gottheiten, und mit Feuer und Waſſer gerüſtet. Wrihaspati.

Der Ort, wo die Unterſuchung oder Conſtatirung einer Rechtsſache nach geſetzlicher Vorſchrift und von den dazu befugten Männern vorgenommen wird, heißt ein Gerichtshof — Dhermadhikarena — ein Ausdruck, der ſeinem urſprünglichen Sinn nach einen Ort bedeutet, wo der Thatbeſtand einer Sache nach den Vorſchriften des Geſetzes genau unterſucht wird. Smriti Tſchandrika.

11) Zeit und Weiſe der Sitzung.

Die in die kleinſten Umſtände gehenden Anweiſungen hinſichtlich der Zeit, wo der Gerichtshof Sitzung halten ſoll, haben etwas Sonderbares, das gleichwohl den Gebräuchen der heutigen Hinduſürſten nicht ſehr entfernt ſteht. Wir verweiſen abermals auf die Noten *).

Die griechiſche Revolution und die europäiſche Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland.

(Schluß.)

Ein gut Stück Arbeit, welches unſerm deutſchen Lykurg in Griechenland verbleibt! Die Civiliſation, welche die Welt aus dieſem claſſiſchen Lande empfing, dahin zurückbringen iſt ſeine Aufgabe! Nie gab es traurigeren Sittenzerfall aufzurichten, troſtloſeres Elend zu mildern! Zwei Jahrtauſende der Knechtſchaft haben einem regſamen und empfänglichen Geſchlecht das Brandmahl einer Reihenfolge nichtswürdigeren Zwingherr von den Römern bis zu den Moſlimin aufgedrückt. Ob lateiniſchen Prätoren fröhnend, oder von den Gothen überwältigt, oder von den Venetianern unterjocht und geplündert, oder von den Türken unterdrückt — immer ſeufzten die Griechen unter einer fremden Tyrannei, welche tiefe Spuren der Barbarei und Entwürdigung an ihnen zurückließ; Argliſt, Verrätherei, Unredlichkeit, Falſchheit, Treuloſigkeit, und alle die Künſte, deren die hülfloſe Schwäche ſich als einer Schutzwaffe gegen rohe Gewalt bedient, geheimer Stolz, um ſich für Verachtung ſchadlos zu halten, Geiz, um der Beraubung zu entgehen, gemeine Kriecherei, um willkürliche Beſtrafungen zu vermeiden — ſind nur zu bekannte Eigenſchaften dieſes Volks. Wie hätten ſie ſollen gewerbſam bleiben, da ihnen keine Frucht ihres Fleißes zu ernten vergönnt war? Wie hätten ſie ſollen die Tugend der Wahrheit üben und die Unabhängigkeit des Charakters behaupten — unter dem geſetzloſen Regiment der Baſtonnade und des Säbels, wovor ſie oft Nichts als Geſchmeidigkeit und Unterthänigkeit zu retten vermochte? Wie das Geſetz achten lernen, das ihre Gebieter jeden Augenblick mit Füßen traten? Wo Beweggründe hernehmen, ſich geiſtig auszubilden, Kunſt und Wiſſenſchaften zu pflegen, wenn Talent und Wiſſen bloß auf Verfolgung zu rechnen hatten? Selbſt die Religion mußte die herrſchende Verkehrtheit theilen, und ſtatt auf einen höhern Standpunkt der Sittlichkeit zu erheben und ein lebendigeres Gefühl der Menſchenwürde zu nähren, mußte ſie ſich durch die Unwiſſenheit zu einem Werkzeug elenden Aberglaubens erniedrigen laſſen. Da war kein geſelliges Leben möglich, worin Jeder ſeine geeignete Stelle mit den zugehörigen Pflichten findet, kein Sinn für das allgemeine Wohl, keine Selbſtachtung oder Scheu vor der öffentlichen Meinung, kein Mitwirken zu einem Staatszwecke, kein Gemeingeiſt, kein vereintes Beginnen, das Credit oder Vertrauen erheiſcht, kein Verzichtleiſten auf die Gegenwart um einer ungewiſſen Zukunft willen! Sie mochten von ihren Prieſtern hören, daß ihre Vorfahren ehedem ein berühmtes Volk waren, ſie mochten um ſich her einige ihrer rieſenhaften Denkmäler wahrnehmen; allein dieſe Erinnerungszeichen vormaliger Größe erblickten ſie in Trümmern, während das Minaret mitten unter ihren Cypreſſenhainen emporſtieg, und über die Pracht der Tempel ihrer heidniſchen Altvordern wie über die Demuth ihrer eignen ſtillen Capellen ſeine ſtolzen Schatten warf! Braucht man ſich zu wundern, daß ſo ſelten eine Kraft der Tugend in ihrer Revolution ſich kund that, außer dem Haß gegen die Türken? Kaum hatten ihre verabſcheuungswürdigen Tyrannen ihnen eine andere Empfindung übrig gelaſſen. Die neue Regierung darf aber deßhalb nicht muthlos werden — je mehr zu thun, deſto mehr Ruhm und Verdienſt iſt für ſie zu gewinnen.

Einer der erſten und wichtigſten Gegenſtände, die ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen wird, iſt das Kirchen- und Schulweſen. Es iſt anerkannt und Rizo hat es vor Kurzem wieder nachgewieſen, daß die griechiſche Kirche die Haupturſache war, welcher die Griechen ihre Erhaltung als Volk verdanken — gleichſam die Arche, welche ihre Nationalität über die Sündfluth der mohammedaniſchen Barbarei trug und ſie bewahrte, bis der Oelzweig ankündigte, daß ſich die Waſſer wieder geſetzt

*) Nachdem ſich der König in der letzten Nachtwache erhoben, ſein Leib rein und ſein Geiſt aufmerkſam geworden, und er dem Feuer ſeine Huldigung und den Prieſtern die gebührende Ehrfurcht erwieſen, ſoll er in den Gerichtsſaal treten, in mäßigem Schmuck. Menu.

Nachdem der König früh am Morgen ſeine Opfer gebracht, ſeine Waſchungen vollzogen hat, im Gemüth geſammelt iſt und ſeinen geiſtlichen Berathern, gelehrten Aſtronomen und Aerzten, den Göttern und Bramanen und ſeinem Hausprieſter mit Blumen, Schmuck und Kleidung die gebührende Ehre erzeugt, und ſeine geiſtlichen Berather und die Uebrigen gegrüßt hat, ſoll er den Gerichtsſaal heitern Antlitzes betreten. Wrihaspati.

Der König ſoll, ohne Partei zu nehmen, nach der vom Geſetz vorgeſchriebenen Art die Rechtshändel entſcheiden, Vormittags in ſeinen Gerichtshöfen; nicht am erſten Achtel des Tages, ſondern während der drei nächſten Achtel. Katyayana.

Nach den erſten vier Stunden (Ghettika), denn dieſe Zeit iſt dem Dienſt des ewigen Feuers und andern religiöſen Obliegenheiten beſtimmt. Smeiti Tſchandrika.

Nur während des Vormittags wird die Unterſuchung von Rechtshändeln geboten, weil zu dieſer Zeit der Verſtand klar, und der König durch kein andres Geſchäft abgehalten iſt. Mitra Misra.

Ein weiſer Mann ſoll keine gerichtliche Sache vornehmen am Vierzehnten jeder Mondshälfte, noch am Tag der Conjunktion (Neumond); noch am Tag der Oppoſition (Vollmond); noch am Achten jeder Mondshälfte. Semwerta.

Dieß Verbot hat einen geiſtlichen Zweck, da kein weltlicher Grund für daſſelbe angeführt werden kann; gerade wie das Verbot über Tiſch nach einer gewiſſen Gegend hin (Süden) zu ſitzen. Mitra Misra.

Der König ſoll bei der Gerichtsverhandlung das Geſicht nach Oſten und die Richter nach Norden gerichtet haben; der Rechnungsführer nach Weſten, und der Schreiber gen Süden blicken; und der König ſoll Gold, Feuer, Waſſer, das Geſetzbuch und andre heilige Dinge in die Mitte der Verſammlung ſetzen laſſen. Wrihaspati

Die Uebrigen mögen nach ihrem Belieben ſitzen, da in Bezug auf ihre Plätze kein Gebot gegeben iſt. Mitra Misra.

hatten. Der Sultan begünſtigte dieſe Kirche mehr, als er ſie bedrückte, weil ſie die Griechen mit den Ketzereien des Abendlandes entzweite, die ihnen haſſenswerther dünchten, als die Verbrüderung mit dem grünen Turban oder den Nachkömmlingen des Propheten, und weil, da er den Patriarchen von Konſtantinopel als den Stellvertreter der Nation in ſeiner Gewalt hielt, er ſich gewiſſer Maßen mit dem Gedanken ſchmeicheln konnte, den jener römiſche Tyrann als einen Wunſch ausdrückte, daß die Köpfe aller ſeiner rebelliſchen Sklaven auf Ein Paar Schultern ſäßen. Die Türken machten nun allerdings keinen Verſuch, die Kirche zu vernichten; nichts deſto weniger aber blieb von der Unwiſſenheit und Entwürdigung des Volks neben den ihr eigenthümlich inwohnenden Gebrechen ihr ein gemeſſener Antheil.

Die Clerisey, welche in die klöſterliche und die weltliche zerfällt, erſcheint, je nachdem ſie der einen oder der andern Claſſe angehört, in verſchiedenen Beziehungen theils der innern Bildung, theils der äußern Stellung. Aus der erſten Claſſe gehen die Biſchöfe und Prälaten hervor; ſie erſtehen ein Noviziat, brauchen etwas Gelehrſamkeit und beziehen ihren Unterhalt von Ländereien oder von der geiſtlichen Bank in Konſtantinopel. Weltprieſter wird man ohne alle Vorbereitung, aber als ſolcher hat man auch vor der Maſſe des Volks gar Nichts voraus. Kaum im Stande, das Kirchengebet zu leſen, führen dieſe Pfarrer ein höchſt armſeliges, oft nichtsweniger als muſterhaftes Leben; ihr Auskommen beruht lediglich auf dem Almoſen ihrer Gemeinden, und ſie können es dann natürlich mit der geiſtlichen Zucht nicht zu genau nehmen: in Maina iſt es z. B. ganz in der Ordnung, daß ſie Rauberpeditionen förmlich einſegnen und ſelbſt begleiten; ihre Unwiſſenheit ſoll ſo weit gehen, daß Reiſende unter ihnen Perſonen gefunden haben wollen, welche das alte Teſtament nicht einmal dem Namen nach kannten: kein Wunder, wenn unter ihren Händen die Religion ſich in einen eiteln Afterdienſt verwandelt. Ihr Cultus erliegt unter der Laſt von Ceremonien, Feſten, Faſten, Mitternachtsandachten, Wachskerzen und Bildern, ſo daß Lehre und Beiſpiel kaum noch eine Stelle finden. Die kirchlichen Gebäude, wo dieſe Prieſter ihre Verrichtungen ausüben, waren meiſt ſchon vor der Revolution in einem Zuſtande völliger Verödung, zum Theil ohne Dach, zum Theil mit geborſtenen Mauern.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es während den Stürmen des Vertilgungskriegs in keinerlei Hinſicht beſſer geworden iſt. Wahrſcheinlich wird daher der neue Souverän ſich genöthigt ſehen, eine Art Synode zu verſammeln, um den eingeriſſenen Mißbräuchen Einhalt zu thun, eine allmälige Reform einzuleiten, die Verhältniſſe der Kirche des freien Griechenlands zu dem Patriarchen und der Synode von Konſtantinopel feſtzuſetzen, und die Art und Weiſe zu beſtimmen, wie es mit der Beſtallung der Biſchöfe und ihrer Berufung aus dem großen Seminar des Berges Athos zu halten ſeyn dürfte. Eben ſo wird es nöthig ſeyn, auf einige Zuſchüſſe für die Kirche Bedacht zu nehmen; wiewohl die türkiſchen Moſcheen mit den ihnen zugetheilten Grundſtücken vielleicht in manchen Fällen dieſe Fürſorge entbehrlich machen. Ob das Gewiſſen des Fürſten ſich ſo weit mit der Politik vertragen werde, daß es ihm erlaubt, ſich zu dem Glauben ſeiner neuen Unterthanen zu bequemen, wiſſen wir nicht; aber wir trauen ihm ſo viel Mäßigung und Verſtand zu, daß er ihre religiöſen Vorurtheile nicht beleidigen wird. Heinrich IV dachte, die Krone von Frankreich ſey wohl eine Meſſe werth, als er zwiſchen Meſſe und Krone zu wählen hatte; Fürſt Leopold iſt nun zwar nicht in einer ſolchen Alternative, aber er wird doch einige Huldigung der Panagia und St. Spiridion nicht verſagen.

Was aber auch ſeine Entſchließung in Bezug auf dieſen Gegenſtand ſeyn mag, ſo giebt es einen Punkt, der in innigem Zuſammenhange mit der Religion ſteht, und dem er nicht genug Aufmerkſamkeit widmen kann — die Erziehung des Volks. Einige unſrer Philhellenen ſprachen von der Nothwendigkeit Schulen und Zeitungen zu gründen ſchon zu einer Zeit, als die Türken noch im Lande hauſten oder es mit Einfällen bedrohten und die Einwohner im Grunde Nichts zu thun hatten, als die Waffen zu führen. Capo d'Iſtrias hat ſeit ſeiner Ankunft in Griechenland Einiges für die Erziehung gethan; aber Zeit und Mittel waren bei ihm zu ſehr beſchränkt. Dieſer Gegenſtand ſollte jetzt mit einem ſeiner überwiegenden Wichtigkeit angemeſſenen Eifer betrieben werden. Das griechiſche Landvolk bildet einen tüchtigen Menſchenſchlag, der aber durch den Druck, unter dem die Primaten oder Capitani ihn hielten, in ſeinem Werthe ſank. Wenn noch ein Keim der Tugend vorhanden iſt, ſo muß man denſelben hier ſuchen; mit dieſen Bauern und Hirten beginne man die Wiedergeburt der Nation, indem man in jedem Bezirke eine Schule für den Elementarunterricht errichtet; von dem guten Samen, den man auf dieſem *reichen* Boden anbaut, laſſe man die verdorbenen *Sklavenſeelen* der höhern Stände befruchtet werden. Dann ſchaffe man ein Collegium, eine Univerſität oder ein Nationalinſtitut, und Athen ſchaue in einem Lyceum oder einer Akademie die Weisheit ſeiner alten Philoſophen in ſchönem Bunde mit der *Wiſſenſchaft* der Nachwelt. Allein die erſte Sorge der Regierung nehmen immerhin die phyſiſchen Bedürfniſſe der Nation in Anſpruch — die Heilung der Wunden, welche die Revolution ſchlug, und die Ausgleichung der durch den Wechſel der Herren und des Syſtems entſtandenen augenblicklichen Mißverhältniſſe. Der entſetzliche äußere und innere Krieg (plus quam civilia bella) hat in Griechenland Spuren der Barbarei auf viele Jahre zurückgelaſſen. Die Städte liegen in Ruinen, die Felder wüſte, der Handel iſt zerſtört, das Geld iſt verſchwunden, das Heer erhält keinen Sold, die Finanzen ſind in Verwirrung, die Gerichte ohne Richter, die Geſetze ohne Anſehen, und das Volk ganzer Diſtrikte irrt, fern von ſeinen Behauſungen, heimatlos umher. Communicationen fehlen faſt gänzlich: an eine Fahrſtraße iſt nicht zu denken, kaum giebt es hin und wieder eine Brücke. Wo ſoll man anfangen? Vor Allem iſt von dem nachgelaſſenen Grundeigenthum der Türken die Schätzung zu machen und daſſelbe zu theilen; das Volk muß ſeine Wohnſitze haben, wo es frei von dem Einfluſſe der Häuptlinge, unter der Herrſchaft der Geſetze leben kann.

Erfüllt Prinz Leopold auch nur die Hälfte der Aufgabe, die ihm vorliegt, ſo iſt er der beſten Art von Ruhm unter ſeinen ei-

Digitized by Google

päiſchen Mitſouveränen gewiß. Wenn er auch nicht mit den Waffen zur Unabhängigkeit ſeines Adoptivvaterlandes beigetragen hat, ſo kann er dagegen das würdige Rüſtzeug werden, welches dieſer Unabhängigkeit die Weihe verleiht, und ſo jenen höhern Preis verdienen, welchen Cicero dem Gründer weiſer Inſtitutionen vor dem Erfechter patriotiſcher Siege in der Parallele *) zuerkennt, die er zwiſchen den alten Geſetzgebern und den Feldherren der beiden berühmten Republiken zieht, welche einen Theil der Herrſchaft König Leopolds bilden werden.

Erinnerungen aus Braſilien.

(Schluß.)

3. Züge aus dem Leben der Einwohner. Villa Fernaiba. Eine Pantherjagd.

Am folgenden Morgen wurde ich durch das Ausſehen meines Führers nicht wenig überraſcht. Auf einem magern Gaul, über einem hohen ſpaniſchen Sattel, die langen, dürren Glieder in Leder gehüllt, das in einiger Entfernung einem Panzerhemd nicht unähnlich ſah, auf ſeinem Kopf einen Hut von gleichem Stoff, und der Form nach das vollendete Conterfei von Mambrins berühmtem Helm, in der Rechten eine lange Lanze, die er aus Gewohnheit ſtets mit ſich trug — erinnerte er lebhaft an den Ritter von der traurenen Geſtalt, während der kleine Portugieſe, auf einem mausfarbenen Pferd, mit zwei gewaltigen Alforga's kein ſchlechtes Abbild Sancho Panza's darſtellte.

Wir machten gegen drei Uhr bei einer Hütte am Saum der Sandwüſte der Leneros Grandes Halt. Ich hatte den Führer ſtark in Verdacht, daß die Urſache dieſes Stillſtandes keine andre war, als das außerordentliche Beiweſen eines Schmetterlingsjägers hier zum Beſten zu geben. Beim Waden durch einen Bach war nämlich eines der Saumthiere gefallen, weßhalb ich meinem Diener befahl, den naß gewordenen Theil des Gepäckes an der Sonne zu trocknen. Hierunter befanden ſich denn unter Anderem drei Mäntel. „Ave maria santissima!“ rief einer der Hirten, als er ſie gewahr wurde, „zu einer Reiſe wie dieſe hat er drei Mäntel! wie viele muß er erſt zu Haus haben!“ In China gilt eine Pfauenfeder als das höchſte Zeugniß menſchlicher Größe; in Braſilien zieht ein Mantel eine Schaar ehrfurchtsvoller Bewunderer um deſſen Träger. Der Zeitpunkt wo der Braſilianer dieſes Kleidungsſtück zum erſten Mal anlegt, bildet einen eigenen Abſchnitt in ſeinem Leben, auf welchen er ſtets mit wohlgefälliger Erinnerung zurückblickt. Nicht daß er übrigens mit den in Europa gewöhnlichen Ehrenzeichen unbekannt wäre! Im Gegentheil, ich kenne kein Land, wo in den letzten Jahren Bänder und Kreuze ſo verſchwenderiſch ausgetheilt wurden, als in Braſilien; und der rothe Schmuck des Bandes weicht keinem ſeiner Beſitzer, mag dieſer nun in vollem Hofkleid oder in der einfachen Haustracht ſich befinden, je von der Seite; ja der Geſchmückte iſt auf das glänzende Spielzeug ſo erpicht, daß er es wahrſcheinlich ſelbſt im Bette nicht ablegt.

Mit Aufgang des Mondes zogen wir in die Wüſte ein. Ein Gefühl von Verlaſſenheit ſchien über die kleine Geſellſchaft zu kommen, denn inſtinktmäßig ſchloſſen wir uns enger an einander an. Erhaben war das feierliche Schweigen durch dieſe öde Gegend. Zwiſchen meinem Reiſegefährten und meinem Führer verſtummte allmälig die bisher gepflogene lebhafte Unterhaltung, und Jeder von uns ritt in ſeine eigenen Betrachtungen verſenkt. Eben dämmerte der Morgen, als wir die Meeresküſte erreichten. Noch waren wir nicht weit an derſelben hingezogen, als mir ein Haufen menſchlicher Schädel und Gebeine, gebleicht von Sonne und Regen, überragt von einem roh gefertigten Kreuz, in die Augen fiel. Es war das Denkmal einer Geſchichte tiefen Wehs. Ein Sclavenſchiff mit mehr als vierhundert dem Unglück Geweihter hatte hier geſtrandet, und alle Neger ihren Tod gefunden. „Die Armen!“ rief der Führer aus, „ſie waren nicht getauft!“

Gegen Mittag erreichten wir die Ufer des Rio des Perguicas (Faulthierfluß). Wir mußten eine geraume Zeit warten, eh der Fährmann am jenſeitigen Ufer uns wahrnahm, und ich war eben daran, nach einer zehn Stunden weiter entfernten Furth mich auf den Weg zu machen, als wir das Boot von drüben abſtoßen ſahen. Der Fährmann entſchuldigte ſich damit, daß er eben ſein Mittagſchläfchen gehalten habe, und nicht ſobald hatten wir das gegenüberliegende Ufer erreicht, als er ſich wieder in ſeine Hängematte warf. Ich ärgerte mich über die Unbekümmertheit des Kerls dermaßen, daß ich ihm drohte, ich wollte ihn aus ſeinem Lager reißen. „Deos e Grande!“ ſagte er, und war im nächſten Augenblick feſt eingeſchlafen; wie er denn überhaupt die Natur ſeiner Nachbarn, der Faulthiere, ganz eingeſogen zu haben ſchien.

Spät Abends erreichten wir die kleine Stadt Tutria am Geſtade des großen Fluſſes Fernaiba gelegen. Am folgenden Morgen miethete ich ein Boot, mich den Fluß hinauf nach meinem Beſtimmungsort zu bringen. Ich langte dort endlich an und wurde von dem General-Gouverneur abermals aufs Freundſchaftlichſte aufgenommen. Er verſchaffte mir ſogleich ein Haus, wo ich fürs Erſte meinen Abſtand nehmen konnte. Meine Reiſe von Maranhan hatte vierzehn Tage gedauert, während welcher Zeit ich faſt jeden Bedürfniſſes beraubt war, da der Weg größtentheils durch ununterbrochene Wüſten ging.

*) Sed cum plerique arbitrentur res bellicas majores esse quam urbanas, minuenda est haec opinio. Vere autem si volumus judicare, multae res exstiterunt urbanae, majores clarioresque quam bellicae. Quamvis enim Themistocles jure laudetur, et sit ejus nomen quam Solonis illustrius citeturque Salamis clarissimae testis victoriae, quae anteponatur consilio Solonis, ei, quo primum constituit Areopagitas; non minus praeclarum hoc quam illud judicandum. Illud enim semel profuit; hoc semper proderit civitati: hoc consilio leges Atheniensium, hoc majorum instituta servantur. Est enim bellum gestum consilio Senatus ejus, qui a Solone constitutus erat. Licet eadem de Pausania Lysandroque dicere, quorum rebus gestis quamquam imperium Lacedaemoniis paratum putatur, tamen ne minima quidem ex parte Lycurgi legibus et disciplinae conferenda sunt! (De off. L. 1.)

Digitized by Google

Die Villa von Fernaiba, wo ich meinen Sitz aufſchlug, iſt eine kleine Stadt an einem der kleinern Arme des Stromes gelegen, von welchem ſie den Namen trägt; ſie war ſehr dünn bevölkert und ſo ungemein ungeſund, daß ein zu gewiſſen Jahreszeiten ausbrechendes Fieber eben wieder die Hälfte der Bewohner weggerafft hatte. Man kann ſich kein jämmerlicheres Schauſpiel von Trägheit denken, als das von dieſen Leuten gegebene. Am Ufer eines großen Stromes lebend, hätten ſie durch gehörige Bewäſſerung die Wirkungen der Dürre, welche ſie mit Hungertod bedrohte, leicht aufheben können, aber, wenn auch für die eigene Selbſterhaltung, die geringſte Mühe auf ſich zu laden, war ein Gedanke, der nicht in ihren Kopf paßte.

Von Morgen bis Abend ſah ich oft den Einen oder Andern ſich in ſeiner Hängematte ſchaukeln und dazu auf einer Zither klimpern. Dabei ging ihr Hochmuth über alles Maß. Kein chineſiſcher Mandarin treibt die Förmlichkeiten des Umgangs weiter, als die Bewohner von Fernaiba. Geht man an der Wohnung eines Bekannten vorüber und iſt auch nirgends Jemand am Fenſter, ſo erfordert die Sitte dennoch, den Hut abzunehmen. Sie hatten die ausſchweifendſten Vorſtellungen über den Einfluß ihres kleinen Neſtes auf die Schickſale der Welt. Das winzige Oertlein hatte ſich kurze Zeit vorher, ohne jedoch die geringſte Vorſtellung von einer ſolchen Staatsform zu haben, zur unabhängigen Republik erklärt, welche jedoch der Schrecken vor Lord Cochranes Name ſchnell wieder auflöſte. Es war ein Verband von Politikern da, welcher unter Anführung eines Padre Vigario, von Früh bis Abend jeder monarchiſchen Regierungsform in Europa den Untergang ſchwor.

Was mir beſonders auffiel, iſt das Gemiſch von kunſtloſer Einfalt und ungeheurer Verderbniß im Charakter dieſes Völkchens. Aus dieſen wunderlichen Gegenſätzen ragte jedoch der Gouverneur, General Semplecio Dias de Silva, hervor, wie eine griechiſche Säule über die rohen Hütten wandernder Araber. Gebildet auf der Univerſität Coimbra, vereinigte er mit einem umfaſſenden Verſtand ausgedehnte und mannigfache Kenntniſſe. Sein Vermögen war fürſtlich und ſein Regierungsbezirk hätte es mit jedem deutſchen Fürſtenthum aufnehmen können. Seine Lebensart bot einen Verein europäiſcher Verfeinerung mit barbariſcher Pracht, der durch ſeine Neuheit auf den Fremden keinen übeln Eindruck machte. Wirklich war dieſes Haus eine Welt in ſich ſelbſt. Mit beträchtlichen Koſten und Mühen hatte er Alles geſammelt, was zu wiſſenſchaftlicher oder geſellſchaftlicher Unterhaltung beizutragen vermochte. Traurig wars zu ſehen, wie oft ſein feiner Geſchmack von den weniger ausgebildeten Fähigkeiten anderer Familienglieder durchkreuzt wurde. So ſtand z. B auf einem buntſchäckig gemalten Betſtuhl eine herrliche franzöſiſche Uhr, und neben einem ſehr feinen Kupferſtich von der Schlacht bei Auſterlitz hing ein Schnupftuch, worauf die Schlacht bei Vimeira elend gedruckt war. In einer Beziehung übrigens ergab ſich der Gouverneur ſelbſt als ein vollkommener Braſilianer, nämlich in der Behandlung des weiblichen Theils ſeiner Familie, der in mehr denn türkiſcher Abgeſchloſſenheit leben mußte.

Der größte Theil meiner Zeit verſtrich mir unter den Freuden der Jagd, wozu die Nachbarſchaft reiche Gelegenheit bot. So voll geſtopft waren die Wälder mit Wild jeder Art, daß das Schießen hier den gleichen Dienſt vertrat, wie das aus dem Lager Jagen in einem wohlgefüllten Park. Mehrmals ſagte mir der Gouverneur, ich würde mich durch das lange Verweilen in den Sonnenſtralen einem Fieber ausſetzen, und ſeine Verkündigung traf leider ein. Ich ward von einem ſo heftigen Fieber befallen, daß ich feſtiglich glaubte, mein Paß nach der andern Welt ſei bereits ausgefertigt, und wirklich zweifle ich, ob ich jetzt noch auf dieſer Welt wandelte, wenn ich nicht den Beiſtand des einzigen Arztes im Orte hartnäckig abgelehnt hätte.

Da ich nach meiner Wiedergeneſung den Lieblingszeitvertreib gleichwohl mit nicht minderem Eifer fortſetzte, beſchloß der Gouverneur, gutmüthig genug, mir eine Pantherjagd zum Beſten zu geben. Begleitet von ſeinen Söhnen ritten wir denn früh Morgens nach einer ausgedehnten Ebne, in deren Mitte ein hoher Moorwuchs ſich befand. In dieſen hatten die Vaqueiros in der Nacht einen mächtigen Panther getrieben. Wir nahmen unſern Stand auf einer Anhöhe, welche eine Ausſicht auf die ganze Umgegend bot. Das laute Bellen der Hunde, das wilde Geſchrei der Jäger, wie ſie, die Meute anhetzend, um den Saum des Sumpfgebüſches ſprengten, bildeten ein ſehr lebendiges Schauſpiel. Aus dem Lager gejagt ſprang der Panther wüthend gegen ſeine Feinde hervor. Der ihm am Nächſten befindliche Vaqueiro ritt auf ihn los. Es war ſchön anzuſehen, wie er die Schlinge in der Luft ſchwang, und ſeinen muthigen kleinen Hengſt anſpornte, deſſen weite Nüſtern, feurige Augäpfel und aufrechte Mähne von ſeiner inſtinktartigen Furcht vor dem entgegenſtehenden Feind zeugten. Der Panther duckte ſich, *um auf den Anrückenden* einen Satz zu thun, aber der gewandte Gegner kam ihm zuvor, indem er ſchon aus einer Entfernung von vierzig Fuß die Schlinge mit ſicherer Hand abſchwirren ließ. Kaum war ſie ſeiner Rechten entfahren, als das wohlgeübte Pferd bereits umwandte und über die Ebene ſetzend den wehrloſen Panther hinter ſich herſchleppte; die Schlinge war nämlich ſo gut geworfen worden, daß die Vorderpfote des Thieres feſt an deſſen Nacken gefeſſelt war. Die ganze Geſellſchaft ſtürzte jetzt vorwärts, Zeuge von der Erlegung des Gefangenen zu ſeyn. Der Vaqueiro, im Galopp nachlaſſend, zog die Schnur immer näher an ſich, bis der Panther nur noch wenige Schritte von ihm war, worauf er mit Windesſchnelle aus dem Sattel ſprang und ſein breites Meſſer, das hell in der Morgenſonne funkelte, wie der Blitz dem Thier ins Herz ſenkte. Höchlich ergötzte ich mich an dieſem edeln, mannhaften Waidwerk, das wundervolle Gewandtheit und ungemeine Geiſtesgegenwart zugleich erfordert.

Der König von Weſtphalen.

In den eben erſchienenen Memoiren eines Pagen (Mémoires et Révélations d'un Page de la Cour Impériale, Paris, 1830, 2 vols 8.) finden wir unter anderen unterhaltenden Anecdoten folgende in Bezug auf den Exkönig von Weſtphalen. Von ſeiner Erhebung zu der Fürſtenwürde führte Jerome Bonaparte ein etwas leichtſinniges Leben in Paris und wurde häufig in den Theatern und

an andern öffentlichen Unterhaltungsplätzen geſehen. Er hatte eine vertraute Verbindung mit mehreren jungen Schriftſtellern geſchloſſen, die damals eben wegen ihres Witzes und heitern Humor's en vogue waren. Am Abend, nachdem er zum König von Weſtphalen ernannt worden war, begegnete er zweien ſeiner muntern Geſellſchafter, als er eben das Theater verließ. „Meine beſten Freunde, ſagte er, ich bin entzückt Euch zu ſehen; Ihr wißt doch ſchon, daß ich zum König von Weſtphalen gemacht worden bin?" — „Ja, Sire, und erlauben Sie uns, unter den Erſten zu ſeyn" — „Ei, was! Ihr werdet ceremoniell, glaube ich; das möchte hingehen, wenn ich von meinem Hofe umgeben wäre; aber jetzt hinweg mit allen Formalitäten und laßt uns auf dieſelbe freundſchaftliche Weiſe mit einander umgehen und eben ſo frei und luſtig ſeyn, wie bisher! und nun zum Souper!" — Jerome führte ſeine Freunde zu einem der beſten Reſtaurateurs im Palais Royal. Das Trio ſchwatzte und lachte und ſagte und that Tauſend jener närriſchen Dinge, welche, wenn ſie ungerufen kommen, ſo viel Vergnügen machen. Die Converſation wurde, wie man ſich denken kann, nicht ohne Wein unterhalten. Als dieſer ſeine Wirkung zu thun anfing, ſagte Jerome: „Meine guten Freunde, warum ſollen wir einander verlaſſen? Wenn Ihr meinen Vorſchlag annehmt, ſo begleitet Ihr mich. Du C., ſollſt mein Secretär ſeyn, und Dich P. weil Du doch ein Bücherwurm biſt, ernenne ich zu meinem Bibliothekar." Der Handel war ſchnell geſchloſſen, und wurde über einer neuen Flaſche Champagner ratificirt. Endlich dachte die Geſellſchaft an das Nachhauſegehen und rief nach der Rechnung. Jerome zog ſeine Börſe; aber der König von Weſtphalen, deſſen königlicher Schatz nicht immer in den beſten Umſtänden war, fand nicht mehr als zwei Louisdo'r, welche nur einen kleinen Theil der zweihundert Franken bildeten, auf die ſich die Forderung des Reſtaurateurs belief. Die neuen Kronbeamten konnten, indem ſie all ihren irdiſchen Reichthum zuſammenſuchten, nicht mehr als drei Franken aufbringen. Was war zu thun? Wo waren um ein Uhr des Morgens noch andere Hülfsmittel aufzutreiben? Endlich fand man es nöthig nach dem Herrn des Hauſes zu ſchicken und ihn davon in Kenntniß zu ſetzen, wie die Sachen ſtünden. Dieſer ſchien den Spaß nicht übel aufzunehmen und fragte nur nach dem Namen der Herren, welche er die Ehre gehabt hatte, in ſeinem Hauſe zu bewirthen. „Ich bin Secretär des Königs von Weſtphalen." — „Und ich Bibliothekar Sr. Majeſtät." „Vortrefflich," rief der Reſtaurateur, der jetzt ſeine Gäſte als Gauner zu erkennen glaubte, „und dieſer Burſch dort iſt ohne Zweifel der König von Weſtphalen ſelbſt." — „Allerdings," ſagte Jerome, „ich bin der König von Weſtphalen." — Meine Herren, es beliebt Ihnen zu ſcherzen, aber wir werden ſogleich ſehen, wie dieſer Spaß dem Polizeicommiſſär gefallen wird." — „Ums Himmelswillen," rief Jerome, dem die Sache nicht mehr recht behagen wollte, „macht keinen Lärmen! Da Ihr Zweifel in uns ſetzt, ſo laſſe ich Euch meine Uhr zurück, die zehnmal ſo viel werth iſt, als Eure Rechnung;" dabei überreichte er dem Wirth eine prächtige Uhr, die er von Napoleon zum Geſchenk erhalten hatte, und auf welcher die Chiffre des Kaiſers in Brillanten geſetzt war. Die Freunde erhielten hierauf die Erlaubniß, das Haus zu verlaſſen. Als der Reſtaurateur indeſſen die Uhr näher unterſuchte, fiel es ihm ein, daß ſie wohl geſtohlen ſeyn könnte und er brachte ſie daher zu dem Polizeicommiſſär. Dieſer, der die kaiſerliche Chiffre darauf erkannte, lief damit zu dem Präfecten, der Präfect zu dem Miniſter des Innern und der Miniſter zu dem Kaiſer, der ſich zu St. Cloud befand. Das Reſultat des Ganzen war, daß an einem der nächſten Tage der Moniteur eine Ordonnanz enthielt, in welcher dem König von Weſtphalen befohlen wurde, ſich ſogleich in ſeine Staaten zu begeben und zugleich das Verbot, irgend eine Ernennung vorzunehmen, bevor er in ſeiner Hauptſtadt angekommen wäre.

Dobell's Reiſen in Kamſchatka und Sibirien.

So wenig in Rußland auch eine Reiſe nach Sibirien und ſelbſt nach dem äußerſten Kamtſchatka und bis nach China zu den Seltenheiten gehört, ſo unbekannt iſt doch noch in mehr als einer Beziehung der Zuſtand dieſer Gegenden; und die beiden Bände, „Reiſen in Kamtſchatka und Sibirien" (Travels in Kamschatka and Siberia, with a Narrative of a Residence in China, Lond. 1830. 2 vols. 8.), die der ruſſiſche Staatsrath Dobell uns auf dem Wege der londner Preſſe zugeſandt hat, enthalten daher neben der anziehendſten Lecture für die große Leſewelt Vieles, was ſelbſt dem gelehrteſten Geographen und Ethnographen neu ſeyn dürfte.

Der Verfaſſer landete an der Südſpitze von Kamſchatka im Auguſt 1812, durchſtreifte die Halbinſel in jeder Richtung und wandte ſich darauf nordweſtlich nach Sibirien, und von hier nach China und Rußland. Ein Anhang enthält Notizen von einem frühern Beſuche in China, im Jahr 1798, aus denen wir im Verfolge unſern Leſern einige Züge mitzutheilen denken. Beſonders intereſſant war uns die Nachricht von Kamſchatka, die über jeden einigermaßen wichtigen Gegenſtand in das genaueſte Detail geht. Die Hauptſtadt St. Peter und Paul liegt an einer herrlichen Bai, welche die vereinigten Flotten von ganz Europa mit der größten Bequemlichkeit aufnehmen könnte; die hohen Bergkegel, welche dieſelbe umgeben, ſcheinen erloſchene Vulkane zu ſeyn und gewähren von der See aus die maleriſcheſten Anſichten. Aus den zahlreichen Erdhügeln, künſtlichen Höhlen und ähnlichen Spuren, die man überall in Kamſchatka findet, ſchließt der Verf., daß das Land in frühern Zeiten ſehr ſtark bevölkert geweſen ſey. Gegenwärtig iſt bekanntlich gerade das Gegentheil der Fall, obwohl an Wild und Fiſchen, Wäldern, Holz und wahrſcheinlich auch an werthvollen Mineralien der größte Ueberfluß vorhanden iſt. Die Breite der Halbinſel iſt dieſelbe, in welcher Großbritannien liegt; und alle Lebensbedürfniſſe finden ſich in ſolchem Ueberfluſſe, daß ſelbſt eine Armee nicht nöthig hätte für morgen zu ſorgen. „Ich war wirklich überraſcht," ſagt Dobell, „durch die unermeßliche Menge von Fiſchen, die ich ſah; ſo wie der Fluß mit lebendigen, ſo waren die Ufer mit todten und halbtodten Lachſen überfüllt. Als wir über einen kleinen Arm des Fluſſes ſetzten, gerade ehe wir zu dem Hauſe unſers Wirths kamen, fanden wir den Lachs darin ſo dick aufgehäuft, daß unſere Pferde ihn beinahe aus dem Waſſer geſcheucht hätten. Von der Menge der Fiſche in Kamſchatka kann man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß Alles, Menſchen, Hunde, Bären, Wölfe, Füchſe Zobel, Raubvögel, faſt ausſchließlich von ihnen lebt." Ueberall hat der Verfaſſer auf ſeinen Streifzügen „Fiſch und Wild wie gewöhn-

Digitized by Google

lich;“ und gelegentlich kommt hiezu wohl noch ein treffliches Stück von einer Gemſe (mountain sheep), welches unendlich delicater iſt, als alles Wildpret. Dieſe Gemſen ſind nicht ganz ſo groß, wie das Rennthier; aber bei Weitem flüchtiger; ſie erklimmen Felsgipfel, wohin Niemand ihnen folgen kann. Das Gras ſteht außerordentlich hoch; nnd der Verf. ſah die ſchönſten Korn-, Gerſte-, Hafer-, Kartoffel- und Gemüſe-Felder; während unermeßliche Wälder und Savannen mit Schafen, Rehen und andern Thieren, unter denen man freilich Wölfe und Bären nicht vergeſſen darf, gefüllt waren. Um ſich für den Winter varzubereiten, werden im Herbſt Victualienvorräthe aufgehäuft, die unſern Reiſenden in Erſtaunen ſetzen. So hatte ein Hausvater, nebſt ſeinen Söhnen, bloß zwölf Bären, eilf Gemſen, mehrere Rennthiere, eine große Menge Gänſe, Enten, Schwäne nnd Phaſanen erlegt. „Im November, ſagte er, werden wir noch eine Anzahl Haſen und Rebhühner bekommen, und vor Kurzem habe ich ein Tauſend friſche Lachſe gefangen, die ich für den Winter aufbewahren will.“ Die Häuſer ſind indeſſen ſehr roh, finſter, ſchmutzig und räucherig und wimmeln von Ungeziefer aller Art; die Einwohner leiden beſtändig an Pocken, Fiebern, Luſtſeuche und jener verderblichſten aller Seuchen, dem Genuß hitziger Getränke, wodurch die Bevölkerung fortwährend decimirt wird.

Ein eben ſo umſtändlicher und nicht weniger intereſſanter Bericht wird uns über Sibirien gegeben, deſſen Verwaltung bei unermeßlichen völlig unbenutzten Hülfsmitteln merkwürdig ſchlecht ſeyn muß. Rußland ſcheint eine beſondere Vorliebe dafür zu haben, Städte auf Punkten anzulegen, wo tauſend natürliche Hinderniſſe entgegen ſtehen, die es unmöglich machen, daß ſie je in Aufnahme kommen. So fügt Dobell, nach einer ausführlichen Beſchreibung von Ochatsk mit ſeinen Arſenalen, Docken u. ſ. w. hinzu: „Ich halte dieſen Ort für völlig ungeeignet zu einem Seearſenal, da ihm die erſte und wichtigſte aller Bedingungen — ein guter Hafen fehlt.“ Von Ochotsk geht Dobell nach Yakutſk, wo er eine Colonie von Verbannten beſchreibt, die wohlauf zu ſeyn ſchienen, gute Wohnungen und Ueberfluß an Vieh nebſt Wild und Fiſchen hatten. Aber Yakutſk, die Hauptſtadt der zweiten Provinz von Sibirien, iſt in der kälteſten und rauheſten Gegend des ganzen Landes angelegt! Dobells chineſiſcher Bedienter war indeß mit dieſer Stadt ungemein zufrieden; denn ſie war voll von Schweinen, nnd „der Chineſe hat eine verächtliche Meinung von jedem Lande, das nicht hinreichend mit Schweinen verſehen iſt.“ Die Honoratioren von Yakutſk haben treffliche Fenſter von Glas; die Armen müſſen ſich dagegen ſtatt derſelben mit den durchſichtigen Eingeweiden von Bären und Seehunden behelfen. Zu Irkutſk fand Dabell ein äußerſt zweckmäßiges Syſtem in der Behandlung der Sträflinge nnd Verbannten angewandt; und es tritt hier der ſeltene Fall ein, daß die Strafanſtalten, ſtatt dem Staate Etwas zu koſten, ihm nicht unbedeutende Summen einbringen. Die Reflexionen, mit denen der Verf. von Sibirien Abſchied nimmt, ſind ſehr einſichtsvoll und verſtändig; doch möchten einige derſelben außerhalb den Grenzen des Zarenreiches ſich wenig Billigung verſprechen dürfen.

Scheltema über die niederländiſche Geſchichtſchreibung.

Es iſt bekannt, daß im Jahre 1826 von der niederländiſchen Regierung eine Aufforderung an alle Geſchichtsfreunde erging, eine ausführliche Skizze von einem Entwurf zu liefern, nach welchem die Geſchichte der geſammten Niederlande aus den Quellen dargeſtellt werden könnte; die beſte Abhandlung ſollte dem Verfaſſer das ehrenvolle Amt als Geſchichtſchreiber des Reiches, anſtatt des verſtorbenen Gelehrten Stuart, bringen. Fünf von den vierzig eingeſandten Abhandlungen, nämlich die der HH. Beijerman, Groen vom Prinſterer, de Jonge, Roijaards und Schelteme wurden gekrönt, indem ſie nach dem Bericht einer dazu angeordneten Commiſſion eine Belobung von Seiten des Königs und eine goldene Ehrenmedaille empfingen. Ein Geſchichtſchreiber des Reiches wurde indeſſen nicht ernannt; und die gekrönten Abhandlungen blieben dem Publikum unbekannt, bis zu Ende des vor. J. Scheltema zuerſt ſeine Verhandeling over het bewerken van de Geschiedenis der Nederlanden (Te Haarlem, 1829. 8) an das Licht gab. Scheltema, der Veteran der niederländiſchen Literatur, iſt durch ſein Staatkundig Nederland, ſeine Schriſten über Hooft und Teſſelſchade, ſein Mengelwerk (Vermiſchtes), ſein Rusland en de Nederlanden und ſo manches Andere als einer der ausgezeichnetſten Gelehrten und Geſchichtsforſcher ſeines Vaterlandes bekannt; den Entwurf, welchen er für die Bearbeitung ſeiner vaterländiſchen Geſchichte aufſtellte, können wir indeſſen nicht billigen, da das Jahr 1515, mit welchem er dieſelbe beginnen will, uns eben ſo wenig zum Anfang, als die Vereinigung von Holland mit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche im J. 1810 zum Ende geeignet ſcheint. Außerdem ſollen von dem Jahr 1581 an, als dem erſten Jahre der niederländiſchen Freiheit, die weſtlichen Provinzen ausgeſchloſſen werden, während *dieſe doch* an der utrechter Vereinigung gleich den öſtlichen Theil hatten, und ihre ſpätere Trennung zuletzt doch — wenn auch erſt nach zweihundert und dreißig Jahren — durch die Errichtung des Königreiches der vereinigten Niederlande wieder aufgehoben wurde.

Carporama.

Der Franzoſe Rabillard d'Argentelle, Capitän bei der Expedition, die im Jahr 1802 nach Isle de France abging, beſchäftigte ſich 25 Jahre damit, die merkwürdigſten Pflanzen und Früchte der Tropenländer zu modelliren. Leider nahm er das Geheimniß ſeines Verfahrens mit in das Grab; aber ſeine in ihrer Art einzige Sammlung kam glücklich über das Meer. Sie beſteht aus 1200 Pflanzen, die ganz oder theilweiſe in natürlicher Größe und mit einer ſolchen Wahrheit dargeſtellt ſind, daß das Aug eines geübten Botanikers dazu gehört, um ſie von wirklichen zu unterſcheiden. Dem Studium der Pflanzenkunde leiſten dieſe Abbildungen beſſere Dienſte als jede noch ſo genaue Beſchreibung oder Zeichnung; Dieß hat auch die Academie der Wiſſenſchaften in ihrer Sitzung vom 10 Auguſt 1829, wo ſie ſich über dieſe Sammlung Bericht erſtatten ließ, anerkannt. Man findet hier den Cacaobaum von Guyana und den Mango von Malabar, den Zimmtbaum von Ceylon und den Lotus von Japan — kurz die edelſten und ſeltenſten Repräſentanten des Pflanzenreichs welche man in Europa mit aller Mühe nie acclimatiſiren kann.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 145. 25 May 1830.

Jovellanos.

Nach ſeinem Leben und ſeinen Schriften *).

Gaſpar Melchor de Jovellanos iſt als Schriftſteller, Staatsmann und Patriot einer der ausgezeichnetſten Männer des neuern Spaniens, und als ſolcher ſo allgemein anerkannt, daß der Torymann Dr. Southey eine Lobrede auf ihn ſchrieb, während der freiſinnige Lord Holland ſeine Büſte neben die des großen Fox ſtellt und ſich rühmt, ſein Freund geweſen zu ſeyn. Jovellanos war der erſte Beförderer des Geſchmacks für die Wiſſenſchaften, der unter der Regierung Karls III einen ſo mächtigen Impuls erhielt, und büßte ſeinen Eifer für die Aufklärung ſeiner Mitbürger, ſeine Unbeſtechlichkeit und ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit unter der Despotie des unwiſſenden, anmaßenden Friedensfürſten, der Karls IV Indolenz und der Königin Schwäche benutzte, um die ſich entfaltende Blüte der ſpaniſchen Civiliſation zu erſticken. Er war es, der mit hohem Muth die franzöſiſche Uſurpation bekämpfte, die Kräfte des Widerſtandes ſtählte, und den heiligen Krieg der Unabhängigkeit zur Volksſache machte. Seinen Anſtrengungen und ſeiner Beredſamkeit gelang es, in ſeinen Landsleuten das Bewußtſeyn zu wecken, daß ſie nicht bloß die geſchändete Würde der Nation zu rächen hätten, er zeigte ihnen die Bahn, auf der ſie auch die Freiheit, die ein dreihundertjähriger Despotismus zu Boden getreten, wieder erkämpfen könnten. Die Natur hatte ihn geiſtig und leiblich ſo reich begabt, daß ſeit dem erſten Wirken des Jünglings bis auf die letzten Stunden des hochbetagten Greiſes jeder Schritt, den er that, ein Fortſchritt, jeder Verſuch ein Gewinn für die Wiſſenſchaft, jede Unternehmung ein Triumph der Wahrheit über den Irrthum, der gründlichen, gemeinnützigen Bildung über eitle, prunkende Gelehrſamkeit war. In Allem, was er entweder aus eigenem Antriebe oder auf Veranlaſſung der Regierung oder der gelehrten Geſellſchaften, denen er angehörte, begann, erſcheint er als ein Mann von fruchtbarem und vielſeitigem Geiſte, der vor keinen Schwierigkeiten zurücktritt. Voll von dem Gedanken an den Ruhm ſeines Volkes rügte er mit unerbittlicher Strenge das Laſter und die Schwäche, aber verzweifelte nie an der Heilung derſelben.

Die Spanier ſind weder ſo unwiſſend, noch ſo vorurtheilsvoll, als man ſich gewöhnlich auswärts einbildet, noch fehlt es ihnen an der ſittlichen oder geiſtigen Fähigkeit, mit dem raſchen Fortſchreiten europäiſcher Geſittung gleichen Schritt zu halten; doch ſind ſie, wie viele von ihnen ſelbſt zugeſtehen, meiſt von ihrem ehemaligen Glanze zu ſehr verblendet, als daß ſich ein gehöriger Nacheifer bey ihnen einſtellen könnte; gar zu gern glauben ſie, alle neuere Weisheit ſey ſchon in den ehrwürdigen Reliquien ihrer Vorzeit enthalten; man hört ſie daher oft klagen, daß die vorhandenen Schätze von ihren Landsleuten zu wenig benützt, und in dem Auslande unbekannt ſeyen; ſelten aber laſſen ſie ſich auf eine kritiſche Beurtheilung oder auch nur eine Nachweiſung dieſer geprieſenen Herrlichkeiten ein. Wirklich iſt in Spanien dieſer höchſt weſentliche Theil der Literatur — eine geſunde Kritik — aufs Kläglichſte vernachläſſigt. Eine vollſtändige Herausgabe der Werke *) von Jovellanos würde daher ſchon aus dieſem einzigen Grunde die größte Wohlthat für Spanien ſeyn. Allein Jovellanos iſt auch der vollendetſte Meiſter der ſchönen kaſtiliſchen Sprache, giebt ihr all jene ciceroniſche Rundung, deren ſie fähig iſt, einen Reichthum, Wohlklang, eine Biegſamkeit und Reinheit, daß ſeine Werke auch deßhalb in Aller Hände zu ſeyn verdienen; um ſo mehr, da eine der Haupt-

*) Noticias historicas de D. Gaspar Melchor de Jovellanos. Consagradas a sus respetables cenizas. J. M. de A. M. Palma 1812.
Memorias para la vida del excelentisimo Senor D. Gaspar Melchor Jovellanos y noticias analiticas de sus obras. Por D. Juan Augustin Cean Bermudez. Madrid, 1814.

*) Manche dieſer Schriften ſind ſelbſt in Spanien ſelten, ob man ihnen hier gleich nicht die Ehre angethan hat, wie zu Rom, daß man ſie verbot, z. B. Memoria sobre las diversiones publicas 8. Madrid, 1812. Elogio de Carlos III, 12mo Madrid, 1789. Elogio de Don Ventura Rodriguez ilustrado con notas, 12mo, Madrid, 1790. Informe en el Espediente de la ley agraria, 4to, Lerida, 1815. Carta historicoartistica sobre el edificio de la Lonja de Mallorca, 8vo, Palma, 1812. Memorias historicas sobre el Castillo de Bellver en la isla de Mallorca, 4to, Palma, 1813. Memoria de Jovellanos a sus compatriotas, 2 vol. 4to, Corunna 1811. El Delinquente honrado, Comedia, 12mo, Madrid, 1803.

Digitized by Google

urſachen der Unwiſſenheit unter den niederen Volksklaſſen der Spanier darin beſteht, daß außer einigen Gebetbüchern (Catechismo del P. Astete, gerzizio cotidiano, Anno Christiano) kein allgemein leſenswürdiges Buch in ihren Bereich gelangt.

Jovellanos kam in Gijon in dem Fürſtenthume Aſturien zur Welt. Er ſtammte aus einer edeln Familie und war Erbe eines mäßigen Vermögens. Obgleich anfänglich für die Theologie beſtimmt, entſchied er ſich ſpäter auf den Rath ſeiner Freunde und ſeines Oheims, des Herzogs von Loſada, von welchem er auch bei Hof eingeführt wurde, für die Rechtsgelahrtheit. Nach Vollendung ſeiner Elementarſtudien zu Gijon, begab er ſich auf die Univerſitäten Oviedo, Avila und Alcala, wo er zuerſt Colegiale ward. Vierundzwanzig Jahre alt wurde er bei dem Gerichtshofe zu Sevilla angeſtellt, wo ihm, wie er ſelbſt bekennt, der erſte Strahl jenes wiſſenſchaftlichen Lichtes aufging, das er ſpäter über ganz Spanien leuchten ließ. Von Sevilla, wird erzählt, mußte er ſich einmal in die Hauptſtadt begeben, um die Befehle des Präſidenten des caſtiliſchen Rathes, des berühmten Conde de Aranda, zu empfangen. Als der Miniſter die muntere, jugendkräftige Geſtalt des neuen Richters und die üppige Fülle ſeines Haares ſah, fragte er ihn: „Haben Sie keine rothe Perücke, um ſich damit gleich den andern Räthen zu bekleiden? Aber nein, Sie ſollen mir Ihr Haar nicht abſchneiden, ich verbiete es Ihnen. Laſſen Sie es nach der Form der pariſer Parlamentsglieder zuſtutzen, während Ihre Collegen eine Sitte beibehalten, die ihrem Staatsrock nicht mehr Würde giebt.“ Jovellanos war, ſagt Bermudez ſein vieljähriger unzertrennlicher Freund, mehr über als unter der mittlern Größe; von leichter Geſtalt, mit aufrechtem Haupte, ſchönem, blühendem Geſichte, lebhaften Augen, wohlgeformten Beinen und Armen, Hände und Füße gleich denen einer Frau, ſein Gang natürlich und feſt, obgleich ihn Einige geziert finden wollten; er war reinlich und zierlich in ſeinem Anzuge, mäßig in ſeiner Diät, höflich und leutſelig im vertrauten Umgang, den er durch eine wohllautende Stimme und ein gefälliges Converſationstalent noch angenehmer machte; er war edelmüthig, prachtliebend, und ſelbſt verſchwenderiſch, ſo weit es ſeine Mittel erlaubten, religiös ohne Vorurtheil, launig, aber ohne Bosheit, ein Freund der Wahrheit, Ordnung und Gerechtigkeit, feſt in ſeinen Entſchlüſſen, aber mild und gütig gegen ſeine Gegner, dankbar gegen ſeine Wohlthäter, unermüdlich im Studiren und ausdauernd in Ertragung von Beſchwerden. Freundſchaft kann man ſeine herrſchende Leidenſchaft nennen, welcher ſich alle andern in der Bruſt dieſes bewundernswürdigen Mannes unterordneten. Mehrere ſeiner Werke, beſonders aber die Denkſchrift an ſeine Mitbürger, enthalten wahrhaft begeiſterte Stellen, wenn er auf Freundſchaft oder Dankbarkeit zu ſprechen kommt. Hier ſcheint ſich der ganze Adel ſeiner Geſinnungen auszudrücken, von all dem Pathos, der Majeſtät und der göttlichen Beredſamkeit belebt, deren die caſtiliſche Sprache empfänglich iſt. Sein Leben war ein beſtändiges Muſter von Uneigennützigkeit und Selbſtverleugnung und unbedingter Aufopferung für das Wohl ſeiner Mitmenſchen und die Fortſchritte der Aufklärung. In Sevilla wollte er die mit ſeinem Amte verbundenen Sporteln nicht annehmen und es bedurfte der Autorität des Präſidenten, ihm dieſe edle Neuerung abzurathen, zu der keiner ſeiner Amtsgenoſſen Luſt bezeugte. Was er durch ſparſamen Haushalt erübrigte, verwendete er auf die Beförderung des Instituto Asturiano und anderer gemeinnützigen Anſtalten. Zum Repräſentanten von Aſturien in die Centraljunta gewählt, verzichtete er auf den damit verbundenen Gehalt zu Gunſten des Provincialfonds für die Bekämpfung der franzöſiſchen Invaſion. Kurz nach ſeinem Rücktritt von dieſem wichtigen Amte hatte er nicht die nöthigen Reiſekoſten von Cadix nach Aſturien und nahm 12,000 Realen von einem alten, treuen Diener an, der ihn niemals verlaſſen hatte. Und doch ſehen wir dieſen tugendhaften und unbeſtechlichen Patrioten mit in die wider die Centraljunta erhobene Unterſchleifsanklage eingeſchloſſen!

(Fortſetzung folgt.)

Die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

(Fortſetzung.)

Die Beſchaffenheit des Landes machte den Berg- und Inſelſchotten eine außerordentliche Frugalität nothwendig, und man hat geſehen, daß ſie für eine lange Reiſe durch öde Gegenden ſtatt alles andern Mundvorraths bloß einen kleinen Sack mit Rockenmehl mitnahmen, welches ſie in Quellwaſſer zergehen ließen und das ihre einzige Nahrung war. Eben ſo nehmen die Araber und Mauren nur einige Handvoll von ihrem Kuskus mit, wenn ſie mehrere Tagereiſen durch die Sandwüſte machen wollen; ebenſo die griechiſchen Seeleute auf ihre langen Seereiſen bloß trockne Oliven und etwas Schiffszwieback oder höchſtens getrocknete Fiſche, kein Pökelfleiſch oder geräuchertes Fleiſch. Sie genießen überhaupt ſehr wenig Nahrung und können lange hungern und dürſten. Dieſelbe Mäßigkeit beſitzen auch die Mainoten und andre Griechen. Aus ſchlechtem Gerſtenbrod, Ziegenkäſe, Waſſer und Oliven beſteht ihre ganze Tafel. Ein Fremder kann gar nicht bei ihnen ausdauern, er würde bald ganz verkommen und abzehren.

Die Bergſchotten haßten auch ſehr die Weichlichkeit und Bequemlichkeit; wenig Völker beachten es darin weiter als ſie. Cameron von Lochiel ſchlief mit ſeinem Gefolge auf dem bloßen Schnee. Das aus Schnee geballte Kopfkiſſen ſeines Enkels ſtieß er zornig mit dem Fuße hinweg. Ein ſo thätiges Leben entwickelte in ihnen den energiſchen Charakter, der die kriegeriſchen Völker auszeichnet, während die intellektuelle Ausbildung freilich ſehr zurückblieb. Gleiche Abhärtung findet man bei den Sulioten und Moreoten mehr als bei den übrigen Griechen. Sie ſchlafen meiſt nur auf dem harten Boden in den Mantel gehüllt, ohne ſich auszukleiden und nie in einem Bett. Davon melden Chandler, und beſonders die Philhellenen Müller, Dannenberg, Lieber, Laſſen u. a. in ihren Reiſebeſchreibungen häufig. —

Ein Beiſpiel von Trotz, Unerſchütterlichkeit und Treue iſt Folgendes. Der Graf Moray nahm zweihundert Gefangene

Digitized by Google

Auf dem Schaffott bot er ihnen Gnade an, wenn ſie den Aufenthaltsort ihres Anführers nennen wollten. Sie weigerten ſich ſtandhaft. Aehnliche Beiſpiele von Verachtung des Todes kommen oft bei den Sulioten vor. Man erinnere ſich des Photo Glavella, der ſchönen Chaido ꝛc. Wie viele Griechen wählten nicht auch aus Anhänglichkeit an ihren Glauben lieber einen ſchmerzhaften Tod, als daß ſie zum Mohammedismus übergingen! Helden und Heldinnen, wie Flora Macdonald, die als Mädchen von 24 Jahren den Prätendenten Karl Edward 1746 mit Lebensgefahr rettete, oder wie Roderick Mackenzie, der ſich für ihn ausgab und daher ermordet wurde, nach der verlorenen Schlacht bei Culloden, oder wie Mac Kennedi, der bei einer andern Gelegenheit den Prinzen rettete, ſolche Helden findet man wieder in Bobolina, Chaido, Konſtantin Kanari, Kapitän Georg.

Feldarbeit und Ackerbau half den Hochſchotten Nichts, denn oft zerſtörte ein plötzlicher Ueberfall eines feindlichen Stammes die Frucht eines jahrelangen Fleißes. Daher wurde das Land wenig oder gar nicht beſtellt. Gerade ſo ging es in dem Gebiet her, wo Ali Paſcha regierte, aber auch in Morea und anderswo. Daher ſo wenig Ackerbau in Griechenland.

Wenn man nach den beſtändigen Beraubungen des Niederlandes und feindlicher Stämme auf den Charakter der Gälen ſchließen wollte, ſo könnte man ſie leicht als Räuber ohne alles Geſetz, und ohne Achtung vor dem Eigenthumsrecht anſehn. Allein ſo verhält es ſich nicht. Der Diebſtahl im eigenen Familienſtamm wurde ſtrenge beſtraft. In dieſer Beziehung zeigt ſich neben einiger Aehnlichkeit einige Verſchiedenheit bei den Griechen. Dieſe ließen im Befreiungskrieg von 1823 einen Verräther öffentlich auf der Inſel Hydra lebendig verbrennen; aber leider wurden Mord, Diebſtahl und kleinere Vergehen ſeltener geahndet. Fürſt Maurokordato wollte in Meſolongi einen Sulioten zur Rechenſchaft ziehen, der einen andern Griechen ermordet hatte. Die übrigen 700 Sulioten ſchützten ihn vor der Strafe — wieder ganz der hochſchottiſche Parteigeiſt und Familienſchutz, den wir in geringerem Grade Nepotismus nennen, oder, wenn er ſich auf einzelne Perſonen bezieht, Egoismus. Etwas Aehnliches iſt der Spheterismus.

In dem nunfolgenden Zug erblicken wir wiederum eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen den nordiſchen Hochſchotten und den ſüdlichen Griechen: Die Unwiſſenheit der Gälen war nicht die Folge einer geiſtigen Erſtarrung und Verſtocktheit, denn der Gäle zeichnet ſich nicht nur durch Scharfſinn und Klugheit aus, ſondern er hat auch eine Begierde zu lernen und neue Ideen ſich anzueignen, welche ihn antreibt, alle Fremde, die ihm begegnen, eifrigſt auszufragen; es fehlte ihnen bloß an Unterricht; die Einrichtung von Pfarrſchulen war noch ſehr unvollkommen, wenn es anders deren ſchon gab. Es hielt natürlich ſchwer, die kriegeriſchen Gewohnheiten der Hochſchotten mit der Geduld und Ruhe der Studien zu vereinigen. Auch war die gäliſche Sprache bloß eine geſchriebene und geſprochene, nicht eine gedruckte Sprache; kaum erſt ſeit fünfzig Jahren hat man angefangen, eine gäliſch gedruckte Bibel dort auszutheilen. Die ſeltſame Orthographie fördert das Leſen dieſer Sprache eben nicht. Es gab vor Kurzem genug Schotten, die das Gäliſche als ihre Mutterſprache ſprachen, die es aber nie leſen lernten. Seit der Veränderung in der Verwaltung von Hochſchottland iſt es den Bemühungen der hochländiſchen Geſellſchaft (highland society), des Vereins zur Verbreitung des Chriſtenthums, und der wohlunterrichteten Geiſtlichkeit gelungen, jene Hinderniſſe großentheils zu beſeitigen: ſo daß heutzutage kein Dorf in den Gebirgen iſt, wo die Kinder nicht Gäliſch leſen und ſchreiben lernen, und die heil. Schrift iſt in den Händen aller Hochländer. Alles wie bei den jetzigen Griechen! Die neugriechiſche Sprache war ebenfalls bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kaum mehr als eine geſprochene Sprache; nur äußerſt Wenig war darin gedruckt *). Aber da begann der Streit über den Vorzug des Neu- und Altgriechiſchen zum Behuf der Volksbildung. Den Eifer der hochländiſchen Geſellſchaft kann man vergleichen mit dem rühmlichen Streben der gelehrten gräkodaciſchen Societät der Wiſſenſchaften in Bukareſt unter dem Patrioten Ignatios, die nachher in Wien den Logios Hermes herausgab. Ein ähnlicher Verein war die Hetärie der Philomuſen in Wien, die 1814 entſtand, und ſehr viel nützte. Ein großer Theil der griechiſchen Geiſtlichkeit beſaß wenigſtens gelehrte theologiſche Kenntniſſe, war aber leider nicht aufgeklärt. Die ſchottiſche Empörung von 1745 läßt ſich vergleichen mit der griechiſchen von 1770 in Morea, die auch ſo unglücklich endete; nur fehlte natürlich der Prätendent.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Fehden.

1. Klaproth gegen Davis und Morriſon.

Klaproth fährt fort als rüſtiger Streiter gegen jede literariſche Anmaßung. Dieß Mal gilt es zwei engliſchen Sinologen. Bekanntlich hat Hr. Davis, derſelbe, welcher das in China erſcheinende Canton-Regiſter redigirt, vor einiger Zeit eine engliſche Ueberſetzung des chineſiſchen Drama Han-kung-thſieu (vergl. Ausl. vor. J. Num. 233 und 237) herausgegeben; dieſe Arbeit unterwarf Klaproth im Juliheft des N. Journal aſiatique einer Kritik, welche Hr. Davis in der Vorrede zu ſeinem neuſten Werk, der Ueberſetzung des Romans Hao chieu tſchhuan oder die glückliche Verbindung (S. Ausl. v. J. N. 363) zu widerlegen ſucht. Dagegen tritt Klaproth im Aprilheft des neuen aſiatiſchen Journals abermals auf: er führt hier namentlich an, daß Davis jenes Drama nur ausgezogen habe; der Text des Originals beſtehe aus etwa 6800 Charakteren; die Ueberſetzung gebe nicht mehr als 4,100, und wolle Jener ſich damit entſchuldigen, daß die ausgelaſſenen Stellen bloße Wiederholungen wären, ſo ſey Dieß nicht wahr. So weit war der Streit bloß zwiſchen Davis und Klaproth. Nun hatte aber Letzterer ſich einige beſcheidene Zweifel gegen die Vortrefflichkeit von Morriſons großem lexikaliſchem Werk erlaubt; damit beleidigte er den engliſchen Stolz, wofür ihm Davis mit der Beſchuldigung einer unſinnigen Wuth dient, die ihn dergeſtalt verblende, daß er ſich einbilde, der Aufenthalt in China

*) Die vielen neugriechiſchen Handſchriften des Mittelalters hat Ducange angezeigt.

habe in Bezug auf das Studium der chineſiſchen Literatur vor dem in Paris Nichts voraus. Dagegen bemerkt Klaproth wieder: Die Art, wie die Engländer in Macao und Kanton Chineſiſch lernen, laufe in der Regel darauf hinaus, daß ſie einen jungen Gelehrten, zuweilen einen Sieu-Thſai (baccalaureus) in ihre Dienſte nehmen, um unter ſeiner Leitung ihre Studien zu betreiben. Manche, die das Glück hätten, einen geſchickten Lehrer zu bekommen, machten denn wohl auch in der Kenntniß der chineſiſchen Literatur bedeutende Fortſchritte. Zu dieſen zähle er den Ueberſetzer des chineſiſchen Strafgeſetzbuches Sir Georg Thomas Staunton und Hrn. Manning. Andere aber, wenn ſie auch Chineſiſch ſprechen lernten, brächten es doch nicht zum Verſtändniß der in ideographiſchen Charakteren geſchriebenen Schriftſprache, die unendlich ſchwerer ſey. Zu den letztern gehöre Morriſon, der unmöglich der Verfaſſer des unter ſeinem Namen erſchienenen Lexicons ſeyn könne.

Die oſtindiſche Compagnie hatte 12,000 Pf. St. für die Ausgabe eines vollſtändigen chineſiſchen Wörterbuchs ausgeſetzt, wobei das des Kaiſers Chang-hi zum Grund gelegt werden ſollte. Dr. Morriſon, ſeit dem J. 1807 Miſſionär in Kanton, wo ſich übrigens ſeine Wirkſamkeit darauf beſchränkte, daß er die heilige Schrift und Erbauungsbücher — bis zum J. 1818 in 140,249 Exemplaren — vertheilte und zuweilen vor Einer oder zwei Perſonen bei verſchloſſenen Thüren predigte, übernahm die Arbeit; er gilt in England für einen vollkommenen Kenner des Chineſiſchen und noch in den letzten Tagen des Februars von dieſem Jahr erklärte Hr. Majoribanks vor dem mit der Unterſuchung des engliſch-chineſiſchen Handels beauftragten Parlamentsausſchuſſe, der Doctor ſpreche Chineſiſch wie Engliſch und ſein Wörterbuch ſey bei den Japaneſen (die ſich derſelben Schriftzeichen bedienen, wie wohl ſie eine verſchiedne Sprache reden) in allgemeinem Gebrauch. Nach Dem zu urtheilen, was Klaproth heraus hebt, ſcheint nun allerdings dieſes geprieſene Werk nach der in England gewöhnlichen Manufakturmethode entſtanden zu ſeyn, ohne daß Morriſon eigentlich in die Geſchichte und Literatur von China eingeweiht geweſen wäre.

(Schluß folgt.)

Schreiben des Kronprinzen von Perſien an die aſiatiſche Geſellſchaft in London.

In einer Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft in London legte der Präſident vor Kurzem zwei Briefe von Abbas Mirſa, dem perſiſchen Thronerben, vor, in welchen dieſer Prinz für das Diplom eines Mitgliedes der Societät, welches ihm von Sir John Malcolm im Jahr 1827 perſönlich überreicht worden war, ſeinen Dank ausſpricht. Die Ueberſetzung lautet wie folgt:

Erſter Brief.

„Den edeln, durch Weisheit und Tiefe berühmten Männern, welche mit Erfolg den Pfad der Wiſſenſchaft erklimmen, Mitgliedern der Königlich-aſiatiſchen Societät in London.

Wir geben denſelben freundſchaftlich Nachricht, daß Uns der Brief zugekommen, welchen Sie Uns geſchrieben haben; daß Wir denſelben mit freundlichem Auge geſehen und daß ſelbiger, als Denkmal der Wiſſenſchaft und Weisheit, Uns ein lebhaftes Vergnügen verurſacht hat, weil Die, ſo ihn geſchrieben, als die weiſeſten unter den Menſchen bekannt ſind. Wir haben ein größeres Vertrauen zu Uns ſelbſt gefaßt, da wir erfuhren, daß Unſer erhabener Name mit Ehrfurcht in der Societät genannt werde, und auf eine Unſerem Rang entſprechende und geziemende Weiſe eingeſchrieben ſey in die Verzeichniſſe der Königlich-aſiatiſchen Societät. Wir hoffen, daß Unſere Handlungen in Zukunft die Lobſprüche und die Billigung dieſer Männer erfahren werden, welche berühmt ſind durch Weisheit und Gerechtigkeit. Denn ſo ſind Wir ſtets geweſen und ſo wollen Wir verbleiben; das iſt Unſer heißeſter Wunſch. Wir können mit Wahrheit verſichern, daß eine Landeserweiterung Uns nicht ſo großes Vergnügen gemacht haben würde, als Wir bei Erhaltung Ihres Briefes empfanden; und nach den herzlichen Geſinnungen, welche Sie gegen Uns ausdrücken, wird es immer mit einem wahren Vergnügen, einer wirklichen Herzensbefriedigung geſchehen, daß wir Uns fürderhin als Mitglied der Königlich-aſiatiſchen Geſellſchaft betrachten. Die Wahl, wodurch Sie Uns zu Ihrem Mitglied gemacht haben, wird für Uns noch ein Sporn ſeyn, Unſere Wiſſenſchaft zu vermehren.

Wir erſuchen Sie, ſtets von Uns in Ihren Verſammlungen zu ſprechen, wie es Ihre Weisheit und Gerechtigkeit eingeben wird, und Wir ermahnen Sie, die Rechte der Freunſchaft und Verbindung, die Sie uns geboten haben, ſtets unbefleckt zu erhalten. In Folge dieſer Freundſchaft können Sie drauf rechnen, daß Unſer Wohlwollen Sie niemals vergeſſen wird. Mögen Sie Uns, in Anbetracht der freundſchaftlichen Neigung Unſeres Herzens zu Ihnen, mit Ihren Wünſchen und Aufträgen bekannt machen.

Datirt vom Ramaſan 1245 (1828).

Zweiter Brief.

Es freut Uns zu ſchreiben und zu verſichern, daß, obwohl Wir die Mitglieder der Königlich-aſiatiſchen Societät niemals geſehen, Wir oft deren Lob vernommen haben. Wir hegen über Alles den Wunſch dieſe Verſammlung zu ſehen, obſchon Wir wiſſen, wie ſchwer auszuführen dieſer Wunſch iſt. Die edelſte Eigenſchaft, deren ein Menſch theilhaftig ſeyn kann, iſt die Weisheit. Die, welche mit Weisheit ausgerüſtet ſind, ſtehen über dem ſonſtigen Menſchengeſchlecht, und von allen Dingen, aus welchen ein Menſch Vortheil zu ziehen vermag, giebt es kein köſtlicheres, als den Beifall und die Freundſchaft der Weiſen. Aus dieſem Grund haben Wir mit großem Vergnügen erſehen, daß Unſer Name mit Ehre und Achtung in der Verſammlung ausgeſprochen worden, und um die Freude Unſeres Herzens auszudrücken, haben Wir dieſe wenigen Zeilen geſchrieben, noch außer Unſrem erſten Briefe, und haben ein kleines Stück Amber beigefügt, damit die Societät den Duft Unſres Wohlwollens athme, und deren Glieder gewiß ſeyen der beſondern Achtung, welche Wir für dieſelben hegen.

Major James Renell.

Dieſer kürzlich verſtorbene Gelehrte, welche die Engländer ihren Danville nannten, machte ſich zuerſt durch die Herausgabe ſeiner Reiſe in Hinduſtan und eine Denkſchrift über die Karte von Indien bekannt. Später verdankte man ihm ein Werk über die Geographie Herodots und zuletzt noch eine Abhandlung über den Rückzug der zehntauſend Griechen; die Geographie bereicherte er hauptſächlich durch die vielen ſcharfſinnigen Bemerkungen, womit er die Reiſewerke Hornemanns, Houghton's, Mungo Parks ꝛc. beleuchtete.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 146. 26 May 1830.

Die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

(Fortſetzung.)

Der Grieche iſt gleichfalls unwiſſend, aber dabei klug und fein, ja noch liſtiger als der Schotte, dann auch eben ſo lernbegierig und bildungsfähig. Das Neugriechiſche iſt auch durch eine ſeltſame Orthographie entſtellt und ſomit erſchwert, beſonders die Provincialdialekte wie z. B. in Kreta, und das Tzakoniſche in Maina. Manche gebildete griechiſche Kaufleute können ebenfalls nur ſchwer ihre Landesſprache leſen. Im Jahr 1812 bis 1813 wurde die lancaſterſche wechſelſeitige Lehrmethode auf der hohen Schule oder dem Gymnaſium zu Edinburgh eingeführt, jedoch mit den nöthigen Modifikationen, und demnächſt auch durch den Rektor Hrn. Pillan auf den Unterricht des Lateiniſchen, Griechiſchen und der Geographie angewandt. Der Erfolg hat die Erwartungen übertroffen; die Kenntniſſe haben ſich gründlicher eingeprägt, als nach der alten Methode, auch zeigt ſich mehr Wetteifer unter den Zöglingen *). Ungefähr in denſelben Jahren wurde auch in der Türkei die wechſelſeitige Methode eingeführt, wie z. B. in Jaſſy ganz vorzüglich durch den Griechen Kleobulos. Wahrſcheinlich iſt ſie hier ebenfalls auf das Studium der griechiſchen Sprache angewandt.

Die Unwiſſenheit erzeugt Leichtgläubigkeit; dieſe und die lebhafte Einbildungskraft, die beim Anblick erhabener Naturſcenen beſtändig aufgeregt wird, zumal in einem Gebirgslande am Geſtade eines furchtbaren Oceans, hat bei den Gälen viel Aberglauben erzeugt, der auch zum Theil noch aus dem Heidenthum ſtammt, theils druidiſchen und hebräiſchen Gebräuchen ähnelt, theils ganz eigenthümlich iſt. Von der katholiſchen Religion haben ſie eine gewiſſe Verehrung für manche Oerter ererbt, die vor Alters durch dieſen Gottesdienſt geheiligt waren, und ſie gehen in Wallfahrten nach gewiſſen Quellen, oder Höhlen, die noch jezt nach Heiligen benannt ſind, um dort Geneſung von ihren Krankheiten zu finden. So z. B. der Brunnen St. Fillan, wohin man Mondſüchtige führt, die er heilen ſoll. Man taucht den Patienten dreimal unter, läßt ihn Nachts in einer Kapelle ꝛc. Der erſte Ausgang einer Wöchnerin muß nach der Kirche geſchehen; Opfergaben werden an den Zweigen alter Eichen aufgehängt u. dgl.

*) Benthams Chrestomacy, London 1815.

Meiſt Alles wie bei den neueren Hellenen, Manches auch wie ſchon bei den alten Hellenen. So wie die Schotten Nichts als Felſen, Meer und Inſeln haben, ſo auch die Griechen. Vom Aberglauben erzählen Vaudoncourt und Pouqueville ſehr Viel. Von den heiligen Quellen oder Aiasmen (ἁγιασμα, von ἁγιος heilig) lieſt man Einiges in dem Werk von Guys. Wallfahrten ſind nicht ſelten.

Die Gälen glaubten auch an Geiſter und Geſpenſter. Sie hatten viele böſe Geiſter und untergeordnete Gottheiten. Jede einſame, düſtre Felſenſchlucht hatte ihren Geiſt, deſſen Geſtalt ſcheußlich und deſſen Charakter grauſam und bösartig war. In einer Gebirgsgegend wohnte die Glaslich, eine böſe Fee in Geſtalt einer rieſenhaften, abgemagerten Frau *). Der Lauchdearg oder blutige Hand, war ein Geiſt in alter Rüſtung in den Wäldern von Glenmore. Urisk war eine Art Faun oder Satyr in den Höhlen, halb Ziege, halb Menſch. Er beſchützte (wie Pan) die Heerden. Aehnlicher Art war der Brownie der Niederſchotten, die auch den Flußgott Kelpy hatten. Dem Urisk gleicht bei den Savoyarden der Servant, der des Nachts in den Stall kommt und die Pferde beſſer ſtriegelt und pflegt als ein Reitknecht. Die Daoineſchi oder Friedensleute ſind kleine Kobolde in den Bergen, die im Mondenſchein tanzen nach der ſanfteſten Muſik, in prächtigen Palläſten wohnen und leckere Gerichte eſſen (wie ſie im altdeutſchen Heldenbuch geſchildert ſind). Aehnlich ſind die Erlons oder Goricks der Bas-Bretons, die das merkwürdige Denkmal von Carnac errichtet haben ſollen (ein druidiſches Denkmal?). Jährlich wird am 1 Mai das ländliche Opfer Bealtuin gefeiert, das druidiſch oder heidniſch iſt und von den Hirten in Hochſchottland begangen wird. Sie tanzen um ein Feuer, kochen daran ein Eſſen, wovon ſie Libationen umhergießen, ſprechend: Dieß iſt für Dich, o Fuchs, o Rabe und Adler! ſchonet meiner Heerde! Dieſer Gottesdienſt wurde ehemals der Sonne oder dem Bel gebracht (einerlei nach

*) Sie ſcheint dieſelbe zu ſeyn, die Walter Scott in einem nach ihr benannten Roman: „Die Circe von Glaslynn“ nennt.

Herodian). Belis bedeutete in Wales die Sonne; die Bas-Bretons nennen ſie noch jetzt Bel — vielleicht der Götze Baal der Iſraeliten. Gruagach oder der junge Mann mit dem blonden Haar war bei den Gälen auch einer der Namen des Sonnengotts, der Apollon Chryſokomos der Griechen. Steine von Gruagach nennt man noch jetzt die unförmlichen Steinblöcke, welche die Druiden an den Plätzen errichteten, wo ſie ihren Gottesdienſt hielten, und die Sage behauptet, daß auf dieſen Steinen Milchlibationen geſpendet wurden. Jede große Familie hatte ihren Schutzgeiſt, der beim Tode eines ihrer Glieder erſchien, z. B. die Fee May Moniach (Mädchen mit dem haarigen Arm) bei der Familie Grant. Andere alte Feen mit fliegenden Haaren verkündeten den Tod. — Die Gälen hatten auch Vorbedeutungen, glückliche und unglückliche Tage, an welchen ſie Nichts unternahmen. Der 14 Mai war unglücklich und ſo jeder Wochentag, worauf derſelbe Tag in dem Jahre fiel. Das Verfahren Taghairm iſt, wenn man einen Mann in die Haut eines friſch getödteten Stiers wickelt und Nachts an einen Waſſerfall ſtellt, wo er inſpirirt wird. Das zweite Geſicht iſt die Fähigkeit des Sehers, unſichtbare Gegenſtände zu ſehen. Seine Viſionen haben immer eine Beziehung auf ihn und ſind oft Prophezeiungen.

Vieles von Dieſem, wenn auch nicht Alles, findet ſich bei den jetzigen Griechen wieder. Die Brukolaken (Βρουκολακες) oder nächtlichen Blutſauger, Vampyrn, ſind ſolche Geſpenſter *). Ein behextes Kind wird dadurch gereinigt, daß die Eltern ihm ins Geſicht ſpucken. Nach dem Tode eines Gälen ſtellen die Verwandten einen Todtentanz an, oder einen Leichenball, wobei ein Klaggeſchrei erhoben wird. Ladewake heißt dieſer Ball. Bei dem Ton der Sackpfeife wird geweint und geheult, und Dieß alle Nächte ſo lange, bis die Leiche begraben iſt. Den Leichenzug begleiten Frauen, die ein ſchreckliches Geheul ausſtoßen, ſich das Haar ausreißen und mit lauter Stimme das traurige Coronach ſingen. Es iſt daſſelbe, was bei den Irländern das Hullulu **). Oft beſteht es nur in unartikulirten Tönen und Seufzern; es iſt jedoch ein Lied, worin die Thaten und Tugenden des Verſtorbenen auf eine rührende und poetiſche Weiſe geſchildert werden. Zuletzt folgt eine große Mahlzeit, wobei die Leute ſich in Whisky oder Branntwein betrinken. Dieſes Klaggeſchrei iſt auch in Griechenland. Einige Philhellenen wurden davon ſo geplagt, daß ſie es nicht aushalten konnten und aus dem Hauſe gehen mußten ***).

(Schluß folgt.)

---

*) Vergl. Pouqueville's Capitel: Ueber den Aberglauben, in deſſ. erſter Reiſe. Auch Vaudoncourt, Guys und von Halem. und was ſie über die Mühlenlieder, Brunnenheilslieder und ähnliche Geſänge ſagen.

**) Der: O orro orro ollalu, in dem iriſchen Liede in Goethes Kunſt und Alterthum, Heft von 1823. Aehnliche Gebräuche bei den Hebräern erwähnt Jahn in archaeolog. bibl. S. 299.

***) Einen ſolchen Todtengeſang von höchſt rührendem Inhalte leſen wir in Caſtellans Reiſe, metriſch überſetzt in der weimarer Verdeutſchung (1809) und in der Schrift: Leukothea, II.

Jovellanos.

(Fortſetzung.)

In den Akten des Gerichtshofes von Aſturien dürften ſich unwiderlegliche Beweiſe von der wohlthätigen Wirkſamkeit des jungen Jovellanos finden, wie er namentlich in das Polizeiſach Ordnung brachte, und die Strenge des ſchrecklichen Torturſyſtems milderte, das er troz ſeinen unabläßlichen und kräftigen Vorſtellungen nicht gänzlich abſchaffen konnte, und wie er die Zucht der Gefängniſſe verbeſſerte, welche er als Sicherheits- und nicht als Strafoͤrte betrachtete. „Mit der Verpflichtung," ſagt er, „die der Menſch mit auf die Welt bringt, zum Wohl ſeiner Mitgeſchöpfe beizutragen, übernimmt man auch die, ſeine Talente für dieſen hohen Zweck auszubilden, und dieſe Verpflichtung entſchied meine Beſtimmung, ſeit ich ſelbſt über meine Zukunft verfügen konnte. In meiner frühen Jugend mußte ich den gewohnten Schlendrian der öffentlichen Schulen durchlaufen, und Wer dieſen kennt, wird ſich nicht wundern, wenn ich viel koſtbare Zeit nutzlos vergeudete. Obgleich ich mein Ziel früh vor Augen hatte, ſo wurde mir die dahin führende Bahn durch die gegen und in der Rechtswiſſenſchaft herrſchenden Vorurtheile doch gar ſehr erſchwert. Die Jurisprudenz übt den Verſtand, und weckt alle Geiſteskräfte; die Kenntniß unſrer Geſetze und die Kunſt, ſie auf die Verhältniſſe des Lebens anzuwenden, und, im Falle mangelhafter Inſtitutionen, aus den Wahrheiten des Vernunftrechts zu berichtigen und zu ergänzen iſt die Aufgabe des Rechtsgelehrten und von gebieteriſcher Nothwendigkeit. Aber Dieß einzuſehen, iſt nicht die Sache Jedermanns, und wer es einſieht, darf um ſo ſicherer darauf zählen, vielfach mißdeutet zu werden. Eine Nation, bei welcher Cultur, Handel, Schifffahrt und Gewerbe im Fortſchreiten begriffen ſind, oder welche ihre politiſche Lage zu verbeſſern ſucht, bedarf beſtändig neuer Geſetze; und doch iſt die Wiſſenſchaft, aus welcher der Geſetzgeber ſeine theoretiſchen Grundſätze, wie die praktiſchen Data dazu zu ſchöpfen hat, unſrer gewöhnlichen Rechtskunde völlig fremd. Dieſe Ueberzeugung gab meinem Streben eine entſchiedenere Richtung, weil ich bei Erwägung der bedeutenden und manchfaltigen für die Legiſlatur erforderlichen Kenntniſſe fand, daß bei Weitem die wichtigſte und weſentlichſte von Allem die Staatswiſſenſchaft iſt, ſofern dieſe ſich mit den Quellen des öffentlichen Wohls beſchäftigt, und bei der Verwerfung unnützer oder verderblicher und der Aufnahme nothwendiger und wohlthätiger Maßregeln beſtändig zu Rath gezogen werden muß!"

Dieſer menſchenfreundlichen und patriotiſchen Anſicht gemäß richtete Jovellanos ſein Hauptaugenmerk auf alle Gegenſtände, die den erleuchteten Staatsmann intereſſiren, und es giebt nicht leicht einen Theil der Verwaltung, mit dem er ſich nicht gründlich bekannt gemacht hätte. So richtete er zu Sevilla beinah zu gleicher Zeit im Namen des Gerichtshofs eine ſehr gelehrte Denkſchrift über die Leihhäuſer an den Rath von Kaſtilien, legte eine eben ſo gelehrte als beredte Abhandlung über die Lage der Spitäler vor mit Beziehung auf den Geſundheitszuſtand d

Digitized by Google

Stadt, und gab auch eine zweite ſehr gerühmte Denkſchrift über den Zuſtand der Heilkunde und deren Studium auf der Univerſität ein. Kurz darauf ſchrieb er an den berühmten Campomanes einen Brief, der das ſchätzbare alte Werk von Ludwig Valle de la Cerde über die Montes de Piedad beleuchtete. Da er unabläſſig den Schatz ſeiner Kenntniſſe zu bereichern bemüht war, erwarb er ſich endlich jene unermeßliche Gelehrſamkeit, wodurch er ſpäter ſo ſegensreich einwirkte. Die Menge von Denkſchriften, die er verfaßte, zeugt für ſeine ungemeine Thätigkeit. Unter dieſen verdient ſeine Abhandlung über den Zuſtand des Ackerbaues in Spanien (Informe en el Espediente de la ley Agraria) eine genauere Beleuchtung. In ihr ſucht er aus triftigen, der Geſchichte des Volks und den geſelligen Einrichtungen entnommenen Gründen in lebhaftem Vortrag die phyſiſchen, moraliſchen und politiſchen Urſachen der Verarmung ſeines Vaterlandes darzuthun. Nachdem er das Uebel in ſeinem ganzen Umfange zu Tage gelegt, zeigt er der Regierung, welche dieſe Unterſuchung veranlaßt hatte, und zu welcher die ökonomiſche Geſellſchaft zu Madrid durch ſeinen Mund ſprach, alle die Mittel an, durch welche ſich der geſunkene Wohlſtand herſtellen ließe.

„Möchte es Euern Excellenzen gefallen", ſagt er unter Anderem, „mit einem Mal all die barbariſchen Geſetze aufzuheben, welche ſo viele Strecken unſeres großen Reiches zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammen; welche das Eigenthum der Einzelnen der Habſucht und der Indolenz zur Beute werden laſſen *); welche Viehheerden Menſchen vorziehen und mehr Sorge für die Wolle zur Kleidung, als für den Getraidebau zur Nahrung tragen **); welche durch Begünſtigung des Grundbeſitzes in der todten Hand weniger mächtiger Körperſchaften das Capital und die Induſtrie der Nation verkümmern; welche den Handel mit den Erzeugniſſen des Bodens drückenden Beſchränkungen unterwerfen; welche endlich dem Verderben dadurch die Krone aufſetzen, daß ſie alle Laſten auf den Conſumenten wälzen ***). Laſſen Eure Excellenzen die Klaſſe der Landeigenthümer in der nützlichen Wiſſenſchaft Deſſen, was die Wohlfahrt der Staaten begründet, unterrichten, und erleichtern Sie die Mittel der Belehrung für die arbeitenden Klaſſen, daß ſie von den Forſchungen und Erfahrungen der Sachverſtändigen die nöthige Aufklärung erhalten. Kehren Ew. Excellenzen vor, daß das Gemeinweſen die Anſtrengungen der Privatbetriebſamkeit unterſtütze, oder wenigſtens nicht vereitle. So erfüllen Ew. Exc. das große Werk, woran Sie ſo lange gearbeitet haben, ſo entſprechen Sie den öffentlichen Erwartungen, und rechtfertigen das hohe und ſchätzenswerthe Vertrauen, das die Nation von jeher in Ihre Weisheit und Ihren Eifer geſetzt hat."

*) Durch das verderbliche Verbot der Einfriedigung des Privateigenthums.

**) Durch die verderblichen Privilegien der Beſitzer von Vieh und Waideland.

***) Durch das ungerechte Monopol der Geſellſchaften und Korporationen.

Durch dieſes anhaltende Studium gelang es dem unermüdlichen Patrioten wirklich manche ſeit Jahrhunderten feſtgewurzelten Uebel nicht nur aufzudecken, ſondern zum Theil auch zu heilen.

Ohne dieſer wichtigſten Aufgabe ſeines Lebens ſich zu entziehn, fand er dann immer noch einige Freiſtunden für den Dienſt der Muſen. Die Strenge ſeiner Studien und der hohe Sinn, womit er Alles erfaßte, entführten ihn indeß ſpäter den Reizen der lyriſchen Poeſie, worin er ſich in frühern Jahren verſucht hatte. Während ſeiner Laufbahn zu Sevilla erntete er aber, durch den gelehrten und liebenswürdigen Don Pablo Olavide, deſſen Geſellſchaftszirkel viele Männer von Geſchmack und Gelehrſamkeit in ſich ſchloß, aufgefordert, großen Beifall bei den Freunden der ſchönen Literatur ein. Die Dienſte, welche er der Wiedergeburt der ſpaniſchen Dichtkunſt leiſtete, ſichern ihm eine Stelle unter ſeinen ausgezeichnetern Mitarbeitern in dieſem Fach Melendez, Quintana, Gonzalez und Cienfuegos, welche das ausſchließlich erotiſche Feld verlaſſend ihre Kunſt an ernſtern, patriotiſchen Gegenſtänden erprobten und ſich die Beförderung der Sittlichkeit, die Aufmunterung tugendhafter Geſinnungen und ruhmvoller Thaten zum Ziele ſetzten. In mehrern ſeiner Briefe an Melendez und P. Gonzalez, den würdigen Nebenbuhler des P. Luis de Leon, weiſt er nach, wie durch verſtändige Variation der Cäſur die Harmonie und der Wohllaut des Verſes befördert werde; ſeine Bemerkungen über die Poetik trugen nicht Wenig zu den Fortſchritten bei, welche die kaſtiliſche Dichtkunſt damals zu Salamanca machte. Seine Fingerzeige hat Moratin in ſeiner metriſchen Struktur und ſeinen wechſelvollen Cadenzen aufs Schönſte benützt. Mit ſeiner Komödie El Delincuente Honrado *) gab er eine Abhandlung über das Drama, und mit ſeinem El Pelayo **) eine über das Trauerſpiel. (Dieſes kam nachher unter dem falſchen Namen Munuza heraus.) Er ſchrieb auch zwei treffliche Satiren in reimloſen Verſen (verso suelto) über die Verderbniß des jungen Adels in beiden Geſchlechtern, mehrere philoſophiſche Epiſteln in dem gleichen Metrum, einige äußerſt lebendige ſatiriſche Verſuche über den großen Kampf der von Huerta vertheidigten Romantiziſten und der Klaſſiziſten, welche Iriarte unterſtützte, eine Ueberſetzung des erſten Geſangs von Milton's verlornem Paradies ꝛc. In ſeinen ſpätern Jahren begeiſterte ſich ſein poetiſcher Genius bei der Invaſion der Franzoſen zu einem kräftigen Kriegslied an die Aſturier.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieſes Stück ſollte die Ungerechtigkeit und die Unpolitik eines kurz vorher erlaſſenen königlichen Edikts beweiſen, das den Zweikampf für ein Kapitalverbrechen erklärte.

**) Ein ächtes Nationalſtück aus der Zeit des Aufſtandes gegen die Maurenherrſchaft.

Digitized by Google

Ueber Champollions Reiſe in Egypten.

Ueberſicht der gemachten Entdeckungen.

(Schluß.)

Während der Quarantäne in Livorno ordnete ich unſer großes Porteſeuille, indem ich zunächſt zwiſchen Religion und Geſchichte der Egyptier unterſchied; letztere theilte ich wieder in innere und äußere Geſchichte ab, d. h. das bürgerliche und Privatleben einerſeits, und die Unternehmungen in fremden Ländern andrerſeits. Jede Unterabtheilung zerfällt wieder in beſondre Abſchnitte.

(Die ſofort angegebenen Einzelheiten enthalten größtentheils ganz Daſſelbe, was wir bereits aus dem Bericht Acerbi's, S. 215, 233 und 238 des Ausl. unſern Leſern aufgeführt haben, daher wir Roſellinis Briefe nur diejenigen Gegenſtände entlehnen, welche von Acerbi gänzlich übergangen oder minder umſtändlich beſchrieben worden ſind.)

Der vierte Abſchnitt der zweiten Unterabtheilung, d. h. der äußern Geſchichte, enthält die Schlachten und Siege Rhamſes des Großen, des dritten ſeines Namens, über die Baktrianer und andre ſcythiſche Völkerſchaften. Unſre Forſchungnn haben nachgewieſen, daß dieſer Pharao der ſo berühmte Oſimandias des Diodor von Sicilien iſt, und ihm das Gebäude beſtimmt war, von welchem jener Schriftſteller eine ſo prachtvolle Schilderung geliefert hat, und das die Reiſenden gewöhnlich unter dem Namen Memnonium anführten. Die Zeichnungen jener Schlachten u. ſ. w. ſind den Wänden der eben ſo furchtbaren als hoheitsvollen Höhle von Ibſambul in Nubien entnommen.

Der fünfte Abſchnitt ſtellt ein großes Bruchſtück aus den Schlachten des eben genannten Oſimandias zu Bezwingung der aufrühreriſchen Baktrianer dar; ein Gegenſtand, welcher von Diodor als im Denkmal des Oſimandias befindlich angegeben wird und von uns wirklich auch in den Ruinen dieſes Denkmals aufgefunden wurde. Unter Anderem bemerkt man den Angriff auf eine Art Citadelle, die von einem Fluß umgeben iſt, und den Sturm auf eine Feſtung vermittelſt Leitern. Die Söhne des Königs ſind unter den erſten Vorkämpfern.

Der ſechſte Abſchnitt enthält eine kriegeriſche Unternehmung von Rhamſes Melamun, dem Haupt der 20 Dynaſtie, oder dem ſog. Seſoſtris dem Großen gegen die das Ufer des Indus bewohnenden Völker Aſiens. Die lange Reihe der hieher gehörigen Basreliefs beginnt mit Austheilung der Waffen an die Kämpfer. Dann kommt der Wagen Ammons mit der Siegesgöttin. Hierauf Handgemeng der Egyptier mit den Feinden, welche von den Pfeilen des rieſenhaft auf ſeinem Wagen ſich erhebenden, und ringsum Schrecken und Tod verbreitenden Königs in die Flucht gejagt werden. Dieſer zieht ſofort ſiegreich durch des Feindes Land, und hat mit den Löwen zu kämpfen, welche die Wege gefährden. Der Krieg wird durch eine Seeſchlacht entſchieden, wo der König vom Ufer aus auf die erſchrockenen, abgewandten Haufen der Feinde abermals mit Pfeilen ſchießt. Groß iſt die Zahl der Gebliebenen; um ſie zu zählen, werden ihnen die Hände abgeſchnitten und über einander geſchichtet. Der König, durch ſeine Feldherren umſtändlich über den Hergang der Schlacht berichtet, theilt den Tapfern Belohnungen aus, und im Triumph mit allen Siegeszeichen fortgeführt, bringt er ſelbſt die Gefangenen an einer Feſſel den großen Gottheiten Egyptens zum Geſchenk dar. Den Stoff zu all dieſen Abbildungen hat der Palaſt von Medinet-Ebu in Theben geliefert.

Der ſiebente Abſchnitt ſtellt die verſchiedenen fremden afrikaniſchen, aſiatiſchen, vielleicht wohl auch europäiſchen Völker dar, welche auf den egyptiſchen Denkmalen vorkommen. Dieſe Sammlung iſt nicht nur wegen des Namens, welchen wir dieſen Völkerſchaften meiſtens beigeſetzt fanden, höchſt wichtig, ſondern auch wegen der treuen Darſtellung der phyſiſchen Charaktere und wunderlichen Kleidung derſelben. Der größte Theil iſt colorirt, und folglich für Kunſt und Geſchichte eine ungemeine Ausbeute.

Der zwölfte Abſchnitt der erſten Unterabtheilung (innere Geſchichte) giebt den Tanz und die Tonkunſt der Egyptier. Unter den muſikaliſchen Inſtrumenten bemerkt man Harfen von den mannigfachſten und ſchönſten Formen, mit verſchiedener, bis zu 22 ſteigender Saitenzahl; die Theorbe (eine Art Mandoline); die Flöte, die Queerpfeife, die Langpfeife und die bacchiſche Cymbel. Unter den Tänzen ſieht man einige, welche ganz denjenigen entſprechen, die mehrere Jahrhundert ſpäter von den Griechen unter dem Namen der Bacchanalien aufgeführt wurden. Die Tanzenden ſind auch hier mit Thierfellen bekleidet und mit dem Thyrſus bewehrt; auch hier trinken ſie, geberden ſich wie wüthend, und treiben allerhand Lärm und Geraſſel.

Der ſiebente Abſchnitt der religiöſen Abtheilung enthält die Leichengebräuche, und zwar 1) eine Darſtellung der Begräbnißfeierlichkeiten beim Tod egyptiſcher Könige, den Königsgräbern in Theben entnommen. 2) Anbetungen der Könige vor den Gottheiten, welche über den Verſtorbenen wachen. 3) Leichenfeierlichkeiten beim Tod von Privatperſonen. Man ſieht hier das Einbalſamiren; die feſtliche Begleitung der Mumie an den Begräbnißort; das Wehklagen der Verwandten und Freunde; die Beſprengungen, Gebete und den letzten Gruß, und endlich den Leichenſchmaus, womit jeder den Todten dargebrachte Dienſt ſich ſchloß.

Bildungsanſtalten in Chili.

Man findet in der Hauptſtadt — ſagt ein Schreiben aus Valparaiſo vom 13 Dezember 1829 — drei Collegien für junge Leute; nämlich das „Inſtitut," welches 300 Zöglinge zählt; das Collegium von San Jago, wo deren 120, ſämmtlich unter franzöſiſchen Lehrern ſind; endlich das Lyceum, das ungefähr eben ſo viel Schüler hat. Beide letztern Anſtalten ſind ganz auf europäiſchem Fuß eingerichtet. Man lehrt daſelbſt das Lateiniſche, Franzöſiſche, Engliſche, die Logik, Phyſik, Chemie, Mathematik, das Naturrecht, die Muſik und das Tanzen. Auch giebt es zwei Erziehungsinſtitute für Damen, deren jedes davon hundert Schülerinnen, zum Theil aus den angeſehenſten Familien, enthält. Die neulich ſtatt gefundenen öffentlichen Prüfungen ſprechen ſehr zum Vortheil der jungen Leute. Der männlichen Jugend gar nicht zu gedenken, ſo ſah man junge Schülerinnen ganz fertig Spaniſch, Franzöſiſch und Engliſch ſprechen, und die befriedigendſten Kenntniſſe in der Erdbeſchreibung nachweiſen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 147. 27 May 1830.

Briefe über Indien *).

Siebenter Brief.

Lieber Georg!

Es freut mich zu hören, daß Du geſund angekommen; von Herzen wünſch ich Dir Glück zur Geneſung des Bedienten von ſeiner Krankheit, eine Sache, mit welcher ich Dein Gefühl durch kein längeres Verweilen quälen will. — Verſtehe ich Dich recht, ſo wirſt Du, bis Du den erſten Studienlauf durchgemacht, dem Dienſte Hrn. S.'s, des Steuereinnehmers, beigegeben werden, und ich hoffe, Du werdeſt einen guten Theil Deiner Vergnügungen Deiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung opfern. Magſt Du doch meinethalben Deine Morgen vor dem Frühſtücke und Deine Abende nach Sonnenuntergang, ja ſelbſt den Anfang der Nacht körperlicher Bewegung widmen: während der Tageshitze aber ſollteſt Du Dich ganz Deinem Munſchei hingeben. Gegen Morgenbeſuche, Gabelfrühſtücke, Nachtſchwärmereien und dergleichen Gelegenheiten, wobei die Leute, namentlich Damen und junge müßiggängeriſche Herren zuſammenkommen, muß ich mich geradezu erklären. Nichts iſt unter dem indiſchen Himmelsſtrich ſo gefährlich für die Geſundheit als dieſe Schweigereien, wo wacker geſpeiſt und gezecht, und dem Körper der nöthige Schlaf entzogen wird. Beſonders entſtehen dadurch alle Arten von Leberbeſchwerden, und die Seele wird ſo hinfällig, als der Leib.

Der indiſche Himmel läßt kein Umherſtreifen während der hohen Tageszeit ohne Gefahr zu, ſo daß während dieſer Zeit zu Haus zu bleiben für Dich wirklich kein hartes Gebot, vielmehr eine Bevorrechtung iſt, welche dem Civiliſten und Geſchäftsmann vor dem Soldaten zu Gute kommt, deſſen Ungeborgenheit gegen die brennende Sonnenglut und die fröſtelnden, nebligen Nächte ſo oft Krankheiten in unſerem Heere erzeugt.

Die Zeit, welche Dir von Deinem Munſchei etwa übrig bleibt, möchte ich Dir rathen der Durchſicht von S's amtlichen Rechnungen in den letzten zwei bis drei Jahren zu widmen; ein beſondrer Vortheil wird es Dir hiebei ſeyn, wenn Du Erlaubniß erhältſt, die Abſchriften der abgehenden Briefe durchzuſehen, und die gewöhnlichen kurzen Auszüge von den auf dem Amt eingehenden Schreiben ſelbſt zu entwerfen. Durch dieſes Mittel wirſt Du allmälig Einſicht in das Laufende des Geſchäfts erhalten, und Dich, wenn Du einmal Kenntniß genug von der Sprache haſt, um die Eingaben der Eingebornen zu überſetzen, zu einem brauchbaren Gehülfen bereits herangebildet haben.

Ich bemerke, daß Du über die Art, wie Du die verſchiedenen Kaſten zu empfangen habeſt, einiger Maßen in Verlegenheit biſt. Du weißt, daß die Braminen den Prieſterſtand bilden, ja ich dürfte wohl ſagen den gebildeten Stand überhaupt, da ſie in der That die einzige Kaſte ſind, in welcher jedes Mitglied leſen und ſchreiben kann. Unter den Braminen ſelbſt giebt es wieder mehrere Sekten, von welchen keine ſich durch Heirath mit einer andern verbindet, ja von welchen einige ſich zu verunreinigen glauben, wenn ſie mit einander eſſen. In Folge der feinern Erziehung und des höher gebildeten Verſtandes verſehen ſie beinah alle bürgerlichen Aemter unter hindu'ſcher, ja ſelbſt unter mohammedaniſcher Regierung. Unter letzterer beſorgen ſie gewöhnlich die Finanz- und Handelsangelegenheiten, unter erſterer werden alle bürgerlichen und ſelbſt einige militäriſchen Aemter durch ſie verwaltet. Unter britiſcher Regierung ſtehen ſie, mit Ausnahme des Heers, gleichfalls jedem Poſten vor, an welchen Eingeborne berufen werden können. In ihren Geſchäften ſind ſie pünktlich und gelehrig, aber ziemlich geneigt Geld zu gewinnen, mit deſſen Erwerb ſie's in der Regel nicht ſonderlich genau nehmen, wie die meiſten Menſchen, denen Viel anvertraut iſt, und welche gleichwohl eine geringe Beſoldung beziehen. In Allem, was ihre Perſönlichkeit betrifft, ſind ſie ſehr reinlich, in ihrem Benehmen mild, und äußerſt ſelten hört man einen rohen Ausdruck von ihnen. Aus der Stufe, welche dieſe Menſchen in der Geſellſchaft einnehmen, geht hervor, daß ſie mit Recht nicht nur auf Höflichkeit, ſondern ſelbſt auf gewiſſe Achtungsbezeugungen zählen, wie z. B. daß man ſie zum Sitzen einladet, wenn man mit ihnen ſpricht, oder nach ihnen geſandt hat, und ſie nicht Stundenlang vor dem Haus warten läßt, wie ich wohl bisweilen geſehen habe. Ein hervorſtehender Zug unter den Braminen iſt ihre Neigung zuſammenzuhalten, und ihr Beſtreben, Männer aus ihrer Kaſte, wenn ſie dieſelben auch nicht genau kennen, ſolchen aus einer andern Kaſte, geſetzt dieſe haben auch viele größere Fähigkeiten, vorzuſchieben.

In der zweiten Kaſte finden wir die erblichen Häuptlinge

*) Fortſetzung von S. 395 des Ausl.

Digitized by Google

der Hindu's, von welchen manche im Beſitz kleiner Herrſchaften, die jährlich kaum 3—4000 Pfund abwerfen, ihren Stammbaum zwei bis drei Jahrhunderte dinauf führen, während welcher die Herrſchaft vielleicht ohne Unterbrechung ſtets untrr demſelben Geſchlecht geblieben iſt. Dieſe Häuptlinge ſind, wie leicht zu erachten, ſehr ſtolz auf ihre Abſtammung, und bildeten beſonders in Dekkan den Feudaladel des Marattenreiches. In ihren Fürſtenthümern haben ſie Gewalt über Leben und Tod, und ſind abgerechnet, daß ſie keine Truppen zu eigenem Gebrauch halten, und dem Regenten auf Verlangen aufwarten müſſen, in jeder Bezirhung unbeſchränkt. Dieſe Fürſtenthümer waren Staatslehen und mußten, wenn der Beſitzer ſtarb, bei Erneuerung des Patents an deſſen Erben einen beträchtlichen Grundzins, etwa ſo Viel, als das Einkommen eines ganzen Jahres, entrichten. Wahrſcheinlich gab es ehmals in Indien unter der Rrgierung der Eingebornen überall dergleichen Feudalherren. Wo wir Beſitz vom Lande genommen, da ſind ſie meiſtens verſchwunden, weil wir im Ermangelungsfall von Erben das Lehn an den Staat heimfallen laſſen, ſtatt es an neue Familien zu vergeben. Der Einfluß und die Gewalt dieſer Menſchen haben unter der engliſchen Regierung große Demüthigungen erfahren müſſen, und gleichwohl ſind ſie in den mriſten Provinzen der Hauptnerv der Kraft, nud ihr Vaterland kann durch ſie eben ſowohl gehalten als geſtürzt werden. Einige dieſer Lehnsgütrr ſind durch üble Wirthſchaft ſo tief in Schulden gerathen, daß die Fürſten nicht im Staud ſind, ihr Truppenkontingent zu beſolden; gleichwohl geht der Familienſtolz ſo weit, daß, eh ſie Etwas von ihren Lehn abtreten, der Häuptling ſelbſt, wie ich mit eigenen Augen geſehen, lieber faſt ohne Kleider auf dem Leib herumgeht, und gar häufig ohne Mittel, ſich und ſeiner Familie den ganzen Tag über einen Biſſen zu verſchaffen, falls ihm ſein Bankier keinen Credit mehr giebt und dee Kaufmann ihn nicht mehr mit Lebensmitteln vrrſorgt. — Natürlich iſt man dieſen Häuptlingen alle Ehrerbietung zu erweiſen ſchuldig.

Bei der drittrn Kaſte, welche Kaufleute, Künſtler, Handwerker umfaßt, hängt ſo Viel von dem Charakter und Vermögen des Einzelnen ab, daß ſich keine allgemeine Regel hinſichtlich ihrer Behandlung aufſtellen läßt. Nicht ſelten, daß Einer ein ärmliches Lädchrn hält und ſeine Waaren im Kleinrn verkauft, den wir ein Paar Jahre ſpäter als einen reichen Wechsler und Kaufherrn wiederfinden, welcher vielleicht die Finanzen eines ganzen Königreichs verwaltet und durch Stellung und Einfluß berechtigt iſt, den erſten Familien an Rang beigezählt zu werden. Doch befähigt Nichts einen ſolchen Mann, ſich von einer Kaſte in eine andere zu erheben, noch kann er aus einem andern Stamm, als ſeinem eigenen, heirathen, ſo daß in dieſer Beziehung der Reichthum allerdings nicht das Anſehen giebt, welches er in jeder Gegend verleiht, wo man Nichts von Kaſtenverſchiedenheiten weiß. Auf ungefähr gleicher Stufe mit dem Künſtler und Handwerker ſteht der kleine Landeigenthümer; allen Dreien kommt das Recht zu, ſich auf den Boden zu ſetzen, wenn ſie uns Etwas zu ſagen haben. Ein Sprichwort der Eingebornen ſagt: „Niemand kann ſeine Meinung ſtehend abgeben,“ was bedeutet, daß Jeder, der fähig iſt, ſeine Meinung über Etwas abzugeben und dieſelbe durch zu führen, vor Allem mit ſo viel Rückſicht behandelt werden ſoll, daß man ihn ſitzen heißt; eine Höflichkeit, welche die Eingeborenen ſelbſt nur gegen das eigentliche Geſinde und gegrn Auswürflinge nicht beobachten. Mit letzteren ſich Viel abzugeben, iſt wenn auch menſchenfreundlich, doch nicht klug, und wir Engländer ſetzen uns oft bloß durch Vermeidung dieſer Menſchen in größeres Anſehen, als durch unſre Macht oder unſern perſönlichen Charakter. Die Portugieſen ließen ſichs ſehr angelegen ſeyn, die Kaſtenunterſchiede aufzuheben; allein trotz den großen Leiſtungen ihrer berühmtrn Feldherren und Statthalter aus früherer Zeit wird doch ſicherlich kein Volk in Indien ſo gering geachtet, als eben ſie, obwohl viele derſelben dort völlig einheimiſch geworden ſind, und ſeit vielen Menſchenaltern im Lande wohnen. Aus gleichen Gründen wrrden auch alle andern Europäer mehr oder minder verachtet; nur in Bengalen, wo die Engländer die Vorurtheile der Eingebornen ſelbſt ſo eingeſaugt haben, daß ſie Keinen aus der niedern Kaſte in das Heer oder unter ihre Bedienung aufnehmen, ſtehen wir in weit größerem Anſehen, als in jeder der beiden andrrn Präſidentſchaften. In Madras, wo ſehr viele Paria's im engliſchen Dienſte ſich befinden, und ſich auch wirklich zu anſtrengenden Arbeiten trefflich anlaſſen, aber nun einmal wegen ihrer Gebräuche für unehrlich gelten, haftet das Mal der Unreinheit in bedeutendem Grad auch an ihren Gebieten. Unter Kriegsleuten mag die Reinheit von ſolchem Makel nicht von ſo großer Bedeutung ſeyn; bei bürgerlichen Beamten aber, welche ſo häufig mit der Heſe des Volks in Berührung kommen, und an deren Geſchäften auf der andern Seite wiederum größtentheils Braminen Theil nehmen, *iſt es wichtig*, keinen Auswürfling im Dienſte zu haben. Wirklich muß es auffallen, daß wir dieſem Umſtand bisher ſo wenig Berückſichtigung geſchenkt haben, denn obwohl wir allenthalben die Sieger waren, wo es bis jetzt in Indien zum Krieg gekommen iſt, verdanken wir doch gewiß einer richtigen Staatsklugheit und friedlichen Vermittelungen eben ſo Viel, als dem Schwert, und es würde ſchlimm ſeyn, wenn wir auch nur einen Augenblick annehmen wollten, daß unſre gegenwärtigen Beſitzungen auf etwas Anderem, als unſrer moraliſchen Kraft beruhten. Die Mohammedaner, welche Indien mit den Waffen in der Hand betraten, in drr angelobten Abſicht, das Land nicht nur zu beſiegen, ſondern zu bekehren, fanden es leichter die phyſiſche, als die moraliſche Stärke der Indier zu beugen, und waren endlich genöthigt, ihrem Plan, Proſelyten zu machen, oder die Kaſtenunterſchiede aufzuhebrn, gänzlich zu entſagen.

Im Verlauf der Zeit wurden die Mohammrdaner ſelbſt eine beſondre Kaſte, welche die Auswürflinge mit demſelben Abſchen behandelt, wie Dieß von den Hindu's geſchieht; und hiedurch haben ſie ſich, obwohl ihre äußere Macht wie die portugieſiſche beinah allenthalben in Indien umgeſtoßen iſt, in Anſehen erhalten. Hiedurch will ich Dir gegen jene armen Auswürflinge kein Vorurtheil beibringen. Sie bildrn einen bedeutenden Theil jeder Dorfgemeinde, ſind die Wächter, Wegweiſer, Träger, Fährmänner und Polizeidiener, und ſcheinen im Allgemeinen ein recht verſtändiger Menſchenſchlag. Aber ſtelle Dir vor, ein.

Digitized by Google

obrigkeitliche Perſon ſchickte z. B. einen Auswürfling mit dem Amtszeichen in das Haus eines Braminen, um dieſen aus irgend einer Urſache vor das Gericht zu laden; wahrlich das Haus müßte in dieſem Fall von oben bis unten gereinigt werden, weil ein Unreiner deſſen Schwelle betreten hätte, und der Bramine ſelbſt, falls er berührt worden wäre, hätte eine Buße zu beſtehen, und eine Strafe an den Tempel zu entrichten. Wollte es daher ein Beamter darauf anlegen, einen Bramin zu verfolgen, oder zu ruiniren, ſo dürfte er denſelben nur recht häufig durch einen Auswürfling vorladen laſſen. Da indeß unſre Richter und ſonſtige Perſonen, die ſich lang in Indien aufgehalten haben, den Abſcheu der Hindu's gegen Auswürflinge kennen, ſo kommt es wohl nie vor, daß ein Menſch aus dieſer Klaſſe ein öffentliches Amt erlangt; aber gar häufig geſchieht es, daß junge Leute Deines Alters, in welchen die Eingeborenen ihre künftigen Richter ſehen, die gröbſten Mißgriffe in dieſem Punkt machen. Mehr als einmal hab ich bemerkt, daß junge Engländer herumziehenden Gauklern, welche gewöhnlich aus dem niedrigſten Stand und von ſehr verworfenen Sitten ſind, erſt mit Bewunderung zuſahen, dann auf dieſelben zugingen, ſie ſtreichelten, und mit dem weiblichen Theil der Bande zu plaudern und zu lachen anfingen, was in den Augen eines Hindu ganz empörend iſt.

Literariſche Fehden.

1. Klaproth gegen Davis und Morriſon.

(Schluß.)

Da uns der Charakter dieſer Blätter nicht erlaubt, in die Einzelheiten der klaproth'ſchen Kritik mit ihren bald linguiſtiſchen bald chronologiſchen Beweiſen einzugehen, ſo begnügen wir uns eine an ſich intereſſante Stelle unſern Leſern mitzutheilen, wovon Morriſon in ſeinen Horis sinicis (London 1812) eine Ueberſetzung herausgab und wovon jetzt Klaproth eine berichtigte Ueberſetzung giebt, indem er auf eine Menge Ueberſetzungsfehler des Erſtern aufmerkſam macht, zum Beleg, daß Jener unfähig ſey, auch das kleinſte Stück chineſiſcher Literatur richtig zu verſtehen. Dieſe Stelle, welche die Einführung des Buddhismus in China betrifft, iſt nach Klaproths berichtigter Ueberſetzung folgende.

„Der Buddha Sche kia mu ni hatte den Familiennamen Tſchhali, ſein Vater war Thſing fan, und ſeine Mutter eine Perſon ſtrahlend in Anmuth und von muſterhafter Reinheit. Er erreichte den höchſten Grad der Frömmigkeit und kam zur Welt in dem Himmel, welcher heißt Teu ſü thian; er ward genannt die trefflichſte der göttlichen Incarnationen, ſo wie der große Meiſter, welcher das Licht beſchützt. Er ſchritt durch die Verſammlung aller Götter im Himmel, welche ſprachen: „„Siehe da der Vollendete, welcher kommt ſich zu offenbaren im Fleiſch den zehn Welten und ſie zu unterweiſen im Geſetz.““ Das Buch Pu yao king ſpricht: „„Der Buddha ward geboren zuerſt in dem königlichen Geſchlechte von Tſchha li; der Glanz ſeiner unermeßlichen Weisheit erleuchtete die zehn Welten; die Erde ließ ihre Waſſer ſprudeln und die vergoldeten Lotus entfalteten ihre Blüten.““ Mit ſeinen zwei Füßen that er ſieben Schritte von Oſt nach Weſt und eben ſo viel von Süd nach Nord; mit einer Hand zeigte er auf den Himmel, mit der andern auf die Erde und rief aus mit Löwenſtimme: „da oben und da unten und gegen die vier Hauptſeiten des Himmels Wer iſt ehrwürdiger als ich!“ Dieß geſchah in dem cykliſchen Jahr Kia yn, welches iſt das 24 Tſchao wang der Kaiſer aus dem Hauſe Tſcheu, den 8 Tag des 4 Monden *) Am 8 Tag des 2 Monden des 42 Jahrs (deſſelben Kaiſers d. i. 1011 Jahr vor Chr.), als er 19 Jahr alt war, gedachte er ſeine Familie zu verlaſſen; er überlegte, wohin er ginge; da erhob er ſeine Augen nach den vier Thoren und ſchaute die vier Stufen des Elends und ſeine Seele ward durchdrungen von Schmerz; und nimmer, ſelbſt in der Freude, verließ ihn der Gedanke an die Uebel des Alters, die Krankheiten, den Tod und die endliche Auflöſung des Menſchen. Er war verſunken in dieſe traurigen Betrachtungen; da erſchien zwiſchen eilf und ein Uhr der Nacht ein göttliches Weſen, Thſing Kiu (Bewohner der Reinheit) des Namens, an ſeinem Fenſter, reichte ihm die Hand und ſprach: „„Prinz, der Augenblick deſſen Du geharrt, deine Familie zu verlaſſen, iſt gekommen; zeuch von hinnen.““ Dieſe Worte klangen luſtig in das Ohr des Prinzen; er ſprang über die Mauer und begab ſich nach dem Berg Tan The ſchan (der Sandelbäume) um ſich in der Lehre zu unterrichten. Zuvörderſt zog er nach Tan, einem Vereinigungsort andächtiger Leute; hier ſtudierte er drei Jahre ohne Nutzen, bis er ſah, daß daſelbſt Nichts für ihn ſey. Dann verließ er dieſe Gegend und zog zum Hauſe des Yü Theu lan foe **); dort ſtudirte er drei andere Jahre, aber gleichfalls ohne Nutzen; wiederum überzeugte er ſich, daß der Platz nicht für ihn tauge; er ſchied alſo und wanderte nach dem Berg des Elephantenkopfes, wo er ſich einer Geſellſchaft von Frommen anſchloß, die aber einer andern Lehre folgten als der ſeinigen. Seine tägliche Nahrung beſtand aus Hanf- und Waizenkörner; ſechzehn Jahre verlebte er hier. Bei dieſer Gelegenheit ſagt das claſſiſche Buch: ohne daß er daran dachte oder darauf ausging, bekehrte er Alle, die anderes Glaubens waren, er rügte ohne Unterlaß ihr falſches Geſetz, erläuterte ihnen aufs Deutlichſte alle Regeln, enthüllte ihre Irrthümer und zeigte ihnen den Weg des wahren Glaubens (phu thi). Im Buch Pu tſy king ſtehet geſchrieben: am 8 des zweiten Monats ward der Boddhiſattwa ***) zum Buddha und empfing den Ehrennamen Thian ſchin ſzü (Lehrer, Gottmenſch). Er war damals 30 Jahre alt und Dieß geſchah in dem dritten Jahr der Regierung von Mou wang, im Jahr des Cyclus Kuei wei (998 v. Chr.) In dem Garten des Plans der Hirſche hielt er ſeine Vorträge und drehte mit fünf ſeiner Schüler das Rad des Geſetzes der vier Grundartikel; dort erklärte er ſeine Philoſophie und unterwies ſie in ſeiner Lehre, welche ſich durch die Welt verbreitete. Als er ſein neun und vierzigſtes Jahr angetreten, unterrichtete er alſo ſeinen Schüler Mo ho kia ye: „„Durch die Seelenreinheit, durch das Auge des Geſetzes entdecken wir des Nichtſeyns (nie pan) ****) wun-

*) Dieſer Tag wir noch jetzt in ganz China als das Geburtsfeſt des letzten Buddha S'akya Muni (Sanskr.) feierlichſt begangen.

**) Name einer göttlichen Incarnation.

***) (Sanſkr.) Einer der die Wahrheit begriffen hat.

****) Im Sank. Nirwanna d. h. die ewige Seligkeit der Nicht-Exiſtenz, denn alle Exiſtenz iſt ein Leiden.

erbare Weſenheit; Seyn und Nichtſeyn — es iſt das köſtlichſte und wahrhaftigſte Erkenntniß, welches ich Euch vermache; bewahre alle meine Gebote; Anan *) wird Dir beiſtehen bei der allgemeinen Bekehrung — ſo werde denn nicht müde im Werk'''' Darauf ſprach er dieſen Spruch: „„Die Grundlehre der Lehre iſt die Nicht-Lehre **), die Lehre der Nicht-Lehre iſt jedoch ſelbſt eine Lehre; wenn es an der Zeit iſt, die Nicht Lehre, die Lehre der Lehre, zu offenbaren, wo iſt dieſe Lehre?'''' Als der Ehrwürdige des Weltalters dieſe Rede geoffenbart, fuhr er fort zu unterweiſen den Mo ho kia ye. „„Nimm,'''' ſagte er, „„das geiſtliche Gewand ***) des Kia li, das goldgeſtickte, ich übergebe Dir es, bis daß erſcheint der da kommen ſoll, Buddha der Vollender und Erbarmer; nimm es in Acht, damit es nicht beſchädigt werde oder verderbe.'''' Mo ho kia ye, dieſe Worte vernehmend, warf ſich zu den Füßen des Meiſters, mit dem Geſicht zur Erde, und ſprach: „„Edelſter! Edelſter! ich gehorche deinen gütigen Befehlen und unterwerfe mich dem Buddha!'''' Hierauf begab ſich der Ehrwürdige des Weltalters nach der Stadt Kiû ſchi na; allda lehrte er das Volk in großer Verſammlung; er ſprach: „„mir wird bange zu Muth, mich verlangt in Nirwanna einzugehen.'''' Und er ſchritt zu dem Fluſſe Hilian und ſaß zwiſchen zwei Bäume So lo, legte ſich auf ſeine rechte Seite, ſtreckte ſeine Füße aus, und verſchied in dem Augenblick; doch erhob er ſich nochmals aus der Gruft, um die Lehre zu verkünden, die er noch nicht vollendet hatte. Seine beiden Füßen verwandelten ſich in Chipho ****); denn Alles iſt vergänglich, wie es im Sprichwort heißt: „„Alle Werke ſind unſtatthaft; Geburt und Tod haben ihre Regel; was geworden iſt, zerſtört und zerſtört ſich ſelbſt; Heil Dem, der ruhig der Vernichtung entgegenblickt!'''' Da verſammelten ſich ſeine Schüler, errichteten ihm aus wohlriechenden Zweigen den Holzſtoß von King Tſchha-pi und zündeten denſelben an. Der goldne Sarg blieb aber wie zuvor. Und alles Volk ſetzte ſich vor Buddha und ſprach dieſen Spruch zu ſeinem Lob: „„alles Gewöhnliche wird verzehrt durch die Kraft des Feuers; aber welches Feuer könnte ihn verbrennen; wir bitten den Ehrwürdigen, daß er uns ſende das Feuer des Samadhi †), damit zu umgeben den goldfarbenen Leib.'''' Und der goldene Sarg erhob ſich von dem Thron, auf dem er lag, und ſieben Bäume So lo gingen hin und kamen wieder in dem leeren Raum des Himmels und der Samadhi verwandelte ſich in Feuer und der Sarg in Aſche; und man ſammelte acht Ho und vier Teu voll S'arira *). Dieß begab ſich in dem Jahr Dſt in Schin, dem 52 der Regierung von Mu wang, am 15 Tag des 2 Monats.

Tauſend und ſiebzehn Jahre, nachdem der Ehrwürdige des Weltalters in das Nichts zurückgekehrt, gelangte ſeine Lehre nach China. Um dieſe Zeit ſah der Kaiſer Ming ti, aus dem Hauſe der ſpätern Han, im Traum einen Mann von Gold, hoch von Geſtalt, mit dickem Hals, der einen Glanz um ſich warf, wie den der Sonne und des Mondes. Der Kaiſer befragte die Großen ſeines Hofes über dieſen Traum und ſie antworteten: „„In den weſtlichen Ländern iſt ein Heiliger, welcher den Namen Foë (Buddha) trägt, ſollte Ew. Maj. dieſen nicht geſehen haben?'''' Sofort ſchickte man Geſandte nach Thian tſchû (Indien), dieſe zogen Erkundigungen ein über ſeine Lehre und empfingen ſeine Schriften und brachten mit ſich einen Scha-men **). Dieſer Scha-men erzählte, daß Buddha ſechzehn chineſiſche Schuh hoch und von Goldfarbe war; daß um ſeinen Hals ein Glanz ſchwebte, wie der von Sonne und Mond; daß es nichts zu Großes und nichts zu Fernes gab, wo ſeine Verwandlungen nicht hindrangen; daß er ergründete alles Seyn und mit ſeinem Erbarmen alle lebenden Weſen umfaßte.'' Soweit die klaproth'ſche Berichtigung der langen Reihe morriſon'ſcher Mißverſtändniſſe, deren Spezification in dem neuen aſiatiſchen Journal nachzuleſen iſt; nur wäre es vielleicht billiger geweſen, zum Hauptgegenſtand der Kritik ein ſpäteres Werk des engliſchen Miſſionärs zu wählen, da dieſer inzwiſchen in der chineſiſchen Literatur Fortſchritte gemacht haben konnte, die ihm nach dem ſo kurzen Aufenthalt von kaum vier Jahren noch nicht zuzumuthen wären.

*) Oder Ananta, der zweite Schüler und geiſtliche Nachfolger des S'akya Muni.

**) Dieſen Spruch findet Klaproth ſehr räthſelhaft; wir glauben jedoch, daß der Buddha damit nichts Anders als Daſſelbe ausdrücken wollte, was die deutſche Philoſophie unter intellektueller Anſchauung oder Glauben als Grundlage des Wiſſens verſteht. Es iſt der unendliche Anfangspunkt des Wiſſens und Seyns — als ſolcher wirkliche Nicht-Lehre; der aber zur Lehre wird, ſo wie die Philoſophie ihn in ihren Kunſtbau hereinnimmt.

***) Wem fällt hier nicht der Mantel des Elias ein?

****) Den himmliſchen Genius des hohen Alters.

†) Die tiefſte religiöſe Betrachtung.

*) Teu, ein chineſiſcher Scheffel, auf welchen 10 Ho kommen. S'arira ſind Reliquien göttlicher Incarnationen.

**) Schamane, buddhiſtiſcher Prieſter.

Feuerberg in Neu-Süd-Wales.

Ueber den vor einiger Zeit entdeckten Vulkan (vergl. Ausl. Num. 55.) erhält man aus Veranlaſſung eines Beſuchs, welchen Hr. Wilton, ein Geiſtlicher aus Paramatta, demſelben abſtattete, aus der ſydneyer Zeitung eine nähere Nachricht, welche die frühere des Hrn Mackie in mehreren Punkten berichtigt. Es iſt ein aus kompaktem Sandſtein gebildeter Berg mit zwei Kuppen, welchen die ſchwarzen Eingebornen Wingen nennen; die Gegend, wo das Feuer gegenwärtig ſeinen Heerd hat, begreift zwei Seiten deſſelben. Die Richtung des Brandes ging früher die Nordſpitze hinab und geht jetzt die etwas tiefer gelegene Südſpitze hinauf. Das Areal, über welches er ſich verbreitet, beträgt ungefähr einen halben Morgen. Wahrſcheinlich ließ ſich Mackie durch den Anblick der in dem Keſſel zwiſchen den beiden Bergſpitzen wüthenden Eſſe verleiten, hier einen Crater zu finden. Die Sache verhält ſich ſo: Der Felſen zerfällt, nachdem die unterirdiſche Hitze ihn gehörig bearbeitet hat, da und dort in mehr oder weniger weite Klüfte; aber einen eigentlichen Crater giebt es nicht. Wilton unterſuchte den größten dieſer Erdfälle. Der Fels, eine feſte Maſſe von Sandſtein, war ungefähr zwei Fuß weit auseinander geborſten; man konnte ungefähr 15 Fuß hinabſehen. Die Wände des Felſen waren weiß geglüht, gleich einem Kalkofen; Schwefeldünſte ſtiegen in Rauchſäulen aus der Tiefe empor; das Geräuſch der Steine, welche man hinabwarf, ſchien ſich in unermeßlichen Abgründen zu verlieren. Schöne Cryſtalliſationen von Schwefel ſchmückten den Rand der Spalten; ihre Farbe ging von dem dunkelrothen Orange, das durch die Eiſenbeimiſchung entſtand, bis in die blaſſeſte Strohfarbe über, in der der Alaun vorherrſchte. (Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 148. 28 May 1830.

Aus Griechenland *).

Napoli di Malvaſia, d. 12 Juli.

Seit wenigen Tagen bin ich hier. Am 5 Juli kam der bekannte franzöſiſche Oberſt Bory de St. Vincent nach Napoli di Romania, um ſich von Oberſt Heidegger einen Arzt für die Naturforſcher der franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Expedition zu erbitten, von denen mehrere ſich krank und ohne alle Hülfe in ſchlimmer Lage befanden. In zwei Stunden war ich reiſefertig, und fuhr mit einer Kanonierbarke aus dem Hafen. Meine Fahrt wäre ganz gleichgültig abgelaufen, hätte mich nicht den andern Morgen die Stille des Meeres und das ſcheinbar Unbewegliche meines Schiffes ins Waſſer gelockt. Als geübter Schwimmer beſann ich mich nicht lange in die See zu ſpringen und wollte ein Paar Mal um die Barke her ſchwimmen. Kaum war ich aber nach dem Sprunge mit dem Kopfe wieder in der Höhe, als das Fahrzeug ſchon weit weg war, und die Matroſen, bis ſie nur recht wußten, daß ihr Hr. Kommandant dahinten im Waſſer läge, mich kaum rufen hörten. Ich ſchrie „die Segel ein,“ man that es; „wendet,“ Das ging nicht ſo ſchnell; ich fluchte: „macht daß Ihr die Rudee herausbringt, oder“ — (ein Maul voll Salzwaſſer!). — Endlich ſah ich die Ruder von beiden Seiten herausſtrecken, und mir ſchien ihr eiligſter Schlag ſo langſam, wie einem Verwundeten, der am Verbluten iſt, der gravitätiſche Schritt des herannahenden Arztes. Mit Mühe gelangte ich wieder an Bord, wo die Matroſen ſich nicht genug verwundern konnten, daß ich ins Waſſer geſprungen im Augenblick, wo friſcher Wind kam! — Hier angelangt fand ich fünf Kranke, drei der jungen Naturforſcher, de Launay, Virlet und Bruslé, ihren Dragoman und einen Soldaten. Vom vorletzten dachte ich beinahe: sectio docebit, aber auch die andern waren ſchlimm genug daran. Ununterbrochenes Reiſen in der ungewohnten und ſelbſt hier ungewöhnlichen Hitze, nebſt unpaſſender, mehr für franzöſiſchen Gaumen als für ſpartaniſches Klima berechneter Koſt hatten ihnen allen das gaſtriſch-gallige Fieber zugezogen, welches während der heißen Jahreszeit ſo häufig, vorzüglich unter den Fremden, wüthet, und welches ich dem Handwerksgebrauch zu Folge für Aerzte als Febris biliosa inflamatoria cum congestionibus cephalicis in febrem adynamicam tendens bezeichne. Für dieſe müßte ich auch noch die Bemerkung beifügen, es ſey in der That ſchon unter den Symptomen, mit welchen dieſe Krankheit eintritt und verläuft, ſchwer, die paſſenden Momente der verſchiedenen nöthigen Behandlungsweiſen nicht zu verſäumen oder zu verwechſeln. Anfangs ſchreien die heftigſten entzündlichen Symptome nach Blut, Blut! Bald ſagt der Puls und die aufs Aeußerſte ſinkenden Kräfte: Steck Dein Schwert ein! die gaſtriſch-biliöſen Symptome mahnen aufs Ernſtlichſte: Laß genug ſeyn des grauſamen Spiels der Blaſenpflaſter und Sinapismen, und nimm den bittern Gallenkelch von uns. Man reicht ausleerende Mittel aller Art, der Feind flieht auf verſchiedenen Wegen, aber mit bei uns beiſpielloſer Erbitterung iſt das gallige Prinzip immer neu vorhanden. Glaubt man nun mit dieſer Methode fortfahren zu müſſen, ſo kann man bald mit dem letzten Brechmittel den letzten Athem entfliehen ſehen. Läßt man ſich dagegen durch das äußerſte Sinken der Kräfte verleiten, bei noch beſtehenden galligen Symptomen kräftige nervina zu geben, ſo hat man das Thor zum Nervenfieber (kein lateiniſcher Name paßt mir ſo gut zur allgemeinen Bezeichnung) geöffnet. Die Hauptſchwierigkeit iſt daher immer, den rechten Moment zu treffen, wo nach beſeitigten entzündlichen Symtomen und nach vorhergeſchickten Ausleerungsmitteln bei noch beſtehenden gaſtriſchen, beſonders biliöſen Symptomen einfache tonica und amara gegeben werden müſſen. Dieſes iſt gewöhnlich zwiſchen dem 7 — 14 oder 14 — 21 Tag. Wird dieſer Moment richtig getroffen, ſo kann man mit Zuverſicht einen günſtigen Ausgang der Krankheit erwarten, und bisher hat es mir, Gottlob! noch ſelten damit fehlgeſchlagen. So gelang es mir denn auch, meine jungen franzöſiſchen Freunde ſämmtlich in der Zeitlichkeit feſtzuhalten, was ihnen vielleicht bei der Behandlung durch ihre Aerzte nicht ſo gut geworden wäre.

(Schluß folgt.)

*) Dieſe Briefe ſind zwar nicht von neueſtem Datum; da ſie aber von Dr. Zuccarini, einem alten guten Bekannten unſerer Leſer, herrühren, ſo werden ſie auch jetzt noch willkommen ſeyn.

Digitized by Google

Briefe über Indien.

Achter Brief.

Satâra.

Lieber Georg!

Es freut mich, daß Du meinen Rath, die Tiſchgelage unſrer Landsleute zu vermeiden, befolgt haſt, und Dich dafür deſto mehr auf das Hinduſtaniſche legſt. Hr. G. iſt ſehr wohl mit Dir zufrieden, nur biſt Du ihm ein etwas zu eifriger Liebhaber der Jagd, und Deine Geſellſchafter ſind ihm nicht ſolid genug. Koſtet Dir das Jagen bloß einen Tag in der Woche, ſo habe ich Nichts dagegen; bleib mir nur in der Zwiſchenzeit vom Spieltiſch weg. Dein Freund T. aber will auch mir keineswegs gefallen. Iſt es wahr, daß dieſer junge Menſch vier Pferde für das nächſte Wettrennen in Bereitſchaft hat und im Ganzen ſieben Pferde hält? Auch ſoll er, wie ich höre, ein regelmäßiger Beſucher der Nachtſchwärmereien in Major B.s Hauſe ſeyn, wo man ſein Geld am Spieltiſch, oder für das Lächeln einer F—y oder R—y loß werden kann. Wenn Dergleichen ſeiner Geſundheit keinen Schaden bringt, ſo iſt Dieß wahrlich nicht ſein Verdienſt *).

Was Deine Fragen hinſichtlich der Bauern und ſonſtigen Dorfbewohner betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß zwiſchen Städtern und Landleuten in Indien ein eben ſo großer Unterſchied Statt findet, wie in Europa, und man kann ſich kein Bild von den letzteren machen, wenn man bloß erſtere geſehen hat. Du wirſt unter dem Landvolk viele verſtändige und ehrenwerthe Pächter finden, zwar meiſtens nur von geringem Vermögen, und daher nicht im Stand, bedeutende Verbeſſerungen auf ihren Gütern vorzunehmen, aber keineswegs unbekannt mit den Vortheilen des Feldbaus, wie Bewäſſerung, zweckmäßige Aufeinanderfolge der Einſaaten, und Urbarmachung unbebauten Landes. Obwohl man zum Pflügen der trockenen Felder ſich bloß der Ochſen, für die naſſen **) der Büffel bedient, ſo werden dieſe von den Leuten doch mit der größten Leichtigkeit geleitet, und ſind bewundernswürdig gelehrig. Gleich dem Rindvieh in England hat jedes dieſer Thiere ſeinen beſondern Namen und verrichtet ſeinen Dienſt mit nicht minder Verſtändigkeit, als ein engliſches Pferd. Pflug, Egge, Walze, Hacke und andere unſrem europäiſchen Feldgeräth entſprechende Stücke ſcheinen in Indien ſeit undenklicher Zeit in Anwendung zu ſeyn. Auf der Dreſchtenne, wohin ein kleines Dorf ſeine ſämmtliche Ernte zugleich bringt, lernſt Du die verſchiedenen Arten kennen, wie man das Getraide hier zu Land driſcht oder tritt; bemerkſt, zu welchem Zweck die Halme oder das Stroh jeder Getraideart angewandt werden, und die Weiſe, wie ſie den Häckerling miſchen, ein Futter, welches ſie, neben ſeiner Wohlfeilheit, in der dürren Jahreszeit, wo es kein Gras giebt, auch für das nahrhafteſte halten.

In jedem Bezirk oder Canton von 100 oder 150 Flecken und Dörfern ſind 10 bis 15 berechtete Kosbas oder Marktflecken, in welchen ein, zwei Mal oder noch öfter die Woche, Markt gehalten wird; in größern Städten iſt je nach beſtimmten Tagen an verſchiedenen Plätzen Markt, und das Quartier der Stadt wird nach dieſem Markttage benannt, wie auch wir etwa ſagen könnten: im Mondtag-Viertel, im Donnerstag-Viertel, um das Viertel zu bezeichnen, in welchem an einem gewiſſen Wochentage Markt gehalten wird. Dieſe Wochenmärkte hindern nicht, daß nicht jeden Tag in den einzelnen Läden verkauft werde, der Marktpreis des letzten Wochenmarkts bildet aber die Norm, nach welcher bis zum nächſten Markttag die Waaren abgegeben werden.

Außer den Märkten giebt es jährliche oder halbjährliche Meſſen, die an dem Jahrestag irgend eines für die jedesmalige Stadt denkwürdigen Ereigniſſes, oder zu Ehren einer Gottheit oder eines Tempels, die in beſonderem Bezug zu dieſer oder jener Gegend ſtehen, Statt finden. Dergleichen Feſtlichkeiten ſcheinen dann den Kaſtenunterſchied und die Trennung beider Geſchlechter immer bedeutend aufzuheben. Auf beiden Seiten einer langen Straße, welche zu dieſem Zweck auf einem Gemeindeplatz, oder wohl auch auf dem trockenen Theil eines Flußbettes gezogen wird, ſind Buden errichtet. Hier kann man zugleich chineſiſches Seidezeug und europäiſches Tuch, getrocknete Früchte und andre Erzeugniſſe Kaſchmirs und Perſiens, und die verſchiedenen Manufakturwaaren Indiens ſehen. Beiher findet man, wie in Europa, alle Arten Kinderſpielzeug und ſonſtigen Schicknack, von der kleinen, quäkenden Pfennigtrompete, der Knabenflinte und dem Säbelchen, bis zu Puppen, Königen und Königinnen, welche in gewaltiger Pracht auf Zuckerkuchen gebacken ſind. An einem Ort werden Tiger und andre wilde Thiere gezeigt, während der poſſirliche, fratzenhafte Affe, auf einer Ziege als ſeinem Pferd reitend, nicht fehlt, wo man Lachen erregen will; an einer andern Stelle laſſen ſich Gaukler, Quakſalber, wandernde Schauſpieler mit Marionettenkäſten bewundern. Mehr an der Außenlinie des Gedränges ſind die Korn-, Vieh-, Schaaf- und Pferdemärkte, und als die letzte, obwohl nicht die unbedeutendſte Erſcheinung des Ganzen kommt der rieſenmäßige, dreißig Fuß hohe Hinduwagen mit Rädern von entſprechendem Umfang. Auf dieſem Fuhrwerk befindet ſich das Bild des Gottes, deſſen Jahresfeſt begangen wird; langſam naht es durch die Budenſtraße, bedeckt mit vergoldeten Gewändern und Blumen, und von vielen hundert Menſchen gezogen, deren jeder es für eine Pflicht der Andacht hält, bei Fortbewegung dieſes wandernden Tempels Hand mit anzulegen. Verlebte alte Männer und Weiber bringen ſich dann wohl freiwillig zum Opfer, indem ſie die Räder über ſich hingehen laſſen. Doch kommt Dieß neuerer Zeit ſeltener vor, und die vorſchreitende Aufklärung wird die Sitte endlich wohl ganz abſchaffen.

*) In einem nachfolgenden Brief, den wir nicht mittheilen, weil ſein Inhalt für Nicht-Engländer ohne Intereſſe iſt, wird der Tod dieſes jungen Mannes gemeldet. Die einzige Bemerkung, welche wir daraus anführen zu müſſen glauben, iſt, daß das Klima Hinduſtans an ſich keineswegs ſehr ungeſund für Europäer zu ſeyn ſcheint, die Engländer aber ſich daſelbſt häufig der ungebundenſten Schwelgerei überlaſſen, welche unter dieſem heißen Himmel dem Leben denn freilich oft früh genug ein Ende macht.

**) Der Reis z. B. gedeiht nur auf Feldern, die beſtändig unter Waſſer gehalten werden.

Digitized by Google

Man hat hie und da behauptet, unſre Regierung ſollte gegen einen ſolchen Gebrauch einſchreiten; allein jede fromme Wuth wird durch den Gedanken, beengt zu ſeyn, leicht aufs Aeußerſte getrieben, und ſollte ein ſolcher Argwohn in Indien um ſich greifen, ſo iſt wirklich nicht zu ſagen, wie weit die Folgen gehen könnten. Die bloße Vorſtellung, daß man ſo Etwas verbieten wolle, würde wahrſcheinlich weit Mehrere zu dem Entſchluß bringen, ſich zu opfern, als bisher der Fall war, indem zu dem Verdienſt der Hingebung an die Gottheit noch der Ruhm des Märtyrers für die Religion käme, und wo man jetzt gelegenheitlich von Einer ſolchen Tödtung hört, da würden bald fünfzig ſich ruchbar machen. Im Fall eines Verſuchs, die Sache mit Gewalt zu unterdrücken, (und der einzig mögliche Weg Dieß auszuführen, beſtünde entweder darin, die Prozeſſionen ganz und gar zu verbieten, oder dieſelben mit gewaffneter Macht zu umgeben), würde aller Orten das Geſchrei ertönen: „Die Religion iſt in Gefahr!“ Unternehmende Menſchen würden einen Vortheil aus der Sache ziehen; Abgeneigtheit gegen unſre Regierung würde, von einer Kaſte zur andern ſich verbreitend, vielleicht auch unſern Truppen ſich mittheilen, und die übeln Folgen unſrer Einmiſchung unter Verhältniſſen vor uns bringen, wo es eben ſo gefährlich ſeyn dürfte, auf jenem Verbot zu beſtehen, als ſchwierig und unpolitiſch, daſſelbe zu wiederrufen. Vor noch nicht vielen Jahren befand ſich einmal die ganze Madras-Armee, 40,000 Mann ſtark, in einem Zuſtand von Gährung, der ſchwer zu beſchreiben iſt. Der Oberbefehlshaber hatte nämlich nach vorgängiger Berathung mit ſeinem Stab ein neues Reglement entwerfen laſſen, durch welches die Kaſtenzeichen, und die bei einigen Klaſſen üblichen Ohrringe verboten wurden, ohne daß man bedachte, wie dieſe Zierathen von den Mohammedanern nicht nur zum Schmuck, ſondern auch als Pfänder der Andacht getragen werden, durch welche man ſich dieſem oder jenem Tempel eines Heiligen verfallen erklärt, zu dem man ein Gelübde für einen in Erfüllung gegangenen Wunſch gethan hat. Ueberdieß ward noch eine Mütze, welche der bisher gewöhnlichen nicht entſprach, ſondern eher derjenigen der europäiſchen Soldaten ähnelte, eingeführt. Der Befehl wurde durch die ganze Armee auf Einen Tag bekannt gemacht, und Maßregeln getroffen, denſelben ſogleich in Wirkſamkeit zu ſetzen. Ein Sipoyregiment in Madras widerſetzte ſich offen; nachdem die Rädelsführer auf der Stelle beſtraft worden, wurde daſſelbe zum Zeichen der Ungnade von Madras nach Wellore verlegt. Zu gleicher Zeit trafen aber von allen Seiten, auf eine Entfernung von vielen hundert Meilen her, Nachrichten über den Unwillen ein, womit der neue Befehl aufgenommen worden, und am 10 Juli 1806 fielen die zwei eingebornen Regimenter, welche zur Beſatzung von Wellore gehörten, über ſechs Compagnien vom engliſchen neun und ſechzigſten Regiment, welche ebenfalls dort lagen, her, und machten nicht nur einen großen Theil von dieſen, ſondern ſogar viele ihrer eigenen Offiziere nieder. Noch andre zahlreiche Beiſpiele, daß die Wuth der ergrimmten Soldaten auch der Anführer nicht ſchonte, kamen vor. Ein junger in Indien geborner engliſcher Offizier hatte einen jungen Hindu in ſeinem Regiment, deſſen Mutter ſeine Amme geweſen war, immer beſonders begünſtigt. Als Kinder waren beide mit einander erzogen worden und nach der Rückkehr des Offiziers von England, wo dieſer, wie gewöhnlich, ſeine Erziehung erhalten hatte, wurde ſein Milchbruder durch ſeine Fürſprache Korporal. Als an dem Unglückstag die Sipoys auf ihre Obern zu ſchießen anfingen, rief der Offizier, Jenen gewahr werdend, einigen Freunden zu: „Gott ſey Dank! wir ſind gerettet, dort ſeh ich meinen Korporal!“ damit winkte er ihm, und bat, ihm entgegeneilend, um ſeinen Schutz. Der junge Krieger aber, jedes andern Bandes, als desjenigen, welches ihn an ſeine Kaſte feſſelte, uneingedenk, legte an und ſchoß den Wohlthäter durchs Herz. Auch ich wurde damals aufgefordert, meinen Einfluß anzuwenden, um die Leute mit der neuen Tracht zu verſöhnen, und ſprach zunächſt mit einem jungen Burſchen darüber, der, eh er zu ſeinem Regiment kam, einige Jahre bei mir in Dienſten geſtanden, nun aber ſeit mehreren Tagen mir ſeine Aufwartung nicht mehr gemacht hatte. Er, der ſonſt der höflichſte, gutmüthigſte Menſch war, der mich mit aller erdenklichen Ehrerbietung behandelte, hatte im Augenblick der ſeinem Stamm drohenden Gefahr auf einmal die Natur ganz verwandelt; er antwortete mir trotzig, und auf meine Frage: was man denn an dem neuen Turban auszuſetzen hätte, rief er: „Turban nennen Sie es? Es iſt kein Turban, 's iſt ein europäiſcher Hut, und eh ich einen ſolchen trage, ſterb ich lieber.“ Wir müſſen alſo wohl auf unſrer Hut ſeyn, dieſe reizbare Eiferſucht gegen unſre Herrſchaft nicht aufzuregen, welche in der Bruſt jedes Eingeborenen von Rang und Anſehen unleugbar vorhanden iſt, wenn auch zugegeben werden muß, daß im Allgemeinen unſre Verwaltung der Wohlfarth der ganzen Volksmaſſe gewiß förderlicher iſt, als irgend eine rein indiſche Regierung, die an unſre Stelle träte.

(Schluß folgt.)

*) Die Sitte, Ohrringe als Zeichen der Dienſtbarkeit zu tragen, iſt ſehr alt im Morgenland. 2 Moſ. 21, 6, „ſo bringe ihn (den Knecht) ſein Herr vor die Götter, und halte ihn an die Thür der Pfoſten, und bohre ihm mit einem Pfriemen durch ſein Ohr, und er ſey ſein Knecht ewig.“ Ebenſo erwähnt Xenophon Sympoſ. II, Cap. 1 der Sache. Heut zu Tag brauchen die Perſer, wenn ſie ſagen wollen, Jemand ſey einem Andern gänzlich ergeben, den Ausdruck: „Er trägt deſſen Ring in ſeinem Ohr.“

Webſter's Reiſen durch die Krim, die Türkei und Egypten.

(Travels through the Crimea, etc. by the late Webster. 1830.)

Der Nachlaß eines jungen Rechtsgelehrten, der nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, einen beträchtlichen Theil von Europa, Aſien und Africa durchreiſte, erſcheint hier von einem ſeiner Freunde für den Druck bearbeitet. Ein Bericht über den Tod des Kaiſers Alexander ſchien uns merkwürdig genug, um denſelben im Auszuge dieſen Blättern einzuverleiben. „Zu der Zeit, als der Kaiſer in der Krim erſchien, alſo nicht lange vor ſeinem Tode, im Monat November, ſtand er in der vollſten Blüte der Geſundheit und fand das größte Vergnügen daran, die herrlichen Landſchaften auf den ſüdlichen Geſtaden der Krim zu beſichtigen und die tatariſchen Be-

Digitized by Google

wohner dieſer Gegenden zu ſehen, denen er ſehr geneigt war. Eines Tages war er auf dem flachen Dache eines Tatarenhauſes von mehr als hundert Eingebornen in ihrer orientaliſchen Tracht umgeben; er betrachtete ſie lange durch ſein Augenglas mit der größten Theilnahme und rief endlich aus: „welche ſtolze Geſtalten! und was für ein ſchöner Menſchenſchlag ſie ſind! Sie dürfen nicht aus dem Lande getrieben werden.“ Er bezog ſich hiebei auf einen Wunſch, der unter den Ruſſen beinahe allgemein war, indem dieſe die Krim gern mit ihren eigenen Landsleuten bevölkert hätten. Als er die Hütte verließ, theilte er Geld unter die Umſtehenden aus und ließ ſich von ihnen die Füße und die Hände küſſen, was ſie mit wahrer Begeiſterung thaten; er behandelte ſie, wie ein Vater ſeine Kinder behandelt haben würde.

Zu Taganrog ging der Kaiſer häufig aus und war ungemein thätig in der Unterſuchung aller Hülfsquellen des Landes; dabei gab er ſeine Befehle in Bezug auf die Anlage eines großen öffentlichen Gartens, der unter der Aufſicht eines Engländers geſchaffen werden ſollte, welcher zu dieſem Zweck beſonders von St. Petersburg aus berufen worden war. Gewöhnlich ſpeiste er um zwei Uhr zu Mittag, und ſchlief in ſeinem Feldbette, welches lederne Kiſſen hatte, daſſelbe, in welchem er ſtarb. Er trug für ſeine Geſundheit wenig Sorge, und oft ſah man ihn bis an die Knöchel im Kothe gehen, während die gewöhnlichſten Vorbauungsmittel gegen Krankheiten vernachläßigt wurden; denn er hatte ſo großen Widerwillen gegen Medicin, wie ſein Vorfahr Peter gegen das Waſſer. Der äußere Schein des ruhigen und friedlichen Zuſtandes, in welchem ſein Reich bisher geweſen, wurde plötzlich durch die Ankunft eines Couriers unterbrochen, der mitten in der Nacht dem Kaiſer, der eben zu Alupka eingetroffen, die Nachricht von einer Verſchwörung wider ſein Leben und die beſtehende Ordnung des Reiches brachte. Noch während der Nacht wurde der General Diebitſch, der in einem benachbarten Tatarenhauſe ſchlief, zweimal zu dem Kaiſer gerufen; ſie brachten mehrere Stunden mit einander in ernſter Berathung zu, und vor dem Morgen wurde ein Courier nach dem Hauptquartiere der Verſchwörer abgefertigt. Am folgenden Tage konnte indeß Niemand eine auffallende Veränderung in dem Benehmen des Kaiſers wahrnehmen, und Niemand ahnte das Geringſte von der betrübenden Nachricht, die er empfangen hatte; nur bemerkte man, während der Reiſe nach Sebaſtopol, daß der Kaiſer ungewöhnlich reizbar und mit ſeinem Pferde, ſo wie mit der Straße und Allem, was er ſah, unzufrieden war; ſchon hatte der erſte Keim der Krankheit ſich in ihm entwickelt. Das Gerücht, welches ſich in einem großen Theile von Europa verbreitete, daß der Kaiſer vergiftet worden ſey, iſt nicht gegründet; der Kaiſer ſtarb ohne Zweifel an dem gemeinen Fieber, welches in dieſen Gegenden ſo oft herrſchend iſt, und welches er ſich bei ſeinem Aufenthalte in der Krim während einer ungeſunden Jahreszeit durch ſeinen Mangel an Vorſicht zugezogen hatte. Zu dieſen gewöhnlichen Urſachen trat jetzt noch die geiſtige Aufreizung in Folge der unerwarteten Entdeckung einer Verſchwörung in einem Augenblicke, wo er ſich allgemein beliebt und geachtet glaubte. Seine hartnäckige Weigerung, Medicin zu nehmen, ließ die Gewalt der Krankheit ungehindert überhand nehmen und beſchleunigte natürlich ſeine Auflöſung. Die Zeichen waren Anfangs ein leichter Katarrh, auf den ein Wechſelfieber folgte, das ſich zuerſt zu Orechoff im Anfange des Novembers 1825 zeigte. Am 5 November (alten Styls) kam Alexander zu Taganrog an; die Fieberanfälle kehrten täglich und immer ſtärker wieder; und da der Kaiſer ſich fortwährend weigerte, Medicin zu nehmen, und ſich überhaupt irgend einer ärztlichen Vorſchrift zu unterwerfen, ſo ſah der Leibarzt, Sir James Wylie, ſich endlich genöthigt, ſeinem hohen Patienten anzukündigen, daß er ſich in einem gefährlichen Zuſtande befinde. Auf den Wunſch der Kaiſerin drang er zugleich in den Kaiſer, ernſthaft an die Anwendung geiſtlicher Hülfe zu denken, ſo lange ſeine Sinne durch das Fieber nicht geſtört wären. Es wurde gegen dieſen Vorſchlag keine Einwendung gemacht; und der Kaiſer nahm daher am fünfzehnten November um 5 Uhr Morgens das Abendmahl. Er forderte, eh Dieß geſchah, den Prieſter auf, ſeine Beichte eben ſo als die jedes anderen Chriſten zu hören und ihn dabei nicht als ſeinen Kaiſer zu betrachten. Darauf erhielt er das Abendmahl, und der Geiſtliche, der ihm daſſelbe reichte, machte ihm die beweglichſten Vorſtellungen, daß er doch die Hülfe eines Arztes nicht von ſich weiſen ſolle, indem er ihm ſagte, daß er, wenn er Dieß nicht thue, ſeine Chriſtenpflicht keineswegs ganz erfüllt habe. Der erlauchte Patient willigte jetzt ein, ſich Blutigel an den Kopf ſetzen zu laſſen; aber es war zu ſpät und ſchon am folgenden Morgen war der Kaiſer ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Als die Krankheit dieſen hoffnungsloſen Grad erreicht hatte, wurde von General Diebitſch, der damals an der Spitze des kaiſerlichen Stabes ſtand, zufällig ein alter Mann, Namens Alexandrowitſch, erwähnt, welcher in dem Hoſpital zu Taganrog einen Kranken geheilt haben ſollte, der an derſelben Krankheit litt, wie der Kaiſer; als er geholt wurde, war er indeſſen bei dem Anblick des Fürſten wie vom Donner gerührt und ſagte, der Fall, welchen er behandelt habe, ſey von dem des Kaiſers völlig verſchieden; für dieſen, müßte er geſtehen, ſey keine Hülfe mehr; und in der That erfolgte auch der befürchtete Ausgang nach wenigen Augenblicken. Bei der Section fanden ſich in dem Leichnam, außer zwei Unzen Fluidum in den Gefäßen des Gehirns und außer dem Umſtande, daß alle Venen und Arterien des Kopfes ſtrotzend mit Blut gefüllt waren, keine auffallenden Symptome; und es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß der Kaiſer, wenn er nicht jede ärztliche Hülfe verſchmäht hätte; gerettet worden wäre. Aber während ſeiner ganzen Krankheit war er nicht einmal im Bett zu halten, obwohl er ſo ſchwach war, daß er kaum zu demſelben zurückgehen konnte, wenn er es verlaſſen hatte; auch ſprach er ſehr Viel und blieb keinen Augenblick ruhig. Einmal ſchien er die Abſicht zu haben, den Perſonen, die ihn umgaben, ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen, indem er ſagte: „Kaiſer leiden mehr als andere Menſchen; mein Nervenſyſtem iſt zerrüttet;“ dann hielt er ein, warf ſich auf ſein Kiſſen zurück und rief aus: „Es war eine verdammliche That, welche ſie vollbrachten!“ Die letzten dreißig Stunden vor ſeinem Tode wich die Kaiſerin kaum von ſeinem Bett; und die Scene, als er ſtarb, war ungemein rührend. Sie kniete neben ihrem Gemahl, die Augen wehmüthig auf ihn geheftet, während er immer ſchwächer und ſchwächer wurde, bis alle Zeichen des Lebens vorüber waren; dann ſtand ſie auf, ſchloß ſeine Augen und nahm ein Taſchentuch, mit welchem ſie ihm den Kopf hinauf band, damit der Kinnbacken nicht herabfalle. Darauf faltete ſie ihm die Hände über die Bruſt, küßte ſeine kalte lebloſe Hand, und blieb, indem ſie neben dem Bette niederkniete, eine halbe Stunde in innigem Gebet. — Sie war ein treffliches Weib und ſtarb kurze Zeit nach Alexander, an einer Herzkrankheit, die ihr der Schmerz über ihre Vernachläßigung von Seiten des Kaiſers in einer frühern Periode ihres Lebens zugezogen haben ſoll.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 149. 29 May 1830.

Aus Griechenland.

(Schluß.)

Nun vor Allem ein Paar Worte über die Gegend, wo ich jetzt hauſe. Monembaſia oder Napoli di Malvaſia iſt eine kleine felſige Inſel, oder vielmehr ein Fels am Ufer der lakoniſchen Küſte, durch eine Brücke aus der Zeit der venetianiſchen Herrſchaft — der Periode aus der alle großen Gebäude ſtammen, die nicht Reſte des alten Hellenenlandes ſind — mit dem feſten Lande verbunden. Die Inſel hat wohl nicht viel mehr als eine Stunde im Umkreiſe; vom Meere einwärts erhebt ſich der Felsgrund Anfangs mäßig, ſtarrt aber bald, den Mittelpunkt und die Höhe der Inſel bildend, ſenkrecht als ringsherum ſteile ungeheure Felſenwand in die Höhe, auf deren Gipfel die Feſtung gebaut iſt. Du weißt, daß es viele Dinge giebt, deren Anblick man ſich, bevor man ſie zum erſten Mal geſehen hat, viel romantiſcher und großartiger vorſtellt, als man ſie in der Wirklichkeit findet; dahin gehört denn auch ein rechtes Felſenſchloß, wie es die Holzſchnitte in Chroniken, Rittergeſchichten ꝛc. darſtellen. Ich ſage Dir aber, man kann dieſes Felſenneſt mit den ungeheuren, Schauder und Schwindel erregenden Wänden, mit Mauern, Zinnen und Thürmen gekrönt, hie und da eine Kanone herabſchauend. mit dem ſchwarzen düſtern verſchloſſenen Thore, die Bewaffneten hoch auf den Mauern umherſchreitend, Sperber und Raben den gewaltigen Felſen umkreiſend und in ſeinen vielen Höhlen krächzend und kreiſchend, tief unten das rauſchende, ſchäumende, hohl anſchlagende Meer — dieß Alles in ſeltſam großartigem Einklang, nicht ſchroff genug beſchreiben noch in Holz ſchneiden. Freilich verhält es ſich mit der Furchtbarkeit dieſer Feſtung wie mit manchem Bramarbas mit grimmigem Schnurrbart und großem Säbel. Wer nicht weiß, wie es immer ausſieht, muß ſich wohl fürchten. Es könnten aber mehr Kanonen auf den furchtbaren Batterien ſtehen, als ſchießbare Kugeln für die aufgepflanzten Stücke vorhanden ſind; viel Steine und wenig Waſſer, ein Schutthaufen wo eine Windmühle ſtand, einige Musketen, von denen jede wenigſtens doppelt ſo viel werth iſt, als der Soldat, der ſie trägt ꝛc. — Die Fläche oben auf dem Felſengipfel, welche die Feſtungswerke einſchließen, hat faſt eine Stunde im Umfang. Einſt ſtanden viele Häuſer darin, jetzt gewähren ihre Ruinen, reich mit Feigenbüſchen und Granatbäumen begrünt, einen traurig-ſchönen Anblick. Beſonders maleriſch iſt die halb zerfallene, halb erhaltene Kirche in griechiſchem Style auf einer Anhöhe mit einigen andern ſchönen Ruinen einzeln ſtehend, ſeltſames Buſchwerk ringsherum, hinter ihr einige Cypreſſen aufragend. An der ſüdlichen Seite iſt den Abhang hinunter bis ans Meer die Stadt gebaut. Starke, beſſer als die Feſtung vertheidigte Mauern ſchließen ein Gedräng von Kirchen und Häuſern ein, die ſo durch- und übereinander gehäuſt ſind, daß faſt keine Straße vorhanden iſt. Wenn ſich ein mäßig großer Mann queer über die Hauptſtraße legt, ſo iſt ſie völlig geſperrt, und wer Hühneraugen hat, ſetzt ſich gewiß nicht mit ausgeſtreckten Beinen vor ſeine Hausthüre. Die Häuſer ſind maſſiv ſteinern, venetianiſch, viele zerſtört. An der Weſtſeite ein ſtark befeſtigtes Thor, das an den eine halbe Stunde entfernten Landungsplatz und die Brücke führt, die aus zwölf Jochen beſteht und an der Seite der Inſel mit einem ziemlich ſtarken Thurme befeſtigt iſt. So weit ich das feſte Land gegenüber beſucht habe, ein Paar Stunden auf- und abwärts vom Strande, iſt es nicht viel beſſer als die felſige Inſel.

Dürre, nackte Berge mit Strauchwerk bedeckt geben der Gegend ein düſteres graues Anſehen. Einzeln und weit von einander liegen grüne Fleckchen wie Oaſen in der Wüſte. Wo ſich nämlich Waſſer findet, das entweder als Quelle zu Tag tritt oder aus Ciſternen mittelſt durch Eſel getriebener Räder beſtändig herausgepumpt wird, da ſammelt ſich animal und vegetabile, baut Hütten und Neſter, grünt und pflanzt ſich fort, die Häuſer ſtehen anmuthig im Schatten der Orange-, Feigen- Maulbeer-, Mandel- und anderer Bäume, dichte Myrtenbüſche grünen, dem Laufe des Waſſers nach ſchießt der Oleander empor, das Land iſt, ſo weit es gewäſſert werden kann, als Garten bebaut, der Melonen und Gemüſe liefert, oder mit Mais-, Baumwollenſtauden, Tabak- und Getraidefeldern bedeckt. Jetzt zeugen freilich in den meiſten dieſer Oaſen nur häufige Ruinen von der zahlreichen Bevölkerung vor dem Kriege. In ſolchen Revieren treibe ich mich herum. Weit kann ich mich, meiner Kranken wegen, nicht entfernen. Meine Exkurſionen erſtrecken ſich auf's Thier- und Pflanzenreich, d. h. ich laufe mit der Flinte und Botaniſirbüchſe, einem Stöckchen, um Schlangen und Eidechſen zu erlegen, und einem Branntweinglaſe zum Behuf der Inſek-

Digitized by Google

ten, herum. In der Büchſe iſt auch gewöhnlich noch Platz für einige Steine. So gerüſtet dünke ich mich eine ganze gelehrte Forſcher- und Sammlergeſellſchaft zu ſeyn und richte auch ſo Viel aus, als ſolche Geſellſchaften häufig zu thun pflegen; d. h. wenn z. B. ein Rebhuhn und ein ſeltner Kabinetsvogel neben einander fliegen, ſo ſchieße ich erſt das Rebhuhn. Erwiſche ich dann den Kabinetsvogel auch noch, ſo iſt es recht gut, er wird ausgebälgt, die Haut fährt eine Zeit lang herum, bis die Motten mir nachgerade noch einen Flügel als Flederwiſch übrig laſſen, dann laß ich ihn hübſch grün und roth malen, beſchreibe ſeine Sitten und Gebräuche, als ob ich ein Scheffel Salz mit ihm gegeſſen hätte, und das Kabinetsſtück iſt fertig. In der Amphibiologie bin ich aufrichtiger und geſtehe gerade heraus, daß ich zum Schlangenfangen zu furchtſam und zum Eidechſenfangen zu langſam bin. Doch kann ich Manches davon erzählen. Mit der Botanik ſteht es beſſer aus. Die Pflanzen laſſen ſich hübſch ruhig pflücken; was ſticht, laß ich ſtechen, und was ich einmal beſitze, kann ich getroſt nach Hauſe tragen. Ich enthalte mich alles Beſtimmens und Beſchreibens und begnüge mich, meine Schätze ſorgfältig einzulegen und zu trocknen, wenn ich Zeit und Gelegenheit habe. Daran fehlt es leider ſehr oft. Alles Papier iſt von erbärmlich kleinem Formate; meine Pflanzen müſſen ſich biegen und ſchmiegen wie auf Dioscorides und Fuchsii Holzſchnitten. Manchmal iſt um alles Geld kein Blatt Papier zu haben und die Induſtrie hilft ſich, wie ſie kann. So z. B. mußte ich in Kreta einmal einem Pfaffen die Bibel ſtehlen, um einlegen zu können. Ich hätte das Sacrilegium nicht begangen, wenn das Buch nicht dick beſtäubt geweſen wäre. Dennoch hatte es der gute Mann gemerkt, erwähnte es aber nur flüchtig, während er laut nach der Gerechtigkeit Gottes ſchrie, weil in derſelben Nacht unſre Soldaten ihm ein Spanferkel geraubt hatten. Trocknen und Transportiren macht oft Schwierigkeiten. Oft kann ich nur im Vorbeieilen ſchnell abrupfen, und Manches wirſt Du ohne Wurzel finden, die hartnäckig im Felſen ſtecken blieb. Ein Mal erwiſchten mir in Morea die Palikaren ein Packet, warfen den Kräuterſchatz heraus, wollten aus dem Papier Patronen machen und wickelten endlich, da ſie es hiezu nicht tauglich fanden, Käſe und geſtohlenes Fleiſch darein. Einer fing an, von den getrockneten Kräutern zu rauchen, es bekam ihm aber nicht zum Beſten. Dieß erinnerte mich an die Piraten in Carabuſa, die (leibhaftig wahre Thatſache*) die runden holländer Käſe neben den Kanonen aufſchichteten, mit den Chokoladetafeln die Leder zum Abziehen der Raſirmeſſer beſtrichen, mit Copaiva-Balſam ihren Salat anmachten u. ſ. w. —

Napoli di Romania den 23 Jul.

Den 18 kam Oberſt Bory mit dem Dampfſchiff Hermes, um uns abzuholen. Meine Leutchen waren alle ziemlich gut. Abend um 10 Uhr fuhren wir ab, und erreichten ſchon den andern Morgen um 8 Uhr, trotz heftigem ganz konträrem Wind, Napoli di Romania. Die Bewegung dieſes Schiffes iſt ſo ſanft, daß man ſie ſelbſt bei unruhigem Meere kaum bemerkt. Hier fand ich leider eine ziemliche Ernte des Knochenmanns, denn dieſelben gaſtriſch und nervöſen Fieber hatten auch hier überhand genommen. Die Hitze iſt unerträglich, 32° Reaumur im Schatten ganz gewöhnlich. Als Nachtrag ſage ich Dir, daß, ſobald ſich Gelegenheit giebt, ein Transport Pflanzen über Trieſt an Dich abgeht. Mit Inſekten und Amphibien ſieht es ſchlecht aus, doch werden einige Türkenſchädel aus den Ebenen von Korintz mitkommen.

Jovellanos.

(Fortſetzung.)

Zu Sevilla lebte Jovellanos in einem Kreiſe von Schülern und Freunden, mit denen er die Genüſſe und die ſtillen Reize der ſie umgebenden Landſchaft theilte. Allgemeine Achtung belohnte ſeine vielfachen Tugenden, und es ſchien ihm Nichts mehr zu wünſchen übrig, als er im J. 1778 durch einen Befehl des Königs als Oberrichter an den Gerichtshof nach Madrid berufen ward. In der Hauptſtadt erfreute er ſich der Freundſchaft der ausgezeichnetſten Männer, welche den literariſchen Zirkel des berühmten Campomanes bildeten. Hier wurde er zuerſt mit Don Francisco Cabarrus bekannt, fand dieſen über gewiſſe Punkte der Staatswirthſchaft gleicher Anſicht, und es bildete ſich ein Freundſchaftsverhältniß zwiſchen ihnen, welches die Hauptquelle von Jovellanos ſpätern Unglücksfällen und Verfolgungen wurde. Campomanes, damals Präſident der hiſtoriſchen Akademie, ſchlug Jovellanos als Mitglied vor, und von dem Tage ſeiner Wahl an wurde ihm eine Unzahl von Aufträgen anvertraut, die er alle mit bewundernswürdigem Takte löſte und wobei er dieſelbe Vertrautheit mit der Nationalgeſchichte und den Alterthümern zeigte, welche er bereits in andern Zweigen der Literatur und der Wiſſenſchaft an Tag gelegt hatte *).

Während ſeines madrider Aufenthalts wetteiferten alle Akademien und literariſchen Geſellſchaften ihn als Mitglied zu gewinnen und von ſeinen wundervollen Talenten und Kenntniſſen Nutzen zu ziehen, und bei allen rechtfertigte er durch anhaltende und wichtige Arbeiten die hohe Meinung, die ſie von ſeiner Gelehrſamkeit, ſeiner Beredſamkeit und ſeinem patriotiſchen Eifer gefaßt hatten. Der Rath der Militärorden, in welchem er bald darauf Sitz und Stimme erhielt, übertrug ihm die ſchwierigſten Commiſſionen, die Viſitation ſeiner Collegien, die Anordnung der wichtigen Archive zu Ucles und die Aufnahme einer Karte der verſchiedenen den Militärorden der ſpaniſchen Halbinſel zugehörigen Gebiete, welche er auch aufs Gewiſſenhafteſte

*) Wir nennen unter dieſen Schriften vor allen ſeine Abhandlung über die Volksbeluſtigungen, die er auf Befehl des Raths von Kaſtilien ſchrieb. Dieſes ſchätzbare Werk macht der Gelehrſamkeit und den freiſinnigen Anſichten Jovellans die größte Ehre. Der erſte Theil enthält eine Beſchreibung des Urſprungs der öffentlichen Spiele in Spanien und deren Fortſchritte bis auf die Gegenwart. Der zweite weiſt den Einfluß nach, den ſie auf die öffentliche Wohlfahrt haben könnten, und giebt die Mittel an, wodurch ſeiner Meinung nach dieſes Ziel erreicht werden dürfte.

Digitized by Google

ausgeführt hat. Von dem Umfang und der Wichtigkeit ſeiner Arbeiten für die ſpaniſche Akademie und die von San Fernando liegen die vollſten Beweiſe vor. Die Archive beider Geſellſchaften wurden von ihm durch beredte Abhandlungen und ausführliche Beleuchtungen alter Werke nebſt kritiſchen Verſuchen über verſchiedene Zweige der Wiſſenſchaft bereichert. Gleiche Thätigkeit bewies er in der ihm von der Regierung übertragenen Anlegung einer Straße von Leon nach Oviedo und von Oviedo nach Gijon, wo er mehrere Monate blieb und ſeinen Einfluß zur Ermunterung der Induſtrie und des Unternehmungsgeiſtes der Aſturier benutzte. Nach Madrid zurückgekehrt nahm ihn die Vertheidigung ſeines Freundes des Grafen Cabarrus in Anſpruch, gegen welchen die Verfolgung begann, als derſelbe als Direktor der Bank von San Carlos ſich weigerte, ſich zu den Launen der Königin herzugeben, welche dieſes Nationalinſtitut gerne mißbraucht hätte.

☞ Rache und Haß zögerten nicht, den Mann, der den Gegenſtand ihres Grolls ſo offen vertheidigte, zum Opfer zu erſehen. Man beſchloß, Jovellanos, koſte es was es wolle, vom Hofe zu entfernen. Um einen Vorwand blieb man nicht lange verlegen. Nach einem nichtsſagenden Auftrag die Collegien der Militärorden zu reformiren, gab man ihm den ſeiner Stellung noch unwürdigern — die Kohlenbergwerke im Fürſtenthum Aſturien zu viſitiren. Bei dieſer Gelegenheit war es, daß er im J. 1794 zu Gijon die Errichtung des aſturiſchen Inſtitutes durchſetzte, deſſen Gründung immerhin unſers erleuchteten Zeitalters würdig iſt. Es wurde von ihm mit einer Rede eingeweiht, in welcher eben ſo ſehr ſeine Gelehrſamkeit als Beredſamkeit glänzte. Sein Plan beſchränkte ſich jedoch nicht auf Aſturien. Er wollte das Inſtitut zu Gijon als Muſter aufſtellen, um zu zeigen, was ſich für Spanien erwarten ließe, wenn deſſen gothiſche Univerſitäten und Collegien durch Erziehungsanſtalten erſetzt würden, die den Anforderungen des Jahrhunderts mehr entſprächen. „So lange die ſpaniſchen Univerſitäten,“ bemerkt er in einer Adreſſe an die Regierung, „bleiben, was ſie bisher geweſen ſind, ſo lange ſie noch unter der Tyrannei des Scholaſtizismus ſtehen, können die neuen Normalſchulen nicht gedeihen. Die Richtung des Geiſtes auf wiſſenſchaftliche Forſchungen wird ſeiner Zeit auch Gegenſtand der Fürſorge Ew. Excellenzen werden, da Sie für die Beſſerung der Volkserziehung ſo aufrichtig beſorgt ſind, um aber zu dieſem unſrer Wünſche ſo würdigen Ziele zu gelangen, wird es nothwendig, mit einer gänzlichen Reform der in unſern öffentlichen Schulen gegenwärtig vorherrſchenden Unterrichtsweiſe zu beginnen.“ So ſprach vor dreißig Jahren dieſer weiſe Spanier von dem verkehrten Zuſtand der Unterrichtsanſtalten in ſeinem Vaterland. Das aſturiſche Inſtitut beſteht noch fort, trotz den Revolutionsſtürmen, welche Spanien verheerten.

(Schluß folgt.)

Die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

(Schluß.)

Nach der Empörung von 1745 wurde eine allgemeine Entwaffnung der Bergſchotten befohlen und mit Gewalt ausgeführt. Engliſche Truppen zogen nach Schottland und die alte Verfaſſung wurde aufgelöſt; mit Grauſamkeit herrſchten die rachſüchtigen Sieger; das Volk ſollte entnationaliſirt werden, ſeine eigenthümliche Kleidung nicht mehr tragen, die Mutterſprache nicht mehr ſprechen. Dennoch bewahrte es mit Stolz und Kraft ſeine alten Sitten und verſöhnend trat Chatham ins Mittel. Ihren Nationalgewohnheiten zurückgegeben, entwickelten die Bergſchotten nun einen neuen und intereſſanteren Charakter, indem ſie die Tugenden der wilden Völker behielten, die Laſter derſelben ablegten. Die Vaterlandsliebe, die Treue, die Gaſtfreundſchaft fuhren fort, unter ihnen zu blühen. Sie gewöhnten ſich, alle Schotten als Brüder und Landsleute zu betrachten, zu welchem Familienſtamm ſie auch gehören mochten; und, worüber man ſich nicht genug verwundern kann, dieſelben Menſchen, die noch vor 60 Jahren vom Raube lebten, werden jetzt wegen ihrer Moralität oft angeführt und ſind in ganz Großbritannien diejenigen, die den Criminalgerichtshöfen am Wenigſten zu thun geben. Noch zeigen ſie den heroiſchen Muth, der ſie ſonſt in den kleinen inneren Kriegen befeuerte. Strenge Beobachter der Religionspflichten erfreuen ſie alle Chriſten durch ihre thätige Frömmigkeit, mit welcher ſie durch Sturm und Wetter zu fernen Kirchen ziehen. Eben ſo ſehr ſtrengen ſich ihre Geiſtlichen und Prieſter an, denen Miſſionäre als Gehülfen beigegeben ſind. Jedes nur etwas bedeutende Dorf in den Gebirgen und auf den Inſeln beſitzt gegenwärtig eine Schule, wo Leſen und Schreiben gelehrt wird. Der Anfang dieſer Schilderung kommt ziemlich überein mit der ſchrecklichen Züchtigungsperiode in Morea gleich nach dem Kriege von 1770, wo Türken und Albaneſen in den Peloponnes einrückten und den abſoluteſten Despotismus ausübten. Aber ſpäterhin ſich ſelbſt wieder überlaſſen, begannen die Griechen dieſelbe Uebergangsperiode zum Beſſern: die Idee des Vaterlands gewann unter ihnen Raum und brachte die alte Stamm- und Familienſcheidungen mehr und mehr in Vergeſſenheit. Wer kennt nicht jene ſchöne Sitte der Freundſchaft, welche unter ihnen herrſcht, wie der Freund dem Freunde zum ewigen Bunde ſich antrauen läßt und den prieſterlichen Segen empfängt (Adelphoſine)? Dieſe Sitte allein ſchon macht ihnen die Pflicht der Bruderliebe anſchaulich, wenn ſie ihnen auch nicht durch Bedürfniß, Sprache, Abſtammung und gemeinſame Rettung nahe gelegt würde. Der fleißige Beſuch der Kirchen findet auch bei den Griechen Statt; ihr religiöſer Sinn artet vielmehr noch zu oft in blinden fanatiſchen Eifer aus. Schulen hatte faſt jeder kleine Ort bis zum Anfang des Befreiungskrieges; und ſo wird auch dort Unwiſſenheit und Aberglaube ſich nach und nach verlieren.

Nicht bloß in Hinſicht der Sitten und des Charakters können wir zwiſchen den Bergſchotten und Berggriechen eine Aehn-

Digitized by Google

Achkeit wahrnehmen, die ſich gleichfalls auf die Inſelgriechen erſtreckt, ſondern auch in Betracht der Sprache findet eine Vergleichung Statt. Als Probe mag folgendes Verzeichniß dienen:

Gäliſch. Geſchrieben.	Geſprochen.	Griechiſch.	Deutſch.
Ce	Kó	γη	Erde
Deich	Dêch	δεκα	Zehn
Mathair	Maer	μητηρ	Mutter
Gin	Guin	γινομαι und γενναω	hervorbringen
Fonn		φωνη	Stimme, Ton, Melodie
Ubh	Ouv	ὠόν (ovum) 'αυγόν, neugr.	Ei
Saighde	Sâchte	σαΐττα od. σαγίττα	Pfeil
Teampull.	Tchampoull.	τέμπλον (ngr.) von τέμενος, το,? altgr.)	Tempel
Uair.	Ouar	ὥρα (hora)	Stunde
Tarbh	Taru	ταῦρος	Stier.
Mile (d. h. tauſend)	Mile	μίλιον	Meile von 1000 Schritten.
Airgiod	Argid	ἀργύριον (argentum)	Silber.
Mil	Mill	μέλι (mel)	Honig.
Fiabhrus	Fiavrus	πυρετός	Fieber.
Bacholl	Bâchol	βάκτρον (baculum)	Stock.
Claireach	Clerách	κληρικος (neugr.)	Geiſtlicher. (clericus)
Meadhon	Mêchon	μεσον (medium)	Mitte
Lough	Leuch	λέγω	leſen.
Righ	Ri	ρηγας, ρηξ (ngr.) rex	König.
Maighistir	Mahistir	μάστορης (ngr.)	Meiſter.
(μαστορικός, meiſterhaft, vom altgr. μάστωρ? Forſcher).			
Tu	Tu	συ	Du.
Nochd	Nôche	νύξ (nox)	Nacht.
Ochd	Oche	ὀκτω	acht.
Lachd	Lâche	(γαλάκτιον (lac) γάλα, γάλακτος.)	Milch, lait.

Orientaliſche Literatur.

Den Bemühungen eines Sohns des Herzogs von Clarence, des Obriſts Fitzclarence, verdankt England ein Inſtitut, welches für die Verbreitung der orientaliſchen Literatur in Europa ſehr folgenreich zu werden verſpricht — den Verein zur Herausgabe von Ueberſetzungen orientaliſcher Werke. Der Verein, welcher einen Anhang zu der Königlich-aſiatiſchen Geſellſchaft bildet, beſtimmt durch ſeinen Ausſchuß (oriental translation committee) die Wahl der zu überſetzenden Werke, welche er theilweiſe oder ganz, und gelegentlich mit dem Originaltext und Erläuterungen begleitet, auf ſeine Koſten erſcheinen läßt. Die Sprache, in welcher überſetzt wird, iſt die engliſche, in beſondern Fällen die franzöſiſche oder lateiniſche. Kein Werk, welches dem Verein angeboten wird, kann gedruckt werden, ehe wenigſtens acht Mitglieder des Ausſchuſſes ſich damit einverſtanden erklärt haben. Der Verein vertheilt jährlich vier Belohnungen im Betrag von je 50 bis 100 Guineen, und vier Medaillen, jede im Werth zu 20 Guineen, worauf die Namen der Individuen, denen, und die Titel der Bücher, wegen deren ſie verliehen werden, geſchrieben ſtehen. Für die zwei beſten Arbeiten hat Georg IV zwei goldene Medaillen, jede zu 25 Guineen, hinzugefügt. Der Ueberſetzer eines Werks, welches der Verein übernimmt, kann auf 25 F eiex.mplare Anſpruch machen. Dasjenige Mitglied des Vereins, welches 10 Guineen und drüber jährlich ſubſcribirt, bekommt von jedem Werk, welches man drucken läßt, ein Exemplar auf feinem Papier mit ſchönverziertem Titelblatt, worauf der Name des Subſcribenten; wer jährlich 5 G. unterzeichnet, iſt bloß zu ſo vielen Exemplaren um die Hälfte des Preiſes, welchen Nicht-Mitglieder bezahlen, berechtigt, als ſeine Subſcription beträgt. Eine allgemeine Verſammlung der Geſellſchaft findet jährlich am 7 Juni Statt; ausnahmsweiſe, wenn neun Mitglieder mit Angabe des Grundes eine verlangen. Der Ausſchuß hält Sitzung, ſo oft der Sprecher oder der Secretär oder zwei Mitglieder es für nöthig erachten.

(Fortſetzung folgt)

Die Reben von Tokai.

Ein alter ungriſcher Schriftſteller, Szirmay de Szirma, giebt die folgende Notiz über die tokaier Reben; die Bergkette der Grafſchaft Zemplin, eine Verzweigung der Karpathen, von mittlerer Höhe, heißt im Ungriſchen Hegy-Allya, d. h. Fuß des Gebirges. Der Berg Magos-Hagy, auf welchem ſich eine mit Lava umgebene Vertiefung findet, ſcheint vulkaniſchen Urſprungs. In dieſen Grund, der aus calcinirtem Baſalt beſteht, ließ König Bela IV im Jahr 1241 die erſten Reben legen, welche den nachher ſo berühmt gewordenen tokaier Wein hervorbrachten, deſſen Ertrag jährlich zu 240,000 Eimern geſchätzt wird. Er ſoll die Reben aus Italien und Morea über Venedig bekommen haben, und der „Formint", wie eine der beſten Arten des Tokaiers heißt, ſcheint wirklich dem von Horaz ſo hoch geprieſenen Wein von Fermia einiger Maßen zu entſprechen. Eine andere Art ſoll von Malvaſia abſtammen. Im 16 Jahrhundert war der Tokaier noch wenig bekannt. Szirmay erzählt, daß, als einſt während des tridentiniſchen Conciliums einige italieniſche Prälaten die Weine ihres Vaterlandes rühmten, Georg Drascowich, Biſchof von Coloiza, behauptet habe, der ungriſche Wein thue es allen andern zuvor. Da Niemand ihm glauben wollte, ließ er alsbald eine Probe von Tallyamada, einer der beſten Tokaierſorten, herbeibringen. Der Pabſt ſelbſt koſtete davon, und geſtand, daß er nie etwas Beſſeres getrunken. Dieß geſchah 1562; der Tokaier iſt aber noch weit vorzüglicher geworden, ſeit man angefangen hat, die Trauben auszuleſen."

Szirmay erwähnt auch des vegetabiliſchen Goldes, das man in der tokaier Traube gefunden haben will, und hält daſſelbe für Inſekteneier, um welche herum der Traubenſaft ſich kryſtalliſire. Bemerkenswerth iſt übrigens, daß ſelbſt Chaptal an das Daſeyn des vegetabiliſchen Goldes glaubt, und es durch mehrfache Verſuche darzuſtellen geſucht hat.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 150 und 151. 30 und 31 May 1830.

Rio Janeiro *).

1) Negerſclaven. Die Umgebung der Hauptſtadt.

Glühend war die Nacht geweſen; die Stiche der Muskito's machten dieſelbe wahrhaft unerträglich, und ich hatte ſie bald unter meinem erſtickenden Mückentuch, bald im Zimmer auf und ab wandelnd durchpaßt, und Thür und Fenſter umſonſt einem Luftzügchen geöffnet. Erſt gegen drei Uhr Morgens war ich eben daran, aus Müdigkeit einzuſchlafen, als ich an die Hausthür klopfen hörte. Verdoppelte Schläge weckten mich gänzlich auf und brachten mir zu Sinn, daß M. mich mit Tagesanbruch abholen wollte, um mich zum Waſſerfall von Tijuka zu führen. Ich rief Lorenz, welcher herumtappend und über die Leiber der Neger, welche in den Gängen und auf der Treppe ſchliefen, hinſchreitend, M. die Thür öffnete.

Noch mit dem Aufkleiden beſchäftigt, trieb mich ein gewaltiger Lärm, der ſich plötzlich im Hauſe erhob, aus dem Zimmer zu treten, um nach der Urſache zu ſehen. Da erblickte ich denn den Neger, der mein Pferd gebracht, und der wüthend, daß er lang vor dem Haus hatte warten müſſen, die Schwarzen, welche nicht bei dem erſten gegebenen Zeichen aufgewacht waren, mit ſeinem Stock aufs Emſigſte bearbeitete. Dieſe falteten ganz ruhig und ohne ein Wort zu verlieren, ihre Decken zuſammen, als ob Schläge und Scheltworte ihnen gar nicht gälten, und nicht der mindeſte Grund vorhanden wäre ſich zu beeilen, oder zu beklagen, zu vertheidigen, zu rächen. Die Wuth des Schwarzen, der ſo gut ein Sklave war, als Die, welche er ſchlug, die dämiſche Ruhe der Andern während ſeiner Mißhandlungen, ſetzten mich nicht in Verwunderung; ſchon hundert Mal war ich Zeuge eines ſolchen Schauſpiels in den Injegna's **) geweſen. Ich ſchickte den Tobenden auf die Straße zurück, um mein Pferd zu halten, das er dort frei hatte ſtehen laſſen, vollendete meinen Anzug, und fort ritten wir.

Die Stadt lag in tiefem Stillſchweigen. Die Glocken der zahlreichen Thürme waren noch nicht in Bewegung, und nur hier und da öffneten Neger die kleinen grünen Sommerläden der Mittelthüren *), welche den Eingang zu den meiſten Häuſern bilden. Noch Niemand auf den Granit-Trottoirs; aber da und dort lagen unter den Säulengängen der Kirchen ein Paar freie heimathloſe Neger, oder zerlumpte, von Elend und Cachas **) entwürdigte Europäer ſchlafend ausgeſtreckt. An der Ecke der Straße Uvidor war bereits eine Schenke offen; drei aufrecht ſtehende Negerinnen, mit Körben auf dem Kopfe, rauchend aus kleinen Pfeifen mit kurzen Röhren, und abwechſelnd aus demſelben gewaltigen Humpen, die man ihnen vorgeſetzt, Branntwein trinkend, waren in feuriger Unterhaltung begriffen und ſchwatzten alle Drei zugleich, indem ſie ihre Reden nach Gewohnheit mit weit hin ſchallendem Händeklatſchen begleiteten.

Wir zogen über den Platz San Antonio, auf welchem ſich das von den Franzoſen zu Ehren der Vermählung des Kaiſers errichtete Denkmal erhebt ***). Seine geſchmackvolle Form, die im Kleinen die Säule vom Vendôme-Platz wiedergiebt; die franzöſiſchen Inſchriften um die Namenszüge Pedros und Amalias her, mitten auf einem Platz, deſſen portugieſiſche Bauart mit den einfachen Linien des neuern europäiſchen Stiles ſo wenig übereinſtimmt, boten einen um ſo überraſchendern Anblick, als die Gipfel der Granitberge, welche hoch über die Kirchthürme von San Antonio und deren verzierte Spitzen ſich erheben, keinen Zweifel über den ausländiſchen Urſprung eines Monumentes ließen, welches Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe hier errichtet haben. Jede fremde in Rio angeſiedelte Nation hat ihr Denkmal zur Feier jener Vermählung aufgeführt; ſo bemerkten wir vor dem Schauſpielhaus den Obelisk der Portugieſen; auf der Plaza d'Acclamationes den Triumphbogen der Engländer.

Kaum waren wir vor der Stadt auf der Straße nach San Chriſtophero, als die Sonne am Himmel emporſtieg und uns mit ihren brennenden Stralen bald übers Haupt hereingekommen war.

*) Bruchſtück eines Schreibens des Obriſten Brack an Caſimir Delavigne, vom 28 December 1829.

**) Zuckerſiedereien.

*) portes bâtardes, Thüren, welche kleiner ſind, als eigentliche Thore, durch welche man mit Wagen und Pferd einfährt, aber größer, als eine bloße Hinter- oder Zimmerthür.

**) Aus Zuckerrohr gewonnener Branntwein.

***) Dieſes Denkmal iſt nach dem Entwurf und unter der Leitung Pezerats, ehemaligen Zöglings der franzöſiſchen polytechniſchen Schule, gegenwärtig Majors im braſiliſchen Geniecorps und Architekt des Kaiſers, ausgeführt.

Digitized by Google

Die ganze Natur erwachte. Die Stadtglocken tönten; der Kanonenſchuß verkündete die Oeffnung des Hafens; Neger mit Milch, Früchten, Gemüſe bedeckten die Wege, und in Kurzem befanden wir uns in einer Staubwolke, aufgeregt durch die Heerden kleiner, langgehörnter Ochſen, welche man zur Stadt trieb, und die Heerden von Sclaven, welche durch die Peitſche ihrer gleichbürtigen oder mulattiſchen Tyrannen aufs Feld gejagt wurden.

Eine dieſer Menſchenheerden kam an uns vorbei. Sie beſtand aus dreißig Kindern von ſechs bis zwölf Jahren. Zwei junge Mütter folgten ihnen nach, um die Mitte des Leibes in einem groben Stück Zeug zwei Kinder von einem bis zwei Jahren tragend. Der Aufſeher trieb den Marſch der ſchweigenden Truppe hart an, die durch ihre durchgängige Abmagerung auf all die Entbehrungen ſchließen ließ, welchen ſie ſeit dem Verkauf an den Küſten Africas unterworfen geweſen. Die Unglücklichen trugen noch die Ueberbleibſel des Wilden-Schmucks, den man ihnen Tags zuvor angelegt, um die Käufer mehr anzulocken; noch war ihre Haut geölt, um ſchwärzer und geſünder zu erſcheinen; ihre Köpfe waren mit rothen Wollenmützen bedeckt, und kleine Stücke weißer, neuer, gewaſchner Baumwolle deckte ihre Blöße und ihr Elend. Jedes, obwohl es nur mit Mühe ſich ſelbſt fortzuſchleppen vermochte, war nichts deſto weniger noch mit dem Geräthe beladen, welches ihr Herr nach ſeiner ländlichen Wohnung zu ſchaffen hatte. Irdene Töpfe, Teppiche, Stöcke, Luxusgegenſtände, Sättel, Peitſchen, Ketten beſchwerten ihre Köpfe, deren herrſchender Ausdruck die Stupidität des Unglücks war.

Ich eilte, dem traurigen Anblick bald möglichſt zu entgehen, und bald kamen wir in Sankt Chriſtoph an, wo zwei Offiziere vom braſiliſchen Geniewesen, Pezerat und Rivierr, beide Franzoſen, und ſtolz auf dieſen Namen, unſrer warteten. Unſer Zug wandte ſich links an dem Bache hin, der am Rand des kaiſerlichen Parks fließt, und näherte ſich dem Gebirg.

Die Ebene, worauf Rio de Janeiro liegt, hat ganz den Charakter einer früher vom Meer eingenommenen, und durch dieſes geebneten Gegend. Das Amphitheater von hohen Bergen, welches ſie umgiebt, erhebt ſich faſt ſenkrecht über ihr, und die Waſſer, welche von den Gipfeln des Tijuka und Corcovado herabſtürzen, ſcheinen, unten angelangt, ſich mühſam durch das Flachland, das auf eine Strecke von zwei franzöſiſchen Stunden jedes Abhangs entbehrt, mühſam hinzuſchleppen. Einige kleine Hügel mit Bäumen vom ſchönſten Grün bedeckt; einige Granitfelſen, welche da und dort vereinzelt, wie rieſenhafte Grenzmarken, emporſteigen, runden das herrliche, mit Landhäuſern maleriſch bedeckte Thal, harmoniſch zu.

Das Gebäude, welches vor allen ins Auge fällt, iſt der Palaſt von Sankt Chriſtoph, der gewöhnliche Aufenthalt des Kaiſers. Auf einer einzeln ſtehenden Anhöhe gelegen beut es einen köſtlichen Ueberblick des Gebirgs, der Ebene, der Stadt und des Meerbuſens dar. Ich zweifle, ob ſich eine Gegend in Europa an Hoheit mit dieſen verſchiedenen Ausſichten meſſen darf; beſonders die Bai kann man ſich nicht herrlich genug vorſtellen. Zwiſchen zwei üppigen Hügeln hindurch, deren einer zu den kaiſerlichen Gärten gehört, der andre den weniger maleriſchen Theil der Stadt verdeckt, ſieht man zunächſt zwiſchen Bananen, Kokosbäumen, blühenden Orangen das Schloß der Königin von Portugal, ſowie dasjenige, welches der Prinz von Leuchtenberg bewohnt, eine Kaſerne, eine Waſſerleitung, einige hübſche Landhäuſer, und all Das ſo ſchön, ſo anmuthig geordnet, daß der geſchickteſte Maler, daß ein Pouſſin ſelbſt nichts Aehnliches je erfunden hat. Weiter hinten zu dehnt ſich weit die Bai aus, mit ihren zauberhaften, duftenden Inſeln, bei deren jeder man im Vorbeifahren ſich des Gedankens nicht erwehren kann: „hier möchte ich mein ganzes Leben zubringen;“ — die Bai mit ihren zierlichen Segeln, mit den hundertfarbigen Flaggen aller Nationen, hell wie der Himmel, der ihr leuchtet, glänzend wie die Sonne, die ſie vergoldet. Am Geſichtskreis erheben ſich die Orgelberge, welchen ihre ſchmalen, ſenkrechten und gleichlaufenden Spitzen dieſen Namen mit Recht gegeben haben. In ihrer hohen Kühnheit ſcheinen ſie wie abſichtlich von Gott hingeſetzt: ſie ſind Braſiliens Blitzableiter, ziehen und brechen alle Stürme dieſer neuen Welt.

Die Vorderſeite des Palaſtes von Sankt Chriſtoph beſteht aus einem großen Fenſtergang, zu welchem man auf einer ſteinernen Treppe emporſteigt; zu beiden Seiten dieſer Galerie befinden ſich zwei Pavillons, der eine in dem wunderlichen Geſchmack der Bauwerke Ludwigs XV vom vorigen König errichtet; der andre vom Kaiſer nach neuerm, feinem Entwurf gebildet; Fresken ſchmücken ihn von unten bis oben.

(Schluß folgt.)

Jovellanos.

(Schluß.)

In Mitte ſeiner hochſinnigen Beſchäftigungen ward Jovellanos plötzlich auf den hohen Poſten gerufen, für welchen ſeine Talente und Tugenden ihn ſo ausnehmend eigneten; obgleich dieſe Eigenſchaften ſich nicht mit der Verderbniß und den Gefahren um ihn her vertrugen. Entweder trat bei der Regierung ein lucidum intervallum ein, oder ſpielte eine Hofintrike — Jovellanos ward mit einem Mal der hohen Würde eines Miniſters der Gnade und der Juſtiz für würdig befunden. Er bekleidete dieſen Poſten zwar nur wenige Monate, aber ſchon in dieſem kurzen Zeitraum entſprach er ganz der hohen Achtung, die er ſich früher in der Magiſtratur, als Gelehrter und als Privatmann erworben hatte. Er blieb ſeinem Streben für die Verbreitung der Volksaufklärung treu. In einer Denkſchrift an den König ſpricht er ſich über dieſen Gegenſtand in folgenden Worten aus, welche über die Literargeſchichte Spaniens und den Zuſtand der Volksbildung äußerſt belehrend ſind. „In meinem ganzen Geſchäftskreis,“ ſagt er, „hat ein Gegenſtand meine Aufmerkſamkeit beſonders beſchäftigt, der wegen ſeines wichtigen Einfluſſes die Beachtung Ew. Majeſtät vornehmlich verdient — ich meine den öffentlichen Unterricht, deſſen Gedeihen die Wohlfahrt, und deſſen Vernachläßigung den Verfall und Ruin der Völker im Gefolge hat. Es iſt anerkannte Thatſache, daß dieſer Unterricht das ſicherſte Unterpfand des Gemeinwohls

iſt, und daß die Völker je nach dem Grade ihrer Aufklärung oder ihrer Unwiſſenheit mächtig oder ſchwach, glücklich oder unglücklich ſind. Denn iſt es nicht der Unterricht, der die nützlichſten Zweige der Erkenntniß entdeckt, und ſie auf die Bedürfniſſe der Nationen anzuwenden lehrt? Giebt es aber ein Land, das eine größere Anzahl von Anſtalten für claſſiſche Literatur, für Philoſophie, Medicin, Theologie und Jurisprudenz beſitzt, als wir, das ſich ſo vieler Univerſitäten, Collegien, Seminarien, ſo vieler und ſo reicher Dotationen für Kirchen und Schulen rühmen kann? Die Urſache unſerer Unwiſſenheit liegt alſo nicht in der Vernachläßigung des Gegenſtands, ſondern in der Art der Behandlung. Es war eine Zeit, wo Spanien, aus der herrſchenden Finſterniß emporringend, mit ſorglichem Eifer der wiſſenſchaftlichen Bildung oblag. Ueberzeugt, daß alle menſchlichen Inſtitutionen ein Erbſtück des Alterthums ſeyen, ſtrebte es urſprünglich dieſes zu erforſchen, das Erforſchte zu verbreiten und zu beleuchten, und blieb nach der Verbreitung der gewonnenen Schätze mit Vorliebe bei denjenigen ſtehen, wo der Geiſt am Glänzendſten ſchimmerte, der Geſchmack und die Phantaſie die ſtärkſte Anziehung fanden. Spanien war der Sitz der Humanität, ſchritt in der Philologie, Poeſie, Rhetorik und Geſchichte erfolgreich vor, nahm aber nicht in den Kreis ſeiner Studien jene Wiſſenſchaften auf, von denen das ſpätere Wohl und der Ruhm des Volkes abhingen. Hierauf folgte eine Zeit, in der die Gefahr für den Glauben alle geiſtigen Strebungen in Anſpruch nahm. Die Periode der Ketzerei trat ein, und die Sekten wurden um ſo gefährlicher für die Staaten, als ſie, mit Fragen über die Rechte der Fürſten und der Völker ſich beſchäftigend, die öffentlichen Gewalten bedrohten, und ſchreckvolle Ausſichten auf Anarchie und Verwirrung eröffneten. Seit dieſem Augenblicke ging die geiſtige Richtung in Spanien hauptſächlich auf die kirchlichen Wiſſenſchaften, und was hierin geleiſtet wurde, zeigte ſich auf der tridentiſchen Kirchenverſammlung und den großen auf uns gekommenen Werken. Daß unſre Hochſchulen demſelben Geſchmacke huldigten, iſt ſehr begreiflich. Urſprünglich beſtanden ſie aus geiſtlichen Körperſchaften und waren als ſolche unter päpſtlicher Autorität gegründet. In dem Studienplan dieſer Collegien nahmen Theologie und kanoniſches Recht jederzeit die erſte Stelle ein. Philoſophie wurde nur als Vorſchule für dieſe Wiſſenſchaften gepflegt, und ſelbſt Medicin und Jurisprudenz wären vernachläßigt worden, hätte man bei der natürlichen Liebe zum Leben und zum Eigenthum die Mittel ihrer Erhaltung vergeſſen können. Ich brauche mich nicht über die Gebrechen dieſes Unterrichts weitläufig zu verbreiten, die zum Theil aus dem allgemeinen Zuſtande der Civiliſation in Europa, zum Theil aus der Verfaſſung jener Körperſchaften entſprangen. Bei der Wiederherſtellung der Literatur am Schluſſe des Mittelalters war die Welt peripatetiſch, und die ſcholaſtiſche Methode, das außerehliche Kind des Ariſtotelismus, ihr Gängelband. Alle Völker warfen jedoch früher oder ſpäter dieſes Joch ab, und wenn das unſre es noch trägt, ſo iſt es darum nicht minder geneigt, es abzuſchütteln und auf den rechten Weg einzulenken. Was ſage ich aber von dem verderblichen Mißgriffe, der die Quelle ſo vieler Uebel iſt, von der Mißachtung oder gänzlichen Vernachläßigung, womit bei dieſer Unterrichtsweiſe die nützlichſten Wiſſenſchaften behandelt werden? Wurde auch hin und wieder Mathematik oder Phyſik getrieben, ſo diente jene nur zum Kalendermachen, dieſe zu eiteln Spekulationen, um Grundſätze zu verewigen, welche die Erfahrung für lächerlich und nichtig erklärte.“

Als Seitenſtück zu dieſem Gemälde des frühern und zum Theil noch fortdauernden Zuſtands des Unterrichts in Spanien — nach welchem dieſer von der Laune oder dem Einfluſſe der Regierung abhängt — dient, was Jovellanos in ſeiner Gedächtnißſchrift auf Karl III — einem Meiſterſtück von akademiſcher Beredſamkeit bemerkt. „Nützliche Wiſſenſchaften, ſtaatswirthſchaftliche Grundſätze, ein Geiſt der Aufklärung — ſind die Wohlthaten, welche Spanien der Regierung Karls III verdankt. Wenn Jemand noch zweifelt, daß dieſe die Grundlage des Volksglücks bilden, ſo wende er ſein Auge auf jene kläglichen Zeitläufte, da Spanien in Aberglauben und Unwiſſenheit verſunken lag. Welch trauriger, empörender Anblick! Religion, zur Erleuchtung und Tröſtung der Menſchheit vom Himmel geſandt, durch Selbſtſucht in Verfolgung und Täuſchung verkehrt — Anarchie an die Stelle der Ordnung getreten — das Haupt der Staatsverwaltung entweder ein Tyrann oder der Spielball des Adels — das Volk, gleich einer rechtloſen Horde, der Habſucht der Herrſcher preisgegeben — der Dürftige von den Laſten des Staatshaushalts darniedergedrückt — der Reiche davon befreit und autoriſirt, noch drückendere zu machen — die Gerechtigkeit geſchändet — die Geſetze öffentlich umgeſtoßen und mit Füßen getreten — alle Bande der Sittlichkeit gelöſt — an der Stelle der Ordnung und der Sorge für das Gemeinwohl Verwirrung und Zerrüttung, und wo, wo war damals jener Sinn für das Beſſere, ohne den die Nationen von der Zeit Nichts zu erwarten haben? Spanien blieb einige Zeitalter hindurch in dieſem Abgrunde begraben; mit der Dämmerung des ſechzehnten Jahrhunderts aber hatte der Fürſt ſein Anſehen wieder gewonnen; die Vorrechte des Adels wurden ermäßigt, das Volk erhielt eine vernünftige Vertretung; die Gerichtshöfe wurden die Beſchützer des Rechts, die Sitze energiſcher Gerechtigkeitspflege; Ackerbau, Gewerb und Handel erblühten unter dem Schutze der Geſetze. Welche menſchliche Macht vermochte Spanien von dieſem Zenith der Größe zu ſtürzen, wenn der Geiſt wahrer Aufklärung ihm das ſo ſchnell Errungene zu ſichern zur Seite ſtand? Spanien hat die Literatur nicht verachtet; auf dieſer Bahn fortwährend zum Ruhme geſtrebt. Welche Früchte aber reiften bisher von den Arbeiten ſeiner Gelehrten? Was haben Spanien ſeine kirchlichen Studien genützt, wo kleriſche Spitzfindigkeiten die Moral und das göttliche Wort verdrängten? Was die Jurisprudenz, die auf der einen Seite Geſetze vervielfältigt und auf der andern ſie einer willkürlichen Auslegung unterwirft? Was die Naturwiſſenſchaften, die man bloß aus dem lächerlichen Mißbrauche kennt, den man in der Aſtrologie und der Alchymie mit ihnen trieb? Was endlich die Mathematik, die bloß ſpekulativ behandelt und nie auf das Wohl der Menſchheit angewendet wurde? Wenn der Nutzen der beſte Probſtein des Verdienſtes iſt, was verdankt man den vielen Namen, welche wir beſtän-

Digitized by Google

dig citiren, um unſrer Indolenz nud unſerm Stolze zu ſchmeicheln? Unter allen Studien ſuchen wir vergeblich die Staatswirthſchaft, eine Wiſſenſchaft, deren Prinzipien noch nicht, wie die der Politik, der Verderbniß zur Beute geworden, und deren Entwickelung wir ausſchließlich der Philoſophie der neueren Zeit verdanken. Welche Wahrheiten, welche Belehrung enthielt unſre Staatswirthſchaft, wenn wir von einer reden können? Schwankend in ihren Grundſätzen, ungeräumt in ihren Deduktionen, unſicher in ihren Bewegungen, ebenſo ungeſchickt in Erforſchung der Uebel, als in der Wahl der Gegenmittel, bot ſie uns kaum einen einzigen geſunden Regierungsgrundſatz. Jeder Staaatswirth bildete ſich ſein eigenes Syſtem, leitete den Urſprung der Wiſſenſchaft aus verſchiedenrn Quellen ab, und verfolgte ſein Ziel auf verſchiedenen Wegen. Und doch giebt es kein Gebrechen, keinen Fehlgriff, keinen Mißbrauch, der nicht bekämpft worden wäre. Der Reichthum der Geiſtlichkeit, die Vertheilung der Steuern, die Rechtspflege, der unmäßige Staatsaufwand ward unterſucht, zu Tage geſtellt, getadelt, aber nirgends ward abgeholfen. Die Urſachen wurdrn mit den Wirkungen verwechſelt; Niemand verfolgte den Urſprung des Uebels — verſtopfte die Quelle deſſelben; während England, Flandern und Italien unſre Mitbürger zu Grunde richteten, unſre Schätze vergeudet, unſre Hülfsquellen erſchöpft wurden, ſeufzte unſre Nation unter den Händen von Quackſalbern, welche ſie zu heilen unternommen. In eine ſo traurige Lage hatte eine falſche Richtung drs Geiſtes in dieſem Lande geführt, als im ſiebenzehnten Jahrhundert die öſterreichiſche Dynaſtie erloſch.“

Seinen Verbeſſerungsgrundſätzen gemäß verfolgte der Miniſter raſch ſeine Bahn und verſuchte den Gebrechen die Art an die Wurzel zu legen, namentlich die Inquiſition aufzuheben und die Univerſität Salamanca zu reformiren, damit dieſe den andern ſpaniſchen Univerſitäten als Muſter diente, und den König zu Entfernung ſeines auf den Staat verderblich einwirkenden Günſtlings zu vermögen. Allein letzterer Plan, der Anfangs zu glücken verſprach, und von deſſen Erfolg die beiden andern abhingen, mißlang; der Einfluß Godoys ſtieg und ward nur noch ungebührlicher; Jovellanos trat aus dem Miniſterium. Nach Aſturien verwieſen, mit dem Range und Gehalt eines Staatsraths, kehrte er zu der Leitung ſeines Lieblingsgeſchäfts nach Gijon zurück, dem ihm aufgetragenen Straßenbau, und vollendete die Unterſuchung der Steinkohlengruben und andere gemeinnützige Arbeiten, welche er, vor neun Monaten in das Miniſterium gerufen, angeordnet hatte. Dritthalb Jahre verlebte er hier unter den mannigfaltigſten öffentlichen und Privatbeſchäftigungen, welche ſein Biograph Cean Bermudez umſtändlich berichtet, endlich aber ſchoß die Hofnatter ihr volles Rachegift auf den Mann, der es gewagt hatte, ungebührlicher Willkürherrſchaft Schranken ſetzen zu wollen. Jovellanos wurde von dem Statthalter von Aſturien auf Befehl des Königs in ſeinem Hauſe verhaftet und als Staatsverbrecher unter Bedeckung einer Schwadron Reiter durch Leon, Kaſtilien, Navarra, Arragonien und Katalonien nach Barcelona gebracht, wo er ſich nach dem Orte ſeines Exils, dem Kloſter Valledmoſa auf der Inſel Majorka, einſchiffen mußte. Die gute Behandlung der Mönche milderte indeß die Unbilden der Lokalbehörden, welche die Werkzeuge des boshaften Godoy waren. Kaum hatte er ſich von den erlittenen Mißhandlungen etwas erholt, als er dem König in zwei unterthänigen, aber nachdrücklichen Zuſchriften ſeine Unſchuld betheuerte, und vor ein kompetentes Tribunal geſtellt zu werden bat. Der Erfolg dieſes Schrittes war geſchärfte Strenge, die ſo weit ging, daß man ihm das Schloß Bellver auf derſelben Inſel zum Kerker anwies und ihn alles Verkehrs nach Auſſen und ſelbſt des Schreibmaterials beraubte. Als endlich dieſe vielfältigen Drangſale ſeine Geſundheit untergraben hatten, kam er um den Gebrauch von Seebädern ein. „Die Regierung“, erzählt Jovellanos, „willfahrte meinem Geſuch, beſtimmte aber einen Badeort, wo ich den Blicken der Vorübergehenden auf der Landſtraße nach Portupi ausgeſetzt geweſen wäre, und befahl zu meiner Bewachung die unanſtändigſten Vorſichtsmaßregeln, ſo daß ich es vorzog, darauf zu verzichten, als mich dem Mitleid und Hohn des Pöbels preiszugeben.“

Dieſe Mißhandlungen dauerten bis zum Jahre 1806, wo dem Gefangenen der Genuß der freien Luft, der Gebrauch einiger Bücher und der Umgang mit einigen gebildeten Perſonen der Hauptſtadt, welche ihn beſuchten und unterhielten, erlaubt ward. Jetzt ſammelte er Materialien für die Geſchichte der Inſel und zeigte ſo, daß er unter allen Lebenswechſeln ſich der Welt nützlich zu machen verſtände. Seine Spaziergänge wurden Beſuche der Wohlthätigkeit, er milderte das Elend der Armen aus ſeinen kärglichen Mitteln und durch wohlwollende, menſchenfreundliche Geſpräche; auch arbeitete er für die Flora bellverica, welche er in lateiniſcher, majorkaniſcher und kaſtiliſcher Sprache herausgab, und in hiſtoriſchen *Memoiren* mit allem Geſchick eines Kunſtkenners beſchrieb er die öffentlichen Gebäude von Palma.

Dieß war jedoch nicht die erſte Gelegenheit, wo er ſeine tiefe Einſicht und ſeinen feinen Geſchmack in den ſchönen Künſten bethätigte. Seine Rede bei der Vertheilung der Preiſe in der Akademie von S. Fernando am 14 July 1781 fand allgemeine Bewunderung. Einige Jahre ſpäter ward er mit dem Sammeln drs Materials für das Werk beauftragt, welches damals unter der Aufſicht drs Staats über die arabiſchen Alterthümer von Granada und Cordova herausgegeben werden ſollte. Jovellanos rieth, einen zuverläſſigen Kunſtkenner nach dieſen beiden Städten zu ſchicken. Seinen Rath unterſtützte die Akademie; die Regierung aber, befürchtend, dieſe Genauigkeit möchte die Herausgabe der Stiche verzögern, ließ die Sache mit ſolcher Eilfertigkeit betreiben, daß das Werk weit hinter dem neuern des britiſchen Architekten Murphy zurückblieb, welches gleichfalls dieſe arabiſchen Denkmale zum Gegenſtande hat, und das den vollkommenſten Beifall verdient *).

*) Jovellanos Denkſchrift zu Ehren des berühmten Architekts *Don Ventura Rodriguez*, vorgeleſen in der königlichen Geſellſchaft von Madrid, müſſen wir hier erwähnen: in ihr ward der Urſprung der gewöhnlich für gothiſch oder deutſch gehaltenen Bauart nachgewieſen. Jovellanos nennt ſie überſeeiſch (ultramarina) und zeigt, daß ſie die Kreuzfahrer aus Paläſtina brachten, und alle Gelehrten ſtimmen ihm bei. Selten findet ſich

Ihm gebührt der Ehrentitel eines Beſchützers und Beförderers der edeln Künſte in Spanien; er war es, der ihr Studium weckte, und die Errichtung von Schulen, in denen ſie öffentlich gelehrt werden, betrieb, der in zwei beredten Diſſertationen die Freiheit vertheidigte, deren ſie bedürfen. Der Briefwechſel, welchen er mit Don Antonio Ponz, dem Verfaſſer der ſchätzbaren Viaje de Espanna unterhielt, betraf vornehmlich dieſe Materie; es ſind zehn Briefe voll der ſchätzbarſten Beobachtungen, welche er auf ſeinen vielen Reiſen durch die verſchiedenen Provinzen des Königreichs zu machen Gelegenheit hatte.

Sieben Jahre hatte Jovellanos auf Majorka zugebracht, bis die Revolution von Jahre 1808 den Friedensfürſten von ſeiner unnatürlichen Höhe herabſtürzte und Ferdinand VII den Thron beſtieg. Da kam ein königliches Dekret, welches ihm mit dürren Worten erlaubte, nach Madrid zurückzukehren. Dieſe wenn gleich frohe Botſchaft wurde Jovellanos nicht auf eine ſeinem gerechten Selbſtgefühl genügende Weiſe mitgetheilt; er wandte ſich daher ohne Verzug an den König, legte ihm ſeinen Fall vor, erſuchte um ausdrückliche Anerkennung ſeiner Dienſte, die Nichtigerklärung des Verfahrens gegen ihn, die Zurückſtellung ſeiner Papiere und Entſchädigung Derer, die in ſeiner Sache gelitten hatten. Dieſes Geſuch blieb ohne Erfolg; denn als der Bittſteller in Madrid ankam, ſaß Ferdinand nicht mehr auf dem Thron. Jovellanos ſchickte ſich an, nach Aſturien abzugehen, als die ſpaniſche Inſurrektion wider Frankreich ausbrach, deren Reſultate auf der Halbinſel noch nicht entſchieden ſind. Von dieſem Zeitpunkte an iſt Jovellanos ſein eigener Biograph. Die ſchöne Denkſchrift, welche er wenige Monate vor ſeinem Tode zur Vertheidigung der Centraljunta herausgab, iſt unſtreitig das vollendetſte unter allen ſeinen Werken. Intereſſant als Erzählung, höchſt wichtig als Beleg für die Zeitgeſchichte, voll der vernünftigſten Grundſätze des conſtitutionellen Rechts, die er ſowohl im Werke ſelbſt, als in den wichtigen Dokumenten des Anhangs entwickelt, und mit edler Beredſamkeit, einem Reichthum der Ideen und ſtyliſtiſcher Schönheiten geſchrieben, bleibt ſie eine der ausgezeichnetſten Zierden der ſpaniſchen Literatur. In dem erſten Theile vertheidigt er ſiegreich die Centraljunta gegen den Vorwurf der Ungeſetzlichkeit, der Anmaßung königlichen Anſehens, des Unterſchleifs und der Unredlichkeit gegen das Vaterland; im zweiten legt er ſeine eigenen Anſichten und ſein Benehmen von der Zeit ſeiner Befreiung bis auf die Herausgabe dieſer Vertheidigungsſchrift zu Tage.

General Sebaſtiani ſchrieb an Jovellanos: „Sie ſollten eine Partei verlaſſen, welche bloß für die Inquiſition, die Erhaltung von Vorurtheilen, für die Intereſſen weniger Granden in Spanien und für England ficht.“ Der edle Repräſentant von Aſturien entgegnete: „Ich folge keiner Partei, ich folge der gerechten und heiligen Sache meines Vaterlands, der wir uns einmüthig geweiht, indem wir aus ſeiner Hand die ruhmvolle Pflicht ſeiner Vertheidigung und Regierung übernommen, und geſchworen haben, ihr bis in den Tod treu zu bleiben. Wir kämpfen nicht, wie Sie behaupten, für die Inquiſition, nicht für viſionäre Vorurtheile, nicht für die Intereſſen der ſpaniſchen Granden — wir kämpfen für die unſchätzbaren Rechte unſeres Königs, unſrer Religion, unſrer Verfaſſung und unſrer Unabhängigkeit.“

Dieß waren die Geſinnungen, welche ihn von dem Augenblicke, da er ſeinen Kerker verließ, vor und nach ſeiner Mitgliedſchaft in der Centraljunta bis auf ſeine letzten Lebensaugenblicke mit allem Feuer der Jugend beſeelten; die Zuſammenberufung der Cortes war ſein innigſter Wunſch, und das Erſte, was er in der Centraljunta vorſchlug, und die Reform der ſpaniſchen Verfaſſung der Lieblingsgegenſtand ſeiner gelehrten Studien bis in ſeine letzte Lebenszeit. Er hätte die ſpaniſche Revolution auf eine Reform der Grundgeſetze der Monarchie beſchränkt, und nicht auf jene endloſen Neuerungen ausgedehnt, deren unglücklicher Verſuch die Nation von der endlichen Ordnung ihrer Intereſſen noch weiter entfernt hat. Jovellanos geſtand weder der Centraljunta, noch der Nation das Recht der Bildung einer neuen Verfaſſung zu, beſtand aber auf der Nothwendigkeit, die alte Verfaſſung umzuſchaffen, die weſentliche Form der Monarchie zu erhalten, die Grundgeſetze zu berichtigen, die königliche Prärogative und die großen Vorrechte der Hierarchie zu beſchränken, und ſie mit den unveräußerlichen Rechten des Volks in Einklang zu bringen, damit die bürgerlichen und die politiſchen Freiheiten auf die feſteſte Baſis gegründet würden. Zu dem Ende glaubte er, man müſſe ſich in dem Plane einer Reform vor jeder unvernünftigen Sucht nach Realiſirung neuer noch unerprobter Theorien, ſo wie vor jener allzuängſtlichen Anhänglichkeit an alte Inſtitutionen hüten, welche die Nation den Angriffen des Despotismus Preis gab. Dem Könige wünſchte er die Ausübung der Exekutivgewalt in ihrem vollen Umfang mit dem Recht des abſoluten oder beſchränkten Veto's, je nachdem man es rathſam fände, der Regierung ihre ganze Autorität unter der Verantwortlichkeit der Miniſter zu bewahren, der Nation dachte er die Legislativgewalt durch die Cortes in zwei Kammern zu, wovon die eine aus den Abgeordneten des Volks, die andern aus denen der Geiſtlichkeit und des Adels beſtünde, und die erſtere das Recht, die Geſetze vorzuſchlagen, und zu entwerfen, die letztere das der Reviſion und Beſtätigung hätte — der richterlichen Gewalt eine unabhängige Stellung mit der Verpflichtung der Nation die etwaigen Mängel in den Geſetzen aufzudecken, alle Municipalregierung aber wollte er von ihr getrennt. „Man wird“ ſagt Jovellanos, „wenn man dieſe Verfaſſungsgrundſätze hört, mir vielleicht vorwerfen, ich wolle die Spanier engliſiren; ich erwiedere, wenn Ihr die engliſche Verfaſ

viel Gelehrſamkeit, ſo viel Geſchmack, ſo viel Logik beiſammen, als Jovellanos in dieſer Denkſchrift vereinigt. Auf Majorka ſchrieb er eine Abhandlung über die engliſche Bauart, zu welcher er zwar den Stoff hauptſächlich aus Ferris de St Constant's Londres et les Anglais ſchöpft, die aber durch die beigegebenen Erläuterungen den Rang eines Originalwerks erhält. Er handelt den Urſprung der engliſchen Bauart ab, indem er ſie bis auf die Zeit der Druiden zurückführt und ſie in die ſächſiſche, gothiſche und moderne theilt. Einige Gebäude aus den jeweiligen Zeitaltern, beſonders in der St. Paulskirche in London, und andere aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert werden ausführlicher beſchrieben.

Digitized by Google

ſung recht verſteht, die großen Vortheile erkennt, welche dieſes erleuchtete und mächtige Volk ſeiner Regierungsform verdankt, und die große Aehnlichkeit zwiſchen ihr und unſrer alten Verfaſſung beachtet, wenn Ihr ferner bedenkt, daß jede theilweiſe Unvollkommenheit, die ſich vielleicht in der engliſchen findet, und jeder Mangel der unſrigen in einer vernünftigen Reform vermieden werden könnte, ſo hätten wir gewiß wenig Grund, uns über ſie zu beklagen.“

Es gehörte zum Geſchick dieſes Mannes, daß, wie die großen Dienſte, welche er in jüngern Jahren ſeinem Vaterland geleiſtet, durch Neid und Verfolgung und die Bosheit eines übermüthigen Emporkömmlings belohnt worden waren, ſo die ſeines Alters, eben ſo wichtig und ausgezeichnet, durch Verleumdung, Beſchimpfung, Kränkung, durch Indiskretion und Unmoralität, die von jeder, auch der beſten Revolution unzertrennlich ſind, vergolten wurden. Bei der Einſetzung der Regentſchaft wurde die Centraljunta geſprengt und ihre Mitglieder, als ſie ſich von Cadix entfernten, der ſchimpflichen Durchſuchung ihres Gepäcks an Bord der Fregatte, auf der ſie ſich einſchifften, unterworfen, und kaum waren ſie nach Ferrol gekommen, als man ſie feſt hielt und verhaftete, weil ein Ankläger behauptete, daß ſie dreihundert Kiſten mit Gold und Silber, aus dem öffentlichen Schatz entwendet, mit ſich führten. Jovellanos, der auf einem andern Schiffe gerade nach Gijon ſegelte, entging dieſer Schmach; als er aber nach Noya kam, in deſſen Nähe er Schiffbruch litt, erging es ihm nicht beſſer. Dieſe Unbilden veranlaßten ihn, ſeine vortreffliche Denkſchrift an ſeine Landsleute (Memoria a mis compatriotas) zu ſchreiben, worauf er ſich nach ſeinem lang erſehnten Aſyle in Gijon begab, hier mit neuem Eifer die Reform des Inſtituts vornahm, und ſo die ſpäteſten Augenblicke ſeines Lebens dem öffentlichen Unterrichte widmete. Um daſſelbe aus der kläglichen Lage, in die es bei der franzöſiſchen Invaſion gerathen, wieder zu erheben und zu vervollkommnen, ſchlug er freiwillige Geldbeiträge vor, wegen deren er eine Adreſſe an die Aſturier erließ, die man gleichſam den Sterbehauch ſeines patriotiſchen Sinnes nennen könnte. „Durch den Arm des Deſpotismus aus Eurer Mitte geriſſen, begannen die Feinde meines Namens den Ruin des Inſtituts, und die unſres Vaterlandes vollendeten ihn. Wenn meine Mittel noch wären, wie ſonſt, ſo würde ich den größern Theil derſelben dem Zwecke widmen, der ſeit langer Zeit einer meiner eifrigſten Wünſche war; aber ich werde wenigſtens thun, was in meinen Kräften liegt. Mein Gehalt, der über 134,000 Realen betrug, iſt jetzt auf 40,000 reducirt; allein ich will ihn theilen mit Denen, welche ihr Vaterland ſchützen und belehren. Von dem folgenden Monat an ſoll ein Viertheil deſſelben unſern Truppen, ein zweites Viertheil unſerem Inſtitute gehören. Wenn Ihr mich unterſtützt, ſo ſoll die Erziehung unſrer Jugend wieder wie früher der Gegenſtand meiner eifrigſten Fürſorge ſeyn. Ich will die erſten Schritte des Zöglings leiten, ihn in ſeine Studien einführen, über ſeine Fortſchritte wachen, und mit der Liebe und Sorgfalt eines Vaters ſeinem Wohle mich widmen. Bloß dazu bin ich nach ſo langer Abweſenheit unter Euch zurückgekehrt, dieſem Zwecke will ich den Reſt meiner Lebenskräfte opfern, die mir nach ſo viel Verfolgungen und Drangſalen geblieben ſind.“ —

Vier und ſechzig Tage nach dieſem Aufruf war Jovellanos nicht mehr. Da Aſturien wieder von einem Einfall der Franzoſen heimgeſucht ward, mußte dieſer berühmte Veteran ſeine Heimath verlaſſen; er ſtarb auf der Flucht, doch noch innerhalb der Grenzen ſeiner Provinz. Die Cortes, deren Zuſammenberufung er mit ſo vielem Eifer betrieben hatte, gaben dieſem Helden in Tugend und Wiſſenſchaft das wohlverdiente Zeugniß, daß er ſich um ſein Vaterland verdient gemacht habe *). Seine Büſte in Marmor, von einem geſchickten Künſtler in Sevilla ausgeführt, befindet ſich in England, im Beſitz ſeines vertrauten Freundes und Verehrers, des Lords Holland. Ein anderer ſeiner Freunde hat folgendes Epigramm auf dieſelbe gedichtet:

Alma Jovellanos haec eſt sapientis imago!
Gratia quanta illi! Quantus in ore decor!
Quod si ars virtutem mentemque effingere posset,
Non orbe in toto pulchrior ulla foret.

Die Geſchichte des Krieges in Deutſchland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814.

Nach der franzöſiſchen Revolution iſt ohne Zweifel der Umſturz der Rieſenmacht Napoleons durch die vereinigten Anſtrengungen aller Nationen Europas das wichtigſte Ereigniß der neueren Geſchichte. An Materialien zu der Begründung eines richtigen Urtheiles über jene Periode fehlt es auf keine Weiſe; um ſo auffallender iſt es daher, daß noch Niemand es verſucht hat, uns eine *unparteiiſche* nicht bloß den äußeren Gang, ſondern auch die *innere Entwicklung* der Begebenheiten umfaſſende Schilderung derſelben zu geben. Die „Erzählung von dem Kriege in Deutſchland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814“ von dem Marquis von Londonderry (Narrative of the War in Germany and France, in 1813 and 1814. Lond. 1830. 4), welche ſo eben zu London in einem anſehnlichen Quartbande erſchienen iſt, bietet auf's Neue dem künftigen Geſchichtſchreiber manchen dankenswerthen Beitrag; beſonders ſetzt ſeine Stellung in den Hauptquartieren der Verbündeten den Verfaſſer in den Stand uns manche Aufſchlüſſe zu geben, die wir aus anderen Quellen wohl ſo bald noch nicht zu erwarten gehabt hätten. Die unentſchiedene Haltung Bernadotte's, die freilich ſchon in den Bewegungen und Zögerungen ſeines Armeekorps ſich ausſpricht, lernen wir hier auf eine Weiſe kennen, die keiner Erläuterungen mehr bedarf. „Ich ſpeiſte,“ ſagt der Marquis, „an dem Tage meiner Ankunft zu Greifswald bei dem Kronprinzen von Schweden und hatte zwei lange Unterredungen mit Sr. königlichen Hoheit. Seine einnehmenden Manieren, ſeine geiſtreiche Unterhaltung, die Leichtigkeit des Ausdruckes und das Talent, welches ſich in jedem Worte zeigte, welches er ſprach, überzeugte mich bei meiner erſten Zuſammenkunft, daß er kein gewöhnlicher Menſch war. Indeſſen war es meine Pflicht mich durch dieſen Brillantglanz nicht blenden zu laſſen, ſondern wo möglich durch den Schimmer, der ihn umgab, zu er-

*) In der öffentlichen Sitzung vom 8 Januar 1812 auf Antrag des Grafen von Toreno.

Digitized by Google

forſchen, was ſeine wahren Abſichten wären und in wiefern die Dienſte, welche er in der Wirklichkeit der allgemeinen Sache leiſtete, der Wärme ſeiner Verſicherungen und dem hohen Schwunge ſeiner Pläne entſprächen. Das vorſichtige Benehmen, welches er während des letzten Feldzuges beobachtet hatte, war für die Verbündeten von den wichtigſten Folgen geweſen. Bis jetzt war noch Nichts vorgekommen, was man ihm zum Vorwurfe hätte machen können, doch — man mußte ſich Dieß geſtehen — auch Nichts, was unbedingtes Vertrauen gerechtfertigt hätte; es blieb daher zu ermitteln, ob die Zukunft bei ihm ein mehr verſprechendes Anſehen gewinnen könne. Der unzweideutigſte Beweis ſeiner Aufrichtigkeit würde es geweſen ſeyn, wenn er offen und rückſichtslos ſeine neuen Unterthanen gegen ſeine alten Freunde in's Feld geführt hätte. Man konnte unmöglich daran glauben, daß es ihm vollkommen ernſt ſey, ſolange man ihn nicht an der Spitze ſeiner Schweden den Franzoſen gegenüber im Feuer ſah.

„Bei einer anderen Zuſammenkunft breitete der Prinz, wie gewöhnlich, ſeine Karte aus und ſprach mit eben ſo großer Beredſamkeit, als Sachkenntniß über die combinirten Operationen, welche im Werke waren. Dieß war alles recht gut; aber ich wünſchte ſeine Armee in Bewegung zu ſehen; und da ich wiederholt hierauf drang, ſo entſchlüpfte er meinen Vorſtellungen, indem er ſagte: es würde nicht klug ſeyn, ſeine Waffen zu früh zuſammenzuziehen, da dem Feinde dadurch ihre Concentrationspunkte verrathen würden; doch verſicherte er mich, daß 10,000 Mann bereits auf dem Marſch wären. Mit Wem ſich der Prinz auch unterhielt, ſo geſchah Dieß immer mit der liebenswürdigſten Leutſeligkeit und Herzlichkeit. Es iſt unmöglich dem Zauber ſeiner Beredſamkeit zu widerſtehen, oder gegen ſein einnehmendes Weſen gleichgültig zu bleiben; und wenn man ihn ſeine Eaudecologneflaſche in der einen Hand und ein weißes Taſchentuch in der anderen vor ſich ſieht, wie er Alles um ſich her mit dem Parfüme überſchwemmt, ſo erfordert es viele Keckheit, die Faſſung nicht zu verlieren und durch die glänzende Auſſenſeite in den Kern des auſſerordentlichen Mannes zu dringen, zu dem man jederzeit freien Zutritt hat und von dem man nie anders als mit Mon ami! angeſprochen wird."

Alle Bemühungen des Marquis, den Kronprinzen zu einem entſcheidenden Schritte zu vermögen, waren ohne Erfolg; und endlich ſah er ſich genöthigt geradezu an ihn zu ſchreiben: Je parle actuellement comme soldat; et si vous ne commencez pas votre marche, vous vous en repentirez toujours! Die Zurechtweiſung, welche der edle Lord für dieſe etwas peremptoriſche Aufforderung erhielt, können wir nicht anders als wohlverdient nennen. „Als ich am Morgen des 18 Octobers in das Hauptquartier zurückkehrte, war ich eben ſo ſehr überraſcht, als verletzt, als der Prinz mit einem Blick, der an unterdrückten Zorn grenzte, mir entgegentrat, mich in ein Fenſter zog und halblaut mich anredete: Comment, Général Stewart, quel droit avez vous de m' écrire? Ne rappellez vous pas, que je suis le Prince de Suède, un des plus grands généraux de l'age? Et si vous étiez à ma place, que penseriez vous si quelqu'un vous écriroit comme vous m'avez écrit? Vous n' êtes pas accrédité près de moi; c'est par mon amitié que vous êtes ici; et vous m' avez donné beaucoup de peine!"

Neu wird für die meiſten unſerer Leſer ſeyn, was Lord Londonderry über Napoleons Friedensunterhandlungen vor der Schlacht bei Leipzig berichtet:

„General Meerveldt, der am 16 gefangen worden war, wurde von Bonaparte auf ſein Wort entlaſſen und mit Friedensvorſchlägen an den Kaiſer von Rußland beauftragt. Bonaparte ſah den General Meerveldt in dem Dorfe Lutſchen; er ſprach ungemein ernſthaft mit ihm über die Möglichkeit eines allgemeinen Friedens; zuvörderſt erklärte er ihm indeſſen, daß er noch 200,000 Mann in der Linie und eine viel zahlreichere Cavallerie habe, als die Verbündeten erwarteten. Er erbot ſich unter der Bedingung eines Waffenſtillſtandes während der Unterhandlungen Danzig, Stettin, Cüſtrin, Glogau, Dresden, Torgau und, wenn es ſeyn müßte, ſelbſt Wittenberg zu räumen. Zugleich verſprach er, ſich hinter die Saale zurückzuziehen; und in Bezug auf die Friedensbedingungen ſagt er, daß England Hannover wieder erhalten könne; die Flaggen von Hamburg und Lübeck ſollten neutral ſeyn, Holland unabhängig und Italien zu einem ſelbſtſtändigen Staate vereinigt werden. Von einer Zurückgabe von Mantua an Oeſterreich wollte er Nichts hören, indem er wiederholte, daß Italien ganz bleiben müſſe. Meerveldt bemerkte, die Verbündeten würden vielleicht Murat nicht als König von Neapel anerkennen wollen; ſeine Antwort war, daß man in dieſer Beziehung den Unterhandlungen nicht vorzugreifen brauche; aber wiederholt erklärte er, er könne unmöglich glauben, daß England je auf einen Frieden eingehen werde, außer unter einer Bedingung, der er ſich nie unterwerfen werde, nämlich der Beſchränkung der franzöſiſchen Marine auf eine gewiſſe Anzahl Kriegsſchiffe. General Meerveldt fragte hierauf, ob er auch Erfurt gleich den übrigen Feſtungen aufgeben wolle. Napoleon zögerte; und der General ſagte hierauf, die Reſignation des Protectorates des Rheinbundes ſey unumgänglich. Bonaparte erwiederte, Dieß ſey unmöglich; als ihm aber geſagt wurde, daß Bayern ſich von ſeinem Schutze zurückgezogen hätte und daß bereits andere Unterhandlungen im Werke wären, ſo rief er aus: „dann hört das Protectorat des Bundes von ſelbſt auf." In Bezug auf Spanien bemerkte er, dieß ſey nur ein Familienſtreit; je n'y suis plus, alſo iſt dieſe Frage entſchieden. — Dieß waren die Hauptgegenſtände der Unterhaltung, wie General Meerveldt dieſelbe wiedergab."

(Schluß folgt.)

Orientaliſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Am 7 Mai 1828 trat der Verein, nachdem mehrere der erſten Orientaliſten Englands, wie Sir Georg Staunton, Sir Alexander Johnſton, Profeſſor Lee, Colebrooke ꝛc. ihm ihre Unterſtützung zugeſagt, zum erſten Mal in allgemeiner Verſammlung zuſammen. Die Königlich-aſiatiſche Geſellſchaft gab ihr Haus her. Der Prinz Leopold von Sachſen Coburg nahm den Präſidenten-Stuhl ein, und erledigte ſich ſeines Amtes mit eben ſo viel Urbanität als Gewandheit. Der Bericht, welchen der Sprecher des Ausſchuſſes, Sir Gore Ouſeley, über die bis dahin getroffenen Einleitungen vortrug, bot die ſchönſten Ausſichten für das Gedeihen des Unternehmens dar, obgleich ſeit dem Entſtehen deſſelben erſt vier Monate verfloſſen waren.

Digitized by Google

Auf der Subſcribentenliſte prangten die erſten Namen Großbritanniens; voran als Patron Se. Majeſtät; hierauf als Vice-Patronen die königlichen Herzoge von Clarence, Suſſex, Cambridge, Glouceſter, Sachſen-Coburg, der Erzbiſchof von Canterbury, der Lord Kanzler, die Lords Wellington, Lansdowne, Spencer, Amherſt, Bentink, Melville, Goderich, Grenville, Ellenborugh, die HH. Williams Wynn und H. T. Colebrooke, Präſident und Direktor der Königlich-aſiatiſchen Geſellſchaft, Robert Peel, Heinrich Goulburn und die Gouverneure von Madras, Ceylan und Bombay, Luſhington, Barnes und Malcolm. Den Ausſchuß bildeten Ouſeley, Wynn, Staunton, Eaſt, Johnſton, Wilks, Fitzclarence, Morritt und Huttmann. Die aſiatiſche Geſellſchaft hatte dem Verein einen jährlichen Zuſchuß von 100 Guineen, den ſie von der oſtindiſchen Compagnie bezog, abgetreten; die engliſchen Univerſitäten hatten die von dem Ausſchuß ausgedrückte Hoffnung, die Druckkoſten durch Hülfe der Univerſitätspreſſen erleichtert zu ſehen, freundlich erwiedert. Abſchriften des Plans gedachte man in die Hauptſtädte der Türkei, Perſiens, Egyptens, der Barbareskenſtaaten zu ſchicken, wo man auf die Unterſtützung der zahlreichen Conſuln und Reſidenten rechnete. Dieſelbe Verſendung ſollte durch die Präſidentſchaften in Indien an den indiſchen Höfen und in den verſchiedenen europäiſchen Niederlaſſungen bis zu den Grenzen von Pundſchab, Tibet, China und Japan geſchehen. Die Miſſionäre in Indien, Paläſtina, im Caucaſus, auf der malaiſchen Halbinſel; alle Beamten der ruſſiſchen Regierung von den ſüdlichen Provinzen des Reichs bis zu den Grenzen von Kamſchatka ſollten zur Mitwirkung eingeladen, der Generalgouverneur von Indien, die Gouverneure von Madras, Bombay. Ceylan, Prinz Wales-Eiland und Mauritius, ſo wie die Vorſtände der gelehrten Geſellſchaften in dieſen Präſidentſchaften und auf Ceylan zur Errichtung von Correſpondenzausſchüſſen in oder bei Calcutta, Madras, Bombay, Colombo, George Town und Port Louis veranlaßt werden. So dürfte allerdings dieſer Verein, der es ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen will, die orientaliſche Literatur durch Ankauf neuer oder ſeltner Manuſcripte zu bereichern, bald einen bedeutenden Einfluß auf die Beförderung der Studien zur nähern Kenntniß des Morgenlandes ausüben. Die Werke, welche auf dieſe Weiſe bereits zu Tage gefördert worden oder ſich noch in der Preſſe befinden, ſind folgende: 1) Reiſen von Ebn Batula, überſetzt nach dem abgekürzten arabiſchen Manuſcripte auf der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge, mit einem fortlaufenden hiſtoriſchen, geographiſchen, botaniſchen, antiquariſchen ꝛc. Commentar. Von S. Lee, Prof. der arabiſchen Literatur in Cambridge 4t.; (Preis *) 1 Pf. St) 2) Denkwürdigkeiten des Kaiſers Dſchehenguir, geſchrieben von ihm ſelbſt und überſetzt nach einem perſiſchen Manuſcript von Major David Price, 4 t. (Pr. 12 Sch.). 3) Reiſen von Macarius, Patriarchen zu Antiochien, beſchrieben durch ſeinen Begleiter, den Archidiaconus Paul von Aleppo, Arabiſch. 1 Th. Anatolien, Remelien und Moldau. Ueberſetzt von F. C. Belfour 4 t. (Pr. 10 Sch.) 4) Die Sorgen des Hauſes Han. Chineſiſche Tragödie, überſetzt aus dem Original, mit Anmerkungen, von J. F. Davis 4 t. (Pr. 5 Sch.) 5) Geſchichte der Afghanen, aus dem Perſiſchen von Neamet Ulla, überſetzt von Bernhard Dorn 4 t. 1 Th. (Pr. 14 Sch.) 6) Die glückliche Verbindung, ein Roman aus dem chineſiſchen Original mit erläuternden Anmerkungen überſetzt von J. F. Davis 2 BB. 8. (Pr. 16 Sch.) 7) Yakkun Nattannawa, ein cingaliſches Gedicht, Schilderung der in Ceylan herrſchenden Dämonologie, nebſt einem Anhang über die Gebräuche eines Capua oder Teufelsprieſters von einem Buddhiſten; und Kolan Nattannawa, ein cingaliſches Gedicht, Schilderung einer cingaliſchen Maskerade; überſetzt von J. Callaway, vormaligem Miſſionär auf Ceylan. 8. (Pr. 8 Sch.) 9) Das Leben von Scheich Ali, genannt Haſin oder der Sorgenvolle, beſchrieben von ihm ſelbſt. Ueberſetzt aus dem Perſiſchen von F. C. Belfour. (Dieſer berühmte Dichter ward geboren zu Iſpahan in dem J. der Hedſch. 1103 (Chr. 1692); durch ſeine mancherlei Reiſen und Abenteuer gewinnen ſeine autobiographiſchen und geſchichtlichen Memoiren ein vielſeitiges Intereſſe.) 10) Hatim Tai, überſetzt von Duncan Forbes. (Perſiſche Volkserzählung). 11) Reiſen von Evlia Effendi, überſetzt aus dem Türkiſchen durch Joſeph von Hammer. (Beſchreibung einer Reiſe durch alle Theile der Türkei, Turkiſtans ꝛc. in der Mitte des XVII Jahrhunderts). 12) The Tuhfat al Kebar of Kateb Chelebi al Marhoom, überſetzt von J. Mitchell. (Ausführliche türkiſche Geſchichte der türkiſchen Seekriege im mittelländiſchen und ſchwarzen Meer, auf der Donau ꝛc. von der Gründung des Reichs bis zum J. 1640). 13) Edriſi's großes geographiſches Werk, überſetzt von G. C. Renouard. (Dieſes arabiſche Werk ward verfaßt im J. 1153, zur Erklärung eines großen für König Roger von Sicilien verfertigten Globus; es iſt in die ſieben Himmelsſtriche eingetheilt, wie ſie die griechiſchen Geographen annehmen). 14) Ebn Chalikon's Leben berühmter Männer, *überſetzt* von Dr. F. A. Roſen. Arabiſches biographiſches Lexicon, enthaltend in alphabetiſcher Folge die Geſchichte der *berühmteſten* arabiſchen Geſchichtſchreiber, Dichter, Krieger ꝛc. *in den ſieben erſten* Jahrhunderten der mohammedaniſchen Aera (600 n. Chr. bis 1300). 15) The Mukhtasar fi hisab el-jebr wa'l mokabeleh, by Mohammed ben Musa of Khovaresm, überſetzt von Dr F. A. Roſen. (Das älteſte Syſtem der Algebra, welches in arabiſcher Sprache vorhanden.)

(Schluß folgt.)

Das beſchriebene Thal am Berg Sinai.

Es iſt bekannt, daß im Nordweſten vom Berg Sinai etwa 13 Stunden Wegs vom Kloſter ein Thal liegt, deſſen Sandſteinwand mit Inſchriften bedeckt iſt; und das daher von den Arabern Alwadi Almukatted, das beſchriebene Thal, genannt wird. Niemand hatte ſich die Mühe gegeben dieſe Inſchriften abzuſchreiben, bis im Jahr 1813 ein engliſcher Geiſtlicher Namens Gray, der von Jeruſalem aus den Sinai bereiſte, ſich in das Thal führen ließ und mit Mühe von ſeinen arabiſchen Begleitern die Erlaubniß erhielt 3 Tage zu bleiben und die Schriftzüge abzuſchreiben; viele waren zerſtört, weil die Waſſer großen Theils die Wand untergraben und abgeriſſen hatten, andere waren dadurch unzugänglich geworden, doch blieben noch Hunderte ſichtbar und wurden von ihm abgeſchrieben. Die meiſten ſind in einer unbekannten Schrift, alle in derſelben, wenige Zeilen lang, und leſen ſich von der Linken zur Rechten, wie es überhaupt ſichtbar eine phönizisch hebräiſche Schrift iſt. Andere ſind griechiſch mit Kreuzen, von chriſtlichen Pilgern, einige lateiniſch, im Ganzen 4—500. Bei wenigen ſind Figuren eingegraben, wie ein Kamel oder andere Thiere. Es wäre zu wünſchen, daß das Ganze lithographirt und bekannt würde.

*) Jedes Mal für Nicht-Subſcribenten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 152. 1 Juny 1830.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

Von Dr. Michahelles.

2. Reiſe von Cirknitz nach Adelsberg *).

Der Regen ergoß ſich in Strömen, als ſich unſer Fuhrwerk langſam die Anhöhen von Cirknitz hinauf gegen Adelsberg bewegte, und geſtattete uns keinen Rückblick auf den berüchtigten See. Daß nach ſolchen Regenſtrömen ein See, der felſigen Grund hat, und ringsum von Gebirgen eingeſchloſſen iſt, auch außer der gewöhnlichen Frühlings- und Herbſtzeit, wo in jedem Lande die Gewäſſer zunehmen, ſchnell ſteigen muß, wurde uns heute von Jupiter Pluvius ad oculos demonſtrirt, da das von den höhern Gebirgen herabſtrömende Regenwaſſer ſelbſt auf der Heerſtraße theilweiſe kleine Weiher bildete, und das Unglück wollte, daß eines unſrer Räder bei einer ſolchen kritiſchen Stelle brach und wir dadurch gezwungen wurden, den größten Theil des Vormittags in einem kleinen Dorfe zuzubringen.

Die Bauart der kraineriſchen Dörfer iſt im Ganzen ſchlecht und nur die in der Umgegend der größeren Städte Illyriens und an den Hauptſtraßen gelegenen Ortſchaften machen eine Ausnahme. Die Häuſer ſind faſt durchgängig von Holz, mit Schindeln, ſelten mit Stroh gedeckt, und im Innern im höchſten Grade unreinlich. Sobald man zur Thüre hineintritt, gelangt man in die Küche, die meiſtens ohne Rauchfang und ſchwärzer als die Nacht iſt. Der Rauch mag ſich dann zur ſtets offnen Thüre oder den im Dache befindlichen Spalten einen Ausweg ſuchen. Dem eintretenden Neulinge droht Erſtickungstod und wenn er mit gewaltiger Anſtrengung ſeiner Lungen die Glut zu Flammen bringt und der Rauch ſich allmälig vermindert, ſo wird die Unheimlichkeit nur um ſo mehr erhöht, da ein über dem niedern Heerd von einem Dachſparren herabhängender Keſſel ſichtbar wird, der das ganze Gemach mit höchſt unbalſamiſchen Knoblauchsgerüchen erfüllt, womit der Krainer alle ſeine Speiſen würzt. Auf und an dem Heerde ſitzt die Familie in größtem aber nichts weniger als reizendem Negligé; Männer und Frauen mit Schafpelzen umgethan, halbnackte Kinder ſpielen auf dem ungepflaſterten Boden mit Ferkeln und Hühnern, ein Faß Wein ſteht in einem Winkel der Küche, in einem andern ein Schaff Waſſer. Kupferne Keſſel mit einem langen am Ende umgebogenen Stiele ſind faſt das einzige Küchengeräthe. Der Krainer begnügt ſich mit der ſchlechteſten Nahrung und genießt nur ausnahmsweiſe Fleiſch; Mittwoch, Freitag und Sonnabend ſind in ganz Illyrien gebotne Faſttage zum Jammer aller Reiſenden, die dann mit elenden Mehlſpeiſen fürlieb nehmen müſſen! Dem Krainer ſelbſt fällt Dieß nicht hart, da er auch die andern Tage ſich meiſt auf Gemüſe, geſottne ſüße Kaſtanien, die dort häufig wachſen, und den in allen Alpenländern bekannten Sterz *) beſchränkt. Kartoffeln hat man erſt in neuerer Zeit angefangen zu bauen. Die Art, wie die Getraidearten aufbewahrt werden, iſt ſehr unzweckmäßig. Auf freiem Felde werden zwei hohe Pfähle in 20—30füßiger Entfernung eingerammelt und durch ebenſo lange horizontale 1—1½ Fuß von einander entfernte Stangen, die vom Boden bis an's Ende der zwei großen Pfähle ſteigen, verbunden. Oben wird von zwei Brettern ein ſchmales Dach gebildet, wo denn die Feldfrüchte in kurzen Garben zwiſchen den horizontalen Stangen von unten bis oben aufgeſpeichert und allen Einwirkungen des Wetters überlaſſen werden. Daß die körnerfreſſenden Vögel ſich hier gleichfalls ſchaarenweiſe einfinden, iſt leicht zu errathen, und es geht auf dieſe Art ein großer Theil der Ernte unnütz verloren. Auch die wenigen Scheuern, die man in Dörfern ſieht, ſind ſchlecht, da zwiſchen den Balken nur Flechtwerk iſt, das Vögel und Regen gleichfalls nur wenig abhält. Die Gerüſte auf freiem Felde, die man in einigen ſüddeutſchen Gegenden zum Trocknen des Klees anwendet und Harfen nennt, heißen im Kraineriſchen Koſeuz; oft wirft ſie die reißende Bora *) um, die dem Obſt- und Feldbau in Krain noch ſo manche andere Hinderniſſe entgegenſetzt. Von der Küche der kraineriſchen Bauernhäuſer führt eine Thüre zu einem zweiten größern Ge-

*) Vergl. S. 263 folg.

*) Heidel, dem Kraut, Speck, Butter und Milch beigemiſcht wird, eine Speiſe, deren Geruch und Anblick jeden Ungewohnten erſchreckt.

*) Die Gewalt der Bora, eines von Nord-Oſt kommenden Landwinds, iſt beſonders in der Gegend von Adelsberg und Wippach faſt unglaublich; Güterwägen von 60 Centnern, Roß und Mann wirft ſie hier nicht ſelten zu Boden; ſie bringt gewöhnlich friſches, trocknes Wetter mit. —

Digitized by Google

mach, das ein oder zwei kleine Fenſterchen hat und hauptſächlich zum Schlafzimmer und Winterquartier dient. Ein großer Ofen in Form einer abgeſtutzten Pyramide, mit weißen, rundvertieften Kacheln läßt auf die Strenge der hieſigen Winter ſchließen. Ein Heiliger, der in einem Winkel des Zimmers hängt, und einige ſchlechte Tiſche und Stühle vollenden den ganzen Hausrath.

Der Krainer ſelbſt, ein Abkömmling der alten Slaven, deren Sprache er noch gemeinſchaftlich mit den Böhmen und Ruſſen ſpricht *), iſt von ſtarkem Körperbau, ſein Blick iſt frei und muthig, Augen und Haare gewöhnlich braun, letztere kurz abgeſchnitten, die Geſichtsfarbe etwas gelblich, ein Umſtand, der dem weiblichen Geſchlechte, das ziemlich friſch gefärbt iſt, gut anſteht. Von dem Aberglauben des Landvolks ließe ſich Viel erzählen; er wird nur noch von dem der Croaten übertroffen. Den Krainer im Allgemeinen dumm zu nennen, finde ich ungerecht; daß er aber wenig Induſtrie beſitzt und etwas Unfreundliches in ſeinem Weſen hat, iſt wahr, und wer einmal Krain durchreiſen mußte, wird es für die Zukunft zu vermeiden ſuchen, da die Lebensmittel ſchlecht ſind, und die deutſche und italieniſche Sprache von den Einwohnern faſt gar nicht verſtanden wird.

Die Mittagsſtunde war nahe angerückt als unſer Fuhrwerk wieder in Stand geſetzt ward. Taſſo, der uns bis jetzt die Zeit verkürzen half, wurde wieder eingepackt, und gern verziehen wir ihm, daß er in dichteriſcher Begeiſterung den cirknitzer See allzuſehr erhebt:

Alla palude Lugea, onde si vanta
La nobil Carnia lunga età vetusta
Non ha scemato ancor l'onore e grido
Quivi si pesca prima, e poi ch'è fatta
Secca ed asciuta, in lei spargi il seme
E si raccoglie e tra le verdi piante
Prende gl'incauti augelli.
E in guisa tal divien; che in vari tempi
L'istessa sia palude e campo e selva. **)

Leid that es uns, daß uns unſre Straße nicht über das benachbarte St. Canzian führte. Hier ſteht auf einem ungeheuern Felſenbogen eine Kirche nebſt einigen Wohnungen, und große Grotten, von wilden Tauben bevölkert, ſollen ſich in der Nähe befinden. Uns führte eine ziemlich neu angelegte Straße mitten durch den berüchtigten birnbaumer Wald, nachdem wir die Wienerſtraße, auf der wir von Planina nach Cirknitz gekommen waren, rechts hatten liegen laſſen. Gegen unſer Erwarten minderte ſich allmälig der Regen; der vorher allſeitig mit einfärbigem Regengewölke überzogene Horizont wurde in heiterer Bläue ſichtbar, während die ſchweren Wolkenhauſen eine beginnende Bora ſchnell zerſtreute. Hohe Fichten und Tannen mit Buchen *) untermiſcht ſchloſſen zu beiden Seiten die Straße ein. Bei jedem Windzuge fiel in großen Tropfen neuer Regen aus ihrem Laubdach, Stämme von ſchönſtem Wuchſe lagen links und rechts verwitternd auf der Erde und dampften, da jetzt die Sonnenſtrahlen ihre feuchte Oberfläche durchglühten. Dichter junger Anflug bedeckte jedes übrige Plätzchen, und die Art ſcheint hier noch wenig ihre Rechte ausgeübt zu haben. Der Umſtand, daß man ſo vieles brauchbare Holz unbenützt zu Grunde gehen läßt, während das viel weiter entfernte Kärnthen Schiffbauholz nach Trieſt fördert, beſtätigte unſre auf viele andre Thatſachen begründete Meinung von der ſchlechten Induſtrie und Faulheit der Krainer. Nach einer Stunde befanden wir uns wieder außerhalb des Waldes und kamen auf die laybach-trieſter Straße. Die Gegend iſt ungemein traurig. So weit der Blick reicht ein Meer von Klippen und Felsblöcken, auf denen nur hie und da eine verkrüppelte ſchwarze Fichte wurzelt. Selbſt die Vögel ſcheinen dieſe unwirthbare Gegend zu fliehen, und in hohen Kreiſen bewegten ſich über uns nur einzelne Raubvögel, die in den Klippen horſten.

(Schluß folgt.)

*) Die Krainer machten ſich während der Durchzüge ruſſiſcher Truppenabtheilungen denſelben ziemlich leicht verſtändlich.

**) Stolz aller krainer Gau'n, lugner See,
Behauptest Deinen Ruhm aus grauem Alterthum!
Der Fiſcher zieht von Dir zurück mit ſchwerem Netz,
Der Landmann ſtürzt nach ihm Dein ausgetrocknet Bett,
Bis Hörnerluſt der Jagd in Deinem Ried erſchallt.
Man fiſcht, man ſät, man jagt in Dir in Jahresfriſt
Mit ſolchem Ruhm gekrönt iſt traun kein andrer See!

*) Unſre heimliche Eiche iſt in Südkrain nicht mehr anzutreffen, wird aber durch andre Eichenarten z. B. die Cerrs-Eiche erſetzt.

Briefe über Indien.

(Schluß des achten Briefs.)

Die Gefahr, welche aus jeder Einmiſchung in die religiöſen Gefühle oder Glaubensſätze der Hindu's *für uns entſpränge*, iſt meines Ermeſſens insbeſondere auch bei jedem Verſuch vorhanden, den etwa unſre Regierung wagte, die Selbſtopferungen der Hinduwitwen zu verbieten **). Das Verbot dürfte dieſelben nur anreizen, auf eine noch ſchädlichere Art zu ihrem Zwecke zu gelangen, denn der Beweggrund, der ſie jetzt auf den Scheiterhaufen treibt, (nämlich nach dem Tod mit einem geliebten Mann auf ewig verbunden zu werden,) würde ſie in geheimer Verſammlung auch Gift nehmen lehren, wo dann die Regierung gar nicht mehr einſchreiten könnte. Auch möchte es ſehr die Frage ſeyn, ob ſich eine ſolche Maßregel überhaupt ausführen ließe. Man behauptet, daß unter einigen mohammedaniſchen Herrſchern die Sache ebenfalls verboten geweſen ſey, eine Behauptung für welche ich übrigens keinen Beleg weiß ***), allein es iſt ein großer Unterſchied ob man einem beſiegten, ſich unter dem Schwerte krümmenden Volk ein Zugeſtändniß verſagt, oder ob man mitten im Frieden durch ein ganzes großes Reich plötzlich einen Gebrauch aufheben will, dem hundertjährige Beobachtung die Sanktion eines Rechtes gegeben hat. Ueberdieß iſt es bekannt, daß die Mohamme-

**) Bekanntlich hat die engliſche Regierung in Calcutta dieſes Verbot neueſter Zeit wirklich ergehen laſſen. Vergl. Ausl. S. 530.

***) Sehr beſchränkte wenigſtens die Verbrennung der Hinduwitwen der mohammedaniſche Kaiſer Dſchehenguir, vergl. Ausl. vom vor. Jahr S. 1314.

Digitized by Google

daner ſich niemals anheiſchig machten, die Hindu's nach ihren eigenen Geſetzen zu regieren, ſondern ſtets nur die Sprache trotziger Eroberer führten, denen ihre Unterworfenen es noch hoch zu danken hatten, wenn nur ihr Leben verſchont blieb, und daß, wenn den Hindu's auch einige Zugeſtändniſſe gnädig ertheilt wurden, ſie doch eigentlich keine Rechte genoſſen. Die Engländer haben ſich nie eine ſolche Herrſchaft angemaßt; vielmehr nicht nur die Eigenthümlichkeiten jeder Kaſte als eben ſo viele dieſer zuſtehende Rechte anerkannt, ſondern auch jeder Kaſte vollkommene Religionsfreiheit und gänzliche Unbeſchränktheit in allen Gebräuchen verſprochen, falls dieſe den Rechten ihrer Mitunterthanen nicht entgegen liefen, ja ſogar auf öffentliche Koſten jede Vorkehr zum Unterhalt der indiſchen Tempel treffen laſſen, von welchen unter mohammedaniſcher Herrſchaft nicht ein einziger geduldet worden wäre. Die einzigen bedeutenden Ueberreſte heiliger Gebäude finden ſich ſüdlich von den Flüſſen Kriſchna und Tungbodra, wo die Mohammedaner nie in den Beſitz unbeſtrittener Herrſchaft gelangten.

Wir haben die Erwartungen ſämmtlicher Hindukaſten gleich Anfangs durch die heiligſten Zuſagen aufgeregt, und dieſelben auch wirklich erfüllt. Bloß durch dieſe Maßregel iſt unſere Obergewalt bisher erhalten worden, und wir müſſen ſehr vorſichtig ſeyn, wenn wir in irgend einem Punkt von derſelben abweichen wollen. Man hat unſre Herrſchaft in Indien eine Herrſchaft der Meinung genannt, einer Meinung nämlich, die von unſrer Aufrichtigkeit und Zuverläſſigkeit, und von unſerer Geneigtheit, das Volk nach ſeinen eigenen Geſetzen zu regieren, abhängt. Schlimm würden die Folgen ſeyn, wenn ein Treubruch gegen die Nation eintreten ſollte, und wehe der Regierung, die unter ſolchen Verhältniſſen über Indien zu herrſchen verſuchte!

In Bezug auf das Recht oder Unrecht der Witwenopferung will ich mich auf die Thatſache beſchränken, daß es ein Glaubensſatz der Hindu's iſt, die Frau, welche ſich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrenne, erlöſe denſelben von ſeinen Sünden und ſey zum Lohn ihrer Treue im künftigen Leben unauflöslich mit ihm vereint. Wer immer Zeuge von der Selbſtopferung einer Witwe war, wird wie ich zugeſtehen müſſen, daß wenigſtens der religiöſe Glaube bei dieſen begeiſterten Frauen ſich im höchſten Grad kund giebt; es dürfte alſo zweifelhaft ſeyn, ob wir ein Recht haben, dieſelben des einzigen Troſtes, welcher ihnen in ihrem Jammer bleibt, zu berauben, und überdieß bin ich der Anſicht, daß förmliche Einſchreitung von Seiten der höchſten Gewalt, um jenen Gebrauch aufzuheben, für unſre Herrſchaft in Indien ungemein gefährlich werden könnte. Nicht als ob ich fürchtete, daß überall ſogleich eine Empörung ausbräche, wo man die Sitte verböte, obwohl auch dieſe Folge durch eine ungeſchickte Einführung des Befehls leicht entſtehen möchte; ſondern die Gefahr iſt meines Erachtens noch viel tiefer begründet. Es iſt mir nämlich ſehr wahrſcheinlich, daß eben wegen des Verbots zahlreichere Opferungen Statt finden, daß dieſelben mit den gehörigen Vorkehrungen vor ſich gehen würden, um der Regierung Widerſtand zu leiſten, und daß es wohl nöthig ſeyn dürfte, die gewaffnete Macht gegen jene aufzubieten. Die öffentliche Meinung würde ſich aber aufs Stärkſte gegen das Abweichen von dem Grundſatz ausſprechen, der uns bisher abhielt, irgend eine religiöſe Feierlichkeit zu unterſagen, und leicht möchten daher auch die indiſchen Soldaten ſich eines Dienſtes weigern, der ihre Landsleute eines bisher unantaſtbar gehaltenen Vorrechtes beraubte. Man glaube aber ja nicht, daß in ſolch einem Augenblicke unſre engliſchen Truppen die Würde oder auch nur die Unverletzbarkeit der Regierung zu ſichern im Stande wären. England kann ſich des eingeborenen Heeres nicht überheben, und das engliſche dem erſteren keineswegs die Spitze bieten. Die Ungleichheit des Verhältniſſes zwiſchen 230,000 regulären Truppen, die von einer 100 Millionen ſtarken Bevölkerung unterſtützt werden, gegen 25,000 Europäer ſpringt zu ſehr in die Augen, als daß hier irgend auf einen glücklichen Erfolg gerechnet werden könnte.

Nun noch einige Worte über die Möglichkeit den Gebrauch durch ruhige Ueberredung abzuſchaffen. Wir haben vernommen, daß es Dunkan in Benares und Obriſt Walker in Kattywar gelungen iſt, den Radſchkumars und Dſcheredſcha-Radſchputs das Tödten ihrer weiblichen Kinder auszureden. Der Grund, von welchem Jene ausgiengen, war höchſt lobenswerth, und die von ihnen angewandten Maßregeln die einzige vernunftgemäße Art, jene Sitte abzuſchaffen; allein ich zweifle, ob der Erfolg den Erwartungen entſprach, und habe im Gegentheil verſichern gehört, daß die Ermordung der weiblichen Kinder bei den Radſchkumars von Dſchoanpur noch eben ſo ſehr, als irgend vorher im Schwung ſey. So unmenſchlich dergleichen Gebräuche daher immer auch ſeyn mögen, ſo würdigen wir doch den indiſchen Charakter nicht gehörig, wenn wir irgend eine durch die Religion geheiligte Handlung auf Ein Mal durch Verbote unterdrücken wollen. Unſre einzige Hoffnung muß in dieſer Beziehung auf der fernen aber ſicheren Ausſicht beruhen, Aberglauben und Vorurtheil durch den langſamen Gang der Vernunft nach und nach zu bekämpfen. Bereits hat die Aufklärung ihr Werk begonnen und ihre Wirkungen ſind in jeder Präſidentſchaft bemerkbar; täglich nimmt die Ehrfurcht vor Götzenbildern und heiligen Bräuchen ab, und ſind ſie einmal um ihr Anſehen gekommen, ſo wird die gänzliche Aufhebung unverſtändiger und grauſamer Ceremonien von ſelbſt nachfolgen. Uebrigens iſt es nicht geradezu unmöglich, daß die Bemühungen eines engliſchen Juſtiz- oder Staatsbeamten den Bewohnern des ihm untergebenen kleinern Bezirks, jene Sitte auszureden, glücken mögen, und ich will zugeben, daß es vielleicht ſogar gelingen dürfte, einige Hinduſürſten zu einem Verbot der Witwen-Opferung in ihren Staaten zu vermögen. Ein auf dieſe Art gegebenes Beiſpiel würde dann um ſich greifen, und die Sitte allmälig auch in andern Gegenden abnehmen. Aber gewiß iſt ein ſolcher Erfolg nicht, und in jedem Fall würden ſeine Wirkungen nur langſam ſich verbreiten.

Das bisher Angeführte wird Dich ſelbſt zur Betrachtung der gefährlichen Höhe führen, welche unſre Macht in Indien erreicht hat. Eben die Höhe, die uns vergeſſen läßt, auf welchem Weg wir dieſelbe erſtiegen haben, und von welcher wir mit zu ruhigem Aug den ungeheuern Länderſtrich überſchauen, der ganz und gar in unſre Gewalt gegeben zu ſeyn ſcheint, kann uns verderblich werden. Die Ausſicht von da oben iſt allerdings für Den,

Digitized by Google

der nur im Vorbeigehen einen Blick auf dieſelbe wirft, groß und ſchön; allein ſie hat eine Menge Unebenheiten, welche nur durch die wachſamſte Hut und geübteſte Hand gleichförmig gebahnt werden können. Vieles, was Anbau ſcheint, iſt wilder Pflanzenwuchs, und was in der Entfernung nur wie ein Regenbächlein ausſieht, kann durch Mißleitung zu einem Strom anſchwellen, welcher dereinſt das ganze Land unter Waſſer ſetzt. So wie unſer indiſches Reich eingerichtet iſt, vermögen nur Männer von den höchſten Eigenſchaften daſſelbe zu leiten, und kein Amt der Krone Englands erfordert mehr Verſtand, Wachſamkeit und Pflichttreue, als das des Generalgouverneurs von Oſtindien.

Die Geſchichte des Krieges in Deutſchland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814.

(Schluß.)

An komiſchen Zügen mitten in dieſem ernſten Drama, in welchem das Schickſal von Europa entſchieden wurde, fehlt es nicht; beſonders reich iſt in dieſer Hinſicht der kurze Aufenthalt des Lord's an dem Hofe des Herzogs von Meklenburg-Strelitz.

„Ich hatte befohlen, mich bei meiner Ankunft, die ſpät in die Nacht fallen mußte, in einen Gaſthof zu führen; ich ſelbſt war, gleich meinen Adjutanten in dem Wagen, in feſtem Schlaf, als wir unter dem Thore anlangten, und meine Ordonnanz wies daher vom Bocke meinen Paß vor. Ich erfuhr auf dieſe Weiſe nicht, daß vom Schloſſe der Befehl an die Wache gekommen war, mich nebſt meinem Gefolge in den Palaſt des Bruders des regierenden Fürſten zu bringen. Als ich abſtieg, erſtaunte ich über die Pracht der Gemächer, in welche wir geführt wurden, und die zahlreiche Dienerſchaft, die uns in den Speiſeſaal hinauf leuchtete. Hier lag ein großes Couvert zum Souper bereit; und ich wünſchte mir mit meinen Begleitern Glück zu dieſem ausgezeichneten Gaſthoſe. So fuhren wir denn fort, um uns her zu rufen, unſere Befehle auszutheilen und mit einem Worte uns zu benehmen, als ob wir in einem Wirthshauſe geweſen wären. Die Weine waren vortrefflich; mehr und mehr wurden herauf verlangt; eine Anzahl Flaſchen mußte bei Seite geſtellt werden, um ſie auf unſere nächſte Tagreiſe mitnehmen zu können; und endlich begaben wir uns ſämmtlich in dem angenehmſten Delirium zu Bett. Die Conſternation, die indeſſen den nächſten Morgen darauf folgte, kann man ſich denken. Als ich erwachte, wurde mir gemeldet, der Bruder des Herzogs ſey in dem Vorzimmer und wünſche zu erfahren, si son excellence étoit content de sa reception? Das Ridicule, welches dieſe Anecdote auf mich lud, verließ mich nicht, ſolange mein Aufenthalt an dem Hofe des Herzogs zu Strelitz und in der Mitte der bezaubernden Geſellſchaft, die damals an demſelben vereinigt war, dauerte.

„Während des Aufenthaltes des Kronprinzen von Schweden und des Herzogs von Cumberland daſelbſt, hatten wir nicht geringe Mühe, die Etikette dieſes kleinen Hofes in Bezug auf die beiden Prinzen in das Reine zu bringen. Der Kronprinz, als Thronerbe von Schweden, behauptete, daß ihm der Vorrang gebühre. Der Herzog von Cumberland konnte ſeinerſeits nicht zugeben, daß ſein königliches Blut an dem Hofe ſeines Oheim's Bernadotte nachſtünde; und noch weniger hatte er Luſt, die ſchöne Prinzeſſin abzutreten, die an demſelben präſidirte. Der alte Herzog bat mich unter dieſen Umſtänden, einen Plan zu entwerfen, nach dem ſie ohne Streit aus dem Salon in den Speiſeſaal kommen könnten. Nach einiger Ueberlegung ſchlug ich vor, daß die beiden Damen von Rang, welche gegenwärtig waren, die Prinzeſſin von Solms und die Landgräfin von Darmſtadt mit einander vorausgehen, und die beiden Prinzen, Arm in Arm, ihnen folgen ſollten. Dieß wurde nicht ohne Schwierigkeit in's Werk geſtellt; doch bald brach der Herzog von Cumberland den Vertrag und nahm den erſten Platz neben der Prinzeſſin ein, was der Kronprinz nicht nur bemerkte, ſondern gewiß ſehr übel empfand, da er während des ganzen Diner's den übelſten Humor zeigte."

Heut eine Schlacht, in welcher dreißigtauſend Menſchen bluten oder ſterben, und morgen ein kleiner Streit darüber, wer zuerſt die Treppe hinaufgehen oder in den Speiſeſaal eintreten ſoll; wir glauben bei einer Scene dieſer Art uns keinen Zuſatz erlauben zu dürfen!

Feuerberg in Neu-Süd-Wales.

(Schluß.)

Die Oberfläche des Bodens in der Nähe der Klüfte war zu heiß, als daß man hätte lange darauf ſtehen können; auch waren die aufſteigenden Dünſte eine ziemlich beſchwerliche Zugabe für das Athmen. An den Ecken mehrerer der Klüfte nahm Wilton eine glänzendſchwarze harzige Subſtanz wahr; dagegen fand er von Lava keine Spur; eben ſo wenig von Kohlen, obgleich die ganze Umgegend entſchieden kohlenhaltig iſt. Sonderbarer Weiſe aber entdeckte er beim Hinaufſteigen auf der Südſeite eine Quelle trefflichen Waſſers, die er jedem Reiſenden als köſtliche Labung nach den erſtickenden Schwefeldünſten empfiehlt. Die Höhe des brennenden Theils von Wingen über den Spiegel der See ſchätzt er nach Cunninghams Berechnung der benachbarten Liverpoolkette zu 1500 Fuß. Wie er glaubt, reicht der Anfangspunkt des Verbrennungsprozeſſes weit über Menſchengedenken ja weit über die ganze gegenwärtige Generation der ſchwarzen Eingebornen hinaus. Hatte Elektricität oder irgend eine unbekannte Urſache von Zeit zu Zeit die Glut angefacht, ſo bewirkte die Expanſivkraft der Hitze und des Dampfes ein Zerberſten der feſten Felſenmaſſen, wodurch jene Spalten entſtanden. Auf einem Punkt des Bergs, der denſelben Anblick der Zerriſſenheit darbot, wie derjenige Theil, wo der Brand iſt, ſtanden Bäume, welche ſeit der Zeit aufgewachſen ſeyn müſſen, nachdem die Gegend, wo ſie ſind, vom Feuer heimgeſucht worden; denn auf der gegenwärtigen oder auch nur auf der kürzlich verlaſſenen Brandſtätte iſt alle Vegetation zerſtört und man ſieht noch manche halbverzehrte Baumſtämme umherliegen. Wilton beſtieg die höchſte Spitze des Bergs; dort auf der Krone und um dieſelbe, auf einem Raum von vielleicht 100 Morgen im Umfang, bemerkte er, wie noch Alles vom Rauch angegriffen war, wie ſogar Steine mit dem Anſehen von Verglaſung umherlagen, wie aber nichts deſtoweniger Bäume, deren mehrere ein bedeutendes Alter verriethen, überall Wurzel geſchlagen hatten. Allein Wilton fand (darin weicht er von Mackie ab) ſelbſt nur wenige Fuß von der gegenwärtigen Brandſtätte Bäume und Gras. Er nimmt endlich keinen Anſtand, die Erſcheinungen des Feuerbergs in Auſtralien für ein in ſeiner Art einziges Naturſpiel zu erklären.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 153. 2 Juny 1830.

Rio Janeiro.

2. Waſſerfall von Tljuka. Graf von L.

(Schluß.)

Die unterſcheidenden natürlichen Merkmale dieſes allenthalben rieſenartigen Landes ſind zunächſt die Mannigfaltigkeit und das herrliche Grün der Gewächſe; der Charakter des Granit-Urgebirges mit ſeiner graulichen, glänzenden Farbe, und ſeinen kühnen, jede europäiſche Erinnerung überbietenden Umriſſen; endlich die geringe Dichtheit der Luft, welche die Sonne des Morgens ſchneller in die Mitte des Himmels zu führen, und ſie länger im Zenith feſtzuhalten ſcheint, von wo ſie den ganzen Tag über nur kurze, ſchwarze, feſte Schatten aufkommen läßt.

Der Mangel an einem Winter, das ewige Leben der Natur, der fortwährende Erſatz der Blätter, welche von neuen Trieben abgeſtoßen werden, geben den Baumzweigen ſtets ein junges Grün, welches jedoch keineswegs einförmig iſt, da die Arten ins Unendliche wechſeln.

So zogen wir eine Stunde fort, rechts und links Landhäuſer gewahrend, deren Bauart faſt durchgängig dieſelbe iſt und für einen Europäer nichts Neues darbietet. Beinahe überall eine an die Straße ſtoßende Mauer, ein Schlagbaum, Citronenhecken, eine gerade Allee, zu deren Seiten ſich mit Capy*) eingeſäte und gleichmäßig mit Mango- und Pomeranzenbäumen beſetzte Anlagen hinziehen; ſodann ein einſtöckiges Haus mit einem Sonnenzelt nach vorne zu; Fenſter mit kleinen viereckigen Scheiben, weiß und gelb bemalte Wände, ein niedres Dach mit runden Ziegeln; die Wohnung umgeben von einem kleinen, franzöſiſchen Blumengelände, wo einige einheimiſche Sträucher mit herrlichen Blüten, einige bengaliſche Roſenſtöcke, einige ſpaniſche Jasminbüſche unter dem Schatten des lang und feinblättrigen Mangos, oder des Jalbaums, mit dem kräftigen Laub und den ungeheuren Früchten, üppig wuchern. So ſind faſt alle Häuſer geſtaltet, wo die Bewohner von Rio Janeiro, ſo wie die fremden Diplomaten und Kaufleute, der Landluft und Ruhe genießen.

Wir hielten einen Augenblick auf der Straße bei einer Schenke, um welche ſich einige braſiliſche Reiſende gelagert hatten, und weiterhin einige Neger, mit abgelegter Bürde, raſteten. Unter letztern war eine Frau, die das lange, gleichförmige Stück Tuch, das um ihre Hüften gebunden war, abnahm, daraus ein Kind von etwa einem Jahr hervorzog, und daſſelbe auf den Boden ſetzte. Ich nahm es auf die Arme und ging damit an den Wirthstiſch, wo ich der Mutter einige Erfriſchungen zu reichen befahl. Ganz beſchäftigt mit dem armen Geſchöpfe, deſſen Verwunderung ſich auf ſeinem ſchwarzen, ernſthaften Geſichtchen und in ſeinen weißen, unverwandt auf mich blickenden Augen abmalte, ſah ich nicht auf meine Umgebungen, als plötzlich Etwas an meinem Kleid zupfte. Ich wandte mich, und gewahrte einen Braſilier, der um meinetwillen roth vor Scham war. „Fi donc!“ rief er in ſchlechtem Franzöſiſch, „fi donc! ça ne se fait pas! laissez ça.... Quest-ce qui touche à ça? Il faut que vous soyez bien étranger!.... Metiez ça par terre!“ Ich fügte mich nicht ſogleich dieſer wohlwollenden Einladung — wie ich ſie allerdings nennen darf, da Der, welcher dieſelbe an mich machte, weiter Nichts in der Sache ſah, als daß ich meiner weißen Farbe Etwas vergab — ſondern warf meine Blicke auf die Mutter, die über ein ſolches Glück ſtarr vor Verwunderung ſchien. Mit einem Ausdruck von Unruhe, Eitelkeit und Dankgefühl, welchen ich nie vergeſſen werde, ſah ſie mich an; auf die Knie geworfen, mit offnem Mund, feuchten Augen und gefalteten Händen ſtreckte ſie mir die Arme entgegen, in welche ich ihr Kind niederlegte. Sie küßte meine Füße, hob aber einige Geldſtücke, die ich ihr hinwarf, nicht auf.

Unſer Weg ging ſofort einen ſteilen Berg hinauf; unſre Pferde waren weiß von Schaum. Riviere machte mich auf die an den Felſen hangende Waſſerleitung, durch welche Rio Janeiro verſorgt wird, aufmerkſam. Hier konnte ich denn den Unterſchied zwiſchen unſern ſecundären, europäiſchen Bergen und dem braſiliſchen Urgebirge recht deutlich wahrnehmen. In Europa ſind die zu Tag liegenden Felſenſchichten ſtets nur blockweiſe vorhanden und zeigen mehr oder minder zahlreiche Spalten. Hier dagegen beſteht jeder Berg, ſo hoch er auch ſeyn mag, immer nur aus Einem Stück, glatt wie eine Metallplatte. Allenthalben, wo nicht ein urbarer Boden Bäume getrieben hat, die ihre Rieſenarme weit hin ausdehnen, erſcheint das Geſtein

*) Eine hohe Grasart, die zum Pferdefutter dient.

grau oder vom Waſſer geröthet, und giebt das Bild ewiger Oede *).

Bei einer Sägemühle machten wir Halt, und ließen unſre Pferde dort. Ich ſah daſelbſt einen jungen zehnjährigen Neger-Kakerlaken. Sein Kopf entſprach der Form nach den übrigen Negerſchädeln vollkommen, aber ſeine Haut war weiß und roſenroth; ſeine Haare, oder vielmehr ſeine Wolle, aſchblond; ſeine Augen blau; ſeine Wimpern weiß. Sein Denkvermögen war nur wenig entwickelt. Bei Nacht, ſagte er, ſehe er beſſer, als bei Tag, und ſein Herr beſtätigte dieſe Verſicherung.

Halb gebraten von der Sonnenglut langten wir endlich gegen eilf Uhr bei dem Waſſerfall von Tijuka an. Ein von franzöſiſcher Hand gezogener Weg unter Bäumen, deren Art mir ganz neu war — von ungemeiner Kräftigkeit des Holzes und höchſter Zierlichkeit des Laubs — hatte uns vor denſelben gebracht. Der prachtvolle Wogenſturz, ganz an die ſchweizeriſchen Waſſerfälle erinnernd; die liebliche, kühlende Einſamkeit; die enge Begrenzung des Thals, unmittelbar nach der weit gedehnten ungeheuern Ausſicht, die Einen fortwährend übermannt und aus ſich ſelbſt hinausgeriſſen hat; der Schatten, der Waldſtrom, der Staubregen in einem Land, wo es ſonſt beinah keinen Schatten und kein Waſſer giebt — all Das bewog den franzöſiſchen Maler Taunay ſich hier niederzulaſſen. Ein Häuschen mit einer Thür und zwei Fenſtern, vor welchen Vorhänge von weißer Leinwand hängen, eine kleine, durchſichtig geflochtene Hängematte, eine europäiſche Umpfählung, einige gepfropfte Pomeranzenbäume, ein Paar Blumen zeugen noch jetzt von ſeinem Aufenthalt. Er ſoll nach Frankreich zurückgekehrt und dort geſtorben ſeyn. —

Je mehr ich den Waſſerfall betrachtete, deſto mehr erlabte ich mich an ſeiner wohlthätigen Dunſtwolke, berauſchte mich am Getöſe ſeines Sturzes und verſetzte mich in Gedanken nach der ſchönen Schweiz. Vor mir waren Rigbi und Schaffhauſen zugleich; wie dort las ich zum Andenken kleine Kieſel auf und pflückte Blumen ab.

Endlich mußten wir wieder fort. Pezerat mahnte mich an den weiten Weg bis Sankt Chriſtoph, wo ich bei dem Prinzen L. zu Tiſch geladen war. Auf dem Rückweg kamen wir zu dem Ort, wo die Waſſer des Tijuka ſich in zwei Arme theilen; der zur linken Seite fließt gegen Rio Janeiro, der andre fällt auf der entgegengeſetzten Seite des Berges ins Meer. Wie ich mir die Gegend betrachtete, fiel mir ein, daß ſie an la Gavia angrenzte, wo Prinz Eugen im J. 1816 Ländereien hatte ankaufen und urbar machen laſſen. Zur nämlichen Zeit ſuchte ſich der General der alten Kaiſergarde, Hogendorp, eine Zufluchtsſtätte in Braſilien, und baute mit eigenen Händen in einem Wald die Hütte, wo er vor Elend ſtarb. Welch ſeltſames Schickſal ſchwebte, fern von Europa, unter der Breite von St. Helena, über dem Verbannungsorte des Generals, und jenen Ländereien, welche der Prinz vielleicht ebenfalls als eine Zufluchtsſtätte betrachtet hatte! Zwölf Jahre ſpäter war Prinzeſſin Amalia von Leuchtenberg *Kaiſerin von Braſilien*!

„Was iſt das für eine Anlage?“ ſagte ich zu Riviere. „Eine Kaffeepflanzung,“ war die Antwort. — „Sie ſcheint mir wohl unterhalten.“ — „Allerdings! Sie gehört dem Mann, der unter jenem niedern Ziegeldache wohnt.“ — „In jener ärmlichen Hütte am Weg?“ — „Ja.“ — „Und wie heißt der Pflanzer?“ — „Graf von ....“ — „Wie der Graf von ...., dieſer Franzoſe, von welchem man auch mir geſagt hat, der ſeit der Zeit, da er ſich in Braſilien aufhielt, ein merkwürdiges Beiſpiel von Muth und Unglück gab?“ — „Ja! wollen wir ihm einen Beſuch machen?“ — „Ganz gewiß!“ Wir traten in einen kleinen Hof, der von der einen Seite durch eine zerfallene Mauer, von der andern durch die niedre, gleichfalls beinah in Trümmern liegende Hütte, worin der Graf wohnte, geſchloſſen war.

Eine alte Negerin meldete ihm unſre Ankunft; er trat uns entgegen. Die hölzernen Sandalen, die zerriſſenen Kleider und der durchlöcherte Strohhut bildeten einen ſchneidenden Abſtich gegen ſein feines Benehmen, ſowie ſein Lächeln gegen die tief auf ſein Geſicht gegrabnen Schmerzenszüge. Nach einigen Mächeleien an der Thür über die Ehre des Vortritts, ganz nach Art der pariſer Salons, traten wir in ein Stübchen von 7 Fuß Höhe, 6 Fuß Länge, wo wir ein ſchlechtes Bette, einen aus Brettern loſe zuſammengefügten und auf wurmſtichigen Füßen ſtehenden Tiſch und zwei hölzerne Stühle fanden. Kaum hatten wir fünf zuſammen Platz in dem Zimmer. Daſſelbe erhielt ſein Licht durch die offen ſtehende Thür und ein Fenſterchen, deſſen vier kleine Scheiben mit Papier geflickt waren. Der Boden beſtand aus geſtampfter Erde. Auf dem Tiſch lag ein von vielem Leſen abgegriffenes Buch.

Riviere nannte unſre Namen und ſtellte uns dem Grafen vor, der uns eiligſt alle Erfriſchungen vorſetzte, über welche er gebieten konnte, nämlich im Fluß geſchöpftes Waſſer, rohen ſchwarzen Zucker und Laranja da Terra.*) Wir nahmen die Gaben an, und ließen uns in ein Geſpräch ein. Emſig fragte er um Neuigkeiten aus Frankreich; ich befriedigte ſeine Wißbegierde; dann ſprach er, und ſeine Unterhaltung war ſehr geiſtreich und anziehend. Ihr**) Marino, der Streit der Claſſiker und Romantiker wurde nicht vergeſſen. So oft die umgebende Einſamkeit und ſein ſich zur Schau ſtellendes Unglück mich, beinahe gegen meinen Willen, trieben ihm den Antheil zu bezeugen, den ich an ſeiner Lage nahm, brach er alsbald die Unterredung ab und lenkte ſie mit Adel und ſcheinbarer Fröhlichkeit auf einen andern Gegenſtand.

Wir traten mit ihm aus der Hütte; er zeigte uns ſeinen Garten, der ganz ſeine Schöpfung iſt, und gab mir einen Be-

*) Der Verfaſſer fügt hier eine ſehr kräftige Apoſtrophe an die franzöſiſchen Landſchaftmaler bei, ſtatt im Wald von Fontainebleau und im Holz von Boulogne, die Natur in Braſiliens herrlicher Fülle zu ſtudiren. Wir Deutſche dürfen von der eben angetretenen Reiſe unſres Landsmannes, des Malers Rugendas, nach den ſüdlichen Gegenden Americas, die erfreulichſte Ausbeute für das Fach der Landſchaftmalerei erwarten.

*) Wilde Orangen.

**) Delavigne's.

weis von der erſtaunenswerthen Fruchtbarkeit des braſiliſchen Bodens, indem er auf Bäume von mehr als dreißig Fuß Höhe wies, die er vor fünf Jahren als Kerne geſteckt hatte. Bei dieſen Bäumen, neben einigen Theepflanzen und ein Paar Beeten mit Erdbeeren und europäiſchen Gemüſen, bemerkte ich Ziegel drei Fuß hoch über der Erde, auf Stücke von Holz gelegt. „Das iſt das Schloß," ſagte er heiter, „das ich während der vier erſten Monate meines hieſigen Aufenthaltes bewohnte," und ſetzte ſeinen Weg fort.

Eine Frau ging ſtillſchweigend vorüber; ihre Geſtalt war hoch und aufgerichtet; ihr Kopf erhaben; ihr Blick feſt und ſtolz; ihre Züge von leichtem Braun edel und regelmäßig; ihre Haare glatt und ſchwarz, der Ausdruck ihres Geſichts Ruhe im Leiden. Ein weißes, geſchloſſenes Hemd, ein Rock von grober Baumwolle, ein dichter, blauer Schleier bildeten ihren Anzug. Ohne Zögerung, Verlegenheit oder Neugierde kam ſie auf uns zu, und ging, ihren Schritt weder verdoppelnd noch zurückhaltend, an uns vorüber, als der Graf ſie portugieſiſch anredete: „Guten Morgen Margareta." — Guten Morgen — „Geht es beſſer?" — Beſſer. — „Wo wollt Ihr hin?" — Da hinunter. Und ruhig, ohne ſich zu neigen oder den Kopf zu wenden, ſchritt ſie weiter. „Es iſt eine Indianerin," ſagte der Graf, „ſeit Langem krank, und will eine ihrer Freundinnen im Gebirg beſuchen." Dieſe halb wilde Frau machte einen außerordentlichen Eindruck auf mich; ſie hatte eine ungemein edle Phyſiognomie und entſprechende Bewegungen; ein wahres Muſterbild des eingebornen Stammes.

Wir folgten der Seite des Baches. Der Graf führte uns auf einen Hügel, von welchem man das Meer ſieht, und ſagte: „Daher wollte ich Anfangs meine Hütte verſetzen, habe aber darauf verzichtet." — „Warum? Die Ausſicht iſt ſo ſchön; Ihr gegenwärtiger Aufenthalt aber hat gar keine." — „Wohl iſt Dem ſo; aber ich befände mich hier nicht beſſer." — „Wie ſo? iſt es doch hier weit nicht ſo öde!" — „Allerdings; aber unter jenem Dach, dem Bananengeſträuch gegenüber, wohnte noch vor einigen Jahren Frau von ..... Ihr hohes Alter war voll ſchweſterlicher Anhänglichkeit an mich. In ihrer letzten Krankheit ließ ſie ſich zu mir bringen; ich wartete ihrer wie ein Sohn bis zum Tode. Sie ſtarb und ich blieb allein; mein Schmerz war groß; ich hoffte das Andenken an ihre Freundſchaft zu mir und an die Dienſte, welche ich glücklich genug war, ihr zu leiſten, würde ihre Familie bewegen, mir bisweilen einen Beſuch zu machen; aber Niemand fand ſich ein."

Nach einer Weile fuhr der Graf von L. fort: „Zwei Hunde blieben mir; es waren meine wahrſten, treuſten Freunde. Als ich einmal mit ihnen den Weg da unten hin ging, ſagte der Mulatte, der jene Hütte mit den neuen Ziegeln bewohnt, laut: Die Hunde ſchlag ich todt! Vor Zorn und Staunen vermochte ich nicht zu ſprechen. Er wiederholte die Drohung. Thut's, rief ich wüthend, thut's, und ich räche ſie an Euch. — Du wirſt es ſchon inne werden, ſagte er mit wildem Lächeln. Verzweifelnd kehrte ich nach Hauſe; ich fühlte mich von heftiger Krankheit ergriffen. Er wird ſeine Drohung ausführen, dachte ich, und befahl meine armen Hunde zu tödten. Jetzt bin ich allein, ganz allein."

Der Graf ſoll in Frankreich eine Schuld auf ſich geladen haben; aber welcher Art ſie auch ſeyn mag, iſt ſie nicht blutig abgebüßt?

Traurig und ſtill kehrten wir zurück. Ich ſah und hörte Nichts mehr bis zu der Thür des Prinzen, wo ich die düſtern Eindrücke in der geiſtreichen Unterhaltung meines Wirthes und des Grafen Mechin, ſeines Begleiters, bald vergaß.

Schwediſche Literatur und Kunſt.

1. Der Heimdall.

Schweden beſaß ſeit mehreren Jahren nicht Ein Zeitungsblatt, das ausſchließlich oder auch nur vorzugsweiſe die ſchöne Kunſt berückſichtigte. Diejenigen Blätter, in deren urſprünglichem Plane Dieß lag, ſind theils eingegangen, theils auch, mehr oder weniger, zu politiſchen Zeitungen geworden. Der ſeit 1828 erſcheinende „Heimdall" half daher einem drängenden Bedürfniß ab. Die Tendenz dieſes Blatts zeigt ſein Name an. Nach der nordiſchen Mythologie iſt nämlich der Heimdall der Wächter der Götter, das Sinnbild des Lichts, der Schutzgott reiner Freuden, ein Bekämpfer der Finſterniß und des Böſen. So will denn unſer Heimdall nicht nur unterhalten und erheitern, ſondern namentlich auch den Kunſtſinn und Geſchmack ſeiner Leſer wecken und läutern, und er wird ſeinen Zweck gewiß nicht verfehlen; dafür bürgen ſchon die Namen der Mitarbeiter, worunter z. B. Tegner, der auch im Auslande als einer der größten, jetzt lebenden Dichter anerkannt iſt. Heimdall enthält Nachrichten und Urtheile über intereſſante Erſcheinungen im Gebiete der in- und ausländiſchen Literatur und ſchönen Kunſt, Concert- und Theater-Kritiken, kleinere Gedichte und Aufſätze, unter letztern auch wiſſenſchaftliche, die jedoch durch Inhalt und Form für jeden gebildeten Leſer verſtändlich ſind. Um mehr Leſer zu gewinnen, dadurch ſein Fortbeſtehen zu ſichern, und in weiterem Umfange zu wirken, bringt das Blatt auch ſonſt Manches zur Sprache, das ſich, ohne der Kunſt anzugehören, auf die innern Angelegenheiten und das äußere Leben der Menſchen überhaupt bezieht, ſo daß alſo nur ſtreng wiſſenſchaftliche und politiſche Gegenſtände von ihm ausgeſchloſſen ſind. Unverkennbar iſt ſeine Tendenz, in der Poeſie auf der einen Seite dem noch fortdauernden Einfluß der mehrentheils matt und geiſtlos franzöſirenden Akademie, auf der andern der phantaſtiſchen Romantik, welche den franzöſiſchen Geſchmack meiſt ſchon verdrängt hat, entgegen zu arbeiten. Die Oppoſition gegen letztere, welche von den Deutſchen aus nach Schweden drang, iſt wohl Haupturſache davon, daß von jenen auf die Engländer hingewieſen wird. Zwar heißt es, der Geiſt der letztern harmonire mehr mit dem des ſchwediſchen Volks. Allein hievon kann man ſich ſchwer überzeugen, am Wenigſten jetzt, da die Selbſtſucht des engliſchen Volks, den humanen, gutmüthigen Schweden ſo ganz fremd, greller als je hervortritt. Möge der kaum vor 30 Jahren von einer unwürdigen Vormundſchaft befreiten, jetzt mit jugendlicher Kraft aufblühenden ſchwediſchen Literatur, und dem Geſchmack des Publikums,

Digitized by Google

das nun erſt allgemeines Intereſſe für die ſchöne Kunſt gewinnt, daher einer Leitung wohl bedarf, hiedurch nicht aufs Neue eine einſeitige Richtung gegeben werden, was da am Meiſten zu befürchten iſt, wo Ein Blatt den Ton angiebt. Bis jetzt hat es zwar über den Engländern andere Völker noch nicht außer Acht gelaſſen; doch wünſchten wir, es möchte Publikum und Literatoren mehr an das eigne Volk und Land und an die Dänen weiſen. Sehr wohlthätig iſt unſtreitig auch die Bemühung des Blatts, mehr Sinn für Muſik zu wecken, als bisher in Schweden zu finden war. Sind wir Deutſche gleich noch nicht ein ſingendes Volk geworden, wie es ein Mann wünſcht, der ohne Zweifel das Singen ſo weit gebracht hat, daß er ſeine Stimme in öffentlichen Blättern abgeben kann, ſo wird man doch bei uns jedes Land bald für barbariſch halten, das nicht voll von Liederkränzen, Singvereinen u. dgl. iſt, mag es übrigens auch das Vaterland eines Berzelius und Tegner ſeyn. Charakteriſtiſch ſind die vielen Nachrichten des Heimdalls über die Aufnahme ſchwediſcher Schriften im Auslande. Ob die Schweden hierin wohl mehr den Engländern oder den Deutſchen gleichen?

2. Volkslieder und Zauberſprüche.

Schweden beſitzt in Afzelius und Geyers „ſvenska Folkviſor“ (Stockh. 1814 3 Bde. 8. mit vielen Muſikbeilagen und einer intereſſanten Einleitung) eine vorzügliche Sammlung vaterländiſcher Volkslieder, welche zum Theil durch ihr Alter, großentheils durch Beides, viele Aufmerkſamkeit verdienen (nicht wenige der älteren überraſchen auch durch ihre Verwandtſchaft nicht nur mit däniſchen, ſondern auch mit deutſchen Liedern.) Als die erſte Sammlung dieſer Art iſt ſie noch ziemlich unvollſtändig. Möchte daher die Hoffnung welche der Heimdall (ſchon 1828) giebt, daß die reiche und wohlgeordnete, von einem durch Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Einſicht in allen Zweigen der Diplomatik und Alterthumskunde ausgezeichneten Gelehrten (Liljegren? Hallenberg?) veranſtaltete Sammlung von ſchwediſchen Volksliedern im Druck erſcheinen werde, bald in Erfüllung gehen. Der Literator, der hiemit beauftragt iſt, ſoll auch eine Sammlung von alten ſchwediſchen Zauberkünſten u. dgl. beſitzen, deren Bekanntmachung jedoch für das ungebildete Volk gefährlich ſcheine. Warum dieß? wiſſen wir nicht. Möchte dann wenigſtens ein Theil deutſch bekannt gemacht werden! Nach der Iduna, einer mit Recht ſehr geſchätzten Alterthumszeitung, hat Profeſſor Cederſtröm in Upſala ſeit lange eine beträchtliche Anzahl ſchwediſcher Volksſagen geſammelt, aber auch ſie ſind, wie es ſcheint, verdammt, noch lange ungekannt dazuliegen; in Norwegen, das ſo reich an Sagen aller Art iſt, ſind dieſelben, ſo viel wir wiſſen, noch gar nicht geſammelt. Auch über die ſchwediſchen Volksbücher beſitzt man noch Nichts, als einen Bogen mit kurzen Notizen, veranlaßt durch des verdienſtvollen, vor 2 Jahren verſtorbenen, däniſchen Literators Nyerup almindelig Morſkabslæsning in Danmark og Norge igjennem Aarhundreder (Kjb. 1816 ältere und neuere, in Dänemark und Norwegen bekannte Volksbücher.) In Verhältniß zu dem kleinen Publikum in Schweden, Norwegen und Dänemark iſt in dieſen Ländern weit Mehr als bei uns in allen dieſen Beziehungen geſchehen und nur der leicht erklärbare, durchaus nicht zu einem Vorwurf gereichende Mangel an Abſatz iſt Urſache, daß dafür nicht noch Mehr geſchieht. In Deutſchland finden alle Ueberſetzungen fremder Volkslieder, Sagen u. dgl. ſo guten Abſatz; wenn ſich hiedurch ein Scandinavier ermuntern ließe, was er in ſeiner Mutterſprache nicht herausgeben kann, in's Deutſche übertragen, bekannt zu machen! Aber freilich je näher der Norden mit uns verwandt iſt, deſtoweniger bekümmern wir uns um ihn. *) — Auffallende Volksgebräuche und Sitten, die zum Theil noch im Heidenthum ihren Grund haben, gäben eine höchſt intereſſante Beilage; einiges Dergleichen hat Thiele ſeinen däniſchen Volksſagen (Kopenh. 1818—23 4 Sammlungen) beigefügt.

Schulz's Tod.

Die letzten Nachrichten aus Perſien enthalten einige Details über den Tod des gelehrten und unglücklichen Reiſenden Schulz. Er kam im Juni letzten Jahres krank in Tauris an, wo er bei dem engliſchen Geſandten lebte, und ſich die Freundſchaft und Zuneigung Aller erwarb, mit denen er umgieng. Als im Herbſt ſeine Geſundheit wieder befeſtigt war, beſchloß er den unerforſchten Theil von Curdiſtan, der ſüdlich von Wan und öſtlich von Moſul liegt, zu bereiſen. Er wurde umſonſt gewarnt dieſe Gegenden, welche unter curdiſchen Fürſten ſtehen, welche die Oberherrſchaft der Pforte oder Perſiens nur ſcheinbar anerkennen, zu vermeiden, weil die Eiferſucht dieſer kleinen Grenzſtaaten jeden Fremden von der Durchreiſe abzuhalten ſucht. Die Umſtände waren noch beſonders ſchwierig, indem der engliſche Oberſt M—th dieſelben Gegenden im Jahr 1821 bereiſt, und in einem Gefecht den Neffen eines der curdiſchen Fürſten, der ihm den Weg nach Perſien abſchneiden wollte, erſchoſſen hatte. Die Familie des Erſchoſſenen ſchwor Rache gegen M—th; aber da ſie ihn nicht erreichen konnten, ſo war nur gar zu wahrſcheinlich, daß ſie ſich an dem erſten Europäer rächen würden, der in ihre Hände fiel. Alles Dieß wußte Schulz, aber dennoch ging er nach Urmia, von da noch Abiak und endlich nach Dſchulmerik, von wo er ſeine Rückreiſe gegen Tauris antrat, aber in der Nähe von Baſchkullah ermordet wurde. Die engliſche Geſandſchaft forderte von dem Kaimacan des Prinzen Abbas Mirſa, daß Offiziere hingeſchickt werden ſollten, um die Effekten des Ermordeten zu erhalten und die Mörder zu beſtrafen. Dieß geſchah, und der curdiſche Fürſt von Ablak ſchwor, daß er Nichts von der That vorher gewußt, daß er das Eigenthum der Mörder confiscirt und ſie ſelbſt in's Gebirg verfolgt habe, wo ſie wegen des Schnees nicht haben erreicht werden können. Er gab die gefundenen Effekten heraus, beſtehend in 4 Pferden, Gewehren, 5 Büchern u. dgl. und verſprach noch 1 Pferd und 1 Buch zu ſchicken. Von Papieren iſt in der Liſte keine Rede, wenn nicht die Bücher etwa gebundene Tagebücher ſind.

*) Wenn es vor einiger Zeit in dem Ausl. auffallend gefunden ward, daß die Deutſchen, die ſonſt Fremdes ſehr zu würdigen wiſſen, der holländiſchen Literatur keine Aufmerkſamkeit ſchenken, ſo ſcheint Dieß vielmehr ganz in ihrer Art. Holländer ſtehen ihnen am Nächſten, ja ſind im Grunde ſo wenig, als die deutſchen Schweizer oder die unter Dänemark ſtehenden Frieſen ein von ihnen verſchiedenes Volk; verdienen daher in ihren Augen noch weniger Werthſchätzung, als die ſchon etwas entfernter ſtehenden Dänen und Schweden. Vielleicht kommt auch Das in Betracht: das Holländiſche iſt für Deutſche, ſelbſt für Süddeutſche, ſo leicht verſtändlich, daß es faſt überflüſſig ſcheint Schriften aus ihm in's Deutſche zu überſetzen, da ſie jeder Deutſche, der ſie kennen lernen will, ſchnell im Original verſtehen lernen kann; doch aber lieſt es ſich auch nicht ganz ohne Schwierigkeit und Anſtoß.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 154. 3 Juny 1830.

Erinnerungen aus Morea *).

1) Navarin.

Zehn Tage nach meiner am 19 März Statt gefundenen Abreiſe von Alexandria langte ich in Navarin an. Ein heftiger Weſtwind hatte uns Anfangs nach der Küſte von Karamanien geworfen, deren ſchwarze, gefurchte Gipfel ſich am Rande des Geſichtskreiſes mächtig hervorhoben. Mit großer Mühe gelang es, wieder den Weg nach Abend zu gewinnen. Rhodus mit ſeinem weißen Geſtade erſchien zu unſrer Rechten; näher noch malten ſich Scarpanto und Caro, ein grünes Blumengehänge, gegen den Himmel ab; eine Grotte, ein Haus am Meer mahnten mich an Don Juan und Haydi; ein röthliches Segel in der Ferne kündigte das Fahrzeug von Lambro und deſſen unheilvolle Rückkehr an. Bald feſſelten Cretas Schneegipfel unſre Aufmerkſamkeit; ein friſcher Wind aus Süden geſtattete uns unſre Straße durch das Inſelmeer zu nehmen. Einen ganzen Tag lang fuhren wir in der Richtung Moreas hin, erſt die weiten Gefilde am Fuße des Ida zu unſerer Seite, dann Candia, Suda, Cannea erkennend. Ein traurig erhabenes Schauſpiel bot uns dieſe ſchöne Inſel mit ihrem Kampf von Lenz und Winter, dem Abbild des grauſamen Zwiſtes, der ſie ſeit ſo langer Zeit zerreißt; mit den friſchen Erinnerungen an ihre Blutbäder und Verräthereien, und mit der düſtern Zukunft, in welche ihr Schickſal verhüllt iſt.

Abends, nachdem wir an der Spitze von Carabuſa vorüber waren, bekamen wir den vollen Wind von Africa, deſſen Kraft der Ida bisher hemmte; aber an den Fluthen hing noch der Eindruck des wechſelvollen Luftzugs, der den ganzen Tag angedauert hatte. Unruhig und zerſchlagen ſchien die See durch den Eigenſinn ihres Zwingherrn ganz die Faſſung verloren zu haben. Die Sonne ging unter, ohne die ſchwarzen Wolken zu zerſtreuen, welche Cap Malea umflorten, und eben ward es dichte Nacht, als wir Cerigos nackte Felſen zu erblicken gehofft hatten.

Die Drohungen des Abends kamen jedoch nicht zur Ausführung; ohne dem tänariſchen Neptun eine Hekatombe gelobt zu haben, fanden wir uns am folgenden Morgen der Inſel Sapienza gegenüber, und erblickten zur Rechten, gerad über dem Meeresſpiegel, Modons zinnenreiche Ringmauern. Noch einige Stunden, und „die Circe" hatte in der Rhede von Navarin Anker geworfen, mitten unter dem franzöſiſchen Geſchwader, wo die weiße Flagge von mehr als 30 Fahrzeugen wehte.

Weſſen Einbildungskraft ſich im Andenken an das alte Griechenland wiegt, der lande nicht zum erſten Mal bei Navarin, oder ſuche, wenn ers nicht anders machen kann, in ſeinen nordiſchen Erinnerungen einige recht langweilige Strecken, einige recht graue, kahle Felder und ein ärmliches Bollwerk, etwa an den Dünen von Jütland; denn nicht Weniger bedarfs, ihn auf Navarins öden Eindruck vorzubereiten; und zuletzt, was kann man überall an Meſſeniens verlaſſener Küſte ſuchen, als das Andenken an Unglück, als Trümmer über Trümmern! Eine Gegend, die ſeit Homer keine ſchöne Zeit mehr gehabt hat; dem Fieber verfallene Geſtade; unfruchtbaren Sand, giftige Sümpfe, ausgeriſſene Wurzeln, gebleichte Gebeine! Schritt für Schritt muß man die Bai durchzogen haben, um ſich eine Vorſtellung von der peinlichen Verwirrung zu machen, worein die Berichte aller Zeiten die Fantaſie des Wanderers verſetzen. Pylos und der peloponneſiſche Krieg; Zanchio, das an Pylos Stelle tritt, und die faſt verwiſchte Erinnerung an deſſen romanhafte Gründung und ſchnelle Bevölkerung; neben dem Grabe von Braſidas dasjenige von Santa-Roſa und Pſammados! Hier beſtanden vierhundert Spartaner mit wunderhaftem Muthe alle Schrecken des Hungers; dort ſtarben fünfhundert Türken als Opfer ihrer vorher ausgeübten Tyrannei, mitten unter den wilden Geſängen ihrer Sieger, den Hungertod; weiter nach hinten erſchien Ibrahim mit ſeiner Flotte, welcher die europäiſchen Regierungen ein glücklicheres Los verſprochen hatten; auf dieſer Höhe rückte das Heer der Mainotten vor, um den Untern ihrer Brüder bei Navarin kalt mit anzuſehen; auf dieſer kleinen Ebne flohen die ungeprobten Banden des Peloponneſes vor dem erſten Anprall der halb disciplinirten Schlachthaufen Ibrahims; in jenem kleinen angeſtrichnen Haus, das unter den Trümmern der Stadt hervorſieht, entwarf der junge Deſpot den Vernichtungsplan eines ganzen Volks, und mehr als Ein Chriſt in ſeiner Umgebung malte ſich im Stillen die lockende Plünderung

*) Von Karl Lenormand, Mitglied der champollion'ſchen Expedition. Aus der Revue de Paris.

Digitized by Google

von Hydra. Aber ein großes erhabenes Bild tritt verwiſchend an die Spitze all dieſer Jammerſcenen. Eine Flotte mit dreifacher Flagge bedeckt in der Ferne das Meer; ſtill dringt jedes Fahrzeug durch die enge Pforte der Bai, deren Kanonen noch ſchweigen. Die Linie entwickelt ſich, dehnt ſich aus und umfaßt von allen Seiten die andre, rothbeflaggte Linie, die bald nur Aſche und Wrack ſeyn ſoll. Wer hat zu dieſer drohenden Stellung der chriſtlichen Schiffe aufgemuntert? Wer hat dieſen plötzlichen Verein dreier Gegner zu Wege gebracht, deren Zwiſt bisher ſtets dem Islam zur Erhaltung diente? Wars Verrath oder Recht, Mißbrauch der Macht oder Tapferkeit? Zufall oder Plan? Niemand weiß es bis jetzt. Es heißt bloß: auf einmal habe ein Schuß von der franzöſiſchen Flotte den tauſend Schüſſen, die ihm nachfolgten, zum Zeichen gedient; keine Schlachtordnung ſey im Voraus beſtimmt geweſen, ſo daß Jeder, nach Maßgab des eignen Eifers, ſich in die Gefahren ſtürzte und dort ſeinen Feind wählte.

Warum aber mußte die Rhede von Navarin nach dieſem ſchönen Tage ihren Trauerflor wieder anlegen? Warum muß der Ankömmling auf friſche Gräber tapfrer Männer blicken, die leis vom Fieber hingerafft, oder unter den Trümmern des Schloſſes begraben wurden? Wie jedoch die Zukunft ſich geſtalten möge, immer wird Navarin ein geweihter Ort ſeyn, den der Franzoſe, den der Freund der Freiheit nur mit Rührung betritt.

2. Modon.

Navarin liegt von Modon höchſtens zwei Stunden entfernt. Aus dem noch jetzt vorhandenen venetianiſchen Thor getreten, gewahrt man zur Rechten eine niedrige Waſſerleitung; zur Linken deuten tiefe Höhlungen auf jetzt aufgegebene Steinbrüche. Verſchiedene, wie vom Zufall gezogene Pfade vereinigen ſich allgemach in einen größern Weg, auf welchem der Reiſende durch die Trümmer einer marmorglatten Kunſtſtraße zurechtgewieſen, zugleich aber auch in ſeinem Gang aufgehalten wird.

Nach einer ziemlich ſteilen Höhe und einer engen Durchwindung zwiſchen zwei kahlen Seiten ſtreckt ſich der Weg nach einer Ebene hinab, an deren Rand die weißen Mauern Modons aufſteigen. In der ſanften Beugung der Hügel, in den weißlichen Felſenzügen, auf deren Gipfeln fand ich eine liebliche Erinnerung an die Provinz Nato in Sicilien. Der Boden war mit Anemonen von allen Farben geſchmückt, wie auf der Villa Pamphili im April. Die Regſamkeit auf der Straße bildete einen wunderlichen Gegenſatz zu der unbebauten, wilden Natur umher. Hier Pulverwägen mit ihrem Geſpann, dort Abtheilungen von Fußvolk, Offiziere zu Pferd, Alles voll fröhlichen, guten Muths; dort Heerden aus dem Gebirg hergetrieben, mit Lumpen bedeckte Moreoten, joniſche Händler neben ihren ſchwer bepackten Maulthieren; kurz das ganze improviſirte Leben eines Lagers. Auf halbem Weg nach Modon hatte ein franzöſiſcher Marketender ſein Zelt am Rand eines türkiſchen Brunnens aufgeſchlagen. Man las auf letzterem die Inſchrift: „Gutes lyoner Bier. Morgen trinkt man hier umſonſt.“ In einiger Entfernung, etwas mehr auf dem Berge, zeigten andre Zelte mit weißer Flagge eine wichtigere franzöſiſche Niederlaſſung an. Es war der Mittelpunkt des Parkes, worin ſich das für die Occupationsarmee nöthige Rindvieh befand. Dieſe Heerden dienten zugleich zur Umpflügung von beinah ganz Meſſenien. Marſchall Maiſon hatte den Einwohnern erlaubt, die zu Beſtellung ihrer Felder nöthigen Thiere von uns zu entlehnen.

Rechts von der Straße, etwas vor Modon, ſieht man die Ueberbleibſel des Lagers, welches Ibrahims Armee ſo lang zum Aufenthalt diente. Auch die franzöſiſche Reiterei lag außerhalb der Stadt. Beim Thor und auf dem Waffenplatz, der gleich nach dem Thor kommt, herrſchte laute Bewegung; jedoch bloß von den Franzoſen herrührend; Griechen ſah man faſt keine.

(Fortſetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

2. Reiſe von Cirknitz nach Adelsberg.

(Schluß.)

Schon ziemlich lange hatten wir die Ruinen des alten adelsberger Schloſſes erblickt, als wir in das etwas tiefer liegende Städtchen gelangten, das ziemlich hübſche ſteinerne Häuſer und in der Poſt einen guten Gaſthof beſitzt. Die Italiener nennen Adelsberg Poſtoina, welches im Kraineriſchen ſo viel als Adler bedeuten ſoll. Es ſollte daher im Deutſchen Adlersberg heißen. Adelsberg, das im 13 Jahrhundert als Beſitzthum einer gleichnamigen adelichen Familie zuerſt hiſtoriſch auftritt, hat ſeit dieſer Zeit bald unter der Botmäßigkeit von *Oeſterreich*, bald der venetianiſchen Republik, bald ſelbſt *den Türken unter* Malkozh-beg geſtanden. Von 1559—1564 wütheten die letztern in der Umgegend; die Einwohner wurden als Sklaven verkauft, und Adelsberg ſelbſt abgebrannt. Gegenwärtig iſt Adelsberg Sitz eines k. k. Kreisamts und einer Abtheilung Infanterie. Die Nachbarſchaft Italiens, hinſichtlich der Einrichtung unſeres Gaſthofs, merkten wir zu unſerm großen Vergnügen ſehr bald und der heutige Nachmittag ſollte zur Beſichtigung der Magdalenengrotte angewendet werden.

So waren wir denn nun in dem Orte, das uns vor allen andern angezogen, deſſen benachbarte Grotten als die erſten Europas gerühmt werden, und deren Inneres der Wohnplatz des merkwürdigſten europäiſchen Thieres, des Schlangen-Olm's (proteus anguinus) iſt! Kaum vermochten wir unſre Ungeduld zu zügeln. Drei Führer zeigten uns den Weg, der zuerſt durch eine ſteinige kahle Landſchaft, dann einen dichten Wald führte. Nach einer kleinen Stunde waren wir am Eingange der Magdalenengrotte. Ein ziemlich tiefer Keſſel, mit Raſen und Buſchwerk bewachſen, führt zu einer niedern Felſenöffnung, die ſich unter einer gerade emporſteigenden Wand befindet. Wild beugen ſich die am Rande des Keſſels ſtehenden Bäume über dieſen zuſammen und ihr Laubdach ließ nur wenige Sonnenſtrahlen durch, während der ſchwarze Schlund der Höhle einen dicken Dunſt aushauchte. Unſre Führer hatten unterdeß Lampen

Digitized by Google

und Fackeln, wir unſere Hamen in Ordnung gebracht und erwartungsvoll wurde das Innere der Grotte betreten. Lampen und Fackeln verbreiteten Anfangs mehr Rauch und Dämmerlicht, als klaren Schein und aus dem Dunkel der Nacht traten, je nachdem ein flackernder Lichtſtrahl auf ſie hinfiel, die wunderbarſten Stalaktitenbildungen hervor. Diamantſchimmer ſtrahlten die Kalkſpathſäulen und Wände der Grotte in tauſendfachem Glanze zurück; je tiefer wir hinabſchritten, deſto großartiger wurden die Tropfſteingeſtalten, deſto höher wölbten ſich über uns die unterirdiſchen Dome. Solch ein Bild muß dem Dichter des Palaſts Neptuns, dem Dichter der Cryſtall-Paläſte der arabiſchen Mythen vorgeſchwebt haben. Verſunken im Anſchauen wurden wir bald wieder aus unſern Träumen und Phantaſien durch die Interpretation unſerer Cicerone's geſtört, die uns ſorgfältigſt auf verſteinerte Perückenſtöcke, Schwalbenneſter und andern dergleichen Unſinn aufmerkſam machten und uns ſogar eine verſteinerte arme — Seele zeigten. Je weiter wir hinabklimmten, deſto beſchwerlicher wurde unſre Bahn, loſe Kalkſteine rollten unter unſern Füßen in unermeßliche Abgründe und ihr Anprallen an Stalaktitenſäulen bezeichnete ein dumpfer Glockenton, der das Schauerliche der unheimlichen Partie nicht wenig erhöhte; von ſchwarzen Schlünden trennt den Wandrer oft nur ein vom ewigen Regen morſches, ſchlüpfriges Brett, ein Fehltritt und er iſt ohne Rettung verloren!

Nach langem Hinabklettern erreichten wir einen lettigrothen ziemlich ebenen Platz. Ein träges jedoch fließendes Waſſer, das, aus Felsſchlünden kommend, ſich bald wieder in unbekannte Tiefen ergießt, verbietet das Weiterſchreiten. Dieſes Waſſer iſt es, wo der Proteus hauptſächlich gefunden wird. Die Art, wie man ihn fangt, iſt einfach: man leuchtet über die Fläche des Baches hin, und wenn man einen ſieht, ſo bedient man ſich ſchnell des Hamens; deßwegen darf aber auch das Waſſer dann nicht trüb ſeyn, was leider heute der Fall war. In Adelsberg werden dieſe Thierchen nun in Gläſern, wie bei uns die Goldfiſchchen, als Curioſität gehalten und an Reiſende für 48 kr. verkauft. Wir hatten an 3 Stunden im Innern der Höhle zugebracht und den Rückweg bei einem ſchönen Abende angetreten. Südlich lag der abgeplattete, ſteile Monte Nanas, nördlich die beſchneiten Alpen Kärnthens. Im Walde trafen wir friſche Fährten eines Bären, der wenige Tage nachher bei Biſchofslack erlegt wurde. In Adelsberg kauften wir alle zu habenden lebende Proteuſe; bald hatte ich eine Colonie von einigen dreißig kleinen und großen Individuen dieſes merkwürdigen Thieres beiſammen. Der Proteus anguinus bewohnt ausſchließlich die Gewäſſer, die in den Grotten des Krainerlands fließen, und iſt bis jetzt nur an drei Orten, nämlich in der Magdalenengrotte, dann in Verb ohnweit Sittich und bei Weißenſtein hinter Blattu gefunden worden. An beiden letzten Orten wird er nur ſekundär, vielleicht durch die Gewalt des Waſſers an's Freie mit fortgeriſſen, angetroffen. Er iſt ziemlich von der Geſtalt unſerer Waſſereidechſen, doch in allen ſeinen Verhältniſſen ſchlanker und zarter; ſeine Farbe iſt fleiſchfarb, und hinten, an beiden Seiten ſeines ziemlich langen vorne abgeſtumpften Kopfes, ſind drei brennend rothe Kiemenbüſchel. Augen hat dieſes Thier äußerlich durchaus nicht, ſein unterirdiſcher Aufenhalt ſcheint ſie ihm entbehrlich zu machen; die Füße ſind ungemein ſchwach und zart, die vordern haben drei, die hintern zwei nagelloſe Finger; der Schwanz iſt ſeitlich zuſammengedrückt und lanzenförmig. Legt man das Thier auf den Rücken, ſo iſt ſeine Haut ſo durchſichtig, daß man das Herz und alle Eingewaide deutlich wahrnimmt. In den Gewäſſern der Grotten ſucht er ſich kleine Conchylien zur Nahrung; wie lange er aber hungern könne, beweiſt der Umſtand, daß die meinigen ſeit 1½ Jahren durchaus keine Nahrung zu ſich nahmen, ohne an ihrer Munterkeit bedeutend zu verlieren. Der Transport dieſer Thiere, die während desſelben durchaus nicht außer dem Waſſer leben können, iſt ſehr beſchwerlich. Den Namen Proteus, den ſich neuere Naturforſcher nicht zu erklären wußten, und daher abzuſchaffen verſchlugen, glaube ich darin ſehr gut begründet zu finden, daß der Olm bei langer Gefangenſchaft ganz ſchwarz wird. Daß der Proteus anguinus eine merkwürdige Rolle in dem Thierreich ſpielt, kommt eben ſowohl von ſeiner ſonderbaren Lebensweiſe und ſeinem paradoxen äußern Körperbau als davon her, daß er beſtändig zugleich durch Lungen und Kiemen athmet und dadurch gleichſam ein Mittelglied zwiſchen den Fiſchen und Amphibien bildet. Wir wiſſen jedoch, daß er ein völlig ausgebildetes Amphibium iſt, und in einigen Theilen Americas nahe Verwandte hat.

In Adelsberg tranken wir neuen ſüßen Refoſko, der in den Umgebungen Trieſts gebaut wird. Alt iſt er von einem angenehmen gewürzreichen Geſchmacke, ſchwer von Farbe, faſt ſchwarzroth und färbt dadurch ſelbſt auf kurze Zeit die Zähne ſchwärzlich. Dieſer Wein iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon den Römern bekannt geweſen; auf ihn — nicht, wie einige Reiſebeſchreiber meinen, auf den heutigen Proſecco-Wein — ſcheint ſich Plinius Lob *) zu beziehen. Was der Trieſtiner heut zu Tage Proſeccowein nennt, iſt ein hellgelber, leichter, mouſirender Wein und erſt ſeit neuerer Zeit, nachdem man die erſten Fechſer aus der Champagne geholt hatte, um Trieſt acclimatiſirt.

Mit Anbruch des nächſten Morgens befanden wir uns am Eingange der nur eine Viertelſtunde von Adelsberg entfernten St. Catharinengrotte, zu der eine hübſche mit jungen Bäumchen bepflanzte Straße führt **). Unter uns floß der Poik-Fluß, der eine Mühle treibt und ſich dann in die Höhle ſtürzt, um weit entfernt unter einem andern Namen zuerſt als Unz, dann als Laybach, wieder ans Tageslicht zu gelangen. Die adelsberger Grotte, die ſchon ſeit dem 13 Jahrhundert beſucht wurde, zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in die ſogenannte alte und

---

*) Plinius ſagte von ihm: „Er wächſt am adriatiſchen Meerbuſen, in der Nähe des Urſprungs des Timavus, kommt auf den dortigen ſteinigen Hügeln fort, iſt ungemein ſchwarz und ſeinem Genuſſe hat die Kaiſerin Julia Augusta ihr hohes Alter von 82 Jahren zu verdanken.“ Da Refosco auch heute in den dortigen Gegenden gebaut wird, ſo paßt dieſe ganz plinianiſche Stelle in allen Punkten.

**) Die Magdalenengrotte iſt die kleinere entferntere, die nur wegen des Proteus beſucht wird. Beide Grotten werden indeß häufig mit einander verwechſelt. Unter adelsberger Grotte ohne Beiſatz verſteht man jedoch immer die St. Catharinengrotte.

die neue Grotte. Die erſtere, in der man viele alte Inſchriften von 1213 an findet, iſt nur 200 Klafter lang, während die neue 1250 Klafter weit, ohne daß man dadurch ihr Ende erreicht hätte, bekannt iſt. Der Ritter von Löwengreiff, Oberſteuereinnehmer zu Adelsberg, iſt es, der ſich um dieſe neue Grotte durch zweckmäßige Benennungen ihrer einzelnen Theile, durch nöthige Brücken und Geländer ꝛc. ſehr verdient gemacht hat; jedoch ſcheint ſie ſchon dem alten Valvaſor bekannt geweſen zu ſeyn.

Nachdem wir das Thor, das den Eingang verſperrt, hinter uns zugeſchloſſen hatten und ſo von der ganzen Außenwelt getrennt waren, befanden wir uns in einem langen Gang, wo durch einige Spalten noch das Sonnenlicht durchdrang, während wir das Geräuſch der Poik unter uns ſtets hörten und zuweilen das Waſſer ſelbſt ſehen konnten. Der erſte merkwürdige Punkt iſt ein ungeheures 60 Klafter langes und 19 Klafter hohes Felſengewölbe, eine von der Natur geſprengte Felſenbrücke führt hier über die in ſchwarzer Tiefe rauſchende Poik in die alte Grotte. In dieſer alten Grotte ſind einige ziemlich beſchwerliche Stellen, und wir mußten von ihrem Ende denſelben Weg wieder zurück in den Dom nehmen, deſſen ungeheure Ausdehnung uns keinen genauen Ueberblick geſtattete. Man kommt nun in die neue ſeit 1818 hauptſächlich beſuchte Grotte über eine künſtliche Brücke. In einer nach dem Erzherzog Ferdinand benannten Nebengrotte ſind majeſtätiſche Tropfſteinbildungen; Säule an Säule wächſt aus der Erde gegen die Decke, und von dieſer wieder herab; Gruppen wie Niobe und ihre Kinder und Arabesken wie ſie die üppigſte Phantaſie nicht malt, ſpielen mit den Farben des Regenbogens, und man kann es dem alten Valvaſor gerne verzeihen, wenn er in ſeinen Abbildungen lauter Drachen und Teufelsfiguren an den Wänden der Höhle darſtellt, da in der That manche Tropfſteinfiguren, wenn ſie bei flackerndem Fackellicht aus ihrer Nacht emportauchen, wunderliche Geſtalten darbieten. Wir verließen Ferdinands Seitengrotte, und unſer Compaß zeigte uns, daß wir in nördlicher Richtung weiter gingen. Die Vereinigung zweier Grotten, das Stockhaus und der Tanzſaal, ſind intereſſante Stellen. Einen pompöſen Eindruck muß die Erleuchtung des letzteren gewähren. Sein Boden iſt eben und trocken mit feſtem Thon von Natur überzogen, und wird alle Pfingſtfeiertage von dem Adel Trieſts, Laybachs und der Umgegend mit Muſik und allen Erfriſchungen als gewiß einzig merkwürdiger Tanzſaal gebraucht. Ob das Tanzen hier mit der Geſundheit verträglich ſeyn möge, will ich dahingeſtellt ſeyn laſſen; mir kam Aeneas und Dido unwillkürlich ins Gedächtniß!

Immer wechſelten die Geſtalten; doch von den rieſenhaften Domen, den kühnen Säulen, den jeden Augenblick herabzuſtürzen drohenden rieſengroßen Stalaktiten einzelne Beſchreibungen zu geben, möchte den Leſer ſo ſehr ermüden, als wir ſelbſt nach einem ſtundenlangen Marſche in der Höhle des Schauens müd zu werden anfingen. Es war zu Viel des Schönen und Bezaubernden, ſchnell wurden wir von einem Wunderbilde zum andern fortgeriſſen, wo wir ſo gerne Stunden geweilt hätten. Der Springbrunnen, Kohlofen, das Bild, die Mumien, das Grab, die Kanzelſäule, der Beichtſtuhl, die Reitſchule ſind einige der merkwürdigſten Partien im fernern Verlauf der Grotte, die ſich nun ſtark weſtwärts wendete. Einer unſrer Führer, der ſich unvermerkt von uns entfernend weit voraneilte, und uns in einer kanzelähnlichen Tropfſteinniſche erwartete, überraſchte uns angenehm, und der Platz, den man uns das rothe Meer nannte, werde ich nie vergeſſen. Hier iſt ein hoher Dom mit ebnem Boden, der ziemlich dunkelroth und voll kleiner wellenartiger, harter, erhabner, vermuthlich mit Mineralien vermiſchten Erhöhungen iſt, und einen Anblick darbietet, den Worte nicht zu beſchreiben vermögen. Ueber den Tropfbrunnen hinaus iſt ein tiefes Waſſerbecken — die bis jetzt unüberſtiegene Grenze, die auch uns zum Rückzuge nöthigte.

Erſt gegen eilf Uhr, nachdem wir vier Stunden in der Grotte zugebracht hatten, gelangten wir ermattet ans Tageslicht. Solch ein Schauſpiel hatten wir nicht erwartet, Muggendorfs Grotten verhalten ſich zu dieſer Königin wie ein Calvarienberg zum Himalaya, und dem Dichter, der Adelsbergs Höhle in einem getreuen Panegyricus zu beſingen verſpricht, möchte ſein Unternehmen nicht leichter ſeyn, als dem Maler das Bild der Mittags-Sonne!

Auch in der Catharinengrotte wurden Ueberreſte urweltlicher Thiere, aber auch Menſchenknochen aus neuerer Zeit gefunden, da ſie während der Türkenverheerungen den unglücklichen Bewohnern zum Zufluchtsort gedient haben mochte, die den Hungertod weniger als das Loos ihrer Brüder, die in die Sclaverei fortgeſchleppt wurden, fürchteten.

Ronchetti, der kunſtliebende Schuſter.

In Mailand beſitzt ein Schuſter, Namens Ronchetti, *eine Sammlung von Sculpturen, Gemälden und geſchnittenen Steinen, welche* Werke der erſten Meiſter, nicht nur aus der italieniſchen, ſondern, was in Italien keineswegs häufig iſt, ſogar aus der niederländiſchen Schule aufweiſt. Seine Neigung zu den ſchönen Künſten hat ſeiner Geſchicklichkeit im Schuhmachen keinen Eintrag gethan. „Nie,“ heißt es in dem Brief eines Engländers, welchen die Gazette literaire anführt, „nie erhielt ich beſſere Stiefel, als Ronchetti mir gemacht hat. Gewöhnlich verfertigt er zuerſt nur Einen Stiefel, den er dann ſeinen Kunden anprobirt. Man erzählt ſich in dieſer Beziehung folgende Anekdote, die zwiſchen ihm und Napoleon vorfiel. Während eines Aufenthaltes in Mailand hörte der Kaiſer von Ronchetti, und ließ bei ihm ein Paar Stiefel beſtellen. Nach einigen Tagen kam der Meiſter nach ſeiner Gewohnheit mit Einem Stiefel an, denſelben zu probiren. Napoleon hielt eben Staatsrath, und war jetzt nicht geneigt, dem Ronchetti Gehör zu geben. Nach zwei Stunden verlor dieſer endlich die Geduld. „Ich will den Stiefel da laſſen“ — ſagte er — „Se. Majeſtät kann ihn anprobiren, wenn Sie Zeit hat.“ Der Stiefel paßte wie angegoſſen; aber der Italiener konnte nun um keinen Preis bewogen werden, vollends den andern zu machen. — Es iſt wirklich zu verwundern, daß die in Italien Reiſenden dieſes Mannes noch nie Erwähnung gethan haben; er verdient es wahrhaftig, daß man ihn beſucht. Wenn Sie nach Mailand kommen, ſo vergeſſen Sie ſeine ſchöne Gallerie und ihn ſelbſt nicht. Seine Unterhaltung iſt intereſſant; er erzählt eine Menge pikanter Anekdoten über die ſchönen Künſte und die hohen Perſonen, welche er in der doppelten Eigenſchaft eines Liebhabers der Malerei und eines Schuhmachers kennen gelernt hat.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 155. 4 Juny 1830.

Algier.

1. Geographiſche Lage.

Zweihundert Stunden von den ſüdlichen Küſten Frankreichs, auf der entgegengeſetzten Seite des mittelländiſchen Meers, wo vor Alters die fruchtbaren und volkreichen Landſchaften Numidien und das cäſareiſche Mauritanien blühten, liegt das Königreich Algier. Durch ein ſonderbares Verhängniß ſcheint dieſe Küſte von jeher zum Sitz geſetzloſer Barbaren beſtimmt geweſen zu ſeyn. Wie oft werden von den römiſchen Dichtern die Völker, welche in der Nähe der Syrten wohnen, als die Geiſel und der Schrecken der harmloſen Seefahrer des mittelländiſchen Meeres geſchildert! Die Karthager ſelbſt erſcheinen in ſo manchen ihrer Expeditionen gegen die baleariſchen Inſeln, gegen Sardinien, Sicilien ꝛc. nicht viel beſſer, denn als Piraten von etwas höherem Rang. Dieſes Raubweſen, das allen Handelsverkehr zerſtörte, nöthigte den römiſchen Senat und ſpäter die Kaiſer mehr als einmal, zu ſtrengen Maßregeln zu ſchreiten. Konnten die Herren der Welt das Uebel nicht gänzlich ausrotten, ſo iſt begreiflich, daß es in der Anarchie des Mittelalters wieder mehr als je aufkommen mußte. Indeß die Erſcheinung förmlich conſtituirter und — man kann ſagen — völkerrechtlich anerkannter Raubſtaaten gehört zu den Widerſprüchen der neuern Geſchichte und Politik! Wie man die Türken ohne Nachtheil des europäiſchen Gleichgewichts nicht untergehen laſſen zu können glaubt, ſo ſcheint England *) die Barbaresken als nothwendig zum Gleichgewicht des Welthandels zu betrachten. Wird es alſo dem Verderben, welches den mächtigſten und uncivilliſirteſten dieſer Raubſtaaten bedroht, gleichgültig zuſehen?

Das Gebiet von Algier zerfällt in die drei Provinzen des Weſtens, Oſtens und Südens, Tlemſan oder Oran, Conſtantina und Titteri; jede derſelben ſteht unter einem Dey, der mehr oder weniger abhängig von dem Dey in Algier und demſelben zinspflichtig iſt. Die Grenzen des Staats (zwiſchen 5° weſtl. und 7° öſtl. L. Par. und 32° und 37° nördl. Br.) zwiſchen dem

*) Wir erwarten nicht anders, als daß das engliſche Cabinet Frankreich um die Frucht ſeiner Expedition bringen wird. Wie kommt es, daß in England, wo man gewiß die Barbaresken beſſer kennt, als in irgend einem Theil von Europa, faſt gar Nichts über Algier herauskommt? Faſt ſcheint es, als ſey dort Regierung und Volk mit einander einverſtanden, jede neuere Kunde über dieſes Land vor den Franzoſen als Staatsgeheimniß zu bewahren. Daher iſt auch troz den vielen literariſchen Produkten, welche die franzöſiſche Preſſe in der neueſten Zeit über Algier zu Tage gefördert hat, die Unzulänglichkeit der Mittel, um ſich die Frage in ihrer ganzen Ausdehnung klar zu machen, erſichtlich. Das ſonſt ſo redſelige England ſchweigt, aber dieſes Schweigen ſagt genug!! Da läßt man noch durch den guten alten Sir Sidney Smith, (man braucht ja einen unverdächtigen Mann, alſo nimmt man den Ex-vorſtand des Antipiratenvereins) ein freundſchaftliches Sendſchreiben abfaſſen, worin Freund Wellington ſeinem Freund Polignac den ungebetenen Rath ertheilt, nicht gegen die Piraten zu ziehen! England miſcht ſich nicht gerne in fremde Angelegenheiten, allein es ertheilt gern ſeinen guten Rath! Doch um wieder auf die franzöſiſche Literatur über Algier zu kommen, ſo bemerken wir, daß dieſelbe, wenn wir darunter die Schriften von Renaudet, Perrot, Alexander de la Borde ꝛc. die buchſtarken Aufſätze in dem Globe, Temps, National, Journal des Voyages ꝛc. begreifen, Nichts als ephemere Compilationen enthält, die, was das Geographiſch-Statiſtiſche betrifft, größten Theils aus Malte Brun geſchöpft ſind, in Bezug auf die politiſche Erörterung der Frage aber die Farbe des einſeitigſten Parteigeiſtes an ſich tragen; ſo daß für uns Deutſche Shaw (travels and observations relating to several parts of Barbary 2 Ed. Lond. 1757) und Pananti (Narrative of a Residence in Algiers etc. ed. by Edward Blaquiere London 1818) und namentlich Ritter, der Dieſe und überhaupt Alle, die bis zum Jahr 1821 geſchrieben, kritiſch zuſammengeſtellt hat, immer noch die brauchbarſten Materialien liefern. Unter den neueſten Werken dürfte bloß das von Shaler (Sketches of Algier; Boston 1826), welcher zehnjähriger Conſul der Vereinigten Staaten war, eine ehrenvolle Ausnahme verdienen. Wie mit den Schriften, ſo mit den Karten; leztere ſind faſt noch mangelhafter und confuſer als die erſtern. Um ſo mehr glauben wir unſere Leſer auf eine eben ſo ſehr durch fleißige Benützung der vorhandenen Hülfsmittel, als durch elegante Ausführung der Arbeit ausgezeichnete Karte aufmerkſam machen zu müſſen, welche in der hieſigen cotta'ſchen Buchhandlung, unter Leitung des in dieſem Fach rühmlich bekannten Hauptmann Michaelis, ſo eben erſcheint. Auf demſelben großen Tableau, welches in der Mitte Algier und das Mittelmeer darſtellt, befinden ſich eine Anſicht der Stadt Algier und ihrer Feſtungswerke, eine topographiſche Skizze und eine perſpektiviſche Anſicht des Hafens nebſt einer tabellariſchen Ueberſicht der wichtigſten ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Notizen über das Land, ſo daß man in einem Ueberblick Alles vor ſich hat, was erforderlich iſt, um ſich über die algier'ſche Frage zu orientiren.

Digitized by Google

weſtlichen Marocco und dem öſtlichen Tunis ſind die beiden Flüſſe Maluja (die alte Malva) und Zaine, zwiſchen welchen die Ausdehnung 260 Stunden beträgt; weniger beſtimmt iſt die Grenze gegen das ſüdliche Binnenland, ſo wie auch die Anſprüche der Herrſchaft über die Wanderſtämme daſelbſt nicht unbeſtritten ſind; doch mag man immerhin die Breite im Durchſchnitt zu 180 Stunden annehmen.

Um aber den geographiſchen Charakter von Algier genauer zu bezeichnen, müſſen wir einen Blick auf den Atlas werfen. Das Königreich Algier bildet nämlich eine Strecke jenes unermeßlichen Berggürtels, der ſich von dem flachen Strand der großen und kleinen Syrte in allmäliger Erhebung weſtwärts bis zu dem ſteilen umbrandeten Cap de Ger, in der Bay von Agadir, faſt auf der Höhe des canariſchen Archipels, hinzieht, und welchen wir die Berberey, die morgenländiſchen Geographen, mit einer ſchönpoetiſchen Anſchauung ſeiner Abgeſchiedenheit zwiſchen unwirthlichen Waſſer- und Sandmeeren, die atlantiſche Weſtinſel (Magrab) nennen. Nehmen wir die Eintheilung dieſes Gebirgs in den großen und kleinen Atlas zu Hülfe, ſo ſehen wir, daß es der große Atlas iſt, deſſen ſüdlicher Abhang ſich gegen das Sandmeer der Sahara neigt, dem er einige ſalzige Flüſſe zuſendet, welche die dürren Steppen des einſt wegen ſeiner Burgen, Schlöſſer und Städte, wegen ſeiner Landhäuſer, Gärten und Palmenhaine geprieſenen Biled-ul-dſcherid bewäſſern, das aber nur noch ſparſame Ueberreſte ſeiner vormaligen Kultur zeigt, wenn gleich ſeine Oaſen noch immer die Heimat der herrlichſten Datteln ſind; während parallel mit jenem und durch mannigfaltige Verzweigungen mit ihm verbunden der kleine Atlas von der Straße von Gibraltar längs dem Geſtade des mittelländiſchen Meeres ſich erſtreckt, an das er meiſt faſt unmittelbar hinantritt — den Flüſſen, die ihm entſtrömen, nur kurzen Lauf vergönnend, oder in das er in kühnen Vorſprüngen gäh hinabfällt, indem ſein ſchwarzer poröſer Sandſtein, voll ſcharfkantiger Rücken und Spitzen, zu tauſendartigen Grotten durchbrochen, wo die Wogen hineindringen, die ſchauervollſten Felspartien bildet. In dieſer Zerriſſenheit ſtellt ſich die Küſte beſonders im Oſten der Stadt Algier dar, und die Klippen mit den unzähligen Sandbänken, die ſich immer von Neuem an ihnen anſetzen, ſind für den Seefahrer um ſo furchtbarer, als ſich nicht leicht ein ſicherer Hafen findet, das Schiff in der Noth aufzunehmen. In den Gegenden, wo der Meeresgrund bloß die Fortſetzung des terraſſenförmig ſich abſenkenden Gebirgs iſt, tritt ein neuer Uebelſtand ein. Die in dieſen Gewäſſern herrſchenden Winde ſind der Oſt und Weſt; da dieſe nun keine tiefen Buchten treffen, in die ſie das Meer hineintreiben können, ſo wälzen ſie es in kleinen Wellen über den flachen ſeichten Grund, wodurch die für das Anlanden ſo gefährliche Widerſee entſteht. Ein Admiral ſagte daher zu Kaiſer Karl V: es gebe nur zwei gute Häfen an der africaniſchen Küſte — dieß ſeyen der Monat Juni und Juli. In der Mitte dieſer beiden Gebirgszüge und von ihnen getragen, erhebt ſich ein breites, von Thälern *), Ebenen und Flüſſen vielfach durchſchnittenes Bergland, welches, wie es ſelbſt durch die Höhe ſeiner Lage den ſüdlichen Charakter ſeines Climas mildert, ſo inſonderheit dem Küſtenland zu einem Bollwerk gegen die verderblichen Einflüſſe des verſengenden Simum dient. Denn wenn die vorderſten Hügelreihen kaum 4 bis 600 Fuß erreichen, ſo ſteigen die folgenden Bergſtufen allmälig über 7,000 F. empor, ja weſtwärts, gegen die Stadt Marocco zu, über die Schneelinie, welche unter dieſer Breite 10,800 F. beträgt. Im Staat Algier darf man indeß den eigentlich hohen Atlas nicht ſuchen; wiewohl das Gebirg mit ſeinen ſüdöſtlichen Aeſten, dem Jurjura, Wannuga, Anreß ꝛc. eine anſehnliche Höhe gewinnt, und noch mehr weſtlich, hinter Tlemſan, ſich bereits an die ſteilſten Abſtürze des hohen Atlas anlehnen ſoll. Haben auch die meiſten dieſer Berge noch bebaute Gehänge, ſo bieten ihre Rücken und ihre obern Seiten doch nicht ſelten bloße nackte Felſenwände und Abgründe dar, welche oft kaum durch eine ſenkrechte höchſtens 6 bis 7 F. breite Bergſpalte zugänglich ſind, wo wenige Menſchen ganzen Heeren den Weg abzuſchneiden vermögen. Durch mehrere dieſer Engpäſſe kommt man auf der kurzen Strecke zwiſchen Algier und Conſtantina. Dieſe Schwierigkeit der Communication mag wohl eine der Haupturſachen ſeyn, warum von Algier aus kein Caravanenverkehr mit dem innern Africa Statt hat, und die franzöſiſchen Publiciſten haben wenigſtens in dieſer Beziehung ſo unrecht nicht, wenn ſie Algier als ſehr ungünſtig für den Handel gelegen darſtellen.

*) Auf dem nördlichen Abhang des Gebirgs ſind gegen Oſten die tiefen Thäler von Zowah, Wadi el Kibir; auf der Rückſeite das lange Thal des Schellif, welches ſich von O nach W, und das Thal des Dſchedid, welches ſich von N nach S öffnet. Die erſtern ſenden ihre Waſſer ins Mittelmeer, die andern in die Wüſte.

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Eilfte Vorleſung.

Die Naturwiſſenſchaften bei den Römern während der Republik. Cato, Varro, Cäſar, Lucrez *).

Rom wurde ums Jahr 750 vor Chriſtus gegründet, mehr als ſieben Jahrhunderte, nachdem Cecrops und Danaus die erſten Keime der Bildung nach Griechenland gebracht, drei Jahrhunderte, nachdem die Griechen ſich an den Küſten Kleinaſiens niedergelaſſen, ein Jahrhundert, nachdem ſie ſich in Italien angeſiedelt hatten; 80 Jahre vor der Erneuerung des Verkehrs zwiſchen Egypten und Griechenland, 200 Jahre vor der Zeit des Cyrus, 400 vor Alexander. Ums Jahr 508 vor Chriſtus ſchaffte Rom die Königswürde ab; damals hatten die Griechen mit ihrer ganzen Bildung die Küſten Italiens, beſonders das jetzige Land Neapel, bereits eingenommen; im Innern aber waren noch die Ureinwohner. Der junge Freiſtaat unterwarf ſich bald ſeine Nachbarn. Latiner, Volsker, Etrurier wurden nach einander bezwungen, und zur Zeit, als Alexander der Große ſtarb, ſtand ſchon beinah ganz Italien im Gehorſam der Römer. Zwei Jahr-

*) In der Ueberſchrift des vor uns liegenden franzöſiſchen Originals wird auch Columella genannt, derſelbe aber im Texte ſelbſt nicht berührt.

Digitized by Google

hunderte ſpäter, nämlich etwa 30 Jahre vor Chriſtus, war Rom Gebieterin aller Länder um das Mittelmeer, und dehnte ſeine Herrſchaft weit ins Innere von Aſien, Europa und Africa hinein.

Ohne Zweifel waren die Phönizier die Erſten, welche einige wiſſenſchaftliche und merkantiliſche Kenntniſſe nach dem Abendland brachten, und Dieß ſchon vom graueſten Alterthum an. Bald nach der Zerſtörung von Troja gründeten ſie Utika (1170), Karthago (1183) und weiter gegen Weſten, auf der andern Seite des Mittelmeeres, d. h. der ſpaniſchen Küſte, noch mehrere Handelsniederlaſſungen. In all dieſen Gegenden führten ſie ihren Handel, ihre Religion, ihre Sitten ein. Beſonders ſcheinen die Karthager Bewahrer der ihnen von Phönicien zugekommenen Ideen und Kenntniſſe geweſen zu ſeyn. Die Wiſſenſchaften dieſes Volks waren nach Dem, was uns hierüber bekannt iſt, ganz aufs Praktiſche gerichtet. Doch können wir bloß nach der zur Zeit des Sokrates unternommenen „Seereiſe des Hanno" ſchließen, welche von Ariſtoteles bereits angeführt wird. Aus dieſem Berichte, von welchem eine griechiſche Ueberſetzung auf uns gekommen iſt, geht hervor, daß Hanno über die Säulen des Herkules hinausdrang, und, ſeinen Lauf nach Mittag zu nehmend, an den Küſten Africas bis Senegambien hinfuhr. Man findet einige mährchenhaft klingende Geſchichten darin, die jedoch eine Erklärung zulaſſen: ſo z. B. von haarigen Weibern, welche von den Matroſen gefangen wurden. Man nahm einige mit; allein dieſe biſſen, kratzten, kneipten und hungerten ſich endlich zu Tode. Ihre Felle zog man ab und hing ſie ſofort im Tempel der Juno zu Karthago auf. Wahrſcheinlich große Aeffinnen! So iſt von Feuerſtrömen die Rede, welche man Nachts von den Bergen ſtürzen ſah. Vermuthlich waren Dieß Grasbrände in den Bergſchluchten, welche die africaniſchen Hirten zur Regenzeit abſichtlich veranſtalten, damit das Vieh in dem neu aufſchießenden Triebe ein zärteres Futter finde.

Ein andrer karthagiſcher Schriftſteller war Mago, der 28 Bücher über den Ackerbau geſchrieben hatte. Nach der Zerſtörung Karthagos brachte Scipio der Jüngere dieſelben nach Rom, wo ſie auf Befehl des Senats ins Lateiniſche überſetzt wurden. Später ward eine griechiſche Ueberſetzung gemacht; beide jedoch ſind verloren gegangen und wir kennen das Werk bloß durch einige Bruchſtücke bei Columella. Die Römer konnten nur Wenig von den Karthagern lernen, mit welchen ſie faſt fortwährend im Kriege lagen; unterrichtend aber ward für ſie der Verkehr mit den Etruriern, ihren Nachbarn, die ein ſehr merkwürdiges Religionsſyſtem hatten, und bei welchen Wiſſenſchaften und Künſte zu einem ziemlich hohen Grade der Ausbildung gekommen waren. Der Urſprung dieſes Volkes iſt ſehr ungewiß; Einige glauben, dasſelbe ſey aus Lydien, Andere es ſey von den thyrrheniſchen Gebirgen entſprungen, nach der Niederlaſſung in der neuen Heimat aber mit den Griechen in Verbindung gekommen. Wie Dem auch ſey; zu bemerken iſt, daß es ſich dort zur Zeit der großen Auswanderungen aus Egypten niederließ. Anfänglich wohnten die Etrurier bis an die Alpen, angegriffen jedoch von den Galliern mußten ſie ſich gegen das jetzige Toskana zurückziehen, kamen bis zum Tiber und wurden ſomit unmittelbare Nachbarn der Römer, mit welchen ſie beſtändig Krieg führten, bis ſie ums Jadr 282 vor Chriſtus, bald nach dem Tod Alexanders, ſich gänzlich unterwerfen mußten.

Nach den etruriſchen Denkmalen und Dem, was man von den Künſten und Wiſſenſchaften des Volks weiß, findet eine außerordentliche Aehnlichkeit desſelben mit den Indiern und Egyptiern Statt. Wie dieſe hatten ſie das Land zur Seite der großen Flüſſe mit Kanälen durchgraben, hatten die Pyramidalform an ihren Monumenten, z. B. am Grabe des Porſenna. Aus Ueberreſten der Mauer in Volterra ſieht man, daß ſie in der Baukunſt weit vorgeſchritten waren; ja es ſcheint ſogar, die berühmten Cloaken Roms ſeyen ihr Werk geweſen. Die Egyptier kannten das Gewölbe nicht, ſo daß in dieſem Falle die Etrurier die Baukunſt bedeutend gefördert hätten. Sehr viele Vergleichungspunkte bietet auch die etruriſche Götterlehre mit derjenigen der Indier und Egyptier. Wie dieſe wurden die Etrurier von einer Kaſte beherrſcht, die den Krieger- und Prieſterſtand in ſich vereint zu haben ſcheint; zum Mindeſten bewahrte dieſelbe vor dem Volke religiöſe Geheimniſſe, welche ſie den Römern nachher mittheilte. Von erſtern bekamen letztere die Augurn. Das etruriſche Alphabet ſtammte, wie alle europäiſchen, vom phöniziſchen ab; die Etrurier hatten dasſelbe aber wohl nicht von den Griechen erhalten, da ſie die bei den Morgenländern übliche Art von der Rechten zur Linken zu ſchreiben beibehielten, und die kurzen Selbſtlaute wegließen, welche in der Folge durch Punkte angedeutet wurden. Gewiß mußten ſie alſo mit den Völkern Indiens in Verbindung geſtanden ſeyn; ihre ſchönſten Werke rühren jedoch erſt aus der Zeit her, wo ſie bereits mit den Griechen in Berührung gekommen waren; denn all ihre Zeichnungen drücken Gegenſtände der griechiſchen Götterlehre aus.

(Schluß folgt.)

Schwediſche Literatur und Kunſt.

3. Urtheil eines Schweden über das königliche Theater in Stockholm.

Das Theater hat mehr Bedeutung für's Leben, als alles Andre im Gebiete des Schönen. Nicht nur kann es auf die Sitten unmittelbaren Einfluß haben, es hat einen ſolchen auf den Schönheitsſinn des Volks im Ganzen, weil es dem größern Publikum zugänglicher iſt, und durch das Anſchauliche der Darſtellung der gewöhnlichen Faſſungskraft näher liegt. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt es mehr, denn irgend eine andere freie Kunſt, als Nationalangelegenheit zu betrachten. Bei der dramatiſchen Abtheilung halten wir uns am Längſten auf, weil ſie die wichtigſte, und die auf dem königl. Theater mangelhafteſte iſt.

Was hier am Meiſten in Betracht kommt, iſt ohne Zweifel die Wahl der Theaterſtücke. Denn von ihr hängt größtentheils der Werth des Theaters ſelbſt ab, indem ſich ja die Aufführung, Aktion u. ſ. f. nach dem Inhalt des aufzuführenden Stückes richtet. Die Aufführung, mag ſie auch jedem mittelmäßigen Stück etwas aufhel-

ſen, vermag ihm doch nicht eine andere Richtung, einen andern Ton zu geben, als der Dichter vorgezeichnet hat. Wird in dieſer Beziehung den Anforderungen der Zeit, der Ausbildung der Kunſt und der Nation nicht entſprochen, ſo erklärt ſich Dieß beſonders aus Zweierlei — aus der Vorliebe für die franzöſiſche Literatur und aus der Aufnahme von Stücken, die gar zu wenig Kunſtwerth beſitzen.

Früher wurde Schweden bloß von herumziehenden, franzöſiſchen und deutſchen Schauſpielertruppen beſucht. Guſtav III *) ſtiftete und unterhielt zuerſt ein ſtehendes Theater. Ganz ſein Werk, erhielt es auch ganz das Gepräge ſeiner Anſichten und Bildung, es wurde eine Copie des Théatre français in Paris. Für den vaterländiſchen Geſchmack war Dieß in mancher Beziehung nachtheilig. Wir ſind weit entfernt, die dem franzöſiſchen Theater eigenen Vorzüge zu verkennen, Niemand kann Moliere höher ſchätzen, als wir, und auch das Recht des franzöſiſchen Trauerſpiels auf unſre theilweiſe Huldigung beſtreiten wir durchaus nicht, aber es iſt nun, nachdem ſich Europa ſeit 30 Jahren des Joches der franzöſiſchen Sanggöttinnen entledigt hat, unſer allgemeiner Wunſch, daß kein Geſchmack ausſchließlich herrſchend ſey, ſey es nun franzöſiſcher oder deutſcher, ſpaniſcher oder engliſcher, daß wir nicht mit den mehr als mittelmäßigen, ja oft völlig gedankenleeren und geiſtloſen Lappereyen, die aus der Werkſtätte von Scribe und C. herorgehen, abgeſpeiſt werden. Eine Kleinigkeit kann auf einem Vaudevilletheater in Paris, ja ſelbſt auf dem Théatre français Intereſſe erregen, vielleicht verdienen, bloß durch eine unbedeutende Zufälligkeit, eine Anſpielung auf Tagsbegebenheiten u. dgl. ohne daß Dieß darum auch für Stockholm gilt. Den Schweden zum Franzoſen zu machen, iſt unter allen Verirrungen die größte. Der erſtere gleicht dem letzterem allein in Thorheiheiten (nämlich Modethorheiten und etwa Eitelkeit). Aber in Beziehung auf Neigungen, Gemüths= und Denkart kann ſich Niemand mehr entgegengeſetzt ſeyn. Soll der Schwede einem Fremden nahe kommen, ſo iſt es der Engländer. (?) Die Franzoſen ſind daher am Wenigſten geeignet, in Dem, was Empfindung und Phantaſie berührt, Vorbild für uns zu ſeyn, und doch ſind ſie's geworden: ja! während ſonſt dieſe Herrſchaft in Sachen der Kunſt abnahm, hat ſie ſich auf der Bühne wieder verſtärkt, ſo daß die Früchte des Siegs, welchen Akerhielm durch Einführung von Hamlet und Maria Stuart über ſie erfocht, nun faſt abgefallen ſind. Es iſt indeſſen zu hoffen, wir werden von den Franzoſen lernen, uns mehr nach den Engländern, und ſomit mehr in Uebereinſtimmung mit unſrer Natur, unſern Anlagen und geſchichtlichen Erinnerungen auszubilden. **)

Gehen wir auf den zweiten Punkt über, ſo verlangen wir wohl nicht zu viel, wenn wir meinen, es ſollte kein Stück zugelaſſen werden, daß nicht entweder in ſich ſelbſt genug Kraft und Leben beſitzt, um auch bei mittelmäßigem Spiel zu gefallen, oder in hohem Grad theatraliſch iſt, durch welches letztere Moment ſich viele Stücke von Kotzebue und franzöſiſchen Dramatikern zweiten Rangs empfehlen. Unglücklicherweiſe aber fehlt auch dieß Einzige, was jenen noch einigen Werth giebt, ihren Nachtretern. Auch in den beſſeren der neuen kleinen Stücke, welche ſeit einigen Jahren gegeben worden ſind, drängt ein pſychologiſcher Mißgriff, eine Unwahrſcheinlichkeit und Ungereimtheit die andere und doch wollten wir uns noch glücklich ſchätzen, wenn dergleichen Mängel auch nur in der Mehrzahl der gewöhnlich aufgeführten Machwerke durch einzelne Funken von Witz oder durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit einigermaßen erſetzt würden. Wie viele Stücke aber langweilen auch noch dadurch, daß ſie keine Spur von Erfindung, Neuheit, Laune zeigen. Von Charakterzeichnung, Wahrheit in Darſtellung der Verhältniſſe des Lebens, aber gar von dichteriſchem Werth, von Idealität kann in ihnen keine Rede ſeyn, die ſelbſt das gemeinſte Alltagsleben, nicht einmal unterhaltend, geſchweige treffend und überraſchend, zu ſchildern wiſſen. Würde man bei Anzeige dieſer Stücke bemerken, es werde auf dem Theater geſpeiſt werden, man könnte vorausſagen, welche Speiſen man zu erwarten habe!

(Schluß folgt.)

Weinbau in Mexiko.

Der botaniſche Garten in Genf beſitzt eine Sammlung von mehr als 600 Rebenarten aus den verſchiedenen Weingegenden *Frankreichs*, Italiens und der Schweiz. Im Monat November 1827 wurde eine Auswahl der vorzüglichſten Ableger an L. Alaman, einen der erſten Grundeigenthümer in den Vereinigten Staaten von Mexico, geſandt, welcher dieſelben auf ſeinen Ländereien in dem Staat Guanaxuato anpflanzte. Wie er nachher ſchrieb, ſtanden hundert und fünf Stöcke in vollem Wachsthum, und der Uebelſtand, der das Aufkommen des Weinbaus in Cayenne und in mehreren Theilen der nordamerikaniſchen Union hindert, namentlich das ungleichzeitige Reifen der Trauben tritt auf den Hochebenen von Mexico nicht ein: ſo daß er dieſen einſt von der ſpaniſchen Regierung verbotenen Kulturzweig in einem Klima, das dem von Rom und Murcia nicht unähnlich iſt, bald einheimiſch zu ſehen hofft. So hätte alſo das nördliche Genf die Weinpflanze dem ſüdlichen Mexico geliefert, und hiebei erinnert man ſich, daß es der botaniſche Garten von Paris war, welcher die Inſel Martinique mit der Kaffeepflanze verſah, von wo alle Kaffeepflanzungen America's ausgingen, und daß eben daher in unſern Tagen Cayenne den Brodfruchtbaum empfing, wo er jetzt ausnehmend gedeiht. Thatſachen dieſer Art beweiſen, daß ſolche Anſtalten, die bloß für theoretiſche Studien beſtimmt ſcheinen, auch ſehr praktiſchen Nutzen haben können.

---

*) Er war ſelbſt dramatiſcher Dichter. Seine Werke erſchienen unter dem Titel: Theater Stycken af Gustav III 2 Voll. (Stockholm 1826.)

**) Hiernach ſcheint denn doch der Geſchmack Eines fremden Volks herrſchend werden zu ſollen, was allerdings immer noch beſſer ſeyn möchte, als bei den verſchiedenſten betteln zu gehen. Hat jedes Volk ſeine eigne Denk= und Gemüthsart, und iſt die Poeſie kein Wortprunk, ſondern Ausdruck des Innern, ſo daß der Mund überfließt von Dem, deſſen das Herz voll iſt, ſo folgt von ſelbſt, daß es immer noch weiter führen muß, wenn der Geſchmack Eines, nahe verwandten Volkes herrſchend wird, als wenn man die einander großentheils ausſchließenden Eigenthümlichkeiten und Vorzüge mehrerer gleichſam in ſich verſchmelzen will.

Berichtigung. S. 613, Sp. 2, Z. 9 oben lies Mejean.

München, in der Literariſch=Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 156. 5 Juny 1830.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

Wenn die franzöſiſche Regierung laut verkündet, es ſey ihre Abſicht, in Algier den Sitz der Piraterie für immer zu zerſtören; was ſoll alsdann aus Algier werden? Offenbar zählen die Franzoſen auf den Beiſtand eines Theils der Bevölkerung; ihre Politik wird alſo dahin gehen, das Intereſſe der urſprünglichen Eingebornen von jenem ihrer eingewanderten Unterdrücker zu trennen, und es iſt mithin derſelbe Fall, wie bei Bonapartes Expedition in Egypten; nur mit dem Unterſchied, daß dort die Mammelucken, hier die Türken es ſind, welche einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen müſſen. Iſt die militäriſche Hierarchie der letztern geſtürzt, ſo könnte man zwar die Mauren und Sarazenen ſich ſelbſt überlaſſen, um ſich eine Regierung zu geben; allein Wer ſtünde dafür, daß dieſe nicht das alte Unweſen beibehielten, oder nur, daß ſie im Stand wären, aus der bei jeder Revolution unvermeidlichen Anarchie ſich zu retten, zumal da die unter ihnen noch größtentheils obwaltenden Stammverhältniſſe einer Vereinigung hemmend im Wege ſtünden? Es bleibt alſo wohl kaum eine andere Wahl, als Algier zu coloniſiren und dadurch für die Civiliſation zu gewinnen. In dieſem Fall erlangt die Frage nach Clima, Produkten und Bevölkerung eine hohe Wichtigkeit, weil ſich bloß daraus abſehen ließe, was man ſich von Algier als europäiſcher Colonie verſprechen dürfte.

Algier war einſt die Kornkammer Roms; ein Schriftſteller des Mittelalters nannte es in ſeinem barbariſchen Latein Speciositas totius terrae florentis. Um dieß Prädikat noch jetzt zu verdienen, bedürfte es bloß des Fleißes des Anbaues. Sein Boden iſt noch ſo fruchtbar wie vor Zeiten; aber gelegen an unnahbaren Küſten und ſelbſt entfernt von den großen Karawanenſtraßen nach dem Innern des Continents, mußte es noch tiefer als ſeine Nachbarſtaaten in Barbarey verſenken und in Unfähigkeit, daraus hervorzugehen, nachdem es einmal von dem großen Länderbunde des Abendlandes losgeriſſen war, deſſen Mitte die Bahn der Civiliſation durchſchnitt. Wenn jetzt die Civiliſation es beſuchen will, ſo kann ſie es nur dadurch ihrem Reiche wieder einverleiben, daß ſie den Ackerbau, und durch den Ackerbau den Handel ins Leben ruft! Denn ſonſt wird ſich der Geſchmack des Volks an dem leichten Erwerb des Raubes ſobald nicht verlieren. Ob ſich der Ackerbau mit Erfolg in Algier herſtellen ließe, darüber kann kein Zweifel ſeyn. Das Clima entſpricht ſo ziemlich dem des ſüdlichen Europa; die Jahreszeiten folgen ſich regelmäßig. Die Hitze im Sommer und die Kälte im Winter — beide ſind mäßig. Wenn indeſſen der Wind der Wüſte *) weht, was zuweilen in der warmen Jahreszeit der Fall iſt, ſteigt wohl das Thermometer auf 33° und 34° R.; doch hält derſelbe nicht leicht über drei Tage an; oft dauert er nur einige Stunden. Meiſt fängt er um 1 Uhr Mittags an, und läßt gegen Untergang der Sonne nach. Ein feuriges Meteor, welches ſich über einen beträchtlichen Theil des Horizonts erſtreckt — ein ſtarker Erdharzgeruch, welchen das glühende Gewölk ausſtrömt, und die von heftigen Stößen begleitet ſind — an dieſen Vorboten kann man ihn erkennen. Immer dichter wird das Gewölk und zuletzt zerreißt es über den Häuptern der beſtürzten Einwohner. „Zu Boden, der Simum kommt!“ mit dieſem Schreckensruf wirft ſich Alles nieder und hält Mund und Naſe zu; ſelbſt die Thiere drücken den Kopf gegen die Erde. Vor Allem hat man ſich vor dem erſten glühenden Peſthauch zu hüten; denn oft erſtickt er Diejenigen, welche ſich nicht gehörig vorſehen, oder verurſacht er ihnen wenigſtens eine bleibende Engbrüſtigkeit. Wenn der Simum beginnt, ſo färbt ſich der obere Theil der Atmoſphäre hellgelb, der untere Theil derſelben mit einem düſtern Roth. Dieſe Erſcheinung rührt von den Sonnenſtrahlen her, die durch einen außerordentlich feinen Sand ſpiegeln, einen Sand, welcher den Leuten durch alle Oeffnungen der Kleider dringt, ihnen Augen, Mund und Ohren füllt, und die Luft dergeſtalt verdunkelt, daß man keine drei Schritt vor ſich ſieht. Die trockene Hitze, die dann eintritt, läßt ſich nur mit der eines ſtarkgeheizten Ofens vergleichen: ſie entzündet das Blut, bringt die höchſte Spannung in das Nervenſyſtem und beklemmt das Athmen. Wenn, um uns eines africaniſchen Ausdrucks zu bedienen, das Herz geborſten,

*) In Italien heißt er Sirocco, in Syrien Samiel, in Egypten Kamſin, in der Berberei Simum.

Digitized by Google

lauft Blut aus Augen und Naſe, nach ein Paar Stunden iſt der Leib ſchwarz und die Glieder verlieren ihre Elaſticität. Während des Simums ſieht man oft da und dort unermeßliche Sandſäulen ſich erheben, die manchmal ſo hoch werden, daß ſie ſich in den Wolken verlieren. Bald erſcheinen ſie wie ein dichtes Gehölz, wo die Aeſte der Bäume majeſtätiſch ſich hin und her bewegen; bald wie ungeheure Rauchfänge; bald wie Abtheilungen eines Heeres, das auf einer Ebene ſeine Schwenkungen macht; ihre Farbe iſt bald dunkles Schwarz, bald ein Glanz wie der des Regenbogens mit unzähligen funkelnden Sternen. Die Exploſion, mit welcher dieſe Sandmaſſen zerplatzen, gleicht der eines Kanonenſchuſſes oder eines fernen Donners. In ſeiner vollen Furchtbarkeit zeigt ſich begreiflicher Weiſe der Simum nur in jenem unermeßlichen waſſerleeren Meer (bahr billa mah), wie die Araber die große Wüſte nennen; doch mag er auch außer ſeinem eigentlichen Gebiet, zumal in den kleinern Wüſten, deren das Innere von Algier mehrere in ſich ſchließt (worunter die größte die von Angard, welche Algier von Marocco trennt), wenn auch die mit ihm verknüpfte Gefahr ſich mindert, wenigſtens für eine europäiſche Invaſionsarmee noch immer bedenklich genug ſeyn. Sollte das franzöſiſche Cabinet nicht auch für Verwahrungsmittel gegen den Simum geſorgt haben, wie ſeiner Vorſicht ja nicht einmal der Umſtand entging, daß man mit dem Waſſer aus den Brunnen Blutigel und andere Inſekten verſchlucken möchte, oder daß die Brunnen gar vergiftet ſeyn könnten, weßhalb ſie den Soldaten Seiher, um das Waſſer zu reinigen, und Hunde, um es zu probiren, mitgegeben haben ſoll? Etwa eine luftdichte Kaputze —? Vielleicht aber verläßt es ſich darauf, daß vom April bis zum September wenigſtens in der Regel Oſtwind weht, und daß dann die Witterung feucht bleibt, obwohl ſie nicht regneriſch iſt? Und kann nicht vor dem Herbſt, der eigentlich heißen Jahreszeit, Viel geſchehen ſeyn? Im übrigen Theil des Jahrs herrſcht der Weſtwind vor, der ſchon leichter in den Simum der Wüſte umſpringt. Die Regenperiode fängt mit dem November an und währt bis zum April; am Anhaltendſten regnet es im November und December; Januar und Februar ſind oft ſchon wieder ſchön. Im Januar ſchmücken ſich die Wieſen mit Blumen, und im April und Mai glaubt man ſich in einen ungeheuren Garten verſetzt. Vom Juli bis October, wenn die Sonne alles Wachsthum weggebrannt, iſt das Land noch immer belebt von dem Immergrün des Oleanders, und ſelbſt dann wird die Hitze durch die häufigen Nordwinde ſehr gemildert. Das Clima iſt deßwegen eben ſo mild als geſund; von den mörderiſchen Krankheiten, welche die Europäer in den Antillen wegraffen, ſogar von der egyptiſchen Augenkrankheit weiß man Nichts, und die Peſt, die ſo oft ihre Verheerungen bis nach Malta und Gibraltar erſtreckt, kennt man als einen ſeltnen Gaſt an dieſem Strand.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Eilfte Vorleſung.

Die Naturwiſſenſchaften bei den Römern während der Republik. Cato, Varro, Cäſar, Lucrez.

(Schluß.)

Die Hetrurier waren die erſten Lehrer der Römer, und nach ihrem Beiſpiele nahmen dieſe die Scheidung in Patrone und Clienten, (nicht in Patricier und Plebejer) an. In Bezug auf die Naturwiſſenſchaften konnten ſie jedoch denſelben nur ſehr Wenig mittheilen; höchſtens etwa einige Unterweiſungen über die Vögel, da der Gebrauch, die Zukunft nach dem Vögelflug zu beſtimmen, die Prieſter zur Beobachtung des Lebens und Treibens dieſer Thiere veranlaßt haben mußte. Plinius führt mehrere hetruriſche Vögelnamen an, weiß aber nicht recht, auf welche Arten er ſie anwenden ſoll, woraus erhellt, daß zu ſeiner Zeit die Augurn die Ueberlieferungen aus Etrurien bereits nicht mehr kannten. Es waren alſo eigentlich die Griechen, durch welche die Römer gebildet wurden. Großgriechenland unterhielt ſtets Verbindungen mit der alten Heimat; die Philoſophen reiſten vom einen zur andern. Es wäre alſo ſehr natürlich geweſen, daß die Römer von den Griechen ihre Bildung ſchon ſehr frühe erhalten hätten, beſonders da dieſe Geſandte an jene ſchickten; aber die Regierung wies Wiſſenſchaften und Künſte ab, da ſie dieſelben für Mittel der Verweichlichung anſah. Lange Zeit hatte Rom keinen Schriftſteller; nach mehr als 500 Jahren erſt trat der Dichter Ennius auf, der überdieß aus einem von Rom ſehr entlegenen Theil Italiens gebürtig war, *nämlich* aus der Stadt Rudiä in Calabrien. Dieſer Dichter ſchrieb Jahrbücher in Verſen und Tragödien. Fabius Pictor, etwas jünger als Ennius, jedoch noch ſein Zeitgenoſſe, war der erſte Geſchichtſchreiber in ungebundener Rede. Dieſer ſo lange Zeit anhaltende Mangel an geſchichtlichen Werken erklärt das Dunkel welches über den erſten Zeiten der Republik ſchwebt.

Nach Ennius und Fabius Pictor kam Cato der Cenſor, der erſte lateiniſche Schriftſteller, von welchem wir noch ein vollſtändiges Werk beſitzen; ihn gerade nennt übrigens Cicero den älteſten von denjenigen, welche verdienen, geleſen zu werden. Er ſchrieb über Geſchichte, Moral, Landbau. Auf einem Feldzug kam er zu einem Pythagoräer zu wohnen, von welchem er einen Anflug griechiſcher Wiſſenſchaft gewann; er blieb jedoch deßhalb den römiſchen Sitten nicht weniger getreu, wovon er bei ſeiner Zurückkunft nach Rom einen Beweis ablegte. Es hatte ſich ein Streitigkeit zwiſchen Athen und Sicyon erhoben, in welcher die Römer von den Athenern zu Schiedsrichtern gewählt und Karneades, das Haupt der dritten Akademie, ſo wie zwei Peripatetiker, Kriptolaus und Diogenes, als Geſandte nach Rom geſchickt wurden. Dieſe drei Männer hielten öffentlich einige Reden und gaben Unterricht, welchem die jungen Leute ſchaarenweis zuſtrömten. Cato war hierüber dermaßen erſchrocken, daß er die Sache, welche die Geſandten herbeigeführt hatte, aufs Schleunigſte abmachen ließ, um ihnen jeden Vorwand für ferneres Verweilen in der Stadt zu benehmen. Nichts [illegible] [illegible] die Römer alsbald dem Studium [illegible]

Digitized by Google

chiſcher Literatur hin, und Cato ſelbſt, in ſeinem Greiſenalter, folgte dem Beiſpiele.

Cato hat eine Abhandlung de re rustica hinterlaſſen, nicht ſowohl ein landwirthſchaftliches Syſtem, als eine Sammlung von Regeln. Von jedem auf Nutzung eines Pachtgutes ſich beziehenden Gegenſtand findet man darin Etwas. Der Verfaſſer ſagt, wie man ſich gegen ſeinen Verwalter, gegen ſeine Sklaven zu benehmen habe, in welcher Hinſicht er ſehr harte Maßregeln angiebt. Die Sklaven ſollen jede Nacht eingeſperrt, und ſogar, wenn man irgend Urſache hat, denſelben zu mißtrauen, angekettet werden. Ferner findet man Verſchiedenes über die unmittelbare Hauswirthſchaft, z. B. über die Art Schinken, Würſte u. ſ. w. zu bereiten. Auch iſt die Rede von den Krankheiten der Hausthiere und der Art, dieſelben zu heilen, was ſich jedoch bloß auf einige wunderliche Formeln erſtreckt — Worte, die weder griechiſch noch lateiniſch ſind, und welchen von Cato eine magiſche Kraft beigelegt wird. Derſelbe hatte zwar von einem Pythagoräer Unterricht empfangen; allein dieſe Philoſophen ſelbſt waren, zumal ſeit der Erneuerung ihrer Schule, nicht abgeneigt, manchen Worten geheimnißvolle Wirkungen beizulegen, wie ſie Dieß auch hinſichtlich der Zahlen thaten.

Einige Jahre nach der Reiſe des Karneades dehnten die Römer ihre Herrſchaft bereits in Griechenland aus. Man kann auf den raſchen Gang ihrer von dorther gewonnenen Verfeinerung ſchließen, wenn man mit Catos Werken diejenigen des Varro vergleicht, der etwas über ſechzig Jahre ſpäter ſchrieb.

Markus Terentius Varro, geboren um's Jahr 116 vor Chriſtus, bildete ſich mit ſeinem Freunde Cicero in Athen aus. Wie dieſer wurde er von Antonius proſcribirt, fand aber Mittel, dem Tode zu entgehen, und erreichte ein hohes Alter. Er wird als der gelehrteſte Römer betrachtet. Selbſt in der praktiſchen Arzneiwiſſenſchaft beſaß er Kenntniſſe und ſtillte, wie man behauptet, eine gefährliche Seuche auf der Inſel Corcyra. In Form eines Geſprächs hat er eine Abhandlung de re rustica geſchrieben, die durch wiſſenſchaftlichen Geiſt und Feinheit des Stils gegen Catos unförmliches Erzeugniß auf's Stärkſte abſticht. Das erſte Buch derſelben handelt über den Ackerbau im Allgemeinen und die Natur des Bodens; das zweite über die Hausthiere, deren Nutzung und Krankheiten; das dritte über das Geflügel. Man ſieht daraus, daß die Römer bereits damals Pfauen für die Tafel aufzogen. Alle unſre Hausvögel hatten auch ſie, ſelbſt Droſſeln, welche bei uns nicht im Hauſe gezogen werden. Eben ſo hielten ſie einige Vierfüßler unter Dach, welche man gegenwärtig nur in Wäldern trifft, wie Hirſche, Rehe, wilde Schweine und drei Arten von Haſen, nämlich den gewöhnlichen Haſen, den ſpaniſchen Haſen oder das Kaninchen, und endlich den Wandelhaſen, deſſen Fell im Winter weiß wird. Auch Murmelthiere und ſelbſt Schnecken mäſteten ſie, und brachten letztere durch eine eigenthümliche Nahrung zu einer wunderhaften Größe. Ueber die Weiher der Römer und die verſchiedenen darin erzogenen Fiſcharten ſpricht Varro ebenfalls.

Cicero, Varros Zeitgenoſſe, befaßte ſich zwar mehr nur mit der ſpekulativen Philoſophie; doch finden wir in ſeiner Abhandlung über die Natur der Götter mehrere Thatſachen aus der Naturgeſchichte angeführt.

Julius Cäſar, geboren im Jahre 98 vor der chriſtlichen Zeitrechnung, reiſte in ſeiner Jugend in Griechenland und ſtudirte ſpäter in Rhodus unter Apollonius Molon. Wenige wiſſen vielleicht, daß man in ſeinen Schriften die erſten Notizen über die Thiere in Deutſchland findet, unter welchen er das Rennthier, das Elennthier und den Auerochs aufführt, die ſämmtlich aus jenen Gegenden nunmehr längſt verſchwunden ſind. Der Auerochs findet ſich nur noch in den Wäldern Litthauens, und das Rennthier und Elenn im Norden von Rußland und Schweden. Bekanntlich bereitete Cäſar ſowohl durch eigene Arbeit, als durch die von ihm beauftragten Aſtronomen, auch auf die Verbeſſerung des Kalenders vor, welche indeſſen erſt 15 bis 16 Jahrhunderte nach ihm durch Pabſt Gregor eingeführt wurde.

Lucrez war vier Jahre jünger als Cäſar, und ſtarb, 43 Jahre alt, 50 Jahre vor Chriſtus. Sein Werk, obwohl in der Schreibart etwas veraltet, gehört zu den ſchönſten Stücken der römiſchen Poeſie. Es behandelt ganz dieſelben Gegenſtände, welche Epikur zum Vorwurfe ſeiner Lehre gemacht hatte, und wir bei Gelegenheit der vierten philoſophiſchen Schule der Griechen (Ausl. S. 388) bereits auseinander geſetzt haben. Im letzten Buche ſpricht er von den Meteoren; aber ſeine Phyſik genügt einer geläuterten Anſicht eben ſo wenig, als ſeine atomiſtiſche Philoſophie.

Fourier.

Einige Worte über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen des ſo eben verſtorbenen franz. Akademikers Fourier werden unſern Leſen nicht unwillkommen ſeyn.

Bekanntlich ſpielte in den zahlreichen Theorien über den gegenwärtigen Zuſtand unſres Planeten ſeit Beginn des 18 Jahrh. die Annahme eines Centralfeuers eine ſehr bedeutende Rolle. Die Hypotheſe, vermöge welcher ein innerer Wärmequell in der Erde angenommen wird, herrſchte ſchon im höchſten Alterthum (vgl. Ausl. S. 383) und wurde neuerer Zeit zuerſt von Descartes wieder hervorgezogen, welcher die Erde für eine kleine erloſchene Sonne hielt, deren Oberfläche erkaltet ſey; ſo wie von Leibnitz, der ungefähr dieſelbe Idee hatte, und alle Planeten als kleine Sonnen betrachtete. Indeſſen war die Lehre beider großen Geometer in dieſer Beziehung denn doch nicht viel mehr als ein genialer Einfall, den ſie ohne weitere Begründung und ohne etwas Poſitives daraus zu folgern, hinwarfen. Da zugleich die Aufmerkſamkeit der Naturkundigen immer mehr auf die Muſcheln und ſonſtige Meereserzeugniſſe hingewieſen ward, welche man in ſo großer Menge mitten auf dem feſten Lande findet, ſo hielt man ſich faſt durchgängig an eine ganz entgegengeſetzte Anſicht — an den Satz nämlich, daß die Erde aus dem Schoß der Waſſer hervorgegangen ſey. Uebrigens ſchließen beide Annahmen einander nicht aus, denn die Wirkſamkeit des Waſſers konnte ſehr wohl nach derjenigen des Feuers eintreten. Die alten Philoſophen, und Leibnitz ſelbſt, nahmen dieſe doppelte Action ſogar wirklich an; ſpäter aber wurden die Punkte, welche auf Annahme

Digitized by Google

eines Feuers hindeuten, aus dem Geſicht verloren, bis Büffon eine Lehre vorübergehend wieder aufbrachte, welche man bisher mehr nur als eine großartige Träumerei behandelt hatte. Allein auch gegen Büffon trug der unphiloſophiſche, ſich zu ſehr im Einzelnen verlierende Geiſt ſeines Jahrhunderts den Sieg davon, und das Centralfeuer gerieth abermals in Vergeſſenheit.

Dießmal aber nicht lange; und zwar war es eben die Neigung zu einzelnen Thatſachen, was nun zu jener Annahme zurückführte. In wenigen Jahren hatten Mineralogen, Geologen, Phyſiker eine Menge Beobachtungen zuſammengehäuft, welche auf den merkwürdigen Umſtand hinwieſen, daß die auf der Oberfläche herrſchende Temperatur zunimmt, je mehr man ins Innere der Erde dringt, woraus denn klar hervorging, daß die Sonne nicht die einzige Urſache der irdiſchen Wärme ſey. Allein was aus den Thatſachen ſelbſt ſo augenſcheinlich hervorleuchtete, ſchien auf gänzlich unannehmbare Folgen zu leiten. Offenbar rühreten doch alle Wärme-Erſcheinungen auf der Oberfläche der Erde lediglich von der Sonne her, und wenn die Erde ein ſich abkühlender Körper war, ſo mußte es noch vor wenigen Jahrhunderten bemerkbar wärmer geweſen ſeyn, wovon aber durchaus keine Spur ſich kund gab.

Fourier fühlte, was in den bisherigen Annahmen Falſches lag. Eh man auf die möglichen Wirkungen des problematiſchen Centralfeuers ſich einlaſſen konnte, mußten zuvor die Wirkungen genau beſtimmt ſeyn, welche die Sonnenwärme auf der Oberfläche und in den dieſer zunächſt liegenden Schichten der Erde hervorbringt. Er begann alſo damit, nachzuweiſen, daß, falls die Erde keine andere Temperatur hat, als die, welche von ihrer Entfernung von der Sonne abhängt, man im Verlauf vieler Jahrhunderte Folgendes wahrnehmen müßte:

1) Auf der Oberfläche ganz denſelben Wechſel, welcher durch den Unterſchied von Tag und Nacht und die verſchiedenen Jahreszeiten daſelbſt wirklich hervorgebracht wird.

2) Unter der Oberfläche eine an jedem Punkt, ſelbſt in den unterſten Tiefen, gleichförmige Temperatur, welche der mittleren Temperatur der Oberfläche entſpräche. Nur wenn die Einwirkung der Sonnenſtralen nicht lang genug angehalten hätte, um die Erde gänzlich zu durchwärmen, würde die Temperatur abnehmen, je tiefer man hinabdränge; in keinem Fall aber vermöchten die Sonnenſtralen die tieferen Erdſchichten wärmer zu machen, als die mehr nach der Oberfläche zu liegenden. Nun iſt aufs Strengſte bewieſen, daß die Temperatur der Erdſchichten mit ihrer Tiefe zunimmt; die Erde muß alſo eine eigenthümliche Wärme haben, welche von der durch die Sonne mitgetheilten Temperatur in keiner Beziehung abhängt. Welchen Einfluß dieſer innerliche Wärmequell auf die Oberfläche ſelbſt übe, läßt ſich bloß durch Berechnung beſtimmen, dieß aber ſo genau, daß der Geometer nur das Verhältniß zu wiſſen braucht, in welchem die Temperatur, je mehr man ins Innere der Erde dringt, zunimmt, um eben damit auch das Maß der Temperatur zu kennen, welches jener innere Brennpunkt der Oberfläche mittheilt. Die Zunahme der Wärme von der Oberfläche an läßt ſich aber an jedem Orte meſſen; folglich kann man auch das Maß der von der Centralwärme herrührenden Temperatur an jedem Ort der Oberfläche nachweiſen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Iſthmus von Darien.

Der Engländer Lloyd und der ſchwediſche Capitän Falmarc hatten von Bolivar den Auftrag erhalten, den Iſthmus von Darien zu nivelliren, um die paſſendſte Communikationslinie zwiſchen beiden Meeren auszumitteln. Im März 1828 in Panama angekommen, machten ſie ſich am 5 Mai an ihre Arbeiten, welche ſie von jener Stadt längs der alten Straße von Porto Belo bis zum Fluß Chagres, der ſich in den Golf von Mexico ergießt, beharrlich fortführten. Die größte Höhe, welche ſie paſſirten, war 633.32 Fuß über dem Hochwaſſer von Panama. Indeſſen litt ihre Geſundheit durch Regen und Wetter dergeſtalt, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ſich eine Wohnſtätte am Chagres zu erbauen und ihr Geſchäft bis auf die trockene Jahrszeit auszuſetzen. Am 7 Februar 1829 begannen ſie von Neuem, indem ſie von einem Punkt unterhalb ihrer vorherigen Station, der 152.55 Fuß über dem Hochwaſſer von Panama lag, ausgingen und das Ufer des Fluſſes bis La Braja, 5 Stunden von ſeiner Mündung, verfolgten. Das Waſſer wird daſelbſt bereits brackiſch und es iſt durchaus keine Strömung mehr bis zum Meer bemerkbar. Aus ihrer Unterſuchung ergaben ſich folgende Reſultate: 1) die mittlere Höhe des ſtillen Oceans in Panama iſt = 3.52 Fuß über dem atlantiſchen Meer in Chagres. 2) Die Differenz in Panama zwiſchen dem höchſten und niederſten Waſſerſtand iſt = 27.44 Fuß; im Durchſchnitt = 21.22 F.; in Chagres bloß = 1.16 F.; Daraus folgt 3) daß das Hochwaſſer, welches auf beiden Seiten der Landenge ziemlich gleichzeitig eintritt, in Panama ein mittleres Steigen von 10.61 F., am atlantiſchen Meer von 0.58 F. erfährt, alſo das erſtere *über* das letztere eine Erhöhung von 13.55 Fuß. Da aber 4) die Ebbe in beiden Meeren in demſelben Verhältniß unter dem *mittlern* Waſſerſtand zurückbleibt, ſo folgt, daß dann der *Waſſerſtand des ſtillen* Meeres um 6.51 F. unter den des atlantiſchen fällt — daß mithin der Waſſerſpiegel des ſtillen Meers im Verlauf der Zeit von einer Fluth zur andern erſt höher, denn gleich, und zuletzt tiefer als der des atlantiſchen Meeres ſteht.

Der Bronce-Elephant zu Paris.

Der coloſſale Bronce-Elephant, der urſprünglich die Beſtimmung hatte, als Fontäne auf den Platz der Baſtille in Paris zu kommen, wird jetzt, wie es heißt, auf einem Piedeſtal in den Champs Elisées aufgeſtellt. Das Piedeſtal ſoll ungefähr fünfzig Fuß hoch werden, und das Caſtell auf dem Rücken des Elephanten wird eine Erhebung von fünfzig Fuß von dem Boden haben. In den Beinen des Elephanten werden Treppen angelegt, mittelſt deren man zu dem Caſtell emporſteigt, und der Rumpf wird auf das Eleganteſte zu einem Salon eingerichtet. Perſonen, welche den Elephanten beſuchen wollen, haben einen Franc Entrée zu bezahlen, wovon der Architekt, dem dieſe Einnahme für achtzig Jahre überlaſſen iſt, ein reiches Einkommen hofft.

Berichtigung.

Seite 515 Sp. 1 Zeile 10 v. o. lies Haydee ſt. Hapti. und S. 620, Sp. 2 Z. 4 u. lies das andre ſt. die andern.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 157 und 158. 5 und 6 Juni 1830.

Memoiren von Robespierre. *)

Daß dieſe angeblich von Robespierre während ſeiner groſſen politiſchen Laufbahn verfaßten Memoiren Hrn. Moreau = Roſier, ihrem Verleger und Herausgeber, nicht daher gekommen ſind, woher er ſie der Vorrede nach erhalten haben will, giebt dieſe Vorrede ſelbſt am Beſten zu verſtehen **); daß ſie, troß den beigegebenen Fac ſimile's von Robespierres Handſchrift, eben ſo wenig von dieſem ſelbſt herrühren, leuchtet wohl mit nicht minderer Gewißheit aus dem Werke hervor; ob aber das Ganze etwa von einem Mann verfaßt ſey, der mit Robespierre und deſſen nähern Verhältniſſen genau bekannt war, darüber möge man nach den hier mitzutheilenden Auszügen urtheilen.

Das Werk beginnt, wohl nicht ohne richtige Auffaſſung von

---

*) Memoires authentiques de Maximilien de Robespierre. 2 vol. Paris, Moreau-Rosier, éditeur.

**) Ihr zufolge ſind ſie in den Beſitz des Herausgebers durch den Großknecht (garçon de ferme) eines Landeigenthümers in dem Städtchen Creteil gekommen. Dieſer Großknecht, gegenwärtig ein Mann von etwa fünfzig Jahren, iſt nämlich der Neffe von Robespierres ehemaliger Hauswirthin in der Straße, Saint-Honoré Nr. 366. Einmal war ſein Vater nach Paris gegangen, und plötzlich ganz athemlos mit einer Rolle Papier zurück gekommen, die er der Mutter einhändigte, indem er lang mit ihr ſprach, worauf er abermals nach Paris ging, und der Sohn ihn nie wieder geſehen hat. Folgenden Tags ſchrie man Robespierres und ſeiner Mitſchuldigen Hinrichtung in den Straßen aus. Die Mutter legte Trauer an und ſprach zu ihrem Knaben nie mehr von dem Vater; aber ſie führte ihn aus ihrem bisherigen Haus, das von der Republik zum Verkauf ausgeſetzt wurde. Genöthigt ſich im Verborgenen zu halten, ſtarb ſie vor Gram. Auf ihrem Todbett übergab ſie dem Sohn jene Papiere: „Bewahre dieſelben“, ſagte ſie, „als das gröſte Geheimniß. Es wird noch lang anſtehen, bis Du ſie Jemand ohne Gefahr mittheilen kannſt. Sie wurden Deinem Vater anvertraut, und rühren von einem Mann her, welcher der Abgott unſrer Familie war.“ — „Treulich folgte ich dem Gebot meiner Mutter“, fährt der Knecht fort, „die Papiere ſind heute noch, wie ſie mir dieſelben zugeſtellt hat, und von deren Inhalt weiß ich nicht mehr, als Sie. Glaubt aber mein Herr, die rechte Zeit ſey jetzt da, ſo will ich Ihnen (Hrn. Moreau = Roſier) Alles zuſtellen.“ Die Bedenklichkeiten des Manns werden vollends leicht überwunden; man erbricht das verſiegelte, und mit drei roth, weiß und blauen Bändern umwundene Packet, und findet zwei ſtarke Hefte nebſt einer groſſen Menge fliegender Blätter. Hr. Moreau = Roſier kann vor Erſtaunen kaum zu ſich kommen: er ſieht die Denkwürdigkeiten Maximilian Robespierres, von deſſen eigner Hand geſchrieben, vor ſich! Eifrigſt dringt er in den Beſitzer, dieſelben herauszugeben. „Nein“, antwortet der Großknecht, „um alles Geld der Welt möchte ich mich in Dergleichen nicht mengen. Die Erinnerung an meine Kindheit iſt ſehr traurig, und ich muß ſorgſam Alles vermeiden, was mir dieſelbe zurückruft. Ueberdieß haben einige Namen noch zu viele Zauberkraft für mich, und ſind gewiſſe Begebenheiten zu ſehr mit dem Unglück meiner eignen Familie verbunden, als daß ich mir erlauben dürfte, die eigenen Augen darauf zu werfen. Sind Sie indeſſen der Meinung, daß die Bekanntmachung dieſer Manuſcripte von einigem Intereſſe ſeyn könnte, ſo biete ich Ihnen dieſelben an, in der Ueberzeugung, daß Sie die Gedanken eines Mannes nicht entſtellen werden, (ne dénaturerez pas) welcher wenigſtens keinen Feind in mir zu finden berechtiget iſt; und unter der Bedingung, daß Sie niemals meinen Namen nennen, und meine Ruhe nicht geſtört werde.“ Mit Dank nimmt der Buchhändler die Ceſſion an, und ſein Honorar verſchafft dem ehrlichen Mann die Mittel ſich ein kleines Landgut zu kaufen, das er nunmehr auf eigene Rechnung umtreibt. „Dieß“ ſagt Hr. Moreau = Roſier, „iſt die Geſchichte des Manuſcriptes, das ich gegenwärtig zum Theil bekannt mache. Der gerade Bericht jenes einfachen Mannes, den ich in all ſeiner Naivetät wiederzugeben ſuchte, wird meine Leſer von der Authenticität des Werkes überzeugen. Perſonen von vollgültigſtem Urtheil, welche Robespierre perſönlich kannten, haben daſſelbe eingeſehen und ſeine Bekanntmachung gebilligt. Ich füge nur noch ein Wort hinzu. Ich habe Dem, welchem ich das Manuſcript verdanke, verſprochen, den Charakter des Verfaſſers nicht zu entſtellen, und meine Zuſage gehalten: Robespierre erſcheint hier wie er ſich ſelbſt geſchildert hat; allein Umſtände nöthigen zur Discretion; deßhalb iſt eine kleine Anzahl Blätter unterdrückt worden. Der Leſer kann indeſſen verſichert ſeyn, daß, wenn mein Werk nicht Alles enthält, was die Handſchrift giebt, in demſelben wenigſtens Nichts enthalten iſt, was nicht in der Handſchrift ſteht. — Die erſte Hälfte muß von Robespierre im Lauf des Jahres 1792 geſchrieben worden ſeyn, und zwar begonnen zur Zeit, als er öffentlicher Ankläger bei dem Seine = Tribunal war, geendigt nach dem 20 Juni, da dieſe Kataſtrophe das letzte bedeutende Ereigniß iſt, deſſen er erwähnt. Die fliegenden Blätter, deren jedes ſein Datum trägt, beginnen mit dem Auguſt 1792 und enden mit den letzten Tagen Robespierres; das letzte iſt von 7 Thermidor des Jahres 3.“

Digitized by Google

Robeſpierre's Sinne, mit einem langen Anruf an Jean Jacques Rouſſeau, worauf der Verfaſſer zu einigen perſönlichen Beziehungen übergeht, die wir, wie billig, dem Ganzen vorausſchicken. „Ich ward," ſagt er, „in Arras geboren, (Tag und Jahr der Geburt ſind nicht angegeben;) mein väterlicher Urgroßvater, ein Irländer, folgte dem verjagten Jakob II nach Frankreich; mein Vater war Rath am Gerichtshof von Arras, und bot der Tochter eines Bräuers, Maria Joſephine Carreau, ſeine Hand. Umſonſt widerſetzte ſich mein Großvater, ebenfalls ein Rechtsgelehrter, dieſer Verbindung mit einer Roturière, mein Vater drang durch und bald hatte die Tugend der jungen Frau das Herz des Greiſes gewonnen. — Ich war die erſte Frucht des glücklichen Bundes; ein zweiter Sohn und zwei Töchter folgten. Als ich neun Jahre alt war, ſtarb meine Mutter; mein Vater verlor darüber beinahe den Verſtand. Seine Geſundheit wieder herzuſtellen machte er eine Reiſe durch Deutſchland, England und Amerika. Nach Arras zurückgekehrt verfiel er von Neuem in tiefe Melancholie, daher er dieſen Aufenthalt aufs Neue verließ. Ich erfuhr ſpäter, daß er nach einem gramvollen Leben und langem Umherſtreifen in München geſtorben ſey. *) Bald nach meinem Vater verloren wir in unſerm Großvater unſre letzte Stütze. Da wurde der Biſchof von Arras, Hr. von Conzie, ein alter Freund unſres Hauſes, mein Beſchützer. Er ließ mich unter die Chorknaben der Hauptkirche aufnehmen. Als ſolcher empfing ich den erſten Unterricht. Später, im Jahr 1770, erhielt er für mich eine Freiſtelle im Collegium Ludwigs des G r o ß e n. **) Ich verließ demzufolge Arras, und trat zu Paris in das Collegium. Unter meinen Mitſchülern fand ich ſpäter einige auf dem politiſchen Theater wieder. Camille Desmoulins iſt einige Jahre jünger, als ich. Mit einer Feuerſeele und mit begeiſterter Feder hat er ſich nachher in die Bahn geworfen, für welche er vom Schickſal beſtimmt ſcheint; er wird weit gehen.***) Uebrigens verdanken wir die Erziehung Camilles dem Capitel in Laon. Seine Familie war ohne Vermögen, er aber erhielt durch Verwendung der Chorherren eine Freiſtelle im Collegium Ludwigs des Großen. Camille iſt häßlich im weiteſten Sinne des Worts; ſein ſchwarzes, glänzendes Geſicht hat einen unedlen Ausdruck; ſeine Ausſprache iſt mühſam, er ſtottert, und dennoch weiß er ſich Gehör zu verſchaffen, entzückt und bewegt die Menge, weil er in ſeiner Rede die ganze Anziehungskraft einer natürlichen Ueberzeugung hat, die weder Berechnung noch Kunſtgriffe kennt. Er iſt ein fürchterlicher Gegner und ein indiscreter Freund, verwegen aber mächtig; ſein Leben im Collegium war gerade wie ſein jetziges: feurig, unüberlegt, ſelbſtthätig. Beim kleinſten Funken von Widerſetzlichkeit in den Köpfen ſeiner Mitſchüler konnte man darauf zählen, daß er das Feuer anſchüren und ſich an die Spitze der Unruhigen ſtellen werde.

„Freron, der Volksredner, war ebenfalls mit mir im Collegium Ludwigs des Großen. Sein Vater hielt damals noch das Scepter des Journalismus; er ſetzte Voltaires Sarcasmen unerſchütterliche Kaltblütigkeit und neue Angriffe entgegen, welche die Eigenliebe des Dichters aufs Empfindlichſte kränkten. Wir waren mit dieſem Kampfe nicht unbekannt; aber der Geiſt der Unabhängigkeit und des Unglaubens, der bereits in unſern jungen Köpfen brütete, zog uns auf die Seite des Skeptikers und Spötters. Freron empfand die geringe Vorliebe ſeiner Mitſchüler für die Lehrſätze ſeines Vaters oft ſehr übel. Bald jedoch warfen ihn das anſteckende Beiſpiel, vielleicht auch einige Spöttereien, aus der Bahn jenes Lehrers. Gegenwärtig glaube ich ihn der Sache der Freiheit aufrichtig zugethan. Sein Talent reicht nicht weit; ſein Herz halte ich nicht für böſe, obwohl er mir nicht die Sympathie eingeflößt hat, die ich für Camille empfinde.

„Von all meinen Mitſchülern im Collegium Ludwigs des Großen hat Duport Dutertre die glänzendſte, aber auch die gefährlichſte Rolle ausgeführt. Er iſt einige Jahre älter als ich und ich ſtand in meinen Knabenjahren nur in geringer Verbindung mit ihm. Mit vollkommener Rechtſchaffenheit vereint er ein feines Benehmen, Beſcheidenheit und Talent. Sein Ruf als Advokat war groß und verdient; mit Unrecht ſtrebte er noch nach einem andern. Es iſt nicht Jedermanns Sache, aus dem Stegreif ein geſchickter Staatsmann zu werden; man braucht dazu mehr, als wiſſenſchaftliche Bildung und Rechtlichkeit, und bloß dieſe beſitzt Duport. Auch giebt es Umſtände, unter welchen Das, was in gewöhnlichen Zeiten Tugend iſt, *zum Verbrechen* wird und nimmermehr Verzeihung erhält.

„Lebrün war im Collegium nur als Abbé Tondu bekannt. Trotz ſeinen Ueberſchlägchen führte er ein ſehr romanhaftes Leben. Camille, der ihm an Jahren am Nächſten ſtand, hat mir tauſendmal auf eine Art davon erzählt, daß mir vor Lachen das Waſſer in die Augen kam. Anfangs Geiſtlicher, wurde er in der Folge Eleve des Seeweſens, dann Drucker, dann Soldat, dann Journaliſt, dann Revolutionär im Lüttichiſchen. Unter dieſem Titel hielt er vor den Schranken der Nationalverſammlung eine ſehr patriotiſche Rede, die ich jedoch lieber aus dem Mund eines gebornen Lüttichers gehört hätte. Gegenwärtig iſt er bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt. Er iſt ein Tollkopf vom erſten Rang, dem man, ich weiß nicht warum, diplomatiſche Kenntniſſe zugetraut hat, der aber höchſtens fähig iſt, die Stelle eines Kabinets-Courriers zu verſehen.

„Süleau, ein exaltirter Menſch, hat ſich, weil er nicht auf die erſte Stelle unter den Reformatoren hoffen konnte, den Ariſtokraten blind in die Arme geworfen. Die Heftigkeit ſeiner Blätter und ſeine Spaßwuth haben ihn bekannt genug gemacht. Es wäre übel angebracht, ihm in einem Werk, das er nicht zu Geſicht bekommen wird, die Angriffe zurückzugeben, mit welchen er mich beehrt hat. Beſitzt er wirklich Ueberzeugung für ſeine Sache, ſo verdient er den Haß, nicht die Verachtung der Vaterlandsfreunde. Seine contrerevolutionären Drohungen, die

*) Abermals ohne Angabe des Jahres und Tages; widrigenfalls es uns nicht ſchwer fallen ſollte, dieſes Factum aus den hieſigen Kirchenregiſtern conſtatiren zu laſſen.

**) Seltſamer Weiſe wird dieſer Ausdruck fortwährend, und weit häufiger, als in unſerm gedrängten Auszug anzuführen der Raum erlaubte, dem grimmigen Gegner der Ariſtokratie in den Mund gelegt.

***) Il ira loin. Bekanntlich Worte, die Mirabeau über Robeſpierre ſelbſt prophetiſch ausſprach.

für Niemand ein Geheimniß ſind, haben ihn bereits dem Haß des Volkes bezeichnet, welches ſeine Feinde nie vergißt und früh oder ſpät Gelegenheit findet, dieſelben zu beſtrafen.

„In der letzten Zeit meines Aufenthalts im Collegium Ludwigs des Großen wurde ich durch einen bemerkenswerthen Umſtand etwas bekannt. Im Juni 1775 hielt Ludwig XVI nach der Krönung in Rheims ſeinen feierlichen Einzug in Paris. Jede anerkannte Corporation begrüßte ihn mit einer Rede. Auch die Zöglinge traten, wie das vom Rektor vertretene Corps der Profeſſoren, beſonders auf, und ich wurde zu ihrem Sprecher erwählt. Ich erinnere mich keines Wortes aus der Rede, welche ich ablegte; das Einzige, was mir noch gedenkt, iſt, daß Abbé Proyart, (der Vorſteher des Collegiums) bei jeder Linie ausrief: „Seht einmal den jungen Schwindelkopf! 's iſt unglaublich!“ und damit durchſtrich er, ſchmälte, und durchſtrich abermals. Beim Zurückgeben ſagte er mir: „Was Sie doch für ein Republikaner ſeyn würden! aber die Gelegenheit hätten Sie beſſer wählen ſollen! Warten Sie immer noch. Für dieß Mal will ich die Rede ſelbſt machen.“ Seine Rede wurde vom König gnädig aufgenommen, und mir ein ſehr huldvolles Kompliment darüber gemacht.

Nach dieſem gedrängten Bericht über Robespierres Jugendleben mögen in unſern nächſten Blättern einige größere Auszüge, der Darſtellung ſeiner öffentlichen Laufbahn entnommen, folgen.

Erinnerungen aus Morea.

3) Patras.

Als die Circe, um Truppen an Bord zu nehmen, nach Patras ſegelte, beſchloß ich, die Reiſe mitzumachen. Wir gingen am 3 April unter Segel, und fuhren am folgenden Tage mit Sonnenaufgang an Zante vorüber, deſſen unzählige Häuschen über das Grün des Geſtades ausgeſäet waren, wie Perlen über eine Maienwieſe. Um vier Uhr Nachmittags warfen wir bei Patras Anker, nachdem wir Ithaka und Cephalonia links liegen gelaſſen. Vor uns ſpiegelten Aetoliens Berge, ſenkrecht aus dem Meere aufſteigend, ihre braunen, zackigen Maſſen ab. Links von denſelben zog ſich das flache Sandgeſtade, mit Strauchwerk ärmlich bedeckt, gegen Anatoliko und Miſſolunghi hin; rechts liefen die beiden niedern Spitzen aus, welche den Golf von Korinth ſchließen. Wir lagen auf der Stelle, welche die Türken in der Schlacht von Lepanto einnahmen, und mit einiger Anſtrengung der Einbildungskraft vermochten wir uns Don Juans Galeeren hervorzurufen, wie ſie zwiſchen dem Feſtland und den Echinaden durchzogen und ihre fünfhundert Segel vor uns entfalteten. Auf der andern Seite ſuchten wir eine Stadt zwiſchen den Trümmern, welche amphitheatraliſch den Hügel decken, wo Patras war und vielleicht einſt wieder ſeyn wird, konnten aber Nichts unterſcheiden, als die maſſiven Thürme der Burg, welche ſich an die noch mit Achaias Schnee bedeckten Berge lehnte. Erſt als ich an's Land ſtieg, wurde ich inne, was eigentlich die Gärten waren, aus welchen, wie mir vorgekommen, die ganze Stadt beſtand; auf eine halbe Stunde Entfernung hatte ich nämlich die gänzliche Zerſtörung, auf welcher der Frühling jetzt eben mit neuem Grün prangte, nicht bemerkt. Was ich für Gartenumgebungen gehalten, ergab ſich als Mauern eingeſtürzter Gebäude. Zwiſchen dieſen Trümmern umherirrend urtheilte ich nach der noch bemerkbaren Bauart, ob ich hier ein Ueberbleibſel von Geſtern, dort eines von fünfzehn Jahrhunderten her vor mir hatte. Jede zuſammengeſunkene neue Steinlage bringt hier die alte zum Vorſchein, auf welche ſie gegründet war.

In dieſen Zuſtand hat der Krieg die reiche, wohlbevölkerte Stadt geſetzt, welche ſonſt alle Reiſenden mit einer Art Vorliebe beſchrieben. Als die Franzoſen in Patras anlangten, fanden ſie daſelbſt 5—6000 Türken, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, auf den Ruinen gelagert, ohne anderes Obdach als elende Strohhütten, die ihrer Form nach großen Bienenſtöcken glichen. Es kam Befehl, die ganze Bevölkerung einzuſchiffen, welche ſich dann ſtumm und gleichgültig, ohne Verwunderung, Eilfertigkeit oder Murren, an's Geſtade begab, und nachdem die franzöſiſchen Schiffe ſie an die ätoliſche Küſte übergeführt, dort ihr Lager von Neuem, mit derſelben dumm-erhabenen Reſignation aufſchlug.

Von dieſem Zeitpunkte an fanden ſich wieder viele griechiſche Familien unter dem Schutze der franzöſiſchen Beſatzung in Patras ein. Hölzerne Hütten, ähnlich unſern Marktbuden, wurden in der Eile am Meeresſtrand errichtet, und bilden nun unregelmäßige, zahlreich mit Kramläden beſetzte Straßen. Die joniſche Bevölkerung, ſowohl nach ihren europäiſchen als orientaliſchen Beſtandtheilen, tritt am Meiſten hervor; die ſchönſten Kaffeeſchenken, die reichſten Magazine gehören ihr an. Sie iſt's, die den Franzoſen ihre Bedürfniſſe um ſchweres Gold zuwiegt. Auch die Palikaren haben ihre Buden, wo eingeborene Arbeiter Gold und Seide zu zierlichen Stickereien vermiſchen: weiter hin ſtellt ein alter Maler ſeine Panagia's (Marienbilder), wie einſt Apell, in einem Kramlädchen aus. Man ſieht, daß dem Volke Kleiderſchmuck und Kirchenverzierung ſo nothwendig ſind, als Brod. Gehe Einer durch die Straße der Miſſolonghier: allenthalben gewahrt er auf Stroh-Sophas ſchöne junge Mädchen mit goldbeſetzten Sammtkleidern und langen, mit Bändern und Goldſtücken geſchmückten Zöpfen, am Rahmen reiche mit Gold durchzogene Spitzen bereitend. Am Abend des Feſtes der Verkündigung ſtanden alle Häuſer leer; Frauen in flimmerndem Schmucke ſaßen in fröhlichen Kreiſen auf den Trümmern; ſpielende Kinder ſtellten vor ihren aufmerkſamen, leidenſchaftlichen Zuſchauern Ringübungen dar; Klephten in der weiten Fuſtanella, bleiche, halbnackte rumeliotiſche Landleute, franzöſiſche Matroſen mit der indolenten, verdutzten Miene, die ſie auf dem feſten Lande annehmen, drängten und ſtießen ſich in den Straßen; die Soldaten ſangen in den Schenken aus voller Bruſt, glücklicher als ihre Anführer, deren unbeſchäftigtes Ausſehen nicht ſehr für den Sieg ihrer Galanterie über orientaliſche Sittenſtrenge zeugte. Bei Anbruch der Nacht füllten ſich die kleinen Kapellen am Ufer mit Andächtigen; inſonderheit ſtrömte eine große Anzahl nach den Trümmern der Baſilika von

Digitized by Google

Sankt Andreas. Ich folgte ihr nach. Reiche Moſaiken bedecken das Grab des Apoſtels; Grabſchriften mit lilienbeſetzten Schilden, faſt verwiſchte Denkmale franzöſiſcher Herrſchaft in Morea, kann man auf dem alten Kirchenpflaſter noch unterſcheiden. Die Mauern ſtürzten unter den Händen von Barbaren nieder, und die Tyrannei verbot, dieſelben neu aufzuführen; aber auch in den Ruinen fand ſich die gläubige Menge zum Gebete ein. Seit der Befreiung von dem türkiſchen Joche zeugen bloß eine Glocke und ein hölzernes Dach über dem Hochaltar für die wiedergewonnenen Rechte der Religion. Aber eben die Oede des Ortes, im Widerſpruch mit den Feſtgewändern, der ruhigen Freude, die in allen Blicken glänzte, liehen dem Gebete ein um ſo rührenderes Anſehen. Auf dieſen Trümmern, heißt es, erſchien der Apoſtel Griechenlands an dem Tage, als Gott durch die Hand Don Juans der bisher unbeſiegbaren Macht der Türken die erſten Wunden ſchlug.

Die franzöſiſche Beſatzung liegt nicht am Meeresrand, ſondern in der Burg und den Umgebungen der Stadt. Von dem Hügel, auf welchem die Burg erbaut iſt, erblickt man Berge, Inſeln, Meer in wunderbare Weite hin gedehnt. Die in der Gegend zerſtreuten Ruinen und das ſchöne Grün, das jene bedeckt, geben Anfangs das Bild eines emſigen, ergiebigen Anbaues; kommt man aber näher, ſo ſieht man nur verlaſſene Mauern, und Moore ohne Abfluß. Kaum ein Drittel dieſer Ebene iſt gegenwärtig angepflanzt, die vor zehn Jahren mit Häuſern, Weingärten, Citronen- und Oelbäumen überfüllt war, und auf deren Ertrag ſich ein beträchtlicher Handel gründete. An einigen erhöhten Stellen wurden indeß die Reben, welche die beſte Poſſolina hervorbrachten, nur am Fuße abgehauen und mit Erde bedeckt. Die Sproſſen treiben gegenwärtig wieder, und verſprechen neue Früchte. Ueberhaupt würde Alles auf baldige Erholung hindeuten, wenn nicht das Fieber mit ſeinen periodiſchen Verheerungen ſich eingeniſtet hätte. Auch dieſen Feind kann der Anbau des Landes endlich beſiegen, aber nur nach langen Anſtrengungen.

Die Erinnerungen an das Alterthum nahmen mich unter dieſer neuen Welt nur wenig in Anſpruch. Ich wußte, daß das alte Patras erſt unter Auguſt zu einiger Bedeutung gelangte, wo es eine römiſche Colonie wurde. Auch tragen alle ſeine Ruinen einen vergleichungsweiſe neuen Charakter — die Brunnen der Ceres und das Theater, die Reſte des Thors und der Tempel des Aeskulap, die Ueberbleibſel der Bäder und die Grabmale. In den Thälern hinter der Stadt bemerkt man großartige Waſſerleitungen, deren eine zwei Reihen Bögen über einander hat. Die einzigen wirklich griechiſchen Trümmer beſtehen in zahlreichen Stücken doriſcher Säulen, die unter andern Mauerſteinen der Burg vorkommen. Aus dem Mittelalter ſind, die St. Andreaskirche ausgenommen, wenige Spuren zu bemerken. Eine ziemlich ſchöne byzantiniſche Kirche wurde in ein Feldhoſpital umgewandelt, und aus einer türkiſchen Moſchee, deren innere Anordnung nicht ohne Eigenthümlichkeit und Eleganz iſt, hat man ein Magazin gemacht.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortſetzung.)

Unangebaut dem größten Theil nach und Hirtenvölkern überlaſſen, welche den Werth des Bodens nicht zu ſchätzen wiſſen, könnte das Königreich Algier leicht eine Freiſtätte für die zahlreichen Auswanderungen werden, welche raſtlos America zuſtrömen. Wegen ſeiner Nähe bei Europa und des Reichthums der Natur würde es ſicherlich den Vorzug vor jenen entlegenen und halbwilden Ländern verdienen. Der bald ſchwarze, bald rothe Boden, obgleich leicht, ſandig, und mit Felſen untermiſcht, verräth in manchen Gegenden eine Fruchtbarkeit, die wirklich außerordentlich iſt, und die üppige Fülle von Vegetation, welche die Erde unter dem glücklich vereinten Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme von freien Stücken hervorbringt, beweiſt, wie unendlich ſich die Arbeiten des Ackerbaus lohnen müßten, wenn Algier nicht ein Staat wäre, wo es nur einen unumſchränkten Gebieter giebt, und neben dieſem einen Troß von Sclaven, die, ohne Sinn für allgemeine Wohlfahrt und unkundig des Namens Vaterland, zufrieden ſind, wenn ſie von einem Tag auf den andern zu leben haben. Man kann annehmen, daß drei Viertheile dieſes herrlichen Landes brach liegen; kaum läßt die Pflugſchaar eine Spur auf den Feldern zurück; die Wieſen und Waldplätze werden zwar, wo Dieß geſchehen kann, bewäſſert; aber von einer landwirthſchaftlichen Behandlung ihrer Güter und einer den Zwecken des Ackerbaues entſprechenden Betreibung der Viehzucht haben die Einwohner keinen Begriff. Statt Stoppeln und Unkraut auszujäten, zünden ſie dieſelben an, wodurch oft Erdbrände entſtehen, die viel weiter um ſich greifen, als man beabſichtigte, und Monate lang fortdauern. Ein entſetzlicher Anblick — dieſe Feuerſtröme, aus denen eine Höllenhitze in die Athmoſphäre aufqualmt und denen Menſchen und Thiere zu entrinnen Mühe haben!

Gerſte und Waizen ſind die gewöhnlichen Getraidearten, mit deren Anbau die Algierer ſich beſchäftigen, und wovon die Ernten trotz Allem acht- bis zwölffältigen Ertrag abwerfen. Das Korn iſt von etwas harter Art; das Mehl hat ein ſandiges Ausſehen, und läßt ſich ſchwer kneten; doch giebt es ein vorzügliches Brod. Auch Mais, Hirſe, Reis, Tabak und eine Art Kichererbſen, die man in Spanien Garbanzos nennt und die man geröſtet ißt, werden überall gepflanzt. Die Saatzeit für das Korn fällt in den Herbſt, die Ernte in den April oder Mai; die Saatzeit von Mais und Hirſe (sorgho) ins Frühjahr, die Ernte in den Sommer; Haber wächſt von ſelbſt. Statt in Scheunen pflegen die Algierer ihre Vorräthe in großen Gruben in der Erde aufzubewahren. Die alten Schriftſteller haben dieſen Theil von Africa als von Holz entblößt dargeſtellt: Dieß iſt noch heut zu Tag nicht anders, und Nichts hält ſchwerer, als Bäume von hohem Wuchs in den Ebenen zu finden. Doch fehlt es in den höhern Regionen an den Seiten der fruchtbaren Berge nicht an ſchönen Waldungen von Nadel- und Laubholz, namentlich von verſchiedenen Eichenarten (quercus suber, pseudosuber, ilex,

Digitized by Google

coccifera, ballota), wovon die Eicheln zum Theil wie Kaſtanien ſchmecken und von dem Volk genoſſen werden. Daſelbſt trifft man auch den Maulbeer=, den Maſir=, den atlantiſchen Piſtazien=, den Nuß=, den Mandel=, den Kaſtanien=, den Geruch= (thya articulatus), den Bruſtbeer= und Gerberbaum (rhus pentaphyllon); die große Cypreſſe — dieſe immer grüne Pyramide — ſtreckt ihre Zweige gegen den Himmel; die Olive wächſt wild und die Granate wird dreimal ſo groß, als in Italien. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) trägt ſeine röthlichen Beeren; der Haidebuſch verbreitet einen lieblichen Duft; der Stechbirnbaum (ficus indica) verzweigt ſeine Aeſte zu einem undurchdringlichen Gehäg. Im April und Mai muß man nach den ein Wenig höher gelegenen Thälern gehen — es ſind dann wahre Elyſien; der Schatten, die Friſche, der Schimmer des Grüns, die Mannigfaltigkeit der Blumen, die Miſchung der Wohlgerüche — Alles bezaubert den Botaniker, der ſein Vaterland vergeſſen könnte, wenn der Anblick der Barbarey, der ſich ihm aller Orten aufdrängt, ihn nicht in ſeinen Träumen ſtörte. Vom Jannar an belauben ſich oder blühen die Orange, die Myrte, die Lupine, die Jungfernrebe, der Narciß; aber im Juni, Juli, Auguſt und September iſt der Boden, außer in den Niederungen, gedörrt und aufgeritzt, und oft nur mit falben Trümmern einer todten oder ſterbenden Pflanzenwelt bedeckt, während allein noch die Lorbeerroſe fortfährt, von dem Gipfel der Berge bis in die Tiefe der Thäler, an den Ufern aller Bäche und aller Flüſſe ihr buntes Prachtgewand zu entfalten. Alle Früchte der gemäßigten Climate gedeihen; einige derſelben ſtehen indeß in Hinſicht der Qualität zurück: eine Regel, die von Orangen, Feigen, Trauben und Aprikoſen keineswegs gilt. Melonen, Gurken, Kohl und Salat werden in allen Gärten gezogen. Die Artiſchoke iſt heimiſch und kommt ohne Pflege fort. Der Kürbiß wird rieſenartig. Ungeachtet der Feindſchaft muſelmänniſcher Religion gegen Bacchus, haben die Mauren nicht weniger als ſieben Arten von Reben, welche ihre Guirlanden von Baum zu Baum ſchlingen, und deren Stamm oft ſo dick iſt, als der eines Birnbaums. Der Wein, den ſie durch Chriſtenſclaven banen laſſen, iſt von der Güte des ſpaniſchen in Roſas; aber ein Heuſchreckenbeſuch bringt ihn um ſeinen Wohlgeſchmack. Baumöl wird in Menge erzeugt; allein die Algierer wiſſen nicht mit der Bereitung deſſelben umzugehen, ſo daß es ziemlich ſchlecht iſt; ſie beſchneiden den Baum nie, worunter nothwendig die Frucht leidet. Aus Allem geht hervor, daß von Seiten des Climas und des Bodens dem Anbau des Zuckerrohrs, der Baumwolle und des Indigos Nichts im Weg ſtünde. Die Indigofera glauca beſitzt Algier ohnehin ſchon, und bezieht davon eine gute Farbe; ein anderer Färbeſtoff wird aus der Henna gewonnen. Das Zuckerrohr gedeiht trefflich; eine Art deſſelben, Soliman genannt, ſchießt zu einer ſehr beträchtlichen Höhe empor und enthält mehr Zucker als irgend eine andere. Von botaniſchen Pflanzen rühmt man die Cineraria als ein vorzügliches Mittel gegen den Stein. Die gemeinen heimiſchen Pflanzen blühen an den Ufern oder wurzeln tief in dem beweglichen Sand; die ſeltenern in den Sümpfen und Wäldern. Das trockene Küſtenland bekleiden verſchiedene Arten von fetten Salzpflanzen und harten langwurzeligen Pflanzen, z. B. salsola, salicornia, pancrais maritima, scilla maritima, lygeum spartum, saccharum cylindricum, agrostis pungens (untermengt mit Meerwinden und Sonnenblumen); in den dürren Thälern finden ſich reseda odorata, erica arborea, und der prächtige Cactus. Die ſteinigen Hochebenen, welche die Thäler des Innern von einander trennen, bieten eine auffallende Aehnlichkeit mit den ſpaniſchen Haiden dar: ſie ſind voll Dickichten von Korkbäumen und immergrünen Eichen, unter deren Obdach Salbei, Lavendel, Roſmarin und Thymian üppig wuchern; ſie würzen die Luft mit ihren Wohlgerüchen, und an manchen Orten feuert man damit. Mit Luſt verweilt das Auge des Wanderers auf den bunten Roſenhecken, welche die in Europa ſo berühmte Roſeneſſenz liefern. Der Ginſter, mancherlei Arten von Ciſtroſen, die Bartnelke, der Sumach, das Haidekraut, die Aloe, die Agave und eine Menge Euphorbien und Cactus zieren die Spalten der Felſen, wo ſie, der Hitze und der Dürre trotzend, den Ziegen Nahrung und wohlthätigen Schatten gewähren.

Aber die berühmteſten Bäume Africas ſind der Lotus und die Palme, beide gleich geprieſen von Dichtern und Naturforſchern. Plinius nennt jenen die Zierde der Welt, und die orientaliſche Mythologie verehrt in ihm ihr großes Symbol. Die Braminen ſagen, daß Brama in dieſes Baumes heiligem Schooße geboren ward, und Wiſchnu, der Erhalter, wird ſtets mit einem Zweige von der im Waſſer wachſenden Art deſſelben dargeſtellt, zum Zeichen, daß alle Dinge aus dem Ocean entſprungen. Der Lotus hat eine große Aehnlichkeit mit dem Bruſtbeerbaum, nur mit dem Unterſchied, daß ſeine Frucht von runder Form, kleiner und ſubſtanzieller iſt. Die Farbe dieſer Frucht iſt die des Safrans; ſie reift auf dem Baum und iſt von der Größe der Myrtenkörner. Die Neger nennen ſie Tomberong; iſt ſie einige Tage an die freie Luft geſetzt und getrocknet, ſo wird ſie in einem Mörſer zerſtoßen und aus dem Mehl davon Brod gebacken. Die noch unzeitigen Theile, welche inzwiſchen abgeſondert werden, geben, mit Waſſer gemengt, ein angenehmes und erfriſchendes Getränk. Thut man ein Wenig Mehl dazu, und läßt man es zuſammen kochen, ſo erhält man einen ſchmackhaften und nahrhaften Brei. Oft ißt man den Lotus auch in ſeinem natürlichen Zuſtand, und aller Wahrſcheinlichkeit nach hat man vormals einen Liqueur daraus gebrannt. Wie Plinius erzählt, verdankte eine Provinz, wo die Nahrung der Einwohner hauptſächlich aus Lotus beſtand, dieſer Frucht ihren Namen: Dieß war das Land der Lotophagen, in der Nachbarſchaft der großen Syrte, auf der Küſte des heutigen Tripoli, zwiſchen Bengaſi und dem Cap Meſurata. Die Geſchichtſchreiber fügen bei, daß es den Fremden dort ſo wohl gefiel, daß, wenn ſie eine Zeit lang von der köſtlichen Frucht gekoſtet, ſie ihrer Heimat nicht mehr gedachten. So erging es den Schickſalsgefährten des Odyſſeus, die, nachdem ſie einmal dort geweſen, ihrem Herrn nicht weiter folgen wollten. Jetzt iſt es anders geworden, und Wen das Geſchick nach Africa treibt, der ſehnt ſich bald wieder fort von dem ungaſtlichen Geſtade. Eine unmittelbarere Stelle in der Naturgeſchichte von Algier nimmt die Palme ein. Dieſer Baum hat vielleicht eine ſtärkere Wurzel als jedes andere harte Holz, ſo daß er dem furchtbarſten Orkan die Stirne bieten kann. Er braucht dreißig Jahre, bis er Früchte

Digitized by Google

bringt; dann trägt er aber ſechzig Jahre lang jedes Jahr 15 bis 20 Bouquets Datteln, jedes zu mehreren Pfunden. Die Frucht wächſt unter den Blättern am Stamm hervor und in gerader Richtung aufwärts. Wenn man ſie pflückt, wickelt man ſie in Felle ein; dieſe Vorſicht bewirkt, daß ſie leicht vollends zeitigt und ihren Wohlgeſchmack nicht verliert. So lange die Datteln am Baum ſtehen, ſind ſie von gelber Farbe; gereift werden ſie röthlich. Ihr Geſchmack, der Anfangs ſauer iſt, wie der des Moſtapfels, wird dann bald ſüß. Die Palme findet man in Algier faſt überall; die fächerförmige namentlich auf der ganzen Küſte; die beſten Datteln aber, wenn auch etwas kleiner als die von Dſchebel Karkau, auf den mittlern Bergzügen, erzeugt Beled-ul-dſcherid. Nächſt dem indiſchen Cacao und dem auſtraliſchen Brodbaum dürfte die Palme derjenige Baum ſeyn, welcher der Menſchheit die meiſten Dienſte leiſtet; er mildert die Schrecken der Einſamkeit der Wüſte und nimmt den Wanderer unter ſein Schattendach auf, das ſich bis zu einer Höhe von 80 bis 90 Schuh emporwölbt. Außer ſeinem ſyrupartigen Saft, der ſich durch Gährung in Wein oder Liqueur verwandeln läßt, und ein erquickendes Getränk giebt, das bei keinem mauriſchen Feſt fehlen darf, außer ſeiner Frucht, die ſchon manche Caravane vom Untergang gerettet, iſt es ſein Holz, welches zu Brettern geſchnitten, ſeine faſerige Wurzel, welche zu Tauen gedreht und woraus Segeltuch geſponnen wird, ſind es ſeine Blätter, welche zu Fächern, Sonnenſchirmen, als Beutel und als Zierathen dienen. Endlich dürfen wir die poetiſche Bedeutung der Palme nicht überſehen: ſie iſt das Bild des Ruhms, der Triumphe, der Heldentugend, der Unſterblichkeit. In anmuthiger Schlankheit ſteigt ſie ſenkrecht gegen den Himmel auf, vor dem ſie ihren majeſtätiſchen Kopfputz ausbreitet. Odyſſeus, um den geheimen Zauber zu beſchreiben, der ihn in die Nähe der ſchönen Königin von Ogygia bannt, vergleicht denſelben mit dem Entzücken, das er zu Delos fühlte über den Anblick der Palme, die ſich bei dem Tempel der Götter erhob.

Es iſt eine auffallende Erſcheinung in der Naturgeſchichte der Berberei, daß das Ausſehen der Oberfläche dieſes Landes weniger von gewaltſamen Veränderungen zeugt, als die meiſten andern Gegenden der Erdkugel. Erderſchütterungen ſind weniger fühlbar als in denjenigen Ländern des benachbarten Europa, mit welchen die Ufer von Nordafrica auf gleicher Linie über dem Meer liegen — Spanien und Italien.

Bis jetzt waren Blei und Eiſen die Hauptmetalle, welche man in der Berberei entdeckt hat. Das erſtere, welches am Oefteſten vorkommt, findet ſich mit einer ſtarken Beimiſchung von Thon, dem es ein dunkles Gelb mittheilt, während die Sandtheilchen in das Schwarze ſpielen. Manche behaupten, der große Atlas enthalte Gold; ob dieß mehr als eine bloße Vermuthung ſey, muß die Zukunft entſcheiden. Von ſonſtigen Mineralien giebt es Marmor, Jaspis, Porphyr — ſämmtlich nicht in Menge; Zinnober iſt häufiger; auch rühmt man einen kleinen ſehr durchſichtigen Cryſtall, Salenites genannt; ferner eine ſeifenartige Erde, deren man ſich in den Bädern bedient, um die Haut weiß zu machen. Nördlich vom Atlas iſt die Gebirgsformation Kalkſtein; bald iſt er weiß und fein, bald ſchwärzlich und eiſenhaltig. Die Mineralquellen (darunter auch heiße) ſind ſehr zahlreich. Außer denen von Hawan, in der Nähe von Bona, gehören die Bäder von Merega, in einem tiefen Thal einige Stunden von Conſtantina, zu den Merkwürdigkeiten des Landes. Sie hauchen einen beinahe unausſtehlichen Geruch aus; Schwefel und Erdharz bilden ihre weſentlichſten Beſtandtheile; immer kochend dringt das Waſſer durch kleine trichterförmige Oeffnungen, wie aus eben ſo vielen Kratern, hervor, die mit allerlei Kalkniederſchlägen und ſchönen Stalaktiten von Schwefel und Vitriol inkruſtirt ſind; das Waſſer kocht ſo, daß der Merkur in dem reaumur'ſchen Thermometer auf 77° ſteigt. Nicht ferne von dieſen ſo heißen Quellen befinden ſich andere von äußerſter Kälte; obwohl der Boden in der Nachbarſchaft ſo glühend iſt, daß man kaum darüber zu gehen vermag. Ein dumpfes unterirdiſches Getöſe, welches ſich ohne Unterlaß vernehmen läßt, trägt ſehr dazu bei, den Eindruck dieſer Scene zu etwas Uebernatürlichem zu ſteigern. Dieſe Quellen werden im Frühjahr von den Mauren fleißig beſucht, und man verſichert, daß ſie gegen rheumatiſche Uebel, Gelbſucht und Hautkrankheiten ſehr gut ſind. Aus den Ruinen, die man entdeckte, ſchließt man, daß bereits die Römer daſelbſt Badanſtalten angelegt hatten.

Algier wird von einer Unzahl von Quellen und Bächen bewäſſert, die ſich unmittelbar ins Meer ergießen; aber es beſitzt keine bedeutenden Flüſſe. Die Meluja haben wir bereits als denjenigen angeführt, der die weſtliche Grenze von Algier beſtimmt; den Hanimam und Schellif müſſen wir gleichfalls erwähnen. Der Schellif iſt der beträchtlichſte der dortigen Flüſſe überhaupt. Er hat ſeine Quelle im Süden der Provinz Titteri, nähert ſich der Stadt Algier auf 20 Stunden und empfängt viele Flüſſe, die ihn verſtärken; hierauf lenkt er plötzlich weſtwärts, läuft in faſt paralleler Richtung mit der Küſte und ſtürzt zwölf Stunden weſtlich vom Cap Tenes ins Meer. Der Schellif iſt ohne Zweifel auf eine anſehnliche Entfernung von ſeiner Mündung ſelbſt für größere Fahrzeuge ſchiffbar. Während der Regenperiode tritt er aus ſeinen Ufern und ſetzt das umliegende Land unter Waſſer, wodurch er den Verkehr zwiſchen Algier und Oran unterbricht. Auf der öſtlichen Küſte fließen der Iſſer, der Zowah, der Seibus und der Zaine *), welche das Meer, im Innern der Wal-Dſchedid, den der See Melgig **) aufnimmt. Die Ufer mehrerer Flüſſe ſind mit Theilchen von Salz und Salpeter überzogen. Die erſtere dieſer Subſtanzen herrſcht dermaßen in dem Gebiet von Algier vor, daß es nicht nur Salzquellen und Salzwaſſer, ſondern ganze Salzberge und Salzfelder (ſchibbas) giebt. Im Frühling ſtehen dieſe Felder im Waſſer und ſehen wie Seen aus; ſpäter trocknen ſie und ſind dann mit einem ſchönen Grün geſchmückt. Bei einigen derſelben iſt der Grund, ohne Beiſatz von Erde oder Sand, ein Bett von cryſtalliſirtem Salz.

*) Der Wal el-Serraf entſpringt zwar noch in Algier, gehört aber mehr Tunis an.

**) Von Seen ſind noch der El-Schol, der Ukuß und der [illegible] zu bemerken.

Außer einem Ueberfluß an Fiſchen, welche das Meer von Algier hegt, bringt die Küſte zwiſchen Cale und Bona einen Gegenſtand hervor, welcher eine reiche Quelle der Induſtrie und des Handels für jene Gegenden werden könnte — die Koralle. Bekanntlich hatte Frankreich den Korallenfang auf einer Küſtenſtrecke von etlichen und ſiebzig Stunden gepachtet, und die Nichterfüllung des Pachtvertrags iſt eine der Beſchwerden*) der franzöſiſchen Regierung. Der Dey ſteigerte nämlich den Pachtſchilling von 17,000 Fr. allmälig auf 60,000, und zuletzt auf 200,000 Fr. In der Nachgiebigkeit, die man in Paris fortwährend gegen ihn bewies, nur Schwäche erkennend, ſchaffte er im Jahr 1826 das Privilegium der Franzoſen ſogar ab, und gab den Korallenfang allen Nationen Preis, ohne daß er jedoch auf jene Summe verzichtete, die er wahrſcheinlich als ein Aequivalent für den ihm von Frankreich vorenthaltenen Tribut betrachtete. Die Korallen zeigen ſich unter dreierlei Uebergangsformen: Anfänglich erblickt man eine Gruppe lebendiger Polypen, beladen mit Myriaden kleiner Kügelchen von klebriger Feuchtigkeit, die aus dem Gipfel der Zweige hervorzuſproſſen ſcheinen, wo ſie Tropfen bilden, in welchen einige Naturforſcher die Korallenblüte finden wollten; allein es ſind wirkliche Thierchen, die in Cellchen längs dem Innern der Zweige leben. Hier geht die Verwandlung in einen ſtattlichen Baum vor ſich, welcher bald zu einer harten mineraliſchen Subſtanz wird. Die Polypen ſterben; ihr Tod aber iſt eher eine Art Verknöcherung als Verſteinerung; oder eigentlich zu reden, die Koralle iſt weder Stein, noch Pflanze, noch Mineral, ſondern vielmehr eine Metamorphoſe zahlloſer Polypen; ſie gleicht einem ſehr ausgedehnten Stammbaum, wo der Großpolype von ſeiner Nachkommenſchaft umgeben erſcheint, wo der Sohn das Grab des Vaters wird, und wo die ganze Familie, dem gemeinſamen Geſchicke folgend, ihr bewegliches Daſeyn gegen einen bleibenden Zuſtand zu vertauſchen ſtrebt.

(Fortſetzung folgt.)

Walter Scott's poetiſche Werke.

Erſter Artikel.

Der letzte Band der geſammelten poetiſchen Werke Sir Walter Scott's (The Poetical Works of Sir Walter Scott, Edinburgh 1830, 11 vols. 8.) bringt eine Selbſtbiographie des großen ſchottiſchen Dichters, die für den denkenden Freund der Literatur, ſo wie für den gewöhnlichen Leſer, von dem höchſten Intereſſe ſeyn muß. Ueberraſchend war uns, ungeachtet der unverkennbaren Aehnlichkeit in Denkart und Darſtellungsweiſe beider Dichter, die auffallende Uebereinſtimmung, die ſich auch in der äußeren Entwickelung des poetiſchen Talents zwiſchen Walter Scott und Göthe zeigt. Gleich Göthe erfreute Walter Scott von Jugend auf ſich einer glücklichen Unabhängigkeit, welche ihm die Freiheit gewährte, ohne Rückſicht auf den äußern Erwerb ſich ganz den Studien ſeiner Neigung hinzugeben; gleich Göthe wurde er bei ſeinen erſten poetiſchen Verſuchen beſonders dadurch begünſtigt, daß kein ebenbürtiger Mitbewerber ihm den Lorbeer ſtreitig machte; das Studium der engliſchen Literatur erweckte Göthe's, das Studium der deutſchen Walter Scott's Talent; und es war natürlich, daß beide ihre Zeitgenoſſen, die nur die ſchlechten heimiſchen Vorbilder kannten, weit hinter ſich zurückließen.

„Meine Geburt," ſagt W. Scott, „ohne nur die geringſten Anſprüche auf Auszeichnung zu geben, war die eines Gentleman und ſetzte mich mit mehreren angeſehenen Familien und ſehr gebildeten Männern in Verbindung. Meine Erziehung war eine gute geweſen, obgleich eine ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit mich gerade zu der Zeit eines Theils ihrer Vortheile beraubte, wo Anſtrengung aller Kräfte mir am Nützlichſten geweſen wäre. Die jungen Leute, mit denen ich zuſammen aufgezogen wurde, und am Vertrauteſten umging, waren ſolche, die ihrer äußeren Lage, ihrer Geburt und ihren Talenten nach die größten Fortſchritte in dem Stande erwarten ließen, für welchen wir alle beſtimmt waren; und ich habe noch jetzt das Vergnügen, mit vielen von ihnen, die durch ihre Verdienſte zu den höchſten Stufen ihres Berufes gelangt ſind, meine alte freundſchaftliche Verbindung zu unterhalten. Auch befand ich mich nicht in einer Lage, in welcher die res angusta domi mich beläſtigt hätte, die meinen Beſtrebungen in einem Stande, in welchem das Fortrücken ſprichwörtlich langſam iſt, leicht hätte hinderlich ſeyn können. Ich erfreute mich im Verhältniß zu meiner Stellung einer hinreichenden Thätigkeit, und die Freundſchaft von mehr als einer Perſon von Bedeutung konnte meinen Ausſichten für das Geſchäftsleben nicht anders als förderlich ſeyn. Das Vermögen, welches ich von Hauſe zu erwarten hatte, gewährte keinen Ueberfluß, erhob mich indeſſen weit über alle Beſorgniſſe des Mangels. Ich erwähne dieſe Umſtände nur, weil ſie wahr ſind. Mancher beſſre Mann als ich hat ſein Emporkommen aus Dürftigkeit und Dunkelheit nur ſeinen eigenen Talenten verdankt, die ohne Zweifel mehr geeignet waren, ihn emporzuheben, als die meinigen. Wenn es auch thöricht und undankbar wäre, zu leugnen, daß ich von der Literatur manche Auszeichnung herſchreibe, die mir auf anderem Wege nicht werden könnte, ſo wäre es doch auf der andern Seite lächerlich, wenn ich den Schein annehmen wollte, als verdankte ich der Gunſt des Publikums meine Stellung in der Geſellſchaft, oder die Mittel, dieſelbe mit Anſtand zu behaupten, da beide mir durch den gewöhnlichen Lauf der Dinge längſt geſichert waren. So Viel habe ich für nöthig gefunden, über einen Gegenſtand zu ſagen, der freilich für jeden Andern außer mir von ſehr geringer Wichtigkeit ſeyn wird. Ich gehe jetzt zu den Umſtänden über, welche meine literariſche Thätigkeit beſtimmten. Während der letzten zehn Jahre des achtzehnten Jahrhunderts war in der britiſchen Poeſie eine merkwürdig niedrige Ebbe eingetreten. Hayley, dem die Mode einige Jahre vorher einen viel höheren Rang angewieſen hatte, als das reifere Urtheil ihm zugeſtehen wollte, hatte allen Dichterruf verloren; obwohl er noch immer als ein ſehr gebildeter Mann und angenehmer Geſellſchafter geachtet wurde. Der Sänger des „Gedächtniſſes" ſchlief auf ſeinen Lorbeeren, und jener der Hoffnung hatte kaum begonnen die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu ziehen. Cowper, ein Dichter von tiefem Gefühl und glänzendem Geiſt, war todt; und ſelbſt bei ſeinem Leben ver-

*) S. Moniteur 20 April.

Digitized by Google

ſagte ſeine Hypochondrie ihm die Gunſt des Publicums. Burns, deſſen Genius unſere ſüdlichen Nachbarn kaum verſtehen konnten, hatte ſich lange darauf beſchränkt, nur Volkslieder zu dichten. Namen, welche jetzt bekannt und geachtet ſind, ſoweit die engliſche Sprache geſprochen wird, wurden damals kaum ſchon genannt, und auſſer dem geringen Kreiſe von Perſonen, welche gewohnt ſind, einen Theil ihrer Muße der Literatur zu widmen, waren die von Southey, Wordsworth, Coleridge wenig bekannt. Das Gebiet des Parnaſſus ſchien, gleich ſo manchem Königreich jener Zeit, dem erſten kühnen Eroberer offen zu ſtehen, gleichviel ob derſelbe ein verwegener Uſurpator war, oder einen legitimen Anſpruch auf die Herrſchaft vorzuweiſen hatte." —

„In Edinburgh, wo die auffallende Uebereinſtimmung zwiſchen der deutſchen Sprache und dem niederſchottiſchen Dialect ſo manche jungen Leute beſtimmte, ſich dieſer neuentdeckten Quelle der Literatur zu nähern, wurde von ſechs oder ſieben vertrauten Freunden eine Geſellſchaft gebildet, die zum Zweck hatte, ſich mit der deutſchen Sprache bekannt zu machen. Sie waren gewohnt, viel mit einander zu leben, und die Stunden, welche ſie in dieſem neuen Studium zubrachten, gehörten zu denen, die ihnen die angenehmſte Unterhaltung gewährten. Einen nicht geringen Antheil an dem Stoffe derſelben trug die Nachläſſigkeit eines der Mitglieder bei, des gegenwärtigen Verfaſſers, der, ohne ſich der unentbehrlichen Mühe des grammatiſchen Studiums zu unterziehen, ſeinen Weg zu der Kenntniß des Deutſchen durch ſeine Bekanntſchaft mit dem Schottiſchen und Angelſächſiſchen durchkämpfte und daher eine Menge Verſtöße beging, die von ſeinen ſorgfältigeren und fleißigeren Gefährten nicht überſehen wurden. Eine noch allgemeinere Quelle der Beluſtigung war die Verzweiflung unſres Lehrers, der es unmöglich fand, in ſeinen ſchottiſchen Schülern den Grad von Empfindſamkeit zu erregen, den er für nöthig hielt, um die Schönheiten des Autor's zu genießen, mit welchem er uns zuerſt bekannt machen zu müſſen meinte. Wir waren begierig, mit einem Schritte in die tiefſten Heiligthümer der deutſchen Literatur einzudringen und verlangten Göthe, Schiller und andere Meiſter kennen zu lernen, deren Ruf bei uns zuerſt durch Mac Kenzie verbreitet worden war. Dr. Willich, ein Arzt, der unſer Lehrer war, traf indeſſen ſehr zweckmäßig die Wahl, unſere Studien mit der einfachern Diction Geßners zu beginnen und beſtimmte uns den Tod Abel's als das Werk, an welchem wir unſere erſten Sprachübungen verſuchen ſollten. Der frömmelnde Stil dieſes Schriftſtellers war wenig geeignet, junge Leute von unſerm Alter und unſeren Neigungen anzuziehen. Wir konnten eben ſo wenig in die überſpannte Sentimentalität Adam's und ſeiner Familie einſtimmen, als wir Mitgefühl haben konnten mit dem munteren Faun, der ſeinen ſchönen Krug zerbrach und dann ein Lied darauf machte, welches ganz Staffordſhire zu Thränen hätte rühren können. Um den Schmerz unſers Lehrers auf den höchſten Grad zu bringen, erklärten wir Abel einſtimmig für einen unerträglichen Schwätzer und zogen in Bezug auf männlichen Charakter ſeinen Bruder Cain oder Lucifer ſelbſt vor. Wenn dieſe Scherze, welche durch die kränkelnde Eintönigkeit und affectirte Verzuckung des Poeten veranlaßt wurden, uns nicht mehr beluſtigten, hatten wir unſern Spaß an den unausſprechlichen Tönen, welche ein Franzoſe, einer unſerer Mitſchüler, hervorbrachte, der den ökonomiſchen Plan hatte, zwei Sprachen zu gleicher Zeit zu lernen, und das Deutſche, von dem er Nichts verſtand, durch Hülfe des Engliſchen erwerben wollte, wovon er beinahe eben ſo Wenig wußte. Der Himmel weiß, welche Töne er ausſtieß, indem er mit ſeinem ungeübten Organ die Gutturalen dieſer beiden unbiegſamen Sprachen nachahmen wollte. Und zum Schluß, mitten unter vielem Lachen und wenigem Studieren, gewannen die meiſten von uns eine mehr oder weniger gründliche Kenntniß der deutſchen Sprache und wählten für ſich ſelbſt theils aus Kant's Philoſophie, theils aus den lebendigern Werken der deutſchen Dramatiker Leſeproben, die mehr ihrem Geſchmack zuſagten, als der Tod Abels."

Walter Scotts erſte Honorare.

Die Lady vom See, welche Anfangs unter der gewöhnlichen Bedingung der Theilung des Gewinns zwiſchen dem Verfaſſer und den Verlegern erſchienen war, wurde nicht lange darauf von den letztern, Longman und Comp., für 500 Pf. St. erkauft, wozu ſie ſpäter wegen des außerordentlichen Erfolges dieſer Unternehmung noch ein Geſchenk von 100 Pf. hinzufügten. Die Herausgeber des Lay of the Last Minstrel boten, durch den Beifall, den dieſes Gedicht fand, ermuthigt, für Marmion 1000 Pf. Honorar. Dieſer Umſtand, der auf keine Weiſe geheim gehalten wurde, veranlaßte Lord Byron, welcher damals in einem allgemeinen Krieg mit der Schriftſtellerwelt lag, zu einem Ausfall in ſeiner Satire English Bards and Scotch Reviewers, der um ſo ungeeigneter erſcheinen muß, da von einem jüdiſchen Markten bei Walter Scott nie die Rede war, und ſeine Verleger mit ihrer Speculation ſo wenig unzufrieden waren, daß ſie außer dem beſtimmten Honorare dem Dichter noch ein Oxhoft des beſten Claret zuſandten.

Gegenwärtiger Zuſtand von Neu-Süd-Wales.

Der Wohlſtand von Neu-Süd-Wales iſt fortwährend in unglaublich ſchnellem Zunehmen begriffen. Während noch vor zehn Jahren ein Schiff von 300 Tonnen ſämmtliche verwerthbare Producte der Colonie (für ein Jahr) nach England führte, gingen von dem 19 Juni 1828 bis zum 18 Juni 1829 nicht weniger als vier und zwanzig Schiffe, die zuſammen 6752 Tonnen hielten, nach dem vereinigten Königreich unter Segel, mit Frachten zu dem Werthe von 154,614 Pf. St. Die Ausſichten nach andern Punkten betrugen während derſelben Zeit 30,106 Pf.: alſo zuſammen 184720 Pf. Dagegen belief ſich die Einfuhr von Großbritannien auf 508434 und von andern Puncten auf 170,229 Pf. oder zuſammen auf 678,663 Pf.; und die brittiſche Regierung ſah ſich noch immer genöthigt, eine Summe von 140,1.3 Pf. für die Ausgaben der Colonialverwaltung zuzuſchießen. Die Bevölkerung betrug nach einem offiziellen Cenſus 36598 Perſonen, wovon 4473 männl. und 4254 weiblichen Geſchlechts in der Colonie geboren, 2846 männl. und 1826 weibl. frei eingewandert, 5353 männl. und 1390 weibl. durch Ueberſtehung ihrer Strafzeit oder Begnadigung frei geworden und 14155 männl. 1573 weibl. noch in ihrer Strafzeit begriffen waren; 2,906,346 Morgen Landes waren vertheilt, 231,573 zum Anbau vorbereitet und 71523 wirklich angebaut. Die Zahl der Pferde betrug 12479, des Hornviehs 262,868, des Schafviehes 536391. Zu den wichtigſten Veränderungen in der geſellſchaftlichen Verfaſſung der Colonie gehört ohne Zweifel die Einführung einer Conſtitution, die dem bisherigen geſetzgebenden Rath des Gouverneurs ähnliche Macht verleiht, wie jene des Hauſes der Gemeinen in England. Die Katholikenbill wurde hier noch einmal debattirt und angenommen; auch manches andere wichtige Localgeſetz erhielt geſetzliche Kraft.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 159. 8 Juny 1830.

Napoleon nach ſeinen körperlichen Beziehungen.

(Auszug aus den Memoiren Conſtants, Kammerdieners des Kaiſers.)*)

Bei ſeiner Rückkehr von Egypten war der Kaiſer ſehr mager und ausgezeichnet gelb, mit kupferfahlem Teint, die Augen ziemlich tief liegend, die Formen ſchön, obwohl etwas hager. Das Bild, welches Horaz Vernet auf der „Heerſchau des erſten Conſuls auf dem Carrouſelplatz" von ihm entwarf, habe ich ſehr ähnlich gefunden. Seine Stirn war ſehr hoh und offen; er hatte, beſonders auf den Schläfen, wenig Haare, dieſe aber waren ſehr fein und zart, kaſtanienbrauner Farbe. Seine Augen, von einem ſchönen Blau, malten die Bewegungen, welche in ſeinem Innern vorgingen, mit unglaublichem Ausdruck nach; bald waren ſie außerordentlich ſanft und ſchmeichelnd, bald ſtreng und ſelbſt hart. Sein Mund war ſehr ſchön, die Lippen gleich und etwas zuſammengezogen, beſonders bei übler Laune. Seine Zähne, ohne ſonderlich ebenmäßig geſetzt zu ſeyn, waren ſehr weiß und ſehr gut; niemals hatte er an denſelben zu leiden. Seine Naſe, von griechiſcher Form, war ohne Tadel, und ſein Riechvermögen ausgezeichnet fein. Ueberhaupt war das Ganze ſeiner Geſtalt regelmäßig ſchön. Seine ausnehmende Magerkeit hinderte jedoch damals, die Schönheit ſeiner einzelnen Züge zu bemerken, und ſein ganzes Ausſehen machte keinen angenehmen Eindruck. Man hätte jeden Theil beſonders vornehmen müſſen, um die Regelmäßigkeit und Schönheit des Ganzen zu begreifen. Sein Kopf war groß, zwei und zwanzig Zoll im Umfang; mehr lang als breit und daher an den Schläfen etwas abgeplattet; der Kaiſer hatte in demſelben ein äußerſt feines Gefühl, weßhalb ich ſeine Hüte mit Watte füttern ließ und ſie jedesmal einige Tage in mein Zimmer nahm, um die Falten ſich legen zu laſſen. Seine Ohren waren klein, wohlgeformt und gut geſtellt. Auch in den Füßen war der Kaiſer höchſt empfindlich, daher ich ſeine Stiefel und Schuhe in den erſten Tagen von einem Garderobediener, Namens Joſeph, tragen ließ, der genau denſelben Fuß hatte, wie der Kaiſer.

Seine Höhe betrug fünf Fuß, zwei Zoll, drei Linien; der Hals war etwas kurz, die Schultern etwas eingezogen, die Bruſt breit und nur wenig behaart; Schenkel und Wade muſterhaft; die Zehen wohl geſetzt und vollkommen frei von Leichdornen oder Schwielen; ſeine Arme wohlgeformt und feſt; ſeine Hände bewundernswürdig, ohne durch die Nägel verunſtaltet zu werden, für die er, wie für ſeine ganze Perſon, die größte Sorgfalt trug, jedoch ohne Affektation. Zuweilen nagte er an den Nägeln, indeſſen nur leicht; es war bei ihm ein Zeichen von Ungeduld oder Vertiefung in Geſchäfte.

Später wurde er ſehr wohlbeleibt, ohne übrigens von der Schönheit ſeiner Formen zu verlieren; im Gegentheil er ſah als Kaiſer beſſer aus, denn als Conſul; ſeine Haut war weiß geworden und ſeine Farbe belebt.

Der Kaiſer hatte in den Stunden, wo er arbeitete oder nachdachte, eine eigene Gewohnheit, die vom Nervenſyſtem herzurühren ſchien und welche er durch ſein ganzes Leben beibehielt; nämlich mit der rechten Schulter häufig und ſchnell hinter einander zu zucken; was Leute, die mit dieſer Angewöhnung nicht bekannt waren, oft als ein Zeichen der Unzufriedenheit und Mißbilligung anſahen, indem ſie die Urſache ſeines Mißfallens unruhig zu ergründen ſuchten. Er ſelbſt dachte gar nicht daran, und wiederholte ſtets dieſelbe Bewegung, ohne es gewahr zu werden.

Ein ſehr merkwürdiger Umſtand iſt, daß der Kaiſer nie ſein Herz ſchlagen fühlte. Er hat dieſes Hrn. Corviſart und mir ſelbſt oft geſagt, und ließ uns mehr als Ein Mal die Hand auf ſeine Bruſt legen, um uns ſelbſt von dieſer regelwidrigen Erſcheinung zu überzeugen; nie fühlten wir die geringſte Pulſation *)— Der Kaiſer aß ſehr ſchnell; kaum daß er zehn Minuten bei Tiſche verweilte. Nach der Mahlzeit ſtand er auf und begab ſich in den Familienſaal; die Kaiſerin Joſephine aber blieb, und gab den Gäſten ein Zeichen ebenfalls zu bleiben; zuweilen jedoch folgte auch ſie Sr. Majeſtät nach, und dann entſchädigten ſich ohne Zweifel die Palaſtdamen in ihren Zimmern, wohin man ihnen jede Speiſe brachte, die ſie wünſchten. Eines Tags, als Prinz Eugen unmittelbar nach dem Kaiſer von der Tafel aufſtand, wandte dieſer ſich um und ſagte: „Aber Du hatteſt wohl nicht Zeit zum Eſſen, Eugen?" — „Verzeihen Sie," erwiederte der Prinz, „ich hatte im Voraus zu Mittag geſpeiſt." Die

*) Da es ſich bei Notizen, wie den vorliegenden, hauptſächlich um Authenticität handelt, ſo haben wir den Stil des Originals ganz in ſeiner eigenthümlichen Form gelaſſen.

*) Nichts Menſchliches ſchlug unter ſeinem Harniſch. Lamartine.

Digitized by Google

übrigen Gäſte mochten wohl finden, daß Dieß keine unnöthige Vorſichtsmaßregel war. So verhielt ſichs nämlich vor dem Conſulat; denn ſpäter ſpeiſte der Kaiſer, ſelbſt als er nur noch erſter Conſul war, mit der Kaiſerin allein, falls er nicht Jemand aus ſeiner Familie zur Tafel zog, welche Auszeichnung ſtets mit Freude aufgenommen ward. Es gab damals bereits einen Hof.

Das Frühſtück nahm der Kaiſer in der Regel allein auf einem Gueridon von Acajn, ohne Serviette. Daſſelbe dauerte 8 bis 10 Minuten.

Ich werde gleich ſagen, welche ſchlimme Wirkungen die üble Gewohnheit, zu ſchnell zu eſſen, für die Geſundheit des Kaiſers häufig nachzog. Aber auch abgeſehen von dieſer Gewohnheit, obwohl wieder in Folge ſeiner Eilfertigkeit, fehlte Viel, daß er geziemend geſpeiſt hätte. Gerne bediente er ſich ſeiner Hände ſtatt der Gabel, ja ſogar ſtatt des Löffels. Man ſorgte, daß die Schüſſel, welcher er den Vorzug gab, in ſeiner Nähe ſtand; er nahm daraus auf die eben beſchriebene Weiſe, und tauchte ſein Brod in die Brühe; worauf denn die Schüſſel gleichwohl an der Tafel umher geboten wurde; Wer es über ſich vermochte, aß davon, und wenige Gäſte vermochten es nicht. Ich bemerkte ſogar, daß Einige dieſen ſonderbaren Beweis von Muth als ein Mittel zu betrachten ſchienen, den Hof zu machen. Auch will ich wohl glauben, daß bey Einigen die Bewunderung für Se. Majeſtät jeden Ekel überwog, wie man kein Bedenken trägt von dem Teller einer geliebten Perſon zu eſſen oder aus deren Glas zu trinken, ſollte ſie übrigens auch nicht ſonderlich reinlich ſeyn. Das Gericht, welches der Kaiſer am Meiſten liebte, war jene Art von fricaſſirtem Huhn, welchem eben die Vorliebe des Beſiegers von Italien den Namen Marengo-Huhn gegeben hat; auch aß er gern Bohnen, Linſen, Rippchen, geröſtete Hammelsbruſt, gebratenes Huhn. Die einfachſten Speiſen waren ihm die liebſten; aber in der Art des Brodes war er ſchwer zu befriedigen. Es iſt nicht wahr, daß er einen unmäßigen Gebrauch vom Kaffee machte; er trank bloß nach dem Frühſtück eine halbe Taſſe und eine andre nach dem Diner. Doch konnte es ihm auch, wenn er ſehr beſchäftigt war, geſchehen, daß er, ohne daran zu denken, zwei Taſſen nach einander zu ſich nahm; ſo Viel aber machte ihm dann Wallungen und ließ ihn nicht ſchlafen. Häufig auch geſchah's ihm, daß er den Kaffee kalt, oder ohne Zucker, oder mit zu vielem Zucker trank. Dieſen Uebelſtänden abzuhelfen, nahm es die Kaiſerin Joſephine ſelbſt auf ſich, dem Kaiſer ſeinen Kaffee einzugießen, und die Kaiſerin Marie Louiſe folgte dieſem Beiſpiel. Wenn ſich der Kaiſer nach der Tafel in den kleinen Saal begab, folgte ihm ein Page, auf einer vergoldeten Platte Kaffeekanne, Zuckerdoſe und Taſſe tragend, nach. Ihre Majeſtät, die Kaiſerin, goß ſelbſt den Kaffee ein, fügte den nöthigen Zucker bei, ſchlürfte ein Paar Tropfen zur Probe, und überreichte ihn dem Kaiſer.

Der Kaiſer trank bloß Chambertin, und ſelten rein. Er liebte den Wein nicht ſonderlich und war ein ſchlechter Kenner deſſelben. Einmal, im Lager von Boulogne, hatte Se. Majeſtät mehrere Offiziere zur Tafel gezogen und fragte den Marſchall Augereau mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit, wie er den Wein fände. Dieſer koſtete ihn eine Zeit lang, indem er mit der Zunge an den Gaumen klatſchte, und ſagte endlich: „es giebt keinen beſſern!“ jedoch mit einem nicht ſehr einſchmeichelnden Ton. Obwohl der Kaiſer ſich einer andern Antwort verſehen hatte, lächelte er doch, wie die übrigen Gäſte, über die Freimüthigkeit des Marſchalls.

(Schluß folgt.)

A l g i e r.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortſetzung.)

In der Schilderung eines Landes, das ſo viel eigenthümliche Seiten darbietet, darf das Thierreich nicht übergangen werden; indeſſen muß man auch in dieſem Gebiet der Naturkunde vor der Hand mit Bruchſtücken fürlieb nehmen, und es fragt ſich ſehr, ob man ſich von der franzöſiſchen Expedition bedeutende Bereicherungen der Wiſſenſchaft verſprechen darf, da bis jetzt von einer gelehrten Zugabe Nichts verlautet; welche jedoch nicht ausbleiben dürfte, ſobald einmal das Unternehmen beſſer baſirt iſt.

Zuvörderſt eine Ueberſicht der Hausthiere, die natürlich bei einer Bevölkerung, die ſo viele Nomaden in ſich ſchließt, ſehr zahlreich ſind. Das Rindvieh iſt nicht ſo groß, als in Europa, und die Kühe geben, wegen des theilweiſe eintretenden Futtermangels, auch weniger Milch, hören überhaupt auf Milch zu geben, ſo wie ſie ihre Kälber verlieren. Von Ziegen giebt es eine Menge Arten; einige derſelben ſuchen ihres Gleichen in der Welt; ihre Farbe — faſt immer ein *blendend Weiß* — *entſpricht* ganz dem Geſchmack der Beduinen, ſich zu kleiden. Eine dieſer Arten zeichnet ſich durch ihre langen Fettſchwänze aus, die für einen köſtlichen Braten gelten; eine andere Art iſt von der Größe des Dambirſches und hat ſelbſt mit demſelben einige Aehnlichkeit, ob ſie gleich eben ſo lange und feine Haare bekommt, als andere Ziegen. Durch eine ſonderbare Anomalie macht ſich die muſelmänniſche Religion, die ſo gleichgültig gegen das Menſchenleben iſt, ein Gewiſſen daraus, dieſe Thiere zu verſtümmeln. Die Eſel der Berberei ſind denen Egyptens oder der Mark Ancona gleich; ſie vertreten bei den Eingebornen die Stelle von Wägen und Kutſchen. Ihre helle Stimme kündigt bei Nacht die Annäherung Fremder an; ihr Fleiſch ſchätzen die Mauren ſo hoch als Mäcenas in den ſchönen Tagen der römiſchen Küchenkunſt. Aus der Begattung dieſer Eſel mit heimiſchen Stuten entſpringt ein flinkes und kräftiges Geſchlecht von Maulthieren, die den Pferden vorgezogen werden. Letztere würden übrigens in Bezug auf Schönheit und Regelmäßigkeit ihrer Verhältniſſe den arabiſchen und dongoliſchen *) kaum nachſtehen, wenn die Mauren ihnen die Pflege angedeihen ließen, wie der Beduine den ſeinigen. Der Araber ſchließt mit dem edeln Thier gleichſam Freundſchaft und ſetzt einen Stolz darein, ſein Loos mit ihm zu theilen. Allein unter dem Deſpotismus von Algier, wo Niemand ſeines Eigenthums von heute auf morgen ſicher iſt, wie ſollte da eine fr[illegible]

*) Die engliſche Zucht ſtammt aus der Berberei.

Anhänglichkeit möglich ſeyn? Die Pferde, welche für den Dienſt des Dey verwendet werden, ſtehen wohl Tage lang in der Sonne, geſattelt, mit gefeſſelten Füßen und geſenktem Kopf, den ſie nur erheben, um einen forſchenden Blick auf ihre indolenten Herren zu werfen. In der Regel werden auch die Pferde in der Berberei (les barbes) vor der Zeit dämpfig und dienſtunfähig. Sonſt ſind ſie jedoch arbeitſam und ausdauernd; ihre bewegliche magere, ſchlanke, zartgliederige Geſtalt macht ſie im Krieg ſehr geſchickt zum Angriff, eignet ſich jedoch weniger zu den regelmäßigen Schwenkungen europäiſcher Reiterei. Ihr Mund iſt ſo hart, daß er eines ſtärkern Gebiſſes als gewöhnlich bedarf, und die Sitte aufkam, ſich des Endes ihres langen Zaums als Peitſche zu bedienen. Man übt dieſe Pferde häufig im Galopp, indem man ihnen den Zaum auf den Hals wirft, und für das größte Verdienſt eines Reiters gilt es, wenn er den Renner mitten im Lauf anzuhalten verſteht. Bei dieſen Uebungen kann es geſchehen, daß die Reiter auf ein Haus, eine Mauer oder einen Baum anſprengen, und davor angekommen plötzlich Halt gebieten. Dieſes Reiten ſchadet den Pferden ſehr, aber man ſieht auch manche der Roſſebändiger, welche ihre Geſchicklichkeit zeigen wollen, mit der ganzen Länge ihres Leibes den Boden meſſen und gleich den Helden der Iliade den Staub lecken. Schritt oder Trab kennt das africaniſche Pferd nicht; einmal in Bewegung iſt ſein Gang beſtändiger Galopp. Die Mauren lieben die Stuten mehr als die Hengſte, weil jene leichter ſind, nicht wiehern, und alſo zu Flucht oder Ueberfall beſſer taugen. Das wilde Pferd, obwohl mager und ungeſtalt, übertrifft das zahme durch ſeine hirſchmäßige Schnelligkeit; es läßt ſich daher nur mit Mühe fangen. In Marocco oder Algier verkauft, frißt es ſich zwar bald heraus und verbeſſert ſein Ausſehen; es lebt aber nicht lange; ſeine Wonne iſt die Freiheit der Wüſte. Man giebt den Pferden während der heißen Jahreszeit wenig Waſſer: ſtatt deſſen zuweilen Kamelsmilch, welche ſie eben ſo gerne trinken, als ſie ihnen wohl bekommt.

Aber das wohlthätigſte Geſchenk, womit die Vorſehung die Bewohner Africas begnadigte, iſt das Kamel, das Schiff der Wüſte, auch Hadſchi Baba, der Vater der Pilgrime, genannt. Letzterer Ehrentitel gebührt ihm als dem Träger der Geſchenke des Großherrn nach Mecca. Mohammed geſtattete ihm den Eintritt ins Paradies zur Belohnung für die Dienſte, welche es dem Propheten geleiſtet. Soll man ſich wundern über die Verehrung, deren dieſes Thier ſich erfreut? Wie der Hindu ſich mit dem Miſt der heiligen Kuh einreibt, ſo waſcht der Beduine ſich das Geſicht mit dem Schaum, der vom Mund des Kamels fließt. Das Kamel nimmt ungeheure Laſten auf ſich; oft ſitzt ihm eine ganze Familie auf dem Nacken; es liefert ſeinem Beſitzer Milch, Fleiſch, Haut, Haare. Der müde Wanderer, der ſich auf den Sand legt, um auszuruhen, findet unter ſeinem Leib ein ſchirmendes Obdach; es wacht, während er ſchläft, und wie der treue Hund *), warnt es ihn vor dem Feind, der um das Lager ſchleicht. Durch ſeinen Inſtinkt weiß das Thier auf eine beträchtliche Entfernung, wo Waſſer iſt; ſein erſtaunenswerther Ortsſinn macht es zu einem ſicheren Wegweiſer durch die Wüſte; Hunger, Durſt, Strapazen — Alles erduldet es mit unvergleichlicher Geduld; es ſetzt ſeine Muskeln in Thätigkeit und geht ſeine Straße, ſo lange ſeine Kräfte nicht erſchöpft ſind; und nur wenn es nicht mehr kann, ſinkt es zuſammen, und hört nicht eher auf nützlich zu ſeyn, als es ſeinen letzten Seufzer aushaucht. Manchmal ſpannt man das Kamel wie den Ochſen oder das Pferd vor den Pflug; doch gewöhnlich dient es bloß als Saumthier. Zum Laden läßt es ſich auf die Knie nieder, und durch ein Ziſchen oder eine Bewegung des Kopfes giebt es zu verſtehen, wann es genug hat. Man braucht es nicht zu führen oder durch Schläge anzutreiben. Obgleich langſamen Schrittes, ſcheut es lange Märſche nicht, und legt ohne zu raſten — Stunde für Stunde — ſeine 15 bis 16 Stunden zurück; nur auf naſſem Boden wird ihm das Gehen ſauer, da es wegen der Form ſeines Fußes leicht ausgleitet. Wenn eine Karawane zuſammenreiſt, ſo ſchlagen die Vorderſten die Trommel; auch bindet man dem Leitkamel Glöckchen an die Knie. Will man ſich ſputen, ſo ſtimmt man einen Geſang an, wodurch ſich die Thiere ermuntert fühlen, ihre Schritte zu beſchleunigen. Das Gewicht der Laſt, die man ihnen zu tragen giebt, mag ſich auf 50 bis 100 Centner belaufen, und bei dieſer Bürde kann es vier bis fünf Tage ohne Waſſer ſeyn, indem es ſich begnügt, die Wurzeln und jungen Schößlinge, auf welche es auf ſeinem Pfade ſtößt, im Gehen abzuweiden. Wermuth, Neſſel und Diſtel werden nicht verſchmäht. An ſeinem Hals hängt ein Sack mit Gerſte und kleinen Broden, die es unter Wegs zur Nahrung empfängt. Durch eine weiſe Vorkehrung der Natur führt das Kamel in ſich einen Behälter, woraus es wie aus einem Brunnen, wenn es Noth thut, eine Zeit lang den Durſt ſtillt, und oft ſterbend verſchmachtenden Reiſenden Labung ſpendet. Die Eingebornen von Africa ziehen ſein Fleiſch jedem andern vor; es iſt nur etwas hart; deſto trefflicher aber ſchmeckt ſeine Milch, aus der man einen Käs bereitet, der dem beſten italieniſchen, dem von Pratalino oder Ronta, Nichts nachgiebt. Von ſo ſanftem Temperament das Kamel iſt, ſo ruft doch die Brunſtzeit in ihm, zumal in den Weibchen, eine Heftigkeit — man kann faſt ſagen — eine Wuth hervor, die ſo weit geht, daß ſie ſich rennen und beißen, und man ihnen den Kopf verhüllen muß. Da ſetzt es förmliche Raufereien ab, welche den Türken und Mauren ſo beluſtigen, als den Engländer ſeine Hahnenkämpfe, den Spanier ſeine Stiergefechte. Das der Berberei eigenthümlich angehörige Kamel heißt Demel; es iſt weit größer als das aſiatiſche. Das Dromedar, welches in Algier in nicht großer Anzahl getroffen

*) Der Hund iſt indeſſen, wie man aus dem Umſtand erſieht, daß man ſeinen Namen als Schimpfwort für Chriſten gebraucht, bei den Mauren in keiner Achtung; deſto mehr die Katzen, deren es hier ſo ſchöne giebt als in Angora. Zu der natürlichen Neigung der Mauren für ein ſo geſetztes und ſchläfriges Thier, die aus einer Charakterverwandtſchaft hervorzugehen ſcheint, kommt noch eine gewiſſe religiöſe Verehrung. Der Prophet, erzählt man, fand einſt eine Katze ſchlafend im Aermel ſeines Mantels; ſtatt ſie zu wecken, ſchnitt er mit ſeinem Säbel den Aermel ab, und ging hin, in ſeinem verſtümmelten Mantel, ſein Gebet zu verrichten in der heiligen Kaaba.

Digitized by Google

wird, iſt ein Zweig deſſelben Stammes; nur ſind ſeine Formen eleganter, und es verhält ſich zu jenem wie der Haushund zum Windſpiel. Man befeſtigt ihm in der Oberlippe einen Ring, woran man ein Seil bindet, welches den Zaum vorſtellt. Die Flüchtigkeit dieſer Thiere grenzt ans Wunderbare, wenn man anders Alles glauben darf, was die Araber davon zu erzählen wiſſen. Wenn, ſagen ſie, Ihr einem Mann auf einem Dromedar begegnet, den Ihr grüßt, ſo iſt er bereits Euch wieder aus dem Geſicht, ehe er mit ſeinem Salam aleikum das Eurige erwiedert hat. Der engliſche Reiſende Jackſon behauptet, einen Weg, zu dem eine Carawane fünf und dreißig Tage brauche, vollende man auf einem Dromedar in fünf. Ein ſolcher Reiter läßt ſich quer hinaufbinden und zieht, um ſich gegen die Einwirkungen der Atmoſphäre zu verwahren, ein Tuch über das Geſicht. Der Bau des Kamels entſpricht ganz ſeinen übrigen Eigenſchaften. Die erhabene Lage ſeines Halſes ſchützt es gegen die erſtickenden Sandwolken; eben ſo ſeine halbgeſchloſſenen und durch dichte Brauen beſchatteten Augen; ſeine breiten Fußſohlen erleichtern ihm das Gehen auf beweglichem Grund; die Schnelligkeit ſeines Schrittes, welcher zwei Schritten eines Pferdes gleich kommt, vermindert die Schwierigkeit ſeiner Aufgabe; kurz, während alle Geſchöpfe ſich mühſam durch den Sand der Wüſte Bahn brechen, befindet ſich hier das Kamel in ſeinem Element.

(Fortſetzung.)

Leake's Beſuch in einem griechiſchen Dorfe in Laconien.

Als wir uns Finikiotika näherten, ergriffen die Einwohner die Flucht und verbargen ſich. Ich erhielt indeß bald Zulaß in der beſten Hütte des Dorfes, in welcher der erſte Gegenſtand, auf den mein Auge fiel, ein Marmor mit einer griechiſchen Inſchrift war. Das Haus iſt auf die gewöhnliche Weiſe gebaut, von Lehm mit einem Gipsüberzuge; das Dach mit Stroh gedeckt, was man in griechiſchen Dörfern nur ſelten findet. Ein etwas erhöhter Erdaufwurf in der Form eines Halbkreiſes dient zum Heerde, obgleich keine Spur eines Schornſteines vorhanden iſt; auf der andern Seite ſondert eine niedere Lehmwand den Theil des Gebäudes, welcher zum Aufenthaltsorte für die Menſchen beſtimmt iſt, von jenem, den die Ochſen und Eſel einnehmen; eine Thür führt in beide Abtheilungen. Die gewöhnlichen Geräthſchaften einer griechiſchen Bauernhütte ſtehen oder hängen an den Wänden umher: ein Webſtuhl, runde geflochtene Körbe, die mit Lehm ausgeſchlagen ſind, um Korn darin aufzubewahren, ein Sieb, kupfernes Küchengeſchirr und zwei Lauten. Der Boden iſt die bloße Erde, doch gleich den Wänden mit einem Lehmüberzuge bedeckt. An der Außenſeite des Gebäudes iſt ein Backofen angebracht; und im Garten zeugen einige Bohnen und Artiſchocken und ein Weinſtock, der über das Dach gezogen iſt, von einem höhern Grad von Wohlſtand oder Arbeitſamkeit. Der Marmor mit der Inſchrift befand ſich in der Wand neben der Thür, und es zeigte ſich, daß er ein merkwürdiges Denkmal des Alterthums war. Er wurde zu Ehren des Cajus Julius Eurykles errichtet, der zu Strabo's Zeit Statthalter von Laconien und ein ſo reicher Mann war, daß die Inſel Cythera (Cerigo) ihm als Privateigenthum gehörte. Auf den lacedämoniſchen Kupfermünzen, die unter ſeiner Statthalterſchaft geprägt wurden, wird ſein Name gefunden. Strabo fügt hinzu, daß Eurykles das Vertrauen des römiſchen Kaiſers dazu mißbrauchte, einen Aufſtand zu erregen, der indeſſen bald mit ſeinem Tode endigte. Pauſanias ſagt uns, daß er ein prächtiges Bad zu Korinth baute. Als der Herr der Hütte des Abends von ſeiner Feldarbeit nach Hauſe kehrte, erzählte er mir: er habe den Stein zu Blitra gefunden, wie gegenwärtig einige Ruinen bei Kavo-pyli heißen, und ein Türke, der jetzt todt ſey, habe ihm gerathen, ihn nach ſeinem Hauſe mitzunehmen. „Aber wie weiß ich, ſchloß er, ob er meinem Hauſe nicht noch Unglück bringt, wenn er vielleicht zu einer alten Kirche gehört hat?“ Der Grund des Türken, weßhalb er mit dem Marmor Nichts zu thun haben wollte, war, daß er ein Werk der Ungläubigen geweſen ſey. Das Unglück aber, welches der Grieche fürchtete, war meine Ankunft mit zahlreichem Gefolge, wodurch ſeiner Meinung nach ihm Koſten, wo nicht etwas Schlimmeres verurſacht werden konnte.

Capefigue's Geſchichte von Philipp Auguſt.

Eine der wichtigſten Perioden in der franzöſiſchen Geſchichte iſt die Zeit, wo König Philipp Auguſt zuerſt die Macht der großen Vaſallen brach und dadurch den Grund zu jener großen Monarchie legte, welche ſelbſt durch die Stürme der Revolution zwar erſchüttert aber nicht geſtürzt werden konnte. Die Geſchichte Philipp Auguſts von Capefigue (Histoire de Philippe Auguste, par Capefigue, Paris 1829. 4 vols. 8.) ſchildert uns jene denkwürdige Zeit, nach den Quellen, treu ohne Vorurtheile, mit ſcharfem richtigem Blick, aber zum Unglück in einer Manier, welche ſonderbar genug gerade durch ihr Streben nach vollendeter Wahrheit die Wahrheit verfehlt. Schon in den Romanen Walter Scott's iſt es als ein Fehler bemerkt worden, daß die Perſonen derſelben mitten in ihrer alterthümlichen Umgebung die Sprache unſerer Salons ſprechen; bei Weitem in höherem Grade ſtörend iſt es aber, wenn der Geſchichtſchreiber, während er den Chronikenton ſeiner alten einfachen Gewährsmänner affectirt, ſich nicht enthalten kann, die Ideen und Anſichten ſeiner eigenen Zeit einzuflechten; und ſofern Dieß geſchieht, ſehen wir nicht ein, warum man die alten Chroniken, die bereits vorhanden ſind, noch einmal ſchreiben will! Der einzig richtige Weg ſcheint uns, auf der einen Seite die Geſchichte in dem Tone zu ſchreiben, in den man doch immer wieder zurückfällt, weil er einmal bereits mit der Muttermilch eingeſogen iſt, und ſofern man es für nöthig findet, die große Leſewelt nicht bloß mit den Thaten, ſondern auch mit dem Colorit der Vorzeit bekannt zu machen, die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber in zweckmäßigen Bearbeitungen zu erneuen: ein Unternehmen, welches vor einigen Jahren von einer deutſchen Buchhandlung beabſichtigt, aber leider bisher noch nicht ausgeführt wurde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 160. 9 Juny 1830.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortſetzung.)

Unter den wilden Thieren der Berberei iſt das wilde Schwein das gewöhnlichſte; es wird jedoch oft die Beute der ſtärkern Raubthiere, namentlich des Löwen. Vor dieſen Feinden haben ſich die Karawanen in Acht zu nehmen; es wird daher bei jedem nächtlichen Haltmachen ein nach den beſten Regeln der Vertheidigung eingerichtetes Lager aufgeſchlagen, und daſſelbe mit einer Linie von Feuern eingeſchloſſen; wiewohl der Wolf und der Schakal ſich durch derlei Vorſichtsmaßregeln nicht immer abhalten laſſen. Mit einem dumpfen Gebrüll, das immer lauter und lauter wird, und zuletzt dem Donner gleicht, nähert ſich der Löwe, und ehe der Schrecken ſich gelegt, oder ehe eine Kugel ihn erreicht, hat er ſich ſchon ſeines Raubes verſichert. In einigen Theilen der Berberei giebt es ſo zu ſagen förmlich beſtellte Löwenjäger; ſie betreiben die Jagd auf zweierlei Art: entweder binden ſie ein Stück Vieh als Köder an einen Baum und verbergen ſich in der Nähe; wenn dann der Löwe kommt, ſeinen Appetit zu befriedigen, ſo ſchießen ſie ihre Büchſen auf ihn ab und tödten ihn; oder ſie graben große Gruben, die ſie mit Baumzweigen und Raſen zudecken, damit er ſich darin fängt. Dieſe Jäger eſſen das Fleiſch des Löwen, ungeachtet ſeiner außerordentlichen Härte und ſeines widrigen Geſchmacks, der ſogar die Hunde abſtößt; ihre Haut werfen ſie als Schabrake auf ihre Pferde, und wohl mag ſie auch Mancher, wie ein anderer Alcide, um ſeine Schultern hängen. Tiger findet man in der Berberei nicht, und das Thier, welches dieſen Namen trägt, iſt der Panther. Auf dem Atlas hauſt auch der grimmige braune Bär. Legionen der allezeit hungrigen wolfähnlichen Schakale umſchwärmen unter entſetzlichem Geheul die Dörfer und wühlen die Gräber auf; aber ſtill und einſam bei nächtlicher Weile zieht die Hyäne zum Krieg gegen die Wohnungen der Menſchen und der Thiere aus; mit brennenden Augen folgt ſie den Karawanen, die Gelegenheit zum Ueberfall erſpähend. Die Hyäne iſt mit einem beſondern Inſtinkt begabt, der ſie einen friſch eingeſcharrten Leichnam ſchon in der Ferne wittern läßt. Hin und wieder ſchaaren ſich aber auch die Hyänen zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen zuſammen, und mit ihrem Fraß auf dem Rücken kehren ſie langſam nach dem Dickicht ihrer Wälder oder dem Dunkel ihrer Höhlen zurück.

Für den Waidmann iſt Arbeit vollauf. Außer den genannten Thieren, deren Jagd freilich nicht Jedermanns Sache ſeyn dürfte, und außer manchen andern, die man noch nicht hinlänglich kennt, ſind Stachelſchweine, Gaſelen, die ſämmtlich in Menge vorhanden, Haſen (letztere klein und minder zahlreich), wilde Katzen, und aus dem Geſchlecht der Vögel*) Rebhühner, Schnepfen verſchiedenerlei Enten ꝛc., vor Allem aber Strauße intereſſante Gegenſtände. Letztere, in der Wüſte Angard zu Haus, zeigen ſich manchmal in großen Haufen, die, von Weitem geſehen, man für einen Trupp Beduinen zu halten verſucht wird. Zu Anfang des Winters verliert der große Strauß (Kamelſtrauß genannt, wegen der Aehnlichkeit ſeines Fußes mit dem eines Kamels, ſo wie wegen der Haltung ſeines Kopfes) ſeine ſchönſten Federn, wo dann die Araber nicht ermangeln, ſie zu ſammeln. Allein damit begnügen ſie ſich nicht, ſondern ſie machen auch auf ihn Jagd; es bildet ſich eine Geſellſchaft von zwanzig bis dreißig Reitern; dieſe gehen hinaus, und wenn ſie auf einen Trupp Strauße ſtoßen, ſo nöthigen ſie den unbeholfenen Vogel gegen den Wind zu laufen, bis ſeine Kräfte erſchöpft ſind, indem der Wind in ſeine Flügel, die nur beſtimmt ſcheinen ihn im Gleichgewicht zu halten, wie in ein Segeltuch hineinbläſt. Der Balk

*) Die Ornithologie der Berberei bietet ein weites Feld dar. Man findet faſt alle Vögel des ſüdlichen Europa's. Wachteln und Staaren, beſonders erſtere, ſind außerordentlich zahlreich — ſie ſtellen ſich als Zugvögel im Herbſt ein. Von Tauben giebt es wenigſtens zwanzig Arten. Der Storch wird verehrt wie in Holland. Pananti ſah blaue Lerchen, die man in Italien nicht kennt. Die gemeine Ente iſt am Kopf weiß, am Schnabel roth, am Leib ſchwarz, an den Flügeln ſcheckig. Zu den ſeltenern Vögeln gehören der aſchfarbene Falk (karabur) und die große Krähe der Wüſte (graab) mit rothem Schnabel und rothen Beinen; der Sabarag gleicht unſerer Aelſter, nur hat er eine durchdringendere Stimme; die Trappe wird wegen ihrer Gewandtheit, dem Falken zu entgehen, gerühmt, und ihre Galle wird als ein unfehlbares Mittel gegen Augenübel betrachtet. Der Capſa, eine große Art von Sperling, mit ſchimmernder Bruſt und röthlichen Seiten ſoll eine ſchönere Singſtimme haben als die Nachtigall oder der Hänfling, dieſelbe aber im Bauer verlieren.

Digitized by Google

des Straußen, der eher einem Fell als irgend etwas Anderem gleichſieht, wird ſehr geſchätzt und die Jagd ſoll eben ſo gewinnreich, als beluſtigend ſeyn.

Daß es in einem Land unter dieſer Breite, welches in der Cultur ſo vernachläſſigt iſt, nicht an Reptilien fehlt, läßt ſich erwarten. Viele Schlangen, die man findet, ſind ſehr giftig. Die Schlange, welche den Marſch der Armee des Regulus aufhielt, und welche zu tödten man ſich der Kriegsmaſchinen bedienen mußte, war vermuthlich eine Boa. Von Allem aber, was da kriecht, ſoll am Gefährlichſten der Scorpion ſeyn, deren es, wie in Braſilien, mancherlei Variationen giebt, von denen die Farbe bald vom Schwarzen ins Braune, bald vom Gelben ins Weiße ſchillert. Der Scorpion der Berberei iſt größer als der italieniſche, und ſo giftig, daß kein Jahr vergeht, wo nicht einer Anzahl von Perſonen ſein Biß verderblich wird, der immer außerordentlich ſchmerzt, und außer den Monaten Juli, Auguſt und September, auch immer tödtlich iſt. Wegen der Leichtigkeit, womit dieſes Reptil ſich in die Häuſer einſchleicht, muß man ſich ſehr hüten, ein Bett an die Wand zu ſtellen. Man will wiſſen, daß es, gleich den Pſyllern des Alterthums, noch jetzt Leute gebe, welche die Kunſt Schlangen und Scorpione zu bezaubern und unſchädlich zu machen, verſtünden. Die Einwohner machen ſich mit den letztern einen eignen Spaß; ſie ſperren eine Ratte und einen Scorpion zuſammen in einen Käfig, und bald beginnt ein erbitterter Kampf, der eine Stunde dauern kann und meiſt mit dem Tod des Scorpions endet. Aber wenige Augenblicke — und der Sieger ſchwillt an, verfällt in Zuckungen und theilt das Schickſal des Beſiegten. Eine andere Unterhaltung nach mauriſchem Geſchmack beſteht darin, eines dieſer Reptilien auf einen Platz zu ſetzen, den man rings mit Stroh umgiebt, welches man anzündet. Nach vergeblichen Verſuchen die Flamme zu paſſiren, wendet der Scorpion ſeine Stachel gegen ſich ſelbſt und wird ſein eigner Henker.

Ein Inſekt dürfen wir nicht übergehn, welches man die allgemeine Landplage Africa's nennen kann — wir meinen die Heuſchrecke. Einige dieſer Thierchen haben braungefleckte Flügel mit hellgelbem Körper; andere — und zwar die gefürchtetſten ſind roth. Gewöhnlich erſcheinen die Heuſchrecken gegen den Mai hin; ſie verbreiten ſich in den Ebnen und Thälern, um ihre Eyer zu legen, aus welchen einen Monat nachher die Jungen ausſchlüpfen. Sofort ſieht man ſie in ſo ungeheurer Menge, daß ſie oft ein dicht geſchloſſenes Heer bilden, welches mehrere Morgen Lands bedeckt. In gerader Linie ſich fortbewegend verzehren ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit was ſie auf ihrem Weg treffen; ein Paar Stunden und alle Hoffnung des Landmanns iſt vernichtet. Zuweilen tritt die Bevölkerung eines ganzen Diſtrikts, welcher ſo heimgeſucht wird, zuſammen und beſchäftigt ſich mit den Mitteln, ſich ſeiner ungebetenen Gäſte zu entledigen. Es werden Gräber gegraben oder Feuer angezündet; umſonſt: das Vernichtungsheer ſetzt ſeinen Marſch fort; Nichts hält es auf oder lenkt es von ſeiner Bahn ab. Die Heuſchrecken ſtürzen ſich mit Ungeſtüm in die Flammen und erſticken dieſe durch ihre Maſſe. Sie werfen ſich in die Gräber und füllen ſie aus — und fort geht es unaufhaltſam. Auf die Vordern drängen die Hintern, und wenn jene auch zum Theil gefallen, gleichgültig ſchreiten die folgenden über ihre Leichname hinweg; jede Lücke erſetzt ſich augenblicklich wieder. Zwei oder drei Tage nach dem Durchzug des erſten Heeres kommen andere Abtheilungen, welche Wurzeln und Zweige der Bäume zerſtören, deren Laubwerk und Früchte von jenen abgenagt wurde. Hat der Krieg gegen die Fluren und Felder auf dieſe Weiſe etwa einen Monat lang gedauert, ſo haben die Heuſchrecken ihre natürliche Größe erreicht und es geht mit ihnen eine Verwandlung vor. Sie hängen ſich an Gebüſch oder Felſen und nach zehn Minuten zeigen ſie ſich in ihrem neuen Staat. Anfangs ſind ſie noch ſchwach und matt; aber bald verleiht die Sonne ihren Fittigen Schwungkraft; ſie erheben ſich in die Höhe, und verdunkeln die Luft; auf Meilenweite ertönt ihr Flügelſchlag. Während ihres kurzen Verweilens verrathen dieſe Inſekten eine Haſt des Hungers, die ſie fort und fort — oft blindlings bis ins Meer — treibt. Tritt plötzlich Nordwind ein, ſo zerſtört er ſie zu Millionen — über Hunderte von Meilen zerſtreut liegen dann ihre Cadaver und peſtartige Krankheiten ſtehen zu erwarten. Wären die Mauren weniger indolent und weniger verblendet von ihrem Fatalismus, ſo könnten ſie leicht einen großen Theil dieſer Inſekten zerſtören, wenn ſie den Zeitpunkt benützten, wo dieſelben ihre Eyer legen; ſo aber verlaſſen ſie ſich auf die Vorſehung und auf den Vogel Samarmog, von dem ſie glauben, daß er die Heuſchrecken befehde, wie der Storch die Schlangen. Wenn die Kinder daher eine Heuſchrecke fangen, ſo laſſen ſie ſie wieder fliegen und rufen dem Samarmog. Einen Vortheil zieht man endlich doch auch von dieſen Inſekten; man lieſt deren ganze Säcke voll auf, thut ſie in heißes Waſſer und läßt ſie auf der Erde wieder trocknen. Dann kann man ſie braten und ſpeiſen; ſie ſollen nicht übel ſchmecken. So möchte alſo wohl außer Zweifel ſeyn, daß dieſe Heuſchrecken dieſelbe Art ſind, welche in die Küche der Anachoreten von Thebais kamen. *)

(Fortſetzung folgt.)

Schwediſche Literatur und Kunſt.

5. Urtheil eines Schweden über das königliche Theater in Stockholm.

(Schluß.)

Was ſollen wir endlich von den unmoraliſchen Bühnenſtücken ſagen? Daß zwar die Poeſie nicht das Gnadenbrod bei der Sittenlehre genießen ſolle, daß es aber keine unglücklichere Verirrung gibt, als die, unmoraliſche, niedrige Neigungen und Leidenſchaften u. ſ. f., welche man verächtlich oder lächerlich machen will, durch die Schlüpfrigkeit der Darſtellung in ein reizendes Licht zu ſtellen, wie Dieß z. B. in Kotzebues Kleinſtädtern der Fall iſt. Nichts iſt verführeriſcher, untergräbt mehr die ſittliche Kraft des Menſchen, als gerade Dieß, was weder Tugend noch Laſter, weder

*) Von den ordinären Inſekten ſind die beſchwerlichſten die Fliegen; wenn von dieſen ein Schwarm über ein Pferd herfällt, ſo kennt man Beiſpiele, daß ein ſolches ſich an den Stichen verblutete.

Digitized by Google

Dichtung noch Wahrheit, weder Scherz noch Ernſt iſt, und ſich in ſo vielen Schauſpielen Kotzebues und Andrer findet. Die Verirrungen eines großen Geiſtes ſchaden hier weit weniger, als die eines kleinen. Werther und die Räuber machten zwar manchen warmblütigen Jüngling toll im Kopf, aber was will Dieß ſeyn in Vergleichung mit den Wirkungen der lafontäneſchen Romane, welche beinahe ein ganzes Zeitalter entnervt und wahrhaft zu Grunde gerichtet haben! *) Wir kommen noch einmal darauf zurück, die Armuth drängt uns nicht ſo ſehr, daß wir nach dem nächſten Beſten greifen müßten. Europas dramatiſche Kunſt beſitzt noch viele unter uns bekannte und unbekannte Schätze von hohem Werth. **)

Man hält uns vielleicht entgegen, ſolche unbedeutende Stücke füllen Theater und Theaterkaſſe mehr, als jedes andere. Allein dieſe Behauptung iſt ungegründet. Der niedern Volksklaſſe behagt allerdings vor Allem das Rauſchende, Wilde, Schreckliche, aber gerade deßhalb ſind die Stücke, über welche wir uns eben beklagten, nicht einmal bei ihr beliebt. Doch auch ſolche Stücke, deren Verfaſſer dieſen Geiſt des Volks wohl berückſichtigter, werden, wenn ſie keinen innern Werth haben, nur Ein= oder ein Paar Male gefallen, während dagegen das wahre Verdienſt zuletzt immer und ſelbſt von Denjenigen anerkannt wird, die ſich in ihrem Urtheil nur von Andern leiten laſſen, (daher ſich Hamlet, wenn gleich für die Menge ſo ſchwer verſtändlich, auf unſren Schaubühnen, wie auf fremden, immer erhalten hat). Nur verbeſſere man den Geſchmack des Publikums durch eine gute Auswahl. Hiezu iſt in der That Nichts geeigneter als das Theater, das ſozuſagen alle Künſte umfaßt, und allen Klaſſen offen ſteht, daher es auch auf der andern Seite, mehr als alles Andere, den Geſchmack verderbt, ſobald es im Staube kriecht, der Schwachheit ſchmeichelt, und ſtatt das Publikum zu ſich heraufzuziehen zu ihm hinabſteigt. — Endlich iſt es denn etwa mit dem königl. Theater auf eine Geldſpekulation abgeſehen? Sucht man nicht vielmehr ſeine Einnahme zu vermehren, damit es deſto vollkommener, damit der Anfangs genannte Zweck um ſo ſicherer erreicht werde, dem man durch Aufführung ſchlechter Stücke, mag ſie noch ſo Viel einbringen, offenbar entgegenarbeitet? Machte man ſomit die Erreichung des Zwecks nicht unmöglich um des Mittels willen? Freilich beginne man nicht allein mit Shakespeare, noch weniger mit Calderon, der wenigſtens nicht ſeinem ganzen Umfange nach von der Menge begriffen werden kann, ſondern mit Göthe, Schiller, Leſſing, Oehlenſchläger — auch von den beſſern Arbeiten der Franzoſen beſitzen wir eine hübſche Anzahl — man vertheile die Rollen zweckmäßig, und bald wird Niemand oder beinahe Niemand mehr den Lappereien nachgehen, welche jetzt die gewöhnliche Augenluſt des Volks ausmachen. Daß Othello keinen Beifall fand, erklärt ſich aus der Zeit ſeiner Aufführung, den Mängeln der Ueberſetzung und aus den Umtrieben einer literariſchen Partei, welche die Zeit zwiſchen den verſchiedenen Vorſtellungen dieſes Meiſterwerks dazu benützte, ihren Anſichten Eingang beim Publikum zu verſchaffen. Kleinere Schauſpiele ſollten auf größern, ſtehenden Bühnen, nur zuweilen zur Abwechslung aufgeführt, nie aber ſollen ihrer mehrere an Einem Abend gegeben werden. Aus dem geſellſchaftlichen, alltäglichen Leben geſchöpft, und daſſelbe ſchildernd, gehören dramatiſche Kleinigkeiten vorzugsweiſe ihm zu, ſie eignen ſich daher beſonders für kleinere herumziehende Truppen, oder für Liebhabertheater. Dagegen können ſich bei Aufführung ſolcher unbedeutenden, flüchtig zuſammengeſetzten Stücke keine vorzüglicheren Talente entwickeln, und ſie gewährt höchſtens einen angenehmen Zeitvertreib, aber keinen höhern Kunſtgenuß. Sorgfältige Auswahl und Abwechslung nach Ton, Farbe und nationalem Geiſt iſt hier ſo ſehr, als irgendwo, nöthig. Die kleinen franzöſiſchen Stücke, wenn auch vergleichsweiſe die beſten, können nicht in die Länge unterhalten, weil man auch das Leben anderer Völker geſchildert wünſcht. Warum, hält man ſich nun aber bloß an Scribe, Mazères und andere Franzoſen, warum nicht auch an einen Coleridge, Wilman, Knowles, die berühmte Johanna Baillie und andere neuern Dramatiker der Engländer; warum nicht an Oehlenſchläger und Heiberg, und wollen wir ältere däniſche Stücke benützen, ſo ſollten wir wenigſtens Holberg nicht ſo ganz vergeſſen, der mit Moliere den Thron im neuern Luſtſpiel einnimmt. *) Seine etwas derben Späße ließen ſich leicht für den

---

*) Um nicht eine zu geringe Meinung von dem ſchwediſchen Theater, und damit (gemäß den einleitenden Bemerkungen über die Wichtigkeit des Schauſpiels im Allgemeinen) von der Bildung der ſchwediſchen Nation zu bekommen, vergeſſe man nicht, daß der Verfaſſer dieſes Aufſatzes den Zuſtand deſſelben betrachtet, wie er ſeyn ſollte, und keineswegs wie derſelbe ſich gegenwärtig faſt überall befindet. Nur darum, weil hier auch ein Fremder, zwar vielleicht zu ſtarke, doch gewiß treffende und zeitgemäße Bemerkungen über den Verfall der Bühne überhaupt giebt, fanden ſie hier eine Stelle. Der Ausländer kann durch ſie den Zuſtand des ſchwediſchen Theaters, allerdings nicht kennen lernen; ſie halten ſich für ihn zu ſehr im Allgemeinen, vergleichen es nicht mit dem der ihm bekannten Bühnen.

**) Auch dieſer Vorwurf, daß man ſo vielfach zum nächſten Beſten greife, trifft Schweden gewiß nicht mehr, als z. B. Deutſchland. Nur ſind wir darob noch mehr zu tadeln, da wir, bei unſrem eignen Reichthum, nicht einmal dieſer fremden Schätze bedürfen. Aber die unſrigen ſind freilich wie die fremden meiſt nicht mehr neu, und unſer Publikum ſcheint mehr Intereſſe für's Neue, als für's Schöne zu haben.

*) Für Den, welcher Abwechslung nach Ton, Farbe und nationalem Geiſt verlangt, iſt Holberg ohne Veränderung genießbar. Gerade, weil er ſo ganz ſeiner Zeit und ſeinem Volk angehört, wird er nie veralten und überall gefallen. Welche Lebendigkeit, Friſche und Wahrheit! Wir erhalten durch ſeine Luſtſpiele eine eben ſo getreue, als unterhaltende Schilderung von Dänemark, beſonders von Kopenhagen, wie ſie vor 100 Jahren waren. Manche Modethorheiten, die er lächerlich macht (z. B. in Jean de France) ſind auch zu unſrer Zeit wieder an der Tagesordnung. Sollte er aber von Zeit zu Zeit auf die Bühne geführt werden, ſo müßte er ſich allerdings viele Veränderungen und Ausſcheidungen gefallen laſſen, da uns jene Zeit nicht ſo ſehr intereſſiren kann, daß uns Bilder aus ihr öfters unterhalten könnten. Möchten unſre Luſtſpiel-Fabrikanten, in deren Machwerken ſich „keine Spur von Erfindung, Neuheit und Laune findet,“ gute, aber v[illegible]ltete Stücke von Holberg und Andern — nicht etwa umarbeiten, ſondern nur — mit den nöthigſten Abänderungen und Auslaſſungen, in unſre Sprache überſetzen. Nur iſt es freilich um's Moderniſiren immer eine bedenkliche Sache, die ſelten gelingt. Durch Schillers ungünſtiges Urtheil über Holberg laſſe man ſich nicht irre machen. Es beweiſt die Wahrheit des Urtheils, welches Schiller in Beziehung auf ſeinen Beruf zum Luſtſpieldichter über ſich ſelbſt fällt. Heiberg, der Sohn des großen, nur zu ſcharfen Satirikers war leider

Digitized by Google

Geſchmack unſerer Zeit genießbar machen. Deutſchland beſitzt auch gegenwärtig manches Stück von Verdienſt, z. B. Klingemanns Luſtſpiel „Don Camacho's Hochzeit." Schweden ſelbſt das hübſche Stück „Erich XIV" *) (von Beskow.) Zum Beweis, daß einige Theater in Landſtädten verſchiedene gute romantiſche Stücke angenommen haben, führen wir an, daß Hamlet zu Karlskrona ſchon in den 1780 Jahren, zu Gothenburg einige Jahre früher, als in der Hauptſtadt aufgeführt wurde. Hier ſah man auch ſchon vor mehreren Jahren Aemilia Galotti. Hr. Djurſtröm hat die Räuber und Kabale und Liebe, Oehlenſchlägers Axel und Walborg, Kalderons „das Leben ein Traum," Müllners Schuld, Grillparzers Ahnfrau, Körners Hedwig gegeben, Alles mit großem Beifall. **) Oehlenſchläger, der uns den alten Norden von ſo vielen Seiten ſo ſchön darſtellt, verdient beſonders, im Nachbarland beachtet zu werden. Auch Schiller hat, ſchon als Verfaſſer des Wallenſtein, bei den Schweden die ungerechte Vergeſſenheit nicht verdient, wozu er verdammt ward. Die Direktion des königl. Theaters wird gegründeten Wünſchen der Nation um ſo eher zu entſprechen ſuchen, da die Errichtung andrer Theater in der Hauptſtadt verboten, dieſe alſo allein an jenes gewieſen iſt.

Mit unſern Bemerkungen über die lyriſche Abtheilung können wir uns kürzer faſſen. Was die Oper betrifft, ſo iſt man im Ganzen mit Takt und Ueberlegung zu Werke gegangen, und das Publikum hat ſich empfänglich gezeigt. Erinnert zu werden verdient bloß, daß unbedeutendere Künſtler, wie Spontini, durch Eine Kompoſition hinlänglich repräſentirt wären, eher wären Webers Oberon, oder Euryanthe, oder Spohrs Zemir und Azor zu wünſchen. Man hat es beſonders dem vorigen Direktor, Grafen Lagerbjelke, zu danken, daß Dekoration, Gruppirung und was ſonſt zur Aufführung gehört, gewöhnlich faſt Nichts zu wünſchen übrig läßt. Nur im Coſtüme wurden manche Mißgriffe bemerkt, und was wir beſonders zu rügen haben — es wurden zuweilen auf die Oper mehr Koſten verwandt, als nöthig waren, und als die beſchränkten Einkünfte des Theaters geſtatteten. Noch mehr — indem das Aeußere, Zufällige auf Koſten des Innern, Weſentlichen begünſtigt ward, brachte man dem Publikum mehr Geſchmack an dem Glänzenden, als an dem Schönen bei. Wo will man am Ende einem beſtändig wachſenden Luxus ſteuern? Wie zuletzt ein von Prachtliebe erſchöpftes Publikum zufrieden ſtellen? Daß ſchon jetzt die Opern, in welchen die meiſte Pracht verſchwendet wird, die beliebteſten ſind, ſieht man daraus, daß der mittelmäßige Ferdinand Cortez immer weit mehr beſucht wird, als Figaros Hochzeit. Wir würden einige 1000 Thlr. von Dem, was auf dieſen Cortez verwandt wird, auf eine und die andere von Mozarts Opern vertheilen, die ziemlich ſtiefmütterlich behandelt worden ſind, (ſo wie wir auch auf Othello Mehr verwandt wünſchten, als auf ſo manches Schauſpiel, das durch alle Vorſorge der wohlverdienten Vergeſſenheit nicht entzogen werden kann). Der Inſtrumentalabtheilung kann kein anders, als ein vortheilhaftes Zeugniß gegeben werden. Mit mehr Genauigkeit, Einheit und Haltung in Ausführung der Partieen könnte auch die königl. Kapelle jede Vergleichung mit den beſſern ausländiſchen aushalten. Was man etwa einzuwenden hat, daß ſich die dramatiſche Abtheilung von jener zu wenig unterſtützt ſehe, daß das Orcheſter zu ſchwach beſetzt ſey, daß zu wenig in den Muſikalien gewechſelt werde, hat ſeinen natürlichen Grund darin, daß die vorzüglicheren Künſtler für größere Dinge aufgeſpart werden müſſen, und daß ein beſtändiges Einüben neuer Stücke große Schwierigkeiten hat.

Das Ballet iſt oft weniger günſtigen Beurtheilungen ausgeſetzt geweſen und ſicher würde es neben vielen andern eine mittelmäßige Figur machen. Wenige Mitglieder haben mehr, als mittelmäßige Talente, die meiſten ſind nicht einmal mittelmäßig. *)

Die britiſchen Provinzen in Hinterindien.

Den neueſten Nachrichten zufolge ſollen Unterhandlungen über die Rückgabe der britiſchen Eroberungen auf der Weſtküſte von Hinterindien an die Birmanen im Gange ſeyn. Ein Aufſtand, der zu Tavay und Mergui ausbrach, konnte nur durch militäriſche Gewalt unterdrückt werden; und im Allgemeinen ſind dieſe Beſitzungen für die oſtindiſche Compagnie eine wahre Laſt, da die Verwaltungskoſten die Einkünfte bei Weitem überſteigen. Indeſſen iſt nicht von allen, ſondern nur von den Tenaſſerimprovinzen die Rede.

---

durch Geldverlegenheiten genöthigt, gleich bei ſeinem erſten Auftreten ſeine Talente in den Dienſt des Modegeſchmacks zu geben, und Scribe zum Vorbild zu nehmen, weßhalb er jedoch ſtark angegriffen ward. Oehlenſchläger möchten wir als Luſtſpieldichter nicht hoch ſtellen; darüber aber, daß auch ſeine Trauerſpiele in Deutſchland ſo ſelten aufgeführt werden, wundert und beklagt er ſich mit vollem Recht. In mehr als einer Rückſicht, nicht bloß weil er ſeine Dramen ſelbſt in's Deutſche überſetzt, dürfen wir ihn zu den vaterländiſchen Dichtern zählen; man ſollte denken, gerade gegenwärtig wäre es uns herzlich willkommen, einen ſolchen Mann als einen der unſrigen anſehen zu dürfen. Wie würde es uns ſchmeicheln, wenn ein Franzoſe oder Engländer uns die Ehre erwieſe, deutſch zu ſchreiben; der Däne ſteht uns zu nahe!

*) Das aber kein Luſtſpiel iſt. Beskow giebt den Heimdall heraus.

**) Was über die Entſtehung der ſchwediſchen Bühne bemerkt worden iſt, macht es begreiflich, warum in den Provinzialſtädten nicht franzöſiſche Stücke früher, als in der Hauptſtadt aufgeführt wurden. In jenen entſchied die Stimme des Publikums, das von dem franzöſiſchen himmelweit entfernt, durch franzöſiſche Produkte nicht vorzugsweiſe angezogen werden konnte, in dem königl. Theater der Geſchmack des franzöſirten Hofs und Adels.

*) Da dieſer Aufſatz, bemerkt unſer Referent, inſofern für deutſche Leſer Intereſſe hat, als er Wahrheiten zur Sprache bringt, die gegenwärtig überall nicht ſtark genug ausgeſprochen werden können, indem z. B. die deutſchen Theater, (ſelbſt ſolche, wie das wiener Burgtheater, das berliner u. ſ. f.) dieſelben Vorwürfe treffen, wie das ſtockholmer, ſo habe ich keinen Anſtand genommen, ihn im Auszuge mitzutheilen. Ich ſelbſt kann von dem ſtockholmer Theater Nichts ſagen, als daß ich nicht Einen Schauſpieler ſchlecht ſpielen ſah. Einen vorzüglichen ſah ich ebenfalls nicht, weil ich nicht das Glück hatte, Hjortsberg zu ſehen. Auch in Stockholm wie in Kopenhagen fand ich keinen ſchlechten, und nicht leicht einen mittelmäßigen, während auch auf den beſten deutſchen Bühnen Pfuſcher oft Alles verderben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 161. 10 Juny 1830.

Memoiren von Robespierre.

Zweiter Artikel.

Ehe wir noch den politiſchen Schauplatz betreten, wird eine Mittheilung aus dem literariſchen Treiben des Parlamentsadvokaten Robespierre nicht ohne Intereſſe ſeyn — ein Auszug aus der Lobrede auf den Dichter Greſſet, und ein Madrigal auf ein junges Mädchen — auf deren beiderſeitige Echtheit man ſich wohl verlaſſen darf, da erſtere den Schriften der Akademie von Amiens vom Jahr 1785, letzteres den Memoiren des Grafen Montloſier entnommen, Robespierres angeblichem Werk als pièces justificatives beigefügt ſind.

1) Auszug aus der Lobrede auf Greſſet.

Hunc lepidique sales lugent, veneresque pudicae
Sed mores prohibent, ingeniumque, mori.

„Das wahre Lob eines Mannes ſind ſeine Thaten und ſeine Werke; jede andre Lobrede dürfte ſeinen Ruhm wohl nicht weiter fördern; gleichwohl aber iſts ein ſchönes Schauſpiel, wenn ein Volk Denjenigen, durch die es ſelbſt berühmt geworden, die feierlichen Huldigungen darbringt; wenn es mit gerechtem Stolz dieſe Monumente ſeines Glanzes, dieſe Rechtstitel auf ſeine Hoheit betrachtet, und in der Bruſt ſeiner Bürger eine nützliche Nacheiferung erweckt durch das öffentliche Lob, das es den Tugenden und Talenten, die ihm Ehre erworben haben, zuerkennt.

Greſſet war einer ſolchen Huldigung würdig, und Wem, meine Herren, kam es ſo wohl zu, als Ihnen, ihm dieſelbe darzubringen? Sein Ruhm, der ganz Europa ins Auge ſtralt, muß für Sie noch beſonders erfreulich ſeyn; Sie theilen denſelben; unter Ihnen wurde der große Dichter geboren, wollte unter Ihnen leben und ſterben . . . . . .

Streuen wir denn um die Wette Blumen auf das Grab des Liebenswürdigſten der Sänger. Obwohl mich kein Band mit demſelben vereint, ſoll mein Eifer doch nicht geringer ſeyn, denn der Ihrige. Sein Andenken wird auch Der heilig halten, der nur ſeine Schriften geleſen, nur von ſeinen Tugenden ſprechen gehört hat.

O Greſſet, Du warſt ein großer Dichter, Du warſt noch weit Mehr, Du warſt ein guter Menſch; Religion und Tugend zürnen nicht über das Lob, das Deinen Talenten geſpendet wird. Glücklich der Schriftſteller, der jene wie Du ſtets zu achten und zu befolgen verſteht, der ihren erhabenen Stempel ſeinem Herzen, wie ſeinen Werken aufzudrücken weiß!

Greſſet trat frühe in die berühmte Geſellſchaft, welche ſeine Jugend gebildet hatte und Jedem, der vom Reiz des Studiums und der Wiſſenſchaften angezogen war, eine liebliche Zufluchtsſtätte zu bieten ſchien. In ihrem Schoß reifte der Dichter der Grazien.

Als er aber Die wieder verließ, welchen er durch Bruderbande angehörte, ſchwor er die Gefühle der Freundſchaft, welche er ihnen gelobt, nicht ab, ſondern beeilte ſich, ihnen eine öffentliche Huldigung darzubringen, die ihn ſelbſt noch mehr ehrt, als Die, an welche ſeine Worte gerichtet waren; er ließ ihnen in jenem ſeines Herzens und ſeines Talentes ſo würdigen Gedichte *) ein unſterbliches Pfand ſeiner Achtung und Liebe. So gebührte es Greſſet, von den Jeſuiten zu ſcheiden, und ein ſolcher Abſchied gebührte einer Congregation, wo er einen Brumoi, einen Tournemine, einen Bougeant zurückließ.

Ein auffallendes Verdienſt unterſcheidet, meines Ermeſſens, Greſſets Lieder von andern Erzeugniſſen ähnlicher Art. Anakreon und ſeine Nachfolger haben die Luſt des Bacchus, die Reize der Liebe beſungen. Greſſet öffnete ſich eine neue Bahn: er verſtand es, Vernunft mit Scherzen zu vereinigen und der Weisheit heitre Freude beizugeſellen. Er hat jener leichten Poeſie eine Sittlichkeit, einen Adel gegeben, deren man ſie kaum für fähig hielt, ohne ihr irgend Etwas von ihrer natürlichen Anmuth zu entziehen. Gott verhüte, daß ich die Wuth jener entſchloſſenen Panegyriſten nachahme, die ſichs zur Aufgabe zu machen ſcheinen, der Größe ihres Helden alle Diejenigen zu opfern, die ſich durch ein gleiches Talent ausgezeichnet haben. Lieblicher Chapelle, zarter Chaulieu, möchte ich auf ewig des Vergnügens beraubt ſeyn, Eure Schriften zu leſen, wenn ich es wagte, Euern Ruhm verdüſtern zu wollen; aber Ihr ſelbſt würdet zugeſtehen, daß dem Feuer Eurer lachenden Gemälde, der Weichheit und Leichtigkeit Eurer Pinſel durch Greſſet Beſtimmtheit, Correktheit, fortwährende Eleganz, verbunden mit einem Schwung und

*) Wir haben dieſes Gedicht Ausl. 1829 Seite 1291 mitgetheilt.

Digitized by Google

einem philoſophiſchen Sinn beigefügt worden ſind, deren Ihr nicht in dieſem Grad fähig wart.

Ein gleichzeitiger Dichter ſchien ein gefährlicherer Nebenbuhler für Greſſet. Von Voltaire war jedes Fach der Literatur umfaßt worden; unter allen aber hatte ſich ſein Talent in jener leichten Art der Poeſie am Entſchiedenſten ausgeſprochen und das meiſte Glück gemacht. Es dürfte vielleicht ſchwer ſeyn, zwiſchen beiden großen Dichtern in dieſer Beziehung zu entſcheiden, obwohl ihre beiderſeitigen Erzeugniſſe einen verſchiedenen Charakter tragen. Vielleicht wird man in Voltaire mehr Witz, Abwechſelung, Feinheit, Correktheit, in Greſſet mehr Harmonie, Fülle, Natur, mehr jene liebliche Nachläſſigkeit, jene glückliche Ungeſuchtheit finden, welche den Hauptzug der leichten Dichtweiſe bilden. Der Erſte unterhält, überraſcht, bezaubert den Geiſt; der Zweite bringt dem Herzen eine noch ſüßere Luſt; ich möchte Voltaires Lieder einem herrlichen, durch den Geſchmack eines reichen Beſitzers veredelten Garten vergleichen; die Eindrücke aber, die durch Greſſet in mir erregt werden, der ſanften Rührung, welche man beim Anblick jener anmuthigen Landſchaften fühlt, wo die Natur all ihre Reize auszuſtreuen ſcheint, und die Empfindung ihrer Schönheit bis in die innerſte Seele dringt.

Wir haben in unſern Tagen das Gebiet der Schaubühne durch Entſtehung der ſogenannten Dramen ſich erweitern ſehen. Ich weiß nicht, welche tolle Wuth eine Menge Kritiker mit einer Art von Fanatismus gegen dieſe neue Erſcheinung antreibt. Ueberzeugt, daß die Natur bloß Tragödien und Komödien kenne, ſahen jene hitzigen Kunſtrichter jedes dramatiſche Werk, das nicht einen der beiden eben genannten Namen trägt, für ein Ungeheuer an, das man in der Geburt erſticken müſſe; als ob die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit intereſſanter Gemälde, welche der Menſch und die Geſellſchaft uns darbieten, nothwendig unter jene zwei Rubriken fallen müßte; als ob die Natur bloß zwei Töne beſäße, und nicht tauſende, die in der Mitte zwiſchen der Ungebundenheit des Frohſinns und den Ausbrüchen der tobendſten Leidenſchaft liegen.

Aber die Dramen und der richtige Verſtand haben über alle Schreier den Sieg davon getragen. Umſonſt wollten ſie uns das Vergnügen, daß wir bei jenen Werken empfanden, zur Schande anrechnen, und uns überreden, daß man bloß über den Untergang von Königen und Heroen gerührt werden dürfe. Während ſie Bücher gegen die Dramen ſchrieben, eilten wir ins Theater um ſie vorſtellen zu ſehen, und fühlten, daß unſre Thränen auch für ein andres Unglück, als dasjenige eines Oreſts, einer Andromache, in ſüßer Wehmuth fließen können.

Ich will mich nicht zum Richter machen zwiſchen den Philoſophen, die das Schauſpiel bekämpft, und denen, welche es geprieſen haben; ich will nicht unterſuchen, ob Greſſet Recht hatte, als er ſeine herrlichen dramatiſchen Werke ſchrieb, oder als es ihn gereute, daß ſolche von ihm verfaßt worden waren. Der Freund der Literatur wird die Erzeugniſſe bedauern, mit welchen der Dichter dieſe Literatur noch ferner hätte bereichern können; der Bürger, welcher ſeufzt ob der Ueberfüllung der Bühne mit Stücken, die ſie in eine öffentliche Schule ſchlechter Sitten umwandeln, wird mit Schmerz daran denken, wie früh dieſelbe eines Genius beraubt wurde, der in ſeinen Werken den Abdruck eines tugendhaften, reinen Herzens zurückgelaſſen hätte. Wer aber wird dem rechtlichen Manne ein Opfer zum Vorwurf machen, welches er der Zartheit ſeines Gewiſſens ſchuldig zu ſeyn glaubt, und ihm die Grenzen, welche er ſeiner Liebe für die Tugend ſtecken ſoll, andeuten wollen!

Mögen Greſſets Grundſätze zu ſtreng oder nicht zu ſtreng geweſen ſeyn; genug er hatte ſie einmal, und beſaß den Muth, ihnen zu folgen; er ſah hier ſeinen Ruhm, dort ſeine Pflicht, und opferte den Ruhm der Pflicht. Ihr ſtolzen, hoch geſtiegenen Geiſter, die ihr die ſogenannten Vorurtheile mit ſo vieler Verachtung niedertretet, dünkt euch das Gefühl, durch welches ein ſolches Opfer hervorgerufen ward, etwa auch eurer Verachtung, eurer Schmähworte würdig? Wohlan, dann weihe ich mich ſelbſt euern Epigrammen; ich erkläre, daß das Große und Heldenmäßige in meinen Augen das Unrecht, kein hingeriſſener Bewunderer eurer Lieblingsſtudien geweſen zu ſeyn, weit aufwiegt; ich ſetze es über alle Werke, welche Greſſet ausgezeichnet haben und noch fürderhin hätten auszeichnen können; und der Ruhm, der erſte Luſtſpieldichter zu ſeyn, kommt in meinen Augen dem Verdienſte, dieſen Titel verachten zu können, nicht gleich.

Die Lobrede der meiſten Schriftſteller endigt mit der Aufzählung ihrer Werke. Greſſets Werke machen den geringern Theil ſeines Lobes aus. Warum läßt ſich Dieß nicht auf Alle anwenden, die durch große Talente geglänzt haben? Sind Geiſt und Tugend nicht zu einem ewigen Bündniß beſtimmt? Durch welch unſeliges Verhängniß mußte das Talent der Tugend ſo oft den Krieg erklären? Schriftſteller — berühmter noch durch eure Unſittlichkeit als euer Talent — ihr waret *geboren die Schmerzen* eurer Mitmenſchen zu verſüßen, um Blumen auf die Lebensbahn zu werfen — und ihr habt dieſelbe vergiftet, ihr habt euch ein grauſames Spiel daraus gemacht, alle jene furchtbaren Leidenſchaften gegen uns loszuketten, die *unſer Elend, unſre Schuldhaftigkeit* verurſachen.

Mitten in der unheilvollen Verwirrung war es ein großes Schauſpiel, einen der erſten Geiſter des Jahrhunderts Religion und Tugend rächen zu ſehen durch den Muth, womit er ihren erhabenen Geboten nachzuſtreben wagte, und dieſelben durch das Gewicht ſeines Beiſpiels gegen den Angriff ſo vieler frechen Federn zu vertheidigen. Aber er glaubte, daß Dictatur der Conſtitution der Gelehrten-Republik entgegen ſey, und würde Bedenken getragen haben, einen Titel des *Vorrangs* über Diejenigen anzunehmen, denen *gleich* zu ſeyn er ſich zur Ehre rechnete."

2) Madrigal.

Crois moi, jeune et belle Ophélie
Quoi qu'en dise le monde, et malgré ton miroir,
Contente d'être belle et de n'en rien savoir,
Garde toujours ta modestie;
Sur le pouvoir de tes appas
Demeure toujours alarmée:
Tu n'en seras que mieux aimée
Si tu crains de ne l'être pas.

Digitized by Google

Napoleon nach ſeinen körperlichen Beziehungen.

(Schluß.)

Jedermann hat wohl von den großen Vorſichtsmaßregeln gehört, die Se. Majeſtät getroffen haben ſoll, um nicht vergiftet zu werden. Das ſind Geſchichten, wie die von dem Küraß, deſſen Feſtigkeit gegen Schuß und Stich er probirte. Im Gegentheil, der Kaiſer trieb das Vertrauen faſt zu weit. Sein Frühſtück wurde jeden Morgen in ein Vorzimmer gebracht, das Jedem offen ſtand, welchem er eine Privataudienz bewilligt hatte, und der dort zuweilen ganze Stunden warten mußte. Das Frühſtück wartete eben ſo lang; man hielt die Platten ſo heiß als möglich bis zum Augenblick, wo Se. Majeſtät aus ihrem Kabinet trat, um ſich zu Tiſch zu ſetzen. Das Diner beider Majeſtäten wurde von der Küche in die obern Gemächer in offenen Körben getragen; es wäre nicht ſchwer geweſen, unvermerkt Gift hineinzubringen, allein nie kam ein ſolcher Gedanke die Bedienten an, deren Ergebenheit und Treue für den Kaiſer, ſelbſt die unterſten nicht ausgenommen, alle Beſchreibung überſtieg.

Die üble Gewohnheit zu ſchnell zu eſſen verurſachte dem Kaiſer oft heftige Magenſchmerzen, die ſich gewöhnlich mit Erbrechen endigten. Einmal kam einer der dienſtthuenden Lakaien eiligſt zu mir gerannt, mir zu ſagen, daß mich der Kaiſer augenblicklich zu ſich verlange: ſein Eſſen ſey ihm ſchlecht bekommen und er befinde ſich ſehr übel. Ich lief nach dem Zimmer des Kaiſers und fand ihn der Länge nach auf dem Fuß-Teppich ausgeſtreckt, nach ſeiner Gewohnheit, wenn er ſich unwohl befand. Die Kaiſerin Joſephine ſaß neben ihm, und der Kopf des Kranken ruhte auf ihren Knieen. Er ächzte und fluchte abwechſelnd oder zugleich, denn er ertrug dieſes Uebel mit weniger Standhaftigkeit, als tauſend andre, viel ſchwerere Ungemächlichkeiten, welche das Leben im Lager mit ſich bringt; und der Held von Arcole, der ſein Leben in tauſend Schlachten, und ſelbſt bei andern Gelegenheiten als im Gefechte, ohne Bedenken gewagt hatte, zeigte ſich über die Maßen weichlich bei Schmerzen, die ein Kind ertragen hätte. Die Kaiſerin tröſtete und ermuthigte ihn ſo Viel ſie konnte; ſie, die bei ihrem halbſeitigen Kopfweh, das ſeiner Heftigkeit halber für eine wirkliche Krankheit gelten konnte, ſo ſtandhaft war, hätte gern den Schmerz ihres Gemahls auf ſich genommen, von welchem ſie durch den bloßen Anblick vielleicht ſo Viel litt, als er ſelbſt. „Conſtant“ rief ſie mir bei meinem Eintritt entgegen, „ſchnell herbei! der Kaiſer braucht Sie; machen Sie ihm Thee und weichen Sie nicht von ihm, bis er beſſer iſt.“ Se. Majeſtät hatte nicht ſobald drei Taſſen getrunken, als das Uebel bereits abnahm; er ließ ſeinen Kopf fortwährend auf dem Schoß der Kaiſerin liegen, die ihm mit der weißen, runden Hand die Stirn ſtreichelte und die Bruſt rieb. „Befindeſt Du Dich beſſer? Willſt Du nicht ein Wenig aufs Bette liegen? Ich bleibe mit Conſtant bei Dir.“ War das nicht eine rührende Zärtlichkeit, beſonders bei ſo hohem Rang? Mein Dienſt im Innern verſchaffte mir oft Gelegenheit, das Schauſpiel dieſer guten Ehe zu ſehen.

Da ich am Capitel von den Krankheiten des Kaiſers bin, ſo will ich einige Worte über die ſtärkſte ſagen, von der er ausgenommen diejenige, welche ſeinen Tod zur Folge hatte, je befallen wurde.

Bei der Belagerung von Toulon, im Jahr 1793, da der Kaiſer erſt Artillerieobriſt war, wurde ein Kanonier neben ſeinem Feldſtück getödtet. Obriſt Bonaparte ergriff den Setzkolben und lud ſelbſt die Kanone zu wiederholten Malen. Der gefallene Artilleriſt hatte aber eine ſehr bösartige Krätze gehabt, von welcher der Kaiſer angeſteckt wurde. Erſt nach mehreren Jahren gelang es ihm, ſich vollkommen zu heilen, und die Aerzte waren der Meinung, dieſe übel behandelte Krankheit ſey der Grund ſeiner lang anhaltenden Magerkeit und galligen Farbe geweſen. In den Tuilerien nahm er Schwefelbäder und trug eine Zeit lang ein Blaſenpflaſter. Früher hatte er Dieß ſtets abgelehnt, weil er, wie er ſagte, keine Muße zu ſorgſamer Behandlung ſeiner Geſundheit habe. Hr. Corviſart hatte lebhaft auf ein Fontanell gedrungen, der Kaiſer aber, der auf einen unverſehrten Arm hielt, wollte Nichts von dieſem Mittel hören.

Eben während jener Belagerung war er vom Obriſtlieutenant zum Obriſt erhoben worden, in Folge eines glänzenden Angriffs auf die Engländer, bei welchem er einen Bajonettſtich in den linken Schenkel erhalten hatte, deſſen Narbe er mir oft vorwies. Die Wunde, die er bei Regensburg in den Fuß bekam, und welche die ganze Armee in Alarm brachte, hinterließ nicht einmal eine Spur. Wir waren etwa zwölfhundert Schritt von Regensburg, und der Kaiſer, welcher die Oeſterreicher fliehen ſah, glaubte Alles beendigt. Man hatte ſein Frühſtück in einem Flaſchenkeller an die von ihm bezeichnete Stelle gebracht. Er näherte ſich dem Orte zu Fuß, als er plötzlich, ſich gegen Marſchall Berthier wendend, ausrief: ich bin verwundet. Der Anprall war ſo heftig, daß der Kaiſer in ſitzender Stellung niederſank; die Kugel hatte die Ferſe geſtreift. An ihrem Kaliber erkannte man, daß ſie von einem tyroler Schützen herrührte, deren Gewehr ſo weit zu tragen pflegt, als wir von der Stadt noch entfernt waren. Man kann ſich denken, daß ein ſolches Ereigniß Unruhe und Schrecken in der Umgebung des Kaiſers verbreitete. Ein Flügeladjutant holte mich herbei; bei meiner Ankunft fand ich Hrn. Ivan eben daran, den Stiefel Sr. Majeſtät wegzuſchneiden, und ich half ihm ſofort die Wunde verbinden. Trotz dem noch ſehr lebhaften Schmerze wollte der Kaiſer nicht einmal leiden, daß man ihm erſt einen andern Stiefel holte, und um den Feind zu täuſchen und die Armee über ſeinen Zuſtand zu beruhigen, ſtieg er zu Pferd, ſprengte im Galopp mit ſeinem ganzen Gefolge weg und flog durch alle Linien. Wie ſich denken läßt, frühſtückte Niemand an dieſem Morgen, und Jedermann aß in Regensburg zu Mittag.

Se. Majeſtät empfand einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen Arzneien, und wenn er je eine nahm, was höchſt ſelten geſchah, ſo war es Hühnerbrühe, oder Cichorienabſud, oder Weinſtein. Hr. Corviſart hatte ihm empfohlen, jedes Getränk von ſcharfem oder unangenehmem Geſchmack zu vermeiden, wie ich glaube, aus Beſorgniß, daß ein ſolches Gift enthielte.

Um welche Zeit auch der Kaiſer zu Bett gegangen ſeyn mochte, ſtets trat ich zwiſchen 7 und 8 Uhr Morgens in

Digitized by Google

ſein Zimmer. Seine erſte Frage betraf unveränderlich die Stunde der Tageszeit und das Wetter. Manchmal klagte er gegen mich, daß er übel ausſehe. War Dieß begründet, ſo gab ich's zu, wie ich es leugnete, wenn ich's nicht ſo fand. In letzterem Fall zupfte er mich bei den Ohren, nannte mich lachend einen Tölpel, (grosse bête) verlangte einen Spiegel und geſtand dann häufig zu, er habe mich zum Beſten gehabt, und befinde ſich ganz wohl. Er nahm ſeine Journale, fragte nach den Namen der Perſonen, die vorgelaſſen zu werden wünſchten, nannte Diejenigen, welche er ſprechen wollte, und unterhielt ſich ſofort mit Dieſem oder Jenem. Kam Hr. Corviſart, ſo wartete dieſer nicht erſt auf Erlaubniß einzutreten. Der Kaiſer hatte ſeinen Spaß daran, ihn mit der Medicin aufzuziehen, indem er ſie ein bloßes Herumtappen (art conjectural) nannte, und behauptete, alle Aerzte ſeyen nur Charlatans, wofür er Beiſpiele aus der eigenen Erfahrung hernahm. Der Doktor gab niemals nach, wenn er irgend Recht zu haben glaubte. Während dieſer Geſpräche raſirte ſich der Kaiſer, denn es war mir gelungen ihn zu vermögen dieſes Geſchäft auf ſich ſelbſt zu nehmen. Oft vergaß er, daß er nur auf Einer Seite raſirt ſey. Ich machte ihn darauf aufmerkſam; er lachte und vollendete die Arbeit. Hr. Ivan, der Leibchirurg, mußte wie Hr. Corviſart ſein gutes Theil Kritiken und Schmähungen gegen ſeine Kunſt anhören. Dergleichen Unterredungen waren ſehr unterhaltend; der Kaiſer war dabei ungemein wohl aufgelegt und plauderte ſehr Viel, und ich glaube wohl, daß wenn er nicht gleich ein Beiſpiel bei der Hand hatte, das er für ſeine Behauptungen anführen konnte, er kein Bedenken trug, ein ſolches zu erfinden. Auch glaubten ihm jene Herren nicht immer aufs Wort. Einmal fiel es Sr. Majeſtät nach ihrer ſonderbaren Gewohnheit ein, einen ihrer Aerzte (ich glaube Hrn. Hallé) bei den Ohren zu zupfen. Der Doktor wich barſch zurück und rief: „Sire, Sie thun mir weh!" Dieſe Worte mochten wohl von einigem Unmuth geſchärft geweſen ſeyn und der Doktor vielleicht ein Recht dazu gehabt haben. Wie Dem ſey, ſeit dieſem Tag lieſen ſeine Ohren keine Gefahr mehr.

Beim Aufſtehen trank der Kaiſer gewöhnlich eine Taſſe Thee oder Pomeranzenblütenabſud; nahm er ein Bad, ſo verfügte er ſich in daſſelbe unmittelbar nach dem Bette, und ließ ſich dort von einem Secretär (bis zum Jahr 1804 von Hrn. v. Bourrienne) Depeſchen und Tagblätter vorleſen. Badete er nicht, ſo ſetzte er ſich ans Kaminfeuer und ließ ſich dort vorleſen, oder las ſehr häufig ſelbſt. Er dictirte dem Secretär die Antworten und die Bemerkungen, zu welchen ihn jene Papiere veranlaßten. So wie er dieſelben durchgangen hatte, warf er ſie ohne Ordnung auf die Seite. Der Secretär nahm ſie nachher auf, und ordnete ſie, um ſie ins Kabinet zu tragen. Vor der Toilette trug der Kaiſer im Sommer Pantalons von weißem Piqué und einen gleichen Schlafrock, im Winter Pantalons und Schlafrock von Moltan. Seine Kopfbedeckung war ein Stück Madras, auf der Stirn zuſammengenäht, deſſen beide hintere Zipfel bis auf ſeinen Hals hinab fielen. Er legte ſich des Abends dieſen über die Maßen übel ſtehenden Kopfputz ſelbſt an. Stieg er aus dem Bad, ſo reichte man ihm einen andern Madras, denn der, welchen er trug, war von ſeinen unaufhörlichen Bewegungen im Bade naß. Nachdem das Bad vorüber, oder die Depeſchen geleſen waren, begann er ſeine Toilette. So lang ich ihn nicht gelehrt hatte, ſich ſelbſt zu raſiren, raſirte ich ihn. Da er ſelbſt dieſes Geſchäft auf ſich nahm, bediente er ſich Anfangs eines ans Fenſter befeſtigten Spiegels; er trat aber ſo nahe an denſelben hinan, und ſeifte ſich ſo übermäßig ein, daß Spiegel, Fenſterſcheiben, Vorhänge, Toilette und er ſelbſt überſchwemmt wurden; dieſem Uebelſtand abzuhelfen, hielt der Leibdienſt berathende Verſammlung und es wurde beſchloſſen, Ruſtan ſolle den Spiegel Sr. Majeſtät verhalten und ſich dann nach Bedürfniß des Kaiſers drehen und wenden. Nach dem Raſiren wuſch ſich der Kaiſer Geſicht und Hände, und reinigte ſich mit Sorgfalt die Nägel; hierauf nahm ich ſein Gilet von Flanell und ſein Hemd ab, und rieb ihm den ganzen Rumpf mit einer feinen Bürſte von Seide. Sodann machte ich ihm Frictionen mit cölniſchem Waſſer, deſſen er auf dieſe Art ſehr Viel verbrauchte, denn jeden Tag bürſtete und rieb man ihn auf die eben beſchriebene Weiſe. Er hatte dieſe Geſundheitsmaßregel, welche er ſehr gut fand, im Orient angenommen. Waren all dieſe Vorbereitungen vorüber, ſo zog ich ihm leichte flanellene oder kaſchmirne Socken an die Füße, ſodann Strümpfe von weißer Seide, (niemals trug er andre), Unterhoſen von ſehr feiner Leinwand oder Barchent, und darüber bald Beinkleider von weißem Kaſimir mit weichen Reiterſtiefeln, bald dicht anliegende Pantalons von demſelben Stoff und derſelben Farbe, mit kleinen engliſchen Stiefeln, die bis an die Wade giengen, mit kleinen ſilbernen Sporen, von nur ſechs Linien Länge, beſetzt. Sofort legte ich ihm ſein Flanellgilet und ſein Hemd an, ſo wie eine dünne Cravate von Mouſſelin und drüber eine Halsbinde von ſchwarzer Seide, endlich eine Weſte von weißem Piqué und ein Jagdkleid oder eine Grenadieruniform, doch häufiger das erſtere. Nach vollendeter Toilette überreichte man ihm ſein Schnupftuch, ſeine Tabaksdoſe, und eine kleine Schachtel von Schildplat voll fein geſchnittenem, mit Anis beſtreutem Süßholz. Man ſieht aus dem eben Erzählten, daß der Kaiſer ſich von Kopf zu Fuß ankleiden ließ; er ſelbſt legte keine Hand an, ließ ſich gehen wie ein Kind und befaßte ſich während dieſer Zeit mit ſeinen Geſchäften.

Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß er ſich für ſeine Zähne buchsbaumener Stocher und einer mit Opiat getränkten Bürſte bediente.

Campar.

Campar iſt ein alter malaiiſcher Staat auf der Oſtküſte von Sumatra, der zwiſchen den Flüſſen Siak und Danir liegt. Die Mündung des Fluſſes Campar, welcher das Land durchſtrömt, iſt unter 0° 38′ N. B. und 102° 51′ O. L. Eine kurze Strecke von der Mündung theilt ſich der Strom in zwei Arme, die man zwei Tagreiſen hinauf durch ein flaches gut angebautes Land verfolgt. Die Ufer ſind mit Dörfern überdeckt, und die Einwohner treiben einen beträchtlichen Handel mit der Bevölkerung des Innern der Inſel, ſo wie mit der britiſchen Anſiedlung auf Sincapur. Ihre Hauptprodukte ſind Reis, Cocos- und Betelnüſſe und Zuckerrohr; aus dem Innern erhalten ſie Caffee und Coſſier, die ſie gegen indiſche und europäiſche Manufacturwaaren eintauſchen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 162. 11 Juny 1830.

Das franzöſiſche Wahlgeſetz. *)

§. 1. Ausſertigung der Wahlliſten.

Vom erſten bis zehnten Juny jeden Jahres, an den von den Unterpräſekten anzuzeiggenden Tagen, verſammeln ſich die Maires ſämmtlicher Gemeinden eines Kantons in der Mairie des Hauptortes, und nehmen, unter dem Vorſitz des dortigen Maire's; die Reviſion der nach dem Geſetz vom 2 Mai 1827 gebildeten Wahlliſte vor. Sie werden in dieſem Geſchäft von den Einnehmern des Kantons unterſtützt. (Art. 2 des Geſ. v. 2 Juli 1828.)

In den Städten, welche für ſich allein einen Kanton bilden, oder die in mehrere Kantone zerfallen, wird die Reviſion der Liſte von dem Maire, deſſen Adjunkten und den drei älteſten Mitgliedern des Stadtrathes vorgenommen. Die Maires der von einem ſolchen Kanton abhängigen Gemeinden ſind ebenfalls zur Reviſion berufen und verſammeln ſich unter dem Vorſitz des Stadt=Maire's.

In Paris nehmen die Maires der 12 Stadtbezirke mit Beiſtand der Einnehmer die Reviſion vor, unter Vorſitz des Obereinnehmers (Art. 3 des näml. Geſ.)

Das Ergebniß dieſes Geſchäftes wird dem Unterpräſekten zugeſtellt, welcher daſſelbe vor dem erſten Juli, mit ſeinen Bemerkungen begleitet, dem Departements=Präſekten übergiebt, (Ebend. Art. 4.)

Vom erſten July an nimmt der Departementspräſekt die allgemeine Durchſicht der Liſten vor. Er fügt diejenigen Bürger bei, welche die vom Geſetz geforderten Eigenſchaften ſeit dem vorigen Jahr erworben haben, und diejenigen, welche früher etwa geſetzwidrig übergangen worden ſind. Er ſtreicht aus: 1) die ſeit vorigem Jahr Geſtorbenen; 2) Die, welche die erforderlichen Eigenſchaften verloren haben; 3) Diejenigen, deren Inſcription von den befugten Behörden für ungültig erklärt worden iſt; 4) Diejenigen, von welchen er weiß, daß ſie widerrechtlich auf der Liſte eingetragen worden ſind, geſetzt ihre Inſcription ſey auch noch nicht angegriffen worden. Ueber all' dieſe in Beziehung auf das Wahlrecht getroffenen geſetzlichen Entſcheidungen hält er ein Verzeichniß, mit Erwähnung der Motive, welche ihn dazu bewogen und ihrer amtlichen Rechtfertigung. (Ebend. Art. 5 und 6.)

Die auf dieſe Art gefertigte Liſte muß alle Individuen umfaſſen, welchen die nöthigen Bedingungen zukommen, um zur Theilnahme an den Wahlcollegien des Departements berechtigt zu ſeyn, und muß neben dem Namen des Berechtigten die Angabe der Steuerbezirke enthalten, wohin er ſeine eignen oder übertragenen Abgaben entrichtet, ſo wie den Betrag und die Art der Abgabe an jeden Bezirk (Art. 3 des Geſetzes vom 29 Juny 1820; Art. 2 des Geſetzes vom 2 Mai 1827; Art. 7 des Geſ. v. 2 July 1828.)

Dieſe Liſte muß im Hauptort jeder Gemeinde ſpäteſtens bis zum 15 Auguſt angeſchlagen, und nach dem 30 September für das laufende Wahljahr geſchloſſen ſeyn. Ein Exemplar wird auf dem Secretariat jeder Mairie, der Unter=Präfecturen und der Präfecturen niedergelegt, um Jedem, der es verlangt, mitgetheilt zu werden. (Art. 3 des Geſ. v. 2 Mai 1827; Art. 7 des Geſ. vom 2 July 1828.)

Der öffentliche Anſchlag der Liſte dient Denjenigen, deren Inſcription dem Geſetz gemäß erfolgt iſt, zu Bekanntmachung dieſer in Bezug auf ſie getroffnen Entſcheidung.

Jede Entſcheidung hingegen, wodurch Einer aus der Liſte ausgeſtrichen wird, muß während der nächſten zehn Tage an dieſen ſelbſt, oder, falls er nicht in dem Departement wohnt, an das Domicil berichtet werden, welches er zu Ausübung ſeiner bürgerlichen Rechte erwählt hat.

Die zehn Tage, innerhalb welcher eine ſolche Entſcheidung berichtet werden muß, ſind vom Tage der Entſcheidung an zu rechnen, nicht vom Tag des öffentlichen Anſchlags der Liſte. (Rundſchreiben vom 25 Auguſt 1828.)

Sobald die Liſte angeſchlagen iſt, hört die bloß verwaltende Thätigkeit der betreffenden Behörde auf, und tritt die richterliche ein. Nur noch auf Reclamation und dem Wege legisla=

*) In Rückſicht auf die in Frankreich neu bevorſtehenden Wahlen wird eine nähere Auseinanderſetzung des franz. Wahlgeſetzes nicht ohne Intereſſe ſeyn, wenn dieſes auch bei der bevorſtehenden außerordentlichen Wahl nicht nach allen hier anzuführenden Bedingungen in Anwendung kommen kann.

Digitized by Google

tiver Entſcheidung kann nunmehr der Liſte Etwas beigeſetzt, oder Etwas aus ihr geſtrichen werden.

Alle 14 Tage wird eine Rectificationstafel bekannt gemacht, entſprechend den Entſcheidungen, die während dieſer Zeit auf Reclamation der intereſſirten Parteien ſelbſt, oder ihrer Bevollmächtigten, oder eines Dritten, getroffen wurden.

Dieſe Tafel dient Denjenigen, deren Namen während dieſer Zeit noch eingetragen werden, zur Benachrichtigung der in Bezug auf ſie getroffnen Entſcheidung.

Diejenigen Entſcheidungen hingegen, wodurch eine nachgeſuchte Inſcription nicht angenommen, oder eine bereits eingetragene geſtrichen wird, müſſen innerhalb fünf Tagen, von ihrem Erlaß an, den betreffenden Individuen beſonders mitgetheilt werden.

Entſcheidungen, wodurch Geſuche zum Ausſtreichung oder Rectifikation verworfen werden, müſſen ebenfalls in derſelben Zeit ſowohl dem Reclamanten, als dem Individuum, deſſen Inſcription von jenem beſtritten worden iſt, mitgetheilt werden. (Geſ. v. 2 Jul. 1828 Art. 15.)

Am 16 October ſchreitet der Präfekt zum Abſchluß der Liſte; die letzte Rectificationstafel, der endliche Abſchluß und in den Departemens, wo es mehrere Collegien giebt, die Liſte der Departements-Collegien müſſen am 20 deſſelben Monats angeſchlagen werden. (Ebend. Art. 16.)

Von dieſem Augenblick an kann von Veränderungen auf der Liſte nur noch in Folge ſolcher Vorbringen die Rede ſeyn, welche in der weiter unten zu bezeichnenden Form eingereicht werden. (Ebend. Art. 17.)

Die alſo ausgefertigte und geſchloſſene Liſte wird permanent. (Ebend. Art. 1.)

Die jährlichen Liſten und die Rectificationstafeln müſſen allen Druckern, welche dieſelben abdrucken wollen, mitgetheilt werden, und es iſt dieſen geſtattet, dieſelben unter jedem ihnen beliebigen Format drucken zu laſſen, und ſie zum öffentlichen Verkauf auszubieten.

(Fortſetzung folgt.)

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortſetzung.)

Iſt die Naturgeſchichte von Nordafrica nur mangelhaft bekannt, ſo iſt Dieß begreiflicher Weiſe auch mit der Statiſtik der Fall. Es wäre daher vermeſſen, die Bevölkerungsverhältniſſe genau beſtimmen zu wollen. Doch mag die Zahl immerhin gegen zwei Millionen betragen: von dieſen leben Einige in Dörfern und Städten, und treiben Landwirthſchaft und Handel; Andere, halb Bauern halb Hirten, wohnen auf den Gebirgen; noch Andere irren auf den Steppen umher.

Die große Mehrheit, aber keineswegs den liebenswürdigſten Theil der Bevölkerung, bilden die Mauren; in ihrer Phyſiognomie liegt etwas Unfreundliches, was den Europäer zurückſtößt. Die Ausſchweifungen, denen ſie zu fröhnen pflegen, wirken eben ſo entnervend auf ihren Körper, als auf ihren Geiſt. Sie ſind von ſchlankem Wuchs und wohlgeſtalt, mehr flink als kräftig; mehr, wie es ſcheint, gemacht zu den Uebungen des Wettlaufs als zu den anſtrengenden Arbeiten des Ackerbaus. Sie haben ſchöne Augen, ſchöne Zähne und ziemlich regelmäßige Züge; aber kein edler Gedanke, kein großmüthiges Gefühl beſeelt ihr Geſicht; die Glut einer düſtern Leidenſchaft iſt vielmehr der Ausdruck deſſelben, und um ihre Lippen zuckt faſt immer ein unheilvolles Lächeln, das zumal Hohn und Tücke verräth. Die Mauren beweiſen im Leiden eine erſtaunenswerthe Geduld; allein dieſe Geduld trägt mehr das Gepräge der kalten Gleichgültigkeit des Wilden, als der freien Standhaftigkeit des Weiſen an ſich. Man ſah einen Mauren, erzählt Pananti, der mit Füßen und Ohren an einen Pfeiler genagelt war, ruhig eine Pfeife fordern; ein anderer, dem man eine Hand abgehauen hatte, hob ſie auf und lief davon. Ohne Schauſpiel, Geſellſchaft oder geiſtige Beſchäftigung, kennen ſie keine andern als die Genüſſe — der Wolluſt, der Rachgier, der Habſucht und des Ehrgeizes. Geld vor Allem iſt des Mauren Loſung; in dieſer Beziehung ſind Sprichwörter wie folgende charakteriſtiſch: „Geſchenkter Eſſig ſchmeckt beſſer als gekaufter Honig;“ und „lieber ein Aug verloren als einen Thaler.“ Seinen Reichthum zu benützen — daran denkt der Maure nicht: ſeine Freude beſteht im Zuſammenſcharren, ſo daß ſelten ein Familienvater ſtirbt, ohne ſeinem Sohn einen Schatz zu hinterlaſſen, der vor aller Welt ſorgfältig verborgen gehalten wird. Unter einer Regierung, welche den Unterthanen ſtets die Ausſicht auf Tod und Vermögensconfiscation eröffnet, darf man ſich über eine ſolche Monomanie nicht wundern. Aus der Angſt des Verluſtes, in der man ſchwebt, erklärt ſich auch die häufig vorkommende Gewohnheit, große Summen Geldes zu vergraben. Traurige Frucht des Despotismus! Denn was Anders macht aus den Mauren jene verſchmitzten heuchleriſchen Egoiſten ohne Treu und Glauben, was Anders erzeugt in ihnen jene Frömmelei ohne Liebe, jenen vorurtheilsvollen Haß gegen Fremde, jenes Mißtrauen gegen Jedermann, und jene Iſolirung, die ſelbſt das Heirathen von einer Familie in die andere hindert, und überhaupt keine Befreundung weder unter ſich noch nach Außen aufkommen läßt! Der Maure kann eine gute Handlung verrichten, aber er verrichtet ſie herzlos; er kann einem Bettler ein Almoſen zuwerfen, aber er hat kein Wort des Troſtes für einen Unglücklichen. Im Augenblick, wo er darauf ſinnt, Jemand einen Betrug zu ſpielen, giebt er ſich gegen ihn die ehrlichſte Miene von der Welt, und dem Chriſten, der an ſeiner Aufrichtigkeit zweifelt, ſagt er in ſeiner Frankenſprache: „Mi andar dritto, ti andar torto; mi non parlare che quel sentire; mi avero in bocca che aver nello cuore!“ Kurz dieſe Abkömmlinge der Eroberer Spaniens gleichen, wie alle aus einer vorgerückten Civiliſation in die Barberei zurückgeſunkenen Völker, einem alten Wein, von dem Nichts mehr übrig iſt, als die Hefe.

In ſeiner äußern Erſcheinung kommt den Mauren ſo ziemlich der allgemeine orientaliſche Typus zu. Wie alle Muſelmän-

Digitized by Google

ner tragen ſie den Kopf geſchoren, laſſen jedoch einen kleinen Schopf auf dem Scheitel ſtehn; eben ſo wird große Sorgfalt auf den Bart verwendet, und derſelbe mit vieler Würde geſtrichen und zurecht gelegt. Ihr Hauptgewand iſt der talarartige Kaftan, der bis unter die Knie reicht; darüber kommt eine reich mit Gold und Silber geſtickte Jacke; lange Beinkleider, ein rother Gürtel um den Leib, gelbe oder rothe Stiefel oder Pantoffeln (meiſt ohne Strümpfe) vollenden den Anzug. Je vornehmer Einer iſt, deſto mehr Kleider hängt er an ſich hin; was ſie ſo weit treiben, daß ſie manchmal ihre Glieder nicht mehr frei bewegen können. Den einzigen Vortheil, den ſie von dieſer abgeſchmackten Mode haben, iſt der, daß ihre ſteife Gravität dadurch noch vermehrt wird. Bloß diejenigen, welche die Pilgerſchaft nach Mecca gemacht, ſchmücken ſich mit dem Turban; die andern müſſen ſich mit einer rothen Mütze oder einigen Schleiern, die ſie um den Kopf ſchlingen, begnügen.

Während in Fes und Marocco eine gewiſſe Einfachheit in der Kleidung herrſcht, zeichnet man ſich in Algier und Tunis darin durch einen wirklich verſchwenderiſchen Luxus aus; namentlich wird an der Ausſtattung der Frauen Nichts geſpart. Wohl mag es hier in höherm Grade, als dort, klug ſeyn, ſie zu Bewahrerinnen eines großen Theils des Reichthums zu machen, da das Geſetz des Propheten, welches der Tyrannei gegen die Männer ſo Viel einräumt, das weibliche Eigenthum unter ſeine beſondere Obhut nimmt. Eine algieriſche Dame kleidet ſich Winters in Baumwolle, Sommers in Seide; ihre Röcke (jubas genannt) welche von der Form der Tuniken ſind, ſtrotzen von Goldſtickereien und Garnituren mit Brillanten. Sie lieben dieſelben vielfarbig, und oft iſt eine Seite davon gelb, die andre blau. Ein fantaſtiſch mit einem Tuch durchflochtener Kopfputz, koſtbare Armgehänge, große goldene Ringe an Fingern und Ohren (letztere etwa von der Länge des kleinen Fingers, von fünf Zoll im Umfang und einen Halbmond darſtellend), zierlich gearbeitete Pantoffeln gehören zum Staat einer mauriſchen Schönheit. Um den Kaftan geht ein Band von karmeſinrothem Sammt, und wenn ſie ſich aus der Stadt auf das Land begeben, ſchützt ſie ein Strohhut vor der Sonnenhitze. Ihre Art zu reiſen verdient bemerkt zu werden. Sie ſitzen nämlich in einer Art von Käfig, der aus Weiden geflochten und mit einem feinen Gaze umgeben iſt, ſo daß die Luft frei circuliren und die Frau, ohne daß ſie geſehen wird, Alles ſehen kann. Dieſes ſonderbare Fuhrwerk hat gewöhnlich für zwei Frauen Platz und wird einem Pferd oder einem Kamel aufgeladen, welche ein Sclave leitet. Ein Mal in der Woche gehen die Damen in das öffentliche Bad; bei dieſer Gelegenheit ſuchen ſie ſich in Glanz zu überbieten, und man ſieht manche Stirn, um welche ſich eine goldne Perlenſchnur als Diadem ſchlingt. Bei Beſuchen, die ſie einander abſtatten, wickeln ſie ſich in ihren Haik, der ihnen den ganzen Körper verhüllt, der aber ſo auf dem Kopf angebracht iſt, daß ſie ihn nach Belieben auseinander thun können, um durchzublicken, während man von ihnen ſelbſt Nichts gewahrt als eine ſich bewegende geſtaltloſe Maſſe. Die Toilette nimmt einen großen Theil der Tageszeit in Anſpruch. Mehrere Sclavinnen unterſtützen die Herrin bei dieſem wichtigen Geſchäft: Die eine färbt ihr die Augenbrauen; eine andere mahlt ihr die Haare; eine dritte reicht ihr den Schleier; eine vierte beſprengt ſie mit Roſeneſſenz. Die Anordnung des Kopfputzes erfordert am Meiſten Kunſt: Vor Allem wird das Haar in zwei Flechten zertheilt, die man parfümirt, und wo man ſo viel goldne Ketten und andere Zierathen anhäuft, daß manche Dame unter der Laſt dieſer Herrlichkeiten faſt erliegt.

(Fortſetzung folgt.)

Schwediſche Literatur und Kunſt.

4. Ueber Bildung überhaupt.

Da in Schweden ſchon ſeit Jahr und Tag eine Reformation des geſammten Schulweſens im Werke iſt, ſo wurde ſchon vor mehreren Jahren C. A. Schröder beauftragt, die Bildungsanſtalten in Deutſchland, Italien, der Schweiz, Frankreich und England zu beſuchen. Ein Aufſatz, den derſelbe in Beziehung hierauf in die Svea einrücken ließ, wird im Heimdall recenſirt, oder vielmehr es wird ſeine Vorliebe für Deutſchland gerügt. Es heißt hier unter Anderm: „Hr. Schröders Abhandlung iſt ſehr inhaltsreich; ſeine im Allgemeinen vorurtheilsfreien Anſichten beurkunden Kenntniſſe und lebendige Aufmerkſamkeit; einige Vorliebe für Deutſchland läßt ſich dennoch nicht verkennen, und doch dürfte letzteres für Schweden nicht vorzugsweiſe Muſter ſeyn. Gründlichkeit trifft man auch anderwärts, eine Fortſetzung der theoretiſchen Einſeitigkeit aber, welche Deutſchlands Bildung überhaupt auszeichnet, wünſchen wir uns nicht. Deutſchland iſt eigentlich bloß in wiſſenſchaftlicher Hinſicht in Europa merkwürdig; außerdem hat es ſich in neuerer Zeit nur in gewiſſen Zweigen der Kunſt, wie Theater und Muſik, hervorgethan. Aber der Deutſchen einſeitige Richtung aufs Innere hat in nicht geringem Maße die Bildung vom Leben losgeriſſen, und jene in ein theoretiſches Steinbild verwandelt. Die beſſern, jetzt lebenden Schriftſteller Frankreichs und Englands beweiſen, daß Gründlichkeit mit abſtrakter Herbe oder myſtiſcher Verwirrung nicht gleichbedeutend iſt. Man nehme z. B. Barante, Madame Stael, Sismondi; den Globe oder das edinburgh Review zur Hand und man wird wiſſenſchaftliche Haltung, ernſte Forſchung mit einer angenehmen, äußerſt klaren Darſtellung gepaart finden. Was iſt aber die Erziehung, wenn ſich ihre Früchte nicht in den Werken des Menſchen zeigen? Die mönchiſche Abſonderung der Gelehrten ſteht unſrer Zeit nicht an und kann kein Heil bringen. Deutſchlands Denker haben die Menſchheit vom philoſophiſchen Nihilismus gerettet und von der leichtgewonnenen encyklopädiſchen Weisheit; ſeine Kunſtlehrer haben die Ketten einer beſchränkten Aeſthetik zerbrochen; aber es iſt zu fürchten, man habe eine Aeußerlichkeit mit einer andern erkauft." — Unſre deutſchen Gelehrten werden den Vorwurf, ſie hätten, wenigſtens bisher, faſt nur für ihre Kaſte geſchrieben, ſchwerlich ganz beſeitigen können. Zugleich können ſie, die gegenwärtig ſo ſehr darüber erfreut ſind, daß ihre Verdienſte endlich auch das Ausland anerkennt, hier von einem mit der deutſchen Literatur wohl bekannten Ausländer erfahren, welche Hinderniſſe ſie ſelbſt hinwegzuräumen haben, um in fremden Ländern noch mehr geſchätzt zu werden. So ſehr indeſſen im Allgemeinen als gegründet betrachtet wer-

Digitized by Google

den muß, was hier von den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten der Deutſchen geſagt iſt, ſo ſcheint doch der Recenſent vielmehr gegen unſre Lehranſtalten Vorurtheile zu haben, als Schröder für ſie. Schlägt er die angegebenen Verdienſte der deutſchen Denker und Aeſthetiker nicht zu niedrig an in Vergleich mit ihrer ſchwachen Seite? Haben dieſe großen Mängel ihren Grund in der Einrichtung unſrer Lehranſtalten? Die myſtiſche Verwirrung wenigſtens finden wir in unſern Tagen anderswo, wie in Deutſchland, wo ſie vor 50 Jahren gewiß nicht vorherrſchend war, und doch waren die Lehranſtalten damals im Allgemeinen, wie jetzt beſchaffen, ja es ſind — Wer möchte das leugnen — ſeitdem viele Veränderungen mit ihnen vorgenommen worden, die unſrer Zeit wohl anſtehen. Hat die Losreißung der Bildung vom Leben, die Abſonderung der Gelehrten ihren Grund in der Einrichtung der Univerſitäten (die hier, da von der Bildung der Gelehrten die Rede iſt, doch hauptſächlich in Betracht kommen) und nicht vielmehr in dem Mangel an öffentlichem Leben überhaupt, und an der ſchroffen Trennung aller Stände, und damit zuletzt in der politiſchen Verfaſſung Deutſchlands? Endlich ſpricht der Recenſent bloß von den deutſchen Gelehrten, Schröder von den Bildungsanſtalten überhaupt. Lieſt man die zuverläſſigſten Berichte über den Zuſtand der Volksſchulen und der Volksbildung, z. B. in Frankreich, und vergleicht man damit, wie in Deutſchland nicht leicht Jemand zu finden iſt, der nicht wenigſtens erträglich leſen und ſchreiben kann, ſo muß man glauben, Recenſent würde, wenn er dieſelben Länder, wie Schröder in derſelben Abſicht durchreiſte, über das deutſche Schulweſen im Ganzen auch daſſelbe Urtheil fällen. (Dänemark ſteht in dieſer Beziehung wohl auf gleicher Stufe mit Deutſchland.)

Eine Bemerkung, welche der Heimdall über die deutſchen Nachahmer Walter Scotts macht, iſt zu charakteriſtiſch wahr, als daß wir ſie übergehen möchten. Sie ſuchen, ſagt er, gemäß der Sinnesart ihres Volks mehr Glanz, mehr Farbenſchimmer, mehr Roſenduft, als ihre engliſchen oder nordamerikaniſchen Brüder. Bei ihnen bildet das Gräßliche, Schauerliche die Hauptpartie, während ihm bey Scott ſelbſt das Gute und Schöne das Gegengewicht hält. Beſonders im Verfaſſer des Walladmor erkennt man an der Menge widriger Auftritte, welche in Deutſchland ſeit Hoffmann oft mit dem Erhabenen verwechſelt worden ſind, den Schüler des letztern. Walladmor ſcheint eine von jenen Parodien zu ſeyn, welche eines beliebten Schriftſtellers Manier verhaßt machen ſollen.

Die Grundſteuer in Indien *).

Es iſt ein merkwürdiger Zug, in der altindiſchen Staatsverfaſſung, daß jedes Dorf ſeine eigene Municipalität hatte, und einer gewiſſen Anzahl von Dörfern immer ein erblicher Häuptling (Semindar) vorſtand, der großen Localeinfluß und ein bedeutendes Grundeigenthum beſaß. Die Mohammedaner ſahen, als ſie ſich der Herrſchaft bemeiſterten, alle Vortheile ein, welche dieſe Einrichtung ihnen gewährte, und behielten dieſelbe daher unverändert bei. Die Steuern, welche äußerſt mäßig waren, ein Zehntheil, ein Sechstheil und nur bei außerordentlichen Bedürfniſſen ein Viertheil des Ertrages, wurden von dieſen Ortsvorſtänden erhoben, und die Vertheilung derſelben blieb den Municipalitäten überlaſſen. Nur Alaubdin, der grauſamſte und habſüchtigſte unter allen Herrſchern zu Delhi, legte eine Steuer auf, welche der Hälfte des Ertrags gleich kam; aber unter dieſer wilden und eiſernen Regierung mußte auch das ganze Land entvölkert werden. Unter den afghaniſchen Fürſten wurde dieſe barbariſche Politik aufgegeben. Schier-Schah hatte den Grundſatz, die Foderungen der Regierung auf ein Viertheil des Ertrages zu beſchränken: doch nöthigten die mannigfaltigen Mißbräuche, die noch ihm in der Steuerverwaltung eintraten, den großen Akbar (zu Ende des 16 Jahrhunderts) ernſthaft an eine Verbeſſerung derſelben zu denken. Es wurde ſeit dem J. 1571 eine allgemeine Vermeſſung des Landes vorgenommen; und jedes Jahr ſollte von jedem Grundeigenthümer ein Drittheil des Ertrages erhoben werden. Bald zeigte es ſich, daß dieſe Maßregel völlig unausführbar war, und man kehrte daher zu dem Grundſatz zurück, den Semindars und den Ortsobrigkeiten die Steuervertheilung zu überlaſſen. Selbſt in der letzten Zeit der mohammedaniſchen Herrſchaft wurde den alten Grundeigenthümern nie ihr Eigenthumsrecht abgeſprochen; nur hatten die Statthalter von Bengalen die Gewohnheit angenommen, um während der kurzen Dauer ihrer Verwaltung ſich möglichſt ſchnell zu bereichern, von den Semindar's ſtatt der geſetzlichen Steuern eine beſtimmte Pachtſumme zu erheben, die dann von den einzelnen Eigenthümern wieder nach dem Gutdünken der Pächter beigetrieben wurde. Als die Engländer in den Beſitz des Landes kamen, behielten ſie dieſes Syſtem bei; und auf dieſe Weiſe wurden die Semindars, da es ihnen überlaſſen blieb, die kleinen Eigenthümer willkürlich zu beſteuern, aus bloßen Vorſtehern oder Beamten allmälig zu wahren Herren des Grundes und Bodens in ihren Diſtrikten. Als Folge hiervon ergab ſich, da auf der einen Seite von den *Semindars* möglichſt Viel gefordert, auf der andern von dieſen wieder jede Erpreſſung geübt wurde, die zunehmende Verarmung des Landes, welches einſt das reichſte und blühendſte der Erde war, und jetzt, ungeachtet ſeiner herrlichen Natur, eines der elendeſten iſt.

*) Nach einem ausführlichen Aufſatz im Asiatic Journal, May p. 38—40.

Römiſche Alterthümer in Frankreich.

Vorigen November fand ein Taglöhner in Dortan, im Kanton Ogonax, Departement Ain, in einer Felſenſpalte gegen 1200 eherne Münzen aus der Zeit des römiſchen Kaiſer Maximianus Herkules und Chlorus, (Vater Conſtantins des Großen,) welche beide zu Anfang des vierten Jahrhunderts regierten. Ohne Zweifel wurde dieſer Schatz zu einer Zeit der Gefahr in jener Spalte verborgen, wo er dann 15 Jahrhunderte liegen blieb. Auf der Rückſeite der meiſten dieſer Münzen iſt der Genius des römiſchen Volkes vorgeſtellt, der auf einem Altar ein Opfer darbringt, und die perſonifizirte Münze mit Wage und Füllhorn. Am bemerkenswertheſten ſind wohl beide folgende Reverſe: 1) Constantius Chlorus Fortunae reduci Caes. XX — in der Mitte — eine ſtehende Fortuna mit einem Helm in der Rechten und einem Füllhorn in der Linken. 2) Maximianus Hercules salva Augg. et Caess. aucta Kart. (d. i. Karthagine) — in der Mitte eine ſtehende Ceres, in beiden Händen Kornähren haltend, eine Anſpielung auf den Kornreichthum Africas. Bekanntlich kam dieſes Land bei der im Jahr 286 vorgenommenen Vertheilung des römiſchen Reichs zwiſchen Diocletian und Maximian, an letztern. Sämmtliche Münzen haben verzierte Ränder; einige tragen auf dem Rande den Namen des Kaiſers Diocletian.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 163. 12 Juny 1830.

Ueber die hetruriſchen Vaſenausgrabungen.

Mitgetheilt von Weißenburg, Architekt in Rom.

Hetrurien mit ſeiner Sprache, Wiſſenſchaft und Kunſt beſchäftigte ſchon ſeit vielen Jahren die Alterthumsforſcher, ohne daß bis jetzt ihre Bemühungen zu einem beſtimmten Reſultate geführt hätten. Vorzüglich zeichnen ſich in dieſem Gebiet die italieniſchen Gelehrten aus, wie man Dieß aus dem verdienſtvollen Werk des Lanzi erſehen mag. Der Grund hievon iſt, weil theils der Anblick der Monumente ſelbſt ſie dazu auffordert, theils weil ſie es als eine vaterländiſche Angelegenheit betrachten, über den früheſten Zuſtand und Urſprung ihrer Vorfahren Forſchungen anzuſtellen. Um unſere Leſer gleich unmittelbar in die neueſte Geſchichte der Entdeckungen einzuführen, bemerken wir vom Frühern nur ſo Viel, daß über keinerlei Monumente aus dem höhern Alterthum mehr ſtreitige Urtheile und Meinungen vorhanden waren und ſind, als über die bemalten Vaſen von gebrannter Erde. Lange Zeit wurden dieſelben ziemlich allgemein von Gelehrten und Nichtgelehrten hetruriſche Vaſen genannt. Als man endlich in unſerer Zeit durch die Forſchungen berühmter, namentlich engliſcher Reiſenden und Gelehrten mit Griechenland und der Kunſt der Griechen näher bekannt wurde, glaubte man einen Unterſchied machen zu müſſen zwiſchen hetruriſchen und griechiſchen Vaſen. Und da man von Sculptur und Architektur auf die Vaſen ſchloß, ſo folgte, daß alle vortrefflich gezichnete Vaſen griechiſch (mochten ſie auch, in welchem Lande es ſey, gefunden werden), die ſchlechten und rohen aber hetruriſch ſeyn mußten, denn die Reſte von griechiſcher Sculptur und Architektur waren ja das Vortrefflichſte, was man in dieſer Art beſaß, während die hetruriſchen Reſte von derſelben Gattung ſich niemals über das Mittelmäßige erheben, ja meiſt unter dieſem bleiben. In wie weit dieſe Argumentation, welche ſo ferne anſcheinende Wahrheit für ſich hat, als die bildenden Künſte unter ſich zu jeder Zeit in der engſten Verbindung ſtehen, falſch ſeyn kann, wird ſich aus dem Folgenden ergeben.

Sah man eine Vaſe von ſchöner Form und Zeichnung, welche für hetruriſch galt, weil ſie vielleicht im alten Hetrurien gefunden worden, ſo war man mistrauiſch dagegen und zweifelte an deren ächtem Urſprung, beſonders da bis jetzt die ſchönſten Vaſen Sicilien und Großgriechenland geliefert hatten. Selbſt Winkelmann blieb in dieſem ſteten Zweifel, und traute ſich nicht unbedingt darüber zu entſcheiden. Dazu kam noch der Umſtand, daß die Inſchriften auf dieſen Vaſen meiſt mit altgriechiſchen Buchſtaben geſchrieben, und oft leicht und deutlich zu leſen ſind, während in den Inſchriften auf den unbezweifelt hetruriſchen Skulpturen die Buchſtaben ſich ſehr weit von den griechiſchen entfernen, oft mehr Aehnlichkeit mit den lateiniſchen haben, häufig aber einen ganz fremdartigen Charakter an ſich tragen, und das Leſen derſelben meiſt große Schwierigkeiten hat. Als man endlich durch die Entdeckung der äginetiſchen Skulpturen (im Beſitze Sr. Majeſtät des Königs von Bayern) die griechiſche Kunſt von einer andern Seite kennen lernte, ſo legte man beſtimmt dem Stile, welcher ſich dem egyptiſchen etwas nähert, den Namen altgriechiſch bei, und betrachtete ihn als die Vorſchule jenes goldnen Zeitalters der Künſte unter Perikles; obwohl in dieſen beiden Stilen ganz verſchiedene Principien herrſchen, und ihr Zuſammenhang ſehr loſe iſt. Mit dieſem Stile wagte man ſchon eher die hetruriſche Kunſt in Einklang zu bringen, da er ſich der hetruriſchen Skulptur mehr nähert, und ſo entſchloſſen ſich denn manche Kenner und Alterthumsforſcher, diejenigen Vaſen, welche ſchwarze Figuren auf gelbem Grund (Firniß) haben, als nicht hetruriſch, die andern aber, wo die gelben Figuren auf ſchwarzem Grund ſind, und deren ſchöne Zeichnung mehr in die Augen fällt, und leichter zu beurtheilen iſt *), als griechiſch zu bezeichnen. Doch war dieſe Anſicht bis jetzt nur von Wenigen unterſtützt und nur ſelten ausgeſprochen, denn jemehr man mit Griechenland und ſeiner Kunſt in unſern Tagen vertraut ward, jemehr Monumente man im alten griechiſchen Stil auffand, deſto mehr ſtempelte man alle hetruriſchen Kunſtwerke von einigem Werthe zu griechiſchen. Da überdieß die

*) Die ſchönen Vaſen, welche ſchwarze Figuren auf gelbem Grund haben, ſind nicht ſchlechter gezeichnet, als diejenigen, welche gelbe Figuren auf ſchwarzem Grund haben. Da aber die Umriſſe ſchwarz ausgefüllt werden mußten, ſo erhielten ſie dadurch die ſchattenrißartige Geſtalt, und ſcheinen daher beim erſten Anblick jenen nachzuſtehen. Die Details, welche nachher theils eingekratzt oder mit weißer und rother Farbe darauf geſetzt ſind, klären ihre Schönheit freilich nur für ſehr geübte Augen auf.

Digitized by Google

Oerter in Italien, wo man bisjetzt ausſchließlich Vaſen ausgrub, griechiſche Colonien waren, ſo ward daher für ſchlechtweg unbeſtreitbar angenommen und feſtgeſtellt, daß die Kunſt dieſe Gefäße von gebrannter Erde zu machen von Griechenland nach Italien gekommen ſey.

Allein eine Entdeckung, wie ſie ſeit Jahrhunderten das Gebiet der Alterthumskunde nicht aufzuweiſen hat, drohet dem bisjetzt herrſchenden Syſteme einen völligen Umſturz; und wenn es irgend möglich iſt, in die dunklen Gänge der entfernten Vorzeit einen Lichtſtrahl zu werfen, ſo läßt ſich Dieß von unſerer Zeit erwarten, wo ſo viele helle Köpfe bemüht ſind, die Fackel der Kritik ſtets brennend zu erhalten. Wir wollen hier nur das Geſchehene erzählen, ohne uns bis jetzt darauf einzulaſſen, die Art und Weiſe zu berichten, wie man zu der Entdeckung gelangte, was wir bei einer andern Gelegenheit thun werden. Wir erklären nur vorläufig hierüber, daß Dieß bis jetzt noch nicht aufrichtig und der Wahrheit gemäß geſchehen iſt.

Es war in den Jahren 1827 und 28, daß ungefähr in einem Umkreiſe von fünf bis ſechs römiſchen Millien, in der Nähe von Canino, wo ehedeſſen, wie man annimmt, Vulcia, eine alte hetruriſche Stadt ſtand, über 4000 Vaſen ausgegraben wurden, unter denen ſich eine große Anzahl befindet, die an Größe und Schönheit Alles übertreffen, was man bisher geſehen. Die erſte Sammlung *) legte Hr. Dorow, k. preußiſcher Hofrath, an, die zweite der Hr. Fürſt von Canino, die dritte Hr. Candelori, und die vierte die HH. Feoli. Die erſte Sammlung brachte Hr. Dorow nach und nach durch Ankauf an ſich, die übrigen aber entſtanden durch regelmäßige Ausgrabungen, welche die genannten Perſonen auf dem ihnen zugehörigen Grund und Boden anſtellten. Der Hr. Fürſt von Canino war darin am Glücklichſten, denn er bekam in kurzer Zeit 2000 Gegenſtände zuſammen, unter welchen 4 bis 500 von vorzüglicher Schönheit. Von dieſer Sammlung iſt bereits der erſte Theil des Catalogs erſchienen, welcher die Beſchreibung von 200 Hauptſtücken enthält Demſelben iſt eine Abhandlung beigefügt, worin der Hr. Fürſt ſeine Gedanken über dieſe Entdeckung, ſo wie überhaupt über hetruriſche Kunſt und deren Urſprung niedergelegt. Da dieſer Catalog nicht für den Buchhandel beſtimmt iſt, und die wenigen Exemplare, die davon gedruckt wurden, bloß verſchenkt werden, ſo glauben wir den Liebhabern des Alterthums keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn wir einen Auszug daraus mittheilen.

(Fortſetzung folgt.)

Das franzöſiſche Wahlgeſetz.

§. 2. Ueber die in Bezug auf die Reviſion der Liſten vorgebrachten Reclamationen.

Vom 15 Auguſt, als dem Tag der Bekanntmachung der Wahlliſten, an, iſt auf dem Generalſecretariat der Präfektur ein von dem Präfekten mit Ziffern und Paragraphen verſehenes Verzeichniß aufgelegt, worin nach dem Datum ihrer Vorbringung und Beifügung der gebührenden Numer, alle hinſichtlich der Liſten eingereichten Reclamationen eingeſchrieben ſind. Dieſe müſſen von dem Reclamanten, oder deſſen Bevollmächtigtem unterzeichnet ſeyn. (Geſ. vom 2 Jul. 1828.)

Von eben dieſem Tage an kann von dem Präfekten keine ordnungsmäßige Inſcription mehr vorgenommen werden. Er kann nur noch diejenigen Wähler auf die Liſte eintragen, deren Inſcription von ihnen ſelbſt oder von einem Dritten „reclamirt“ worden iſt. Aix, 5 Mai 1830.

Der Generalſecretär hat gegen jede Reclamation und deren Rechtfertigungs-Beweiſe einen Empfangſchein auszuſtellen, welcher Datum und Numer der Einregiſtrirung enthält. (Ebend. Art. 10.)

Jeder, der geſetzwidrig eingeſchrieben, weggelaſſen oder geſtrichen worden zu ſeyn, oder ſich wegen irgend eines ſonſtigen in Bezug auf ſeine Perſon vorgefallenen Irrthums gegen die Abfaſſung der Liſte beklagen zu können glaubt, kann bis zum 30 September, einſchließlich, ſeine Reclamation, nebſt den zu ihrer Rechtfertigung nöthigen Beweiſen, einreichen. (Ebend. Art. 11.)

Falls der Reclamant durch einen Bevollmächtigten handelt, hat dieſer dem Rechtfertigungs-Beweiſe noch das ihm übergebene Mandat beizufügen. Dieſes kann in Form eines bloßen Briefes abgefaßt ſeyn. (Rundſchreiben vom 9 Oct. 1827 und 25 Aug. 28.)

Der königliche Gerichtshof von Rouen hat ſogar entſchieden, daß wenn Derjenige, welcher den Rechtfertigungs-Beweis eines nicht eingeſchriebenen Individuums überbringt, ausſagt, er ſey zugleich **mündlich** mit dem Mandat beauftragt worden, er eben damit berechtigt ſey, die Inſcription dieſes Individuums zu fordern, in Gemäßheit des Geſetzes vom 2 July 1828. (Beſcheid vom 20 Dec. 1828.)

Dieſer Gerichtshof ſcheint das Geſetz richtiger interpretirt zu haben, als in dem Circular geſchehen iſt, welches verlangt, daß dem Rechtfertigungsbeweiſe das Mandat beigelegt ſey, wodurch mithin vorausgeſetzt wird, daß die Uebergabe jenes Beweiſes von Seiten des Wählers an einen Dritten, letztern der Verbindlichkeit, ein Mandat vorzuweiſen, nicht enthebe.

Wenn ein Mandat vorgewieſen wird, ſo muß die Unterſchrift deſſelben rechtskräftig beſtätiget ſeyn (Lyon, 15 Oct. 1829.)

Der Präfekt muß eine mit Gründen belegte Entſcheidung über die Forderungen der Reclamanten, oder ihrer Bevollmächtigten, innerhalb der erſten fünf Tage nach Uebergabe der Forderung, von Seiten des Präfekturrathes ergehen laſſen. (Geſ. v. 2 Jul. 1828. Art. 14.)

Das für die Reclamationen beſtimmte Verzeichniß iſt mit dem 30 September geſchloſſen; an dieſem Tag müſſen die Bureaux der Präfektur bis Mitternacht offen bleiben, geſetzt es wäre auch ein Feiertag.

Kann ein Reclamant, der ſeine Forderung vor dem 30 September geſchrieben hat, ſie aber bis dahin noch nicht mit der

*) Dieſe vortreffliche Sammlung hetruriſcher Alterthümer beſteht nicht allein aus Gegenſtanden von dem ſo eben genannten Orte, ſondern noch aus vielen Monumenten, die in andern hetruriſchen Städten ausgegraben ſind.

Digitized by Google

nöthigen Beweiſen zu verſehen vermochte, dieſelbe nach dieſem Tag noch einreichen? (Der Gerichtshof von Rouen entſchied am 13 Novemb. 1828 mit Nein.)

3 §. Ueber die Intervention eines Dritten.

Vom 15 Auguſt bis 30 September einſchließlich kann jedes auf die Liſte eingetragne Individuum die Inſcription jedes hiezu berechtigten, bis jetzt aber noch nicht eingetragnen andern Bürgers, das Streichen jedes unrechtmäßig eingetragnen, ſo wie die Rectifikation jedes ſonſt etwa begangnen Irrthums fordern, wozu es denn die nöthigen Beweiſe vorzubringen hat. (Geſ. v. 2 Jul. 1828. Art. 12.)

Keine der genannten Forderungen aber kann von einem Dritten angenommen werden, ſo lang er nicht den Beweis beifügt, daß dieſelbe von ihm dem Betheiligten notificirt worden ſey, welchem zehn Tage, von der Notification an, offen ſtehen, um ſeine etwaigen Einwendungen vorzubringen. (Ebend. Art. 13.)

Die Notification muß durch den Huiſſier geſchehen.

Der Präfekt muß die Entſcheidung über die von einem Dritten vorgebrachten Forderungen innerhalb der nächſten fünf Tage nach Verfluß der dem Betheiligten zuſtehenden zehn Tage im Präfekturrathe ergehen, und dieſe Entſcheidung mit den Entſcheidungsgründen belegen laſſen.

Die in Bezug auf die vorliegende Sache von beiden Seiten vorgebrachten Beweiſe ſind jedem dabei intereſſirten Theil auf Verlangen nach der Ordnung vorzulegen.

Der intervenirende Dritte braucht ſeine Eigenſchaft als Wahlberechtigter ſeinerſeits nicht zu erweiſen, ſondern es kommt dem Generalſecretär zu, ſich zu vergewiſſern, ob derſelbe auf die Liſte eingetragen iſt.

Jede von einem nicht berechtigten Dritten vorgebrachte, oder nicht mit den geſetzmäßigen Förmlichkeiten begleitete Forderung wird zurückgewieſen; wozu denn auch gehört, wenn die Forderung dem Betheiligten erſt nach dem 30 September notificirt worden iſt. (Rennes 16 Dec. 1828 und 10 Jan. 1829.)

Wohl aber kann der Wahlberechtigte, deſſen Befugniß von einem Dritten angegriffen wird, erſt nach dem 30 September den Beweis der Abgaben vorbringen, die er vorher nicht deklarirt hatte. (Caen, Rennes, Paris 29 Dec. 1828, 9 Jan. und 20 Nov. 29.)

Daher ſind denn auch (nach dem 26 Art. des Geſ. v. 2 Jul. 1828) die Steuereinnehmer gehalten, jedem in das Steuerbuch Eingetragenen, gegen eine Belohnung von 25 Cent. einen Auszug über ſeine Steuern auszufertigen. Hinſichtlich der Verification der Thür- und Fenſterſteuer, welche den Miethmann trifft, waltet jedoch in dieſem Bezug eine Schwierigkeit vor, indem dieſe Steuer unter dem Namen des Hauseigenthümers im Steuerbuche läuft. Beſtreitet nun ein Dritter die Steuerſumme eines Miethmanns, ſo kann er von dem Einnehmer bloß den Betrag der auf dem ganzen Haus haftenden Steuer mitgetheilt erhalten, und müßte folglich wegen dieſes unzureichenden Beweiſes abgewieſen werden. Dieſer Schwierigkeit läßt ſich jedoch folgender Maßen abhelfen. Der den Miethmann treffende Antheil der Steuer wird nach einem Certificat des Hauseigenthümers, oder wohl auch nach dem mündlichen Bericht eines Steuerbeamten berechnet, und das Ergebniß auf dem Auszug des Steuereinnehmers bemerkt. Dieſe Nachweiſungen hat der Präfect dem Reclamanten mitzutheilen, oder durch den Einnehmer mittheilen zu laſſen. (So beſchloſſen den 14 Jan. 1829.)

§. 4. Ueber den Recurs gegen die amtlichen Entſcheidungen des Präfekten.

Wie bemerkt, wird über ſämmtliche gegen die Wahlliſten erhobenen Einwendungen in erſter Inſtanz von dem Präfekten im Präfekturrath entſchieden.

Die betheiligten Parteien, ſo wie der reclamirende Dritte können ihre Beſchwerden gegen eine ſolche Entſcheidung bei dem Gerichtshof einreichen. In ſolchem Fall muß die Vornahme der eingereichten Sache von Seiten der zweiten Inſtanz ſowohl dem Präfekten, als den betheiligten Parteien, innerhalb zehn Tagen notificirt werden, widrigenfalls die Vornahme ungültig wird; auch iſt dieſe Friſt von zehn Tagen wegen Entfernung des Wohnorts der genannten Perſonen nicht etwa einer Ausdehnung fähig. (Agen 15 Jan. 1829.)

Verwirft die amtliche Entſcheidung des Präfekten die von einem Dritten verlangte Inſcription, ſo kann nur von Demjenigen ſelbſt, deſſen Inſcription gefordert worden iſt, Beſchwerde beim Gericht geführt werden.

Die Sache wird von dem Gerichte ſummariſch vorgenommen, ohne daß ein beſonderer Anwalt dazu nöthig wäre. Der Gerichtsbeſchluß wird unentgeldlich einregiſtrirt. Die Verhandlung iſt öffentlich. (Geſ. v. 2 Jul. 1828, Art. 18.) Der Präfekt hat die ihm mitgetheilte Entſcheidung als Rectification auf die Wahlliſte einzutragen.

Der Recurs an den Gerichtshof iſt keine Appellation, ſondern ein direkter Akt.

Ob der Präfekt von dem Gerichtshof als Partei zu betrachten und als ſolche vor demſelben zu belangen ſey, darüber ſind ſehr verſchiedene Gerichtsausſprüche ergangen; die meiſten aber kommen in demſelben Reſultat überein, nämlich daß der Präfekt allerdings gerichtlich belangt werden könne. (So entſchied der Caſſationshof, durch Erlaß vom 22 Febr. 1830.)

Ob dagegen der Präfekt in die Koſten zu verurtheilen ſey: dagegen hat der Gerichtshof von Nancy unterm 24 November 1828 mit Nein entſchieden, früher jedoch, am 10 deſſelben Monats, den entgegengeſetzten Ausſpruch gethan. Die übrigen Gerichtshöfe, welchen dieſe Frage vorgekommen iſt, haben die angegriffenen Entſcheidungen des Präfekten bloß reformirt, ohne ihn in die Koſten zu verurtheilen.

(Fortſetzung folgt.)

Fourier.

(Fortſetzung.)

Die mittlere Zunahme der Temperatur beträgt (wenigſtens in unſerem Klima) etwa 1 Grad auf 30 Metres, durch welche Wärmequantität, wie Fouriers Berechnung ausweiſt, die Temperatur der

Digitized by Google

Oberfläche je nach der Leitungsfähigkeit des Geſteins, welches die obern Erdſchichten bildet, oft nicht um das Dreißigſtel, in keinem Fall um das Zehntel eines Grades erhöht wird. Man ſieht alſo, daß das Centralfeuer, wenn ein ſolches wirklich vorhanden iſt, nur einen geringen Einfluß auf die Oberfläche ausübt, und man ſchon deßhalb keine zu irgend einer geſchichtlichen Zeit ſtattgefundene bedeutende Wirkungen deſſelben auf unſre Erdoberfläche erwarten darf; zugleich hat aber die Genauigkeit, mit welcher die Geſetze der Wärme durch Fourier bekannt wurden, die Vorſtellungen über die Zeit, deren die Erde zum Abkühlen bedarf, berichtigt. Wäre uns die Temperatur der Erde zu irgend einer vergangenen Zeit genau bekannt, ſo würde die Berechnung der Temperatur-Abnahme bis auf unſre Zeit ſehr leicht; allein ein Aufſchluß hierüber fehlt uns ganz und gar. Wohl aber können wir ſagen, wie vieler Jahrhunderte es bedurfte, um zu einem Zeitpunkt zu gelangen, wo die mittlere Temperatur unſres Klimas auch nur Einen Grad höher war, als gegenwärtig, und dieſe Zahl überſteigt alle Vorſtellungen der alten Phyſiker. Einer der letzten Lehrſätze von Fouriers Theorie der Wärme beweiſt nämlich aufs Strengſte, daß die Erde, um ſich von irgend einer gegebenen Temperatur abzukühlen, in 1,280,000 Jahren nur auf den Punkt gelangt, auf welchem eine — aus den gleichen Theilen beſtehende — Kugel von einem Metre im Durchmeſſer bereits innerhalb einer Sekunde kommt. Büffon hatte die Zeit der Abkühlung ganz in dem Verhältniß berechnet, worin ſich kleine Maſſen abkühlen; allein die Zeit nimmt in gleicher Proportion mit der Größe des Körpers zu, und richtet ſich außerdem nach dem Wärme-Leitungsvermögen des fraglichen Körpers. — Jenem Geſetz der Wärmeabnahme gemäß bedarf es immer noch 30,000 Jahre, um den ſehr unbedeutenden Einfluß, welchen die innere Temperatur auf die Oberfläche der Erde ausübt, auf die Hälfte des Maßes herabzuſetzen, welches ihm gegenwärtig zukommt.

Noch darf aber ein Umſtand nicht unerwähnt bleiben, welcher auf den Wechſel von Wärme und Kälte an der Erdoberfläche ſehr bedeutend einwirkt, nämlich die Temperatur des Raumes, in welchem unſer Planet ſich bewegt. Bekanntlich fühlt man, wenn man ſich in der Atmoſphäre erhebt, dieſe kälter und kälter werden, je mehr die Erhebung über die Erdoberfläche zunimmt. Die Gipfel ſehr hoher Berge ſind mit ewigem Schnee bedeckt. Gay-Luſſac, der im Luftballon höher aufſtieg, als bisher irgend ein Anderer gekommen iſt, fand anderthalb Lieue's über Paris eine Temperatur von 12 Graden unter dem Gefrierpunkt, während die Luft an der Oberfläche der Erde 25 Grad über den Gefrierpunkt hatte. Bis zu welchem Grad geht nun die Abnahme der Wärme in den höhern Luftſchichten? Fourier hat dieſe Frage mit ſeiner gewohnten Gründlichkeit beantwortet. Er zeigte, daß die Temperatur des Raumes, in welchem die Erde ſich bewegt, ſich ſelbſt überlaſſen 50 Grad unter dem Gefrierpunkt beträgt; je höher man alſo in der Luft ſteigt, um ſo mehr wird die Kälte ſich jenem Punkte annähern, und ihn endlich erreichen, nie aber geht ſie über dieſen hinaus. Es iſt zu bemerken, daß dieſer Kältegrad, obwohl auf längere Dauer mit dem Leben nicht verträglich, doch eine gewiſſe Zeit über vom Menſchen beſtanden werden kann, wie z. B. Capitän Parry auf der Inſel Melville bewieſen hat. Von jener Temperatur des Planetenraumes wird die Temperatur auf der Oberfläche der Erde in mehrfacher Beziehung influencirt; ſo hängt z. B. der Wärmeunterſchied zwiſchen Tag und Nacht nothwendig mit von jener Temperatur ab — ſo hat die nämliche Urſache einen bedeutenden Einfluß auf den Wärmegrad der verſchiedenen Jahreszeiten und auf das Verhältniß, in welchem die Wärme abnimmt, je mehr man ſich den Polen nähert. Beſonders an den Polen muß ſie beinahe allein die Temperatur beſtimmen, da die Polgegend von den überhin gleitenden Sonnenſtralen kaum noch berührt wird; man darf mithin ſo ziemlich überzeugt ſeyn, daß die mittlere Temperatur der Pole ſich wenig über 50 Grad unter dem Gefrierpunkt erhebt, und mithin dort nicht, wie häufig angenommen wird, ein offenes Meer ſeyn kann.

Die Entdeckung der Temperatur der Planetenräume verhalf Fourier zur Beſtimmung der Temperatur, wie ſie auf der Oberfläche der meiſten Planeten herrſchen muß. Da nämlich Alles dafür ſpricht, daß die übrigen Planeten deſſelben Urſprungs ſeyen, wie die Erde, ſo müſſen ſich die Geſetze unſerer Erd-Temperatur auch auf ſie anwenden laſſen, und folglich ihre Temperatur beinahe ausſchließlich von ihrer Entfernung von der Sonne, von der Art, wie ſie ihre Oberfläche der Sonne darbieten und endlich von dem Zuſtand dieſer Oberfläche abhängen; denn das Daſeyn oder der Mangel einer Atmoſphäre, oder einer großen auf ihnen ſich befindlichen Waſſermenge kann in jener Beziehung ſehr bedeutende Verſchiedenheiten zur Folge haben. Daß wir über dieſe Punkte noch nicht unterrichtet ſind, iſt alſo der einzige Grund, warum wir die Temperatur jedes einzelnen Planeten nicht genau beſtimmen können. Doch waltet über die an den Grenzen des Sonnenſyſtems befindlichen Planeten in eben genannter Hinſicht keine Ungewißheit mehr vor, und in Betracht der uns über dieſelben zu Gebot ſtehenden Kunde darf man beinahe überzeugt ſeyn, daß auf jenen Planeten die Oberfläche einer Temperatur unterworfen iſt, welche nur Wenig von der Temperatur des Planetenraumes abweicht, folglich ſich mit einem Leben, wie unſer irdiſches, nicht verträgt. Beſonders gilt Dieß von dem Uranus, welcher 660 Millionen Stunden von der Sonne entfernt rollt.

So gering nun, um wieder zu der Erde zurückzukehren, ſo gering auch der Einfluß der innern Wärme auf die Oberfläche iſt, ſo läßt ſich doch nach Fouriers Geſetze die Wärmemenge, welche von jener Quelle in einer gegebenen Zeit in die Atmoſphäre ausſtrömt, genau berechnen; die Wärmemenge, welche z. B. während eines Jahrhunderts an einem einzelnen Orte ausſtrömt, iſt gerade ſo groß, um an dieſem Ort die Temperatur des Winters zu derjenigen des Sommers umzuwandeln.

Später werden die von Fourier gefundenen Geſetze der Wärmebildung ohne Zweifel zu genauerer Ergründung der regelmäßigen Bewegungen in der Atmoſphäre und im Ocean führen.

(Fortſetzung folgt.)

Antiquariſche Nachforſchungen in Neapel.

Der Herzog von Calabrien hat das berneriſche Schweizerregiment in neapolitaniſchem Dienſt aufgemuntert, ſeine müßigen Stunden auf Ausgrabung von Alterthümern zu verwenden. Die Früchte ihrer Arbeit ſind beſtimmt, nach Bern geſandt zu werden, um das dortige Muſeum auszuſchmücken.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 164 und 165. 13 und 14 Juni 1830.

Ueber den Einfluß des Repräſentativſyſtems auf Literatur und Sitten in Frankreich. *)

(Preisſchrift von Ph. Chasles.)

„Die Freiheit ſchafft die großen Thaten und die großen Ideen nicht; aber ſie bricht ihnen Bahn und öffnet ihnen Thür und Thor.“

Es giebt in dem Leben der Völker eine Epoche des unmittelbaren Einklangs zwiſchen der Gewöhnheit des geſellſchaftlichen Daſeyns und der Lehre des geſchriebenen Geſetzes, zwiſchen dem Staat und der Sitte; wo das Ganze vorwärts ſchreitet wie der Einzelne, ungeſtört in ſeinen Bewegungen, ungehemmt in ſeinem Siegeslauf, ſtark und unwiderſtehlich durch die Macht der Einheit beider. Da entfaltet ſich das Volksthum in ſeiner ganzen Schöne und Größe; da wirkt der kriegeriſche Geiſt der Römer, der künſtleriſche Geiſt der Griechen ſeine Wunder. Aber wie bald hat dieſes Zeitalter der Kraft und des Glückes ſich erſchöpft! Wie bald ſchleicht ſich die Zwietracht in den Bund! Die Geſetze löſen ſich von den Sitten, die Sitten ſpotten der Geſetze, bis endlich nach einem langen und ſchmerzhaften Ausſcheidungsprozeß eine Zeit der Zerriſſenheit eintritt, wo die Geſellſchaft ſich nach einem friſchen Lebensprincip umſieht, wo die neuen Ideen neue Inſtitutionen heiſchen, wo die Vergangenheit, die ſich ſelbſt überlebt hat, noch eine letzte verzweifelte Anſtrengung wagt, ehe ſie vor der vernichtenden Gegenwart auf immer in den Staub ſinkt!

Auf dieſen Punkt war Frankreich gekommen, als der Stoß, welcher die Monarchie erſchütterte, auch die Schwachen und Blinden überzeugen mußte, daß der Augenblick vorhanden, wo die politiſche Verfaſſung ihres Vaterlandes, dem Volk entfremdet, untergehen würde, um ſich gewaltſam wieder zu erneuen. Dieß erforderte ein blutig mühſam Stück Arbeit; denn Gift und Krankheit wühlten bis in die innerſten Eingeweide des geſellſchaftlichen Körpers. Den Sitten, welchen es oblag, die veralteten Geſetze zu verjüngen, fehlte die concentriſche Kraft; ſo brachen denn die Inſtitutionen, obgleich mit der Autorität der Zeit bewaffnet

*) Die Herausgeber der Revue de Paris hatten unter'm 20 October vor. J. einen Preis von 2000 Fr. auf die beſte Beantwortung der Frage ausgeſetzt: „Quelle a été l'influence du gouvernement représentatif, depuis quinze années, en France, sur notre littérature et sur nos moeurs?“ Die Bewerber mußten ihre Arbeiten (discours) vor dem 1 März 1830 eingeſandt haben. Eine literariſche Jury, welche aus den HH. Graf Alexander de la Borde, Benjamin Conſtant, dem ältern Bertin, Bert, Caſimir Delavigne, Herzog Choiſeul, Dubois, Du Cloſel, Etienne, Kératry, Vicomte Lainé, Maltourne, Marchand, Mérimée, Michaud, Graf Paſſoret, Pancert, [illegible], Scribe, Thiers, Victor Hugo, Villemain beſtunde, ſollte über die Preiswürdigkeit erkennen. Neun und fünfzig Bewerber fanden ſich ein, was ſchon allein beweiſt, wie ſehr man ſich in Frankreich für conſtitutionelle Fragen intereſſirt; die Jury widmete ihrem Prüfungsgeſchäfte acht Sitzungen. Mehrere der Arbeiten wurden zweimal durchgegangen; endlich ſchienen aber doch nur zwei den Anforderungen zu entſprechen: nämlich Nr. 38 mit dem Motto aus Chateaubriand: „L'esprit du siècle a pénétré de toutes parts; il est entré dans les têtes et même dans les coeurs de ceux qui s'en croient le moins entachés;“ und Nr. 58 mit dem Motto: La liberté ne crée ni les grandes actions, ni les grandes pensées; elle leur livre passage, elle leur ouvre la porte.“ In einer eignen Sitzung wurden nun die beiden Rivalen verglichen, worauf ſich die Stimmenmehrheit für die letztere entſchied, die wir hiemit vollſtändig mittheilen; doch kam man dahin überein, daß zwei Preiſe (ein Fall, der ſchon in der Einladung vorgeſehen worden) ausgetheilt werden, Nr. 58 den erſten mit 1500 Fr., Nr. 38 den zweiten mit 500 Fr. erhalten ſollte. Als Verfaſſer von jenem zeigte ſich Hr. Philaret Chasles, den die franzöſiſche Akademie ſchon früher zweimal gekrönt hatte, Verfaſſer von dieſem Hr. Eduard Ternaux. Eines Acceſſit würdig fand man Hrn. Amadeus Pommier, Verf. von Nr. 24 mit dem Motto von Frau v. Staël: „La liberté, la vertu, la gloire, les lumières, le cortége imposant de l'homme dans sa dignité naturelle, ces idées alliées entre elles et dont l'origine est la même, ne sauraient exister isolement. Le complement de chacune est dans la réunion de toutes.“ Mit Lob erwähnt ſind Nr. 37 (Verf. Hr. Anquitin, Med. Dr.) mit dem gleichfalls aus Frau von Staël entlehnten Motto: „On ne saurait nier que la législation d'un peuple ne soit toute puissante sur ses gouts, sur ses talens, sur ses habitudes, puisque Lacédémone a existé à côté d'Athènes, dans le même siècle, sous le même climat, avec des moeurs si differentes; Nr. 26 (Verf. Hr. Adolf Maſſe) mit dem Motto: „Aidez-moi et puis advienne que pourra; Nr. 54 (Verf. Hr. Didron) mit dem Motto: „La liberté est bonne à tout. Die vier letztern wurden je mit einem unentgeldlichen einjährigen Abonnement auf die Revue de Paris beehrt.

Digitized by Google

und ſtark durch die Dauer des Beſitzes, in ſich ſelbſt zuſammen, und als man ſie erſetzen wollte, begannen die unverträglichen Elemente, welche im Schoß der Geſellſchaft aufgohren, jenen entſetzlichen Kampf, wovon das wankende Europa die Erſchütterung noch jetzt ſpürt.

Die Nachahmung der griechiſchen und römiſchen Republiken, ein Angebinde, das man den alten Reichscollegien verdankte; der Geiſt der philoſophiſchen Kritik, welchen die freie Entwicklung der Intelligenz durch das Chriſtenthum hervorrief; die Ergebenheit der Prieſterſchaft gegen den Thron; der Adel mit ſeinen Feudalbegriffen; das gallicaniſche Kirchenthum; die ultramontaniſchen Theorien; der nach anderthalb Jahrhunderten voll Leiden ſich erhebende Proteſtantismus; die ſo lange Zeit unter dem Druck gehaltene Demokratie, welche die mit einem Male erlangte Macht als Rache ausübte; kurz nicht bloß die poſitiven Intereſſen, ſondern die tollſten Widerſprüche der Meinungen, wie ſie nur von erbitterten Maſſen repräſentirt werden konnten, die meiſt Henker und Opfer zugleich waren — all Dieß zuſammen erweckte und belebte den Kampf. Uns, die wir ſeine Früchte ernten, kommt es nicht zu, über ihn den Fluch auszuſprechen. Wiſſen wir ja, daß die Charte nichts Anderes iſt, als der endliche Vergleich zwiſchen dem wiedergebornen Königthum, der Ariſtokratie, die zu Boden lag, und der Demokratie, die ihrer Triumphe und Ausſchweifungen und der Züchtigung, die ihr Bonaparte's Ruhm auferlegt hatte, müde war. Dieſe neue Form entſprang unmittelbar aus den Bedürfniſſen der Zeit; unſre Sitten geboten ſie; allein noch geſchlagen von den langwierigen Stürmen und der feſten Bildung noch ermangelnd, bedurften eben dieſe Sitten, um ſich mit der Charte, welche ihr Werk geweſen, zu verſtändigen, wiederum der Charte, um unter deren Einfluß ſich vollends zu geſtalten. Seltſames Schauſpiel! Man ſah Frankreich die Charte empfangen, ihr widerſtehen, ſich ihr unterwerfen und nach ihr ſich formen, während es fortfuhr, ſich mit einigen ihrer Reſultate unzufrieden zu bezeugen. Ein Geſchöpf unſerer Staatsumwälzung iſt die Charte ihrerſeits wieder zur Schöpferin, aus einer Wirkung iſt ſie zu einer Urſache geworden. Produkt eines unter den Wehen der Zeit entwickelten ſocialen Prinzips hat ſie die Rolle getauſcht, und ward Reformatorin!

Kann man alſo wohl ſagen, daß das gegenwärtige Frankreich ein Kind der Charte ſey, daß all die auffallenden Metamorphoſen, welche das Land durchlaufen, aus dieſer einzigen Urſache ſich erklären? Wir haben nicht unter dem Kaiſerthum und der Republik gelebt — unſere Väter Mirabeau's und Voltaire's Aſche nicht im Triumph umhergetragen, ohne daß von dieſen verſchiedenen Erſcheinungen, die der Charte vorangingen, der Geſellſchaft Eindrücke geblieben wären. Die Denkzeichen der conſtituirenden Verſammlung, des Nationalconvents, des Conſulats ſelbſt der alten Monarchie konnten nicht wie Schatten verſchwinden; ihre Spuren ſind da, ſind noch lebendig; und ihre Verſchmelzung iſt es, woran man Tag für Tag arbeitet, und wovon der Beſtand unſerer Inſtitutionen und der neuen Sitten abhängt. Die Charte hat die Vergangenheit nicht vernichtet; ſie hat dieſelbe in ihren Theilen verknüpft, mit ſich ſelbſt verſöhnt. Ihre bewunderungswürdige Aufgabe, das Streitende zu vermählen — ſie hat ſie erfüllt. Keine unſerer Erinnerungen läßt ſie verloren gehen, keine unſerer Hoffnung getäuſcht werden.

So geſchieht es vor unſern Augen, daß der Befreundungsakt zwiſchen unſern Sitten und unſern Geſetzen nach und nach vor ſich geht; wir ſind aber um ſo weniger unintereſſirte Zuſchauer und Mitſpieler dabei, als unſere ſittliche Exiſtenz, unſere äußern Verhältniſſe, unſere Vergnügungen, unſere Entwürfe im Glück und Ruhm unabläſſig angefochten oder gefördert werden durch eine Bewegung, die wir verwünſchen oder ſegnen, hemmen oder beſchleunigen, auf keinen Fall aber in ihrer Bahn anhalten können.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die hetruriſchen Vaſenausgrabungen.

(Fortſetzung.)

„Das alte Hetrurien," ſagt der Fürſt von Canino, „beherrſchte im trojaniſchen Zeitalter Italien und ſeine beiden Meere. Vetulonia, die Hauptſtadt dieſes Reiches, ward in ſo frühen Zeiten zerſtört, daß ſelbſt die alten Hiſtoriker geſtehen, daß ſie die Lage dieſes Hauptſitzes der italieniſchen Herrſchaft nicht genau angeben können. Man wußte jedoch, daß Vetulonia nicht weit vom Meeresufer lag, wo man die Erze aus den Minen der Inſel Elba auslud, und daß ſeine Bäder, Caldane genannt, berühmt waren. Dieſe Angaben ließen mich vermuthen, daß die jetzt entdeckten Hypogeen den Ruinen von Vetulonia angehörten. Denn die ſchon im erſten Jahrh. n. Chr. berühmt geweſenen Mineralbäder von Canino, welche damals vom Proconſul Minucius reſtaurirt wurden, fand ich vor 20 Jahren wieder auf und ließ ſie herſtellen. In den Ruinen dieſer alten Bäder ſieht man noch viele marmorne Fußböden mit den Stufen, und mächtige Waſſerleitungen, welche das Waſſer von den Bergen herbeiführten. Ich ſtieß daſelbſt auf ein Piedeſtal mit der Inſchrift Minucius, und eine marmorne Statue, die Hygiea vorſtellend. Von dieſen Mineralbädern erhielt ein Theil der Gegend den Namen Caldane, der ihm bis auf den heutigen Tag verblieben iſt. So werden auch die Erze aus den Bergwerken von Elba noch jetzt daſelbſt ausgeladen und geſchmolzen. Dieſe wenigen genauen Merkmale, welche uns die Alten über die Lage von Vetulonia hinterließen, paſſen daher vollkommen. Alles Dieſes, zuſammengenommen mit den nun an demſelben Ort entdeckten Meiſterwerken, beſtärkte mich immer mehr in meiner Vermuthung über die Lage des alten Vetulonia. Ich hoffte auf eine Inſchrift, welche meine Muthmaßung zur völligen Gewißheit bringen würde; allein bis zum 22 April, wo ſich bereits die Zahl der mit Inſchriften verſehenen Stücke auf 200 belief, bezog ſich noch keine auf Vetulonia. Endlich fand ich in dem Grabe der Familie Arionſa, in einer 20 Palmen tiefen Grotte, eine ganze, vollkommen erhaltene Vaſe mit der deutlichen Inſchrift Vithlon ochei, (auf der Vaſe iſt die Inſchrift geſchrieben *VIΘΛONOTEI*). Das Gemälde auf dieſer Vaſe ſtellt die Vetulonienſer vor, welche in den Geſtalten einer Matrone und einer männlichen Figur dem älteren Bacchus huldigen. Die Be-

Digitized by Google

trachtung dieſes herrlichen Fundes und der vielen Hypogeen, die mit den Inſchriften hetruriſcher Familien *) bedeckt und angefüllt waren mit Meiſterſtücken der Kunſt, und daher gewiß nur der Hauptſtadt angehören konnten, ließen mich nicht länger zweifeln, daß der Ort unſerer Grabungen das alte Vetulonia ſey. Es giebt wohl nur wenige Facta aus der entfernten Vorzeit, die unſeres Bedünkens ſich zu einem ſolchen Grad der Wahrſcheinlichkeit erheben können. Die Anſicht Derer hingegen, welche Vetulonia in die Gegend von Piombino ſetzen, iſt durch keinen triftigen Grund unterſtützt. Die Stadt Vulcia und die andern Ueberbleibſel, welche ſich in dieſen Gegenden vorfinden, wurden auf den Ruinen von Vetulonia gebaut, und die drei prächtigen Brücken, von welchen man eine noch erhalten und zwei in Trümmern ſieht, vereinigten wahrſcheinlich die beiden Theile der Hauptſtadt. Ueber die Epoche, welcher man die ausgegrabenen Gegenſtände zuſchreiben muß, läßt ſich Folgendes angeben. In den erſten Jahrhunderten Roms exiſtirte Vetulonia nicht mehr, folglich fallen dieſe Hypogeen vor die Gründung Roms. In Griechenland blühten die Künſte erſt im vierten Jahrhundert nach der Erbauung jener Stadt; es ſind daher dieſe bereits entdeckten Meiſterſtücke vier Jahrhunderte früher als die Blüte Griechenlands. Daraus folgt, daß die Priorität der ſchönen Künſte in der alten Welt in demſelben Maße Italien angehört, wie daſſelbe das Primat darin in der neuen Zeit beſitzt. Wären dieſe Vaſen nicht unter der Erde gelegen, ſo würden ſie gewiß als ſolch koſtbare Gegenſtände von den erobernden Römern fortgeſchafft worden ſeyn, beſonders da auf vielen das Bild des Vaters Aeneas vorgeſtellt iſt, was für jene noch ein größeres Intereſſe verliehen hätte. Auch würden die hetruriſchen Künſtler, welche damals den Römern nach Rom gefolgt ſind, die Vaſenmalerei dorthin verpflanzt haben. Wir wiſſen aber, daß dieſe Kunſt den Römern gänzlich unbekannt geblieben iſt; wir wiſſen ferner, daß die Römer in ihren drei erſten Jahrhunderten mit den Hetruriern beſtändig im Kriege lagen, und daß Lucumo von Tarquinia von den Römern im J. 384 Roms, d. h. 50 Jahr vor Phidias **) überfallen wurde. Zu dieſer Epoche konnten in dieſem Lande keine hetruriſchen Vaſen mehr auf der Erde vorhanden, und die Kunſt ſie zu malen muß ebenfalls verloren geweſen ſeyn, denn ſonſt müßten die Römer ſowohl dieſe Kunſt als dieſe Monumente gekannt haben. Unſere Hypogeen ſind daher mit mathematiſcher Gewißheit früher als Phidias, und mit einer Wahrſcheinlichkeit, die beinahe an mathematiſche Evidenz grenzt, vor die Gründung Roms in das trojaniſche Zeitalter, und wenig nachher, zu ſetzen; in eine Periode, als das hetruriſche Reich ganz Italien in ſich faßte, Unteritalien, Sicilien und die Inſeln nicht ausgenommen. Vetulonia war der Mittelpunkt dieſes Reichs, als die Hetrurier Herren der beiden italiſchen Meere ſowohl als der übrigen waren, als ſie die Argonauten ſiegreich bekämpften, nach Mitylene und im ganzen Archipel Handel trieben, und nach allen Seiten hin das wohlthätige Licht der ſchönen Künſte brachten.

„Diejenigen, welche nirgends etwas Gutes und Schönes geſtatten, als in Griechenland, triumphiren zwar, daß es in den Inſchriften auf den hetruriſchen Vaſen Buchſtaben giebt, welche den altgriechiſchen ähnlich ſind, ſo wie es ebenfalls mit einigen Wörtern der Fall iſt. Allein ehe wir hierauf antworten, fragen wir — iſt es wohl möglich, daß die Griechen, welche 50 Jahre vor (?) Phidias noch keine gute Malereien beſaßen *), jene Meiſterſtücke nach Italien gebracht hätten? Wie könnten ſie unſere Hypogeen damit anfüllen, welche ſich dazumal ſchon im Beſitze der Römer befanden, ohne daß dieſe davon gewußt hätten? Warum hätten die Griechen, die ohnehin gern prahlten, und ſich alle Erfindungen zuſchrieben, nicht auch von den Vaſen geſprochen, wenn ſie deren beſaßen? **) Es ſcheint daher ſehr klar, daß die Italiener die Erfindung der gebrannten Erde gemacht, und dieſe Entdeckung allein möchte ſchon hinreichend beweiſen, daß unter den italiſchen Völkern ſchon Künſte und Wiſſenſchaften blühten, als Griechenland noch in Barbarei und der übrige Theil des Occidents in Finſterniß verſunken war. Was aber die griechiſchen Buchſtaben betrifft, ſo antwortet für uns Herodot, welcher (Buch 5 Cap. 59) berichtet, daß die hetruriſchen Buchſtaben und die altgriechiſchen einander glichen, und in der That war das Altgriechiſche nichts Anders als das Pelasgiſche, und dieſes war nothwendig die Sprache der alten Hetrurier. Alles kam uns aus dem Orient. Die Pelasger kamen nicht von Griechenland, obgleich ein Theil derſelben durch Griechenland zog, als ſie nach Italien wanderten. Nach der Zerſtreuung der pelasgiſchen Völker in Italien, Griechenland und den Inſeln, exiſtirte wohl nur Eine Sprache in dieſen Ländern, und daher ohne Zweifel auch in der früheſten Zeit dieſelbe Schrift. Wir folgern hieraus, daß die hetruriſchen Monumente, je höher ihr Alter hinaufreicht, deſto mehr in Uebereinſtimmung mit den altgriechiſchen ſeyn müſſen. Wenn wir daher auf denſelben einige Worte und Namen leſen, welche an die griechiſchen erinnern, ſo geht daraus hervor, daß dieſe pelasgiſch, altgriechiſch oder hetruriſch ſind. In beiden Sprachen müſſen ſich eben ſo ähnliche Nahmen zeigen, wie im heutigen Italieniſchen und Lateiniſchen. Es ſind aber auch ſehr viele Wörter darunter, die zwar lesbar aber unverſtändlich ſind. Von den Buchſtaben der eugubiniſchen Tafeln ſcheint klar, daß ſie nach der Gründung Roms entſtanden, und daher erweiſt ſich an ihnen der Uebergang von der griechiſchen Sprache zur lateiniſchen. Unſere Hypogeen hingegen, welche in die Zeit vor Roms Erbauung fallen, können auf den darin gefundenen Monumenten Nichts vorgeſtellt enthalten, was ſpäter als dieſe wäre, und ſo iſt es auch gerade der Fall. Die mythologiſchen Begebenheiten gehören der pelasgiſchen Geſchichte an; ſie mußten deßhalb auch von den Hetru-

*) Die bis jetzt in dieſen Hypogeen aufgefundenen Namen hetruriſcher Familien ſind Minuca, Fuesca, Ania, Ranuto Apia, Aruſania Tarthia, Fepia und Arionſa.

**) muß heißen 50 Jahre nach Phidias. W.

*) Dieſe Annahme iſt ungegründet. Sie müſſen wohl ſehr gute Malereien gehabt haben, ſonſt würden bald darauf nicht jene herrlichen Maler entſtanden ſeyn. W.

**) Dieſes geſchieht wohl, aber freilich ſehr ſpärlich und unbedeutend. W.

Digitized by Google

riern früher, als von den Griechen gefeiert werden, weil Hetrurien ſchon mächtig und civiliſirt war, als Griechenland noch in der Kindheit lag. Eben deßhalb mußte auch ihre Auffaſſung von der ſpätern Darſtellung der Griechen oft abweichen, wie Dieß auf verſchiedenen Vaſen zu ſehen iſt. Der thebaniſche und trojaniſche Krieg, europäiſche Begebenheiten, welche die Welt mit ihrem Rufe erfüllten, wie hätten ſie nicht auch diejenige Nation beſchäftigen ſollen, welche damals auf der Bahn der Künſte voranſchritt? Und waren nicht Dardanus und ſeine Trojaner hetruriſchen Urſprungs? *) Gingen nicht erſt Colonien von Hetrurien nach Griechenland, und von dort wieder nach Hetrurien? Wären überhaupt unſere Monumente ſpäter als die Gründung Roms und die Blütezeit der griechiſchen Kunſt, wie wollte man erklären, daß keine einzige Vorſtellung auf Romulus oder Alexander, oder ſonſt ein Ereigniß jenes ſchönen Zeitalters anſpielte?

„Um das ultragriechiſche Syſtem zu behaupten, (was jedoch vor gegenwärtiger Entdeckung zu entſchuldigen war) hat man vorgegeben, daß mehrere Vaſen, wie die hetruriſchen, in Athen Theben und Corinth ꝛc. ꝛc. gefunden worden; allein wir erwiedern hierauf, daß es nicht genug ſey anzuführen, daß ein Monument an irgend einem Orte gefunden worden, ſondern man muß es auch beweiſen können. Man gewinnt auch Nichts, wenn man Strabo citirt, weil dieſer nur überhaupt von Vaſen ſpricht, und nicht von gemalten. Endlich iſt hier nicht bloß von gemalten Vaſen die Rede, ſondern von Meiſterſtücken der Kunſt. Grobe gemalte Vaſen finden ſich auch in den Ländern der Wilden. Geſetzt aber, es wären wirklich einige vorzügliche Vaſen in Griechenland gefunden worden, ſo iſt eher wahrſcheinlich daß die Hetrurier, welche auf dem Meere von Italien und den Inſeln herrſchten, einige Meiſterſtücke nach Griechenland brachten, als daß die Griechen, welche niemals von dergleichen Vaſen ſprechen, mit Tauſenden derſelben unſere Hypogeen füllten oder daß gar Künſtler von Griechenland kamen, um Dinge in Hetrurien zu fertigen, welche ſie in ihrem eigenen Vaterlande nicht machten. Wir wiſſen ferner, daß Ariſtophanes ironiſch von den Malern ſpricht, welche Vaſen für die Todten malen, was er gewiß nicht gethan haben würde, **) wenn die vorzüglichſten Maler Griechenlands damit ſich beſchäftigt hätten. Es iſt daher viel wahrſcheinlicher, daß durch die hetruriſchen Colonien von Capua, Nola und Sicilien etliche Meiſterſtücke dieſer Art nach Griechenland gelangten. Indeſſen Dieſes wäre eine Ausnahme, die nicht einmal Etwas bewieſe, wenn ſie auch gegründet ſeyn ſollte, allein die ganze Behauptung iſt noch ſehr zweifelhaft. Denn das Prädikat griechiſch, welches den hetruriſchen Vaſen beigelegt worden, hat bis jetzt den Preis derſelben erhöhet, und es wäre daher möglich, daß aus dieſem Grund im Handel manche Vaſe für griechiſch gelten mußte, welche gar Nichts mit Griechenland zu ſchaffen hatte. Die Vaſen, welche der Ritter Inghirami herausgab und in Theben und Corinth gefunden haben will, ſind von einem zu rohen Stile, als daß ſich aus ihm in Bezug auf das Zeitalter jener Meiſterſtücke, wäre man auch ihrer Herkunft ſicher, die geringſte Folgerung ziehen ließe.“

So weit im Weſentlichen der fürſtliche Archäolog. Nachdem er hierauf am Schluſſe der Abhandlung noch viele Beweisſtellen aus alten und neuen Schriftſtellern angeführt, ſpricht er auch von denjenigen Stellen, welche gegen ſeine Anſicht ſtreiten. Er erwähnt des Cicero, der ſagt, daß man Alles den Griechen verdanke, und des Tacitus, der erzählt, daß Demaratus die Malerei und die Schrift von Griechenland nach Hetrurien gebracht habe. Um dieſen Widerſpruch zu beſeitigen nimmt er zwei Perioden in der hetruriſchen Kunſt an: eine vorrömiſche, welche er die hetruriſch-pelasgiſche nennt, und eine ſpätere welche eintrat, nachdem die Künſte und Wiſſenſchaften in Italien untergegangen waren, und nun in Griechenland erwachten, von wo ſie Demaratus wieder nach Hetrurien verpflanzte.

Wir fügen der intereſſanten Abhandlung des Hrn. Fürſten einige Bemerkungen bei. Im Allgemeinen möchte es wohl ſchwer, ja ganz unmöglich ſeyn, mit Beſtimmtheit behaupten zu wollen, dieſes oder jenes Land ſey die Wiege der Kunſt, und von dort aus habe ſie ſich über alle andere Länder verbreitet. Die Ueberlieferungen hierüber ſind verworren und widerſprechend, und können nicht anders ſeyn, ſelbſt wenn in jenen frühen Zeiten Alles genauer niedergeſchrieben worden wäre, und Daſſelbe ſich bis auf uns erhalten hätte. Mit augenſcheinlicher Wahrſcheinlichkeit läßt ſich aus den Geſetzen des menſchlichen Geiſtes erweiſen, *daß die Kunſt in vielen Ländern zu gleicher Zeit begonnen.* Die erſten Anfänge derſelben ſind die nothwendigen Ausflüſſe der geiſtigen Thätigkeit, ſie ſind dann ein matter Schimmer von jenem Lichtglanz, welchen der Schöpfer der geſammten Menſchheit zugetheilt hat. Allein der ſelbſtſtändigen Entwickelung und dem allmäligen Fortſchreiten, oder der Erziehung dieſes ſchwachen Kindes, daß es zum ſtarken wohlgebildeten Manne heranwachſe, ſtehen oft Hinderniſſe im Wege, die von äußern Umſtänden abhängen. Aeußerlich iſt ein Volk mehr begünſtigt als das andere, ſo daß die innere Entwickelung ſchneller vorwärts geht. Der Einfluß des mildern Himmels gewährt hierin die größten Vortheile, indem der Menſch die äußern Formen nur von den ihn umgebenden Gegenſtänden entlehnen kann. So ſchreitet er in ſeinen Bildungen um ſo raſcher zur Schönheit vor, je ſchöner die Natur um ihn erſcheint. Später erſt, nachdem ein Volk eine gewiſſe Höhe in der Cultur erreicht, fängt der Einfluß auf andere Völker an, deren äußere Umgebungen für ihre Ausbildung nicht ſo vortheilhaft ſind. Haben daher Völker ähnliche äußerliche Begünſtigungen, wie Dieß bei den Hetruriern und Griechen der Fall iſt, ſo läßt ſich um ſo weniger behaupten, daß ein Volk von dem andern die erſten Anfänge der Kunſt erborgt habe. Dem Hrn. Verfaſſer des Catalogs iſt wohl daher in ſeiner Meinung, daß die Kunſt zuerſt in Italien entſtanden, und von da nach Griechenland gebracht worden, nicht beizupflichten, aber auch eben ſo wenig Denen, die Alles von Griechenland ableiten, dieſes Land

*) S. Servius in lib. 3. Aeneid Virg. lib. 7. V. 205 und Sil. italic. lib. 4 Punicor. W.

**) Dieſer Komiker ließ ſich bekanntlich von ſolchen zarten Rückſichten nicht feſſeln in ſeiner Laune, ſobald Ihm etwas für ſeinen Zweck tauglich ſchien. W.

als die Quelle aller Cultur betrachten und jede ſelbſtſtändige Entwickelung anderer Länder verwerfen. Die wenigen Ueberlieferungen, die uns hierüber hinterblieben, wiederſprechen auch gänzlich ſolchen Annahmen. Wir wiſſen zwar, daß Hetrurien ſchon zwiſchen 1100 und 1000 vor Chriſtus ein blühender mächtiger Staat war, allein wir wiſſen auch, daß Dädalus, den man 1260 v. Chriſtus ſetzt, der erſte war, welcher die Statuen mit frei ſtehenden Beinen und Händen machte (früher waren dieſe Theile des menſchlichen Körpers immer anliegend gebildet, wie bei den egyptiſchen Statuen.) Homer, der um 1000 v. Chriſtus geſetzt wird, muß nothwendig eine ſehr weit gediehene Kunſt vor ſich gehabt haben, indem er ſonſt unmöglich die herrlichen Beſchreibungen von Waffen und andern Dingen hätte machen können. Sie tragen zu ſehr den plaſtiſchen Stempel an ſich, als daß er Dergleichen nicht geſehen haben ſollte. Daß aber der Orient früh ſchon eine gewiſſe Stufe in der Kunſt erreicht, und durch Auswanderungen auf die übrigen Länder großen Einfluß ausgeübt, ſcheint ſowohl durch ſich ſelbſt, als durch die Nachrichten, die wir hierüber beſitzen, ſehr gegründet, obwohl die Griechen uns ſpärlich davon Erwähnung thun.

(Fortſetzung folgt).

Memoiren von Robespierre.

Dritter Artikel.

Erſte öffentliche Reden.

Die drei Stände des franzöſiſchen Volks waren im Jahr 1789 zuſammengekommen, hatten ſich zur Nationalverſammlung erklärt, die Baſtille war erſtürmt worden — noch hatte der Abgeordnete von Arras nicht öffentlich geſprochen. Endlich, als am 20 Juli Lally-Tollendal in der Verſammlung den Antrag machte, von allen Kanzeln verkünden zu laſſen, daß jeder Störer der öffentlichen Ruhe fortan der Juſtiz überantwortet werden würde, erhob ſich Robespierre zum erſten Mal, *) dieſen Vorſchlag zu beſtreiten, und zu zeigen, daß das franzöſiſche Volk in den bis jetzt vorgenommenen Schritten nur ſein gutes Recht ausgeübt habe. Der kleine Auszug, welchen die Memoiren aus dieſer Rede mittheilen, enthält, abgeſehen von dem richtigen Sinn, womit der Redner das bisher Vorgefallene auffaßt, nichts Intereſſantes; eben ſo wenig was von den nächſt darauf gefolgten Reden — am 27 Juli über einen aufgefangenen Brief, am 31 über die Verhaftung Bezenvals — nur mit wenigen Worten aufgeführt wird; eher feſſelt Robespierres vierte am 24 Auguſt gehaltene Rede die Aufmerkſamkeit. Sie betrifft die Preßfreiheit; unſre Memoiren führen unter Anderem folgende Stelle aus derſelben an: „Sie dürfen nicht anſtehen, die Freiheit der Preſſe unumwunden zu erklären. Freien Männern kann es nie zukommen, ihre Rechte auf zweifelhafte Art auszuſprechen; bloß der Despotismus hat Einſchränkungen erfunden und dadurch iſt ihm gelungen, jedes gute Recht zu ſchmälern.“ In ſeiner fünften Rede, am 26 Auguſt, über die Steuerbewilligung, ſagt Robespierre: „das Recht die Steuern zu bewilligen ſetzt das Recht voraus, daß die Steuer von uns abhänge, während der in Vorſchlag gebrachte Artikel der Nation bloß eine Art Veto zugeſteht. Jenes Princip übrigens war anerkannt, ehe die Nation die geſetzgebende Gewalt wieder erhalten hatte: ſoll nunmehr, da ihr dieſe Gewalt nicht mehr entgehen kann, ihr Recht ſich bloß darauf beſchränken, die Steuern zu prüfen und zu **bewilligen**, oder ſoll nicht vielmehr von ihr das Geſetz hinſichtlich der Steuern überhaupt ausgehen? Wenn es ſich um eine Begriffsbeſtimmung der Steuer handelt, ſo würde ich dieſelbe einen Theil des Eigenthumes der Bürger nennen, der zu Sicherung der allgemeinen Bedürfniſſe niedergelegt wird; man kann alſo nicht von den Rechten der Nation ſprechen, ohne zugleich von der ihr heimgefallenen geſetzgebenden Gewalt zu ſprechen.“ *)

In den erſten Tagen des Septembers beſtritt er die Zuläſſigkeit des königlichen Vetos, ſei daſſelbe abſolut oder ſuſpenſiv. Aus dem ſehr langen Auszug, welchen die Memoiren von dieſer Rede mittheilen, wählen wir Folgendes: „Jeder Menſch hat von Natur die Fähigkeit, ſich durch ſeinen Willen zu beherrſchen; die zu einer politiſchen Geſammtheit vereinigten Menſchen, d. h. ein Volk, hat alſo das gleiche Recht, nämlich die Fähigkeit eines Geſammtwillens, zuſammengeſetzt aus den Fähigkeiten der einzelnen Willen, und die geſetzgebende Gewalt dieſes Willens iſt unveräußerlich, unbeſchränkt, unabhängig von irgend einem geſellſchaftlichen Verhältniß, wie ſie's in jedem Menſchen iſt, der von ſeines Gleichen getrennt lebt. Die Geſetze ſind bloß Akte dieſes allgemeinen Willens. Da aber ein großes Volk als Geſammtheit die geſetzgebende Gewalt nicht ausüben kann, und ein kleines vielleicht nicht darf, ſo überträgt es die Ausübung ſeinen Repräſentanten, den Bevollmächtigten ſeiner Gewalt.

„Hiemit iſt offenbar ausgeſprochen, daß der Wille dieſer Repräſentanten als der Wille des Volks betrachtet und reſpektirt werden, und eine geheiligte, über jedem Einzeln-Willen ſtehende Vollkraft haben müſſe, widrigenfalls das Volk ſeiner geſetzgebenden Gewalt und Selbſtmächtigkeit beraubt ſeyn würde.

„Wer behauptet, daß ein Menſch das Recht habe, das Geſetz nicht anzuerkennen, ſagt: der Wille eines Einzelnen ſtehe über dem Willen Aller; die Nation ſey Nichts und ein einziger

---

*) Im Ganzen hielt Robespierre, nach dem den Memoiren angehängten Verzeichniß, vom 20 Juli 1789 bis zum 28 September 1791, 165 größere Reden in der Nationalverſammlung; häufig zwei an einem Tag, und nicht ſelten zwei, ſelbſt drei, über denſelben Gegenſtand; ſo z. B. innerhalb zwei Tagen (14 und 15 Juli 1791) drei Reden über die Flucht des Königs.

*) Robespierres Vorſchlag ging nicht durch; das Wort „bewilligen“, welches er durch „ausſchreiben“ (établir) erſetzt wiſſen wollte, wurde beibehalten, und ſeine Bedeutung nicht in jenem weiten Sinne genommen. Das Geſetz ward in folgenden Worten ausgedrückt: „jeder Bürger hat das Recht, in eigner Perſon oder durch ſeine Repräſentanten, die Nothwendigkeit der allgemeinen Beſteurung zu unterſuchen, ſie zu bewilligen, über ihre Anwendung zu wachen und die Quantität, den Anſatz, die Beitreibung und Dauer derſelben zu beſtimmen.“

Digitized by Google

Menſch Alles. Fügt er bei, dieſes Recht ſtehe Dem zu, welcher mit der vollziehenden Gewalt bekleidet iſt, ſo ſagt er: der von dem Volk zu Vollziehung des Volkswillens aufgeſtellte Menſch habe das Recht den Volkswillen zu hemmen und zu feſſeln; er erſchafft ein nach moraliſchen und politiſchen Grundſätzen unbegreifliches Ungeheuer, und dieſes Ungeheuer iſt das königl. Veto.

„Durch welches Verhängniß muß dieſe ſeltſame Frage die erſte ſeyn, welche die Stellvertreter des franzöſiſchen Volks, die demſelben die Freiheit begründen ſollen, in Anſpruch nimmt? Durch welch Verhängniß ſoll der erſte Satz der von ganz Europa mit ſo vieler Ungeduld erwarteten Verfaſſung eine Erklärung der Uebermacht der Könige über die Völker, eine Aechtung der heiligen Rechte der letztern ſeyn? Nein .... dieſes abentheuerliche, unſelige Geſetz wird nicht zum Voraus als entſchieden angenommen werden; ich glaube nicht daran, denn es iſt mir geſtattet, ſeine Ungereimtheit in Gegenwart der Vertheidiger des Volks den Augen der Nation vorzulegen.

. . . .

„Wir dürfen nicht mehr fortwährend ſagen: Frankreich iſt ein monarchiſcher Staat, und aus dieſem oberſten Grundſatz die Königsrechte als erſten und wichtigſten Theil der Verfaſſung ableiten, vielmehr ſollten wir uns erinnern, daß das Wort „monarchiſch" lediglich Nichts, als einen Staat bedeutet, in welchem die vollziehende Gewalt einem Einzigen anvertraut iſt; wir ſollten bedenken, daß jede Regierung vom Volk und für das Volk aufgeſtellt iſt, und folglich alle Regierende, und ſelbſt die Könige, bloß die Mandatare und Bevollmächtigten des Volkes ſind; daß die Verrichtungen jeder Staatsgewalt, und folglich auch der Königswürde, Staatspflichten, und keineswegs perſönliche Rechte oder beſondres Eigenthum eines Individuums ſind; daß man alſo kein Aergerniß daran nehmen darf, wenn in der Verſammlung der Stellvertreter des franzöſiſchen Volks, welche mit der Gewalt bekleidet iſt, eine Verfaſſung zu entwerfen, ein Bürger glaubt, Freiheit und Rechte des Volkes ſeyen der Gegenſtand, welcher uns zuerſt in Anſpruch nehmen müſſe, und die königliche Macht dürfe nur nach der dieſen Zwecken entſprechendſten Weiſe beſtimmt werden.

. . . .

„„Die Volksrepräſentanten können ihre Gewalt mißbrauchen, man muß alſo dem Könige die Macht ertheilen, ein Geſetz zu verwerfen.""

„Das iſt als ob man ſagte: „„der Geſetzgeber kann irren, folglich muß man ihn vernichten.""

„Es ſetzt ein großes Mißtrauen in den geſetzgebenden Körper, und ein ungemeines Vertrauen in die vollziehende Gewalt voraus. . . . .

„Der geſetzgebende Körper beſteht aus Bürgern, welche vom Volk erwählt, mit einer friedlichen Magiſtratur bekleidet ſind, und zwar nur auf eine beſtimmte Zeit, nach deren Verlauf ſie in die Menge zurücktreten. Was iſt dagegen die vollziehende Gewalt? Ein Monarch mit ungeheurer Macht, welcher über Heere, Gerichtshöfe, über die ganze Kraft eines großen Volkes verfügt. Wie leicht wird es hiedurch, die Herrſchſucht zu befriedigen, zumal da die Erblichkeit der Krone den Fürſten erlaubt, an dem Plan zu Vergrößerung einer Macht, die ſie als ein Familienbeſitzthum betrachten, fortwährend und folgemäßig zu arbeiten?

. . . .

„Die handgreifliche Ungereimtheit eines Veto's im Allgemeinen hat nun zwar in dieſer Verſammlung zu Erfindung des ſuſpenſiven Veto's geführt — eines neuen Wortes für eine neue Staatseinrichtung; allein ich geſtehe, daß ich dieſe nicht zu faſſen vermag. Was ich weiß, iſt, daß ein ſolches Veto dem König das Recht giebt, die Wirkſamkeit der geſetzgebenden Gewalt auf eine Zeit zu ſuſpendiren, über deren Dauer man bis jetzt noch verſchiedene Anſichten hegt. Was mich ermuthigt, ein ſolches Geſetz zu bekämpfen, welches allerdings von ſehr guten Bürgern vertheidigt wurde, iſt, daß eine große Zahl dieſer letztern mir nicht verhehlt hat, daß ſie zwar das Veto überhaupt für unverträglich mit richtigen Grundſätzen hielten, da ſie aber überzeugt wären, daß ein ſolches ſeiner ganzen Strenge nach von einer bedeutenden Mehrzahl der Verſammlung im Voraus angenommen ſey, ſo glaubten ſie, der einzige Weg ſolcher Plage zu entfliehn gehe dahin, ſeine Zuflucht zu einem ſuſpenſiven Veto zu nehmen.

„Ich war bloß in Einem Punkt verſchiedener Meinung, darin nämlich, daß ich an der Macht der Wahrheit und am Heil des Volkes nicht verzweifeln zu dürfen glaubte. Ich ſage daher unumwunden, daß mir das eine Veto von dem andern mehr nur dem Wort, als dem Sinn nach, verſchieden dünkt, und beide gleich darauf berechnet ſind, unſre Freiheit in der Geburt zu vernichten.

„Man führe mir nicht das Beiſpiel Englands an. Abgeſehen, daß die Vertreter des franzöſiſchen Volks nicht hier ſind, um ein Geſetz, das in Zeiten der Unwiſſenheit und des Kampfs feindlicher Parteien gegeben ward, ſklaviſch nachzubilden, iſt Eure Nation, die ſich unter ganz andern Umſtänden befindet, nun einmal nicht geeignet, jenen weſentlichen, von den Engländern ſelbſt anerkannten Fehler der engl. Verfaſſung auf ſich zu nehmen. Englands Lage enthebt daſſelbe der Nothwendigkeit der ungeheuern Militärmacht, wodurch die vollziehende Gewalt ſo gefährlich für die Freiheit wird. Häufige Staatsumwälzungen, lange, ſchreckliche Kämpfe zwiſchen Volk und König haben dem Engländer einen kraftvollen Charakter, und jenes heilſame Mißtrauen gegeben, wodurch die Freiheit am Beſten geſichert wird: wir aber, die ſolche Proben noch nicht beſtanden haben, wir würden uns wohl unſerer ſelbſt überheben, wenn wir glauben wollten, wir hätten mit Einem Schlag den Leichtſinn die Flatterhaftigkeit, deren man uns bisher immer beſchuldigt hat, abgelegt. Auch iſt England jener Hyder von Ariſtokratie entgangen, die ſich vom Mark des Landes nährt: unter uns lebt ſie noch; voll unerſchöpften Muths erhebt ſie ſchon hundert tauſend drohende Köpfe und ſinnt auf neue Liſten, um ihre Macht auf den Trümmern der Freiheit wieder herzuſtellen. Endlich iſt Lage und Charakter des franzöſiſchen Volks von der Art, daß eine gute Verfaſſung, indem ſie den öffentlichen Geiſt

Digitized by Google

entwickelt, daſſelbe in kurzer Zeit zur Freiheit führen kann; eine ſchlechte Verfaſſung hingegen, wo auch nur Eine Thür für den Despotismus und die Ariſtokratie offen ſteht, daſſelbe nothwendig in eine Sclaverei zurückwirft, die um ſo unzerſtörbarer iſt, als die Conſtitution ſelbſt den Kitt dazu hergiebt.

„Auch war, meine Herren, unſre erſte, edelſte Aufgabe, den Sinn unſrer Mitbürger durch unſre Grundſätze und unſer Beiſpiel zu derjenigen Höhe der Gedanken und Empfindungen zu erheben, welche dieſe große, herrliche Staatsumwälzung fordert. Wir haben begonnen, jene Aufgabe zu erfüllen, und mit welch ſüßem, ehrenvollem Lohn hat nicht die Dankbarkeit des Volks unſre Mühe und Gefahren belohnt? Mögen wir auch fortan nicht hinter unſrer erhabenen Beſtimmung zurückbleiben! Mögen wir ſtets unſres Amtes würdig uns beweiſen vor Frankreich, das wir retten ſollen, vor Europa, dem wir zum Vorbild dienen können.“

Robespierres Bemühung war umſonſt; das ſuspenſive Veto ging bei der Verſammlung durch. Die Memoiren, welche die eben angeführte Rede als pièce justificative im Anhang mittheilen, legen dem Autobiographen bei dieſer Gelegenheit folgende Worte in Mund: „Meine Aufrichtigkeit mißfiel ſehr; man fing bereits an, mich als einen unverträglichen Menſchen zu betrachten, weil ich, jede Discuſſion auf die Grundwahrheiten zurückführend, in Bezug auf die Volksrechte weder nachgeben, noch unrechtmäßig erworbne Rechte ſchonen wollte.“ So wenig es wahrſcheinlich iſt, daß dieſe Bemerkung, wie überhaupt der ganze erzählende Theil des Werkes, von Robespierre ſelbſt herrühre — (anders verhält ſichs mit den Reden, die theils geradezu als pièce justif. beigefügt ſind, theils wenigſtens in ſofern eine bedeutende Verfälſchung nicht zulaſſen, als noch Viele leben, die ſolche mit anhörten, auch wohl die meiſten derſelben in den franzöſiſchen Blättern jener Zeit noch zu leſen ſind) — ſo wird man doch andrerſeits vielleicht zugeſtehen, daß jene Stelle Robespierres Auftreten wahr genug zeichnet, oder daß ſie ein Commentar zu Mirabeaus Worten über den künftigen Beherrſcher der Revolution ſind: „Dieſer Menſch ſagt, was er denkt; er wird weit gehen.“

(Fortſetzung folgt.)

Texas *).

In dem Augenblick, wo die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Begriff ſteht, ihrem Gebiet eine Provinz des mexicaniſchen Reichs einzuverleiben, gewinnt die Erörterung der Zweckmäßigkeit dieſer Politik ein um ſo höheres Intereſſe, als es ſich um eine Landſchaft handelt, über deren phyſiſchen Charakter man, wie ſich zeigt, völlig im Irrthum war. Man pflegte Texas immer als eine dürre Steppe zu betrachten, wo ſich weder ein Anbau lohnte, noch für den wiſſenſchaftlichen Reiſenden ein Gewinn zu ſuchen wäre. Dem aber iſt nicht alſo. Texas, gleich ſo manchen Ländern von ähnlicher Lage, bietet eine große Verſchiedenheit des Bodens und des Clima's dar: allein aus dem — wenn auch unvollſtändigen — Thatbeſtand, der ſich für jetzt erheben läßt, ſcheint wenigſtens ſo Viel hervorzugehen, daß, wenn einmal Boden und Clima geleiſtet haben werden, was ſie können, ſowohl die Einen ſich getäuſcht haben dürften, welche ſich daſelbſt ein Paradies träumen, als die Andern, welche es gerne als eine Wüſte verſchreien möchten.

1. Geographiſche Orientirung.

Vor der Revolution bildete Texas eine der innern Provinzen (provincias internas) von Neuſpanien und machte mit der angrenzenden Provinz Coahuila einen bedeutenden Theil der Intendantſchaft von San Luis de Potoſi aus. Dieſe Intendantſchaft begriff die Provinzen Neu-Santander, San Luis Potoſi, Neu-Leon, Coahuila, und ein gut Stück von Neu-Mexico in ſich. So waren die Grenzen beſtimmt, als Mexico ſeine Unabhängigkeit errang. Ein Congreßbeſchluß vom J. 1822 trennte dieß unermeßliche Gebiet in die drei verſchiedenen Staaten Neu-Leon, San Luis Potoſi und das öſtliche Binnenland, und zwar ſo, daß die beiden erſtern ihre unveränderten Grenzen beibehielten, das letztere die Provinzen Neu-Santander, Coahuila und Texas in ſich aufnahm. Die immer noch unverhältnißmäßige Ausdehnung dieſes Staats, und als Folge davon die Schwierigkeit der innern Verwaltung, führte indeß im Jahr 1824 eine abermalige Theilung herbei, indem Sant-Ander unter dem Namen Tamaulipas zu einem unabhängigen Staat erklärt und aus den beiden noch übrigen Provinzen gleichfalls ein Staat, Coahuila und Texas genannt, errichtet wurde. Bei der Berichtigung der Grenzen ward dieß Mal ein beträchtlicher Theil von Coahuila dem Staat Santa Fé oder Neu-Mexico zugeſchlagen.

Da ſeit jener Zeit in der Eintheilung dieſer Staaten Nichts mehr geändert worden, ſo fällt die Lage von Texas zwiſchen 27° und 35° n. Br. und 16° und 26° w. L. v. Waſh. oder 93° und 130° w. L. von Greenw. Die Umriſſe ſind folgende: Im N ſtößt es an Arkanſas und den Bezirk von Ozark, von welchen es durch den rothen Fluß getrennt iſt; im O an den Staat Louiſiana; im S an den Golf und den Staat Tamaulipas; im W an den Staat Chihuahua, die Provinz Coahuila und den Staat Santa Fé; oder genauer: man ziehe eine Linie an der Meeresküſte von der Mündung des Sabineſees bis zu der des Nuecesfluſſes, welcher die ſüdweſtliche Grenze iſt — 260 M.; dieſe Linie erſtrecke man vom Meeresfluß hinauf bis zu ſeiner Quelle — 350 M.; verfolge ſie von da längs der Bergkette, welche die Waſſer des Rio Bravo von denen des Brazos, Colorado ꝛc. ſcheidet, und ſich am rothen Fluſſe endigt — 430 M.; führe ſie hierauf den rothen Fluß hinab bis zu einem beſtimmten Punkt, nördlich der Weſtgrenze von Louiſiana — 560 M.; rücke ſodann ſüdlich mit dieſer Grenze bis zum Sabinefluſſe unter 32° n. Br. — 60 M. und begleite endlich den letztern Fluß bis zu ſeiner Mündung — 220 M., ſo kommt im Ganzen ein Umfang von 1600 M. heraus, was nach einer genauen Berechnung einen Flächenraum von 179,200 Quadratm. giebt, d. h. einen Flächenraum ſo groß als die Staaten Louiſiana, Miſſiſſippi, Alabama und Südcarolina. Läßt man aber, wie auf alten Karten irrthümlicher Weiſe geſchieht, Texas bis zum Rio Bravo ſich ausdehnen, ſo ſtellt ſein

*) Considerations on the propriety and necessity of annexing the province of Texas to the United States. By a revolutionary officer. New York 1829. American-Quarterly Review, March 1830.

Digitized by Google

Areal, welches ſich auf 330,000 Quadratm. beläuft, eine Oberfläche hat, welche außer den genannten Staaten dem Areal von Georgia, Teneſſee und Nordcarolina entſpricht. Eine ſolche Ausdehnung anzunehmen berechtigt jedoch weder ein Geſetz der Republik, noch des Mutterlandes. Texas würde ſo noch zwei Drittheile von Coahuila in ſich begreifen, welches eine beſondere Provinz dieſes Staats bildet; beinahe die Hälfte von Tamaulipas; ohngefähr ein Drittel von dem Staat Chihuahua und einen anſehnlichen Abſchnitt von Santa Fé. Sollte die nordamericaniſche Regierung den Ankauf dieſer ganzen Ländermaſſe bis zum Rio Bravo beabſichtigen, wodurch eine Zerſtücklung dieſer ſämmtlichen Staaten herbeigeführt würde, ſo kann man's vorauswiſſen, daß die mexicaniſche Regierung ſich nie dazu verſtehen wird, wenn ſie auch das Land innerhalb der weiteroben bezeichneten Grenze abzutreten nicht abgeneigt iſt. Es kann alſo wohl nur von Texas im engern Sinne die Rede ſeyn.

Ueber die Grenzen des neuen griechiſchen Staats *)

Die engere Beſchränkung des griechiſchen Staats durch das Protokol vom 4 Februar 1830 hat den General Church zu einer Flugſchrift veranlaßt, welche ſein Schwager William Horton ſo eben in London herausgegeben hat. Sie iſt dem engliſchen Parlament und dem Prinzen Leopold gewidmet. Der Verf. weiſt darin nach, daß die von der Diplomatik improviſirte Markung dem neuen Staat auf keinerlei Weiſe genügen könne; daß die Sicherheit Griechenlands und ſelbſt ſeine Exiſtenz eine ausgedehntere, noch mehr aber eine feſtere Grenze erfordere.

Soll Griechenland als Staat einige Anſprüche auf Achtung machen, ſo müſſen ſeine Grenzen zum Mindeſten von Volo bis Arta ſich erſtrecken; denn dann ziehen ſie ſich über eine Gebirgskette, welche ſtark genug iſt, das Land gegen eine fremde Invaſion zu ſchützen. Die Gebirge von Mauravuni, Delacha, der Pindus mit ſeinen öſtlichen und weſtlichen Verzweigungen würden eine haltbare Vertheidigungslinie bilden, für die im Oſten Rola, in der Mitte Patradſchik, im Weſten Arta und Preveſa einen paſſenden Anlehnungspunkt darböten. Dieß wäre ungefähr die Grenze des Protokols vom 22 März 1829. Geht man von dieſer Baſis ab, ſo überliefert man Griechenland, das man gerettet zu haben vorgiebt, von Neuem ſeinen Feinden und was die Mächte ſeit drei Jahren für daſſelbe gethan, iſt umſonſt geſchehen.

Die Diplomatik war anderer Meinung. Mit einem Federzug verkürzte ſie das Gebiet des freien Griechenlands um ein Drittel. Der Aſpropotamos und der Golf von Zeituni traten an der Stelle der einen halben Grad nördlicher gelegenen Golfe von Arta und Volo. Abgeſehen von der Ungerechtigkeit, die Waffenbrüder Derer, die man frei erklärt, unter dem Joch zu laſſen, und ſomit zwei Bevölkerungen zu trennen, welche gemeinſchaftlich ihr Blut für die Unabhängigkeit vergoſſen haben, abgeſehen von der Unmöglichkeit die Griechen aus den Landſchaften, die man der Pforte zurückgeben will, zu verjagen — bleibt immer noch die Ungereimtheit der Beſtimmung von Grenzen, die für Griechenland nicht haltbar ſind.

General Church iſt mehr als irgend Einer im Stand, in dieſer Sache ein richtiges Urtheil zu fällen. Durch einen mehrjährigen Krieg auf demſelben Grund und Boden, welchen man Griechenland zur Grenze anweiſt, weiß er, wie wenig Hülfsquellen das Land dort beſitzt. Er hat beinahe alle Punkte vertheidigt oder angegriffen, welche in Frage kommen. Wenn er die Verzweiflung der Griechen ſchildert, als ſie den Beſchluß der Mächte erfuhren, ſo kann man ihm als Augenzeugen glauben; ſeine Flugſchrift iſt auf einer Reiſe von Aegina nach Argos entworfen und aus Epidaurus datirt. Spricht er von dem Grafen Capo d'Iſtrias und ſeiner Verwaltung, ſo muß man ſich des perſönlichen Zerwürfniſſes mit dem Präſidenten erinnern, in deſſen Folge der General den griechiſchen Dienſt verließ. Es iſt wahrſcheinlich, daß er das Benehmen des Grafen nicht unparteiiſch gewürdigt hat, ſo ſehr er auch ſeine Kaltblütigkeit verſichert. In dem ſeiner Flugſchrift vorangeſchickten Schreiben an ſeinen Schwager ſetzt er die Gründe auseinander, warum er die Feder ergreiſe. Er will die Sache des Landes, für das er ſo lange geſochten, in dem Augenblick nicht verlaſſen, wo ſie für immer entſchieden werden ſoll. „Ich kann," ſagt er, „nicht gleichgültig zuſehen, wenn es ſich um das endliche Schickſal Griechenlands handelt. Die Beſchlüſſe, die man gefaßt, berauben, wenn man ſie ausführt, denjenigen Theil von Griechenland der Unabhängigkeit, welcher vielleicht am Eheſten verdiente, frei zu ſeyn und Griechenland ſelbſt laſſen ſie ohne eine Grenze, die man zu vertheidigen vermag und ſeinen Souverän machen ſie zu einem Fürſten, der an Umfang des Gebiets ſich kaum mit einem kleinen Baſſa meſſen kann, und an wirklicher Macht dem Gebieter von Janina und Scutari nachſteht."

(Schluß folgt.)

*) Observations on an eligible line of frontier for Greece as an independent state, by Lieutenant General Richard Church. London 1830.

Vincente Zuchero.

Vincente Zuchero, gegenwärtig ſieben Jahre alt, gebürtig aus Sicilien, ward unlängſt wegen ſeiner erſtaunungswürdigen Fertigkeit im Rechnen an den Hof von Neapel gebracht, wo man ihm in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung mehrere ſchwierige Aufgaben vorlegte. Zuerſt fragte ihn der Herzog von Calabrien, wie viele Minuten in 500 Jahren enthalten wären, das Jahr zu 365 Tagen, 6 Stunden gerechnet. Nach kurzem Bedenken erwiederte der Knabe: 262,980,000 Minuten. Hierauf fragte Prinz Pignattelli, wie viele Schritte ein Gärtner thun müßte, der 100 je 5 Schritte von einander entfernt ſtehende Bäume zu begießen, und das Waſſer für jeden Baum aus einem Brunnen zu ſchöpfen hätte, der 10 Schritte von dem erſten Baum entfernt wäre. Augenblicklich antwortete der kleine Zuchero 51,500 Schritte. — Es wäre intereſſant, über die anderweitigen Geiſtesgaben dieſes Wunderkindes Nachricht zu erhalten, da die Fälle nicht ganz ſelten ſind, wo die höchſte arithmetiſche Virtuoſität ſich mit beinahe vollendeter Obtuſität des übrigen intellektuellen Vermögens verbindet. Noch mehr aber wünſchten wir zu wiſſen, ob gleich ein Mathematiker bei der Hand war, welcher von dieſen Rechnungen die Probe machte?

Berichtigung.

Seite 650, S. 2, Z. 6 u. l. Ruder ſtatt Helm.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 166. 15 Juny 1830.

Ueber die hetruriſchen Vaſenausgrabungen.

(Fortſetzung.)

Von den Zügen der Pelasger nach Hetrurien und Griechenland finden ſich bei den alten Schriftſtellern zwei Haupteinwanderungen berichtet. Die erſte geſchah um das Jahr 1400 v. Ch., von welcher geſagt wird, daß Tyrrhener aus Lydien einwanderten. Tyrrhener wurden aber von den Griechen die Pelasger genannt, wie dieß bei Thucydides, Plutarch, Dionyſius von Halikarnaß u. m. a. vorkommt. Zur Zeit des Argonautenzugs 1260 v. Ch. war Hetrurien ſchon ſehr mächtig und hatte die Herrſchaft zur See. Denn die Tyrrhener griffen die Argonauten auf ihrer Rückkehr an und beſiegten ſie gänzlich. Es fehlt überhaupt nicht an Nachrichten, welche hinreichend beweiſen, daß Hetrurien zur Zeit des thebaniſchen Kriegs (1230) und des trojaniſchen (1184) ſehr reich und mächtig war.*) Die zweite Haupteinwanderung geſchah nach der Angabe Herodots zur Zeit des Lykurgs (888). Man kann daher mit dem Hrn. Fürſten von Canino annehmen, daß die Pelasger vom Orient zuerſt nach Griechenland gekommen, und daß ein Theil derſelben wegen Mangels an Raum von dort nach Hetrurien ſich begab. Später mögen dann dieſe Einwanderungen von Griechenland aus fortgedauert haben, da, wie bei jeder Coloniſation zu geſchehen pflegt, die erſte Niederlaſſung, ſobald ſie glücklichen Erfolg hat, immerfort neue Anſiedelungen nach ſich zieht. Daraus folgt dann allerdings mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß die ältere hetruriſche Sprache mit der altgriechiſchen oder pelasgiſchen entweder Aehnlichkeit hatte oder gar dieſelbe war, und daß ſie ſpäter erſt, als die Römer Hetrurien unterjochten, ſich mehr und mehr dem Lateiniſchen näherte und ſich mit ihm vermiſchte. Auch berichtet Diodor von Sicilien, daß zwar im Allgemeinen die Buchſtaben Phönikia genannt wurden, weil ſie von den Phöniziern zu den Griechen gelangten, daß ſie aber im Beſondern Pelasgika hießen, in ſofern die Pelasger zuerſt die ins Griechiſche übertragenen Buchſtabenzüge gebrauchten. Ferner ſagt derſelbe Schriftſteller, Linus habe die Thaten des erſten Bacchus und das übrige Mythenſyſtem in pelasgiſcher Schrift abgefaßt und in ſieben Büchern hinterlaſſen. Plutarch erwähnt des Triumphwagens, welchen Romulus aus der eroberten hetruriſchen Stadt Cametta genommen, worauf ſich eine Inſchrift befand, in Buchſtaben, welche den altgriechiſchen glichen.

Betrachtet man Hetrurien rückſichtlich der Kunſt, ſo fehlt es ebenfalls nicht an Zeugniſſen für den hohen Standpunkt derſelben. So weiß Plinius, daß aus der Stadt Volſinium, dem heutigen Volſena, 2000 Statuen nach Rom geholt worden. Wir rücken hier noch das Bild ein, welches Diodor von Sicilien in wenigen Zügen von der Macht und dem Reichthum der Hetrurier entwirft. „Sie hatten ſich in alten Zeiten durch ihre Tapferkeit hervorgethan, eroberten viele Länder und erbauten viele Städte. Eben ſo hatten ſie eine ſtarke Seemacht, behaupteten lange Zeit hindurch die Herrſchaft des Meeres, und von ihnen rührt es her, daß das Meer in Italien das tyrrheniſche genannt wurde.*) Für den Landkrieg erfanden ſie die tyrrheniſche Trompete, die von ſo vorzüglicher Brauchbarkeit iſt, und den Befehlshabern verſchafften ſie dadurch mehr Anſehen, daß ſie ihnen Liktoren, einen elfenbeinernen Stuhl und einen mit Purpur ausgeſchlagenen Rock gaben. Bei ihren Paläſten führten ſie Säulengänge ein, als ein gutes Mittel das Getümmel des Volkes, das ſeine Aufwartung machte, abzuhalten. All' dieſe Dinge wurden von den Römern beſtens nachgeahmt und in ihren Staat verpflanzt. Die Wiſſenſchaften, Natur- und Götterlehre erfreuten ſich ihrer Pflege; doch vor Allem lag ihnen die Beobachtung des Donners an. Daher bewundern die Römer, faſt der ganzen Welt Beherrſcher, dieſe Leute bis auf den heutigen Tag noch, und gebrauchen ſie bei Vorbedeutungen des Donners als Zeichendeuter.“ Diodor fügt noch ein Gemälde des Luxus bei den Hetruriern bei, wonach derſelbe alles dazumal Bekannte weit übertraf. Ueberhaupt nach den einſtimmigen Zeugniſſen der Alten herrſchte der höchſte Grad der Bildung in Wiſſenſchaft und Kunſt in Hetrurien, und zwar ſo frühe ſchon,

*) Die Begebenheiten dieſer beiden Kriege, die Thaten des Herkules und Theſeus, bacchiſche Scenen, und gymnaſtiſche Uebungen, ſind die Hauptgegenſtände, welche ſich ſehr häufig auf den hetruriſchen Darſtellungen wiederholen.

*) Auch das adriatiſche Meer trägt ſeinen Namen von der hetruriſchen Stadt, welche unter den drei verſchiedenen Benennungen Adria, Hadria und Atria vorkommt: Plin. lib. 3 cap. 16 und Plutar. in Camillo.

Digitized by Google

daß unmöglich anzunehmen iſt, die Kunſt ſey von Griechenland nach Hetrurien gebracht worden. Zumal wenn man die Blütezeit der griechiſchen Kunſt erſt mit Phidias anfangen läßt, wie Dieß gewöhnlich geſchieht, weil uns von der Vorſchule dieſer Zeit ſo wenig beſtimmte Monumente hinterblieben ſind. Allein dieſe Zeit iſt wohl eher der Gipfel, die letzte Spitze der griechiſchen Kunſtpyramide zu nennen; vielleicht iſt Phidias ſelbſt der Schlußſtein jenes herrlichen Gewölbes, und ſchließt daſſelbe ganz in dem Maße, wie Raphael in ſeiner Zeit, die Kunſt des Mittelalters; wie dieſe liegt uns auch daher die phidiaſiſche als Wendepunkt der griechiſchen Kunſt vor. Zwiſchen beiden Perioden zeigt ſich nur der Unterſchied, daß wir erſtlich die Geſchichte der mittelalterlichen Kunſt in ihrem Stufengang bis ans Ende verfolgen können, während bei der griechiſchen Kunſt das phidiaſiſche Zeitalter einen übermäßigen Sprung gemacht zu haben ſcheint, was aber gewiß gar nicht der Fall iſt. Zweitens hat die griechiſche Kunſt das Ziel möglicher Vollendung erreicht, und für alle Zeiten den Grenzſtein abgeſteckt, deßhalb ſteht ſie auf ihrem höchſten Gipfel rein und mackellos, erhielt ſich eine Zeit lang in dieſer beiſpielloſen Trefflichkeit, trat ihren Rückweg langſamen Schrittes an, und brauchte lange bis ſie zu ihrem gänzlichen Verfall kam. *) Denn die Wirkung des ſichtbar gewordenen Ideals iſt ſo mächtig und dauerhaft, daß ſelbſt die gewaltſamſten und zerſtörendſten Zeiten ſie nicht mehr aus dem Leben verbannen können. Getrübt kann wohl eine ſolche Erſcheinung werden, allein niemals vernichtet, und immer wieder neu aufgegriffen, dient ſie für ewige Zeiten der Menſchheit als Stütz- und Haltpunkt. Die Kunſt des Mittelalters aber erfreut ſich dieſer unübertreffbaren Vollendung nicht, ſie iſt in ihrem ſchönſten Streben durch die Zeit, wie ein junger Baum in ſeinem beſten Treiben, geknickt worden und kannte das kräftige Mannesalter nicht. Deshalb trägt ſie auf ihrer höchſten Höhe ſchon Spuren des Verfalls an ſich, und nachdem ſie bald die erſten Rückſchritte gethan, eilte ſie ihrem gänzlichen Verfalle zu. Dieſe Bemerkung, die ſich uns hier aufdrängte, ſteht mit unſerer Vaſenentdeckung in ſofern in enger Verbindung, als dieſe Meiſterſtücke ein helles Licht auf die Vorſchule des Phidias werfen, denn wir erſehen daraus, daß die Kunſt auch damals nicht den angenommenen unmöglichen Sprung gemacht, ſondern daß ſie allmählig fortgeſchritten, und daß jene glänzende Periode nach den perſiſchen Kriegen, in welcher Phidias das Glück hatte zu leben, nur das Wenige, was noch zu ihrer höchſten Vollendung fehlte, ergänzte. **) Dieſen Schluß glauben wir viel richtiger und angemeſſener, als den gewöhnlichen, daß n... jene Vaſen gerade deßwegen aus keiner frühern Zeit herrühr... ſondern dem phidiaſiſchen und ſpäteren Zeitalter angehören, w... ſie ſo trefflich ſind, und der vollendeten Kunſt ſo nahe komm... Durch unſere Annahme iſt es allein möglich, das Räthſelh... und Unbegreifliche jenes Zeitalters aufzulöſen.

(Schluß fogt.)

Das franzöſiſche Wahlgeſetz.

Fortſetzung von §. 4.

Der Gerichtshof kann nur dann über eine Reclamation ent... ſcheiden, wenn bereits von dem Präfekten im Präfekturrathe ein Urtheil über dieſelbe gefällt worden iſt.

Kann das Gericht, wenn vor ihm ein vom Präfekten nicht aufgenommenes Individuum ſeine Inſcription mit Beibringung von Beweiſen verlangt, welche dem Präfekten nicht vorgelegt wurden, ſich auf Unterſuchung dieſer Beweiſe einlaſſen, und falls es dieſelben gültig findet, die Entſcheidung des Präfekten umſtoſſen und die Inſcription verfügen?

Ja (Rouen und Grenoble.) Nein (Amiens, Agen und Poitiers.)

Wenn zwiſchen der Entſcheidung des Gerichtshofs und der Eröffnung der Wahlcollegien nur noch wenige Tage inne liegen, ſo kann Derjenige, welcher vom Gerichtshof als Wahlberechtigter anerkannt worden iſt, die gerichtliche Ausfertigung dieſer Entſcheidung in der Minute fordern. (Rennes, 9 Januar 1829.)

Falls der Präfekt von der überbrachten Entſcheidung des Gerichtshofes keine Notiz nimmt, und daher dem Wahlberechtigten nicht die Karte einhändigt, ohne welche dieſer bei dem Wahlcollegium nicht vorgelaſſen wird, kann der Wahlberechtigte die Entſcheidung des Gerichtshofes dem Präſidenten des Collegiums zu wiſſen thun, und ſeine Inſcription durch andere Wähler reclamiren laſſen, die, falls auch ſie dieſelbe vom Präfekten nicht erhalten können, Solches zu Protokoll zu geben haben. Au... kann gegen den Präfekten in dieſem Falle auf Schadenerſatz ge... klagt werden.

Der Rekurs und die Klage wegen unrechtmäßigen Ausſtrei... chens aus der Liſte wirken ſuſpenſiv für iden Ausgeſtrichenen (Geſ. v. 2 Jul. 1828., Art. 18.)

§. 5. Ueber die Bildung einer Rectifikationstafel in Fal... der Auflöſung oder partiellen Einberufung eines Wahlcollegiums.

Wenn die Wahl-Verſammlung in dem Monat geſchieht, w... cher auf Bekanntmachung der letzten Rectifikationstafel folgt, ... am 20 October angeſchlagen werden muß, ſo erleidet die Tafel ... Veränderung. In dieſem Fall müſſen zwiſchen der Er... des Befehls zur Einberufung und dem wirklichen Zuſamm... wenigſtens 20 Tage verfließen. (Geſ. v. 2 Jul. 1828, Art. ...

Wenn die Verſammlung aber ſpäter geſchieht, ſo ...

---

*) Die beſten Figuren der Aegineten ſind zwar ſo vortrefflich, daß ſie ſich allerdings nahe an das phidiaſiſche Zeitalter anreihen, allein da die äginetiſche Schule als eine ganz eigene von den Alten ſchon bezeichnet wird, die ihren eigenthümlichen Gang ſtets beibehielt, ſo läßt ſich auch nichts Beſtimmtes über die Periode dieſes Styls angeben. Es kann recht gut ſeyn, daß dieſe Statuen gleichzeitig mit den phidiaſiſchen Arbeiten, oder auch ſogar ſpäter gemacht worden ſind.

**) Obgleich wir die jetzt entdeckten trefflichen Vaſen für hetruriſche Arbeiten halten, ſo glauben wir doch nicht, daß Griechenland zu jener Zeit Hetrurien in der Kunſt nachgeſtanden habe, und bei dem damaligen Verkehr, den beide Länder miteinander ..., waren ſie gewiß auch in ihren Kunſtleiſtungen wechſ... bekannt.

Zwiſchenraum zwiſchen Erhaltung des Befehls und dem wirklichen Zuſammentritt wenigſtens 30 Tage umfaſſen.

Im letztern Fall, d. h. alſo, wenn die Einberufung erſt in die Zeit vom 21 November des laufenden bis zum 20 October des folgenden Jahres fällt, hat der Präfekt den Befehl zur Einberufung augenblicklich anſchlagen zu laſſen; das Verzeichniß der Reclamationen wird in dem Generalſecretariat der Präfektur eröffnet, und die bereits fertigen Reclamationen müſſen, bei Verluſt ihrer Gültigkeit, innerhalb acht Tagen dort vorgelegt werden.

Der Präfekt iſt gehalten, die aus dieſen Reclamationen ſich ergebende neue Rectificationstabelle zu entwerfen und ſie am eilften Tag nach Bekanntmachung des Einberufungsbefehls, oder ſpäter, anſchlagen zu laſſen. Entſcheidungen, wodurch eine nachgeſuchte Inſcription verweigert, oder eine eingetragne geſtrichen wird, müſſen innerhalb 5 Tagen den interreſſirten Parteien mitgetheilt werden. Ebenſo verhält ſichs mit den Entſcheidungen, wodurch Geſuche um Ausſtreichung oder Rectification abgewieſen werden. (Ebend. Art. 22.)

Wenn der Recurs beim Gerichtshof ergriffen wird, ſo wirkt derſelbe nur im Fall der Ausſtreichung ſuſpenſiv.

Zur Einſprache gegen die Entſcheidung des Gerichtshofs ſtehen acht Tage offen, nach deren Verfluß dieſelbe keine Widerrede mehr zuläßt. (Ebend. Art. 23.)

Die einzigen Veränderungen, welche auf der Wahlliſte, eingerechnet die Rectificationstabelle, vorgenommen werden dürfen, ſind ſolche, welche Folge eines Factums ſind, das erſt nach dem jährlichen Abſchluß der Liſte, oder vielmehr nach dem Abſchluß der Reclamations-Zeit eintrat, die mit dem 30 September endigt. Das Geſetz ſagt nämlich: „die Rectificationstabelle wird in Rückſicht auf die nach Abſchluß der Liſte erworbnen oder verlornen Rechte gebildet, und die Reclamationen Derer, welche bei der urſprünglichen Abfaſſung der Liſte übergangen wurden, ihr Wahlrecht aber noch vor Bekanntmachung die Liſte gewonnen, werden nur angenommen, ſofern ſie vor dem erſten October eingereicht ſind.“ Man kann alſo keinen vor jener Zeit widerrechtlich eingeſchriebnen Wähler ſtreichen, wenn vor dem 1 October keine Einſprache gegen denſelben erfolgt iſt; und eben ſo keinen vor jener Zeit widerrechtlich übergangenen Wähler eintragen, wenn ſeine Inſcription nicht vor dem erſten October gefordert worden; wohl aber kann man Einen, deſſen Recht vom 30 September an erſt erworben wurde, oder verloren ging, eintragen oder ausſtreichen.

Soll Derjenige ſeines Rechtes verluſtig gehen, welcher zwar vor dem erſten October reclamirt hat, damals aber mit der Reclamation gerichtlich nicht angenommen wurde, weil es ihm nicht möglich war, dieſelbe vor dem 1 October mit den nöthigen Beweiſen zu belegen? Nein (Favard de Langlade, in ſeinem Werk: legislation électorale.)

Geht Derjenige ſeines Rechtes verluſtig, welcher bis zum 30 September nicht das zur Wahlberechtigung nöthige Vermögen beſaß, nach demſelben aber von ſeiner Mutter, Großmutter oder Schwiegermutter eine Delegation erhält, wodurch er in Stand geſetzt wird, jenes Vermögen (300 Franken) zu erweiſen? Nein (Caen, 19 Januar 1830.)

Man hat gefragt, ob der Präfekt bloß auf ſich ſelbſt hin im Präfekturrathe Reclamationen über ein ſeit dem 30 September gewonnenes oder verlorenes Recht vorbringen könne, ohne daß in dieſer Beziehung die intereſſirte Partei oder ein Dritter reclamirt hätte? und die Adminiſtration hat durch einen Erlaß vom 31 Auguſt 1829 mit Ja geantwortet. Dagegen hat der Gerichtshof von Aix durch Beſchluß vom 5 Mai 1830 entſchieden, daß die Initiative der Rectificationen den Präfekten nach dem 15 Auguſt nicht mehr zuſtehe. Eben ſo verhalte ſichs hinſichtlich der nach dem 31 October einberufenen Wahlcollegien. Im Fall einer Auflöſung der Kammer der Deputirten wird alſo durch den 22 Art. des Geſ. v. 2 Jul. 1828 und in Folge deſſen näherer Auslegung durch den eben angeführten Beſchluß des Gerichtshofs von Aix den Präfekten jede direkte Einwirkung bis zu dem Zeitpunkt unterſagt, wo wieder die Wahlliſte des folgenden Jahres ausgefertigt wird. (Gazette des Tribunaux, 12 Mai 1830.)

§. 6. Ueber die Bildung des Departementalcollegiums (großen Collegiums.)

Die Departementalcollegien beſtehen aus dem den Einzelnen nach am Höchſten beſteuerten Viertheil ſämmtlicher Wähler eines Departements.

Dieſe Collegien ernennt 172 Abgeordnete (Geſ. v. 29 Jun. 1820, Art. 2.)

In den Departemens, wo nicht über 300 Wähler ſind, ſo wie in denjenigen, welche bei einer Theilung in 5 Unterpräfekturen deren nicht über 400 haben, bilden die Wähler ein einziges Collegium *).

Die Liſte der Wähler des Departementalcollegiums wird am 20 October zugleich mit der letzten Rectificationstabelle und der allgemeinen Wahlliſte angeſchlagen.

Werden bei dem Viertel ſämmtlicher Wähler eines Departements, aus welchem das Collegium beſteht, Brüche mit berückſichtiget?

Wenn die Zahl ſämmtlicher Wähler eines Departements ein Multiplum von 4 bloß um 1 überſteigt, ſo wird dieſer Bruch nicht berückſichtigt; überſteigt er ein ſolches aber um 2 und 3, ſo wird dafür das Viertel des unmittelbar darauf folgenden Multiplums von 4 geſetzt **). (Beſchloſſen am 29 Aug. 1820.)

Wenn zwei gleichbeſteuerte Wähler mit einander hinſichtlich der Aufnahme in das Departementalcollegium concurriren, ſo hat der ältere den Vorzug. (Ebend.)

(Fortſetzung folgt.)

*) Acht Departemens befanden ſich im Jahr 1827 in dieſem Fall: Dep. der niedern Alpen, Corſica, Lozère, niedre Pyrenäen, hohe Pyrenäen, öſtliche Pyrenäen, Vogeſen.

**) Geſetzt z. B. die Zahl ſämmtlicher Wähler ſey 401, ſo wird das 1 nicht berückſichtigt und die Zahl der im Departementalcollegium Wählenden, welche aus dem vierten Theil ſämmtlicher Wähler beſteht, beträgt mithin bloß 100; iſt aber die Geſammtzahl der Wähler 402 oder 403, ſo wird gerechnet, als ob ſie 404 wäre, und die Zahl der Wähler im Departementalcollegium beträgt alſo 101.

Digitized by Google

Nathanael Pierce.

Einer der merkwürdigſten Abenteurer unſrer Zeit war ohne Zweifel der kürzlich verſtorbene Begleiter des bekannten engliſchen Reiſenden Salt — Nathanael Pierce. Gleich Robinſon Cruſoe von angeſehenen Eltern geboren, hatte er eine ziemlich gute Erziehung erhalten, wurde aber durch ſeine Neigung zum Wanderleben früh aus dem elterlichen Hauſe in den Seedienſt getrieben, und zeigte als Knabe ſchon die erſten Spuren jenes unternehmenden Geiſtes, der ihn bis zu ſeiner letzten Stunde nicht verließ. Während der Schreckensperiode der franzöſiſchen Revolution wurde er in einem Gefechte mit den Republikanern gefangen genommen und zu Vannes in ein Gefängniß geworfen, in welchem ſich mehrere Opfer der Revolution befanden. Mit einigen derſelben gelang es ihm, aus dem Kerker zu entkommen; ſie wurden indeſſen wieder feſtgenommen, ehe ſie die Küſte erreicht hatten, und er mußte Zeuge bei der Hinrichtung ſeiner unglücklichen Genoſſen ſeyn, die einer nach dem andern auf dem Glacis der Feſtung erſchoſſen wurden; zugleich wurde ihm angekündigt, daß ein gleiches Schickſal ihn erwarte, wenn er ſich noch einmal auf ein ſolches Wagſtück einließe. Dieß konnte ihn indeſſen nicht abſchrecken, einen zweiten Verſuch zu machen; und dießmal führte er wirklich eine Anzahl ſeiner Mitgefangenen ſicher an Bord eines engliſchen Kreuzers. Er nahm Dienſte auf einem engliſchen Kriegsſchiffe, dem Scepter, welcher unfern des Vorgebirgs der guten Hoffnung zu Grunde ging. Er ſank mit dem Wrack, wurde bewußtlos an den Strand geworfen und hier durch die Bemühungen einiger ſchottiſchen Pflanzer in das Leben zurückgerufen. Er trat darauf in Dienſte der oſtindiſchen Compagnie eine Reiſe nach China an, landete jedoch auf einer der malaiiſchen Inſeln und blieb unter den Eingebornen, bis das Schiff von Canton zurückkehrte. In der Folge kam er an Bord eines Kriegsſchiffes, welches zu Bombay ſtationirt war; hier konnte ſein unruhiger Geiſt nicht lange ausdauern, er deſertirte und ging zu der Armee des Peſchwa über, der eben mit den Engländern in Krieg lag. Zu ſeinem Unglück wurde nach kurzer Zeit Friede geſchloſſen, und er, nebſt anderen ſeiner Landsleute, als Ueberläufer ausgeliefert. Sie wurden nach Bombay gebracht, um dort vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden; er entkam indeſſen aus dem Fort, worin er ſaß, indem er auf das Land hinüberſchwamm, floh nach Goa, und ging als Matroſe an Bord des Schiffes, mit welchem Lord Valentia im Begriff ſtand nach dem rothen Meere abzuſegeln. Das Schiff litt in dieſen Gewäſſern durch einen heftigen Sturm ſo großen Schaden, daß es genöthigt war, ſich nach Bombay zurückzuwenden. Dahin durfte Pierce ſich nicht wagen, er ging daher zu Mocka an das Land und nahm, um ſich des Schutzes der Eingebornen zu verſichern, den mohammedaniſchen Glauben an. Bald wurde er aber dieſer neuen Laufbahn überdrüſſig und da überdieß die Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung in Zweifel gezogen wurde, ſo war er froh, ſich Lord Valentia wieder anſchließen zu können, als dieſer von Neuem an jener Küſte erſchien. Er begleitete ſpäter Salt auf ſeiner Reiſe nach Abyſſinien, und da es ihm in dieſem Lande gefiel, ſo beſchloß er, ſich hier für immer nieder zu laſſen, und trat in die Dienſte des Vicekönigs der Provinz Tigreh, Raas Welled Slaſſi. Bald zeichnete er bei den militäriſchen Unternehmungen dieſes kriegeriſchen Häuptlings ſich aus, und es wurde ihm daher das Commando einer beträchtlichen Truppenabtheilung anvertraut; er heirathete eine Verwandte der Gemahlin des Raas und Salt fand ihn bei ſeinem zweiten Beſuche in Abyſſinien in großem Wohlſtande und Anſehen. Nach dem Tode des Raas brachen jedoch die Gallas, ein räuberiſcher Negerſtamm auf der ſüdweſtlichen Grenze von Abyſſinien in das Land, Pierce wurde ſeines ganzen Vermögens beraubt und ſah ſich genöthigt in die Gebirge zu flüchten, wo er lange mit den größten Mühſeligkeiten zu kämpfen hatte. Nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt war, kehrte er in die Stadt Antalow zurück und lebte dort einige Zeit in großer Armuth, bis er endlich den Entſchluß faßte, ſich wieder unter den Schutz ſeines alten Freundes Salt zu begeben, der inzwiſchen britiſcher Conſul in Egypten geworden war. Er entfloh mit einem ſeiner Weiber, denn unter den abyſſiniſchen Chriſten iſt die Vielweiberei erlaubt — und kam in ſeinem wilden abyſſiniſchen Aufzuge glücklich in Cairo an. Hier verlor er ſein Weib, das wenige Monate nach ihrer Ankunft ſtarb; er ſelbſt beabſichtigte nach England zu gehen, in der Hoffnung für die Erforſchung des Innern von Africa verwandt zu werden, als auch ihn in einem Alter von wenig mehr als vierzig Jahren eine Krankheit dahin raffte.

Während ſeines Aufenthaltes in Abyſſinien ſtand er fortwährend in Correſpondenz mit Salt; von ſeinen Papieren iſt indeſſen außer einigen charakteriſtiſchen Briefen in den Transactions of the Bombay Literary Society (Vol. 1t p. 15) bisher noch Nichts bekannt geworden.

Verhältniß der Heilbarkeit des Wahnſinns in den Vereinigten Staaten.

Nach einer unlängſt in New-York herausgekommenen Schrift wurden von 1584 Individuen, die während einer beſtimmten Zahl von Jahren ins Hoſpital der Wahnſinnigen gebracht worden waren, 700, d. h. 44,19 vom Hundert, geheilt entlaſſen. In dem Spital der Wahnſinnigen zu Pennſylvanien wurden von 3487 Patienten 1254, d. h. 35,96 vom Hundert, geheilt; und in allen Spitälern der Vereinigten Staaten zuſammen 41,30 von je Hunderten, während dieſes Verhältniß in Frankreich 44,81 auf 100, und in England nur 37,400 auf 100 beträgt. Im Staat New-York, deſſen Bevölkerung im Jahr 1825 1,616,458 zählte, waren 819 Wahnſinnige und 1421 Blödſinnige, d. h. 1 Wahn- oder Blödſinniger kam auf 720 Einwohner. In Paris kommt ein ſolcher auf 350, in London auf 600, und in Schottland auf 400 Einwohner.

Selbſtmorde in Oberitalien.

Im J. 1826 ſtand die Zahl der Selbſtmorde in den verſchiedenen Provinzen der Lombardei in folgendem Verhältniß zur Bevölkerung: In Brescia kam 1 Selbſtmord auf 120,256 Menſchen; in Lodi 1 auf 109,410; in Como 1 auf 100,749; in Pavia 1 auf 91,084; in Bergamo 1 auf 82,012; in Mantua 1 auf 79,083; in Cremona 1 auf 72,748; in Sondrio 1 auf 66,537; in Mailand 1 auf 63,3[illegible] — in der Stadt Mailand 1 auf 18,111.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 167. 16 Juny 1830.

Ueber mediciniſche und juridiſche Behandlung des Wahnſinns in England.

Bekanntlich nimmt der Engländer an dem Civilgeſetz ſeines Landes keineswegs ſo regen Antheil, wie an ſeiner politiſchen Verfaſſung, und ſo ſucht denn auch der Fremde jene Intelligenz, womit politiſche Fragen von der Maſſe der Nation in den unzähligen Tag- und Monatsblättern Großbritanniens erörtert werden, auf dem Gebiete der bloß bürgerlichen Rechtstheorien und Einrichtungen gar häufig umſonſt. Die Leichtigkeit, womit ein Menſch in England für wahnſinnig erklärt werden kann, folglich all ſeiner Rechte als ſelbſtändiges Individuum verluſtig geht, gehört mit zu jenen ſchneidenden Abnormitäten, auf welche man im alten Heimatlande der perſönlichen Freiheit ſo häufig ſtößt. Wir glauben in dieſem Bezuge durch eine umſtändliche Erzählung folgender, neueſter Zeit in England vorgefallenen Geſchichte keinen unintereſſanten Beitrag zur Würdigung von Englands bürgerlicher Polizei zu liefern.

Edward Davies — erzählt das Quarterly Review vom März dieſes Jahres, welches die in genannter Beziehung vorwaltenden Mängel ernſtlich rügt — ſtammte von einer niedrigen Familie her; ſeine Mutter war eine Köchin, ſein Vater ein Schenkwirth. Er beſuchte die Schule in Weſtbury in Suffolk, wo Hr. Low, gegenwärtig ſein erſter Commis, einige Jahre lang ſein Genoſſe war. Low ſagt, daß er zur damaligen Zeit ausgezeichnet ſchüchtern geweſen ſey und ſelten an den Spielen der übrigen Knaben Antheil genommen, gleichwohl aber allgemein als verſtändig und ſcharfdenkend gegolten habe. Nachdem Davies die Schule verlaſſen, verlor ihn Low aus dem Geſicht bis zum Jahr 1825, wo er ihn als Theehändler in London wiederfand. Low beſchreibt ihn um dieſe Zeit wie in ſeinen Knabenjahren: reizbar, ſcheu, excentriſch in ſeinem Weſen; aber von unermüdlichem Fleiße und ungemeiner Gewandtheit in ſeinem Handel, beſonders in der Weiſe verſchiedene Theearten ſo zu miſchen, daß ſie einen feinen Geſchmack gaben. Durch dieſe Geſchicklichkeit, und weil er ſich mit einem geringern Verkaufgewinn begnügte, als die andern Händler, hatte er ſein Geſchäft allmälig ſehr groß und einträglich gemacht. Allerdings aber war er ſo ängſtlich und reizbar, daß er in der Nacht vor den großen Theeverkäufen im oſtindiſchen Haus niemals ſchlafen konnte und nach dem Verkauf ſich oft ſo erſchöpft fühlte, daß er ſeine Zuflucht zu einer nervenſtärkenden Arznei nehmen mußte. Zuweilen litt er an jenem Magenübel, welches die Aerzte Dyspepſie nennen, und überhaupt ſchien ſeine Geſundheit etwas ſchwach zu ſeyn. Sehr gern las er mediciniſche Bücher, und bildete ſich dann, wie Dieß häufig zu gehen pflegt, ein, ſelbſt an den Uebeln zu leiden, von welchen er geleſen. Da er bloß den Unterricht einer Landſchule erhalten hatte, ſo ſuchte er, als er ein Mann von Vermögen geworden, dieſen Mangel durch Lektüre der ihm am Beſten dünkenden Schriften zu erſetzen, legte aber, wie viele Menſchen, die erſt ſpät zu einiger Bildung gelangen, eine lächerliche Eitelkeit auf ſeine neuen Kenntniſſe an Tag, und führte Denen, welche weniger, als er ſelbſt wußten, gern lange Stellen aus ſeinen Büchern an, was er gewöhnlich mit einer theatraliſchen Miene und einem Aufwand von Geberden begleitete, der ſonſt unter Engländern nicht gewöhnlich iſt; denn ſeine Glieder ſchienen durch ſehr fügſame Gelenke an ſeinem Rumpf zu ſitzen und er bewies allenthalben eine ungemeine Beweglichkeit.

Ein ausgezeichneter Charakterzug unſres Theehändlers war Furchtſamkeit: eine Schwäche des Geiſtes, eine Neigung eher Andern zu folgen, als ſeinen eignen Willen geltend zu machen. In Folge hievon fand die unumſchränkte Herrſchaft Statt, mit welcher ſeine Mutter, (gegenwärtig Frau Bywater,) über ihn ſchaltete. Obwohl er 27 Jahre alt war, ſein Geſchäft ganz allein führte und für einen ſo jungen Mann ſich bereits ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, ließ ihm die alte Dame ohne ihre beſondre Erlaubniß und Anweiſung nicht das geringſte Geldſtück in der Taſche, noch geſtattete ſie ihm die unbedeutendſte Ausgabe; ja er durfte ohne ihre Einwilligung nicht einmal ein Paar Stunden aus dem Haus. Hatte er aus irgend einem Grund ihren Unwillen auf ſich geladen, ſo jagte ſie ihn ohne Weiteres aus ſeinem Gewölbe weg. Da ſie voraus ſah, daß ſeine Verheirathung ihr das bisher geübte Regiment rauben würde, ſo ſuchte ſie ſeinen Umgang mit jungen Frauenzimmern auf alle Art zu verhüten. Bereits aber hatte ſie ihn bei mehrfachen Gelegenheiten dahin gebracht, verſchiedenen Gliedern ihrer Familie beträchtliche Summen zum Geſchenk zu machen; dem einen

Digitized by Google

1000 Pfund, einem andern 300, wieder einem andern 200, und ſo fort.

Davies machte mehrere Verſuche ſich zu emancipiren; er bot der Mutter an, ſein Gewölbe ihr zu überlaſſen, wenn ſie zugebe, daß er an einen andern Ort ziehe, oder ihr 7000 Pfund zuzuſichern, falls ſie ſelbſt ſich wo anders hin verfügen wolle; allein ſeine Vorſchläge waren umſonſt. So verließ er denn eines Tages nach einem heftigen Streit ſein Haus und ging nach Brixton, mit dem Entſchluß nicht zurückzukehren, bis die Mutter weggezogen wäre; allein ein Verwandter brachte ihn durch hinterliſtige Mittel wieder mit ihr zuſammen, und im Triumph wurde er nach ſeinem Haus zurückgeführt, dort das alte Joch von Neuem auf ſich zu nehmen. Die Kämpfe zwiſchen dem armen Mann und ſeiner Mutter wurden im Winter 1828—1829 ſtärker und ſtärker. Im Juni vorigen Jahrs hatten ſie ihre höchſte Höhe erreicht, wo denn einſt die alte Dame nach einem ſehr heftigen Wortwechſel die merkwürdige Aeußerung that: „Dafür ſollſt Du mir noch büßen, eh dieſes Jahr zu Ende geht.“ Ihm kam nicht in den Sinn, was ſie damit ſagen wollte; die unaufhörlichen Verdrießlichkeiten aber, bei ſeinem von Natur zarten Körper, ſeinem reizbaren Gemüth und ſeinem allerdings nicht ſehr ſtarken Verſtand, ſchwächten ſeine Geſundheit und ſtörten die Ruhe ſeines Seelenvermögens. Am erſten Juli conſultirte er Hrn. Lawrence in deſſen eigener Wohnung „wegen unangenehmer Gefühle in der Gegend der Kehle.“ Der Arzt unterſuchte die Stelle, konnte aber nichts Ungewöhnliches auffinden. Nach einer langen Geſchichte über ſeine Geſundheit kam Davies auf ſeinen Theehandel zu ſprechen, wobei ſein Blick wild, ſein Benehmen jach und ungeſtümm war. Drei Tage ſpäter beſuchte ihn Hr. Lawrence in ſeinem Gewölbe in Philpotlane; auch hier war ſeine Unterredung ziemlich ungeordnet; er deklamirte Stellen aus Dichtern und ſchien zu vergeſſen, daß ſeine Geſundheit der Grund war, weßhalb der Arzt zu ihm gekommen; gegen ſeine Mutter und einige Verwandte drückte er eine heftige Abneigung aus, ſagte, die Leute überhaupt mißgönnten ihm ſeinen Gewinn, und ſchnitten ihm verächtliche Geſichter. Dabei ſchloß er, aus Furcht belauſcht zu werden, die Thür. Er fiel vor Hrn. Lawrence auf die Knie und ſprach mit einem lebhaften Geberdenſpiel. Dieſer betrachtete ihn als gemüthskrank und ſagte in der Folge Hrn. Hobler, Davies Anwalt, das Uebel würde aufhören, wenn er mit ſeiner Mutter und Familie verſöhnt werden könne — eben im Widerwillen gegen ſeine Mutter ſtecke ſeine Selbſttäuſchung.

Frau Bywater ließ ſofort Hrn. Burrows, einen Arzt für Wahnſinnige, zu ihrem Sohn rufen. Davies hatte den größten Abſcheu gegen einen „Narrendoktor“; er ſah einen ſolchen für nichts Beſſeres, denn das Haupt einer Bande von Menſchen an, die Andern die Freiheit rauben wollen, ſo daß der bloße Name Burrows ſein ſchon vorher gereiztes und geängſtigtes Gemüth zum höchſten Grad von Aufregung brachte; er glaubte, die Beſuche des Arztes ſeyen nur das Vorſpiel, ihn in einen hoffnungsloſen Kerker — nach Clapham — zu ſperren.

Gleichwohl trug keine ſeiner Handlungen das Gepräg des Wahnſinns. Er wußte, daß das geſetzliche Inſtrument, wodurch Jemand als ſeines Verſtandes nicht mächtig eingeſperrt wird, das Certificat eines Arztes über den Wahnſinn dieſer Perſon iſt, und daß einem ſolchen Inſtrumente durch das Certificat eines andern Arztes, wodurch die Perſon als nicht wahnſinnig erklärt wird, entgegengewirkt werden kann. In dieſer Abſicht begab er ſich zu Dr. Latham, fand aber nicht dieſen ſelbſt, ſondern deſſen Sohn zu Haus. Dieſer beſchrieb die ſtattgefundene Unterredung folgender Maßen:

„Ich ſah Hrn. Davies zweimal; das erſte Mal am 28 Juli. Er ließ ſich melden, und ſagte, daß er meinen Schutz zu erhalten wünſche; dabei zog er die Broſchüre über den dem Lord Portsmouth angeſchuldigten Wahnſinn aus der Taſche, und äußerte, daß er um des Gutachtens willen, das ich in dieſer Sache abgelegt, zu mir gekommen ſey. Ich erwiederte, daß Dieſes nicht ich, ſondern mein Vater gethan habe; er aber meinte, mein Ausſehen ſpreche ihn gleichwohl an, und er ſey überzeugt, ich würde ihm denſelben Schutz gewähren All Dieß brachte er ſehr heftig vor. Dann nahm er einen Stuhl, und ſetzte ſich ganz nahe zu mir, faßte meine Arme mit einiger Gewalt und ſagte halb leis, er habe mir eine fürchterliche Geſchichte zu erzählen. Damit riß er ſich von mir los, und machte einen Satz mitten ins Zimmer, wo er unruhig nach jedem Winkel umherſah und fragte: ob uns wohl Niemand behorchen könnte? Sodann bat er, die Thür verriegeln und die Fenſter, die eben offen ſtanden, ſchließen zu dürfen. Ich willigte ein, daß er die Fenſter ſchließen möge, verbat mir aber das Verriegeln der Thür. Er ſetzte ſich dann wieder zu mir, faßte mich und ſagte abermals, er habe eine ſchreckliche Geſchichte zu erzählen, ſprang aber ſofort von Neuem auf, riß ſeine Halsbinde ab und öffnete ſeinen Hemdekragen, worauf er unter fortwährender Aenderung der Stellung Etwas hermurmelte, das ich jedoch nicht verſtand. Abermals ſagte er, ich ſollte eine grauenvolle Geſchichte zu hören bekommen, fing aber nicht an zu erzählen. Er fuhr über eine Stunde lang fort ſehr unzuſammenhängend zu ſprechen, ſo daß es ſchwer war, den Sinn ſeiner Worte aufzufaſſen. Oft erinnerte ich ihn, daß er mir die grauenvolle Geſchichte noch nicht erzählt habe; er ſprang aber ſtets zu einem andern Gegenſtand über. Als er endlich gehen wollte, erinnerte ich ihn nochmals daran, und nun ſagte er, vor wenigen Tagen habe ihm ſeine Mutter entdeckt, daß ein naher Verwandter von ihm, ich glaube ein Oheim, wahnſinnig ſey. Er würde nicht von mir weichen, bis ich ihm verſprochen, ihn dieſer Tage beſuchen zu wollen; bisher ſey er von den HH. Lawrence und Burrows behandelt worden, und merke wohl, daß ihn Burrows gern in ſichern Gewahrſam brächte; was Lawrence's Anſicht ſey, wiſſe er nicht, er frage mich aber, ob ich ihn für wahnſinnig hielte. Ich gab ihm hierauf keine Antwort; er aber fing nun an von ſeinem Reichthum, ſeiner Gewandtheit in Führung ſeines Handels, ſeinen Kenntniſſen in der Literatur zu ſprechen, und ohne ſich zu erklären, welches Fach der Literatur er meine, führte er lange Stellen aus Dichtern an, ſprach ſehr theatraliſch, mit lebhaften Geberden, und warf mit den Armen um ſich. Er citirte Lord Byron und Shakeſpeare; ich war mit den einzelnen Stellen, die er wählte, nicht bekannt genug, um ſagen zu können, ob er ſie richtig ver-

Digitized by Google

rachte, jeden Falls aber folgten ſie wild durcheinander, wie ſein ganzes übriges Geſpräch, in welchem er ſtets von einem Gegenſtand zum andern überſprang. Mehrmals fragte er mich, ob mir ſein Anſehen wie das eines Tollen vorkäme. Beim Abſchied ſagte er: „Wenn Sie nicht Wort halten, (ihn nämlich zu beſuchen,) ſo fürchten Sie die Rache eines Wahnſinnigen; ich habe geladene Piſtolen bei mir.“ Ich ſah nirgends eine Piſtole. — Sein ganzes Benehmen überzeugte mich, daß ſein Geiſt leide. Folgenden Tags beſuchte ich ihn; fand aber keinen Grund meine Anſicht über ihn zu ändern. Seitdem habe ich ihn nicht mehr geſehen. Davies hatte mir geſagt, Dr. Burrows wüßte ihn gern in engern Gewahrſam gebracht; ich glaube nicht, daß er hiebei das Wort „Tollhaus“ gebrauchte, verſtand aber wohl, daß er auf dieſes anſpielen wollte. Zur Zeit, als ich mein eidliches Zeugniß ablegte, hatte ich bloß ſo Viel über ihn in Erfahrung gebracht, daß ich rathen konnte, ihn unter Aufſicht zu ſtellen, nicht aber, daß man ihn als einen förmlich Wahnſinnigen einſperren ſollte. Ohne weitere Erfahrungen gemacht zu haben konnte ich zu dieſem äußerſten Mittel noch nicht rathen.“

(Fortſetzung folgt.)

Ueber den Einfluß des Repräſentativſyſtems auf Literatur und Sitten in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Verſetzen wir uns in das Jahr 1815 zurück. Eine ſchmählichere Zerrüttung läßt ſich nicht denken als diejenige, worin Frankreich ſich befand, in dem Augenblick, als die Erbſchaft des Kaiſerthums und der Republik — eine Erbſchaft, eben ſo ſchwer vorzuenthalten, als zu behaupten — der wiedererſtehenden Autorität der alten Dynaſtie zufiel. Selbſt die Anarchie, welche die blutigſte Epoche unſerer Revolution bezeichnete, bot kein ſolches Bild der Verwirrung dar! Dieſe Revolution hatte wenigſtens ihren Crater, aus dem eine rieſenhafte Macht des Todes, des Entſetzens und des Sieges hervorſprang; man hörte das Vae victis! den Ruf der Rache, den Ruf der Wuth erſchallen. Die Parteien rannten gegen einander wie Coloſſe; die Vendée und der Convent ſtanden ſich trotzig gegenüber. Aber im J. 1815, nach ſo vielen Trophäen des Ruhms und Empörungen der Leidenſchaften finden wir bloß ein Chaos von Schwäche, Unordnung, Intereſſeloſigkeit; nirgends eine moraliſche Kraft, einen Brennpunkt; Schutt, Trümmer, grauenvolles Unheil überall; Feinde die es müde ſind, ſich zu ſchlagen, aber nicht müde, ſich zu haſſen, zuſammengeworfen in der aufgelösten Geſellſchaft gleich Verwundeten auf einem Schlachtfeld.

In der Literatur bemerkte man neben einander alte Gewohnheiten und neue Neigungen, wie im geſelligen Leben die ſeltſame Miſchung von gutem Geſchmack und Cynismus; hier die Sprachneuerung der Volksmänner in den Pamphleten, gepaart mit den Blumen erlernter Schönrednerei, und die Heftigkeit der Journaliſtik mit der Anmuth des Madrigals; dort den falſchen Enthuſiasmus der Factionen und den gemeinen Ton der Klubbs vermählt mit den Erinnerungen des Direktoriums, des Kaiſerreichs und der angeſtammten Eleganz franzöſiſcher Sitten.

Der Gewinn militäriſcher Zucht war nicht verloren; des noch lebenden Bonaparte's Schatten ſchwebte über der von ſeinen gewaltigen Händen gekneteten Geſellſchaft. Mittlerweile ſtrebten aber alle Keime, die er durch ſeine Kühnheit und ſeinen Willen erſtickt hatte, neu auf zu leben; der Feuerſtoff der republikaniſchen Ideen drohte ſich zu entzünden; Gewerbfleiß, Kunſt und Wiſſenſchaft wünſchten ſich Glück zu dem vollern Maße der Freiheit, das ihren Bemühungen trefflich zu Statten kam.

Alle Lehren, welche Mirabeau der Vater, welche Saint-Simon, Hr. von Bonald, die conſtituirende Verſammlung gepredigt, ſpuckten und kochten zuſammen in den Köpfen wie einölliſcher Herenbrei (se heurtaient comme dans un pandemonium infernal). Keine Schattirung unſerer Parteien, kein Blatt unſrer Geſchichte ſeit fünfzig Jahren, das damals nicht Ausdruck und Organ hatte, das ſich nicht nach dem Zuſchnitt der Leidenſchaften, der Intereſſen modelte, das ſich nicht den Bücklingen des Ehrgeizes und den Launen der Eitelkeit ſchmiegte! Wunderliche Zerfallenheit des geſellſchaftlichen Gebäudes, wo die entgegengeſetzteſten Beſtrebungen ſich durchkreuzten, wo alle Formen ſich vermengten, alle Epochen mit ihrem ganzen Gefolge von Lächerlichkeiten, Verkehrtheiten, Anmaßungen, nebſt all ihren Bedauerniſſen, Sophiſtereien und Hoffnungen vertreten waren. Dieß waren die Elemente, welche das Repräſentativſyſtem in Frankreich vorfand.

Der eigenthümliche Charakter dieſer politiſchen Verfaſſung iſt die Discuſſion, die Kritik. Jede Handlung der ausübenden Gewalt unterliegt vor oder nach einer beſtändigen Controlle. Aus dieſem Grundſatz ergeben ſich alle Folgeſätze mit Nothwendigkeit: die freie und öffentliche Aeußerung der Meinung; die Bedeutung, welche dem Bürger durch die Macht der Meinung zukommt; die Garantie der perſönlichen Sicherheit, welche ſchon darin gegeben iſt, daß jede Klage ein tauſendfältiges Echo findet, welches ſich bis in den großen Rath der Nation verbreitet; die ſtehende Cenſur, welcher alle Staatsmänner ſich unterwerfen müſſen, und die, nachdem die Deputirten ihre Aufgabe vollzogen, in der Oeffentlichkeit der Journale ſich fortſetzt.

Auf dem Wettſtreit der Meinungen, der ſich auf dieſe Weiſe entſpinnt, beruht das Lebensprincip des Repräſentativſyſtems; die Aneinanderreibung der Geiſter und der raſche Umſchwung der Ideen machen ſeine Kraft aus. Es eröffnet ſich ein Kampfplatz, auf dem alle Intereſſen ſich durchfechten; in der Mitte erhebt ſich der Thron, das geheiligte Palladium, dem die Obhut des unverletzbaren Grundgeſetzes anvertraut iſt; zu den Füßen dieſes Throns bewegt ſich Alles; hier ertönt die Stimme der Beredſamkeit, der Vaterlandsliebe, der Freiheit, der aufopfernden Treue, des politiſchen Zornes, hier geht der große Staats-Zweikampf vor ſich, ohne den Monarchen zu erreichen, welcher Befugniß hat, denſelben zu beſchwichtigen oder ihm Ruhe zu gebieten, der aber zu hoch ſteht, um ſich darein zu miſchen.

Seit die Einberufung der Generalſtaaten das Lärmſignal zur Revolution gab, hatte unſer Vaterland nie unter einem ſolchen Geſetz gelebt, es kannte den Gebrauch und die Wohlthat

Digitized by Google

der wahrhaften Oeffentlichkeit nicht. Die freie Prüfung der öffentlichen Angelegenheiten, das freie Spiel der Anſichten in voraus abgeſteckten Grenzen waren Dinge, wovon man nur vom Hörenſagen wußte; das hitzige Fieber des Republicanismus, der militäriſche Gehorſam und die derbe Mannszucht des Kaiſerthums bereiteten darauf nicht einmal ſonderlich vor. Unſere parlamentariſche Erziehung hatten wir noch zu machen, und vielleicht ſind wir noch nicht damit fertig. Giebt es ja unter uns der furchtſamen Gemüther noch genug, welche vor dem Anblick dieſes immerwährenden Kriegszuſtandes ſich entſetzen, hartnäckige Idealiſten, welche ſich nicht von ihren Utopien trennen können. Verſteckte und offene Angriffe wurden verſucht, dieß Fundament unſerer politiſchen Exiſtenz zu untergraben. Noch hegen nicht alle Parteien, wie in England, ein rückhaltloſes Vertrauen zu der Trefflichkeit und Nothwendigkeit der neuen Inſtitutionen; die Zeit, die Weiherin der Geſetze, die ſie ſchafft, um ſie in der Folge wieder zu verſchlingen, hat die Charte, die wir in der Wiege ſahen, noch nicht mit jenem ehrwürdigen Roſt des Alters geſtempelt, welcher ihr die Achtung Aller ſichern würde; endlich, um Nichts zu verſchweigen, müſſen wir geſtehen, daß wir nicht glauben, daß das Repräſentativſyſtem, deſſen Frankreich gegenwärtig genießt, ſchon alle die Früchte trug, die ſich von ihm erwarten laſſen, all den Einfluß auf unſre Sitten ausübte, deſſen es fähig iſt. Indeß es hat — Dank den unklugen Händen, die es wanken machen wollten — nun Feſtigkeit erlangt; ſeine Vorgänge bilden bereits einen Codex; die Frankreich durch dieſe politiſche Norm mitgetheilte Bewegung verbirgt ſich nicht. Werfen wir alſo einen Blick auf die gleich laufenden Fortſchritte, welche unſere Inſtitutionen und unſer geſelliges Leben gemacht, betrachten wir, was unſere im J. 1814 ſo verworrenen Sitten durch die Charte geworden; was die durch Bonaparte zu langem Schweigen verurtheilte Nation von der Oeffentlichkeit gewonnen; wie eine geregelte Freiheit ein Volk geſtaltet, welches von der Freiheit nur ihre gichtriſchen Zuckungen und ihre ſo grauſam beſtraften Exceſſe gekannt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

Als im April 1825 Paul Louis Courier durch Meuchelmord fiel, nahm die Mehrheit des Publikums keinen Anſtand, den Tod dieſes originellen und freiſinnigen Schriftſtellers politiſchem Haſſe zuzuſchreiben. Indeſſen hing ein dunkler Schleier über der That, welchen der Arm der Juſtiz umſonſt zu zerreißen ſich bemühte. Man kam den Schuldigen mehrmals auf die Spur; aber Mangel an Beweiſen machte jede Prozedur unmöglich. Endlich hat ſich der Mörder gefunden: es iſt Fremont, der Wildſchütz (garde-chasse) Courier's.

Der bis jetzt erhobene Thatbeſtand, welcher in der Anklageakte am 9 dieſes Monates den Aſſiſen von Tours vorgelegt werden ſollte, iſt folgender:

Ein Zeuge war bei Courier's Kataſtrophe gegenwärtig; derſelbe ſah Alles, was in dieſem Augenblick vorging; er ſah, wie die Banditen ihr Opfer erſchlugen; er ward mit ihnen confrontirt und erkannte die Identität ihrer Perſonen unbedenklich an. Er hatte fünf Jahre ein unverbrüchliches Stillſchweigen beobachtet, und ohne einen zufälligen und wie es ſcheint unbedeutenden Umſtand hätte er nie die Eröffnungen gegeben, welche jetzt die Baſis einer neuen Anklage bilden. Dieſer Zeuge iſt eine Magd. Während der letzten Weinleſe ſchickte ſie ihr Herr nach Chêne-Pendu zum Streuſammeln. Dieß iſt der Ort, wo der unglückliche Courier ſtarb, und wo man ſeinem Andenken ein Monument errichtet hat; und hier war es, wo das Pferd, welches die Magd ritt, einen Fehltritt that, und ſie beinahe abwarf. Nach Hauſe gekehrt, erzählte ſie den Unfall, dem ſie ſoeben entgangen, naiv mit den Worten: „Meinem Pferd muß es ſo bang geweſen ſeyn, als mir an dem Tag, da Hr. Courier ermordet wurde.“ Ihr Herr, dem dieſe Beziehung gleich auffiel, fragte ſie hierauf weiter aus und ſie beſchrieb nun umſtändlich die ganze Mordſcene, der ſie angewohnt hatte. Vor dem Inſtruktionsrichter wiederholte ſie ihre Ausſage.

„Am 10 April 1825, am Sonntag Quaſimodogeniti,“ ſagte ſie, „ging ich mit einem jungen Menſchen aus der Kirche von Veretz heim. Unſer Weg führte uns durch den lauzayer Wald und wir ſetzten uns im Heidekraut, wo es ſehr hoch und dicht ſtand, um auszuruhen, nieder. Kaum hatten wir eine halbe Stunde daſelbſt zugebracht, als wir ganz in der Nähe einige Perſonen hörten, die ſich zankten. Bald darauf ſahen wir Hrn. Courier nach der Stelle kommen, wo man ihn nachher todt fand. Er war begleitet von Symphorien Dubois und ſeinem Wildſchütz, der ein Gewehr trug. Plötzlich faßt Symphorien Dubois Hrn. Courier am Fuß und wirft ihn auf den Bauch. Fremont eilt herbei und drückt ſeine Flinte auf ihn ab. Symphorien wendet den Leichnam auf den Rücken, und durchſucht ihn. Faſt in demſelben Augenblick kommen von verſchiedenen Seiten Peter Dubois, mit einem bloßen Säbel, Franz Arrault, Martin Boutet und ein Vierter, den ich nicht kannte, angelaufen. Fremont tritt ihnen entgegen und ſagt: Er iſt jetzt todt; auf und davon und reinen Mund gehalten! Sofort zerſtreuten ſie ſich, die einen nach der Landſtraße zu, die andern nach der Seite von Lartres.“

Die Magd nannte auch den jungen Menſchen, mit dem ſie im Wald zuſammen war; ſie erkannte ihn bei der Confrontation wieder; dieſer aber leugnete und ſchützte ein Alibi vor. Sein Herr, auf den er ſich berief, unterſtützte ihn jedoch in dieſem Vorgeben nicht; aber auf der andern Seite wollten auch die Zeugen, auf welche das Mädchen ſich berief, um ihr Verhältniß mit jenem zu beweiſen, davon Nichts wiſſen. So hat die Juſtiz vor der Hand bloß Einen Zeugen. Schon vor zwei Jahren war der Wildſchütz Fremont in Unterſuchung geweſen; er wurde alſo auf die Anklage der Magd von Neuem in Haft genommen.

(Fortſetzung folgt.)

Procida, Tragödie von Nicolini.

Eine neue Tragödie Nicolini's, betitelt Procida, erregt in Italien die höchſte Aufmerkſamkeit. Man hat ſich ſehr gewundert, daß dieſelbe in Florenz ſogar aufs Theater gebracht werden durfte, da ſie voller Anſpielungen iſt, die politiſch ſchwerlich gebilligt werden möchten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 168. 17 Juny 1830.

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens.

1 Auswärtige Kriege des Vicekönigs.

(Schluß.)

Der Deſtardarbey, auf die Nachricht von Iſmaels Tod, eilte nach Sennar und ſchwur den Manen des Gefallenen zwanzigtauſend Verräther zu ſchlachten. Nie war ein Mann geeigneter, einen ſolchen Schwur zu erfüllen, und man verſichert, daß die Zahl ſeiner Opfer dieſe Summe überſtieg. Indeß Nimir, den die gräßlichſte Todesſtrafe erwartete, wurde nie gefangen, und wie man glaubt, entfloh er nach Abyſſinien.

So hatte alſo der unbändige Deſtardarbey den Oberbefehl über beide Heere *), den er auch bis zum Herbſt 1824 behielt, wo er von den regulären Truppen abgelöst wurde. Er behauptete dieſelbe Operationslinie und daſſelbe Schreckensſyſtem und ſandte dem Vicekönig ganze Schaaren Neger für den Niſam. Seine Soldaten fürchteten ihn nicht minder als die Völker, über die er ſein eiſernes Zepter ſchwang. Es mochte wohl ſeyn, daß der Vicekönig einen Mann von ſolchem Charakter für nothwendig erachtete, um Egypten von ſeiner ſoldatiſchen Hefe, der Hinterlaſſenſchaft der langen Anarchie, unter welcher dieſes geſegnete Land geſeufzt hatte, vollends zu reinigen; denn die Truppen, welche er Iſmael Paſcha nachführte, beſtanden hauptſächlich aus jenen unbotmäßigen Albaneſen, deren Reſt bei ihrer Zurückkunft aus Nubien nach Candia geſchickt wurde, von wo der Ruf ihrer rohen Wildheit bis nach Europa ſich verbreitete. Im Januar 1824 begann das erſte Regiment, welches wie alle egyptiſchen Regimenter 4000 Mann zählte, und nach Sennâr beſtimmt war, ſich in Aſuan zu ſammeln. Am 15 März war Alles in Bereitſchaft und das erſte Bataillon ſollte eben den Marſch antreten, nachdem ſchon einige Tage zuvor vierzehn mit Munition und Lebensmitteln beladene Barken, unter Bedeckung einer Compagnie Sapeurs und zweier Compagnien von der Linie, unter Segel gegangen. Dieſer Vortrab hatte Wadi Sebuhr ererreicht, als unter den Bewohnern Oberegyptens ein Aufſtand ausbrach, welcher ſich den Truppen mitzutheilen drohte. Ein Scheich, der ſich für einen Propheten ausgab und zum Paſcha erklärte, befand ſich an der Spitze der Inſurrektion, die ſich durch alle Dörfer von Esné bis Theben erſtreckte. Mehrere Vorſteher dieſer Dörfer ſchrieben an den Obriſt Osman Bey, welcher das erſte Regiment befehligte, ſchleunigſt zurückzukehren Er hatte keine Zeit zu verlieren. Das künſtlich ausgeſtreute Gerücht von dem Tode des Vicekönigs hatte den Abſichten des Scheichs ſo gut Vorſchub geleiſtet, daß ihm eine Maſſe von 30,000 bewaffneten Landleuten, die ſich jeden Augenblick vergrößerte, zu Gebot ſtand. Der Oberſt machte alſo Halt und berathſchlagte, was zu thun wäre. Der Gedanke, daß er dem Schauplatz der Gefahr am Nächſten ſtünde, entſchied ſeinen Entſchluß. Er ließ das fünfte Bataillon in Aſſuan und mit dem übrigen Regiment brach er gegen die Empörer auf. Allein der Geiſt der Unzufriedenheit hatte bereits ſeine Soldaten ergriffen, und wenig hätte gefehlt, ſo wäre das ganze Regiment auseinander gelaufen und die Folgen der Revolution wären unberechenbar geweſen. In der Nacht ſeiner Ankunft in Esné riſſen 700 Mann, 400 vom erſten Bataillon, 300 von den übrigen, aus. Der Obriſt ließ das Regiment ausrücken, den Eid der Treue ſchwören, die Schuldigſten, die noch zu finden waren, verhaften und beorderte einen Adjutanten an den Vicekönig ab, um deſſen Befehle zu empfangen. Eine Cavallerieabtheilung, welche in der Provinz cantonnirte, wurde von den Bauern blockirt gehalten; dieſe ward jetzt von den regulären Truppen befreit. Da lief am 20 die Nachricht von einer Verſchwörung ein, die in dem 5 Bataillon angezettelt worden; die Offiziere zu ermorden, ihrer Pferde ſich zu bemächtigen und mit wehenden Fahnen zu den Rebellen zu ſtoßen, war der Plan. Die Entdeckung geſchah noch gerade zu rechter Zeit, daß der Commandant die Gewehre in Bündel zuſammenbinden laſſen konnte, worauf die Soldaten, welche ſich ohne Waffen ſahen, ihre Unteroffiziere angaben, und ihre Anhänglichkeit gegen die Regierung betheuerten. Die Schuldigen wurden ſo fort feſtgenommen und blieben bis auf Weiters gefangen. Am 25 erfuhr man, daß die drei Compagnien, welche die Vorhut bildeten, ſich aufgelehnt, der Hälfte der Barken bemächtigt hätten und den Nil herabfuhren. Das fünfte Bataillon erhielt Befehl, ihre Vereinigung mit den Rebellen zu verhindern und ſie zum Gehorſam zurückzubringen.

*) Die Truppen waren folgender Maßen vertheilt: 1) in Sennar 1400 Mann J., 350 Mann C.; 2) in Walet Madenó 530 Mann J., 300 Mann C.; 3) in Schendy 500 Mann J., 1000 Mann C.; 4) in Cordofan 550 Mann J., 800 Mann C. Im Ganzen 5830 Streiter.

Digitized by Google

Oberhalb der Inſel Pholá traf dieß Bataillon auf die Meuterer: man verſuchte zuerſt, indem man zwei Sergenten abſchickte, und ihnen im Namen Sr. Hoheit Verzeihung anbieten ließ, wenn ſie ſich unterwürfen, den Weg der Güte. Umſonſt; da entſpann ſich ein Muſketenfeuer; zu wiederholten Malen ſtiegen die Rebellen aus ihren Barken und griffen das Bataillon an; drei Barken brannten, mehrere trieben auf den Katarakt zu. Nach drei Stunden eines hartnäckigen Kampfes hörte das Schießen auf, 200 Rebellen deckten das Schlachtfeld, 40 waren auf einem geſcheiterten Fahrzeug in Gefangenſchaft gerathen. Das Bataillon ſelbſt zählte 11 Todte, worunter ein Offizier und 15 Verwundete. Im April ſtiegen die Unruhen aufs Höchſte, als der Vicekönig 2 Bataillone aus dem Lager von Bene-Aly als Verſtärkung ſchickte, welche zugleich von einem Preis von 25 Beuteln, welchen Mohammed Ali auf den Kopf des Rebellenanführers geſetzt, Kunde brachten. Der Scheich verſchwand; die Empörer beharrten jedoch auf ihrem Widerſtand, bis ſie eine völlige Niederlage erlitten, in welcher 2000 von ihnen, wie man verſichert, das Leben verloren. Von Soldaten büßten 45 ihre Schuld mit dem Tod.

In einem Augenblick, wo es ſich darum handelte, in Egypten ein neues Syſtem zu begründen, hätte dieſer Vorfall leicht von den verderblichſten Folgen ſeyn können. Gelang es nicht der Empörung Meiſter zu werden, ſo ging die ganze Frucht europäiſcher Kriegszucht und Uebung verloren und damit war es um die Grundlage des neuen Syſtems geſchehen. Man ſieht aber hieraus zugleich, daß, wenn Mohammed-Ali ſich nach und nach in mehrere auswärtige Kriege einließ, wovon der unmittelbare Nutzen für ſein Land ſchwer einzuſehen ſeyn dürfte, ſeine Politik darin ihre vollkommene Rechtfertigung findet, daß es keine beſſere Methode gab, den Soldaten mit ſeinen neuen Gewöhnungen zu befreunden, als die praktiſche Schule des Feldlagers, die ihm zugleich von Allem den Nutzen anſchaulich machen mußte.

Unter dieſen Umſtänden verzog ſich der endliche Aufbruch des erſten Regiments bis zum 10 Juni, an welchem Tag es ſich auf dem öſtlichen Ufer des Nils in Marſch ſetzte; am 12 Auguſt traf es in Dongola, am 16 September in Cartum an der Mündung des blauen und weißen Fluſſes ein, ohne daß es mehr als ein Scharmützel mit einem arabiſchen Stamm, von welchem die Gellays (Kaufleute von Sennar) geplündert worden, zu beſtehen gehabt hätte. Cartum liegt auf der äußerſten Spitze des Winkels, deſſen Seiten die beiden Flüſſe bilden, 6 Tagreiſen von Sennar und Waled-Madené, den Hauptſtädten dieſes Königreichs. Die Betrachtung der glücklichen und feſten Lage dieſes Ortes, ſowie die Fruchtbarkeit ſeines Bodens veranlaßte den Oberſt hier ſein Hauptquartier aufzuſchlagen, und ſeine Magazine and Spitäler zu errichten. So wurde Cartum ein Stapelplatz, der bald den Handel Abyſſinien's anzog. Drei Bataillone mit dem Oberſt blieben daſelbſt und die beiden andern rückten nach Cordoſan, um dieſe Provinz zu beſetzen und die Grenze Darfar's zu bewachen, eines Landes, nach welchem es den Vicekönig ſtets gelüſtet, das aber mächtig genug iſt, ſolch ſchwachen Eroberungsmitteln zu trotzen.

Obriſt Oſman-Bey führte das Ruder nicht lange; er ſtarb in Sennar, und ein ebenſo habſüchtiger als unwiſſender und fanatiſcher Mann, Namens Suleiman, trat an ſeine Stelle. Letzterer vollendete den von dem Defterdar-Bey begonnenen Ruin des Landes, das ſich immer mehr entvölkerte. Am Uebelſten war Cordoſan daran, weil der Kriegszuſtand gegenüber von Darfur die Aufmerkſamkeit des neuen Gouverneurs am Meiſten dahin lenkte. Nicht zufrieden, den Ertrag und die Hülfsquellen dieſer Provinz völlig vernichtet zu haben, brachte es der Obriſt dahin, daß ſeine Truppen an Allem Mangel litten und ein großer Theil derſelben vor Elend umkam. Die Kranken bekamen keine Arznei; an Soldzahlung durfte Niemand denken und im günſtigſten Fall mußte man mit Waaren oder Sklaven auf Abrechnung für lieb nehmen. Ein Bezirk, welcher fünf und ſiebzig Dörfer enthielt, wanderte ganz aus. Die Abyſſinier, die keine Sicherheit im Handel fanden, blieben weg. Eines Tags ließ der Obriſt in ſeinem abergläubiſchen Humor einen trefflichen Brunnen mit Steinen füllen, um in einem Augenblick der Dürre das Waſſer des Himmels herbeizubeſchwören, das Beiſpiel des Propheten nachahmend. Sein ſchönes Regiment ſchmolz auf zwei Drittheile herab, und konnte im folgenden Jahre aufgerieben ſeyn. Indeſſen nahm die Gefahr von dem neun Tagreiſen von Cordoſan entfernten Darfur, wo ein alter Feind war, deſſen Argwohn Egypten gereizt, täglich und ſtündlich zu. Mohammed-Ali weiß es am Beſten, weſſen er ſich von dieſer Seite zu verſehen hat, wo ſeit Jahren ſein Geſandter zurückgehalten wird, welcher der Volkswuth nur dadurch entging, daß er ſich zu dem Oberhaupt der Gläubigen, deſſen Haus für ein unverletzliches Aſil gilt, flüchtete. Zum Glück rief der Tod den Obriſt Suleiman im October 1826 von ſeinem Poſten ab, ſo daß man, mochte auch ſein Nachfolger ſeyn, wer da wollte, einer wohlthätigen Veränderung entgegen ſah.

Am 14 dieſes Monats reiſte Ruſtim Bey, zum Oberſt des erſten Regiments und Statthalter in Sennar und Cordoſan ernannt, von Kairo ab. Er bekam ſehr ausgedehnte und ſtrenge Verhaltungsbefehle mit. Er ſollte 1) den Geiſt der Truppen beleben und die Kriegszucht herſtellen; 2) durch eine weiſe Verwaltung und ein humanes Benehmen die Bevölkerung von Cordoſan, die ſich in die Berge des Südens geworfen, zur Rückkehr bewegen; 3) die für den Gewerbsfleiß und den Handel geeigneten Gegenſtände ausmitteln, den Ackerbau beſchirmen und den Verkehr mit dem Ausland befördern; 4) aus den Eingebornen ein Truppencorps bilden; 5) Hoſpitäler anlegen nach Art der egyptiſchen, gegen Verbreitung anſteckender Krankheiten Maßregeln treffen — mit einem Wort das Volk und die Armen zu einer für das Land und für Egypten nützlichen Wechſelwirkung verbinden. „Wäre ich Gouverneur von Sennar und Cordoſan,“ ſagte der in der Geſchichte der Wiedergeburt Egyptens berühmte Osman-Nurredin in Planats Gegenwart zu Ruſtem-Bey, ſo müßte dieſes Land bald die reichſte und nützlichſte der Beſitzungen des Vicekönigs ſeyn; ich würde die Tochter der erſten Standsperſon in der Colonie heirathen; meine Offiziere und Bekannte würden meinem Beiſpiel folgen; indem auf dieſe Art das Intereſſe für die Erhaltung des Bodens mit dem Intereſſe der Blutsverwandtſchaft zuſammenträfe, wollte ich leicht Zutrauen, Ueberfluß, Induſtrie und Handel zurückrufen. D

Karawanen von Darfur kämen wieder, Goldſtaub, Elfenbein, Gummi und Straußenfedern gegen unſre egyptiſchen Produkte einzutauſchen; die goldnen Ringe, die von den Märkten in Cartum verſchwunden ſind, fänden ſich wieder ein, ſo wie die Aethiopier nicht mehr für ihre Sicherheit zu fürchten hätten. Iſt das Monopol des Handels in unſern Händen, ſo ſind es traurige Umſtände, welche die Regierung nöthigten (?), daſſelbe an ſich zu reißen. Der zurückkehrende Wohlſtand brächte auch Freiheit des Handels zurück.“ Daß jene Provinzen Egypten zur Laſt fallen, daran ſind wirklich nur die unvernünftigen Statthalter ſchuld, die dort gar zu gräulich gewirthſchaftet haben. Von dem ſanften Charakter der Eingebornen ließe ſich, wenn derſelbe nicht durch Ungerechtigkeit und Bedrückung erbittert wird, alles Erſprießliche erwarten. Sie könnten in einigen Jahren Oberegypten wieder bevölkern; die fruchtbaren Ufer des Nils lockten ſie an; ihre zahlreichen Heerden von Rindern, mit denen ſie Nichts anzufangen wiſſen, hälfen ihnen Waſſer ſchöpfen und kämen den Märkten von Siut und Tanta zu Gut. Aber dazu bedürfte es ſchützender Geſetze und jener Gewährleiſtungen, welche die Bande des Bluts darbieten. Sind dieſe vorhanden, ſo werden Städte aus der Erde hervorſpringen und die alten Zeiten werden wieder erſcheinen; aber wenn man leidet, daß ein Barbar von einem Gouverneur ſeine tollſten Launen über dieſe unglücklichen Gegenden ausſchüttet, daß er die Einwohner als Sklaven mit ſich ſchleppt, und ihnen ungeheure Ketten an die Füße hängt; daß er ſich damit beluſtigt, arme Gefangene vor die Mündung einer Kanone zu binden, um ihre Glieder in der Luft zerſchmettert zu ſehen; daß er wegen der geringſten Vergehen Zungen ausreißen, Hände abhauen, Zähne ausbrechen, Hufeiſen auf die Ferſen nageln läßt; daß eine durch Seuchen geſchwächte und durch Noth und Elend demoraliſirte Soldateska alle Arten von Ausſchweifungen ungeſtraft verübt; dann iſt die Wüſte fertig.

Nun ſollten wir wohl auch ein Wort von dem wichtigſten Krieg des Vicekönigs, den Feldzügen in Morea, reden. Hierüber nur wenige Bemerkungen. Solange es bloß die Zeitungen waren, die uns von grenzenloſen Greueln berichteten, welche Ibrahim-Paſcha in Morea verübt haben ſollte, konnte man noch immer an Manchem zweifeln, da der anerkannte Philhellenismus der meiſten dieſer Blätter Uebertreibungen erwarten ließ; nun aber tritt Planat auf, bei dem man dieſes günſtige Vorurtheil für die Griechen nicht vorausſetzen darf und legt im Ganzen daſſelbe Zeugniß ab, ſo daß man jetzt über den Charakter jenes Kriegs und der Hauptperſon, welche darin eine Rolle ſpielte, völlig ins Klare kommt. In dieſer Beziehung und ſofern ihm treffliche Quellen zu Gebot ſtanden, iſt Planat ein achtbarer Gewährsmann für die unparteiiſche Würdigung dieſes Theils der Tagsgeſchichte. Eigentliche Bülletins ſcheint Ibrahim nicht geſchrieben zu haben, aus denen Planat hätte ſchöpfen können; allein ein Briefwechſel, den er mit einem Officier des Paſcha's, einem ſeiner vormaligen Zöglinge, während des Kriegs fortwährend unterhielt, lieferte ihm eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht der Hauptereigniſſe, ihrer Motive und ihres innern und äußern Zuſammenhangs. Auch kann man aus Planats Mittheilungen am Sicherſten berechnen, wie hoch der griechiſche Krieg dem Paſcha zu ſtehen kam. Die erſte Ausrüſtung, welche 63 Kriegsſchiffe und 100 Transportſchiffe zählte und am 26 Februar 1825 in Modon gelandet wurde, führte 17,000 Mann Fußvolk.*) und 800 Pferde nebſt einem vollſtändigen Apparat von Feld- und Belagerungsgeſchütz und ſonſtigem Material über. Die Verſtärkung, welche Ibrahim im folgenden Jahr aus Egypten erhielt, betrug 8000 **) und die letzte Verſtärkung 4000 Mann. Von dieſen 30,000 Mann ſah kaum die Hälfte die Ufer des Nils wieder!

Orientaliſche Literatur.

(Schluß.)

Folgendes iſt eine Ueberſicht der Schriften, deren Druck der Verein für Herausgabe von Ueberſetzungen orientaliſcher Werke für den Druck beſtimmt hat:

I. Theologie, Ethik und Metaphyſik.

1) The Sánc'hya Cáricá, überſetzt von H. Th. Colebrooke (Dieſes ſanskritiſche Werk enthält in zwei und ſiebzig Stanzen die Grundſätze des Sánc'hyaſyſtems der Metaphyſik.)

2) The Akhlak-e-Naseri of Naser-ud-Din of Tus in Bucharia; überſetzt von H. G. Keene. (Ein perſiſches Moralſyſtem, nach griechiſchen Muſtern, das in Perſien in ſehr hohem Anſehen ſteht.)

3) Eine Sammlung der ſyriſchen Manuſcripte des N. T., ſowohl neſtorianiſchen als jakobitiſchen, ſoweit ſie in England zugänglich ſind, von Profeſſor Lee.

4) The Didascalia, or Apostolical Constitutions of the Abyssinian Church; überſetzt von T. P. Platt. (Dieſes alte äthiopiſche Werk, welches in Europa noch unbekannt iſt, enthält viele merkwürdige Anſichten.)

II. Geſchichte, Geographie und Reiſen.

5) Reiſen von Macarius, Patriarchen von Antiochien, beſchrieben von ſeinem Begleiter, Archidiaconus Paul von Aleppo, und überſetzt von F. C. Belfour. 2r Th.

5) Sheref Nameh, aus dem Perſiſchen überſetzt von Profeſſor Charmoy. (Eine Geſchichte der Dynaſtien, welche in Kurdiſtan regiert haben, verfaßt von Scherif Ebn Schems ud Din, am Schluß des ſechzehnten Jahrhunderts.)

7) Geſchichte von Maſenderan und Tabariſtan, aus dem Perſiſchen überſetzt von Profeſſor Charmoy. (Dieſe Geſchichte eines Theils des perſiſchen Reichs, verfaßt von Sahir ud Din, geht bis auf das Jahr 1475 n. Chr.)

8) The Tareki Afghan, aus dem Perſiſchen überſetzt von Dr. Bernhard Dorn. 2r Th. (Eine Geſchichte der Afghanen, welche ihrem Vorgeben nach von den Juden abſtammen. Ein Verzeichniß der afghaniſchen Stämme iſt beigegeben.)

---

*) Das 3, 4, 5, 6 Regiment; vier Compagnien Sapeurs; irreguläre türkiſche Artillerie und Cavallerie.

**) Das 7 und 8 und zuletzt das 10 Regiment.

Digitized by Google

9) Annalen des Elias, Metropolitans von Niſibis, überſetzt von Joſua Forſhall. (Eine ſyriſche Chronik, enthaltend chronologiſche Tabellen über die vornehmſten Dynaſtien der Welt, nebſt einer kurzen Nachricht über die Patriarchen der neſtoriſchen Kirche und Notizen über die merkwürdigſten Ereigniſſe des Orients, von der Geburt Chriſti bis zum Anfang des eilften Jahrhunderts.)

10) The Ghazavati Bosnah, überſetzt von Karl Frazer. (Dieſes türkiſche Werk, geſchrieben von Omar Effendi, einem Bosniaken, enthält die Geſchichte der in Bosnien zwiſchen den Oeſterreichern und Türken von 1736 bis 1739 geführten Kriegen.)

11) Naima's Annalen, überſetzt von Dr. Henderſon. (Dieſe türkiſche Geſchichte umfaßt den Zeitraum von 1622 bis 1692, die Periode der türkiſchen Invaſion in Deutſchland, die Belagerung von Buda, Wien ꝛc.)

12) The Asseba as Syar of Syed Muhammed Reza, überſetzt von Mirſa Alexander Kaſem Beg. (Eine türkiſche Geſchichte der Chane der Krim, mit vielen intereſſanten Einzelheiten, welche die Türkei, Rußland, Polen und Deutſchland betreffen.)

13) Geſchichte Georgiens, überſetzt von Julius Klaproth. (Dieſes Werk umfaßt den Zeitraum von 1647 bis 1757. Einen Anhang dazu bildet Wachtangs Chronik Georgiens vor der Einführung des Chriſtenthums daſelbſt, nebſt einer chronologiſchen Ueberſicht der georgiſchen Geſchichte von dieſer Epoche bis zum J. 1647.)

14) Beſchreibung Tübets, von Julius Klaproth. (Ein Auszug aus verſchiedenen chineſiſchen und mandſchu'ſchen Werken, wodurch man eine vollſtändige Nachricht über Tübet und die Buddhareligion erhält, deren Hauptſitz dieſes Land iſt.)

15) Ebn Chaldun's Geſchichte der Berbern, überſetzt von Profeſſor Lee. (Ein ſeltenes und ſchätzbares Werk über Urſprung, Blüte und Verfall der Dynaſtien in Nordafrica.)

16) Geſchichte Wartan's, Königs von Armenien, überſetzt von Profeſſor Neumann. (Geſchichte der Religionskriege zwiſchen den Perſern und Armeniern im ſechſten Jahrhundert, mit vielen wichtigen Dokumenten über die Religion Zoroaſters, verfaßt in dem reinſten claſſiſchen Armeniſch von Eliſäus, der von manchen der Ereigniſſe, die er berichtet, Augenzeuge war.)

17) Makriſis Chitat, oder Geſchichte und Statiſtik von Egypten, überſetzt von Abraham Salamé. (Dieſes arabiſche Werk giebt Kunde von der Eroberung Egyptens im Jahr 640 und liefert eine Beſchreibung von Städten, Dörfern, alten und neuen Bewohnern ꝛc.)

18) Part of Mirkhond's Ruzet-al-Suffa, überſetzt von David Shea. (Dieſer Auszug aus dem größern perſiſchen Werk giebt die Geſchichte Perſiens von Kaiomues bis zum Tod Alexanders des Großen.

III. Schöne Wiſſenſchaften und Biographie.

19) Heft Peiker, ein hiſtoriſcher Roman von Behrâm Gur, überſetzt aus dem Perſiſchen des Niſami von Gandſcha von Sir Gore Duſeley. (Die romantiſche Lebensgeſchichte Behrâm's, des fünften Monarchen aus dem Haus der Saſſaniden.)

20) Meher va Mushteri, überſetzt von Sir Gore Duſeley. (Dieſes perſiſche Gedicht, welches abgekürzt erſcheint, iſt von Mohammed Aſſar und erzählt die Freundſchaft und die Abenteuer der oben genannten Söhne des Königs Sapor und ſeines Großweſirs.)

21) The Bustan of Sadi, überſetzt von Jacob Roß. (Das bewundertſte perſiſche Dichterwerk, beſtehend aus moraliſchen Erzählungen ꝛc.)

22) The Tuzzuk Timuri, überſetzt von Major Karl Stewart. (Geſchichte der erſten 47 Jahre Tamerlan's, beſchrieben von ihm ſelbſt in der dſchagatai-türkiſchen Sprache und überſetzt ins Perſiſche von Abu Talib Hoſſeyni.)

T e x a s.

2. Küſten, Baien ꝛc.

Wenn man bei dem Ausfluß des Sabineſees beginnt, ſo nimmt die Küſte von Texas eine ſüdweſtliche Richtung, welcher ſie folgt bis Galveſton-Bai — 50 M. Galveſton-Bai, der größte Einſchnitt, welchen das Meer in dieſem Theil des Golfs in das Land macht, wird durch die Landſpitze Bolivar und die Inſeln Pelican und Galveſton gebildet. Sie bietet einen guten Hafen und eine ſichere Einfahrt dar, indem die Tiefe des Waſſers über den Barren überall 12, und an einzelnen Orten 15 Fuß beträgt. Dieſe Bai erſtreckt ſich 35 M. in nordw. Richtung von der Galveſton-Inſel an, durch welche, ſo wie durch die Landſpitze Bolivar, ſie ganz vom Land umſchloſſen wird; ihre mittlere Breite iſt 15 M., ihr Areal 525 Quadratm. Von dem öſtl. Punkt der Galveſton-Inſel läuft die Küſte in Einer Richtung 30 M. gegen SW bis zu der weſtl. Einfahrt vom Galveſton-Sund; und von da, ohne weſentliche Abweichung, faſt 85 M. bis zu Paſſo Cavallo oder der Matagorda-Bai. Ungefähr 20 M. ſüdweſtl. von Galveſton-Einfahrt ergießt ſich der anſehnliche Fluß Brazos in den Golf, und 12 M. weiter der San Bernardo. Matagorda-Bai kommt in Bezug auf Umfang, Tiefe des Waſſers und Sicherheit mit Galveſton-Bai ziemlich überein, nur iſt ſie von mehr unregelmäßiger Form. Von Paſſo Cavallo behält die Küſte ihre ſüdw. Richtung bis Aranſaſo-Einfahrt, 60 M., bei. Halbwegs zwiſchen dieſen beiden Punkten tritt die Bai del Eſpiritu Santo bis auf zwei M. an den Golf hinan, mit dem ſie der hochwehende Oſtwind häufig in Verbindung ſetzt. Dieſe Bai, mittelſt der Aranſaſo-Einfahrt und eines kleinen Bayou, wodurch die erſtere mit der Matagorda-Bai zuſammenhängt, trennt einen beträchtlichen Theil des Landes von der Hauptküſte und bildet die Inſel Eſpiritu ſanto. Die Bai dieſes Namens, faſt parallel mit der Küſte gelegen, nimmt die Flüſſe San Antonio und Guadalupe auf, welche ſich 10 M. landeinwärts vereinigen. Weſtlich von der Bai del Eſpiritu ſanto und nordw. von der Inſel liegt die Bai Aranſaſo, welche ſich 30 M. nach W ausdehnt, und eine mittlere Breite von 5 M. hat. Bei Aranſaſo-Einfahrt wendet ſich die Küſte und ſchlägt eine vollkommen ſüdl. Richtung ein, 25 M., bis nach Copano, der Mündung des Nuecesfluſſes und dem ſüdw. Endpunkt der Küſte von Texas. Ungefähr 30 M. von dieſer Mündung erweitert ſich der Nueces zu einer geräumigen Bai, an welche eine andere beinahe von gleicher Form und Ausdehnung auf der Nordſeite anſtößt — die Papelote-Bai, ſo genannt von einem kleinen Fluß, der an ihrem weſtl. Ufer ſich mit ihr vermählt. Texas bietet auf dieſe Weiſe gegen den mexicaniſchen Meerbuſen eine Fronte von 260 M. dar, welche, wie faſt alle Theile des Golfs, tüchtiger Höhen gänzlich ermangelt. Die Baien, mit wenigen Ausnahmen, ſind insgemein ſeicht, und Sandbänke und Untiefen, welche eben ſo ſchnell entſtehen als ſie wieder verſchwinden, erſchweren die Schifffahrt. Die Barren an den Mündungen der Flüſſe ſind nicht minder wandelbar; ſie haben jedoch in der Regel nicht unter 4 und nicht über 12 F. Waſſer.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 169. 18 Juny 1830.

Memoiren von Robeſpierre.

Vierter Artikel.

Unter allen Materien, die ein Robeſpierre zum Vorwurf öffentlicher Reden erwählt haben konnte, hätte man ſich einer Bekämpfung der Todesſtrafe wohl am Wenigſten verſehen; aber er hielt eine ſolche am 30 Mai 1791; die Memoiren theilen ſie ihrer ganzen Länge nach unter den pièces justif. mit, motiviren dieſelbe jedoch im Text durch folgende Worte:

„Die wichtigſte Frage, die eine Verſammlung von Geſetzgebern und Philoſophen in Anſpruch nehmen kann, beſchäftigte uns in den letzten Tagen des Mais: Hat die menſchliche Geſellſchaft das Recht die Todesſtrafe zu verhängen, und iſt dieſe Strafe von wirklichem Nutzen?

„Ich hatte Viel nachgedacht über dieſe wichtigen Punkte des Naturrechtes, ſie aber mehr vom Standpunkt des Theoretikers, als des in Verhältniſſen eines wirklichen Staats lebenden Geſetzgebers betrachtet. So trug denn meine Rede ganz den Ausdruck des jugendlichen Feuers, mit welchem ich bei meiner akademiſchen Preisbewerbung *) gegen die infamirenden Vorurtheile geſprochen hatte. Jetzt, nachdem eine längere Erfahrung in der Politik mich gelehrt hat, bis zu welchem Grad die Unverbeſſerlichkeit mancher Menſchen geht, bin ich mir über die furchtbare Nothwendigkeit klar geworden, worin ſich die Geſellſchaft manchmal befinden kann, das Daſeyn Einzelner aufheben zu müſſen, um die Ruhe und Freiheit Aller zu ſichern. Meine Anſicht in jener Verhandlung iſt, ich geſtehe es offen, die einzige von allen je auf der Rednerbühne von mir geäußerten, die ich nicht frei von Irrthum und Uebertreibung finde; aber es war wenigſtens eine menſchenfreundliche Uebertreibung.“

Rede gegen die Todesſtrafe.

(Im Auszug)

Als die Nachricht nach Athen kam, daß in Argos Bürger zum Tode verurtheilt worden ſeyen, eilte man in die Tempel und flehte zu den Göttern, von den Athenern ſolch grauſame und unheilvolle Gedanken abzuwenden. Ich komme, nicht die Götter zu bitten, ſondern die Geſetzgeber, welche Werkzeuge und Dolmetſcher der ewigen von Gott den Menſchen eingeprägten Wahrheiten ſeyn ſollen, aus dem Geſetzbuch der Franzoſen das blutige Gebot zu ſtreichen, welches den Mord von Rechtswegen befiehlt, gegen welches ſich aber ihre Sitten und ihre neue Verfaſſung ſträuben. Ich will denſelben beweiſen 1) daß die Todesſtrafe ihrem Weſen nach ungerecht iſt; 2) daß ſie keineswegs diejenige iſt, wodurch man am Meiſten von Verbrechen abgehalten wird, ſie vielmehr dieſelben weit eher vermehrt, als vermindert.

Greift außerhalb des Bereichs der bürgerlichen Geſellſchaft ein Feind mein Leben oder mein Gut an, ſo muß ich, weil ich ihm Nichts entgegenſetzen kann, als meine körperlichen Kräfte, entweder ſelbſt zu Grund gehen, oder ihn tödten, und das Geſetz der natürlichen Nothwehr billigt das Letztere. In der Geſellſchaft aber, wo die Macht Aller gegen den Einzelnen gewendet iſt: welcher Rechtsgrundſatz kann uns da befugen, auf Tod gegen jenen zu erkennen? Ein Sieger, der ſeine Gefangenen tödten läßt, wird ein Barbar genannt! Ein Menſch, der ein Kind, ſtatt es zu entwaffnen und zu ſtrafen, umbringt, ſcheint uns ein Ungeheuer! Ein Angeſchuldigter, welchen die Geſellſchaft zum Tod verurtheilt, iſt für ſie nichts Weiteres, als ein beſiegter, machtloſer Feind, ſchwächer als ein Kind gegen einen Erwachſenen.

Alſo ſind in den Augen der Gerechtigkeit und Wahrheit die Todesſpiele, die man mit ſo vielem Prunk anordnet, im Grunde Nichts, als feiger Mord — öffentliche, feierliche Verbrechen, nicht von Einzelnen begangen, ſondern von ganzen Nationen, mit dem Anſchein rechtlicher Formen. So grauſam, ſo ausſchweifend dergleichen Geſetze daher auch ſeyn mögen, wundert Euch nicht mehr darüber: ſie ſind die Erfindung von Tyrannen,

*) Robeſpierre hatte im Jahr 1784 — im ſeinem 25 Jahr, wie ihn die Memoiren bei dieſer Gelegenheit erwähnen laſſen, ſo daß er alſo zur Zeit der Rede gegen die Todesſtrafe 32 Jahre zählte — folgende von der Akademie zu Metz vorgeſchlagne Preisfrage beantwortet: „1) Was iſt der Grund der Meinung, nach welcher die mit der infamirenden Strafe eines Verbrechers verbundene Schande einem gewiſſen Theil nach auf deſſen ſämmtlicher Familie haftet? 2) Bringt dieſe Meinung etwa mehr Schaden als Nutzen? 3) Iſt Solches wirklich der Fall, durch welche Mittel kann dieſem Schaden am Eheſten vorgebeugt werden?“ — Der Preis wurde Lacretelle, der ſpäter ebenfalls in der Nationalverſammlung ſaß, zuerkannt; Robeſpierre jedoch erhielt eine goldne Medaille von 400 Livres Werth als Acceſſit, während der erſte Preis ſelbſt nur in einer gleich großen Geldſumme beſtand. — Er ließ ſeine Rede drucken.

Digitized by Google

ſind die Ketten, womit dieſe das Menſchengeſchlecht belaſten, die Waffen, womit ſie daſſelbe unterdrücken; mit Blut wurden ſie geſchrieben. „Es iſt nicht erlaubt, einen römiſchen Bürger zum Tod zu verurtheilen": ſo lautete das Geſetz des römiſchen Volks; Sylla aber, der Sieger, ſprach: „Alle, welche die Waffen gegen mich getragen haben, ſind des Todes würdig." Octavius und die Gefährten ſeiner Frevel beſtätigten dieſes Geſetz.

Unter Tiberius war das Lob des Brutus ein todeswürdiges Verbrechen. Caligula verdammte Diejenigen zum Tod, die gotteslſchänderiſch genug waren, ihre Kleider in Gegenwart eines Bilds des Kaiſers auszuziehen. Als die Tyrannei das Verbrechen der beleidigten Majeſtät erſonnen hatte, welches entweder in einer an ſich gleichgültigen, oder in einer heroiſchen Handlung beſtand — Wer hätte da, ohne ſich ſelbſt des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig zu machen, denken dürfen, daß einer ſolchen Handlung eine gelindere Strafe zukomme, als der Tod?

Als der Fanatismus ſeinerſeits das Verbrechen der beleidigten Majeſtät Gottes erfand, als er in ſeinem Wahnſinn es auf ſich nahm, dieſen Gott ſelbſt zu rächen: mußte er da demſelben nicht auch Blut darbringen, und ihn ſo auf Eine Linie mit jenen Ungeheuern ſetzen, die ſich ſein Abbild nannten?

Die Todesſtrafe iſt nothwendig, ſagen die Anhänger des alten Barbarenbrauchs; ohne ſie giebt es keinen Zügel gegen das Verbrechen. Wer hat Euch Das geſagt? Habt Ihr alle Federn berechnet, durch welche das Strafgeſetz auf die Empfindung des Menſchen einwirken kann? Ach! welche Schmerzen des Leibs und der Seele kann der Menſch dulden, eh er ſtirbt!

Die Luſt zum Leben iſt Nichts gegen die Ehrſucht, die gewaltigſte aller Leidenſchaften, die das Menſchenherz beherrſchen; die ſchrecklichſte aller Qualen für den in Geſellſchaft lebenden Menſchen iſt die Schande. Wenn der Geſetzgeber die Bürger an ſo vielen Stellen, auf ſo viele Arten verwunden kann, wie ſoll er da die Todesſtrafe für nothwendig erachten? Die Strafen haben nicht den Zweck den Verbrecher zu quälen, ſondern dem Verbrechen durch Furcht vorzubeugen.

Der Geſetzgeber, welcher den Tod des Verbrechers vorzieht, verletzt das Zartgefühl des Volks und verwiſcht deſſen moraliſchen Sinn; ja er nützt die Springkraft der Herrſchergewalt eben dadurch ab, daß er ſie höher ſpannen will. Er entſagt dem Grundſatz, die Strafen nach dem Charakter der ſie veranlaſſenden Leidenſchaften zu beſtimmen, und ſomit dieſe gleichſam durch ſich ſelbſt zu ſtrafen. Er wirft Alles durch einander, verwirrt die Verhältniſſe und handelt dem Zweck der Strafgeſetzgebung geradezu entgegen.

Ihr ſagt die Todesſtrafe ſey nothwendig? Iſt Dem ſo: warum haben ſich mehrere Völker derſelben zu entäußern gewußt? Und durch welche Fügung ſind es gerad die weiſeſten, glücklichſten, freieſten Völker geweſen? Wenn die Todesſtrafe am Geeignetſten iſt, große Verbrechen zu verhüten, ſo müſſen dieſe bei Völkern, welche jene angenommen haben, am Selteuſten ſeyn. Aber gerade das Gegentheil ergiebt ſich. Nirgends größere und häufigere Verbrechen, als in Japan, wo die Todesſtrafe am Häufigſten iſt. Glaubt Ihr Rom ſey, als die Lex Portia die ſtrengen Geſetze der Könige und Decemvirn abſchaffte durch mehr Verbrechen beſudelt worden, denn unter Sylla, welcher jene wieder einführte, und unter den Kaiſern, welche die Strenge zu einem ihrer ſchmachvollen Zwingherrſchaft würdigen Grad trieben?

Hört die Stimme der Gerechtigkeit und der Vernunft; ſie ruft uns zu, menſchliches Urtheil ſey nie ſo unfehlbar, daß die Geſellſchaft einem Menſchen durch andre Menſchen, die wie er dem Irrthum unterworfen ſind, den Tod zuerkennen laſſen könnte. Dem Menſchen die Möglichkeit rauben, ſein Verbrechen durch Reue, durch tugendhafte Handlungen wieder gut zu machen, ihm umbarmherzig jede Rückkehr zur Tugend, zur Selbſtachtung verſchließen, ihn noch bedeckt mit der friſchen Spur ſeines Verbrechens ins Grab drängen, iſt in meinen Augen die ſchauderhafteſte Ausbildung der Grauſamkeit.

Das Geſetz ſoll dem Volke das reinſte Vorbild der Gerechtigkeit und Vernunft entgegen halten. Treten an die Stelle gebietender Strenge, gemäßigter Ruhe der Zorn und die Rache, ſo vermiſchen ſich im Herzen des Bürgers die Vorſtellungen von Recht und Unrecht, ſo entſtehen im Schoß der Geſellſchaft wilde Vourtheile, die ihrerſeits andre, neue Vorurtheile zur Folge haben. Der Gedanke des Mords verbindet ſich weit nicht mit ſo viel Schreckhaftem, wenn das Geſetz ſelbſt das Beiſpiel davon zu Schau giebt. Hütet Euch wohl, die Wirkſamkeit der Strafen mit dem höchſten Grad der Strenge gleich zu denken. Eines widerſpricht dem Andern vollkommen. Alles arbeitet einem milden Geſetz entgegen; Alles verſchwört ſich gegen ein grauſames Geſetz.

Man hat bemerkt, daß in freien Ländern die Verbrechen ſeltener, die Strafgeſetze milder ſind: natürlich! In freien Ländern werden die Menſchenrechte geachtet, und ſind folglich die Geſetze gerecht. Wo dieſe hingegen die Menſchheit durch übertriebene Strenge beleidigen, da iſt die Würde des Menſchen unbekannt, die Würde des Bürgers nicht vorhanden; da iſt der Geſetzgeber nur ein Herr, der ſeinen Sklaven gebeut, und ſie, nach Gutdünken, unbarmherzig züchtigt. Ich trage darauf an, daß die Todesſtrafe abgeſchafft werde.

Fullers Reiſen durch das türkiſche Reich.

Zu den vielen Reiſen durch die Türkei, welche wahrſcheinlich nie an das Licht gekommen wären, wenn nicht gerade die Zeitverhältniſſe die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Gegenden gelenkt hätten, müſſen wir eine neue hinzufügen: John Fuller's Bericht von einer Reiſe durch einige Theile des türkiſchen Reichs (Narrative of a Tour through some Parts of the Turkish Empire, by John Fuller, Lond. 1830. 8). Wer Etwas beſchreibt, was er ſelbſt geſehen hat, wird beinah immer, wenigſtens für einen gewiſſen Kreis, etwas mehr oder weniger Neues und Intereſſantes einfließen laſſen; und ſo giebt denn auch Fuller Manches, was wohl auch in dieſer einfachen und ſchmuckloſen Darſtellung mit Vergnügen geleſen werden dürfte.

Die Bevölkerung von Aleppo, ſagt er bei Gelegenheit ſeiner Beſchreibung dieſer Stadt, iſt bedeutend und beſteht beinahe ausſchließend aus Mohammedanern; denn die enſyriſchen Heiden wohnen

ſächlich in den benachbarten Dörfern; und chriſtliche Familien findet man an dieſem Urſitze unſerer Religion nicht mehr als einhundert, die ſämmtlich zu den griechiſchen Schismatikern gehören. An einen der vornehmſten dieſer letzteren, einen jungen Mann, Namens Juſſuf Saba, hatte ich ein Empfehlungsſchreiben von Muſſy Elias. Er nahm mich äuſſerſt zuvorkommend auf, und entſchuldigte ſich nur, daß er mich nicht in ſeinem eigenen Hauſe beherbergen könne, weil dieſes ſich in der größten Verwirrung befinde. Ein alter Diener, der viele Jahre in ſeiner Familie geweſen war, ſtand im Begriff ſich zu verheirathen; nach der Sitte dieſer Gegend, wo der Unterſchied zwiſchen Herr und Diener noch nicht ſo ſcharf bezeichnet iſt, als bei den civiliſirteren Nationen, ſollte die Heirath in dem Hauſe ſeines Herrn vor ſich gehen; und Juſſuf hatte, um ſeine Achtung vor ſeinem alten Diener zu bezeugen, beſchloſſen, daß ſie mit gebührender Pracht gefeiert werden ſolle. Die Ceremonie ſollte erſt nach zwei Tagen Statt finden, aber die Beſuche und Feſtlichkeiten hatten bereits angefangen und das Geräuſch der Vorbereitungen war auf ſeinem Gipfel. Juſſuf verſchaffte mir daher ein Gemach in dem Hauſe ſeines Schwagers, eines anderen wohlhabenden Chriſten, wo ich, wie er glaubte, mehr Ruhe finden würde, als in ſeinem eigenen. Den größten Theil des folgenden Tages hielt mich der Regen zu Hauſe; als aber der Abend kam, war ich froh zu meiner Unterhaltung den Hochzeitleuten einen Beſuch machen zu können. Ich fand eine zahlreiche Geſellſchaft, die größtentheils aus den chriſtlichen Einwohnern der Stadt zuſammengeſetzt war, jedoch auch einige der benachbarten enſyriſchen Bauern einſchloß. In der Mitte des Zimmers ſah ich einen alten hageren Mann mit grauem Haar und Bart, in dem ich bald den Hausluſtigmacher entdeckte. Alle Anweſenden wurden durch ſeine lächerlichen Einfälle und ſonderbaren Gebehrden ungemein ergötzt; der wirkſamſte Theil ſeines Witzes ſchien indeß in der ungeheuern Menge Aquavit zu beſtehen, welche er trank; denn bei jedem neuen Zuge brach Alles in ein ſchallendes Gelächter aus. Auch ſchienen die übrigen Gäſte eben nicht weniger geneigt, dem Alten nachzuahmen, als ihn zu beklatſchen; denn alle fünfzehn Minuten wenigſtens ging ein kleines Glas herum, welches ich nur ſelten zurückweiſen ſah. Die Chriſten im nördlichen Syrien ſind faſt ohne Ausnahme dem Branntwein ergeben, theils aus Neigung, theils um ſich von ihren mohammedaniſchen Nachbaen zu unterſcheiden, die auf das Waſſer beſchränkt ſind. Das Branntweintrinken erhält dadurch eine religiöſe Bedeutung, und die Orthodoxie und Frömmigkeit wird nach den Quantitäten hitziger Getränke abgemeſſen, die man im Stande iſt, zu ſich zu nehmen. Die übrigen Vergnügungen des Abends beſtanden in Geſang und Tanz, woran mehrere der anweſenden Gäſte Theil nahmen. (?) Der vorzüglichſte Sänger war ein junger Jude von Aleppo, deſſen Auftreten mit einem allgemeinen Zuruf begrüßt wurde. Er hatte eine ſehr ſchöne Stimme und war ein Meiſter in der Singkunſt nach orientaliſcher Art. Der Beifall, mit welchem ſeine ſchneidenden und näſelnden Töne aufgenommen wurden, war enthuſiaſtiſch; und ich ſah nie eine größere Wirkung durch die ausgezeichnetſten Talente in Europa hervorgebracht. Jeder Blick, jede Gebehrde ſprach das Entzücken der Zuhörer aus, bis ſie allmälig einer nach dem andern von ihren Sitzen aufſtanden und nach dem Takte mit den Füßen ſtampften und in die Hände ſchlugen, während der junge Menſch, die hohle Hand hinter das Ohr haltend, ſeine ſcharfen Töne mit voller Kraft ſeiner Lunge ausſtieß. Zwiſchen dem Singen fing man an zu tanzen: eine Uebung, welche die Einwohner von Oberſyrien ungemein lieben. Ihre Tänze werden gewöhnlich nur von einer oder zwei Perſonen ausgeführt, und einige derſelben, beſonders der Säbeltanz, eine Art von Schein-Zweikampf, der wahrſcheinlich von dem alten pyrrhiſchen Tanze abſtammt, ſind ſehr lebendig und maleriſch; im Allgemein theilen indeſſen dieſe Darſtellungen den Charakter, der dem ganzen Orient eigenthümlich iſt. Als der Abend vorrückte und der Branntwein die Gemüther erhitzte, war es ergötzlich, ſelbſt die alten ehrwürdigſten Herren ſich in die Beluſtigungen der Jugend miſchen zu ſehen. Ueberhaupt ſcheinen die Chriſten zu Antiochien der Meinung zu ſeyn, daß eine ſo natürliche Uebung wie der Tanz in keinem Alter unſchicklich werden könne. Während dieſe Vergnügungen unter den Männern vor ſich gingen, ſchienen die Damen ihrerſeits — nach dem lauten Freudengeſchrei, das von Zeit zu Zeit aus ihrem Gemach erſchallte, ſich nicht weniger gut zu unterhalten. Ungefähr um ein Uhr nach Mitternacht brach die Geſellſchaft auf; Alle ſchienen die Gegenwart ihres fremden Gaſtes auf das Beſte aufzunehmen, und zum Zeichen ihrer Aufmerkſamkeit begleiteten mich mehrere junge Leute, eine Trommel, eine Pfeife und eine Mandoline voraus, bis zu meiner Wohnung.

Der Sonntag war für die eigentliche Hochzeitfeier feſtgeſetzt, da die Vorbereitungsfeſtlichkeiten bereits drei Tage gedauert hatten. Um drei Uhr ſammelten ſich die Verwandten der Braut in dem Hauſe von Juſſuf Saba, welches der Bräutigam ihnen überlaſſen mußte, der hierauf ſeine Zuflucht in das Haus nahm, wo ich wohnte. Sein Aeußeres war eben nicht ſehr einnehmend; da der Gebrauch verlangte, daß er mehrere Tage vor der Hochzeit ſeinen Bart wachſen laſſen und in ſeinen älteſten und abgetragenſten Kleidern einher gehen mußte. Sobald das Haus des Bräutigams geräumt war, machten ſich die Frauenzimmer auf den Weg, um die Braut aus ihrem elterlichen Hauſe abzuholen. Es waren ihrer ungefähr fünfzig, alle in weißen Schleiern, die nicht nur das Geſicht, ſondern beinahe die ganze Geſtalt verhüllten. Sie trugen Guirlanden von Blumen in den Händen und eilten mit unſicherem Schritt über die Straße. Von dem Volke wurden ſie dabei nicht beläſtigt, da die Mohammedaner entweder aus Verachtung oder aus vernünftiger Schonung es ſich zum Geſetz machen, ſich von allen chriſtlichen Feſtlichkeiten entfernt zu halten. Ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang kam eine Anzahl von Freunden und Verwandten, um den Bräutigam abzuholen, der ſich indeſſen ſeinen Bart abgenommen hatte, aber noch immer in ſeinen alten Kleidern blieb. Er wurde bei Kerzenlicht nach Juſſufs Hauſe geführt. Ich begleitete den Zug, und bei unſerer Ankunft fanden wir den ganzen Hof gedrängt voll von Freunden und Zuſchauern. Es wurde jezt in einem Winkel ein Teppich ausgebreitet, auf den die neuen Kleider gelegt wurdin; und mit dem Beiſtande von vier Prieſtern, die ſeine Kammerdiener bei dieſer Gelegenheit machten, war er bald ſeines alten Anzuges entkleidet und von Kopf zu Fuß neu equipirt. Gleich dem Bourgeois Gentilhomme wurde er unter dem Schall der Muſik angezogen; denn während der ganzen Ceremonie ſtimmten die Prieſter in einem erbärmlichen Naſentone ein Lied an, in welches die Zuſchauer, die mit Kerzen in der Hand umherſtanden, von Zeit zu Zeit einſtimmten. Sobald dieß Aus- und Ankleiden vorüber war, begaben wir uns in ein großes

Digitized by Google

Gemach, welches auf den Hof hinausging; in der Mitte deſſelben ſtand die Braut und ihre Brautjungfer, die erſtere bedeckt mit einem groſsen weiſsen Schleier, der bis auf den Boden herabfiel und ihre ganze Geſtalt verhüllte; überdieſs war noch ein roſenfarbenes Gazetuch über ihren Kopf geworfen; ihre Begleiterin trug dieſelbe Tracht, mit Ausnahme des Gazetuches, und wie beide ſo allein und bewegungslos in der Mitte eines groſsen Gemaches da ſtanden, würde Niemand ſie für lebende Weſen genommen haben. Zu ihren Füſsen kauerten zwei der ſchmutzigſten und elendeſten Geſchöpfe, die ich je geſehen hatte. Als ich fragte: „wie ſie hereingekommen, da ſie doch kein feſtliches Gewand hätten.“ ſagte man mir, daſs es arme kranke Weiber ſeyen, die man zugelaſſen habe, weil man glaube, daſs es ein ſicheres Mittel gegen ihre Krankheit ſey, wenn ſie den Vermählungsſegen ſprechen hörten. Sobald die nächſten Verwandten und Angehörigen eingetreten, wurden die Thüren geſchloſſen, ſo daſs das Gemach durchaus nicht überfüllt war, indem die Zahl der Anweſenden nicht über dreiſsig betrug. Die Braut und der Bräutigam wurden nebeneinander geſtellt; vor ihnen ſtand der Oberprieſter und ſprach eine Art Litanei, auf welche von Zeit zu Zeit die Uebrigen antworteten. Darauf ſchwang er den Ring dreimal über die Stirn des Bräutigams und eben ſo oft über die Stirn der Braut, zog dann ihre zarte kleine Hand unter dem roſenfarbenen Schleier hervor und ſteckte ihr jenen an den Finger. Ein Blumenkranz wurde dem Bräutigam, ein anderer der Beaut auf das Haupt geſetzt; und beide nahmen aus einem ſilbernen Becher ein wenig Wein, worauf der Prieſter den Reſt austrank. Sie gaben ſich darauf die Hände und gingen mit ihren Begleitern in gemeſſenen Schritten nach dem Takte eines Geſanges, welcher von den Geiſtlichen angeſtimmt wurde, dreimal um den Altar, deſſen Stelle bei dieſer Gelegenheit ein Lehnſtuhl in der Mitte des Zimmers vertrat. Hierauf wurde die Einſegnung ausgeſprochen, und damit war die Ceremonie beendigt. Die Brautjungfrau führte die Braut jetzt wieder zu ihren Freundinnen in das Frauengemach zurück, aus dem während der Vermählungsceremonie fortwährend der freudige Ausruf: „Lillah! lillah! lillah!“ erſchallte, und das Haus wurde aufs Neue ihrem ausſchlieſslichen Beſitz überlaſſen. Die Männer begaben ſich indeſſen in meine Wohnung und der Abend mit einem groſsen Theile der Nacht wurde auf dieſelbe luſtige Weiſe zugebracht, wie der vorhergehende; indem man fortfuhr zu ſingen, zu tanzen und zu teinken bis gegen Tagesanbruch. Der Bräutigam blieb nebſt einem jungen Freunde, welcher ſein Beiſtand war, in einem Winkel des Gemaches von der übrigen Geſellſchaft entfernt, und es brannte eine groſse Kerze vor ihm, um ihn deſto deutlicher als die Zielſcheibe der eben nicht allzudelikaten Witze zu bezeichnen, mit denen er von allen Seiten überſchüttet wurde. Man ſagte mir, daſs er eigentlich nach der ſtrengen Etikette auf einem Beine ſtehen ſollte, daſs Dieſs ihm indeſſen erlaſſen worden ſey — man habe ihm nicht nur die Erlaubniſs ertheilt, ſich beider Beine zu bedienen, ſondern ſogar ſich nieder zu ſetzen, wenn nicht gerade ein vornehmer Gaſt ſänge oder tanzte. Bei alledem machte der Mann für ſeine beneidenswerthe Lage, als Bräutigam, eine traurige Figur; und da er überdieſs ein ernſthafter und geſetzter Fünfziger war, ſo kann man ſich denken, daſs die Lächerlichkeit der ganzen Scene dadurch nicht vermindert wurde. Das Wetter blieb am folgenden Tage ſo regneriſch, daſs ich nicht ausgehen konnte; und um zwölf Uhr hatte ich das Vergnügen, mein Zim… aufs Neue von Gäſten gefüllt zu ſehen, die kamen, um den Na… mittag mit den gewöhnlichen Beluſtigungen zuzubringen. … Sonnenuntergang begaben wir uns zu Juſſuf Saba, wo die Feſt… keiten mit einem groſsen Nachtmahle beſchloſſen wurden, an … gegen ſechzig Perſonen Theil nahmen. Sobald daſſelbe vorüber … empfahl ſich der Bräutigam der Geſellſchaft und erhielt Ein… in das Frauengemach, wo er zum erſten Male die Züge ſeiner Bra… zu ſehen bekam, indem die Verbindung nach orientaliſcher Sitte … einer dritten Perſon eingeleitet und die Braut bis nach Vollziehung der Heirath vor den Augen des Bräutigams verborgen gehalten worden war.

Paul Clifford.

Ein neuer Roman von Bulwer, dem Verfaſſer von Pelham und Devereux, unter dem Titel „Paul Clifford“ (Lond. 1830. 3 vols. 8) iſt in England mit dem ausgezeichnetſten Beifall aufgenommen worden; ein ſchönes Talent iſt auch hier unverkennbar, doch leider an einem eben nicht allzu dankbaren Stoffe verſchwendet. Eine Räubergeſchichte, ſo vortrefflich ſie auch ſeyn mag, bleibt doch immer eine Geſchmackloſigkeit; das Abnorme in der moraliſchen Welt kann eben ſo wenig, als eine phyſiſche Miſsgeburt der Hauptgegenſtand einer äſthetiſchen Darſtellung ſeyn. Freilich iſt Paul Clifford in eine Zeit verlegt, wo der Reiz des wilden geſetzloſen Räuberlebens ohne Zweifel gröſser war als jetzt; ſo erzählt der Verfaſſer eine Anekdote, die in der That für die guten alten Zeiten charakteriſtiſch iſt. Ein Straſsenräuber, der in ſeiner Jugend eine gute Erziehung genoſſen und in der vornehmſten Geſellſchaft Zutritt gehabt hatte, ſtand bereits auf der Leiter, den Strick um den Hals, als der Geiſtliche ihn ermahnte: „ſein übel zugebrachtes Leben jetzt zu bereuen.“ — „Uebel zugebracht, Du Hund! — Gott, (mit den Lippen ſchnalzend) es war köſtlich!“ — „Pfui! Pfui! Herr — erheben Sie Ihre Gedanken zu dem Himmel!“ — „Aber ein kurzer Gallop über die Haide — oh!“ ſtammelte der Verbrecher, und ſeine Seele gallopirte in die Ewigkeit.

Gell's Pompeiana.

Von dem trefflichen Werke unſres wohlbekannten Freundes Sir William Gell über die Ausgrabungen in Pompeji — Pompeiana, or Observations on the Typography, Edifices and Ornaments of Pompeii by Sir W. Gell — iſt ſo eben der erſte Theil einer neuen Serie erſchienen, welche theils das bisher Ausgelaſſene ergänzen, theils Das, was ſeitdem an neuen Entdeckungen hinzugekommen iſt, nachholen ſoll und für den Künſtler und Alterthumsforſcher von nicht geringerem Intereſſe ſeyn wird, als die früheren Arbeiten des geſchätzten Verfaſſers. Den Inhalt des vorliegenden Heftes bilden, auſser einem eleganten Titelblatt und mehreren Vignetten: „der Wall des Pantheon,“ glänzend colorirt; „die Poeten,“ eine claſſiſche Skizze; das Frigidarium; und ein Theil der Straſse der Mercurii mit den benachbarten Häuſern.

Berichtigung.

Nr. 166 S. 665 Sp. 1 Z. 13 u. 14 v. o. l. ſpäteſtens ſt. oder ſpäter. Sp. 2 Z. 1 v. o. iſt in der Parentheſe nach dem Wort Franken das Wort Steuer, und Z. 9 v. u. ſind nach dem Wort Alpen die Worte: Dep. der hohen Alpen ausgefallen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 170. 19 Juny 1830.

Ueber den Einfluß des Repräſentativſyſtems auf Literatur und Sitten in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Die Repräſentativverfaſſung, wie ſie uns die Charte gegeben, beſchränkt das Recht der Controlle über die Gewalt auf eine beſtimmte Anzahl reicher Bürger; und dieſe letztern läßt ſie wiederum von andern Bürgern gewählt werden, die zwar weniger reich ſind als jene, aber gleichfalls ein Vermögen beſitzen müſſen, deſſen Schatzung das Geſetz beſtimmt. Dieſe Einrichtung, welche von der Liſte der Bürger die untern und armen Claſſen, und von der Liſte der Mitglieder, aus denen die Volkskammer gebildet wird, Jeden, der nicht hochbegütert und altersreif, ausſchließt, brachte von den erſten Jahren der Epoche an, die wir ſchildern, eine ſehr beſtimmte und leichte vorauszuſehende Wirkung hervor.

Kaum nahmen die nach Maßgabe der Charte neugewählten Deputirten ihre Sitze ein, als ſich zwei Einflüſſe mächtig in dem Schoß der berathſchlagenden Kammern zu entwickeln begannen: die Potenz des Vermögens und des Verdienſtes. Wer nach unſerem Wahlſyſtem dieſe beiden Vorzüge vereinigt, iſt des ihm gebührenden Ranges unter ſeinen Mitbürgern ſicher. So haben ſich die Ariſtokratie des Reichthums und die Ariſtokratie der Geburt in der Geſellſchaft neben einander geſetzt. Die öffentlichen Beamten, bloße Agenten der Gewalt, deren Stellung unter Bonaparte's Regiment nicht eben nothwendig ausgezeichnete Fähigkeiten oder ein beträchtliches Vermögen erforderte, ſanken eben damit in ihrem Rang und verloren an ihrem Anſehen. Man fühlte, daß Verdienſt ohne Vermögen und Vermögen ohne Verdienſt nicht hinreichen; alle Beſtrebungen gingen deßhalb dahin, dieſe Doppelkraft, welche der große Alles erſchütternde Hebel der gegenwärtigen Welt iſt, in ſich zu vereinigen. Waren Männer von Talent, früher in der Regel gleichgültig gegen die Güter des Glücks, ſo drängt ſich ihnen jetzt — nicht als Geldintereſſe, ſondern als Bedürfniß der Zeit, als Rechtstitel auf die öffentliche Achtung — die Nothwendigkeit des Erwerbes auf. Aber andererſeits ſtreben auch die Eigenthümer der reichſten Ländereien, der ergiebigſten Induſtriezweige für ſich oder ihre Kinder nach jenem geiſtigen Anſehen, welches der Reichthum zu verleihen nicht vermag. Sonſt ſagte eine Mutter zu ihrem Sohn: „ſey liebenswürdig?“ nun heißt es: „werde ein Mann von Verdienſt und mach Dir Geld!“ Unter dieſem zweifachen Antrieb haben Kunſtfleiß, Wiſſenſchft und Handel ihre Leiſtungen verdoppelt. Freilich fehlt es da auch nicht an lächerlichen Ausgeburten der Zeit, als da ſind Pedanterie des Reichthums und Geckenhaftigkeit des Wiſſens. Etwas Schwerfälliges, Kleinliches, Materielles und, wenn man will, Proſaiſches hat ſich in eine Geſellſchaft eingeſchlichen, wo Alles auf Berechnung hinausläuft. Von Jugend auf hat man ſeinen Zweck vor ſich, den man verfolgt; an die Stelle der geheuchelten oder wirklichen Beſcheidenheit, welche man in der vormaligen Geſellſchaft von dem Talent forderte, iſt eine Sucht ſich geltend zu machen getreten, die Jeder ungeſcheut äußert. Der Speculationsgeiſt iſt in das Gebiet der Künſte eingedrungen; der Rangſtolz in das Arbeitshaus des Fabrikherrn, den ſein Reichthum und ſeine Thätigkeit zum Antheil an der Gewalt berechtigen. So bietet jede Epoche, gleich jeder perſönlichen Erſcheinung, Stoff dem Lobredner dar wie dem Satiriker; und ſind wir ſtolz auf die neuen Tugenden, welche unſre neuen Sitten ſchufen, ſo nehmen wir, ohne uns zu beklagen, auch die Fehler unſres Zeitalters, auch die Mängel unſrer Tugenden, die Lächerlichkeiten unſrer Individualität hin.

Allein die Repräſentativverfaſſung zieht noch ganz andre Reſultate nach ſich — die Oeffentlichkeit, die Unabhängigkeit, die Kühnheit der Meinungen, die Gewohnheit und die Nothwendigkeit der Diſcuſſion, die Entwicklung großer Perſönlichkeiten. Dieſe verſchiedenen Momente ſind nicht unfruchtbar geblieben; ſuchen wir die Spuren davon in unſeren Sitten.

Zuvörderſt hat ſich aus dem Chaos der Parteien allmälig das Ungleichartige ausgeſchieden und das Gleichartige zuſammengefunden; es ſind beſtimmte Paniere aufgepflanzt worden, beſondere Gruppen haben ſich um dieſelben aufgeſtellt; man hat ſich erkannt; man iſt inne geworden, welche Feinde man zu bekämpfen, auf welche Freunde man zu zählen hat. Jede Unterabtheilung der Anſichten und Intereſſen trägt ihr Abzeichen, unterſcheidet ſich durch eine ſcharfe Schattirung. Dieſes Wunder verdankt man dem Licht der Oeffentlichkeit, welches, wenn auch noch nicht vollſcheinend und noch oft unter den Scheffel geſetzt, denn doch unſere Geſellſchaft nöthigt das Viſir aufzuſchlagen.

Digitized by Google

Fochten die Meinungen kaum noch mit Nichts als Haß und Lüge, und verſteckten ſich hinter Ausflüchten oder warfen mit Anathemen um ſich, ſo haben ſie die Maske, welche ſie über ihre Leidenſchaften zogen, jetzt zerriſſen; ſie entwickeln ihre Theorien, bekennen ihre Hoffnungen, legen ihre Gründe dar. Die Vorwürfe, mit denen ſie einander gegenſeitig überhäuften, haben ſie über ihre Fehler und Thorheiten aufgeklärt. Gleichwie in einem chemiſchen Prozeß die vermiſchten zuſammenkochenden Elemente ſich iſoliren, niederſchlagen und in ihrer wirklichen Form erſcheinen; ſo ſieht man die Elemente der franzöſiſchen Geſellſchaft ihre Stelle ſuchen und ſich von ihren Schlacken löſen; nicht, als ob wir glaubten, dieß Geſchäft ſey bereits vollendet, aber es iſt im Werden begriffen und zeitigt unter unſern Augen. Der dem Repräſentativſyſtem einwohnende Aſſociationsgeiſt, wo immer Maſſen gegen Maſſen ringen, hat das allgemeine Streben verſtärkt. Nicht bloß, daß Jedermann ſeine Meinung laut äußert, ſondern (was bisher ohne Beiſpiel war) Jedermann kleidet ſich auch in die Farbe ſeiner Meinung. Die vornehmen und höhern Claſſen der Geſellſchaft, von Neuem huldigend jenen religiöſen Uebungen, welche das XVIII Jahrhundert in Mißkredit gebracht hatte, brüſten ſich mit dieſer wiedererſtehenden Frömmigkeit, worin ſie zugleich eine Stütze für die Monarchie, einen Anlehnungspunkt für ihre Stellung und eine Abſageformel gegen den philoſophiſchen Unglauben erblicken, von deſſen Einfluß ſie übertriebene Vorſtelluugen hegen und den zu bekämpfen ihnen Freude macht. Eine Miſchung von ächten und erkünſteltem Gefühl, von wirklicher Religion und Parteiſucht hat dieſe Richtung hervorgerufen. Die zarten Seelen bedurften des Glaubens; die ehrgeizigen Seelen fanden darin ein Werkzeug für ihre Entwürfe. Dagegen der thätige, wohlhabende, induſtriöſe, produzirende Bürgerſtand, gefeſſelt an die Intereſſen des neuen Frankreichs, wie ſie die Revolution ſchuf, hat ſeine Nationalſubſcriptionen, ſeine philanthropiſchen Collekten, ſeine patriotiſchen Vereine zur Verbreitung des Unterrichts unter den Volksclaſſen, zur Aufrechthaltung der conſtitutionellen Grundſätze. Der Weiſe, dem ein Herz im Buſen ſchlägt, welches die Siege der Humanität feyert, mag ſich über dieſen doppelten Fortſchritt zum Beſſern mit vollem Recht freuen: wenn dort die Mächtigen der Erde, die ſo oft undankbar ſind gegen die Vorſehung, welche ſie mit Wohlthat überſchüttet, an dem Fuß der Altäre knien, während hier die Reichen durch Werke menſchenfreundlicher und großſinniger Vaterlandsliebe den Gebrauch des Reichthums veredeln.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber mediciniſche und juridiſche Behandlung des Wahnſinns in England.

(Fortſetzung.)

Davies merkte bald, daß ſeine Rettung vor dem Narrenhaus bloß in der Flucht beſtehe, und verließ daher kurz nach der letzten Unterredung mit Dr. Latham ſeine eigene Wohnung. Er aß ſtatt des Mittagbrods bei einem Paſtetenbäcker einige Pfefferkuchen und begab ſich gegen Abend in einen Gaſthof, um dort die Nacht zuzubringen. Die Scene möge hier nach dem Verhör des einzigen Augenzeugen beſchrieben werden:

„Ich kenne Hrn. E. Davies; jedoch bloß daher, weil er am 3 Auguſt gegen drei Uhr Nachmittags in Furnivals Gaſthof kam. Ich bin dort Aufwärter und Neffe der Frau des Hauſes. Er ſprach wild, und fuhr mit der Hand an Kopf und Bruſt. Er ſchien mir kein geeigneter Gaſt fürs Caffeezimmer, daher ich ihn hinter die Schranken *) nahm. So that ich, weil er ſeine Uhr jeden Augenblick herauszog, mir ins Ohr flüſterte, laut lachte, und mich herumſchüttelte. Er trug mir auf, nach Hrn. Forbes auf dem Ely-platz zu gehen; ich that es und Hr. Forbes begab ſich zu ihm. Was zwiſchen Beiden verhandelt wurde, weiß ich nicht. Hr. Davies legte ſich in unſerem Haus, gegen zehn Uhr Nachts, zu Bette. Zu Mittag hatte er nicht geſpeiſt, nahm aber etwas Suppe und ein bis zwei Flaſchen Sodawaſſer zu ſich, und Abends aß er Etwas zu Nacht. Gegen Ein Uhr klingelte er; ich klopfte an ſeine Thür. Er fragte, ob ich der Neffe der Frau vom Haus ſey, und auf meine Bejahung ſagte er: „es ſind Diebe hier im Haus, ich höre ſie die Piſtolen ſpannen und Licht ſchlagen." Ich ſagte ihm, Dem wäre nicht ſo, er ſolle immerhin wieder einſchlafen; worauf ich ihn verließ. Um ſechs Uhr Morgens ſah ich ihn im Gang auf und ab wandeln; ich öffnete meine Thür und er trat zu mir ein, packte mich beim Hemd und hieß mich auf ſein Zimmer kommen. Dagegen weigerte ich mich und hielt ihm die Unziemlichkeit vor, geklingelt und die Gäſte geſtört zu haben. Er fragte, ob dieſe wirklich durch ihn beunruhigt worden ſeyen und auf mein Bejahen ſagte er, Das thue ihm leid, er wolle niederknieen und mir Abbitte thun. Ich ſagte ihm, es ſey unnöthig vor mir zu knieen, aber er fiel dennoch auf die Knie. Was er knieend vorbrachte, erinnere ich mir nicht mehr, ausgenommen, daß er um Verzeihung bat, die Gäſte beunruhigt zu haben. Nach Allem, was ich an ihm bemerkte, ſchloß ich daß er in heftiger Bewegung ſeyn müſſe. Ich hätte ihm kein Geſchäft von Wichtigkeit anvertrauen mögen. Ich kann aber nicht ſagen, daß er eigentlich von Verſtand gekommen war. Er verließ unſer Haus Morgens neun Uhr mit zwei Männern. Wer dieſe waren, weiß ich nicht. Sie kamen gegen acht Uhr Morgens. Ich ſah nicht, in welcher Art er dieſelben empfing."

John Kendrick.

Ohne daß ein irgend haltbarer Beweis gegen Davies vorgelegen hätte, wurde er nach einem kurzen Aufenthalt auf ſeinem Landhaus Crouch-hill in der Nähe von London, nach Chlaphan, in Dr. Burrows Anſtalt für Wahnſinnige, gebracht. Offenbar befand ſich der Unglückliche zwar allerdings in einem ſehr aufgeregten Zuſtand, aber keineswegs konnte er ein fürs Hoſpital geeigneter Verrückter genannt werden. Es iſt erwieſene Thatſache, daß Diejenigen ſelbſt, die ihn als Menſchen, der unfähig ſey, ſein Geſchäft zu führen, ins Narrenhaus ſperren lie-

*) Hinter welchen in engliſchen Gaſthöfen die Wirthin die Bezahlung in Empfang nimmt.

ßen, ſich dort bei ihm über eben dieſes Geſchäft unterrichteten. Keinen Schritt vermochten ſie ohne ihn zu thun, und der ganze Handel wurde noch bis zum 22 Auguſt lediglich nach ſeiner eingeholten Leitung betrieben. — Er war von jeher ſehr reizbar, ſein Geberdenſpiel von jeher ſehr lebhaft geweſen; er hatte von jeher gern poetiſche Stellen auf theatraliſche Weiſe vorgetragen; hatte von jeher gern von dem glücklichen Fortgang ſeines Geſchäfts geſprochen, von jeher Inſultationen von ſeinen Nebenbuhlern im Theehandel geargwohnt. Selbſt das Niederknien konnte bei einem Menſchen, der noch im 27 Jahr ſich furchtſam unter die Zuchtruthe ſeiner Mutter beugte, keineswegs als etwas ſo Außerordentliches gelten, daß daraus zu ſchließen war, er habe den Verſtand verloren. Auch fanden ihn an denſelben Tagen, wo er den HH. Lawrence, Latham und dem Aufwärter, die ihn ſämmtlich zum erſten Mal ſahen, nicht ganz bei Sinnen zu ſeyn ſchien, ſeine Freunde, die mit ſeinem reizbaren Weſen ſchon bekannt waren, ganz in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand, und ſo tüchtig als je in der Leitung ſeiner Handelsangelegenheiten. Endlich rührte eben jene wilde Haſt, jene Aufregung, von welcher die Zeugen ſprechen, von der Furcht vor dem Tollhaus her; unmöglich konnte alſo das Tollhaus ein Heilmittel gegen ſolchen Zuſtand ſeyn.

In der Anſtalt ließ ſeine Aufregung nach; nicht weil der Aufenthalt an ſich für ihn geeignet war, ſondern weil er überhaupt bloß in jenem Zuſtand erhöhter Reizbarkeit ſich befunden hatte, welcher durch Zweifel, Ungewißheit, Angſt immer hervorgebracht wird, durch das einmal ausgeſprochene Schickſal aber ſchnell wieder zur Ruhe zurückkehrt. Der einzige Grund, weßhalb er jetzt noch für wahnſinnig angeſehen ward, war ſein Widerwille gegen ſeine Mutter, und einige von ihm geäußerte Beſorgniſſe, die man für Selbſttäuſchungen hielt. Er wurde von mehreren ſeiner Freunde, unter Andern von Hrn. Hobler, ſeinem Anwalt, beſucht. Seine Losſprechung zu erhalten, wandte ſich Hobler an den Lord Kanzler, der deßhalb den Dr. Macmichael zu Davies ſchickte. Der Bericht dieſes ſehr berühmten Arztes lautete günſtig für die geiſtige Geſundheit des Gefangenen; da jedoch die nachher von der Familie geſchickten HH. Tuthill, Monro und Sutherland einſtimmig der Meinung waren, Davies ſey geiſteskrank, und nicht geeignet wieder in Beſitz ſeiner Freiheit und ſeines Vermögens zurückzukehren, ſah ſich der Lordkanzler genöthigt, eine Commiſſion anzuordnen, die unter ſeinem eigenen Vorſitz die von beiden Parteien vorgebrachten Gründe zu prüfen hatte. Zu dieſem ſonderbaren und nebenher höchſt koſtſpieligen Mittel, über die geiſtigen Fähigkeiten eines Menſchen ins Klare zu kommen, entſchloß der Kanzler ſich allerdings ſehr ungern, und hatte vorher alles Mögliche angewandt, die Parteien zu einem Vergleich zu vermögen; jedoch umſonſt. (Es geht jedoch aus einer Bemerkung des Quarterly Review hervor, daß wenn der Anwalt, ſtatt ſich an den Lordkanzler zu wenden, mit Berufung auf eine neuere Lunatic-Acte unmittelbar um eine Commiſſion eingekommen wäre, die den des Wahnſinns Bezüchtigten ſelbſt, nicht die Berichterſtatter zu prüfen hatte, dieſer weitläufige und unſichere Weg zum Ziel zu kommen, hätte vermieden werden können.)

Aus welchen Gründen nun die in Bezug auf Geiſteskrankheiten ausgezeichnetſten Aerzte Londons vor eben genannter Commiſſion des Lordkanzlers auf Wahnſinn erkannten, möge man aus ihrem eigenen Bericht vernehmen.

Sir George Tuthill, als Zeuge vernommen von Sir C. Wetherell. „Ich verfügte mich zu Hrn. Davies auf Geheiß des Lordkanzlers am 3 September. Vorher hatte ich weder ihn, noch ſonſt Jemand von den vor gegenwärtiger Commiſſion intereſſirten Parteien gekannt. Ich ſah Hrn. Davies am 3, 4, 7 September; dann wieder am 18 October und endlich am 8 December. Er war meiner Anſicht nach geiſteskrank, als ich ihn zum erſten Mal ſah. Derſelben Meinung war ich am 4 und 7 September und am 18 October. Das Ergebniß meines Beſuchs vom 8 December iſt, daß er fortwährend am Geiſt leidet. Er hatte ein ſehr lebhaftes Geberdenſpiel; ſein Benehmen war ſehr theatraliſch, und bei Gelegenheit ſehr ungeſtüm. Ich zweifelte nicht, daß er wahnſinnig ſey.“

Nach Erwähnung einiger Umſtände, welche dem Sir George von Hrn. Davies in der beſten Ordnung erzählt worden waren, geht das Verhör alſo weiter:

Hr. Adolph (ein Mitglied der Commiſſion.) „Kam in ſeiner Erzählung oder den Thatſachen, auf welche er ſich berief, irgend ein Umſtand vor, vermittelſt deſſen Sie die Wahrheit oder Unwahrheit des von ihm gegen Sie Vorgebrachten auf anderem Weg, als nach den von den Hoſpital-Wärtern oder ſeiner Mutter geſchöpften Erkundigungen, hätten beurtheilen können?“ — Zeuge. „Es kam kein ſolcher Umſtand vor.“

Hr. Adolph. „Es kam kein ſolcher Umſtand vor!“

Der Zeuge fuhr fort: „Ein vernünftiger Menſch, den man wie einen Narren eingeſperrt hätte, würde hierüber auch ſeine Entrüſtung ausgedrückt haben. Aber nicht auf die Art, wie Hr. Davies Dieß that.“

Adolph. „Sagen Sie mir umſtändlich, Sir George, was geſchah bei Ihrer letzten Zuſammenkunft mit Hrn. Davies. Ich frage Sie nämlich: was kam in ſeinem Benehmen damals vor, das Sie veranlaßte, ihn für wahnſinnig zu halten?“ — Zeuge: „Nichts entſchieden, als die Art wie er von ſeiner Familie ſprach.“

A. „Und Das war Alles?“ — Zeuge. „Eine Verkehrung der natürlichen Neigungen iſt ein Symptom des Wahnſinns“ (Wahrſcheinlich Worte irgend eines engliſchen Lehrbuchs über den Wahnſinn, die nun mit Zuverſicht vorgebracht werden. Auch Dr. Lawrence hatte, wie angeführt wurde, hauptſächlich aus der Entrüſtung gegen die Mutter und Familie geſchloſſen, daß der Patient gemüthskrank ſey.)

A. „Iſt alſo Jeder, der mit ſeiner Mutter in Zwiſt lebt, ein Wahnſinniger?“ — Zeuge. „Nein.“

A. „Kann hieran nicht eben ſo gut üble Behandlung von Seiten der Mutter, als Wahnſinn die Schuld haben?“ — Zeuge. „Ja.“

A. „Würden Sie etwa, wenn Hr. Davies erklärt hätte, er wolle wieder zu ſeiner Mutter gehen, gerathen haben, ihm die Thore der Anſtalt alsbald zu öffnen?“ — Zeuge. „Keineswegs! Ich hätte weit mehr Beweiſe gebraucht, um ihn nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen für entlaßbar zu erklären.“

A. „Wirklich! Und doch ſagten Sie uns noch eben vorhin,

Digitized by Google

Sie hätten keinen andern entſchiedenen Grund gehabt, ihn für wahnſinnig zu halten, als die Art, wie er gegen ſeine Familie ſprach!"

Auf andre Fragen giebt der Zeuge folgende Auskunft: „Nachdem ich ſeine Mutter in ihrer Wohnung geſprochen, nahm ich als wahr an, daß er Papiere von Wichtigkeit an Jemand gegeben habe, den er gar nicht kannte; und Dieß war einer der Gründe, auf welche ich meine Anſicht, daß er wahnſinnig ſey, baute. Wäre ich noch in Zweifel geweſen, ſo würde der Wahnſinn ſeines väterlichen Oheims die Wagſchale gegen ihn gewandt haben. Die andern Gründe, die mich zu jener Anſicht beſtimmten, waren, weil er Boxen lernte, weil er einen Vogel um 10 Schillinge kaufte, und weil er ſagte, er möchte weinen, daß er ſeine kleinen Kaninchen ſchon ſeit ſechs Wochen nicht geſehen habe."

A. „Die nämlich, ihrem Herrn ungleich, **in Freiheit** waren!"

Zeuge. „Davon hat er Nichts geſagt! Das letzte Mal, da ich bei ihm war, trat ich unangemeldet zu ihm, indem Hr. Pollard mir einen Wink gab, daß, wenn ich mich melden ließe, ich von Hrn. Davies nicht angenommen werden möchte."

Nach nochmaligem Verhör: „Ich würde Hrn. Davies für wahnſinnig halten, ſelbſt wenn ich Nichts von dem Wahnſinn ſeines Oheims wüßte. Ich würde ihn für wahnſinnig halten, ſelbſt wenn mir nicht bekannt wäre, daß er Hrn. Hobler, einem ihm unbekannten Manne, wichtige Papiere zugeſtellt hat."

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Grenzen des neuen griechiſchen Staats.

(Schluß.)

„Die Thermopylen," fährt General Church fort, „haben längſt aufgehört als Grenzen zu dienen. Die Berühmtheit dieſes Engpaſſes reicht nicht hin, Neugriechenland als unabhängiges Reich zu decken. Dieſes findet ſeine Sicherheit in dem doppelten Schlüſſel der Thermopylen und des Macrin-Oros; bekanntlich hat es von Epirus her am Meiſten zu fürchten, alſo von Janina, welches der Mittelpunkt aller Poſitionen von Epirus und ſelbſt von Theſſalien iſt.

„Es hält freilich nicht ſchwer auf einer Karte eine Grenzlinie zu ziehen; aber es giebt auch nicht wohl etwas Unvernünftigeres. Die beſten Karten wimmeln von Irrthümern; da ſteht ein Berg geſchrieben ſtatt eines Hügels, da ein See ſtatt einer Ebene, da ein Fluß ſtatt eines Bachs. Ich, der ich mich an Ort und Stelle befinde, kann verſichern, daß die Grenzbeſtimmung des Protokols vom 4 Februar nicht minder grobe Verſtöße enthält.

„Was ſoll Griechenland mit ſolchen Grenzen anfangen? Darum läßt ſich auch unmöglich die Verzweiflung des Volks beſchreiben, als es erfuhr, daß die durch das Protokol Griechenland gegebenen Grenzen Acarnanien und einen großen Theil von Aetolien ausließen. Ich rede nicht von den Inſeln, obwohl ſie eben ſo gut verdient hätten frey zu ſeyn, und obwohl auf Candia das beſte Griechenblut floß. Da mir das Protokol noch nicht zu Geſicht gekommen, ſo kann ich nicht glauben, daß die edelmüthige Vermittlung der Mächte damit geendet, ein ſo unheilvolles Geſchick über Griechenland zu verhängen, daß, ſtatt ihm eine Grenze zu geben, ſie ihm diejenige genommen hätten, welche es hat, um den Türken alle militäriſchen Poſitionen zu überliefern, welche ihnen den Beſitz von Lepanto, Miſſolonghi und den Thermopylen faſt entbehrlich machen. Ich berufe mich auf jeden Militär, der das Land kennt, namentlich auf Obriſt Leake, ob die Türken, wenn ſie Herren von Patradſchik, Carponiſi und Brachori bleiben, nicht ohne Mühe die Thermopylen umgehen können, indem ſie von Brachori oder Bloches nach Lepanto und Salona hinabſteigen, ohne daß ihnen die Griechen von Miſſolonghi aus das Mindeſte in den Weg zu legen im Stande ſind? Ich ſpreche aus Erfahrung; denn als die Türken in Miſſolonghi und Lepanto hauſeten, hielten meine Truppen Brachori beſetzt und verjagten die Türken aus den Diſtrikten von Cravari und einigen andern, wobei wir dennoch unſere Communication mit der Küſte über den Berg Zigos und Crio-Nero, unfern der Mündung des Fidaris, behaupteten.

„Der Aſprospotamos, ein Fluß, der acht Monate im Jahr trocken liegt, als Grenze — iſt ein Unding. Mit einer ſolchen Grenze, wie man ſie beabſichtigt, vermag Griechenland nicht einmal die Peſt von ſich abzuwehren, wenn ſie in den benachbarten türkiſchen Provinzen herrſcht. Die Griechen, getäuſcht durch das Protokol vom 22 März, überließen ſich einer lebhaften Dankbarkeit gegen die Verbündeten; aber damals ſollte ihre Grenze von Volo nach Arta ſich erſtrecken. In der That, der natürliche Verſtand des Volks erkannte, daß dieß die einzige haltbare Grenze iſt. Dieſe Grenze haben auch die Griechen in dieſem Augenblick noch mit den Waffen inne, und ich zweifle ſogar, ob es die Türken ſobald gelüſten wird, ſie ihnen ſtreitig zu machen. Niemals gehörte *Akarnanien der hohen Pforte de facto*, und die Leute haben in *dieſer* Beziehung ein merkwürdiges Sprichwort: **Ganz Rumili**, ſagen ſie, **iſt für die Türken, Karlili nicht.** Unter Karlili aber verſteht man Acarnanien und einen Theil von Aetolien, eine Landſchaft mit 35,000, jetzt vielleicht nur noch mit 22,000 Einwohnern, die aber für Griechenland, namentlich auch wegen ihres Reichthums an Schiffbauholz, einen hohen Werth hat.

„Armes Griechenland," ruft der General am Schluß aus, „wie wird ſich dein Souverän in dir glücklich fühlen, wenn er deiner tapferſten Vertheidiger ſich berauben, deiner ſchönſten Provinzen ſich entäußern muß, die mit Griechenland ſo eng zuſammenhängen, als mit England die Grafſchaften Kent und Suſſex! Gebe der Himmel, daß es in dieſen jetzt ſo ruhigen und glücklichen Provinzen nicht anders werde! Und die Verbündeten, die Griechenland ſo edelmüthig unter ihren Schutz genommen, mögen ſie ſich neue Anſprüche auf deſſen Dankbarkeit erwerben, indem ſie ihm die Grenzen bewahren, von denen ſeine politiſche Exiſtenz und ſeine Nationalunabhängigkeit abhängt."

Die Colonie am Schwanenfluß.

Briefe vom 26 November, welche man in England erhalten hat, widerlegen die ungünſtigen Gerüchte, welche über die Lage dieſer Niederlaſſung in Umlauf waren. Die an dem Fluß angelegten drei Städte, Perth, Freemantle und Guilfort befanden ſich damals im beſten Gedeihen; die Eingebornen bezeugten ſich freundlich; an trefflichen Fiſchen und Geflügel hatte man Ueberfluß; das Land auf beiden Seiten des Gebirgs war mit dem ſchönſten Bauholz bewaldet; bei der anhaltenden köſtlichen Witterung gelang es dem Fleiß und Unternehmungsgeiſt der Anſiedler nach und nach alle Hinderniſſe zu überwinden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 171 und 172. 20 und 21 Juni 1830.

Dobell's Reiſen in Kamtſchatka und Sibirien.

1. Reiſe nach Niſchnei Kamtſchatſk.

Es war eine herrliche Mondſcheinnacht, am 21 Auguſt 1812, als ich zuerſt, etwas weſtwärts von Tſchipunſki Noß, die Küſte von Kamtſchatka erblickte. Wir liefen in ein Gewäſſer ein, welches eine weite Bai ſchien, und warfen unſern kleinen Buganker in einer Tiefe von acht Faden aus.

Als das Tageslicht uns in den Stand ſezte, genauer zu unterſuchen, wo wir uns befanden, ſahen wir uns in einer ſchönen tiefen Bucht, mit ſandigem Ufer, auf deſſen öſtlicher Seite ein ungefähr zwei oder drei Meilen langer See war, den die Ruſſen Bolſchoy Ozera nennen. Dieſer See hat eine Einfahrt vom Meere her, und iſt im Sommer von einer unermeßlichen Menge von Fiſchen von der Gattung der Lachſe gefüllt. Wir ſahen mehrere große Bären an den Ufern des Sees, aber es war uns unmöglich zu landen, wegen der heftigen Brandung, die mit furchtbarer Gewalt gegen das Geſtade ſchlug.

Zwei Tage hinter einander wehte der Wind fortwährend grade in die Bucht hinein, doch blieb er beſtändig ſo leicht, daß jeder Verſuch, den wir machten, wieder herauszukommen, vereitelt wurde. Ich befahl daher das Schiff mittelſt eines Katzankers hinauszuziehen, und da ſich inzwiſchen ein günſtiger Wind erhob, ſo nahmen wir unſere Richtung nach der Bai von Awatſcha, die ſich nur wenige Meilen weiter weſtwärts befindet. Ehe wir die Bucht verließen, unterſuchte ich ſie in meinem Boote und fand, daß die Tiefe derſelben gegen das Ufer hin allmälig von acht Faden bis zu zwei und einem halben Faden abnahm; auch war der Ankergrund nicht gut, indem er größtentheils aus Kies, Sand und Schlamm beſtand.

Während wir uns hier aufhielten, fingen wir mehrere treffliche Kabliaus und Flünder; und da wir durch eine Windſtille einige Zeit an dem Eingange der Awatſcha Bai feſtgehalten wurden, bedeckte unſere Mannſchaft das ganze Verdeck mit Fiſchen.

Wegen des ſchwachen Windes, den wir fanden, gelangten wir in den Hafen von St. Peter und Paul nicht vor dem 25. Die Bai von Awatſcha hat vierzig Werſte im Umfang und iſt von waldbedeckten Bergen, ſo wie von ausgedehnten Strecken niederen flachen Landes umgeben. In dieſer Bai könnten alle Flotten von Europa vereinigt in vollkommener Sicherheit vor Anker gehen, da der Grund ſo zähe iſt, daß es manchmal ſchwer fällt, den Anker wieder heraus zu bekommen. Im Ganzen vereinigt ſie maleriſche Schönheit, Größe und Sicherheit in einem Grade, wie kaum ein anderes Gewäſſer in irgend einem Theile der Welt. Die große Bai ſchließt fünf kleinere Buchten ein, nämlich Solowarey, Rakowy, St. Peter und St. Paul, Tſeroglasky und Tarinsky. Solowarey und Tſeroglasky ſind klein und unſicher, indem ſie den Nordweſt- und Südoſtwinden ausgeſezt ſind. St. Peter und Paul iſt in Bezug auf ſeine trefflichen Ankerpläze wohlbekannt. Rakowy und Tarinsky ſind beide große und ſichere Buchten, beſonders die leztere, welche zehn bis zwölf Meilen im Umfang und ſchönes tiefes Waſſer hat. Zwei Flüſſe, die Paratunka und die Awatſcha, ergießen ſich in die große Awatſcha Bai, und beide haben einen ungemeinen Ueberfluß von Fiſchen, beſonders von der Lachs- und Forellenart. Der Awatſchafluß hat über hundert Mündungen, und dieſe, nebſt mehreren Salzwaſſer-Canälen vom Meere her, durchſchneiden ein unermeßliches Delta, das früher mit Dämmen und Teichen verſehen war, die es gegen Ueberſchwemmungen ſchüzten.

Dämme und Erdhügel findet man hier, wie in allen andern Theilen von Kamtſchatka, in großer Menge: ein Umſtand, der den offenbarſten Beweis liefert, daß das Land einſt ſtark bevölkert war. Mehrere Perſonen wollten mich überreden, daß dieſe Erdaufwürfe natürliche Erhöhungen wären; man kann dieſelben indeſſen unmöglich ſehen, ohne ſich zu überzeugen, daß ſie das Werk der Kunſt und die Frucht vieler Anſtrengungen ſeyn müſſen. Noch ſind die unzweideutigſten Spuren vorhanden, wo die Erde herausgegraben und aufgeworfen wurde; die Aushöhlungen, welche ſehr tief waren, ſind jezt Teiche, während die kleineren ſich mit weichem Schlamm ausgefüllt und mit einer dicken Torfoberfläche überzogen haben, wodurch ſie den ſogenannten bebenden Mooren gleichen. Daß ſie das Werk von Menſchenhänden ſind, kann nicht in Zweifel gezogen werden; wann ſie aber gemacht wurden, habe ich bisher noch nicht entdecken können. Die Kamtſchadalen hatten keine Aufforderung, eine ſo mühvolle Arbeit zu unternehmen, da ſie zu der Zeit, wo man ſie zuerſt kennen lernte, weder Pferde noch Hornvieh beſaßen. Wahrſcheinlich

Digitized by Google

rühren jene Denkmäler daher aus der erſten Zeit nach der Beſitznahme des Landes durch die Ruſſen her, als dieſe zuerſt den Gebrauch der Hausthiere einführten. Denn ſichtlich ſind ſie dazu beſtimmt, die Niederungen zu Wieſen und Waidegründen zu bewahren; und dieſer Zweck iſt ſo vollſtändig erreicht worden, daß der größere Theil derſelben ſich noch gegenwärtig in vollkommen gutem Stande befindet.

Bei meiner Ankunft zu St. Peter und Paul ſah ich mich durch die Abweſenheit des Gouvernörs, der ſeinen Sommerſitz in dem ſiebenhundert und fünfzig Werſte entfernten Niſchna Kamtſchatſk hatte, genöthigt, nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen meine Reiſe weiter fortzuſetzen. Am 1 September brachen wir, nachdem wir uns mit einem tüchtigen Vorrathe von Pulver und Kugeln, nebſt zwei Flinten, verſehen hatten, nach dem kleinen Dorfe Awatſcha auf, das zwölf Werſte von St. Peter und Paul entfernt iſt, und wo wir Canoes erhalten ſollten, um auf denſelben den Fluß hinauf zufahren. Awatſcha liegt in dem innerſten Buſen der Bai, die wir bei dem mildeſten und heiterſten Wetter durchſchifften. Die Stille wurde nur durch die unzählbaren Schaaren von Waſſervögeln und Seehunden unterbrochen, die um uns herumſpielten; oft ſteckten die letztern ihre Köpfe dicht neben dem Boot aus dem Waſſer und ſchienen ihre fremden Gäſte mit nicht geringer Neugierde zu betrachten. Viele von den majeſtätiſchen Berggipfeln, welche dieſe Bai umgeben, ſind erloſchene Vulcane und erheben mit ihren ſpitzen Kegeln ſich hoch in die Wolken; während der Vordergrund von niedern dichtbewaldeten Hügeln eingenommen iſt; das Ganze bildet die reizendſte und romantiſcheſte Landſchaft.

Zu Awatſcha ſchifften wir uns in zwei Canoes ein, deren jedes zwei Kamtſchadalen mit langen Stangen einnahmen, um ſich damit zwanzig Werſte weit den Strom der Awatſcha hinaufzuarbeiten, bis nach Starri Oſtrog, wo wir zu der Fortſetzung unſerer Reiſe Pferde erwarteten. Wir fanden die Strömung Anfangs ſehr unbedeutend; um ſo reißender wurde ſie aber gegen Abend, und es machte mir viel Vergnügen, die unermüdliche Kraft und die Geſchicklichkeit zu ſehen, mit welcher die Kamtſchadalen unſere Canoes durch die ſchwierigſten Stellen brachten. Unſere Fahrt ging indeſſen der Strömung, ſo wie der häufigen Sandbänke wegen, nur langſam von Statten, und ich unterhielt mich daher damit, von Zeit zu Zeit eine Ente oder einen Taucher zu ſchießen, da beide auf dem Fluße in Menge herumſchwärmten.

Die Ufer der Awatſcha beſtehen größtentheils aus ſchönem Wieſengrund, oder aus Hügeln, die dicht mit Birken bedeckt ſind. Zu Awatſcha wie in der ganzen Umgebung könnte man ohne Mühe für jede noch ſo groſe Menge Hornvieh Fütterung finden; bei der ſparſamen Bevölkerung des Landes müſſen indeſſen alle dieſe Vortheile vernachläßigt werden. Das Gras erreicht in Kamtſchatka gewöhnlich volle Pferdeshöhe; ſelbſt jenes, welches auf den Abhängen der Hügel oder auf feuchtem Boden wächſt, wird bruſthoch; es iſt jedoch grob und wird von dem Vieh nur gefreſſen, ſo lange es noch jung iſt.

Da wir das Dorf Awatſcha ſpät am Nachmittage verlaſſen hatten und die Nacht herannahte, ſo legten die Kamtſchadalen unſere Canoes an einer kleinen Sandinſel bei, die ſich mitten in dem Fluſſe befand. Der Strom hatte auf derſelben eine Menge alter Bäume und Treibholz aufgehäuft, wovon der größte Theil vollkommen trocken war und uns das ſchönſte Brennholz lieferte. Wir machten uns daher ein gutes Feuer; und eine erquickende Taſſe Thee, nebſt einer kalten Fiſchpaſtete und einigem Zwieback, war ein ſo gutes Nachtmahl, als ein Reiſender in unſerer Lage es nur verlangen konnte. Nach dem Eſſen zogen wir uns in unſere Canoes zurück, wo wir tüchtig mit Pelzwerk bedeckt bis zu dem Anbruch des Morgens ſchlieſen. Obwohl es nicht fror, war doch der Thau ungemein kalt, und wir fanden daher unſere Bärenfelle und Parkas *) nicht nur behaglich, ſondern auch unentbehrlich.

Am 2 September ſetzten wir am früheſten Morgen unſere Reiſe fort, und da wir den Fluß ſehr reißend und überdieß ſeicht und beſchwerlich fanden, ſo waren wir froh, um ſieben Uhr den Ort zu erreichen, wo die Pferde für uns bereit ſtanden. Wir ſandten einen unſerer Leute nach einem kleinen Bache, der nur wenige hundert Schritte von uns entfernt war, um uns Fiſche zu unſerem Frühſtücke zu fangen; und bald kam er mit zwei herrlichen Lachſen zurück, die er geſpießt hatte. Dieſe, nebſt Brod, Butter und Thee befriedigten unſeren durch die Morgenluft geſchärften Appetit, und wir würden uns dabei auf das Vortrefflichſte befunden haben, wenn wir nicht durch die zahlloſen Schwämme von Mosquitos geſtört worden wären, die rings um uns her ſchwärmten, ſo daß wir genöthigt waren, beſtändig einen dicken Rauch zu unterhalten und uns mitten in denſelben hinein zu ſetzen, um uns gegen ihre Stachel zu ſchützen. Ungeachtet dieſer Vorſorge litten wir doch nicht wenig, und unſre Ohren und Geſichter waren zuletzt von ihren Stichen ganz geſchwollen. Da wir wußten, daß wir noch dicke Waldungen zu durchwandern hatten, die mit dieſen fliegenden Blutſaugern wohl verſehen waren, ſo banden wir uns Taſchentücher um die Ohren und Wangen und bewaffneten uns mit Birkenzweigen, um ſie von uns hinweg zu ſcheuchen. Auf dieſe Weiſe gelang es uns, unſere Reiſe durch Myriaden dieſer läſtigen Gäſte hindurch fortzuſetzen, ohne viele Beſchwerde von ihnen zu empfinden.

Wir überſtiegen zwei oder drei ſehr ſteile Berge; und an einem derſelben ſahen wir uns genöthigt, von den Pferden zu ſteigen, weil es unmöglich war, zu Pferde hinauf- oder hinab zu kommen. In einem Walde, wenige Werſte von Karaklytrog, worauf wir zu gingen, fanden wir die Frau des Toyun (Ortsvorſtehers) und ein anderes Weib, die damit beſchäftigt waren, Heidelbeeren zu ſammeln; kaum ſahen ſie, daß ein Fremder angekommen ſei, als ſie mir ein Birkenrinden-Gefäß voll Beeren anboten; ſie ließen ſich auf keine Weiſe bewegen Bezahlung dafür anzunehmen.

Zwiſchen zwölf und ein Uhr kamen wir in der Oſtrog an, die vier und vierzig Werſte von St. Peter und Paul entfernt iſt, und unſer Morgenritt hatte uns ſo hungrig gemacht, daß

*) Die Parka iſt eine Art Hemd oder Rock aus Rennthierfellen, von denen die Haare nach innen zugekehrt ſind. Es giebt deren auch doppelte, die nach innen und außen Pelzwerk haben; dieſe werden dann Kokhantas genannt.

Digitized by Google

wir nach Nichts ſo ſehr verlangten, als nach einem guten Mittagsmahle. Binnen einer halben Stunde war Alles bereit, und nachdem die Frau des Toyun uns, nach Landesart, mit Thee bewirthet hatte, wurde der Tiſch mit Lachs, wilden Enten, Beeren und andern Landesproducten reichlich gedeckt, wofür wir unſerm freundlichen Wirth eine kleine Taſſe voll Thee und einige Stücke Zucker zurückließen, was ihn ſo zufrieden ſtellte, als wenn wir ihm in Gold bezahlt hätten.

Zu Natſchika, das vierzig Werſte weiter entfernt war, kamen wir am Abend des 2 Septembers ſo ſpät an, daß wir nicht umhin konnten, die Nacht dort zuzubringen. Das Haus oder die Hütte war vom Rauch und Schmutz ganz ſchwarz; da aber die Bewohner ſo freundlich und gaſtfrei waren, als gewöhnlich, ſo überwand ich meine Abneigung gegen die Hütte und beſchloß in derſelben mein Quartier zu nehmen. Unſer Nachteſſen war, wie gewöhnlich, köſtlich; denn ſchönere Forellen und beſſeres Wildpret, als uns von dieſen armen Leuten geboten wurde, möchten in der Welt nicht zu finden ſein. Meine Hartnäckigkeit, mit welcher ich dem Rath meiner Begleiter widerſtand, nicht in der Hütte, ſondern unter unſerem Zelt im Freien zu übernachten, hatte ich indeſſen ſchwer zu bereuen; denn kaum hatte ich zwei Stunden geſchlafen, als ich durch die empfindlichſten Schmerzen geweckt wurde. Alles Ungeziefer der Hütte hatte ſich, ſchien es, auf mich geſtürzt; ich ſah mich genöthigt, mitten in der Nacht aufzuſtehen und Licht zu machen und fand meinen ganzen Leib mit großen rothen Flecken bedeckt. Ich wuſch mich mit Brandtwein, um die Entzündung zu lindern; und während dieſer Operation verſicherten mich die Kamtſchadalen zu meinem Troſte, daß ſie jede Nacht hier ſchliefen und nie die geringſte Unbequemlichkeit empfunden hätten!

Nach dem Frühſtück ging es des nächſten Morgens fort nach Malka, einer Oſtrog, die nur 36 Werſte entfernt war, wo wir aber erſt um 4 Uhr Nachmittags anlangten. Das Wetter war neblig und feucht; doch war der Nebel nicht ſo dick, daß er uns die vielen ſchönen romantiſchen Ausſichten verborgen hätte, welche die Ufer des Biſtrafluſſes darboten. Zu Malka fanden wir wie gewöhnlich einen gaſtfreien Toyun mit ſeiner Frau und ein Haus, das geräumiger war, als irgend eines, welches wir bisher noch geſehen hatten. Es war erträglich reinlich; doch waren die Fliegen und andere Inſecten ſo zahlreich, daß ſie uns in die Milch fielen und jedes Gericht verdarben, das auf den Tiſch kam. Unſer Hunger zwang uns den Ekel zu überwinden, und wir nahmen eine tüchtige Mahlzeit zu uns. Wir hatten Fiſch und Wild wie immer; dazu kam indeſſen noch ein ſchönes Stück Bergſchaf, das unendlich zarter und delicater iſt, als Wildprett. Das Bergſchaf (argallis) von Kamtſchatka findet ſich hier überall in Ueberfluß. (Fortſetzung folgt.)

A l g i e r.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortſetzung.)

Die Häuſer der Mauren, obwohl im Innern niedlich und bequem, nehmen ſich von Außen nicht ſonderlich aus, was hauptſächlich daher kommt, daß faſt gar keine Fenſter auf die Straße gehen. In Mittelpunkt des Hausraums iſt ein viereckiger von Säulen umſchloſſener Hof mit einem Brunnen; eine Thür auf jeder Seite führt nach einem Zimmer. Die Dächer ſind platt und dienen zur Aufnahme des Regenwaſſers, welches von da einen Abfluß nach den Ciſternen hat. Auf den Dächern trocknet man Leinwand und ergeht ſich in kühler Luft; ſtets in Bereitſchaft gehaltene Leitern geben den Nachbarn Gelegenheit einander Beſuche abzuſtatten, ohne daß ſie auf die Gaſſe hinunter zu ſteigen brauchen. Das Harem befindet ſich immer in einem Hintergebäude; an der Stelle der Fenſter iſt ein vergitterter Balkon angebracht, auf welchem die Familie bei Feſtlichkeiten ſich verſammelt. Die Häuſer ſind insgemein nieder und höchſtens zweiſtöckig; die Fußböden mit einem Mörtel von Marmor bekleidet, der aus Italien kommt. Der Herr, die Söhne und die Domeſtiken wohnen abgeſondert. Das Kochen geſchieht in kleinen irdenen Oefen im Hof, die ſauber geweißt ſind und ſich in kleine Kuppeln endigen. Die große Aehnlichkeit, welche man zwiſchen den Häuſern der Berberei und denjenigen von Pompeji und Herkulanum bemerkt, iſt ſchon vielen Reiſenden aufgefallen. In Algier legt das Geſetz jedem Hauseigenthümer die Verpflichtung auf, ſeine Wohnung einmal im Jahr weiß anſtreichen zu laſſen. Dieſe Maßregel, welche ſich eben ſo wohl auf das Innere als das Aeußere des Gebäudes erſtreckt, trägt zur Erhaltung der Geſundheit weſentlich bei. So wenig in mauriſchem Haushalt von Luxus die Rede ſeyn kann, ſo herrſcht doch eine ungemeine Reinlichkeit und ſelbſt Eleganz, und Keiner betritt ein Zimmer ohne die Schuhe auszuziehen; indeß beſteht das ganze Geräthe aus einer franzöſiſchen Uhr, zwei oder drei Spiegeln, einigen reichen Teppichen, Betten oder Sopha's in jedem Winkel des Saals, Polſtern längs den Seitenwänden und leichten Vorhängen an den Fenſtern. Die Wände haben Karnieſſe mit arabiſchen Charakteren verziert, und die Dachziegel ſind gefirnißt, wie in Holland. Zu einem Bette gehören einige ziemlich harte Polſter und Ohrenkiſſen mit Federn, die jeden Morgen wieder zurecht gelegt werden. In den Schlafzimmern hängen an der Wand an Haken die Kleider herum, wie man Dieß ebenfalls bei den Arabern ſieht. Fremde werden in einem kleinen Gemach in der Nähe des Eingangs empfangen; hier macht der Hausherr gewöhnlich auch Geſchäfte ab. Während der heißen Jahreszeit ſetzt er ſich auf einer Matte vor die Thüre; und Wer ihn zu beſuchen kommt, wird eingeladen ſich neben ihn nieder zu laſſen.

Wenn ſich ein Geringerer einem Vornehmen nähert, ſo küßt er ihm die Hand; Gleiche umarmen ſich. Der Begriff des Geburtsadels behauptet in Algier, wie unter allen reindeſpotiſchen Regierungen, nur einen ſehr relativen Werth. Rang und Würde gehen von dem Poſten, den Jemand einnimmt, ſelten auf die Perſon und auf die Familie über. Daher bekümmert man ſich in der Berberei wenig um Geſchlechtsregiſter; denn der Zufall des Glücks, der den Einen jetzt erhebt, kann ihn eben ſo ſchnell Morgen wieder ſtürzen und aller Glanz und alle Größe verſchwinden. Indeſſen, da die Mauren ihren Namen immer den ihres Vaters und meiſt auch ihres Geburtsorts beifügen, und

Digitized by Google

damit nicht ſelten eine Aufzählung ihrer Vorzüge verbinden, ſo können ſie leicht mit ſo vielen Titeln prangen, als die ſpaniſchen Edelleute, mit denen die Bewohner Nordafrica's ſo manche verwandte Züge darbieten.

Die Mäßigkeit der Mauren iſt bekannt; Niemand verſteht beſſer Hunger und Durſt zu ertragen, als ſie; allein nach Befinden der Umſtände können ſie nicht nur tüchtig ſchwelgen, ſondern auch die größten Quantitäten zu ſich nehmen. Ihr berühmtes Cucuſu iſt ein Fladen aus Reis und einem andern der Berberei eigenthümlichen Korn, welches auf den durchbrochenen Deckel eines mit Geflügel und Hammelfleiſch wohlangefüllten Keſſels geſetzt und aus dem Dampf deſſelben aufgekocht wird. Thut man etwas Butter und einige der feſten Theile, die in dem Keſſel ſind, dazu, ſo erhält man eine der ſchmackhafteſten Speiſen, welche man ſich denken kann. Kein Wunder, wenn das Cucuſu das Nationalgericht in der Berberei iſt. Etwas ſehr Häufiges iſt auch der Pillau, eine Art Pudding, wozu manchmal geſalzenes Ochſen- oder Hammelfleiſch kommt. In einer mauriſchen Küche geht viel Zucker, Gewürz und Roſeneſſenz auf.

Vor der Mahlzeit waſchen die Mauren immer ſorgfältig ihre Hände, worauf ſie ſich mit gekreuzten Beinen um die Tafel ſetzen, welche faſt den Fußboden berührt. Die Gewohnheit der Europäer einige Stunden zu tiſchen, und ſich dabei über Politik oder Scandale zu unterhalten begreifen die Mauern nicht. Sie ſitzen nicht länger, als bis ſie geſpeiſt haben, worauf ſie ohne Ceremonie ſich erheben. Da giebt es keine Tiſchtücher noch Servietten und ein Abwiſchtuch reicht für alle Gäſte aus. Man ſpeiſt mit hölzernen Löffeln; wer ſich eines elfenbeinernen Löffels rühmen kann, gilt ſchon für einen Mann von Bedeutung. Meſſer und Gabel ſind nicht vorhanden; aber man vermißt ſie auch nicht, da das Fleiſch ſtets in ſehr kleinen Stücken oder ganz verkocht aufgetragen wird. Eben ſo wenig kennt man Trinkgläſer, ſondern ein großer Krug mit Waſſer oder Limonade geht herum, den Jeder an den Mund nimmt. Der Wein und mit ihm der Frohſinn iſt von dieſen Mahlzeiten verbannt; doch giebt es manche Gläubige in Algier, welche, uneingedenk der Gebote des Propheten, den Schenken fleißig zu ſprechen; bei ſolchen Exceſſen haben ſie aber immer die Vorſicht, ihre Flaſchen ſchnell zu leeren, um nicht ertappt zu werden. So oft ein Araber oder Maure auf Reiſen iſt, pflegt er Etwas zum Kauen in den Mund zu ſtecken, gewöhnlich einige Blätter Tabak, die ihn in den Stand ſetzen, ganze Tage ohne andre Nahrung hinzubringen. Was übrigens einem Mauren über Alles geht, iſt eine Taſſe Kaffee, am Liebſten aus Yemen. Der Verbrauch des Kaffees iſt daher auch in der Berberei unermeßlich. Man mahlt ihn aber nicht, wie in Europa, ſondern, nachdem er geröſtet iſt, zerſtoßt man ihn in einem Mörſer, und ſtatt ihn aufkochen zu laſſen, gießt man bloß Waſſer über, wie beim Thee. Der zubereitete Kaffee ſieht vollkommen wie Roſenöl aus. Nach Tiſch wird eine Pfeife angezündet und Sieſte gehalten, wie denn der Prophet dem Gerechten ſelbſt im Paradies ein Plätzchen verliehen hat, wo er des köſtlichen Schlummers genießen kann.

(Fortſetzung folgt).

Ueber mediciniſche und juridiſche Behandlung des Wahnſinns in England.

(Fortſetzung.)

Das zweite Zeugniß iſt von Dr. Algernon Frampton.

„Ich kannte Hrn. Davies nicht vor dem 6 Auguſt, wo ich zuerſt von ſeinen Freunden beauftragt wurde, ihn zu beſuchen. Damals traf ich in ſeinem Haus die Doktoren Cobb, Engliſch und Davis. Man führte mich in ein großes Zimmer, wo mehrere Perſonen waren, von welchen ich, jene Aerzte ausgenommen, Niemand kannte. Wir kamen überein, daß Jeder von uns Hrn. Davies allein vornehmen ſollte. Aus Dem, was ich damals zu ſehen bekam, ſchloß ich, daß derſelbe geiſteskrank ſey. . . . . . Später ſah ich Hrn. Davies wieder am 8 December. Noch immer halte ich ihn für wahnſinnig. Das Zeugniß des Sir G. Tuthill, das ich ſo eben mit angehört, iſt nach Allem, was zwiſchen ihm und Hrn. Davies und mir vorfiel, vollkommen richtig. Auch am 7 December machte ich Hrn. Davies einen Beſuch. Ich fragte ihn über ſeine beabſichtigte Heirath und den von ihm vorgenommenen Ankauf von Crouch-hill. Er ſagte mir, er habe allerdings an zwei verſchiedene Frauenzimmer gedacht, wollte mir aber dieſelben auf mein Befragen nicht nennen. Auf die Frage, ob er zu ſeiner Mutter zurückkehren und ſich mit derſelben verſöhnen wolle, erwiederte er: aus einem Gefühl kindlicher Pflicht wolle er jeden ungefälligen oder rachgierigen Schritt gegen ſeine Mutter vermeiden; ſo aber, daß er wieder mit ihr in Einem Hauſe lebe, werde er ſich nicht verſöhnen. Ich fragte ihn, warum? Er erwiederte, daß ſie ſich zu Viel in die Führung ſeines Geſchäftes miſche, und eine Herrſchaft in Dingen führen wolle, wo er ſie nicht ertragen könne. Auf meine Frage, was Dieß für Dinge ſeyen, ſagte er; er halte es zur Förderung ſeines Geſchäftes für nothwendig, daß ſeine Leute ſtets reinlich und wohlgekleidet erſchienen, und ſich um neun Uhr Morgens im Waarenhaus einfänden. Auch bekümmere ſie ſich zu Viel um ſein Taſchengeld. Ich fragte, ob er noch irgend eine andre Beſchwerde gegen ſie habe; er erwiederte, er habe keine. Dieſe beiden Punkte waren die einzigen, welche er gegen ſeine Mutter vorbrachte. Ich ſuchte mich zu überzeugen (!!), daß ſein Geiſt noch ſo krank war, wie in Crouch-hill. Er gab zu, daß er Mehreres gethan habe, was er nicht hätte thun ſollen, ſagte aber nicht, was er hierunter verſtand. Weiter erinnere ich mich keines irgend bedeutenden Umſtands mehr, der in unſrer Unterredung am 7 December vorgekommen wäre.

In dem darauffolgenden Verhör (cross-examination, das auf den von dem Zeugen zuerſt ohne Zwiſchenrede des Examinators gegebenen Bericht folgt), äußerte ſich Algernon Frampton folgender Maßen: „Am 7 ſpielte ich ihm auf die Koſten ſeines Prozeſſes an, und bemühte mich, ihn zu überreden demſelben ein Ende zu machen.“

Hr. Brodrick: „Das heißt, ſich für wahnſinnig zu erklären.“ —

Zeuge. „Ich ſagte ihm, er ſey auf dem Weg der Beſſerung und der Prozeß würde bald von ſelbſt unnöthig werden. D

Nämliche wiederholte ich noch ſelbigen Abend ſeiner Mutter. Ich ſagte ihm nicht, daß wenn er in der Unterſuchung den Kürzern zöge, er für wahnſinnig erklärt werden würde. Er klagte darüber, wie ein Wahnſinniger eingeſperrt zu ſeyn, da er doch vollkommen im Beſitz ſeines Verſtandes ſey. Wäre er wirklich bei Verſtand und gleichwohl als wahnſinnig eingeſperrt, ſo müßte ich ſeine Erklärung, keinen beleidigenden Schritt gegen ſeine Mutter thun zu wollen, als den Beweis eines edelmüthigen Herzens annehmen, und ſoll ich als Mann von Erziehung ſprechen, ſo wäre es meiner Anſicht nach immerhin ein Zeichen von feinem Sinn, daß er die Namen der beiden Frauenzimmer, zwiſchen welchen ſeine Wahl ſchwankte, nicht angab."

Brodrick. — „Gut; wenn Dieß Ihre Anſicht iſt, was war demnach ſonſt in ſeinem Benehmen am 7 December, was ſie veranlaßte ihn damals für wahnſinnig zu halten?" — Zeuge. „Ich konnte ihn am 7 December deßhalb nicht für vernünftig halten, weil er nicht einräumen wollte, daß er am achten Auguſt verrückt geweſen ſey. Auch halte ich dafür, daß hinſichtlich des Benehmens ſeiner Mutter eine Selbſttäuſchung bei ihm Statt fand. Hat ſich aber ſeine Mutter in ſeine Angelegenheiten gemiſcht, wie er es beſchreibt, ſo wäre allerdings keine Selbſttäuſchung von ſeiner Seite vorhanden. Aber es iſt mir nun einmal nicht bekannt, daß ſeine Mutter ſich in ſeine Sachen gemiſcht habe. Ich bin einer von den Berechtigten, (I am one of the gentlemen,) der ein Certificat ausfertigen, und Jeden, wenn mirs beliebt, ohne ihn geſehen zu haben, ins Tollhaus ſenden kann. Ich habe nie Erkundigungen darüber angeſtellt, wie Hr. Davies ſein Geſchäft am ſechsten Auguſt führte, obwohl ich erklärt habe, daß er unfähig ſey, daſſelbe zu führen. Ich war der Meinung, daß der Ankauf von Crouch-hill um 6000 Guineen an ſich allein ſchon eine Handlung des Wahnſinns ſey. Könnte das Gut aber auch um einen höhern Preis wieder verkauft werden, ſo würde ich Davies dennoch wegen dieſes Ankaufs für verrückt halten. Ich ſehe den Ankauf als eine Handlung des Wahnſinns an, in Anbetracht der mit demſelben verknüpften Umſtände."

Brodrick. „Was iſt Ihnen von dieſen Umſtänden bekannt?"— Zeuge. „Es iſt mir Nichts von dieſen Umſtänden bekannt," (Gelächter) „aber ich denke ſo, weil ich dafür halte, daß ein Mann, der ſein Geld in ſeinem Geſchäft liegen hat, nicht ſo Viel von ſeinem Capital verſtecken ſollte. Je ausgedehnter das Geſchäft, deſto mehr braucht er ſein Capital."

Brodrick. „Geſetzt alſo Hr. Davies beſäße ein Vermögen von 40,000 Pfund, und ſeine jährlichen Einkünfte beliefen ſich auf 4000 Pfund, er wünſchte aber, ſeines Vergnügens oder ſeiner Geſundheit wegen, ein Landhaus um 7000 Pf. zu kaufen: würden Sie ihn deßhalb für verrückt halten?" — Zeuge. „In ſeiner Lage, als derjenigen eines Kaufmanns, allerdings.— Dieſelben Gründe, die mich beſtimmten, ihn am 7 Auguſt für toll zu halten, hatte ich auch am 8 December. Ich hatte am 8 December keinen andern Grund, ihn für toll anzunehmen, als ſeine wiederholte Ableugnung, daß er am 7 Auguſt toll geweſen ſey.",

Noch Einiges von dem Zeugniß des Doctors Haslam.

„Er ſchilderte mir den Eindruck, welchen das Benehmen der Wärter auf ihn gemacht. Ich kenne dieſelben nicht. In der Regel ſind es Bediente und niedres Volk. Es iſt ſehr möglich, daß ein reizbares Gefühl Anſtoß nehme, wenn Bediente ſagen: Pah! pah! Dr...! Dr...! aber von ſolchen Menſchen Etwas als wirkliche Beleidigung hinnehmen, kann nur ein Verrückter. Ich weiß nicht, ob ſeine Klagen gegründet oder nicht waren. Mögen ſie aber wahr oder falſch geweſen ſeyn, jedenfalls war ſein Bericht darüber der eines Wahnſinnigen."

Brodrick. — „Nehmen Sie einmal an, die Mutter eines Kaufmanns miſche ſich in deſſen Geſchäft, mache ihm die größten Verdrießlichkeiten, erkläre ihn endlich für wahnſinnig und er ſage nun: Ich will nicht zu meiner Mutter zurückkehren, denn ich kann kein Vertrauen zu ihr haben — würde eine ſolche Antwort Ihnen als ein Beweis von Verrücktheit gelten?" — Dr Haslam. „Ja ſie würde Dieß. . . . Ich kann mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſo lang ſeine krankhafte Feindſeligkeit gegen die Mutter andauert, man ihn füglicher Weiſe nicht frei laſſen darf."

Als Gegenzeugen wurden Dr. Macmichael und Dr. Mackinnon von der Commiſſion vernommen. Die Ausſage Macmichaels lautete folgender Maßen:

„Davies Befinden war bei meinem erſten Beſuch in der Beſſerung, ſeine Sprache ruhiger, ohne daß ich Grund gehabt hätte, anzunehmen, er thue ſich Gewalt an. Auf alle Fragen, ausgenommen eine einzige, antwortete er willig und von freien Stücken. Ich überzeugte mich, daß er von keiner Selbſttäuſchung befallen ſey, und ſein Geſchäft ſelbſt zu führen vermöge. Er ſagte mir, er trüge Feuergewehr bei ſich, weil die Straße unſicher ſey, und er beſorge angegriffen zu werden."

Sir Karl Wetherell. „Iſt es kein Beweis von Verrücktheit, wenn ein Mann, deſſen jährliches Einkommen zwiſchen 3 und 4000 Pf. beträgt, das Boxen lernt?"

Machmichael. „Auf mein Wort, ich glaube nicht. Es mag eine Grille ſeyn, aber ein Zeichen von Verrücktheit iſt es nicht. Männer von größerem Einkommen haben die Boxkunſt gelernt."

Sir K. Wetherell. „Wie? eine Grille! folgt ein Hypochonder, der nah am Auszehren iſt, bloß einer Grille, wenn er das Boxen lernt?"

M. „Glauben Sie mir! ſelbſt der Ausdruck Grille iſt vielleicht zu ſtark. Seine Hypochondrie konnte ja von Mangel an Bewegung entſtanden ſeyn, und ich bin ſogar geneigt zu dieſer Annahme, da ſeine Aerzte, wie ich höre, ihm den Gebrauch eines Pferdes empfehlen."

W. „Sie ſind alſo der Meinung, Hr. Davies habe ganz vernunftgemäß gehandelt, wenn er den Fauſtkampf lernte, um ſeine Brüder im Theehandel durchzuboxen?"

M. „Das hab ich nicht geſagt; wurde er aber wirklich von Theehändlern inſultirt, und hielt für gut, ſeine Rache in die eignen Hände zu legen, ſo konnte er allerdings nichts Vernünftigeres thun, als boxen lernen."

Digitized by Google

W. „Und daß er eine Piſtole bei ſich trug, war Dieß auch bloß grillenhaft, oder war es vollends gar vernünftig?"

M. „Wenn er eine Piſtole bei ſich trug, ſich gegen Räuber zu vertheidigen, ſo war Dieß vernünftig und nichts Grillenhaftes. In London brauchte er eine ſolche nicht, weil dort die Polizei ihn ſchützte."

Sir Charles Wetherell geht nun alle noch übrigen Punkte, aus welchen man auf Wahnſinn des Hrn. Davies hatte ſchließen wollen, mit Dr. Macmichael durch, der ſie ſammt und ſonders als keineswegs für Verrücktheit ſprechend erklärt. Einen ſchneidenden Contraſt mit den abgeſchmackten Entſcheidungen ſeiner geiſtloſen, oder vielmehr, wie aus Allem hervorzugehen ſcheint, ſeiner von der Gegenpartei *gewonnenen* drei Widerſacher, bildet unter Anderem ſein Ausſpruch über einen Traum, welcher von Davies gelegenheitlich erwähnt worden war, in welchem er eine überirdiſche Erſcheinung gehabt hatte. „Würde mir Jemand behaupten" ſagt Macmichael, „er habe eine Unterredung mit Gott gehabt, ſo würde ich einen ſolchen allerdings für verrückt halten. Träume aber, ſo ſeltſam ſie auch ſeyn mögen, ſind nicht als Zeichen des Wahnſinns anzuführen. Die Fantaſie eines Schlafenden ſteht nicht unter der Leitung der Vernunft. Sich von Träumen dieſer Art zu *Handlungen beſtimmen zu laſſen*, würde auf geſtörte Geiſteskraft deuten, aber an ſeltſame Träume bloß *geglaubt* haben auch viele ihres Geiſtes vollkommen mächtige Perſonen. Hr. Davies ſagte mir, daß er ſeinen ökonomiſchen Wohlſtand für eine Gabe der Vorſehung halte; er verſtehe jedoch hierunter nur eine allgemeine Einwirkung der Vorſehung, keinen zu ſeinen Gunſten unmittelbar oder ſpeciell vorgenommenen Akt derſelben.

(Fortſetzung folgt.)

Mackenzie's Bemerkungen über Haiti.

Den treueſten und vollſtändigſten Bericht über den gegenwärtigen Zuſtand von Haiti, der bisher bekannt geworden iſt, enthalten die kürzlich erſchienenen „Bemerkungen über Haiti." (Notes on Haiti, made during a Residence in that Republik, by Charles Mackenzie, Esq. Lond. 1830. 2 vols. 8.) Der Verfaſſer, der fünfzehn Monate als britiſcher Generalconſul auf der Inſel zubrachte, hatte durch ſeine offizielle Stellung Gelegenheit, Manches zu beobachten und in Erfahrung zu bringen, was wohl jedem anderen Fremden ſelbſt bei längerem Aufenthalte entgangen ſeyn möchte; er nimmt Nichts als wahr an, wovon er ſich nicht ſelbſt als Augenzeuge unterrichtet hat oder durch vollkommen glaubwürdige Zeugen unterrichtet worden iſt; was er ſelbſt geſehen hat, erzählt er einfach und treu, und was aus der zweiten oder dritten Hand entlehnt iſt, führt er immer gerade und offen auf ſeine Quellen zurück.

„Port-au-Prinze iſt der Sitz der republikaniſchen Regierung und der Hauptort eines Bezirks unter der beſonderen Aufſicht des Präſidenten, der den Beruf zu ſeiner erhabenen Stellung ſonderbar genug zu bethätigen ſucht, indem er ſich in Alles miſcht, was irgend in ſeiner Nähe vorgeht. Der Staatsdienſt, deſſen Leitung er hat, iſt in verſchiedene Zweige getheilt. Der Generalſecretär, Inginac, vereinigt in ſeiner Perſon die verſchiedenen Aemter des Kriegsminiſters und der Miniſter des Innern und des Aeußeren. Neben ſeinen anderen Pflichten hat er beſonders das Amt, alle Befehle des Präſidenten, ſo wie die Geſetze, welche ſeine Sanction erhalten haben, bekannt zu machen, und die wichtigſten Documente zu contraſigniren. Ich glaube, daß dieſes Generalſecretariat bereits zu der Zeit des Colonialſyſtems beſtand. Der Finanzminiſter, Imbert, und der Generalſchatzmeiſter Nau haben alle Angelegenheiten des Fiscus zu beſorgen, während der Großrichter, der ſeltſam genug ein Offizier iſt, in dem oberſten Gerichtshofe präſidirt und die Aufſicht über alle niederen Gerichtshöfe und Rechtsbeamte ausübt. Neben der bezeichneten Gerichtsſtelle iſt zu Port-au-Prince auch ein Caſſationshof, ſo wie ein Civil- und Criminalgericht, welches in erſter Inſtanz entſcheidet, und das Amt eines Jugo de paix für geringere Sachen aller Art. Von einem Handelstribunale wurde geſprochen, doch weiß ich nicht, ob daſſelbe bereits eingeführt iſt. Die Stadt ſo wie das Fort Bizottoe hat eine Beſatzung von regelmäßigen Truppen, und man ſieht innerhalb und außerhalb der Stadt eine Menge militäriſcher Poſten. Bei den meiſten hat man den ſonderbaren Anblick, Stühle und Sitze für die Schildwachen im Dienſt ſtehen zu ſehen, während die übrige Mannſchaft bequem in ihren Hängmatten ruht. Bei dem Thor von Leogane ſah ich häufig den wachthabenden Soldaten auf dem Boden kauern, die Flinte zwiſchen den Knien; und ſelten wurde er aus dieſer eleganten Attitüde aufgeſtört, außer etwa durch den Hufſchlag eines Pferdes, welches ſich ſchneller bewegte, als in der Nähe eines haitiſchen Poſtens erlaubt iſt. Dann ſpringt er auf und ruft die gefürchteten Worte: au *pas! die allen* Traddelinquenten ſo bekannt ſind. Ein anderer Antrieb, der ihn in Bewegung ſetzen kann, iſt die Ausſicht auf die Confiscation von Piſangs, Yams oder Früchten, die irgend ein unglücklicher Wicht an den von dem Code rural verbotenen Tagen zu Markte bringt. Die Polizei iſt militäriſch organiſirt und bildet *ein beſonderes Regiment*; und da ich zwei Monate lang dem *Juge de paix gegenüber wohnte*, ſo kann ich als Augenzeuge die Verſicherung ertheilen, *daß ſie be*ſtändig überflüſſige Geſchäfte hat, deren ſie ſich mit der gewöhnlichen Delicoteſſe dieſes Standes entledigt. Die Sträflinge waren gewöhnlich Miſſethäter beiderlei Geſchlechts, die ſich gegen den Code Rural vergangen hatten, indem ſie es vorzogen, die ganze Nacht hindurch zu tanzen und Tafia zu trinken, ſtatt die von den Geſetzen vorgeſchriebenen Arbeiten zu verrichten.

„In Folge eines Mißverſtändniſſes, welchem die Proclamation des Präſidenten ausgeſetzt war, wurden die Wahlen zu der Abgeordnetenkammer faſt allgemein ſtatt im folgenden Monate bereits im December 1826 gehalten. Die Hauptſtadt blieb indeſſen von dieſem Mißgriffe frei und übte ihr Wahlrecht nicht vor dem beſtimmten Tage. Die Stadt wählt drei regelmäßige Mitglieder und drei Erſatzmänner, wie Dieß in Spanien während der Conſtitution üblich war und noch jetzt in Mexico der Fall iſt. Das Geſetz des Landes, welches auf der Magna carta von Haiti, der im Jahre 1816 revidirten Conſtitution von 1806 beruht, iſt allgemeines Stimmrecht. Nur jene Perſonen können nicht mitſtimmen, welche ſich unter einem gerichtlichen Urtheilsſpruche befinden, oder erwieſene Blödſinnige oder Lohnbediente ſind. Dieſem Geſetze gemäß wollten die americaniſchen Einwanderer, welche das Bürgerrecht erhalten haben, Einen von ihnen, einen methodiſtiſchen Prediger, zum Mitglied wählen und gegen

daher in Maſſe nach der Kirche, wo die Wahlen Statt fanden; aber ſo wie ſie zu der einen Thür hereintraten, wurden ſie mit größter Höflichkeit zu der anderen wieder hinausbefördert, ohne daß ſie auch nur eine einzige Stimme hätten abgeben können. Der erſte Candidat wurde ohne die geringſte Oppoſition erwählt; der zweite wurde von der Regierung vorgeſchlagen und daher natürlich gleichfalls gewählt; denn obwohl mehr als ein Mitbewerber gegen ihn war, ſo trat doch der merkwürdige Fall ein, daß ſich fünf Stimmen mehr für ihn fanden, als überhaupt Wähler anweſend waren. Dieſe ſcheinbare Unregelmäßigkeit hielt indeſſen den Gang der Verhandlungen nicht auf; und nur ein einziges Individuum wagte es, einige Bemerkungen über dieſen Ueberſchuß von Stimmen zu machen. Er hatte indeſſen kaum zu ſprechen angefangen, als ſich ein ſolcher allgemeiner Lärmen erhob, daß er froh ſeyn mußte, au grand pas davon laufen zu können; und man erzählt, daß er nicht eher ſtill ſtand, bis er ſich ſicher unter ſeinen Penaten ſah, in einer Entfernung von einer halben Meile von der Scene des Tumultes. Die Partei, welche einen ſo glänzenden Sieg davon getragen hatte, beſchloß, durch dieſen Erfolg ermuthigt, ihr ſinnreiches und einfaches Expediens nicht aufzugeben; und als die Stimmen für den nächſten Candidaten, gleichfalls in dem Intereſſe der Regierung, geſammelt wurden, fanden ſich zwanzig Kugeln mehr zu ſeinen Gunſten, als anweſende Wähler; und er ward daher natürlich zum Mitgliede ausgerufen. — Dem Präſidenten wurden über dieſe Unregelmäßigkeiten zwar Vorſtellungen gemacht, er erklärte indeſſen, daß er Etwas der Art unmöglich glauben könne; und da man in Haiti von Unterſuchungskommiſſionen bei den Wahlen nie gehört hat, ſo glaube ich, daß die beiden würdigen Mitglieder ihre Sitze bis zu der Auflöſung der Kammer ohne Anſtand behaupteten."

Zu Aux Cayos war Mackenzie Zeuge einer Scene, die ſelbſt die Lachmuskeln eines britiſchen Generalconſuls in Bewegung ſetzen mußte. „Der Adjutant des Gouvernörs, der, wenn ich mich recht erinnere, den Rang eines Capitäns bekleidet, übt nebenbei die Profeſſion eines Kochs aus und ſteht als ſolcher großmüthig Jedem, der ſeine Hülfe anſpricht, gegen eine Doublone zu Dienſten. In ſeiner erſten Eigenſchaft hatte er mich in einer prächtigen Uniform, grün mit Gold, beſucht; in der letzten war er meinem Wirth behülflich, ein großes Mahl für die Magnaten der Stadt zubereiten; und zu meinem Erſtaunen ſah ich ihn, nachdem er ſeine Arbeiten vollendet hatte, zwiſchen zwei Reihen Soldaten abführen. Ich beſorgte, daß mein Freund das Mißfallen des Generals erregt habe, weil er ſeinen Stand entwürdigte, indem er zu ſeinem urſprünglichen Berufe zurückkehrte, und fragte ängſtlich nach der Urſache ſeiner Verhaftung; aber wie groß war meine Ueberraſchung, als man mir berichtete, der Adjutant ſey ſehr geneigt, ſich dem Trunk zu ergeben, wenn er eine ſo heiße Arbeit vollbringe, als die, mit welcher er eben beſchäftigt geweſen ſey; der General habe die Abſicht, in einem oder zwei Tagen eine Anzahl Freunde zu bewirthen, und um ſich des Beiſtandes des Großkochs von Cayes zu verſichern, habe er ihn in Gewahrſam nach ſeinem Hauſe auf dem Lande bringen laſſen, ehe er noch eine Gelegenheit gehabt habe, ſich „ſiegreich über alle Leiden dieſes Lebens"" zu erheben."

Die Behauptung, welche neuerer Zeit mehrfach wiederholt worden iſt, daß ſich auf Haiti keine edlen Metalle finden, wird durch Mackenzies Zeugniß widerlegt, der zwei Phiolen mit wenigſtens drei Unzen Goldſtaub (in jeder) ſah, welcher in dem Sande des Yaqui geſammelt worden war. Eines der Goldkörner war ſo groß, als das Ende ſeines kleinen Fingers. Ueber das Vorhandenſeyn von Gold kann daher kein Zweifel obwalten; und es fragt ſich nur, ob die Quantität deſſelben die Mühe des Aufſuchens belohnt.

Ermordung Paul Louis Courier's.

(Fortſetzung.)

Nach mehreren Verſuchen durch Leugnen ſich durchzuſchlagen, gab Fremont am verfloſſenen 20 und 24 December folgendes Geſtändniß von ſich: „Am 10 April 1825 ließ mich Hr. Courier Morgens in ſein Cabinet rufen. Hier ertheilte er mir in Gegenwart von Symphorien Dubois, der einige Augenblicke nach mir eingetreten war, Befehl, meine Runde in den Revieren von Montbaron zu machen, und mich hierauf nach Foſſe-à-Lalande zu begeben, wo er ſich um 7 Uhr Abends einfinden wollte. Wirklich traf ich ihn um dieſe Stunde daſelbſt, und während er mir einige Laßhölzer zeigte, die er umhauen zu laſſen beſchloß, kam auch Symphorien und ſagte zu Hrn. Courier, er gehe ſeine Brüder zu ſehen. Hr. Courier entfernte ſich ungefähr zwanzig Schritt von uns in den Wald. In dieſem Augenblick trat Symphorien auf mich zu, faßte mein Gewehr und fragte, ob es geladen ſey? Ein Lauf iſt geladen, erwiederte ich. Gut, ſo lade ich es. Zugleich zog er den Pfropf und das Blei, die ſich in einem der Läufe befanden, heraus, und lud beide mit Munition, die er aus ſeiner Taſche langte; ich glaube, es waren Kugeln oder Poſten. Sodann ſtellte er mir mein Gewehr wieder zu, indem er ſagte: heute Abend muß Das enden; Du mußt mir Hrn. Courier tödten. Ich glaubte Anfangs nicht, daß er im Ernſt rede und fragte ihn, wie ich Dieß verſtehen ſolle. Es giebt kein andres Mittel, wiederholte er; es muß heute Abend ausgehen. Während Dieß geſchah, näherte ſich uns Hr. Cou ier wieder und kündigte uns an, daß er weiter zu gehen gedenke, indem er den Weg nach Lalande einſchlug. Ich folge ihm. Symphorien Dubois tritt wieder an meine Seite und ſagt mir noch einmal: Es muß ausgehen; Du mußt ihn tödten. Jetzt ſieht er einige Schritte von uns ſeinen Bruder herkommen und ſagt: Da kommt mein Bruder, tödteſt Du Hrn. Courier nicht, wenn ich ihn zu Boden werfe, ſo iſt es um Dich geſchehen. Dieß geſagt, ſtürzt er auf Hrn. Courier los, ergreift ihn an den Beinen und reißt ihn nieder. Hr. Courier ruft: Ich bin verloren! Schieß, ruft Symphorien, oder es gilt Dir. Da mir keine Wahl bleibt, ſo drücke ich das unglückliche Gewehr ab, und rette mich ſo. Ich war ſo beſtürzt, daß ich keine andern Perſonen bemerkte; ich behaupte indeſſen nicht, daß nicht noch andere Perſonen mit Peter Dubois da geweſen ſeyen. Als Hr. Courier getödtet wurde, war es noch Tag; ich weiß jedoch nicht, ob die Sonne ſchon untergegangen war." Bei der Confrontation mit der Magd leugnete er, daß er im Moment des Schuſſes ſonſt Jemand wahrgenommen als Peter Dubois, oder daß er Hrn. Courier durchſucht und dann mit den Andern, welche ſie bezeichnete, Franz Arrault, Martin Boutet und dem Unbekannten ſich entfernt habe.

Symphorien Dubois ging am 19 Auguſt 1827 mit Tod ab. Sein Bruder Peter wollte ein Alibi geltend machen; allein die Zeugen, die von ihm angeſprochen wurden, beſtätigten bloß, daß ſie ihn

Digitized by Google

eine Viertel- oder halbe Stunde vor Sonnenuntergang in la Dorée einem 1600 Toiſen von dem Schauplatz des Verbrechens entfernten Orte geſehen hätten. Die Magd erkannte ihn bei der Confrontation immer als denjenigen an, welcher den bloßen Säbel trug. Martin Boutet probirte daſſelbe Mittel, und nach allen Zeugen, die man deßhalb abhörte, hätte er ſich am 10 April den ganzen Abend bis nach Sonnenuntergang zu Haus befunden. Deſſenungeachtet blieb die Magd dabei, daß er unter den Mördern geweſen und als der Schuß fiel, mit Franz Arrault Wache geſtanden. Was den letzteren betrifft, ſo war er an dem fraglichen Tag um 3½ Uhr, Reiſig ſammelnd, im Wald bemerkt worden; gegen Sonnenuntergang begab er ſich nach Haus, das er nicht mehr verließ. Der Beklagte, wie ein anderes Individuum, welches ihm im Wald bei der Arbeit half, wollte von keinem Schuß Etwas gehört haben.

Dieß ſind die Thatſachen, auf welche der k. Prokurator in Tours, Miron de l'Epinay, ſeine Anklage gründete, indem er den Peter Dubois als Mitſchuldigen, und den Martin Boutet und Franz Arrault als Helfershelfer des von Fremont verübten Verbrechens erklärte. Noch einige andere Punkte, welche man durch das Zeugenverhör herausbrachte, müſſen wir erwähnen. Auf der Runde, welche Fremont am 10 in den ſeiner Obhut anvertrauten Waldungen machte, begegnete ihm einer der Zeugen, der ihn fragte: ob Hr. Courier wohl gegen Geld und gute Worte erlauben werde, daß man Reiſig ſammle? „Wie! antwortete Fremont, Ihr denkt daran, daß er es Euch erlaube? Da macht Ihr Euch die Rechnung ohne den Wirth; er hat zu viel Angſt, man möchte gutes Holz mitſpaziren laſſen. Der Lump, der Spitzbube, der Gauner — er wirft mir alle Tag vor, ich laß ihm Holz ſtehlen; aber er wird bald ſein Theil bekommen, und bälder als er ſich's einbildet.“ An demſelben Morgen unterhielten ſich Symphorien Dubois und Fremont bei ihrer Zurückkunft nach La Chavonière, Hrn. Courier's Wohnſitz, mit einander im Stall: heute Abend, eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, geht Hr. Courier in den Wald. Recht, entgegnete Symphorien, die Actien ſtehen gut. Werden die Andern da ſeyn? fragte der Wildſchütze. Ja, ſagte Symphorien. Dieſe Angabe hatte man nicht von Dem, welcher das Geſpräch vernommen, ſondern von deſſen Witwe, die es oft mit den nämlichen Worten wiederholte. Ihr Mann, der es ihr erzählt hatte, war vor zwei Jahren, zwei Tage nach einem Mahl, welchem Symphorien Dubois beigewohnt, in Folge heftigen Erbrechens geſtorben. Man erinnerte ſich, daß ihm Letzterer während der Verhandlungen der erſten Unterſuchung geſagt hatte: Du biſt ſchon zweimal im Verhör geweſen, um gegen uns zu zeugen; aber wenn ich erfahre, daß Du geſchwatzt, ſo haſt Du es mit mir zu thun. Endlich ſoll Franz Arrault, als er an jenem Abend nach Hauſe kam, blaß und verſtört ausgeſehen und den Hut mit den Worten abgelegt haben: wenn der Hut wüßte, was in meinem Kopf iſt, ſo würfe ich ihn ins Feuer.

Anfangs war einiger Verdacht auf Madame Courier gefallen; dieſe iſt nun völlig gerechtfertigt und wird bloß als Zeugin vor den Aſſiſſen erſcheinen.

Texas.

3. Flüſſe und Seen.

Der rothe Fluß, welcher die ganze Nordgrenze von Texas ſowohl als (gemäß dem Vertrag von 1819) von Mexico und den Vereinigten Staaten von Nordamerica bildet, entſpringt in den Ebenen am öſtlichen Fuß der Gebirge von Anahuar, durchſchneidet unter 3[illegible] n. Br. und 25° w. Länge die Weſtgrenze von Texas, und fließt dann in faſt öſtlicher Richtung bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Kiameche; von da einen ſüdöſtlichen Lauf einſchlagend ſtrömt er durch den ſüdweſtlichen Theil des Arkanſasgebiets, und den Staat Luiſiana, und fällt ungefähr unter dem 31° n. Br. in den Miſſiſſipi. Von den Quellen des rothen Fluſſes iſt über den Towſongau hinaus äußerſt Wenig bekannt; nud ſelbſt der von dieſer Niederlaſſung eingenommene Bezirk erſcheint auf allen Kaeten um mehrere Minuten ſüdlicher gelegen, als die neueſten Breitebeobachtungen denſelben ſetzen. Nach Alexander von Humboldt wären die Flüſſe Rajo und Mora, wovon erſterer 25 M. nordöſtlich von Tous in Neu-Mexico, letzterer in derſelben Entfernung öſtlich von der Stadt Santa Fé entſpringt die Quellen des rothen Fluſſes. Allein die Annahme des Major Long, welcher die fraglichen Flüſſe als die Hauptarme des Canadian bezeichnet, iſt wahrſcheinlicher, und wir zweifeln nicht, daß ihre Richtigkeit bei einer künftigen Vermeſſung des Landes ſich bewähren wird. Die Länge des rothen Fluſſes von dem Punkt, wo er die weſtliche Markung von Texas durchſchneidet, bis zum Arkanſasgebiet, beträgt ungefähr 560 M. Seine Richtung iſt im Ganzen OSO. Er bewäſſert in Texas ein Areal von 18,000 Quadraten.

Der Sabinefluß, auf der Oſtgrenze von Texas, entſpringt in einem dichten Wald, unter 32° 45′ n. Br. und 18° 30′ w. L.; nach einem ſüdöſtlichen Lauf von 100 M. nimmt er von der rechten Seite den Cherokee Creek auf; ungefähr 30 M. weiter, unter 32° n. Br. und 17° w. L. durchſchneidet ihn die Gränzlinie zwiſchen Texas und Luiſiana. Von dieſem Punkt an krümmt ſich der Sabine öſtlich, bildet ein Stück von einer Ellipſe, geht abermals unter dem 17 Meridian weſtl. von Waſh. durch und mündet nach einem fernern Lauf von 220 M. durch den Sabineſee, der im Grunde Nichts iſt als eine Fortſetzung und Erweiterung von jenem, 5 bis 6 Fuß tief, 20 M. von N nach S lang und 4 bis 5 M. breit, unter 29° 30′ n. Br. in den Golf. Sein Fahrwaſſer, durch zahlloſe Sandbänke unterbrochen, bietet der Schifffahrt ungemeine Schwierigkeiten dar; wenige Meilen vom Ausfluß ins Meer verengt er ſich wieder bis zu einem kaum eine halbe Meile breiten Kanal. „Dieſer Fluß,“ ſagt Darby, „kommt in Bezug auf die Schifffahrt faſt gar nicht in Betracht; in der Regel hat er nicht mehr als 3 F. Waſſer über ſeiner Barre, der See nicht über 5 F., und an ſeinen Ufern noch weniger.“ Die ganze Länge des Sabinefluſſes beträgt von ſeinem Urſprung bis zum Golf 550 M.; ſeine Richtung iſt im Ganzen SSO; den Theil von Texas, welchen er mit ſeinen Zuflüſſen bewäſſert, ſchätzt man zu 18,750 Quadraten.

Der Nechesfluß entſpringt in den Salzquellen, unter 32° n. Br. und 18° 26′ w. L.; nach einem ſüdöſtlichen Lauf von 140 M., bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Angelinafluß, der von Norden her in ihn ſich ergießt, wendet er ſich ſüdwärts, bis er nach einem fernern Lauf von 80 M. unter 30° Br. in den Sabineſee fällt. Die Schifffahrt auf ihm geht nach dem Zeugniß des Obriſts Auſtin bis zur Opelouſasſtraße, d. h. 20 M. oberhalb ſeiner Mündung in den Sabineſee, wohl an; 30 M. von da hat er eine Breite von 600 Schritt; ſeine ganze Länge beträgt 220 M.; ſeine Hauptrichtung iſt SO.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 173. 22 Juny 1830.

Dobell's Reiſen in Kamtſchatka und Sibirien.

1. Reiſe nach Niſchnei Kamtſchatſk.

(Fortſetzung.)

Am anderen Morgen ſetzten wir unſere Reiſe durch eine wilde, aber romantiſch ſchöne Gegend nach Ganal fort. Wir kamen durch herrliche Birkenwälder und Wieſengründe, die vielfach von Bächen und Flüſſen durchſchnitten waren. Zwei Bären liefen über den Weg, aber in zu großer Entfernung, um auf ſie feuern zu können. Der Tag war ungemein heiter und ſo warm, daß wir mit unſeren Pferden unter dem Schatten der Bäume eine Zeitlang ausruhen mußten. Wir trabten hierauf rüſtig weiter und erreichten um vier Uhr des Nachmittags Ganal. In dem kleinen Fluſſe, den wir überſchritten, ehe wir zu dem Hauſe des Toyun kamen, waren die Lachſe ſo dicht, daß wir ſie beinahe aus dem Waſſer geſchreckt hätten, als unſre Pferde durchwateten. — Wir hatten Fiſche zu unſerem Mittagsmahl verlangt; als daſſelbe aufgetragen wurde, mußten wir ſie aber noch einmal fordern, indem unſer Wirth dieſe Speiſe für zu gemein hielt, als daß er ſie ſeinen Gäſten vorſetzen dürfte. Obwohl er ſelbſt nur von getrockneten Fiſchen lebte, ſo war unſere Tafel doch mit Wildprett, Serannas (Lilium pomponium) und Beeren beſetzt. Jeder Kamſchadale, ſo arm er auch ſeyn mag, hält es für ſeine Pflicht, einen Theil des von ihm erlegten Wildes für Reiſende aufzubewahren.

Am 4 September um 7 Uhr, waren wir wieder zu Pferde. — Unſere Bedeckung war ein alter Coſak, der mehrere Jahre zu Ganal gelebt hatte. Er ſagte uns, die Bären wären ſehr zahlreich, und ließ ſeine Kamtſchadalen, ſo wie mich ſelbſt, unſere Flinten in Bereitſchaft ſetzen. Die meinige hängte ich nach der Sitte des Landes über die Achſel, und ſo bewaffnet, brachen wir nach unſrem Beſtimmungsorte auf. Ehe wir noch zwölf oder fünfzehn Werſte zurückgelegt hatten, ſahen wir ſchon mehrere große Bären; da aber der Wind ihnen entgegen wehte, ſo bekamen ſie die Witterung von uns und gingen ſo ſchnell davon, daß wir auf keinen einzigen von ihnen ſchießen konnten. Endlich ſah ich einen, der auf einer Wieſe nicht weit von der Straße Beeren ſchmauste. Ich machte einen Umweg, um ihm den Wind abzugewinnen, und indem ich durch einen kleinen Bach watete, gelang es mir, bis in eine Nähe von fünfzig oder ſechzig Schritt von ihm zu kommen, ehe er mich witterte. Er erhob ſich auf ſeine Hinterbeine, um ſich umzuſehen; aber in demſelben Augenblick hatte ich ihm auch eine Kugel in die Seite geſetzt, die ſeine Lungen durchbohrte und ihn auf der Stelle todt zu Boden ſtreckte. Er war ein ſchöner, vollkommen ausgewachſener Bär, der ſich gut genährt haben mußte, denn er war ſehr fett. Die Kamtſchadalen machten ſich anheiſchig, ihm das Fell abzuziehen und daſſelbe für mich aufzubewahren; ehe ſie indeſſen dazu kamen, vergaßen ſie ihre gewöhnliche Ceremonie nicht, nämlich ihm ein Meſſer in jedes Auge zu ſtecken und den Bauch aufzuſchlitzen. Dieß, ſagten ſie, ſei unumgänglich nothwendig, da Bären ſich häufig, wenn ſie ſchon mehrere Wunden hatten, wieder erholt und Perſonen getödtet hätten, die ihnen eben den Bauch aufſchnitten, um ſie auszuwaiden. „Hätte man ihnen aber zuvor die Augen ausgeſtochen, ſo würden ſie Nichts geſehen haben, und jene Perſonen ohne Schaden davon gekommen ſeyn.“

Während der Fiſchzeit iſt der Lachs in allen Flüſſen und Bächen von Kamtſchatka ſo häufig, daß die Bären ihn mit der größten Leichtigkeit fangen und nur den Kopf und den Rücken von ihm verzehren. Die Kamtſchadalen ſagen, daß ein großer Bär oft auf dieſe Weiſe fünf und zwanzig bis dreißig Fiſche in jeder Nacht verderbe. Wenn die Jahreszeit weiter vorrückt und die Fiſche ſeltener ſind, werden auch die Bären weniger wähleriſch in ihrer Nahrung; und die, welche ſich hinreichend gemäſtet haben, bereiten ſich gegen das Ende des Septembers ihre Höhlen, in die ſie ſich nach dem erſten Schnee im October den Winter über zurückziehen. Die mageren dagegen ſtreifen bis ſpät in dem Herbſt herum, und machen ſelbſt während des Winters zuweilen Excurſionen. Dieſe ſind meiſtens durch den Hunger außerordentlich wild; und die Eingebornen ſind ſelten geneigt ſie anzugreifen, weil ihr Fell ſchlecht iſt und ſie daher durch Nichts für die Gefahr entſchädiget.

Da wir noch eine bedeutende Strecke zurück zu legen hatten, ſo eilten wir ſo ſchnell als möglich weiter; gegen Abend wurden indeſſen unſre Pferde völlig erſchöpft und die Nacht erreichte uns daher, ehe wir zu Puſchinna ankamen. Nach langem Pochen gelang es uns endlich, die Wirthsleute zu wecken; doch koſtete es eine halbe Stunde, ehe der Keſſel am Feuer ſtand, und eine ganze Stunde verſtrich über der Zubereitung der Nachtmahlzeit.

Digitized by Google

Unſer Wirth war jedoch nicht weniger freundlich und gaſtfrei, als ſeine übrigen Landsleute und entſchädigte uns für die Verzögerung durch ein treffliches Mahl von Fiſch, Wild, Beeren, Serannas, Milch und Rahm. Die Hütte war elend, niedrig und räucherig; der Tiſch war aber rein und weiß geſcheuert; Alles wurde auf das Reinlichſte aufgetragen und die Speiſen waren vortrefflich bereitet. Nur durften wir es nicht verſuchen, uns empor zu richten, ſo lange das Feuer im Ofen brannte, denn eine dicke Rauchwolke umzog die ganze Decke, die ſehr niedrig war und ſtatt des Rauchfanges ein kleines viereckiges Loch hatte. Aller Rauch, der nicht durch daſſelbe hindurchdringen konnte, nahm ſeinen Ausweg durch die Thür, aber ſo langſam, daß wir genöthigt waren, beſtändig auf unſeren Sitzen zu bleiben, um unſere Köpfe aus der erſtickenden Atmoſphäre zu halten, die über uns ſchwebte.

Am andern Tage war ich eben nicht unzufrieden, als ich fand, daß beinahe die Hälfte des Weges zu der nächſten Station in Canoes zurückgelegt werden mußte. Wir ſchifften uns auf dem Fluſſe Kamtſchatka ein, der hier ein ſchmaler, reißender, in viele Arme getheilter Strom iſt und ſich zwiſchen einer Menge Inſeln hindurchwindet, welche mit Bäumen bedeckt ſind und die ganze Gegend ungemein maleriſch machen. Die Fiſche ſpielten wie gewöhnlich in Myriaden um uns her, während die Ufer mit Reſten derſelben bedeckt waren, die der Strom ausgeworfen hatte. Es fing an zu regnen, und meine ſämmtlichen Flinten wurden durchnäßt, ſo daß ich von acht Bären, die wir während unſerer Fahrt auf dem Fluſſe ſahen, nicht einen einzigen ſchießen konnte. Der Regen fiel in Strömen, und durchnäßte bald unſere Kleider bis auf die Haut. Wir zitterten vor Kälte, als wir endlich unſere Pferde fanden, und waren froh, uns durch das Reiten etwas erwärmen zu können. Zum Glück hörte nach einer halben Stunde der Regen auf, das Wetter wurde mild und heiter und unſere Beſchwerden waren daher bald vergeſſen.

Unter Weges ſahen wir mehrere Hunde, die ich Anfangs für Wölfe hielt, weil ſie ohne alle Aufſicht umherirrten; man ſagte mir indeſſen, daß im Sommer viele Kamtſchadalen ihre Hunde in's Freie hinausjagten und ſelbſt für ihre Nahrung ſorgen ließen; was indeſſen nicht ſchwer fällt, da ſie ſich von Fiſchen nähren, die in allen Strömen in ſo unermeßlicher Menge vorhanden ſind, daß ſie in den ſeichten Stellen und an den Ufern zu Tauſenden verfaulen.

Wir kamen durch mehrere ſchöne Birkenwaldungen; auch bemerkte ich an den Ufern eines Baches Erlen, Pappeln und Weiden. Als wir uns Scherrom näherten, ſahen wir weit ausgedehnte Wieſengründe, durch welche ſich die verſchiedenen Arme des Fluſſes Kamtſchatka hinzogen; die Inſeln, die dieſer bildete, waren mit Bäumen bedeckt, unter denen uns beſonders die Balſampappel durch ihre Größe in die Augen fiel.

Jetzt öffnete ſich das Thal von Scherrom unſern Blicken, von Bergen umgeben, die mit der üppigſten Vegetation bekleidet waren; und in der Mitte deſſelben lag an einem der Nebenflüſſe des Kamtſchatka-Stromes das Dorf vor uns, von welchem das Thal ſeinen Namen hat. Bald ſtanden wir vor der Hütte des Toyun, ich ſteckte meinen Kopf in das offene Fenſter und wurde durch die Reinlichkeit und Ordnung in jenem ganz überraſcht. Der Eigenthümer war mit ſeinem Weibe abweſend; aber wir wurden deßhalb von ſeiner Tochter und Schwiegertochter, zwei reinlich gekleideten artigen Kindern, nicht weniger freundlich aufgenommen. Alles vereinigte ſich, uns unſeren kurzen Aufenthalt in dieſer ärmlichen Hütte angenehm zu machen. Die Tiſche und Stühle waren von Pappelholz und weiß wie Schnee, die Wände waren glatt gehobelt und geweißt, und unſere ganze Umgebung bildete ein Gemälde der Sauberkeit und Behaglichkeit, wie wir es in Kamtſchatka bisher noch nicht geſehen hatten. Fünfzehn Minuten nach unſerer Ankunft war eine Taſſe Thee bereitet, die nebſt friſchem Butter, Rahm und Milch uns das köſtlichſte Mahl nicht vermiſſen ließ. Am Abend kam der alte Toyun vom Fiſchfang zurück, ein ehrwürdiger Greis, mit langem weißem Barte, der hoch in den Sechzigen zu ſeyn ſchien und ganz außer ſich vor Freuden war, ſo ſeltſame Gäſte bei ſich zu ſehen. Er war von einem ruſſiſchen Edelmann, dem bekannten Ewaſchkin, der unter der Regierung *Katharina's II* nach Kamtſchatka verbannt wurde, erzogen worden, las und ſchrieb das Ruſſiſche geläufig, und war bei Weitem der gebildetſte und verſtändigſte Mann, den ich in Kamtſchatka je geſehen habe.

Als wir am folgenden Morgen uns einſchifften, um den Fluß hinab nach Werkney Kamtſchatſk zu gehen, brachten die guten Leute uns Butter, Rahm, Kartoffeln u. ſ. w. in unſere Canoes und ſchienen ganz unglücklich, daß wir nicht zu vermögen waren, länger bei ihnen zu verweilen. — Die *Kamtſchadalen* ſind treffliche Wetterpropheten und können mit großer Sicherheit auf vier und zwänzig bis ſechs und dreißig Stunden vorher ſagen, ob es regnen wird oder nicht. Unſer biederer Wirth ſagte uns, es würde regnen, und rieth uns, noch einen Tag bei ihm zu bleiben. Wir wollten indeſſen gerne ſo bald als möglich an das Ziel unſerer Reiſe kommen und widerſtanden daher allen ſeinen Bemühungen. Zwei Stunden nach unſerer Abfahrt überzeugten wir uns von der Richtigkeit ſeines Urtheils; der Regen durchnäßte uns vollkommen, und da überdieß ein kalter Wind wehte, ſo befanden wir uns in der unangenehmſten Lage, bis wir zu Werkney Kamtſchatſk ankamen. Die Ufer des Fluſſes, auf welchem wir bald durch den Strom reißend ſchnell dahin geriſſen wurden, bald ſanft dahin glitten, waren ungemein maleriſch; Inſeln, Wieſen, Wälder und Berge wechſelten in unendlicher Mannigfaltigkeit, und jeden Augenblick wurde das Auge durch den Reiz einer neuen ſchöneren Scene entzückt.

Von Werkney Kamtſchatſk, wo wir in dem Hauſe eines ruſſiſchen Unteroffiziers die gewöhnliche gaſtfreie Aufnahme fanden, brachen wir erſt ſpät am Morgen des achten zu Pferde nach Milkowa auf. Hier, wie in dem kleinen Dorfe Schegatſchik, welches wir unter Weges beſuchten, fanden wir trefflichen Rocken und Gerſte, die eben geſchnitten worden waren. Während unſeres Mittagsmahles wurden vier Boote in den Stand geſetzt, uns nebſt unſerem Gepäck den Fluß hinab zu führen. Je zwei dieſer Boote wurden mit einander verbunden, indem Stäbe darüber gelegt und mit Stricken befeſtigt wurden, die einem

Verdeck von Brettern zur Unterlage dienten, auf welchem wir mit der größten Bequemlichkeit umher gehen konnten. Um zwei Uhr des Nachmittags fuhren wir in dieſen Doppelbooten ab, und in dritthalb Stunden hatten wir vier und dreißig Werſte zurückgelegt, mitten unter Myriaden von Fiſchen, die um uns herumſpielten, und zahlloſen Schwärmen von Enten, Tauchern und Gänſen, die theils auf der Oberfläche des Fluſſes ſchwammen, theils von allen Seiten um den Kahn herumflogen. Nachdem wir zu Kirganik, einem kamtſchadaliſchen Dorf, wo wir durch die Abweſenheit des Toyun eine Zeitlang aufgehalten wurden, unſere Ruderer gewechſelt hatten, glitten wir wieder ſchnell den Strom hinab und erreichten um acht Uhr Abends die Ballagans von Maſchura. Das Dorf Maſchura liegt in einiger Entfernung von dem Fluſſe; die Bewohner bringen daher den Sommer und Herbſt in der Ballagan's zu, um ihre Fiſche zu fangen und zu trocknen. Hier blieben wir die Nacht über und fanden einen Ueberfluß von herrlichem Lachs, der mit Milch, Butter und Beeren unſer Abendeſſen ausmachte. — Ein Ballagan iſt ein Gebäude von der Form eines Kegels, das aus Pfählen von ungefähr vierzehn oder fünfzehn Fuß Länge beſteht, die in der Peripherie eines Kreiſes von zehn oder zwölf Fuß im Durchmeſſer emporgerichtet und an dem obern Ende mit Stricken oder Weidenzweigen verbunden werden. Die Außenſeite jener Pfähle wird darauf mit Fichten- oder Birkenrinde und grobem Gras bedeckt; darüber legt man andere Pfähle, die gleichfalls durch Weidenzweige befeſtigt werden. Gewöhnlich wird eine ſolche Hütte auf einer viereckigen Plattform gebaut, die zehn oder zwölf Fuß über dem Boden erhaben iſt und auf großen in die Erde geſtoßenen Pfählen ruht. Unter dieſer Plattform ſind wieder kleinere Pfähle in Reihen aufgeſtellt, auf denen man die Fiſche trocknet und aufbewahrt. Die Thür der Hütte iſt immer gerade auf das Waſſer gerichtet; und außerhalb derſelben bildet auf einer Ecke der Plattform ein irdener Heerd den Feuerplatz. Ein großer Balken, in welchen ſtatt der Stufen Einſchnitte mit dem Beil gehauen ſind, liegt unter einem Winkel von fünf und vierzig Graden gegen die Plattform an und dient ſtatt der Treppe. Früher war ein Ballagan der beſtändige Sommeraufenthalt der Kamtſchadalen; und im Winter zogen ſie ſich in eine unterirdiſche Jurte zurück, gleich jenen, die noch gegenwärtig bei den Koraki's in Gebrauch ſind.

(Schluß folgt.)

Der Muſelmann.

Madden, der Verfaſſer der bekannten „Reiſen in der Türkei," die auch in dieſen Blättern bereits mehrfach erwähnt wurden, hat für gut gefunden, die Reſultate ſeines Aufenthaltes im Orient uns auch noch in einer zweiten leichteren Form mitzutheilen. Unter dem Titel „The Musulman" (Lond. 1830. 3 vols. 8.) hat er eine Reihe von Skizzen aus dem Leben des „Muſelmanns" vereinigt, welche ungemein lebendig und unterhaltend, aber freilich zur Erreichung dieſes Zweckes großentheils nicht wenig überladen ſind. So wird folgende Erzählung als eine Schilderung von dem gewöhnlichen Zuſtande des Landvolkes geboten:

Die früheſte Erinnerung meiner Kindheit, erzählt ein egyptiſcher Gauner, iſt die, daß ich einen Spitzbuben aus dem Dorfe hinausprügelte, weil er einen Küchleinofen beſtohlen hatte. Ich war ſo erzürnt gegen den Burſchen, daß ich glaube, ich würde ihn getödtet haben, wenn ich ein Schwert gehabt hätte. Heiliger Prophet! ſagte ich, wie iſt es möglich, daß es ſolche Schurken in der Welt giebt? Iſt es nicht angenehmer ſein eigenes Brod zu eſſen, als das eines Fremden? Und iſt es nicht ſicherer, ſich durch den Fleiß ſeiner Hände zu ernähren, als durch Betrügerei? Dieſe Schurken müſſen eine andere Natur haben, als ich; ſie müſſen von einer ganz anderen Race ſeyn. Mein Vater ſtarb, und ich folgte ihm als ſein Erbe in dem Beſitze ſeines ganzen Vermögens nach. Ich habe nicht nöthig, Euch zu ſagen, daß es unter den Beys erworben wurde; denn ſeit Mohammed Ali unſer Paſcha wurde, iſt Niemand im Stande geweſen, ſich Geld zu machen, und noch viel weniger das zu behalten, welches ſein Vater für ihn gemacht hatte. Ich pachtete zwanzig Feddans des beſten Landes in dem Fayoum von dem Herrn des Bodens, dem mächtigen Paſcha. Ich warf die Erde um, und Bohnen und Reis kamen in Ueberfluß hervor. „Gelobt ſey Allah!" dachte ich, „was für eine herrliche Welt iſt dieß?" Aber die Soldaten kamen und ſagten: „wo iſt die Ernte von dem Lande des Paſcha's;" und als ſie in mein Haus traten, fanden ſie einen Reiſpilau auf dem Boden. „Allah!" riefen ſie, indem ſie ihre Schnurrbärte ſtrichen: „Hier iſt ein Peſſawink, der die Keckheit hat das Korn zu eſſen, das er baut; nieder mit dem unverſchämten Buben und herauf mit ſeinen Füßen!" In einem Augenblicke bearbeiteten ihre Stöcke meine Fußſohlen; und als ſie von dieſer Operation ermüdet waren, und ich vor Schmerz halb todt, befahlen ſie mir aufzuſtehen. „Kafir," ſagte ihr Hauptmann, „glaubſt Du, Deine Seele ſey Dein in dem Lande Mohammed Ali's, daß Du es wagſt, ſeinen Reis aufzueſſen? Weißt Du nicht, daß Du der Sclave eines großmüthigen Herrn biſt, der alle Produkte des Bodens zu ſeinen eigenen Preiſen nimmt?" Und damit maßen ſie meinen Vorrath und führten ihn hinweg; wogegen ſie mir eine Anweiſung auf den Miri gaben, für eine Summe, die ihnen beliebt hatte zu beſtimmen. Kaum erſetzte ſie meine Beſtellungskoſten; als ich aber zu dem Haſnadar ging, gab er mir nur ein Viertheil des Belaufes in baarem Geld und eine Anweiſung auf einen Kaufmann für den Reſt. Der Kaufmann ſagte mir, ich müſſe die Hälfte in Tüchern und Baumwolle nehmen; ich konnte mich nicht weigern, Dieß zu thun; und nachdem ich dieſe Waaren in dem Baſar für die Hälfte des Preiſes losgeſchlagen hatte, den ſie mich koſteten, kehrte ich halb zu Grunde gerichtet nach Hauſe zurück. Es iſt beſſer, ſagte ich, die Pacht ganz aufzugeben, eine zweite gute Ernte würde mich ganz ruiniren! Ich ging zu dem Kaſcheff, der dem Diſtrikt vorſtand; aber er lachte mir in den Bart, als ich ihm meine Abſicht ſagte. „Die Pacht aufgeben, in der That!" ſagte er, „biſt Du toll genug zu glauben, daß der Paſcha Dieß zugeben wird. Gehe nach Hauſe und ziehe Deine Gräben, und vergiß nicht Deine Reisfelder wohl zu bewäſſern; denn wenn Dein Anbau nicht beſſer iſt, als im vorigen Jahre, ſo rechne auf eine tüchtige Anzahl Schläge!" Ich ging nach Hauſe mit einem kummervollen Herzen; ich beſtellte mein Feld; ich wäſſerte vom Morgen bis in die Nacht; die Frucht ging auf, mein Herz ſtarb mir in der Bruſt bei dem Anblicke dieſes Reichthumes; die Ernte war reicher als je; ich war

Digitized by Google

völlig verloren. Ich ſah keine andere Rettung vor dem Fluch eines ſo grauſamen Segens, als in der Flucht, und ich floh daher den zu ſeinem Unglück fruchtbaren Diſtrikt. Ich dachte jetzt, der Mann, der den Ofen beſtahl, müſſe ein Pächter des Paſcha's geweſen ſeyn. Der Bauer kann Nichts thun, als ſtehlen, dachte ich, wenn der Fürſt ein Bedrücker iſt. Ich habe einen weiſen Mann ſagen gehört: das Gebet des Unterdrückten ſey noch zu fürchten, wenn auch die Pfeile des Tyrannen bereits das Blut des armen Mannes aus ihm herausgezogen hätten. Ich dachte, daß es Nichts ſchaden könnte, wenn ich die öffentlichen Magazine beſtöhle. Ich ließ mich in einem derſelben anſtellen; ich fing an mit einer Handvoll Bohnen und endigte mit einem Sack voll Opium und Indigo. Endlich ward ich entdeckt; und ich glaube, ich habe nicht nöthig zu ſagen, daß ich auf keinem meiner Beine ſtehen konnte, als ich zur Thür hinausgeworfen wurde. „Warum ſollte ich meine Plünderungen auf das Eigenthum Mohammed Ali's beſchränken?“ dachte ich; „er iſt nicht der einzige Bedrücker des armen Fellah, des ſchwer arbeitenden Bauern. Jeder, der reich iſt, iſt der Feind des Armen, und ihn zu berauben kann daher kein Verbrechen ſeyn. Ich fing zuerſt bei einem jüdiſchen Bankier an; ich ſchlüpfte in der Dämmerung in ſein Haus und verließ daſſelbe mit einem Dutzend Schibuken (Pfeifen) mit Ambramundſtücken. Ich nahm an Geſchicklichkeit zu, ſo wie die Kühnheit meiner Unternehmungen ſtieg; endlich entführte ich einen Ballen Tabak aus dem Magazin eines Kaufmanns von Bar el Cham; der Prophet war nicht mit mir; ich wurde vor meiner eigenen Thür ergriffen und geſchlagen, bis alle Schläge überflüſſig ſchienen. Es ſtand geſchrieben, daß ich damals noch nicht ſterben ſollte. Ich erholte mich bald wieder, und der erſte Gebrauch, den ich von meiner wiederkehrenden Kraft machte, war, aus einer Moſchee fünf perſiſche Gebetteppiche zu ſtehlen. (Hier entſtand ein allgemeines Gemurmel der Mißbilligung unter den Gefangenen.) Ich konnte nicht anders, fuhr der gewiſſenloſe Kirchenräuber fort. Die Unterdrückung des Paſchas machte mich zum Dieb, die Verachtung und die Liebloſigkeit der Welt machte mich zum Schurken, und die Mißgunſt meines Planeten, ſo wie der Verluſt des Schutzes des Propheten machte mich zum Kaſir, und ich beraubte einen Tempel Allah's; aber Dieß ſollte mir nicht gut bekommen. Ich verkaufte meinen Raub einem griechiſchen Prieſter, der auf den Wege nach der heiligen Stadt Jeruſalem war, für dreihundert Piaſter. Ich kehrte nach Hauſe zurück, in der größten Freude über meinen guten Handel. Ich betrachtete mein Geld und zählte es einmal über das andere; ein Stück fiel auf den Boden; ein Erdkloß auf einer kalten Bruſt kann keinen dumpferen Schall geben. Bart des Propheten; rief ich, hier iſt Verrätherei! Ich unterſuchte die übrigen Stücke, und Alles war falſches Geld. Allah Illah! ſchrie ich in meiner Verzweiflung, es iſt keine Treue und kein Glauben mehr in der Welt; der Prieſter betrügt den Kirchenräuber um ſeinen Raub. Ich muß dieß Geld los werden, ſagte ich, ſo gut ich kann, und ſo ſtürzte ich mit Flüchen auf die Mutter des Prieſters von dannen. Es fiel mir ein, daß ein tauber Juwelier in dem Baſar war. Ich ging zu ſeinem Laden in der Hoffnung, daß er eben ſo wie ich durch das gute Ausſehen der Münzen getäuſcht werden würde. Es war Niemand bei ihm, als der blinde Mueſſin von einer benachbarten Moſchee. Der Kaufmann unterſuchte das Geld; „es ſcheint gut, ſagte er, und ich glaube, daß es ſo iſt; wenn der arme Mueſſin nicht blind wäre, würde ich ihn bitten es gleichfalls zu unterſuchen.“ Dank dem Himmel, ſagle ich zu mir ſelbſt, daß er blind iſt, ſonſt würde es mir übel ergehen. Ich war im Begriff den Laden zu verlaſſen, meinen Einkauf unter dem Arm, als der unglückliche Sohn des Dunkels ſeinen Weg zu dem Zahitiſch fand und den Kaufmann bat, die Geldſtücke einmal auf demſelben auffallen zu laſſen. Ich wollte in die Erde ſinken. Stück auf Stück wurde auf den Tiſch geworfen und verurtheilt. Ich verſuchte zu entkommen, aber der Kaufmann hielt mich feſt, und hier bin ich, bedeckt mit Verbrechen, welche Allah in ſeiner Gerechtigkeit vor die Thür des Unterdrückers des Armen, des Paſcha's von el Mahr, legen wird.

Israeli's Commentar über das Leben Karls I.

Zu den Schriftſtellern, die in England ſich eines großen Rufs erfreuen, ohne daß derſelbe deßhald auf das Ausland übergegangen wäre, gehört Israeli; von ſeinen zahlreichen literariſchen Produkten iſt bisher namentlich in Deutſchland nur Wenig bekannt geworden, und es thut uns leid, auch dem neueſten, einer Lebensgeſchichte Karls I (Commentaries on the Life and Reign of Charles the First, King of England. Lond. 1830. 4 vols. 8.), kein beſſeres Schickſal verſprechen zu können. Fleiß und Scharfſinn, wenn ſie nicht von einem tieferen Blick in das Innere der Begebenheiten begleitet werden, genügen uns an unſeren Geſchichtſchreibern nicht mehr; und ſo gern wir dem Verfaſſer die beiden erſten Eigenſchaften in einem eminenten Grade zugeſtehen, ſo dürfen wir doch nicht verſchweigen, daß die Anſicht, die dem Ganzen zum Grunde liegt, eine durchaus oberflächliche iſt.

Dampfſchifffahrt zwiſchen Suez und Bombay.

Wie wir früher in dieſen Blättern anzeigten, ging das erſte Dampfboot der Compagnie am 19 November vor. J. von Bombay ab. Nach einem kürzlich von dem dortigen Gouverneur erlaſſenen Reglement hat jeder Reiſende für die Ueberfahrt, ſey es hin oder zurück, 1200 Rupien zu bezahlen. Dafür hat er Koſt und bekommt einen Diener zu ſeiner Verfügung. Reiſende, die ihren eigenen Diener mitzunehmen vorziehen, entrichten für denſelben, wenn er ein Europäer, 150, und wenn er ein Indier iſt, 75 Rupien. Die Dampfboote werden von Offizieren der Compagnie-Marine befehligt. Die Verbindung zwiſchen Alexandria und England ſoll durch drei Dampfſchiffe, je zu 120 Pferdkraft, bewerkſtelligt werden. Man berechnet, daß ein Dampfboot von Falmouth nach Gibraltar neun, von Gibraltar nach Malta gleichfalls neun, von Malta nach Alexandria ſieben, alſo im Ganzen fünf und zwanzig Tage brauche. Die Reiſe von Alexandria nach Suez durch die Wüſte erfordert vier Tage, und die Ueberfahrt nach Bombay drei Wochen; ſo daß man alſo künftig zwiſchen England und Indien in fünfzig Tagen hin und zurück reiſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 174. 23 Juny 1830.

Reiſe in Japan *).

Von Don Rodrigo de Vivero y Velasco, Generalgouverneur der Philippinen **).

1. Ankunft. Beſuch eines japaniſchen Dynaſten.

Bis unſer deutſcher Landsmann Siebold Europa nähere Nachrichten über das verſchloſſene Land bringt, welches der gefährliche Gegenſtand ſeiner Forſchungen war, bieten wir unſern Leſern nachfolgenden, vor vollen 222 Jahren geſchriebenen Bericht über Japan. Derſelbe befand ſich Jahrhunderte lang dem Publikum gänzlich entzogen in der Bibliothek des Escurials, bis im Jahr 1825 der Gelehrte, welcher denſelben nunmehr ins Franzöſiſche überſetzt und dem in der Note genannten Journal einverleibt hat, von dem Pater Bibliothekar das bisher unbekannte Buch ſammt der Originalhandſchrift des Verfaſſers zu ſeinem Gebrauche erhielt. Eben ſoſehr Europas Unbekanntſchaft ***) mit Japan, bei welcher auch eine unvollſtändige Notiz von Werth iſt, als die ewige Stabilität der Verhältniſſe in dieſem Land, vermöge welcher der innere Zuſtand immer noch ſo ſeyn dürfte, wie Don Rodrigo denſelben beſchreibt, läßt vermuthen, daß die Mittheilung dieſes Reiſeberichts nicht unangenehm ſeyn werde. — —

„Im Jahr 1608, am 30 September, dem Tage des preiswürdigen Heiligen Hieronymus, fand der Schiffbruch des Fahrzeuges Sankt Franz Statt, welches ich bei meiner Abreiſe von den Philippinen beſtiegen hatte, wo ich Sr. Majeſtät als Statthalter diente. Die Stürme und die Mühſale, welche ich bis zu dieſem Augenblick beſtand, waren der Maßen, daß ich zweiſle, ob je auf den Meeren des Nordens oder Südens 75 ſchrecklichere Tage verlebt worden ſind. Das Ende aber war noch unglücklicher; denn es war der Anfang neuer Leiden. Mein Fahrzeug ſtrandete an den Riffen, welche die japaniſchen Küſten unter $35\frac{1}{2}$ Grad der Breite umgeben, während auf den Karten ſämmtlicher Seefahrer dieſer Theil von Japan unter $33\frac{1}{2}$ Grad geſetzt iſt. Dieſer Umſtände wegen, oder vielmehr weil es Gott ſo gefiel, gieng die Gallione mit mehr als für zwei Millionen Waaren an

*) Journal des voyages.

**) Don Rodrigo de Vivero y Velasco, um die Mitte des 16 Jahrhunderts geboren, war zuerſt Edelknabe bei Anna, der Gemahlin König Philipps II. Im Jahr 1581 machte er den Feldzug gegen Portugal mit, und begab ſich von da nach Neu-Spanien, wo er 12 Jahre lang unter Don Luis de Velasco, Marquis von Salinas, Dienſte that. Zur Belohnung erhielt er das Commando über das Schloß San Juan d'Ulua, und die ausgezeichnete Art, mit welcher dieſes Amt von ihm verwaltet wurde, hatte ſeine Ernennung zum Gouverneur und General-Capitän von Neu-Biscaya zur Folge. Beim Tode Don Pedro's d'Acuna, Gouverneurs der Philippinen, ward ihm dieſer wichtige Poſten zu Theil, in welchem ihn ſpäter Don Juan de Silva ablöste. Auf der Rückreiſe nach Europa machte er den Schiffbruch an der japaniſchen Küſte durch, welcher den Gegenſtand unſrer Erzählung bildet. Nach Madrid zurückgekommen wurde er Gouverneur der Provinzen Terra Firma und Veragua, und ward dort zum Grafen von Orizaba ernannt. Im Jahr 1536 machte ihn der König zur Belohnung ſeiner gegen die Holländer bei ihrem Landungsverſuch in Vera-Cruz geleiſteten Dienſte zum Generalfeldmarſchall ſämmtlicher in Neuſpanien ſtehenden Truppen. Bald nach dieſer Zeit ſtarb er mit Hinterlaſſung eines einzigen Sohnes.

***) Wie es ſcheint, hat man die grauenhafte Verfolgung, welche das Chriſtenthum in Japan ausrottete, und das Land von da an für Europa größtentheils verſchloß, einigen unklugen Aeuſſerungen ſpaniſcher Miſſionäre zu danken, welche von den eiferſüchtigen, nach dem Alleinhandel mit dieſen Gegenden lüſternen Holländern der japaniſchen Regierung hinterbracht wurden. Vor dem Jahr 1614 gab es in Japan, den damaligen Berichten zu Folge, nicht weniger als 1,800,000 Chriſten, welche von der Regierung nicht im Mindeſten beſchränkt waren. Von jener Verfolgung im Jahr 1614 an wurden die Verbindungen Europas mit Japan immer ſeltner. Gegenwärtig dürfen bloß Holländer dort landen; Engländer und Amerikaner haben dieſe Erlaubniß vergeblich nachgeſucht; eben ſo wenig fruchtete eine von den Ruſſen im Jahr 1803 geſchickte Geſandtſchaft. Die Regierung nahm dieſelbe zwar mit ungemeiner Artigkeit auf, lieferte den ruſſiſchen Fahrzeugen Lebensmittel im Ueberfluß und ließ ihnen Alles, was man auf einem kurz zuvor an der japaniſchen Küſte geſtrandeten ruſſiſchen Schiff gefunden hatte, gewiſſenhaft ausliefern, ſelbſt die Stücke eines Spiegels, mit der Entſchuldigung, daß dieſer von unwiſſenden Landleuten zerbrochen worden ſey; zugleich aber wurde die Geſandtſchaft höflichſt erſucht, ſo ſchnell als möglich wieder abzufahren. Der ausſchließende Vorzug, welchen die Behörden den Holländern geben, geht ſo weit, daß im Jahr 1813 während der Beſetzung der bataviſchen Colonien durch die Engländer, die Schiffe welche nach Japan gingen, die holländiſche Flagge aufſtecken und die Matroſen ſich in holländiſche Tracht kleiden mußten. Indeſſen dürfen die Holländer ſelbſt das Innere des Landes nicht betreten.

Bord unter. Von 10 Uhr Abends, wo das Schiff anlief, bis den folgenden Morgen eine Stunde nach Sonnenaufgang, hingen alle Die von uns, welche dem Tod entgingen, am Tackelwerk und den Tauen; auch die Unerſchrockenſten vermeinten jeden Augenblick durch die Wuth der Wogen unterzugehen, welche uns nach und nach 50 Menſchen raubten. Gott aber warf einen Blick des Erbarmens auf uns und geſtattete, daß der größere Theil der Mannſchaft ſich mit mir rettete, die Einen auf Brettern, die Andern indem ſie ſich an einem Theil des Hintertheils unſres Fahrzeuges feſthielten, das vom Meer noch ganz erhalten ans Land geſtoßen wurde.

Die Küſte war uns gänzlich unbekannt, wegen des angeführten Fehlers auf den Seekarten, und wir wußten nicht, ob wir uns auf einer Inſel, oder dem Feſtlande befänden. Ich befahl zweien Matroſen auf den Wrack des Hintertheils zu ſteigen, und von da einen Blick auf die Gegend zu werfen. Bald kamen ſie ganz freudig wieder herab und meldeten mir, ſie hätten Reisfelder geſehen. Solche Nachricht vergewiſſerte uns zwar unſres Lebensbedarfs, aber nicht unſres Lebens, da wir uns ohne Waffen und ohne irgend ein Mittel der Vertheidigung befanden, wenn die Landesbewohner unglücklicher Weiſe andere geweſen wären, als ſie waren. In weniger denn einer Viertelſtunde erkannten wir, daß dieſelben Japaner ſeyen, was uns eine große Freude verurſachte, inſonderheit mir, weil ich, als die Statthalterſchaft über die Philippinen von mir angetreten wurde, daſelbſt zweihundert Japaner wegen einer Sache, die mir nicht hinlänglich erwieſen dünkte, in den königlichen Gefängniſſen eingeſchloſſen fand, welchen ich nicht nur die Freiheit gab, ſondern die ich auch ſicher nach ihrem Lande bringen ließ, wofür mir der Kaiſer ſeinen beſondern Dank hatte ausdrücken laſſen, ſo daß ich der Hoffnung war, dieſer Fürſt könnte jenen Vorgang nicht vergeſſen haben, und feſtes Vertrauen faßte, er werde ſich bei dieſer Gelegenheit erkenntlich gegen mich beweiſen. Ich fand in der Folge, daß ich mich nicht betrogen hatte.

Fünf oder ſechs von den Japanern, die wir erblickten, näherten ſich uns und ſchienen Mitleid mit dem traurigen Zuſtand zu haben, in welchem ſie uns ſahen, und der in Wahrheit ſehr kläglich war; denn die Glücklichſten unter uns hatten kaum ihr Hemde gerettet. Ich hatte in meinem Gefolg einen chriſtlichen Japaner, durch welchen ich ſie fragen laſſen konnte, wo wir wären. Sie ſagten mir mit wenigen Worten, wir befänden uns in Japan, anderthalb Stunden von ihrem Dorfe, genannt Yu-Banda, wohin wir uns denn auf den Weg machten. Es herrſchte eine herbſtliche Kälte, die wir um ſo lebhafter verſpürten, als wir ſehr leicht gekleidet waren. Wir kamen in einem befeſtigten Flecken an, der, obwohl gegen 1500 Einwohner zählend, doch einer der unbeträchtlichſten in einem Lande iſt, wo, wie man ſpäter ſehen wird, die Dörfer größer ſind, als die Städte in Europa. Das Ort gehörte einem der unbedeutendſten Herren im Reiche, obwohl derſelbe viele Vaſallen hatte, nebſt mehreren befeſtigten Flecken und Dörfern, und in einem uneinnehmbaren Schloſſe wohnte, von dem ich in der Folge Mehreres ſagen werde.

Bei unſrer Ankunft ſagte mein japaniſcher Dolmetſcher den Bewohnern, daß ich der Statthalter von Luſon, wie ſie die Philippinen nennen, ſey, und erzählte denſelben unſere jammervolle Geſchichte, welche ſie ſehr zu rühren ſchien. Ihre Weiber, die außerordentlich mitleidig ſind, weinten heiße Thränen und waren die erſten, welche ihre Männer erſuchten, uns Kleider zu borgen, welche ſie Quimones nennen und die von doppelter Baumwolle ſind, was denn jene gern thaten, wobei ſie, was mich betraf, ſagten, daß ich diejenigen, welche ſie mir ſelbſt gaben, als Geſchenk behalten ſollte. Großmüthig theilten ſie auch ihre Speiſen mit uns, die aus Reis, einigen Früchten, wie Rüben und Melangan-Aepfeln und etwas Fiſchen beſtanden, mit welchen letztern ſie nicht reichlich verſehen ſind, da dieſer Küſtenſtrich wenige Fiſche hat. Sie ließen den Tono oder Herrn des Dorfes, welcher ſechs Stunden von demſelben entfernt wohnte, von unſrer Ankunft benachrichtigen, worauf dieſer befahl, mich, ſo wie Die, ſo mit mir waren, gut zu behandeln, aber wohl Sorge zu tragen, daß Keiner von uns ſich vom Orte entferne. Darf ich meinem Wirthe glauben, ſo hatte ein Theil der Einwohner den Plan gehabt, uns zu tödten, bevor der Herr unſre Ankunft erführe. Iſt dieſe Verſicherung, die ich nicht glauben mag, wahr, ſo gefiel es dem Allmächtigen, uns aus dieſer neuen Fährlichkeit zu erlöſen; denn nach drei oder vier Tagen kam der Tono ſelbſt, mir mit großem Prunk einen Beſuch abzuſtatten, indem ihm mehr denn ihrer Dreihundert voranſchritten, welche verſchiedene Abzeichen oder Fahnen des Dayri und des Kaiſers von Japan trugen, Jeder nach ſeinem Stand und Rang. Die Mehrzahl dieſes Gefolges war mit Lanzen, Feuerröhren und einer Art Hellebarden bewaffnet, welche ſie Nanquinatas nennen, einiger Maßen unſern ſpaniſchen ähnlich, aber, meines Bedünkens, weit beſſer als dieſe. Vor dem Eintritt ins Dorf ſchickte mir der Tono Einen von ſeinen Leuten mit etwa 30 Begleitern zu, mir ſagen zu laſſen, daß er mir einen Beſuch abzuſtatten gedenke. Ich erwiederte, ich würde denſelben mit vielem Vergnügen annehmen; und jener ging, es ſeinem Herrn zu ſagen. Bald darauf kam ein Andrer mit größerem Gefolg und mit mehr Förmlichkeiten; dieſer ſagte mir, daß der Tono angekommen ſey, daß er mir die Hände küſſe, und daß je weiter er voranſchritte, das Vergnügen, welches er ſich von ſeinem Beſuch verſpreche, immer mehr zunehme. Ich glaubte mich dem Landesgebrauch fügen zu müſſen und ſchickte ihm daher Jemand entgegen, welcher ihn ſchon ganz in der Nähe meiner Wohnung traf, und auf deſſen Bekomplimentirung er antwortete, wie es der geſchliffenſte Hofmann von Madrid nicht beſſer vermocht hätte. Er ſtieg von dem prächtigen Pferd, das er ritt, und ſchickte mir einen Dritten mit noch größerem Pomp, mir zu wiſſen zu thun, daß er jetzt zu mir hereintrete. Ich ging hinaus, ihn zu empfangen. Wie er meiner anſichtig ward, grüßte er mich mit Kopf und Hand, nicht viel anders, als wir es in Europa machen. Er drang lange in mich, den Ehrenplatz einzunehmen, welcher in Japan zur Linken iſt, welche ſie die Degenſeite nennen, die man nur Dem geſtatte, welchem man ſich anvertraue. Ich war genöthigt, ſeinen Bitten nachzugeben, ließ ihm daher den Vortritt bei der Thür, blieb aber während der ganzen Zeit ſeines Beſuchs ſtets auf ſeiner Linken. Er bezeu

Digitized by Google

damit, mir ein Condolenzcompliment über mein Unglück zu machen, auf ſo feine Art und in ſo gewählten Ausdrücken, daß ich wegen meiner Antwort nicht in geringe Verlegenheit gerieth. Er machte mir vier von den ſchon genannten Kleidern, ſo ſie Animones nennen, zum Geſchenk. Sie waren von Damaſt und andern koſtbaren Stoffen, mit Gold und Seide eingefaßt, und nach Landesart zugeſchnitten. Auch gab er mir einen Degen, (genannt Catana,) eine Kuh, junge Hühner, treffliche Früchte und Wein, der mir auserleſen dünkte, obwohl er nicht aus Trauben bereitet war. Außerdem that er noch Etwas, was verdient berichtet zu werden. Nämlich er befahl, daß, bis der Kaiſer ſeinen Willen hinſichtlich meiner und meines dreihundert Mann ſtarken Gefolges ausgeſprochen habe, wir ſämmtlich auf ſeine Koſten unterhalten werden ſollten, was denn auch 37 Tage lang Statt fand. Auch erlaubte er mir zwei Perſonen an den Kronprinzen und an deſſen Vater, den Kaiſer, abzuſenden, mit dem Bericht von meinem Unglück, wozu ich den Hauptmann Sevicos und den Lieutenannt Antonio Pequeno erwählte.

(Fortſetzung folgt.)

Dobell's Reiſen in Kamtſchatka und Sibirien.

1. Reiſe nach Niſchnei Kamtſchatſk.

(Schluß.)

Am neunten, mit Tagesanbruch, brachen wir auf. Ein dicker Nebel lag über den Fluß gebreitet, vertheilte ſich indeſſen allmälig, wie die Sonne emporſtieg und wich einem ſchönen, heitern und warmen Tage. Wir landeten bald darauf an einer Stelle des Ufers, wo eine Maſſe trockenes Holz aufgehäuft war; und während hier unſer Frühſtück bereitet wurde, nahm ich meine Flinte und ſtieg das Ufer hinauf, um mich in der Gegend umzuſehen. Wie war ich erſtaunt, überall die ſchönſte ſchwarze Dammerde zu finden, die nur auf die Hand des Menſchen wartete, um die fruchtbarſten Ernten zu ſpenden! Ich fand mich bald in einem dichten Walde von Pappeln, Eſpen, Birken, Pechtannen und Erlen, worunter mehrere Bäume von außerordentlicher Größe waren. In dem Dickicht bemerkte ich einige Büſche, die voll von großen rothen Beeren hingen; es waren Johannisbeeren, von vortrefflichem Geſchmack, nur viel ſchärferer Säure, als die, welche man in unſeren Gärten findet. Ohne Zweifel würden ſie ſich indeſſen durch Verpflanzung und Anbau ſehr verbeſſern laſſen. Es giebt überhaupt mehrere Arten ſehr ſchmackhafter Beeren in Kamtſchatka, wie die Himbeere, Heidelbeere, Moroſchka und die delicate Kneſchinka, eine Art wilder Erdbeere, von dem feinſten aromatiſchen Geſchmack. Die Beeren des Vogelbeerbaumes, der auf Ruſſiſch Rebina genannt wird, ſind in Kamtſchatka beſſer, als in Sibirien oder Rußland, ſo auch eine kleine wilde Kirſche, Tſcherunka genannt. Auch die Brombeere hätte ich einrechnen ſollen, ſo wie eine rothe Beere, die auf einem ſehr kleinen Strauche wächſt, den die Ruſſen Brusalka nennen, und der ſich hier in großer Menge findet. Keine einzige dieſer Beeren iſt ſüß genug, ohne Zucker gegeſſen zu werden; die Eingebornen verſchmähen ſie indeſſen auch in ihrem natürlichen Zuſtande nicht und halten ſie für vortrefflich.

Der Kamtſchatkaſtrom, dem wir uns jetzt wieder anvertrauten, war bei Weitem weniger reißend geworden, als bisher; und es bedurfte des Beiſtandes der Ruder, um uns dem Ende unſerer Tagereiſe entgegen zu führen. Die Ufer des Stromes ſtiegen zuweilen ſteil in waldbedeckten Vorgebirgen empor; zuweilen boten ſie den Anblick von weit ausgedehnten Wieſen, oder Seen und Sümpfen dar; die ganze Gegend, die wir dieſen und den folgenden Tag durchſchifften, war ſehr wild, aber auch ungemein romantiſch und maleriſch. Beſonders fielen mir mehrere Wälder von ungemein großen Pechtannen auf.

Am 11 begegneten wir einer Anzahl Kamtſchadalen, die auf dem Fiſchfang waren und uns mit den ſchönſten friſchen Lachſen verſahen. Dieſe Leute gehörten zu der nächſten Oſtrog, Kogoreſsky, wo wir bald darauf eintrafen und von unſerem eben erworbenen Vorrath uns ein Mittagsmahl bereiten ließen. Einen der Lachſe ließen wir uns auf kamtſchadaliſche Art röſten. Er wurde an mehrere kleine Stäbe befeſtigt, die wieder an einen größeren befeſtigt waren, welcher vor einem guten Feuer in den Boden geſteckt ward. Alle Fiſche, die auf dieſe Weiſe geröſtet werden, ſind vortrefflich, und beſonders ſehr ſaftig. Die Nacht brachten wir, während des heftigen Regens, recht bequem in dem Geſtell eines alten Ballagans zu, das wir auf der Wetterſeite mit Reiſig bekleidet hatten; doch waren wir den Tag, nachdem wir, bei zweimaligem Wechſel unſerer Kähne und Ruderer, achtzig Werſte zurückgelegt hatten, froh, uns des Abends zu Klutſchi in ein warmes behagliches Haus flüchten zu können, das dem Staroſta oder Schulzen des Dorfes gehörte.

Früher wurde hier eine bedeutende Quantität Roggen, Gerſte und Kartoffeln gebaut; neuer Zeit iſt indeſſen der Feldbau gegen den bequemern Fiſchfang und die Jagd aufgegeben worden, und die Einwohner ſind nicht beſſer daran, als alle übrigen Kamtſchadalen. Als wir am folgenden Tage unſere Fahrt fortſetzten, ſahen wir erſt die großartige Scene, welche bei unſerer Ankunft die Nacht uns verborgen hatte. Das Dorf, das aus fünfzehn bis zwanzig Häuſern und einer Kirche beſteht, liegt auf dem hohen Ufer des Kamtſchatkafluſſes, welcher ſich hier in zwei Arme theilt, von denen der eine, zwiſchen Felſen eingeengt, ſich mit furchtbarem Getöſe über die Klippen ſtürzt; auf der einen Seite des Dorfes windet ſich ein Bach in vielfachen Krümmungen der Kamtſchatka zu; und gegenüber bildet ein ſteiler Berg, mit dichtem Wald bedeckt, das Ufer dieſes Stromes. Hinter dem Dorfe erhebt ſich der majeſtätiſche Vulcan Klutſchefsky, der ſein ſchrecklich flammendes Haupt hoch über die Wolken emporträgt. Dieſer ungeheure Berg iſt ein vollkommner Kegel, deſſen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt iſt, während aus dem Krater eine Maſſe von Flammen und Rauch aufſteigt, die ſich mehrere Meilen weit durch die Luft zieht. Zuweilen wird auch ſeine Aſche ausgeworfen, die unbemerklich niederfällt und die Atmoſphäre ſchwängert, ſo daß ſie beim Athmen mit eingeſchluckt wird. Die Einwohner von Klutſchi unterrichteten mich, daß hierdurch ein beſchwerlicher Huſten, ſo wie ein Anſchwellen der Drüſen veranlaßt werde, das demjenigen gleicht, welches durch die Unterdrückung der

Digitized by Google

Perſpiration herbeigeführt wird. Wenn eine reine Flamme aus dem Krater des Klutſcheſsky auſſteigt, ſo iſt dieſelbe bis auf den Aleuten, in einer Entfernung von dreihundert Werſten, ſichtbar. Einmal ſoll dieſer Vulcan auch eine weißliche zähe Maſſe ausgeworfen haben, welche an den Fingern klebte und vollkommen ſüß ſchmeckte, indeſſen gegen Mittag, als die Sonne zu ſcheinen anfing, wieder verſchwand. Nach dieſer Beſchreibung wäre dieß Phänomen eine Art Honigthau geweſen, wie er auch in Carolina und Südamerica bemerkt worden iſt. In der Nähe des Klutſchibaches ſind mehrere warme Quellen; und da einige derſelben in dem Bette des Baches ſelbſt aufſprudeln, ſo bleibt dieſer beſtändig offen, und der Lachsfang dauert daher hier auch während des Winters fort. Der Lachs iſt indeſſen in Kamtſchatka nach ſeiner gewöhnlichen Zeit nicht gut zu eſſen, indem das Fleiſch weiß und weich wird, ſo wie auch äußerlich der ganze Fiſch ſo entſtellt iſt, daß man ihn kaum wieder erkennen kann. Sonderbar genug ziehen die Kamtſchadalen ihn gerade in dieſem Zuſtande vor, in welchem ſein Genuß doch unmöglich geſund ſeyn kann.

Wir verfolgten unſeren Weg jetzt bis zu der Oſtrog Kammina, zwanzig Werſte unter Klutſchie, wo wir unſere Ruderer und Boote wechſelten. Hier fanden wir ein flaches Land, voll von Seen und Sümpfen; auch ſahen wir ähnliche Eindeichungen, wie jene, welche ich an der Awatſcha beſchrieben habe. Gänſe, Taucher und Enten ſchwirrten in ſo unermeßlichen Schaaren umher, als ich noch in keinem anderen Lande ſah. Unterhalb Kammina verbreitete ſich der Strom beträchtlich, theilte ſich jedoch von Zeit zu Zeit in mehrere Arme, die reizende Inſeln bildeten. Seine Strömung hatte jetzt ihre frühere Schnelligkeit ganz verloren, und wir kamen ſo langſam von der Stelle, daß es neun Uhr des Abends wurde, ehe wir unſer Nachtlager erreichten, eine elende Hütte, die kaum achtzehn Werſte von Niſchnei Kamtſchatſk entfernt war, wo wir endlich am frühen Morgen des 14 Septembers eintrafen.

Ermordung Paul Louis Courier's.

(Fortſetzung.)

Am 9 dieſes Monats begannen die Verhandlungen vor den Aſſiſſen zu Tours. Um 11 Uhr Morgens wurden die drei Angeklagten, Peter Dubois, Franz Arrault und Martin Boutet von Gendarmen eingeführt. Die Menge, weche ſich in dem engen Saal zuſammendrängt, möchte gerne an den Gefangenen die Züge finden, welche das Verbrechen zu ſtempeln pflegen. Dieß Mal wird aber die Neugierde nicht befriedigt. Sanftmuth und Ruhe ſprechen aus ihren Geſichtern. Peter Dubois iſt ein ſchöner Mann, von geſetzter Haltung und regelmäßiger Geſtalt. Seine Gefährten ſehen zwar weniger verſtändig aus, als er; allein in beiden liegt jener Ausdruck von Schlichtheit und Gutherzigkeit, den man ſich bei Landleuten als charakteriſtiſch denkt. Martin Boutet, obwohl, gleich ſeinen Mitſchuldigen, über 30 Jahr alt, ſcheint kaum 20; nur iſt er, ungeachtet die Anſchuldigung gegen ihn weniger ſtark lautet als gegen die andern, etwas mehr niedergeſchlagen. Was Fremont, den Wildſchützen, anbelangt, ſo glaubt das Gericht, in Betracht, daß er gezwungen den Schuß that, ihn nicht unter die Angeklagten ſtellen zu [illegible]; er wird bloß als Zeuge vorgeladen.

Nun verlieſt der Gerichtsſchreiber die Anklagakte, welche [illegible] Beſchuldigten mit vollkommener Kaltblütigkeit anhören. Die [illegible] der Zeugen, welche ſodann vorgeladen werden, beträgt 85; [illegible] giebt nur mit ſchwacher Stimme ſeinen Namen an; das Bew[illegible] ſeiner That und die allgemeine Aufmerkſamkeit, die er auf ſich [illegible] iſt für ihn ein drückendes Gefühl. Madame Courier ſtellt ſich [illegible] und der k. Prokurator, Hr. Chancel, theilt aus einem Schreiben [illegible] Polizeypräfekten von Paris die Nachricht mit, daß ſich dieſe [illegible] gegenwärtig in Italien befinde. Es ergeht deßwegen an die Be[illegible]ten die Frage, ob ſie wünſchten, daß man trotz der Abweſenheit [illegible] Madame Courier in der Prozedur fortfahren ſolle. Sie willigen ein und Dubois bemerkt: er ſey lang genug im Gefängniß, um [illegible]nen Aufſchub zu begehren.

Der Präſident ſchreitet zum Verhör und zwar beginnt er mit Peter Dubois: Fr. Ihr wart in Hrn. Couriers Dienſten, ehe Euer Bruder eintrat, und ſeitdem ſeyd Ihr mit ihm zugleich darin geweſen? Antw. Ja, mein Herr. Fr. Wie ſeyd Ihr von ihm weggekommen? A. Er hat mich fortgeſchickt. Fr. Geſchah Dieß in Folge eines Zanks? A. Nein, mein Herr. Nie iſt der geringſte Streit zwiſchen mir und Hrn. Courier vorgefallen; nie hat er mich ausgeſcholten. Fr. Habt Ihr nicht mehr bei ihm gearbeitet, nachdem Ihr ausgetreten wart? A. Nein, mein Herr; er ließ mir dieſen Antrag machen, den ich aber ausſchlug. Fr. Euer Bruder Symphorien iſt in den Dienſten Hrn. Couriers und ſeiner Erben bis an ſeinen Tod geblieben? A. Ja, mein Herr. Fr. Seyd Ihr bei Madame Courier wieder eingeſtanden? A. Nein, mein Herr. Fr. Habt Ihr geſagt, wenn Hr. Courier todt wäre, ſo würdet Ihr beſſer daran ſeyn? A. Nein, nie; wenn man Dieß geſagt hat, ſo iſt es eine Falſchheit, eine Lüge. Ich habe mir nie ſo Etwas beikommen laſſen. Soweit das Verhör mit Peter Dubois.

(Fortſetzung folgt.)

Statiſtik des Gewerbfleißes in den Vereinigten Staaten.

In einer vor der Geſellſchaft „der Künſte und Handelsfreiheit“ in Boſton gehaltenen Rede ſchätzt der Obriſt Knapp die Zahl der Künſtler und Handwerker in den V. St. zu 480,000, was ungefähr 1 auf 25 Einwohner beträgt. Die Rechtsgelehrten ſchlägt er zu 9000 oder 1 auf 1333 an, die Aerzte auf 12000 oder 1 auf 1000, die Geiſtlichkeit jeder Confeſſion auf 7000 oder 1 auf 1700, und endlich die Lehrer, diejenigen mitbegriffen, welche auch nur einige Monate des Jahrs über Unterricht ertheilen, zu 30,000. Dieſe Schätzungen ſcheinen im Allgemeinen ziemlich genau, doch beſtreitet eine ame[illegible]niſche Zeitſchrift die Richtigkeit der Zahl, welche Knapp den Künſtlern und Handwerkern zuerkennt, und behauptet, daß dieſelben [illegible] gar den vierten Theil der ganzen Bevölkerung bilden. Schade, [illegible] die Regierung dieſen Aufſchwung des Gewerbfleißes noch durch [illegible] läſtigen Tarif fördern zu müſſen glaubte. Die V. St. wären [illegible] vollkommen freiem Handel und freiem Gewerb vor allen andern [illegible]eignet. Zwar würden durch eine ſolche Einrichtung die induſtr[illegible] Fortſchritte im Norden etwas gehemmt; aber zum Mindeſten [illegible] ſich nichts Erkünſteltes in die Sache, und das Volk hätte nicht [illegible] den Augenblick zu beſorgen, daß durch Zurücknahme eines Ge[illegible] durch Schmälerung eines Rechtes, ihm Nachtheile entſtehen; es [illegible] nicht jenen unglücklichen Handelskriſen ausgeſetzt, welche [illegible] Nation von Zeit zu Zeit betreffen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 175. 24 Juny 1830.

Muthmaßliche Anzahl der Bekenner der verſchiedenen Religionen auf der Erde.

(Mitgetheilt vom Ghm. Stsr. v. K.)

Eine vergleichende Ueberſicht der verſchiedenen Religionen nſerer Erde, nach der Zahl ihrer Anhänger, kann nicht ohne In- reſſe ſeyn. Sie führt auf ſo manche Betrachtungen über die lt Jahrtauſenden fortgehende, unſere Begriffe von der Ver- llkommnung des menſchlichen Geſchlechts ſehr durchkreuzende erſchiedenartigkeit des Hauptweges, auf welchem eine höhere eltregierung die Menſchen ihre Beſtimmung, ihre Bildung ad ihr inneres Glück finden läßt; ſie führt nothwendig wenig- ens auch auf Duldſamkeit.

Mehrere deutſche und franzöſiſche Statiſtiker haben eine lche Ueberſicht von Europa aufgeſtellt; Alexander Humboldt on Amerika. *)

Die Mangelhaftigkeit unſerer geographiſchen Kenntniſſe von n übrigen Welttheilen macht es ſchwierig, deren Bevölkerung eichfalls nach den Rel' 'onen zu klaſſifiziren. Der gröſte Theil s innern Afrika, wo noch keines Europäers Fuß hingekommen t, weite Länderſtrecken im innern Aſien, und die meiſten In- ln der Südſee ſind uns bis jetzt ſo wenig bekannt, daß wir lenfalls nur ihre geographiſche Ausdehnung nach der äußern egränzung zu erkennen und zu berechnen, ihre Bevölkerung er bloß nach einem willkürlichen Maßſtabe von deren Dicht- it auf einem ſolchen Flächeninhalt muthmaßlich anzunehmen, d von dem dortigen Religionsweſen noch weniger zu ſagen rmögen. Bloße Schätzungen müſſen hier alſo die allgemeinen erechnungen von dem ganzen Erdboden ausfüllen helfen; dieſe erden daher immer eben ſo ſchwankend als ungewiß ſeyn.

Malte = Brun nimmt (in ſeinem Précis de la géographie niverselle, 1810. Th. II. S. 591.) folgende Zahlen für die Be- nner der verſchiedenen Religionen auf der Erde an:

der katholiſchen Kirche	116	Millionen,
der griechiſchen	70	—
der proteſtantiſchen u. a.	42	—
Zuſammen des Chriſtenthums	228	Millionen.
der jüdiſchen Religion . . . 4 bis	5	—
der mohammedaniſchen . . . 100 bis	110	—
der bramaniſchen	60	—
der ſchamaniſchen, oder der des Dalai Lama	50	—
der buddhiſtiſchen, der des Fo u. a.	100	—
des Fetiſchismus und verſchiedener anderer	100	—
Totalſumme	653	Millionen.

In einer gedruckten Gedächtnißrede der engliſchen Bibelge- ſellſchaft vom März 1824 ſind wieder andere Zahlen aufgeſtellt, nehmlich: Unter 1000 Millionen Bewohner der Erde

2,500,000	Juden,		
200,000,000	Chriſten, worunter	90,000,000	römiſch = katholiſche,
		35,000,000	griechiſche oder orientaliſche,
		75,000,000	welche keiner dieſer beiden Konfeſſionen angehören.
140,000,000	Mohammedaner und		
657,000,000	Heiden, oder ſolche die ſich zu keiner dieſer Religionen bekennen; letztere beide Klaſſen im Abnehmen, die der Chriſten im Zunehmen begriffen.		

Ohne Zweifel iſt die Geſammtzahl der Bewohner der Erde in der erſten Berechnung zu gering, und in der zweiten zu hoch angeſetzt; und gegen die meiſten Angaben der einzelnen Religionen wird ſich auch das Eine oder das Andere erinnern laſſen.

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes hat es nicht für überflüſſig gehalten, eine nähere numeriſche Ueberſicht aller Religionen des Erdbodens, auf ſeinem eigenen Wege, im Einzelnen nach den glaubwürdigſten Angaben von den ſtatiſtiſch genauer bekannten Ländern, und nach möglichſt wahrſcheinlichen Schätzungen von den minder oder gar nicht bekannten, zu ermitteln, und die Reſultate in Summarien nach den Welttheilen darzuſtellen. Er glaubt, daß wenigſtens die Geſammtzahlen ſich von Dem, was in der Wirklichkeit ſeyn mag, nicht ſehr ent-

*) In ſeinem Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne, Th. I. S. 323.

Digitized by Google

fernen dürften, wenn gleich manches in ihnen mitbegriffene Einzelne ſich durchaus nicht feſt begründen läßt. Er giebt daher auch bloß als einen Verſuch, der weitere Prüfungen und Berichtigungen veranlaſſen möge, die nachſtehend berechnete

muthmaßliche Zahl der Bekenner	in Europa	in Aſien	in Afrika	in Amerika	in Auſtralien	Ueberhaupt auf der Erde
der chriſtlichen Religion, und zwar der römiſch katholiſchen	114,500,000	3,100,000	1,110,000	23,420,000	15,000	142,145,000
der evangeliſchen und aller nicht zur römiſchen oder griechiſchen Kirche gehörenden abendländiſchen Sekten	49,200,000	700,000	180,000	12,620,000	85,000	62,785,000
der griechiſchen	47,500,000	9,600,000	10,000	(1,000)	. . . .	57,110,000
der armeniſchen, koptiſchen, und anderer von der römiſchen und griechiſchen Kirche getrennten monophyſitiſchen und morgenländiſchen Sekten	. . .	2,850,000	3,000,000	. . .	. . . .	5,850,000
Zuſammen der chriſtlichen	211,200,000	16,250,000	4,300,000	30,040,000	100,000	167,890,000
der jüdiſchen Religion	1,800,0000	750,000	700,000	10,000	. . . .	3,260,000
der mohammedaniſchen	3,500,000	79,000,000	55,000,000	. . .	200,000	137,700,000
der bramaniſchen	. . .	117,000,000	. . .	. . .	. . . .	117,000,000
der buddhiſtiſchen, auch der Lehre des Confutſe, Fo, Xinto u. a.	. . .	230,000,000	. . .	. . .	200,000	230,200,000
der ſchamaniſchen (lama'iſchen)	. . .	42,000,000	. . .	350,000	. . . .	42,350,000
des Fetiſchismus und anderer ſ. g. heidniſchen und unbekannten Religionen	. . .	10,000,000	60,000,000	2,100,000	1,500,000	73,600,000
Totalſummen	216,500,000	495,000,000	120,000,000	38,500,000	2,000,000	872,000,000

Reiſe in Japan.

2. Beſuch bei dem Tono von Hondaque.

Der Kronprinz reſidirte in der Stadt Jedo, vierzig Stunden vom Orte meines Aufenthalts entfernt, und der Kaiſer in Zueunga, welches noch weitere vierzig Stunden entfernt liegt. Ungeachtet dieſer Entfernung, und obwohl ein ſo unvorhergeſehener Fall bei der japaniſchen Regierung hätte Bedenklichkeiten veranlaſſen dürfen, wurden die nöthigen Befehle doch ſo ſchnell erlaſſen, daß meine Geſandten ſchon nach 24 Tagen zurückkehrten mit einem Beamten des Prinzen, zu deſſen Regierungsbezirk das Dorf, worin ich war, gehörte; und zwar muß dieſe Zeit um ſo mehr als kurz erſcheinen, da es der Prinz nicht auf ſich genommen hatte, ohne Anfrage bei ſeinem Vater Etwas zu entſcheiden. Die Depeſchen, die mir zugeſtellt wurden, beſagten auch wirklich, daß der Kaiſer ſelbſt von unſrem Fall benachrichtigt worden, und der Beamte, der auch von dem Kaiſer beauftragt war, überbrachte mir die Beileidsbezeugungen von Vater und Sohn, nebſt einem Befehl, daß mir Alles zugeſtellt werden ſollte, was von unſrem Schiff noch habe gerettet werden können. Zu gleicher Zeit händigte er mir die Erlaubniß ein, mich an den Hof des Prinzen und den des Kaiſers zu begeben, ſammt einer Anweiſung an die Behörden der Orte, welche ich paſſiren mußte, ſich meine Beherbergung aufs Beſte angelegen ſeyn zu laſſen. Unter Andrem hieß es in den Depeſchen, da nach den Reichsgeſetzen alles Gut der Schiffbrüchigen, ſowohl fremder, als eingeborner, dem Landesfürſten gehöre, ſo mache der Fürſt dieſes ſein Eigenthum wiederum mir zum Geſchenk, daß ich damit nach Gutdünken verführe. Es erhob ſich unter uns die Frage, ob der Kaiſer befugt ſey, mir ein ſolches Geſchenk zu machen, und ich, daſſelbe mit gutem Gewiſſen anzunehmen. Obwohl es derjenige Augenblick meines Lebens war, wo ich mich in der größten Entbehrung befand, und die Andern ziemlich allgemein dafür ſtimmten, daß ich ein Recht hätte, mir dieſes Capital anzueignen, ſo entſchied ich mich doch, Alles, was von den geſtrandeten Waaren noch vorhanden ſeyn möchte, den urſprünglichen Eigenthümern in Manilla zurückzuerſtatten, und trug dem Capitän und dem Schiffmeiſter auf, meinen Willen ſeiner Zeit zu vollziehen.

Nach Beendigung dieſes Geſchäfts begab ich mich nach Jedo. Ich brachte den erſten Tag in einem befeſtigten Flecken von 10 bis 12000 Seelen zu, genannt Hondaque. Kaum war ich in einem Wirthshaus abgetreten, als mich der Tono höflich fragen ließ, warum ich nicht bei ihm abgeſtiegen, und mir zu wiſſen that, daß er mir perſönlich einen Beſuch abſtatten werde, wodurch ich genöthigt ward, mich nach ſeiner Reſidenz zu begeben, die auf einer den Flecken beherrſchenden Anhöhe lag. Dieſes Haus, oder beſſer geſagt dieſe Feſte, war mit einem Graben von 50 Fuß Tiefe umgeben; man trat auf einer Zugbrücke ein, deren Aufziehung die Wegnahme des Hauptthors unmöglich oder doch ſehr ſchwierig machen mußte. Noch mehr verwundert aber war ich über Das, was ich ſah, ſobald ich das Thor hinter mir hatte, das, wie überhaupt alle Thore an dieſem Schloß, von Eiſen war. Mit Erſtaunen bemerkte ich auch die Vollkommenheit und Stärke der Mauern, die gleich jenſeits des Grabens emporſtiegen. Sie waren 18 Fuß hoch und eben ſo dick. Zu Seiten des Thors ſtanden gegen hundert Büchſenſchützen mit ihren Gewehren in der Hand, und ſo genau in Reih und

Glied, als wäre der Feind in der Nähe. Hundert Schritte etwa von dieſem erſten Poſten entfernt, war ein zweites Thor und eine zweite, etwas niedrigere Mauer von zugehauenen Steinen. Zwiſchen dem erſten und dem zweiten Thor befanden ſich Häuſer, Baumſtücke, Gärten und Reisfelder, ſo daß die Bewohner auf mehrere Monate mit Lebensmitteln verſorgt ſchienen, wenn ihnen auch jede Verbindung mit Außen abgeſchnitten blieb. Bei dem zweiten Thor ſtanden 30 mit Lanzen bewaffnete Männer; ihr Befehlshaber empfing mich mit vieler Höflichkeit und geleitete mich bis zum Schloß, das noch 50 Schritte entfernt lag, wo ich denn den Tono fand, der mich an der erſten Thür ſeines Hauſes mit einem Gefolg von 15 bis 20 Bedienten erwartete. Nachdem er mich gegrüßt und über meine Ankunft bei ihm bekomplimentirt hatte, ging er voran durch 5 bis 6 Säle, indem er mir einige ſeiner Leute zu Führern anwies. Die Zimmer waren ganz von Holz, nach Landesart, indem die Häufigkeit der Erdbeben den Gebrauch von Steinen bei den Zimmern der Vornehmen bedenklich macht. Die Häuſer ſind aber mit ſolcher Kunſt und Vollkommenheit gebaut, und mit einer ſolchen Verſchwendung feiner goldener, ſilberner und gefirnißter Zierathen nach allen Theilen ausgeſchmückt, daß das Auge überall mit Vergnügen verweilt. Ich kam endlich in das Zimmer, wo der Tono war, mit welchem ich mich einige Zeit ſitzend unterhielt; worauf er mir ſeinen Rüſtſaal zeigte, der mir eher eines Fürſten, als bloßen Privatmanns würdig dünkte. Als die Zeit zum Eſſen gekommen, erhob er ſich und brachte mir ſelbſt die erſte Schüſſel, nach Gebrauch der japaniſchen Herren, wenn ſie ihre Gäſte ehren wollen. Das ſehr reichliche Mahl beſtand aus Fleiſch, Fiſch und köſtlichen Früchten aller Art. Ich kann ſagen, daß daſſelbe, trotz der Verſchiedenheit zwiſchen ihrer und unſrer Weiſe, die Gerichte zu bereiten und zu würzen, ausgeſucht war. Nachdem ich noch etwas verweilt, nahm ich von dieſem Herrn Abſchied, um mich noch zwei Stunden weiter nach meinem Nachtquartier zu begeben. Er ließ mir ein treffliches Pferd aus ſeinem Marſtall zuweiſen, und von dieſem Tag, bis ich ihn nach ſechs Monaten am Hof des Kronprinzen wieder traf, ſchrieb mir der würdige Tono häufig Briefe, um die zwiſchen uns geſchloſſene Freundſchaft aufrecht zu halten.

Auf den dreißig Stunden Wegs, die ich bis Jedo, der Reſidenz des Kronprinzen, noch zurückzulegen hatte, fiel mir nichts Bemerkenswerthes auf, denn obwohl die Städte, durch welche ich kam, noch bedeutend größer waren, als die Flecken, welche ich Anfangs geſehen, und obgleich die ungeheure Bevölkerung uns in fortwährendem Staunen hielt, ſo glaube ich doch, da ich Dergleichen noch ſehr Viel, ja Weit mehr in dem Lande ſah, dieſen Theil meines Berichts abkürzen zu müſſen. Ueberall ward ich mit einer Sorgfalt und mit Vorkehrungen empfangen und beherbergt, die man ſelbſt dem angeſehenſten und beſten Freund des Kaiſers nicht in ſtärkerem Grad hätte können angedeihen laſſen.

Am Tag, welcher zu meinem Einzug in der berühmten Hauptſtadt Jedo beſtimmt war, kamen mir mehrere Edelleute entgegen, mit der Bitte, in ihrer Wohnung meinen Abſtand zu nehmen. Ich kam über die Wahl nicht in Verlegenheit, denn es war mir auf Befehl des Prinzen zu wiſſen gethan worden, daß ein eignes Haus zu meiner Aufnahme bereit ſtehe. Ich langte Abends gegen 5 Uhr an, begleitet von den Edelleuten, die mir entgegen gegangen, und von einer unzähligen Menge, welche die Neugier herbeigezogen hatte, Menſchen zu ſehen, die nach Zügen und Tracht von den Japanern ſo verſchieden waren.

Es war nöthig, daß Polizeibeamte uns durch die Straßen Weg bahnten, obwohl mir dieſelben unverhältnißmäßig breit gegen die unſern dünkten. Das Gerücht von unſrer Ankunft hatte ſich in der ganzen Umgegend verbreitet, was denn eine ſolche Menge Neugieriger nach Jedo zog, daß ich die acht Tage lang, während welcher ich das erſte Mal dort war, keinen Augenblick Ruhe hatte. Ich glaubte mich des Beſuchs der angeſehenſten Einwohner nicht entheben zu dürfen; aber ich wandte mich an den Geheimſchreiber des Prinzen, um der Zudringlichkeit des großen Haufens los zu werden, und erhielt, daß an meine Wohnung ein Anſchlag der Obrigkeit geheftet wurde, durch welchen dieſe Jedem unterſagte, ohne meine Erlaubniß einzutreten.

(Fortſetzung folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

(Fortſetzung.)

Die Zeugen werden vorgenommen. Zuvörderſt die Magd, die ledige Grivault. Sie iſt eigentlich eine Schäferin, und Nichts verräth, daß Etwas an ihr ſey, was über ihren Stand ginge. Ihre Hände ſind rauh, ihre Kleider faſt Lumpen; ihr Geſicht iſt häßlich und von der Sonne verbrannt. Ich bezeuge, ſagte ſie, daß ich ſah, wie der verſtorbene Symphorien Dubois und Fremont den verſtorbenen Hrn. Courier ermordeten. Symphorien nahm Hrn. Courier bei den Beinen und warf ihn zu Boden, und Fremont feuerte einen Schuß auf ihn ab, der ihn augenblicklich tödtete. Symphorien wendete den Leichnam um, Fremont durchſuchte ihn und Peter Dubois, Arrault und Boutet kamen alsbald nach der Stelle, wo ſich die Mörder befanden. Der Präſident: So ſeyd Ihr alſo deſſen gewiß, daß Ihr den Mord ſahet; könnt Ihr es verſichern? A. O ja, ich hab's geſehen und kann's verſichern. Fr. Hat Hr. Courier in dem Augenblick, als er fiel, Etwas geſagt? A. Er ſagte: ich bin verloren; und er hatte Recht, denn es war Niemand da, der ihm hätte zu Hülfe eilen können. Fr. Und was haben die Leute nach dem Mord geſagt? A. Flieht! Flieht! Er iſt todt! Flieht! Es iſt Zeit! Der junge Menſch und ich waren ſo erſchrocken, daß wir Nichts ſprachen; aber einige Augenblicke nachher gaben wir einander das Verſprechen, Nichts zu ſagen von Dem, was wir geſehen. Fr. Wie weit waret Ihr von den Mördern? A. Zwanzig Schritte; ſo weit als von hier zu jener Dame (indem ſie auf eine Dame unter den Zuſchauern deutet). Fr. Wie kommt es, daß die Mörder Euch nicht ſahen? A. Ich weiß es nicht; aber ich habe ſie deutlich geſehen. Fr. Nach welcher Seite war Hr. Courier gewendet? A. Nach der Seite von Chêne Pendu — und dort fiel er auch. Fr. Wie war Hr. Courier gekleidet? A. Er trug enge weiße Beinkleider, weiße Weſte, leichte Schuhe, und einen Hut mit Wachstuch. Fr. Welches ſind die Perſonen, die auf den Schuß herbeiliefen? A. Dieſe drei da, Peter Du-

Digitized by Google

bois, Franz Arrault, Martin Boutet und ein Unbekannter. Fr. Woher kamen die vier Perſonen, welche auf die Stelle des Mordes herbeiliefen? A. Ich weiß es nicht, woher ſie kamen; aber ſie befanden ſich auf der Seite von Foſſe-à-Lalande und waren auf den drei Wegen aufgeſtellt, welche von dort herführen. Fr. Wer hat geſagt: Flieht, er iſt todt? A. Peter Dubois und Fremont. Sie haben Alle das Nämliche geſagt. Fr. Waren ſie bewaffnet? A. Ja, Dubois hatte einen bloßen Säbel, der Unbekannte einen Stock, und die Andern hatten Nichts. Fr. Haben die Mörder ſich nahe an den Leichnam gemacht? A. Ja (oui, tout raz), der Todte war auf das Geſicht (sur dents) gefallen. Symphorien hob ihn auf und Fremont durchſuchte ihm die linke Taſche.

Hierbei bemerkte der Präſident, ohne Zweifel habe Fremont die Hand auf Hrn. Couriers linke Seite gelegt, um zu fühlen, ob das Herz noch ſchlage; alsdann wandte er ſich an Dubois und die übrigen Beklagten: Was habt Ihr auf die Anklage der Dirne zu erwiedern? A. Das iſt falſch, durchaus falſch. Dubois ſetzt noch bei: Ich kann beweiſen, daß ich an dieſem Tag gar nicht in dem Wald war. Fr. Wer kann die Zeugin zu dieſer Angabe wider Euch veranlaßt haben? Hat ſie einen Beweggrund der Rache oder des Haſſes? Dubois: Ich weiß es nicht; was ſoll ich ſagen, was ſoll ich antworten? Sie hat einen falſchen Eid geſchworen; ich kann auch nicht ſagen, warum. Der Präſident zu der Grivault: Seyd Ihr deſſen gewiß, daß Ihr dieſe drei Perſonen erkanntet? A. Ach wohl. Sie hielten alle drei Wache auf den Wegen von Foſſe-à-Lalande. Fr. Warum ſeyd Ihr, als Fremont zum erſten Mal vor Gericht ſtand, nicht erſchienen, um Zeugniß abzulegen? A. Ich war damals nicht zu Haus. Ich war in Dienſt im Kirchſpiel Joué. Fr. Seyd Ihr deſſen gewiß, daß Ihr mit Honore Veillaut in dem Wald wart? A. Ja, wohl; es war eine Viertelſtunde vor Sonnenuntergang. Als der Streit anging, verſteckten wir uns. Fr. Was ſagten Die, welche ſich ſtritten? A. Symphorien ſagte laut: Genug, hier muß der Brodſchmecker vorbei (c'est fini, il faut qu'il passe ici, le gout du pain); dann zankte er ſich mit Hrn. Courier; ſie ſagten einander abſcheuliche Dinge; ſie gingen arg mit ihm um. Hr. Courier wollte fort, um ſich zu retten; aber Symphorien hielt ihn und faßte ihn am Bein. Fr. Wie kommt's, daß die Mörder Euch nicht gewahrten? A. Wir gingen queer waldein.

Hr. Julien, der Advokat Dubois's, macht darauf aufmerkſam, daß aus dem an Ort und Stelle den Tag nach der That aufgenommenen Protokol hervorgehe, daß das Holz in jener Gegend nichts weniger als dicht ſtehe, es alſo unmöglich ſey, ſich daſelbſt zu verbergen, ohne geſehen zu werden. Die Grivault, befragt über die Entfernung von Saint-Avertin und einigen andern Ortſchaften in der Nähe der Stelle, wo der Mord vorfiel, zeigt ſich völlig unwiſſend über jedes Maß von Entfernung. Mit dem Zeitmaß iſt es bei ihr eben ſo. Sie behauptet unbedenklich, daß drei halbe Stunden eine Stunde ausmachen. Hr. Julien macht ferner darauf aufmerkſam, es ſey erwieſen, daß Hr. Courier einen weißlichen Hut mit Wachstaffent und eine weiße Weſte angehabt habe; auch daß ſie ſich über die Kleidung der Beklagten täuſche. Einige der Geſchwornen bemerken, die Angaben der Grivault verwirrten die Sache mehr als ſie dieſelbe aufklärten.

Der Zeuge Fremont wird vorgefordert. Fremont erſcheint bleich, zitternd, ſich mit Mühe aufrecht haltend. Seine Lippen bewegen ſich mechaniſch, ſeine Augen haften ſtarr auf dem Boden. Er iſt ein Mann von 45 Jahren, klein, von blaſſer Farbe, mit grauen tiefliegenden Augen, rothem Bart und ſehr langen über die Schultern hängenden Haaren, welche bereits anfangen zu grauen. Sein Anzug und ſein ganzes Aeußeres iſt erbärmlich. Der Präſident: Was auch die Lage ſeyn mag, in der Ihr Euch befindet, ſo habt Ihr geſchworen, die Wahrheit zu ſagen — die ganze Wahrheit. Dieſe ſeyd Ihr dem Gericht ſchuldig. Indem aber das Geſetz Euch zum Eide zuließ, legt es Euch vielleicht in höherem Grade als jedem Andern die Pflicht auf, ihm Nichts zu verbergen. Ihr ſetzt Euch ſonſt den Strafen aus, welche den falſchen Zeugen treffen. Seyd ruhig, faßt Euch, ſprecht beſtimmt und laut. Fremont: Einen Monat oder 6 Wochen vor Hrn. Couriers Tod ſagte mir Symphorien Dubois: Wenn nur Hr. Courier ſtürbe, ſo hätten wir es viel beſſer; unſere Frau käme dann von Paris zurück, während er ſie jetzt einſperren laſſen will. Peter Dubois, welcher hier iſt, ſagte das Nämliche zu mir. Eines andern Tages, als wir uns in der Schenke von Chêne Pendu zuſammen befanden, ſetzte ſich Symphorien auf einen Schemel zwiſchen meinen Füßen und ließ mich freundlich an (se prit à me louter). Er umarmte mich und ſprach: Ich habe Dir ein Geheimniß zu ſagen: Die Abweſenheit der Madame Courier iſt für uns ein rechtes Unglück; ſie ſteht ſehr ſchlecht mit ihrem Mann; ich wollte er wäre todt; ich habe Briefe von Madame Courier, worin ſie mir von ſich Nachricht giebt; ſie wünſcht es auch. Wenn ich wie Du alle Tage in den Wäldern mit ihm zu thun hätte, ſo wäre die Sache bald abgemacht. Fremont wiederholt hierauf Alles, was ſich am Morgen des Tages der Ermordung und bei der Ermordung ſelbſt zugetragen. Er bemerkt, als er ſich Abends zu dem von Hrn. Courier beſtimmten Stelldichein begeben, ſey er auf Franz Arrault geſtoßen, der einen Wagen mit Reiſig lud. Nachdem er dieß Alles erzählt hat, fährt er fort: Ich langte vor Symphorien in Chavonniere an. Als er zurückkam, ſagte er: Sprich nicht von dem Vorgefallenen; Dein Leben hängt davon ab. Warum? entgegnete ich ihm, warum habt Ihr mich genöthigt, eine ſolche That zu verüben? Madame Courier, war ſeine Antwort, hat es ſo gewollt. Wir leben als Mann und Frau. Es gab kein anderes Mittel. Präſident: So habt alſo Ihr den Schuß gethan? Fremont: Ja, ich ... ich habe es ſchon erklärt.

(Fortſetzung folgt.)

Parlamentariſcher Fleiß.

Die Kammer der Gemeinen hielt im vor. Monat 15 Sitzungen; in 13 derſelben, wo man nicht eher als Morgens zwiſchen halb 2 bis halb 4 Uhr auseinander ging, kamen 1001, alſo in jeder ungefähr 77 Gegenſtände vor; außerdem hatte die Kammer in dieſer Zeit 20 bis 30 Ausſchüſſe in Thätigkeit. Das Morningchronikle, welches Dieß erzählt, ſetzt hinzu: als ob es noch nicht genug geweſen wäre, mußten noch immer Mitglieder und ſelbſt ausgezeichnete Mitglieder die Kammer um einen Augenblick der Aufmerkſamkeit beſtürmen, um ihr neue Gegenſtände der Berathung und neue Motionen vorzulegen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 176. 25 Juni 1830.

Reiſe in Japan.

3. Die Stadt Jedo.

Obwohl die Stadt Jedo noch nicht die beträchtlichſte in Japan iſt, ſo verdient ſie doch ihren großen Ruf in vielen Beziehungen. Ich will mich in Betreff dieſer Hauptſtadt auf alle Einzelheiten einlaſſen, deren ich mich noch entſinne.

Jedo zählt 700,000 Einwohner, und, obwohl nicht am Meeresufer liegend, genießt ſie vermöge eines großen, ſie durchſchneidenden Fluſſes, welcher Fahrzeugen mittlerer Größe bis zu ihr zu fahren erlaubt, doch alle Vortheile einer Küſtenſtadt. Auf dieſem Fluß, der ſich im Innern der Stadt in mehrere Arme theilt, kommen alle zum Leben und Unterhalt der Bewohner nöthigen Vorräthe an. Nahrungsmittel jeder Art trifft man denn auch in ſolchem Ueberfluß, daß ein Mann daſelbſt des Tags füglich um einen Real (2 Silbergroſchen 2 Pf. preuß. Kur.) leben kann. Die Japaner backen wenig Waizenbrod, obwohl dasjenige, welches ſie bereiten, das trefflichſte von der Welt iſt, und ſehr gut verkauft wird. Straßen und Plätze in Jedo ſind ſehr ſchön, vollkommen wohl unterhalten und ſo reinlich, als würden ſie gar nicht betreten. Die Häuſer beſtehen aus Holz und beinah alle haben zwei Stockwerke. Aeußerlich ſtellen ſie weniger vor, als die unſrigen, innerlich aber ſind ſie unendlich bequemer und ſchöner. Sämmtliche Straßen haben bedeckte Seitengänge, und jede einzelne iſt nur von Leuten deſſelben Gewerbes bewohnt, ſo daß z. B. in der einen bloß Zimmerleute, in der andern bloß Schneider, in der dritten Schmide, in der vierten Goldarbeiter vorkommen, und ſo noch viele Andre, deren Kunſt oder Handirung unbekannt in Europa iſt. Kaufleute und Händler ſind eben ſo abgetheilt, ſo daß die Käufer ihre Bedürfniſſe in der Nähe haben, und ihre Wahl treffen können, ohne erſt weit herum ſtreichen zu müſſen. Ein großer Theil der Plätze und öffentlichen Märkte iſt im Ueberfluß mit in gleicher Art geſonderten Lebensmitteln verſehen, ſo daß jede Art ihren eigenen Ort hat; ſo ſah ich z. B. denjenigen, wo das Wildprett verkauft wird; ich traf daſelbſt eine unzählige Menge Kaninchen, Haſen, wilde Schweine, Damhirſche, Gemſen und Thiere, die ich noch gar nie geſehen hatte. Der Fiſchmarkt iſt ſehr groß und ungemein reinlich. Ich ſah daſelbſt mehr denn tauſend Arten von friſchen und geſalzenen Fluß- und Meerfiſchen. Ueberdieß enthielten ungeheure Kufen eine große Menge lebendiger Fiſche. Endlich ſtand der Frucht- und Gemüſemarkt an Reinlichkeit und Ueberfluß dem Fleiſch- und Fiſchmarkt nicht nach, und auf allen dreien konnte ich mich überzeugen, daß die Wohlfeilheit, die Zahl und die Beſchaffenheit der Lebensmittel den Bewohnern Jedo's ihr Fortkommen ſehr erleichtern müſſe. Auch die Wirthshäuſer ſind ſämmtlich in einigen beſondern Straßen, zunächſt denjenigen, wo ausſchließlich die Pferdeverkäufer und Verleiher wohnen, welche in ſo großer Anzahl da ſind, daß ein ankommender Reiſende, der nach Landesbrauch von zwei Stunden zu zwei Stunden mit den Pferden wechſelt, nur über die ihm zu Gebot ſtehende Wahl in Verlegenheit geräth.

In der Nähe des Quartiers der Kaufleute, der Wirthshäuſer und Märkte iſt auch dasjenige der öffentlichen Dirnen.

Die Herren und Edeln bewohnen ebenfalls einen gewiſſen Theil der Stadt allein. Dieſen erkennt man an den geſchnitzten, bemalten und vergoldeten Wappen über den Thüren der Häuſer. Die japaniſchen Vornehmen legen auf dieſes Standes-Vorrecht großen Werth. Es kann da Thüren geben, die ihre 20,000 Dukaten koſten *).

Die höchſte Staatsbehörde bildet ein Statthalter, der das Oberhaupt aller bürgerlichen Behörden und aller militäriſchen Poſten iſt. In jeder Straße giebt es einen Richter oder Alcaden, wozu gewöhnlich der angeſehenſte Bewohner erwählt wird. Derſelbe richtet in erſter Inſtanz über alle Civil- und Criminalfälle, und weiſt die ſchwierigern dem Statthalter zu. Dieſen Richtern iſt ſtreng verboten, auf außergerichtliche Sollicitationen der Parteien zu hören.

Die Straßen werden mit Anbruch der Nacht an beiden Enden durch ein Thor geſchloſſen. Auch am Tage befindet ſich bei jedem Thor ein Wachtpoſten, der mit dem Wachtpoſten des nächſten Thors durch einzelne, in gewiſſer Entfernung von einander aufgeſtellte Schildwachen in Verbindung ſteht, ſo daß, ſobald ein Verbrechen begangen worden, die Nachricht davon augenblicklich bei beiden Thoren anlangt, welche auf der Stelle geſchloſſen werden, und ſelten vermag ſich dann der Schuldige der Beſtrafung zu entziehen.

*) Der ſpaniſche Dukaten iſt gleich 21 Silbergroſchen, 8 Pfennigen preuß. Kur.

Digitized by Google

Was ich von Jedo erzähle, läßt ſich auf alle Städte des Reichs anwenden, ſowohl in Rückſicht der ſtädtiſchen Behörden, als in jeder andern Beziehung. Noch füge ich bei, daß die Japaner ſelten anderes Fleiſch genießen, als das Wild, ſo ſie auf der Jagd erlegen, indem bürgerliches und religiöſes Geſetz den Gebrauch des geſchlachteten Fleiſches beinahe gänzlich unterſagen. Der Kronprinz hat den Franciskaner-Barfüßern erlaubt, ſich in Jedo öffentlich niederzulaſſen. Dieſe Erlaubniß iſt einzig im ganzen Reich, wo es ſonſt nirgends eine chriſtliche Kirche giebt. Die dem Dienſt unſrer heiligen Religion gewidmeten Häuſer ſind nur geduldet, und ſehen wie Privathäuſer aus.

Zwei Tage nach meiner Ankunft ſchickte mir der Kronprinz, der mich ſchon zweimal von ſeinem Admiral hatte beſuchen laſſen, ſeinen Geheimſchreiber, Namens Konſekondunno, mich zu benachrichtigen, daß ich zum Handkuß kommen dürfe, was ich denn Nachmittags um 4 Uhr that. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich eine richtige Vorſtellung von all Dem geben könnte, was ich Bewunderungswürdiges in dieſer Stadt ſah, ſowohl in Beziehung der übrigen Bauten und Paläſte, als der Pracht und des Pomps an dem Hofe. Ich glaube verſichern zu können, daß ich von dem Eintrittsthore bis zu den Gemächern des Prinzen mehr denn 20,000 Menſchen traf, die nicht gerade um dieſes Tages willen verſammelt, ſondern in fortlaufendem täglichem Dienſt des Hofes waren.

Die Hauptmauer dieſes Palaſtes iſt von ungeheuern, zugehauenen Steinen gebildet, die ohne Mörtel aufeinander gelegt ſind. Sie iſt ungemein breit, und von Zeit zu Zeit von Schießſcharten durchbrochen, um Artillerie anzubringen, die jedoch nur in geringer Anzahl vorhanden iſt. Am Fuß dieſer Mauer befindet ſich ein ſehr tiefer Waſſergraben. Man tritt über eine Zugbrücke von ungemein ſinnreicher Erfindung ein, die ich nirgends ſonſt angewandt gefunden habe. Die Thore ſind ſehr feſt; ſobald ſie mir geöffnet waren, ſah ich mich zwiſchen zwei Reihen von Büchſenſchützen und Musketieren, deren Zahl ich auf tauſend Mann anſchlage, (ſo glaube ich gab der Anführer mir dieſelbe an.) Dieſer Offizier geleitete mich bis zum zweiten Thor, wo ich einen ſehr gut erbauten Erdwall nebſt Glacis fand. Es mochten 300 Schritte vom erſten bis zum zweiten Thor ſeyn. In dieſes eingetreten ſah ich eine Abtheilung von vierhundert Mann, mit Picken und Lanzen bewaffnet. Ich kam zu einer dritten Mauer von 12 Fuß Höhe, die von Zeit zu Zeit Räume für Büchſenſchützen und Musketiere hatte. Hier waren etwa 300 Soldaten mit Hellebarden, genannt Manquinatas. Man ſagte mir, daß die Soldaten, ſo ich in den drei Vorhöfen geſehen, zwiſchen dieſen Mauern ſelbſt wohnten, in der Mitte ſehr ſchöner Gärten, die mit jeder Art von Fruchtbäumen und Gemüſen bepflanzt ſind. In weniger Entfernung von dem dritten Thor tritt man in den Palaſt; zuerſt bemerkt man die Ställe, welche damals 300 Handpferde enthielten, denen Nichts abging, um eben ſo vollkommen zu ſeyn, wie die unſrigen, als eine gleich ſorgfältige Dreſſur. Jedes war mit einem eiſernen zweiarmigen Halfter angebunden, das Hintertheil gegen die Wand gerichtet, ſo daß man ohne alle Gefahr im Stall umherſpaziren konnte. Auf der andern Seite iſt das Arſenal des Prinzen, reich an Küraſſen und nach Landesart vergoldeten Halskrägen, und vielen Angriffs-Waffen, wie Büchſen, Piken, Lanzen, Degen, ſo daß man wohl hunderttauſend Mann mit denſelben ausrüſten könnte.

Der erſte Saal, durch welchen man in den Palaſt eintritt, war ſo reich geſchmückt, daß ich nicht das geringſte Fleckchen am Boden, den Wänden oder der Decke ſehen konnte. Die Fußteppiche, welche ſie Tatames nennen, ſind herrlich mit Eiſen, Gold und Sammt, von bewundernswürdiger Arbeit, beſtickt. Wände und Decke ſind mit angenehmen Bildwerken in Gold oder Firniß geziert und mit Gemälden, welche Gegenſtände der Jagd darſtellen. Wir armen Schiffbrüchigen glaubten nach dem Anblick eines ſolchen Saales Nichts, was denſelben überträfe, ſehen zu können; aber zu unſrer großen Ueberraſchung ſollte ſich mein Staunen von Saal zu Saal mehren bis zu demjenigen, wo der Prinz uns empfing. Ich wurde von einem Gemach ins andre durch verſchiedene Offiziere geführt, die mich jedesmal an der Thür verließen, nachdem ſie mich andern übergeben hatten, woraus ich ſchloß, daß die Hofſitte wie in Europa ſo auch in Japan eine Stufenfolge in dem Recht aufſtelle, in dieſen oder jenen Saal eintreten zu dürfen. Der Prinz empfing mich in einem großen Saal, in deſſen Mitte ſich ein Auftritt von zwei Stufen befand, woſelbſt er auf dem platten Boden, der mit einem prächtigen Teppich von ſcharlachenem, goldbeſetztem Sammt belegt war, ſaß. Er trug ein grün und gelbes Ueberkleid über zwei von jenen Gewändern, die man Quimones nennt, und darüber einen Gürtel, an welchem ſein Dolch und ſein Degen hingen. Seine Haare waren mit Bändern verſchiedener Farbe geſchmückt, ohne daß er ſonſt Etwas auf dem Kopfe hatte. Er iſt ein Mann von 35 Jahren, braun, von angenehmem Geſicht und guter Statur. Die beiden Geheimſchreiber des Prinzen befahlen meinen Begleitern ſtehen zu bleiben und ich ſchritt allein bis zu einer Art Stuhl vorwärts, der faſt ſo niedrig war, als der Boden und vier Schritte zur Linken von dem Prinzen entfernt ſtand. Er hieß mich das Haupt bedecken und ließ mir lächelnd durch ſeine Dolmetſcher ſagen, daß das Vergnügen, welches er im Voraus empfunden, mich zu ſehen und meine Bekanntſchaft zu machen, jetzt getrübt ſey, weil ich ihm traurig und verdüſtert über das mir zugeſtoßene Unglück ſcheine; brave Männer dürften ſich aber über einen Unfall, der ſie nicht durch eigne Schuld betroffen, nicht betrüben, ich ſollte Muth faſſen, ich wäre in ſeinem Reich, wo er mir Alles, was in meinem Wunſche liege, würde angedeihen laſſen. Ich dankte ihm, und antwortete, ſo gut ich vermochte. Der Reſt des Geſprächs beſtand in Fragen, die er mir über die näheren Umſtände meines Unglücks machte, und ich ſchloß mit der Bitte um die Erlaubniß, morgenden Tags abreiſen zu dürfen, um mich an den Hof ſeines Vaters, des Kaiſers, zu begeben. Er erwiederte: für Morgen gehe Das noch nicht an, da er jenen zuvor darüber in Kenntniß ſetzen müſſe, in vier Tagen aber könne ich mich auf den Weg machen; er werde Befehl geben, daß ich allenthalben, wo ich durchkäme, nach meinem Bedienſt beherbergt und aufgenommen würde. Auf Dieß verabſchiedete ich mich von dem Prinzen und kehrte in meine Wohnung zurück.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortſetzung.)

Das Leben der Mauren bietet nur wenig Abwechslung dar; fällt es ihnen einmal ein, ſich von ihrer gewohnten Ruhe los zu reißen, ſo ſtiegen ſie zu Pferd und bringen einige Tage auf dem Lande zu. Hier iſt eine ihrer Lieblingsbeluſtigungen die Vogeljagd; ſie ſetzen ſich unter ein kleines buntgemaltes Zelt, um welches bald eine Menge von Vögeln flattert, die ſich ohne Mühe ſchießen laſſen. Sonſt gehören Damen- und Schachſpiel zu ihrer Unterhaltung; Kartenſpiel verbietet ihnen das Geſetz des Propheten. Einige Stunden des Tags werden in den Köſchks zugebracht: einer Art von Säulenhallen, die mit einem Dach verſehen, aber nach allen Seiten offen ſind. Hier rauchen ſie Taback und Roſenblätter und ſchlürfen wohl auch eine Taſſe ſtarken Kaffee aus Yemen. Wenn ſie ſich's recht wohl ſeyn laſſen wollen, nehmen ſie eine gute Portion Opium und träumen ſich dann bis in den dritten Himmel, mitten unter die Schönheiten und entzückenden Genüſſe des Paradieſes. Daher wenn ſie von Jemand ſagen wollen, daß es ihm recht gut gehe, ſo heißt es, er lebe von Opium. Zuweilen führen öffentliche Sängerinnen und Tänzerinnen wollüſtige Scenen vor ihnen auf, die nur in denen der Bajaderen Indiens ihres Gleichen finden, welchen aber die Mauren mit demſelben ſchweigſamen Ernſte anwohnen, als ob es religiöſe Ceremonien wären; die zahlreichſte Geſellſchaft, welche hier beiſammen iſt, wechſelt oft in ein Paar Stunden keine zwölf Worte. Zuweilen treten hier auch jene bei den Arabern ſo beliebte Geſchichtenerzähler auf; wenn ſie geendet, ſo laſſen ſie wie die italieniſchen Improviſatoren der niedern Claſſe die Mütze herumgehen und empfangen ihren Ehrenſold. Manche derſelben ſtehen in einem hohen Ruf der Gelehrſamkeit. Ein andrer wichtiger Sammelplatz ſind die Barbierſtuben. Die Barbiere haben wie überall das Vorrecht der Neuigkeitskrämerei. Ihre Buden trifft man vom Morgen bis Abend angefüllt mit müßigem Volk, wovon die Einen, den Kopf auf den Ellenbogen geſtützt, die Andern mit unterſchlagenen Beinen und die Körner an den Roſenkränzen abzählend, daſitzen und mit offenem Munde ihrem Orakel zuhören.

Die Bäder (haman) bilden in Algier, wie in allen muſelmänniſchen Ländern, einen Gegenſtand des Luxus und des Bedürfniſſes zugleich, und wahrſcheinlich ſtehen ſie den berühmten conſtantinopolitaniſchen, welche Lady Montague ſo ſchön beſchrieben hat, nicht nach. Der Vorſaal iſt eine große Rotunde mit Bänken, auf welchen die Kleider abgelegt werden. Hat der Badende ſich entkleidet, ſo wirft man ein großes Leintuch über ihn und führt ihn in einen Corridor, der nur wenig geheizt iſt. Von da gehts langſam nach und nach durch das Frigidarium und Tepidarium in das Calidarium. Hier angekommen ſtreckt man ſich auf den Polſtern, mitten in einer Wolke von Wohlgerüchen, aus; ſobald dann nach einigen Augenblicken der Ruhe die Glieder gehörige Gelenkigkeit bekommen haben, bemächtigen ſich zwei Perſonen des Badenden und kneten ihn wie ein Stück Teig durch. Die Hitze und das Reiben verurſachen Anfangs zwar einige Beſchwerden, aber bald fühlt man ſich von einer Empfindung des Wohlbehagens durchdrungen, welche man ſich nicht angenehmer vorſtellen kann — man fühlt ſich freier um die Bruſt; das Blut fließt raſcher durch die Adern, kurz eine neue Thätigkeit äußert ſich durch alle Lebensverrichtungen. Für die Damen iſt das Bad der einzige Ort, wo ſie ſich einer völligen perſönlichen Freiheit erfreuen und allen Prunk ihres Putzes vor ihren Freundinnen auskramen. Im Bad werden ſie unter Anderm vom Kopf bis zu den Füßen mit Roſenwaſſer übergoſſen, und ihre Haare mit koſtbaren Oelen angefeuchtet; ſelbſt die Kleider, ehe ſie dieſelben wieder anziehen, werden mit Aloeholz durchräuchert. Nach vollendeter Toilette verfügen ſie ſich in das äußere Gemach, wo überzuckerte Früchte, Confituren und andere Erfriſchungen, nebſt den Unterhaltungen des Geſangs und Tanzes, (welche Künſte übrigens nur von Sklavinnen oder öffentlichen Dirnen ausgeübt werden, und in der Art, wie Dieß geſchieht, im grellen Abſtich gegen die herrſchenden ſtrengen Begriffe von weiblicher Sittſamkeit erſcheinen) ihrer harren. So üppig und für europäiſche Zuſchauer unſchicklich ſolche Tänze ſind, indem die höchſte Virtuoſität in einer lebhaften Beweglichkeit der untern Theile des Körpers beſteht, während die obern Theile deſſelben ruhig blieben; ſo würde man es doch nicht zugeben, daß Manns- und Frauenperſonen oder daß nur zwei Perſonen überhaupt eine Partie zuſammenmachten.

Während der heißen Jahreszeit ſteht der reiche Maure etwa zwei Stunden vor Tag auf, um die erquickende Zephiren der Nacht zu genießen; er beſucht das Schlafzimmer ſeiner Kinder, trinkt ſeinen Caffee und legt ſich, nachdem er eine Pfeife geraucht, wieder zu Bett. Um 8 Uhr ſteht er zum zweiten Mal auf, ſagt ſeinem Harem dann einen guten Morgen, ſpeiſt um 10 Uhr, trinkt wieder Kaffee und ſchläft wieder, worauf er ein Bad nimmt. Wenn er in ſeinem Saal ſitzt, ſo ſieht man vier Sklaven mit gekreuzten Armen und ſtarr auf ihren Herrn gerichteten Augen immer in Bereitſchaft, jedem ſeiner Wünſche zuvorzukommen, jeden Befehl zu vollbringen, den die leiſe Bewegung ſeiner Hand oder eine leichte Beugung ſeines Haupts andeutet. Die Morgenbeſchäftigung beſchließt ein Spaziergang auf der Terraſſe. Um Sonnenuntergang wird zu Nacht geſpeiſt, zwei Stunden darauf legt man ſich zur Ruhe und am nächſten Morgen ſetzt man denſelben Kreislauf fort. Ein Beſuch unterbricht vielleicht je und je dieſe tödtliche Einförmigkeit. Eine freundſchaftliche Aufnahme erfordert, daß man dem Gaſt das Geſicht mit Roſenwaſſer beſprengt und daß ein Sklave ihm ein Rauchfaß über den Kopf hält, bis er über und über im Weihrauch ſchwimmt; worauf Kaffee, Sorbet, Pfeifen und, oft außer ihrem beliebten ſyriſchen Taback, Aloeblätter, gereicht werden. Von Politik oder Religion iſt bei ſolchen Beſuchen nie die Rede, überhaupt beſchränkt man ſich auf Geſprächsgegenſtände, wobei man ſich nicht compromittirt, z. B. Algier iſt eine feſte Stadt, oder: wie befindet Ihr Euch, oder: es iſt ein heißer Tag ꝛc. Der, welcher den Beſuch empfängt, erhebt ſich nie beim Eintritt des Fremden, er bleibt ſitzen, bis dieſer ihn begrüßt hat; dieſelbe Gleichgül-

Digitized by Google

tigkeit zeigt er beim Verabſchieden; nur während des Beſuchs hat er die Pflicht mit Erfriſchungen aufzuwarten.

(Fortſetzung folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

(Fortſetzung.)

Daß Peter Dubois anweſend war und daß Symphorien ihm denſelben zeigte, beſtätigt Fremont; doch weiß er nicht anzugeben, ob er ihn bewaffnet geſehen. Auf die Bemerkung des Präſidenten, daß der Pfropf, den man in Courier's Wunde fand, aus dem Blatt einer Zeitung beſtand, von welcher Fremont alle übrigen Numern beſaß, erwiedert der Letztere, daß Symphorien in ſeine Kammer eingetreten ſey wie in ſeine eigne, und daß er dieſes Blatt ſo genommen haben könne. Präſident: Ich gebe zu, daß Symphorien Euch befahl, Hrn. Courier zu tödten; daß er dieſen Befehl mit Drohungen begleitete. Allein Ihr hattet Euer Doppelgewehr geladen; Symphorien war unbewehrt, und von Hrn. Courier unterſtützt konntet Ihr mit Symphorien und Peter Dubois es aufnehmen. Ihr habt folglich das Verbrechen beabſichtigt und ſeyd mitſchuldig. Ich fordere Euch um Eures eignen Beſten willen auf, die ganze Wahrheit zu ſagen; Ihr habt keinen Grund, Etwas zurück zu halten. Die Gerechtigkeit kann Euch als Mörder nicht mehr erreichen; aber ſie kann Euch als falſchen Zeugen finden. Fremont (ruhig): Wenn ich noch Etwas zu ſagen hätte, als was ich geſagt habe, ſo würde ich es ſagen. Präſident: Habt Ihr nicht zu Einem, Namens Mignot, der Reiſig ſammeln wollte, geſagt: Mein Herr iſt ein Lump, ein Spitzbube, ein Gauner; aber er wird ſein Theil bekommen, ehe er ſich deſſen verſieht. Fremont: Wenn ich Dieß geſagt habe, ſo erinnere ich mich's nicht mehr. Ich hatte übrigens keine Urſache ſo zu reden. Hr. Barthe fragt den Zeugen, ob er keinen Verdacht geſchöpft, als ihm Symphorien das Gewehr abforderte, um es zu laden? Fremont: Nein ich dachte an Nichts; wenn ich an Etwas gedacht hätte, gewiß — ich würde es ſagen. Hr. Barthe: Fremont war bewaffnet, Hr. Courier hatte ſeine natürlichen Kräfte ſich zu wehren. Auf ein Zeichen ſeines Wildſchützen konnte er ſich in Vertheidigungsſtand ſetzen und Widerſtand leiſten. Indeſſen auf ein Wort Symphorien's tödtet Fremont ſeinen Herrn. Fremont: Ich war trunken, ich handelte als ein Sinnloſer. Präſident: Ihr gabt an, daß Ihr nur den Franz Arrault getroffen, da er ſeinen Wagen lud; hätten ſich Andere im Wald verbergen können? Fremont: Ja, wohl hätten ſich Tauſende darin verſtecken können, denn das Haidekraut ſtand hoch. — Die Grivault wird mit Fremont confrontirt; ſie bleibt bei ihren frühern Ausſagen. Fremont leugnet, daß er den Leichnam durchſucht habe.

Die Reihe kommt an den Zeugen Veillaut, den jungen Menſchen, welcher nach dem Ausſagen der Grivault den Frevel mit ihr anſah. Er iſt ein großer Burſch, mit offener Miene, ſtark unterſetzt, gegen 25 Jahr alt. Er erklärt, daß er weder in der Kirche von Saint Avertin, noch mit der Dirne in dem Wald geweſen. Nie, ſagt er, habe ich mich geſchämt, mit einer Weibsperſon zu gehen; wenn ich bei ihr geweſen wäre, würde ich es gerade heraus geſtehen; aber ich habe nie mehr mit ihr geſprochen, als daß ich ihr guten Morgen oder guten Abend wünſchte. Präſident: Was habt Ihr an dem Sonntag Quaſimodogeniti gethan? Veillaut: Ich weiß es nicht mehr, denn es iſt ſchon lang her; aber ſo Viel weiß ich, daß ich an jenem Tag nicht aus dem Hauſe ging: wenn die Grivault etwas Anderes geſagt hat, ſo lügt ſie. — Man läßt die Grivault eintreten, die auf Allem, was ſie in Bezug auf ihn angegeben, beharrt. Veillaut behauptet das Gegentheil, und es entſpinnt ſich ein ziemlich langer Wortwechſel zwiſchen beiden Zeugen. Prokurator: Wann ſeyd Ihr, da Ihr doch Stallknecht wart, auf einmal Schuſter geworden? Veillaut: Dieß that ich, als ich mich verheirathete. Procurator: Was hat Euch Eure Frau zugebracht? Veillaut: Ihre Ausſteuer. Procurator: Woher hattet Ihr das Geld, um Euch einzurichten? Veillaut: Pardieu, ſo gar Viel brauchte ich nicht. Procurator: Man könnte vermuthen, daß Ihr, im Beſitz eines ſchrecklichen Geheimniſſes, Euer Stillſchweigen Euch hättet mit Geld bezahlen laſſen. Veillaut: Mit ſolchen Vorausſetzungen kommt man auf falſche und ſehr falſche Dinge. Geht, ich hatte Geld von meinen Erſparniſſen, und ich hätte noch mehr gehabt, wenn ich nicht bei einer gewiſſen Geſchichte um Etwas gekommen wäre. Procurator: Bei was für einer Geſchichte? Veillaut: Als ich für eine gewiſſe Perſon, die nicht bezahlen konnte, ein Bankbillet von 500 Fr. einwechſeln mußte. Procurator: Für was für eine Perſon? Veillaut: Für meinen Vater. — Hr. Jullien erſucht das Gericht, von den Prädikatszeugniſſen Veillauts Kenntniß zu nehmen. Veillaut, indem er abtritt: Mein Betragen iſt bekannt; ich fordere Jeden heraus, der auch nur, was auf einen Nagel hingeht, gegen mich weiß.

Jerome Girault, der Herr der Grivault, und Jeanne Roland, eine ihrer Kameradinnen, folgen. Die beiden Zeugen erzählen, was ihnen die Grivault über den Mord mittheilte. Sie ſtimmen darin überein, daß es Franz Arrault geweſen, der den bloßen Säbel gehabt. Die Grivault hatte als dieſen den Peter Dubois bezeichnet. Die Sitzung wurde Abends um 5 Uhr aufgehoben.

(Fortſetzung folgt.)

Ueberſetzung deutſcher Romane ins Franzöſiſche.

Bei der Vorliebe der Franzoſen heutiger Zeit für die deutſche Literatur greifen ſie keineswegs immer nach den neueſten Erzeugniſſen unſres Parnaſſes. So wurde kürzlich die Ehre der Ueberſetzung einem in Deutſchland längſt verdrängten Buche — Veit Webers Sagen der Vorzeit — zu Theil, das unter dem Titel: Traditions du temps passé, par Veit Weber, traduites de l'allemand par feu M. l'abbé de l'Ecluse in Paris herausgekommen iſt. Die erſte Lieferung giebt die Geſchichte des „Adolf de Dachsburg" in fünf Bänden, welche einem Kritiker in der Gazette litteraire gewaltig lang und abenteuerreich bedünken will, übrigens, ſeiner Verſicherung nach, in der franzöſiſchen Uebertragung die Naivetät Veit Webers eben ſo glücklich wiedergiebt, als vor Kurzem der deutſche Genius Hofmanns auf franzöſiſchen Boden verpflanzt worden ſey. Nach den von ihm gegebenen Proben iſt der Ueberſetzung allerdings das Verdienſt möglichſter Treue nicht abzuſprechen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 177. 26 Juni 1830.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortſetzung.)

Bekannt iſt der ſonderbare mauriſche Schönheitsſinn, welcher die weiblichen Reize nach der Wohlbeleibtheit ihrer Beſitzerinnen ermißt. Statt daß die Damen bei uns durch Anwendung von Mieder und Schnürbruſt die Schlankheit ihrer Geſtalt hervorzuheben ſuchen, bietet eine mauriſche Schöne Alles auf, ihrer Perſon den möglich gröſten Umfang zu geben. Ja ihre ganze Erziehung von früher Jugend iſt dahin berechnet, dieſe Maſſivität auszubilden. Es findet daher eine förmliche Mäſtung Statt: die einſtige Herzenseroberin wird nemlich in einen engen Raum eingeſperrt, wo ſie unter Aufſicht der ſorgſamen Mutter eine gute Anzahl kleiner mit Oel getränkter Teigkugeln zu verſchlucken bekommt, und wozu ſie auf der Stelle Waſſer trinken muß. Doch zeichnen ſich die Maurinnen auch noch durch andere Vorzüge aus, welche auch in den Augen eines europäiſchen Liebhabers Werth haben dürften — durch eine ſchöne feine Haut und ein Paar lebendige Augen, welche die Natur aus einem Mittelding zwiſchen Feuer und Geiſt gebildet zu haben ſcheint, ſo daß man ſie, wenn ſie durch den Schleier durchblicken, mit den Strahlen der Sonne vergleicht, welche hinter einer Wolke ſteht.

Es iſt in der Berberei Sitte, Mädchen faſt noch in der Wiege zu verloben, und in der Regel wird mit dem zwölften oder dreizehnten Jahr bereits die Ehe vollzogen. Um dieſe Zeit, ſagt ein orientaliſcher Dichter, entfaltet die Roſe ihre Knoſpen und öffnet ſich dem belebenden Strahl der Liebe. Die Liebe hat indeß meiſt mit dem Heirathen Nichts zu thun. Ja oft ſehen ſich die für einander Beſtimmten erſt am Hochzeittag. Die einzigen Mittel, welche der Mann beſitzt, ſich der Reize ſeiner Künftigen zu vergewiſſern, ſind, daß er eine alte Frau, die freien Zutritt bei jener hat, als Vermittlerin gewinnt, durch welche er eine zärtliche Bothſchaft mit einem reichen Blumenſtrauß begleitet an ſie gelangen läßt, oder daß er ſie beobachtet, wann ſie ſich nach der Moſchee begiebt, wo er aus ihrer Art zu gehen, ihren Gebehrden und Bewegungen wichtige Schlüſſe auf Geſtalt und Charakter machen kann. Iſt die Vermählung eines jungen Paares zwiſchen den beiderſeitigen Vätern einmal beſchloſſen, ſo verſammeln ſich die Familien und man kommt über die Bedingungen überein. *) Die Mauren, welche in den Berggegenden wohnen, ſollen ſich hiebei des Brauchs der Naſamonier bedienen, welchen man auch unter den ſpaniſchen Landleuten**) trifft, d. h. der Bräutigam bringt ein Glas an die Lippen der Braut und dieſe thut Daſſelbe bei ihm. Zu dieſer Symbolik fügen ſie dann noch das Verſprechen der Treue hinzu und darauf beſchränkt ſich oft die ganze Hochzeitsfeyerlichkeit. Mehr Ceremoniell beobachten ſie in den Städten. Einige Tage vor der Hochzeit reitet der Bräutigam unter dem Klang von Pauken und Pfeifen, gefolgt von ſeinen Freunden, deren einige Fahnen tragen, andere Salven in die Luft feuern, durch die Stadt. Am Hochzeittag ſelbſt nimmt er einen andern Weg und der Umzug bewegt ſich etwas feyerlicher, und mit einer größern Begleitung; er trägt einen rothen Mantel und iſt mit einem ſchönen Säbel umgürtet. Sein Geſicht hat er verhüllt, um ſich gegen Einwirkung des böſen Auges zu verwahren. Was die Braut betrifft, ſo wird dieſe drei Tage vor der Hochzeit jeden Tag ins Bad geführt, und an der Hochzeit ſpricht ihr Verlobter in Gegenwart ſeiner Freunde und einiger Imams ein Gebet, worauf er ſich zu ihr begiebt, die in ſeinem Zimmer ſeiner wartet. Von dieſem Augenblick an werden ſie als Mann und Frau betrachtet, und mit Ausnahme der nächſten Verwandten entfernt ſich Jedermann. Die Frau entſchleyert ſich nun zum erſten Mal vor ſeinen Augen; nachdem ſie aber ſeine Neugierde befriedigt hat, zieht auch ſie ſich zurück nach Haus, bis Abends neun Uhr die Geſellſchaft, welche der Hochzeit angewohnt, ſie nach ihrer künftigen Wohnung abholt. Ihr Vater allein geht nicht mit, zum Zeichen, daß die väterliche Gewalt aufhört. Dieſen Heimgang macht die Frau

*) Das Zubringen der Frau beſteht in wenig Mehr als in ihren Kleidern nebſt Schmuck und einigen Teppichen; was zuſammen auf ein Kamel gepackt und mit großem Pomp nach dem Haus des Gatten transportirt wird.

**) Die Uebereinſtimmung mauriſcher und ſpaniſcher Sitten iſt auch in anderer Beziehung äußerſt merkwürdig: ſo hat z. B. der mauriſche Pflug ganz die Form des ſpaniſchen und zu beiden kommt kein Eiſen. Wägen mit Rädern aus einem feſten Holzblock ſind in beiden Ländern gewöhnlich; und der Spanier wie der Maure führt ſeine Früchte und andere Verkaufsgegenſtände in einer Art Netz, das er auf dem Rücken eines Maulthiers befeſtigt, zu Markt.

Digitized by Google

zu Pferd, in einer jener käfigartigen Sänften ſitzend, welche die mauriſchen Damen auf Reiſen zu gebrauchen pflegen. Brennende Fackeln gehen der Cavalcade vor und nach. Beim Eintritt in das Haus hütet jene ſich wohl, die Schwelle zu berühren, weil Dieß von ſchlimmer Vorbedeutung wäre. Der Mann tritt ſeiner Frau, die ihm jetzt überantwortet wird, entgegen, und es bleiben nur einige weibliche Perſonen zurück, welche die Rolle der hochzeitlichen Nymphen ſpielend die Neuvermählte, während ſie ihres Putzes entledigt wird, mit Liebeserzählungen unterhalten und ihr vor der Brautkammer einen Hymenäus ſingen. Die Proben der Jungfrauſchaft gelten für ſehr weſentlich; ſind ſie vorhanden, ſo werden ſie der ganzen Stadt zur Schau ausgehängt; im Ermanglungsfall aber kann der Mann ſeine Frau ihrem Vater zurückſenden, und dieſer muß ſich ſchämen, daß er die Ehre ſeiner Tochter ſo wenig bewahrt hat.

Das frühzeitige Heirathen hat die Folge, daß die mauriſchen Frauen bald altern; mit zwanzig Jahren könnte man ſie bereits für Vierzigerinnen halten. Die ſitzende Lebensart in den Harems, der unmäßige Gebrauch der Bäder und endlich die Vernachläßigung von Seite ihrer Männer wirkt ſehr mit. Die Lage des weiblichen Geſchlechts iſt daher nichts weniger als beneidenswerth. Ausgeſchloſſen von jedem Umgang hat die Frau nicht einmal das Recht, am Tiſch ihres Gatten zu ſpeiſen. Frauen der niedern Claſſe warten ihren Männern bei Tiſch auf, reichen ihnen das Waſchwaſſer und küſſen ihnen ehrerbietigſt die Füße. Sonſt liegt ihnen das Geſchäft ob, aus entfernten Brunnen das Waſſer herbei zu tragen, die Kamele zu laden, die Zelte aufzurichten oder die Zelttücher zu waſchen. Laſſen ſich Damen von Stande auch nicht zu dieſen gemeinen Dienſtleiſtungen gebrauchen, ſo ſind ſie doch der Willkür ihrer Eheherren vom Geſetz nicht weniger Preis gegeben — einer Willkür, gegen welche ſie ihre Verwandte nicht ſchützen. Eine Frau beklagte ſich eines Tages bei ihrem Vater, daß ſie von ihrem Gatten einen Schlag auf den Backen bekommen; auf der Stelle verſetzte ihr der Vater einen Streich auf den andern Backen, mit den Worten: Geh', ſage Deinem Mann, wie er meine Tochter geſchlagen hat, ſo habe ich ſeine Frau geſchlagen, und nun ſind wir quitt.

Wie ſoll man aber die ungeheure Eiferſucht erklären, mit welcher die Mauren behaftet ſind? Ohne Zweifel geht ſie noch öfter aus jener Selbſtſucht einer rohen Natur hervor, welche gerne Alles ihrer tyranniſchen Gewalt unterwirft, aus jenem Mißtrauen, welcher ein Grundzug des mauriſchen Charakters iſt, als aus der leidenſchaftlichen Neigung, welche den Verluſt eines geliebten Gegenſtandes unerträglich findet. Von mauriſcher Eiferſucht erzählt man ſich furchtbare Ausbrüche und komiſche Anekdoten. Ein Bey, gequält von dem Gedanken, daß ſein Harem in die Gewalt eines Feindes fallen könnte, gegen den er zu Feld ziehen ſollte, befahl alle ſeine Frauen zu tödten. Ein anderer Bey hörte von der Ankunft eines Mahlers; denn er beſaß eine ſchöne Favoritin, von der er ein Porträt wünſchte. Gehe nur gleich an's Werk, ſagte der Maure zu dem Künſtler. Dieſer bat, ihm Die zu zeigen, welche er die Ehre hätte zu malen. Wie, rief der Muſelmann mit flammendem Auge und zuckenden Lippen, ich ſoll meine Frau Euren Blicken ausſetzen? Wann ich ohne Dieß ihr Porträt nicht erhalten kann, ſo verzichte ich lieber tauſendmal auf das Vergnügen, welches ich mir davon verſprach. Der Maler ſchätzte ſich glücklich, daß man ihm nicht den Weg durch das Fenſter wies. Ein eiferſüchtiger Mann, der ſich allein mit ſeiner Frau im Zimmer befand, zerſchlug einen großen Spiegel mit ſeinem Stock, weil es ihn ärgerte, daß er ſich in Geſellſchaft eines Mannes ſähe. Ein anderer erlaubte ſeiner Frau nicht, den Namen irgend eines Thiers männlichen Geſchlechts auszuſprechen. Wird ein Arzt in das Harem gerufen, um einer Patientin den Puls zu fühlen, ſo wird ihr Arm mit einem Schleyer bedeckt, damit nicht die Hand eines Mannes ihre feine Haut berührt. Nähert ſich ein Fremder einem Haus, ſo benachrichtigt der Ruf „Karit" alle weiblichen Weſen ſich zu entfernen; und in den Stunden, wo die Damen auf den Terraſſen luſtwandeln, muß man ſich wohl in Acht nehmen, ſeine Augen aufzuſchlagen. Aber die Sitte verſöhnt den Menſchen mit den härteſten Entbehrungen und die meiſten Maurinnen würden ſich dagegen ſträuben, wenn man ſie der Gefangenſchaft*) des Harems entreißen wollte. Bloß gewohnt, für ihren Gemahl zu leben, das leiſeſte Zeichen von Wohlwollen, welches ihr dieſer angedeihen läßt, mit Dankbarkeit zu empfangen und mit zärtlicher Liebe zu vergelten, ſchmückt ſich die Maurin mit ihrem beſten Schmuck, wenn ſie ſeinen Beſuch erwartet und durchräuchert mit Wohlgerüchen das Gemach, welches ihren Gebieter aufnehmen ſoll.

Stirbt ein Maure, ſo erbt ſeine Lieblingsfrau ein Dritttheil ſeines Vermögens; ſtirbt ſie zuerſt, ſo hat daſſelbe Recht der Mann; während ihres Lebens aber findet keine Gemeinſchaft der Güter Statt. Ehliche Kinder erben zu gleichen Theilen; Kinder von Konkubinen haben beim Tod ihres Vaters bloß Anſpruch auf ein Viertheil ſeiner Hinterlaſſenſchaft. Männliche Kinder bleiben unter der Aufſicht der Mutter bis in's ſiebte Jahr, weibliche bis zu ihrer Verheirathung. In der Berberei kann ein Mann eine neue Frau nehmen, drei Tage, nachdem er eine andere verſtoßen hat; eine Frau darf erſt nach drei Monaten einen neuen Bund ſchließen. Will der erſte Mann ſeine verſtoßene Gattin wieder ehlichen, ſo mag er Dieß thun, nachdem dieſe zuvor an einem Andern verheirathet war. Die Polygamie iſt zwar nach muſelmänniſchem Geſetz erlaubt; allein nur Wenige machen Gebrauch von dieſem gefährlichen Vorrecht,**) da jedem ſo viel Concubinen zu halten zuſteht, als ihm beliebt. Damit jedoch die rechtmäßige Gattin durch dieſe Kebsweiber in ihrer Stellung nicht beeinträchtigt wird, ſo räumt ihr der Prophet das Recht einer Aufſicht über dieſelben ein, vermöge deſſen ſie jede, die ſich mit ihr nicht verträgt, entfernen und dieſe außerehelichen Liebsverhältniſſe ihrem Gemahl als ihr Verdienſt aufrechnen kann.

Noch einige Worte über die mauriſchen Sitten bei Leichenbegängniſſen. Wie faſt bei allen Völkern äußert ſich das Lei-

*) Schwangere genießen eine verhältnißmäßige Freiheit, und man ſucht ſo viel als möglich alle ihre Wünſche und Launen zu befriedigen.

**) Wer eine zweite Frau nehmen will, muß vor dem Kadi nachweiſen, daß er dieſe Frau ſtandesgemäß zu ernähren im Stande iſt.

weſen ſtärker als der Schmerz. Bei einem Todesfall ſtürzen die Trauerweiber mit aufgelöſten Haaren in das Haus des Verſtorbenen. Eine derſelben, eine Verwandte, hält ihm eine Lobrede, worauf das Klaggeſchrei beginnt. Bald bringt man den Sarg, der ein längliches Viereck iſt, und jene legen, ihren Kopf hinein; bei dieſer Ceremonie verdoppelt ſich ihr Kummer; nun erſcheinen zwei Frauen mit brennenden Fackeln und Blumenſträußen; die Blumen werden in den Sarg geſtreut; der Leichnam, gewaſchen und in ein Leintuch gewickelt, wird hineingethan, nachdem man ihm zugleich Naſe und Ohren mit Kampfer und andern Eſſenzen angefüllt hat, und ſofort, unter vielen Seufzern nach ſeiner letzten Ruheſtätte befördert. Der Nachtheil und die Gefahr dieſes ſchnellen Beerdigens fallen in die Augen. Allein die Vorſtellung, daß jener der Freuden des Paradieſes theilhaftig werde, ſo wie der Körper in die Erde komme, leitet ſie bei dieſer Eile; der Engel der Gerechtigkeit, ſagen ſie, harre der Seele des Hingeſchiedenen. Die Gräber der Männer unterſcheiden ſich durch einen Grabſtein mit einem Turban; die des andern Geſchlechts durch das Symbol eines Blumenſtraußes. Ein Todtenmahl, bei welchem in reichlichem Maß Erfriſchungen ausgetheilt werden, macht den Beſchluß der Feyer. Während der Trauerzeit iſt jeder Gebrauch von Putz, Spiegel, Parfümerien gänzlich verboten. Eine Witwe von Rang vertauſcht ihr mit Edelſteinen beſetztes Diadem gegen ein einfaches weißes Band; ſie kleidet ſich in die unanſehnlichſten Gewänder; wenn ſie in der Nähe des Meeres wohnt, ſo ſetzt ſie ſich auf einen Felſen am Strand und kämmt mit einem goldenen Kamm ihre Haare, die dann aufgelöſt bleiben. Nach vier Monaten und zehn Tagen kehrt ſie an dieſen Ort zurück mit demſelben Kamm und vier friſchen Eyern. Die Eyer bietet ſie der erſten beſten Perſon, der ſie begegnet, welche dieß Geſchenk nicht ausſchlagen darf, obwohl man glaubt, daß es alle Betrübniß der Geberin auf den Empfänger übertrage; den Kamm wirft ſie ins Meer und von dieſem Augenblick kann ſie ſich wieder verheirathen. Jeden Freitag beſuchen Verwandte und Freunde das Grab eines kürzlich Verſtorbenen, das, wie ſie glauben, an dieſem Tag ſein Geiſt umſchwebt. Manchmal ziehen die Mauren dem Todten koſtbare Kleider an, damit er mit Ehre und Anſtand in den Kreis der Geiſter eintreten möge. Die Gräber werden mit einem polirten Mörtel übertüncht und oft geweißt; rings werden Blumen gepflanzt und alle ſchädlichen Kräuter in der Nähe ſorgfältig ausgerottet. Oft ſollen Freunde, den Altar des Propheten und das Gedächtniß des heimgegangenen Freundes anrufend, über einem Grab ſich den Schwur der Treue ſchwören; ſie ſchneiden ſich eine Wunde in den Arm und fangen das Blut in einem gemeinſchaftlichen Gefäß auf. So wählen die Wilden in den Wäldern Nordamerica's einen ſtürmiſchen Tag, um an den höchſten Bäumen die Gebeine ihrer Todten aufzuhängen und — im Angeſicht dieſer heiligen Reſte ihre Bündniſſe zu erneuen. Wenn dann der Orkan durch die Aeſte fährt und die Gebeine ſchüttelt, ſo zweifeln ſie nicht, daß der große Geiſt, umgeben von den verehrten Schatten Derer, die einſt unter ihnen wandelten, nahe ſey und ihr Gelübde vernehme. Dieſelben Gefühle führen die Bewohner der Südſee-Inſeln bei ihren einſamen Moraïs zuſammen. (Fortſ. f.)

Die Armenier.

Wenn ſchon die Vereinigung des Romanſchreibers mit dem Hiſtoriker Manches gegen ſich hat, ungeachtet jede geſchichtliche Darſtellung der Nachhülfe der Einbildungskraft nicht entbehren kann, ſo kann Vereinigung des Romanſchreibers mit dem Reiſebeſchreiber noch viel weniger gebilligt werden. Von dem letztern verlangen wir in der Regel weder gründliches Studium, noch tiefe Reflexionen; aber um ſo mehr müſſen wir darauf beſtehen, daß er uns Nichts giebt, als was er wirklich geſehen hat. Fällt es ihm ein, ſeiner Phantaſie freien Spielraum zu laſſen, ſo können wir faſt immer darauf rechnen, daß die äußere Wahrheit der Darſtellung durch die phantaſtiſche Ausſchmückung, und die innere Wahrheit der Poeſie durch die Unbeholfenheit der Bewegungen in einem fremden Gewande leiden; und wir erhalten daher weder einen Roman, der uns befriedigt, noch eine Reiſebeſchreibung, die billigen Anforderungen genügt. Dieß iſt ungefähr das Urtheil, das wir auch über Mac Farlane's Armenier (The Armenians, a Tale of Constantinople, by Charles Mac Farlane, Lond. 1830. 3 vols. 8.) ſprechen würden, wenn nicht eine große Anzahl trefflicher Skizzen uns mit der mißlungenen Idee und Ausführung des Ganzen wieder verſöhnte. Der Monolog des Griechen, der in die ſchöne Armenierin verliebt iſt, charakteriſirt die kleinlichen Nationalvorurtheile, welche die verſchiedenen Stämme der Bewohner des türkiſchen Reiches von einander trennen, vortrefflich.

„Wahr, es iſt zu wahr; ſie iſt ein hübſches Mädchen; aber ſie bleibt eine Armenierin, bei all Dem. Sie gehört zu dem Geſchlechte der Eſelsohren, Dickhäute und plumpen Hände und Füße. Doch verräth ſie ihre Geburt nicht; ihre Haut iſt ſo zart, wie jene des reinſten griechiſchen Blutes, das ich jetzt drei Monate lang verehrt habe; ihre Hand lag in der meinigen, klein und ſanft, wie ein unbefiederter Vogel in ſeinem Neſt; ihre Füße — verflucht dieſe Schleppen! — habe ich nicht geſehen; aber ich werde ſie ſehen, und ihre Ohren dazu, wenn ſie nicht mehr Liebe für den Yaſchmack hat, als ſie dieſen Abend zeigte. Ich würde mich wundern, wenn ſie ſo lang wären, als die Ohren meiner Nachbarin, der ſchönen ſetten Papul, die ausſehen wie Pilze, welche noch nicht zugerichtet ſind. Aber mögen ſie ſo lang ſeyn, als die des heiligen Maulthiers, welches jährlich die Geſchenke des Padiſchah nach Mecca bringt, Veronica iſt ein ſchönes Mädchen; — und ich bin entſchloſſen, ſie wieder zu ſehen.“

Eine Dame, welche ein Weib für ihren Sohn ſucht, führt uns in das Innere eines griechiſchen Frauengemaches. „Der große Saal, in welchen die Geſellſchaft von der Wirthin gebracht wurde, war leer; aber im Augenblicke ließ ſich ein Zuſchlagen von Thüren und ein Schlürfen von Pantoffeln vernehmen und herein rannten die neun unverheuratheten Töchter des Hauſes, eine nach der andern, wie in einem Wettlauf. Als ſie einmal in dem Gemach waren, wurden ſie indeſſen ſo ſanft und ſittſam, als man nur verlangen konnte, und traten, gleich wirbelnden Derwiſchen, die im Begriff ſind, ihren heiligen Tanz zu beginnen, mit abgemeſſenen Schritten und langſam heran, die Arme über der Bruſt gekreuzt, um der Fremden die Hand zu küſſen, welche gekommen war, ſich eine Schwiegertochter unter ihnen auszuſuchen. „Da ſind ſie, bei dem Segen der Jungfrau, und alle zu verheurathen!“ ſagte die Mutter; und indem ſie —

Digitized by Google

eine nach der andern — bei dem niedern Divan vorbei gingen und ihre Lippen auf die Hände der Frau drückten, welche für eine von ihnen einen Sohn in die Welt gebracht hatte, nannte jene die Namen und die guten Eigenſchaften einer Jeden, ganz in der Art, wie ein Roßhändler ſeinen Marſtall einem Käufer aufführen würde. An Mannigfaltigkeit war kein Mangel, da die Reihe von reifen neun und zwanzig bis zu kindiſchen dreizehn herabſtieg; auch zeigte ſich dieſe Verſchiedenheit noch in anderen Dingen, als im Alter. Die Eine zeichnete ſich aus durch die Kunſt Tabaksbeutel zu ſticken, die andere war eine gute Köchin und Zuckerbäckerin, wieder eine andere machte Scherbets, die ſo gut waren, als die beſten, welche je in dem Serail getrunken wurden; eine war die Seele der Oeconomie, ſie wußte einen ganzen Tag mit einem Rubieh weniger als irgend eine andere Haus zu halten; noch eine war die Seele des Geſchmacks, denn ſie mahlte Tauben und Roſen auf Kalemkiars und ſang Pſalmen und türkiſche Lieder zu der Muſik einiger alten armeniſchen Pfeifer, die ihrer Kunſtfertigkeit wegen in ganz Pera berühmt waren."

Der Pelicantanz eines engliſchen Bedienten war uns, ſelbſt in der Beſchreibung, äußerſt ergötzlich. „Ein Freund, der kein Verächter eines heiteren Schwankes iſt, befand ſich mit einem anderen engliſchen Reiſenden in der Dardanellenſtadt. Eines Tages wurde ſein Bedienter vermißt, ein luſtiger Burſch, der eines ſolchen Herrn vollkommen würdig war. Nach einigem Suchen fand man ihn in dem Baſar, wo er mit einem großen zahmen Pelican eine Menuet tanzte. Er ließ ſich durch die Ankunft ſeines Herrn indeſſen nicht aus der Faſſung bringen, ſondern beendigte ſeinen Tanz, nahm dann mit einer tiefen Verbeugung ſeine Dame bei dem Flügel und führte ſie mit zierlichem Schritt zu einem benachbarten Laden, um einige Erfriſchungen einzunehmen. Die ernſten Türken wollten umkommen vor Lachen, und das Gebrüll, welches aus dem Baſar aufſtieg, konnte kaum geringer ſeyn, als jenes der Dardanellenbatterie, da Tott die große Kanone abfeuerte."

Ermordung Paul Louis Courier's.

Zweite Sitzung.

Die Sitzung vom 10 Juny begann damit, daß einer der Geſchwornen verlangte, die Grivault ſollte noch einmal vernommen werden. Der Präſident läßt ſie rufen. Fr. Welche Auskunft vermögt Ihr über den vierten Mörder zu geben, denjenigen, der Euch den Rücken zugekehrt hatte, und den Ihr nicht kanntet? A. Nun, es iſt Dubois der Vater. (Dieß war das erſte Mal, daß die Grivault Dubois den Vater unter den Mördern nannte. Sie ſchien es unbewußt zu thun, ohne an die ſchreckliche Folge ihrer Worte zu denken. Der k. Prokurator bemerkt indeſſen, daß ſie ſchon in der Voruntersuchung jenen als den vierten Mörder zu erkennen geglaubt hatte; welche Bemerkung Hr. Jullien, Peter Dubois's Sachwalter, dahin modifizirt, daß er ſagt, die Grivault habe bei dem erſten Verhör erklärt, ſie kenne den vierten Mörder nicht, allerdings aber habe ſie ſpäter, als man Dubois den Vater vor ihr erſcheinen ließ, ihn als den vierten Mann, der mit einem großen Hut bedeckt war, zu erkennen geglaubt.) Fr. Seyd Ihr deſſen gewiß, daß Ihr Dubois den Vater erkanntet? A. O nein; die Andern, die da ſitzen, kannte ich wohl; aber von dieſem weiß ich es ſo gewiß nicht.

Der Zeuge Rondeau, bei deſſen Vater die Grivault in Dienſten geweſen, wird gerufen; er giebt an, daß dieſe Dirne ihm immer von ſehr verliebtem Temperament geſchienen, und daß Veillaut ihm geſagt, er ſey in vertrauten Verhältniſſen mit ihr geſtanden. Veillaut (lebhaft): Das habe ich nicht zu Rondeau geſagt; ich habe ſie wohl gekannt, die Dirne, aber ich bin nie . . . nie mit ihr geſtanden. Ich ſprach nur ein einziges Mal wegen ihr mit Rondeau, damals, als ein burgunder Burſch, der ſehr häßlich war und keine Reize hatte, mit ihr ſchäkerte. Rondeau machte ſich über den Burgunder luſtig und ſagte zu ihr: wie mögt Ihr Euch mit dieſem Kerl abgeben? Ihr könntet etwas Vorzüglicheres finden; worauf der Burgunder meinte, es ſey eben immer noch beſſer, Holzſchuhe zu haben, als gar keine und baarfuß zu gehen. (Man lacht). Was mich betrifft, ſo machte ich meine Anmerkungen dazu; aber ſonſt habe ich nie von dieſer Dirne geſprochen. Ein Geſchworner: Vielleicht verſteht die Grivault nicht, was der Ausdruck „in vertrauten Verhältniſſen ſtehen" bedeutet. Fragt ſie, ob Veillaut ihr Liebhaber (bon ami) war. Hierüber geräth die Dirne in Verlegenheit und ſie iſt zu keiner direkten Antwort auf die Frage des Geſchwornen zu bewegen. Der Procurator richtet hierauf einige Fragen an ſie, wegen der Kinder, die ſie mit mehreren ihrer Liebhaber erzeugte. Sie behauptet, trotz der Verſicherung ihres Herrn, der den Ort nennt, wo eines ihrer Kinder in Koſt iſt, niemals niedergekommen zu ſeyn. Durch Fragen in die Enge getrieben, beobachtet ſie zuletzt in Bezug auf Veillaut und alle die Burſche, die man ihr als ſolche anführt, mit denen ſie zu thun gehabt, ein beſchämtes Stillſchweigen. Rondeau und Jerome Girault, der Herr der Grivault, betheuern einſtimmig, ſie ſey zu dumm, als daß ſie Das erfunden hätte, was ſie vor dem Tribunal angab, und ihres Dafürhaltens ſind die Ausſagen der Dirne vollkommen wahr. Auf die Aufforderung des Advokaten der courier'ſchen Kinder, Hrn. Barthe, wird der Zeuge Veillaut von Neuem vorgefordert; der Präſident ermahnt ihn nochmals dringend die Wahrheit zu geſtehen. Veillaut (mit Nachdruck): Ich war nicht bei ihr; ich ſchwör's bei Gott und den Menſchen; ich ſpreche frei und recht in meinem Geſetz (je suis franc et juste dans ma loi). Man darf mich in Stücken hauen, wenn ich nicht immer Daſſelbe ſage. Präſident: Wenn man Euch Geld gegeben oder einen Eid abgenommen hätte, damit Ihr ſchwieget, würdet Ihr Euch für verbunden halten, Alles dem Gericht kund zu thun? Veillaut: Ja, ich würde Alles dem Gericht ſagen; ich würde weder einen Dieb verheimlichen, noch einen Mörder; wäre es mein eigner Vater, ich würde ihn nennen. Präſident zu der Grivault: Hört Ihr, was Veillaut ſagt; er behauptet, daß er nicht bei Euch geweſen ſey. Was antwortet Ihr ihm? A. Er war bei mir; er ſah das Verbrechen; ich ſchwöre es bei Gott und den Menſchen. Aber ich weiß, warum er nicht mit der Sprache heraus will; es iſt vielleicht nicht gut reden; er hat einen Verwandten unter den Schuldigen und fürchtet die Eiferſucht ſeiner Frau. Präſident: Wer hat Euch geſagt, daß er einen Verwandten unter den Schuldigen hat? A. Stephan Huré, der geſtern den Hrn. Procurator ſprach.

Das Gericht glaubt keine weitern Nachforſchungen über die angebliche Verwandtſchaft anſtellen zu müſſen; man ladet ſodann mehrere Zeugen vor, welchen die Grivault in der Kirche zu Saint-Martin begegnet ſeyn wollte, als ſie ſich mit Veillaut dort befunden. Alle ſtrafen ſie geradezu Lügen. (Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 178 und 179. 27 und 28 Juny 1830.

Das franzöſiſche Wahlgeſetz.

(Schluß.)

§. 7. Von den Wahlkarten.

Die Präfekten haben nach Art. 7 der Ordonnanz v. 4 September 1820 den Maires die Einlaß-Karten für die Wähler ihrer entſprechenden Gemeinden zuzuſtellen. Selbige ſind mit dem Tag und Ort der Wahlverſammlung bezeichnet, und müſſen dem Wähler in ſein Domicil geſandt werden. Da jedoch nicht die Karte, ſondern die Inſcription auf der Wahlliſte das Recht ertheilt, mitzuſtimmen, ſo kann man einem inſcribirten Bürger, der ſeine Einlaßkarte entweder nicht erhalten, oder ſie verloren hätte, den Eintritt nicht ſtreitig machen, falls ſeine Identität hinlänglich conſtatirt iſt. (Favard de Langlade Legisl. élect. S. 274.)

§. 8. Vom Präſidenten der Wahlcollegien.

Die vom König ernannten Präſidenten ſind zugleich Mitglieder ihrer reſpektiven Collegien, können jedoch nur in dem Fall mitſtimmen, wenn ſie nach Alter und Beſteurung die Wahlberechtigung haben. (Art. 40 und 41 der Charte.)

In denjenigen Wahlcollegien, die in Sectionen zerfallen, gehört der Präſident zur erſten Section. Jeder der übrigen Sektionen ſteht ein ebenfalls vom König ernannter Vicepräſident vor (Geſ. v. 5 Febr. 1817 Art. 10.) Falls ein Präſident oder Vicepräſident plötzlich an Ausübung ſeiner Function verhindert würde, ernennt der Präfekt an deſſen Stelle einen der Wähler (Ordonnanz v. 11 Oktob. 1820 und Geſ. v. 5 Febr. 1817 Art. 4.)

Die Polizei des Collegiums oder der Sektion des Collegiums kommt dem Präſidenten oder Vicepräſidenten zu. Keine bewaffnete Macht darf in der Nähe der Collegien aufgeſtellt werden, außer auf Verlangen des Präſidenten oder Vicepräſidenten. Die Militärcommandanten ſind gehalten, dem Ruf deſſelben Folge zu leiſten. (Ordonnanz v. 11 Oct. 1820 und Geſ. v. 5 Febr. 1817 Art. 11.)

Keiner, der nicht Wähler iſt, mit welcher Gerichtsbarkeit er ſonſt auch bekleidet ſeyn mag, darf in dem Wahlcollegium erſcheinen.

Die Sitzung des Collegiums dauert 10 Tage oder länger; es darf ſich mit Nichts beſchäftigen, als mit der Wahl der Deputirten. Jede Discuſſion, jede Deliberation iſt ihm verboten. (Geſ. v. 5 Febr. 1817, Art. 10 und 8.)

Entſteht eine Discuſſion, ſo erinnert der Präſident oder Vicepräſident an das Geſetz, und dauert dieſelbe dennoch fort, ſo hebt er die Sitzung bis zum folgenden Tag oder ſpäter auf. Die Wähler ſind gehalten, ſogleich auseinander zu gehen. (Ordon. v. 11 Oct. 1820, Art. 10.)

§. 9. Vom Wahlbüreau.

Sobald der Präſident Platz genommen und fünf Bürger bezeichnet hat, die er zu proviſoriſchen Scrutatoren und Secretären beſtimmt, haben die Wähler darauf zu ſehen, daß für das Geheimniß des Votums die genaueſte Sorgfalt getroffen ſey, wie ſolche geboten wird in Art. 6 des Geſ. vom 29 Juni 1820, welches ſogar vorſchreibt, daß der Wahlzettel dem Präſidenten verſchloſſen übergeben werde. Kommt es ſofort zum Namensaufruf, ſo tritt jeder Wähler nach der Reihe vor, und ſpricht, eh er ſein Votum abgiebt, nach dem 12 Art. der Ordonnanz v. 11 October 1820 folgenden Eid:

„Ich ſchwöre Treue dem König, Gehorſam der conſtitutionellen Charte und den Geſetzen des Königreichs." Hierauf ſchreibt er auf dem Schreibtiſch, welcher eine ſolche Vorrichtung haben muß, daß keiner der proviſ. Büreau-Beamten ſieht, was geſchrieben wird, ſein Votum in Bezug auf die Wahl der definitiven Büreaubeamten auf den Zettel, welchen er hiezu vom Präſidenten erhält, oder läßt es durch einen andern von ihm ausgeleſenen Wähler ſchreiben, worauf er den Zettel verſchloſſen dem Präſidenten übergiebt, der denſelben in die hiezu beſtimmte Urne legt. Wähler, welche ihren Zettel nicht ſelbſt, oder doch nicht leſerlich ſchreiben können, haben ſich entweder an einen Wähler zu wenden, auf den ſie ſich perſönlich verlaſſen können, oder, bei dem Votum für den Deputirten, an einen der definitiven von der Verſammlung gewählten Büreaubeamten.

Die Wähler haben das Recht, ſich hinter das Büreau zu ſtellen und das Verfahren der proviſoriſchen Büreaubeamten zu beobachten.

Sollte ein Mitglied des Büreaus einen andern Namen von dem Zettel ableſen, als der Wähler darauf geſchrieben, ſo ver-

Digitized by Google

fällt es nach Art. 111. des Strafgeſetzbuches der Strafe des Prangers.

An Einem Tag kann nur Eine Sitzung vorgenommen werden, eine ſolche aber ſchließt mit der Eröffnung der Wahlzettel; das definitive Büreau und der Deputirte ſelbſt können alſo nicht an Einem Tag gewählt werden. (Geſ. v. 5 Febr. 1817, Art. 7.)

Die reſpektive Niederſchreibung und Eröffnung der Wahlzettel muß in Einer Sitzung geſchehen.

§. 10. Wählbarkeit zum Deputirten.

Zum Deputirten kann der Ordnung gemäß nur derjenige franzöſiſche Bürger ernannt werden, der volle vierzig Jahre alt iſt und 1000 Franken direkte Steuern entweder von ſeinem eigenen Vermögen, oder durch Delegation ſeiner Mutter, Großmutter oder Schwiegermutter zahlt. (Art. 38 der Charte.)

Wenn jedoch in einem Departement nicht 50 Perſonen vorhanden ſind, auf welche die eben genannten Bedingungen angewendet werden können, ſo ſoll dieſe Zahl durch die zunächſt unter der Summe von 1000 Franken am Höchſten Beſteuerten erſetzt werden, die dann eben ſo, wie ein wirklich zu 1000 Franken Beſteuerter, zum Deputirten wählbar ſind. (Art. 39 der Charte.)

Präfekten eines Departements und Offiziere, welche in dem Departement liegende Truppen kommandiren, können in dieſem Departement nicht zu Deputirten gewählt werden. (Art. 17 des Geſ. v. 5 Febr. 1817) Eben ſo wenig können Unterpräfekten in ſolchen Wahlcollegien, die ganz oder auch nur einem Theil nach aus Wählern beſtehen, die zu dem Gerichtsbezirk des Unterpräfekten gehören, zu Deputirten ernannt werden.

§. 11. Erwählung des Deputirten.

Iſt ein Collegium in mehrere Sektionen getheilt, ſo bringt der Vicepräſident jeder dieſer Sectionen das Ergebniß der in Bezug auf den Deputirten vorgenommenen Wahl ins Büreau des Collegiums, welches in Gegenwart ſämmtlicher Vicepräſidenten die Berechnung des Geſammt-Ergebniſſes vornimmt. (Geſ. v. 5 Febr. 1817, Art. 13) Das Reſultat jeder Abzählung der Stimmen wird augenblicklich bekannt gemacht.

Haben eine oder mehrere Sectionen ihr Geſchäft noch nicht geendigt, oder ſind Fehler bei demſelben vorgefallen, ſo werden die Stimmen der übrigen Sectionen doch zuſammengerechnet, und die Candidaten, welche die hinlängliche Stimmenzahl erhalten haben, proclamirt.

Um gleich durch die erſte oder auch die zweite Abzählung zum Deputirten erwählt zu ſeyn, muß man die Hälfte, mehr Eins, aller vorhandenen Stimmen, und ein Drittel, mehr Eins, aller Wähler des Collegiums für ſich haben. (Geſ. v. 29 Jun. 1820, Art. 7.)

Bei ungleicher Stimmenzahl wird ſo gerechnet, daß die Hälfte von 125 Stimmen = 63, das Drittel = 42 iſt.

Führt die erſte Stimmenzählung zu keinem Reſultat, ſo ſchreitet man zu einer zweiten. Gelangt man auch auf dieſem Weg noch zu keiner Majorität, ſo nimmt man die Ballotage vor, bei welcher bloß für ſolche Candidaten geſtimmt werden kann, deren Namen auf einer durch das Büreau gebildeten Liſte ſtehen, welche Liſte von Denjenigen, welche beim zweiten Scrutinium die meiſten Stimmen erhalten haben, eine doppelt ſo große Zahl enthält, als Deputirte zu wählen ſind. (Geſ. v. 5 Febr. 1817, Art. 15.) Bei dieſem dritten Scrutinium erfolgt die Wahl durch Stimmenmehrheit. (Ebend.)

Erhalten zwei Candidaten gleiche Stimmen, ſo hat der ältere den Vorzug. (Ebend. Art. 16.)

§. 12. Vom Protokol.

Das Protokol wird nach Bildung des definitiven Büreau eröffnet. (Ordon. v. 11 Oct. 1820, Art. 7.) Es muß alle Vorkommenheiten zur Kunde bringen, die ſich während des Wahlgeſchäfts zutragen, denn die Kammer hat daſſelbe vor Augen, wenn ſie die Vollmacht der Deputirten verificirt und ſich in letzter Inſtanz über die Gültigkeit der Wahl ausſpricht. Es muß den verſammelten Wählern vorgeleſen werden.

§. 13. Schluß des Wahlgeſchäftes.

Sobald der Präſident die Auflöſung des Collegiums ausgeſprochen hat (Ordon. v. 11 Oct. 1820, Art. 20) haben die Wähler auseinander zu gehen; jedoch müſſen die Wahlzettel vorher in ihrer Gegenwart zerriſſen oder verbrannt worden ſeyn.

Ueber mediciniſche und juridiſche Behandlung des Wahnſinns in England.

(Schluß.)

Dr. Mackinnons Zeugniß lautete folgender Maßen: „Ich bin mit der Familie des Hrn. Davies durch Heirath verwandt, und kenne ihn ſeit mehreren Jahren. Er war ſtets von höchſt nervöſer, reizbarer Conſtitution, und konnte ſich über unbedeutende Veranlaſſungen ſehr erboſen. Sehr oft legte er es darauf an, einen Spaß zu machen, ſehr oft citirte er Stellen aus Dichtern. Er hat mir immer etwas grillenhaft geſchienen. In ſeinem Geſchäft kam er mir ſorgfältig vor, ob er aber Gewandtheit für daſſelbe beſäß, darüber kann ich nicht Richter ſeyn. So Viel ich weiß, war er immer fähig ſeine Angelegenheiten zu führen. In der Anſtalt habe ich Hrn. Davies ſieben Mal geſehen. Vorigen Auguſt war ich in der Stadt, obwohl aber Frau Bywater von meiner Anweſenheit wußte, hat ſie mich doch nicht aufgefordert, ihren Sohn in Crouchhill zu beſuchen; ſo daß ich ihn zum erſtenmal am 19 September, als er bereits in der Anſtalt war, ſah. Er ſprach dort jedesmal ganz vernünftig und im Zuſammenhang. Ich kann nicht ſagen, daß ich bei dieſen Gelegenheiten eine große Verſchiedenheit in ſeinem Benehmen und Geſpräche von der Art, wie er ſich früher betrug, wahrgenommen hätte. Als ich ihn das erſte Mal, am 19 September ſprach, rief er, ſobald er meiner anſichtig wurde: „Gott ſey Dank! da ſind Sie endlich; warum kamen Sie nicht früher zu mir?“

Auf meine Antwort, daß man meiner nicht begehrt habe, ſagte er: „Haben Sie meine Mutter geſehen?“ Ich erwiederte: „Ja, geſtern Abend.“ Da hub er die Hände auf und ſagte: „Sie

iſt eine niederträchtige Schurkin," (a base villain). Ich ſagte, dafür hätt' ich ſie nie gehalten, und hielte ſie noch jetzt nicht dafür. Auf Dieß packte er mich feſt beim Arm und fragte, ob ich drei Stunden bei ihm bleiben könnte. „Heute nicht," entgegnete ich, „aber zwanzig, nicht nur drei Stunden, will ich Ihnen widmen, falls Sie es wünſchen;" worauf ich hinzuſetzte: „was ſoll dieſe unnatürliche Feindſeligkeit gegen Ihre Mutter?" Er ſagte: „Können Sie Dieß, wenn Sie mich in einem ſolchen Hauſe finden, noch fragen?" Ich erwiederte: „Aber Sie müſſen Narrenſtreiche gemacht haben, Edward?" wogegen er einwandte, daß wenn ich nicht wenigſtens zwei Stunden bei ihm verweilen könnte, Dieß ihm zu Nichts hülfe, da er mir zu Viel mitzutheilen hätte. Auf meine nochmalige Frage, was er gegen ſeine Mutter habe, mit welcher er früher doch in Eintracht gelebt, erwiederte er, er ſey allerdings bis zum einem Jahr vor ſeiner Einkerkerung einträchtig mit ihr ausgekommen, von da an habe ſie ſich aber immer mehr eine Gewalt angemaßt, die ihr nicht gebühre, habe den Thee in kleineren Portionen verkauft, als ihm mit dem Anſehen ſeines Geſchäfts verträglich ſcheine, habe ſich mit Leuten verbündet, die ihm nicht beſonders reſpektabel dünkten, habe ohne ſein Wiſſen ſeine beſten Commis weggejagt, verlange, daß er ihr Vollmacht gebe, in ſeiner Abweſenheit Geld von ſeinen Bankiers zu beziehen, und daß er ſie zur geſetzlichen Theilnehmerin ſeines Handels annehme. — All ſeine Fragen und Antworten waren vollkommen vernünftig, und ſobald ſeine bei mehreren Gelegenheiten ausbrechende Heftigkeit wieder nachgelaſſen, war auch ſein Benehmen ganz das gewöhnliche. Einmal ließ mich Hr. Davies nicht vor: es iſt aber nicht wahr, daß ich bei dieſer Gelegenheit geſagt habe: „Mir iſts gleich, ob er mich ſieht, oder nicht; er iſt ein völliger Narr!" Ich ſchwöre es, daß ich Dieß nicht geſagt habe. Meine Praxis in Fällen des Wahnſinns iſt nicht groß, aber ausgedehnt in der allgemeinen ärztlichen Beziehung. Es ſind mir mehr Fälle von angeſchuldigtem, als wirklichem Wahnſinn vorgekommen."

Hr. Wright: „Haben Sie die deutſchen Schriftſteller über Wahnſinn geleſen?"

Mackinnon. „Ich kann nicht ſagen, daß ich mit ihren Werken genau bekannt wäre, aber ich bin in Deutſchland geweſen, und habe mich mit vielen Aerzten über dieſen Gegenſtand unterhalten."

Wright. „Was iſt das beſte Werk in Deutſchland über dieſen Gegenſtand?"

Adolph — „Was geht das Sie an, meine Herren Geſchwornen? Sitzen Sie hier um über den Werth deutſcher Schriftſteller zu entſcheiden?"

Wright. „Gut alſo! was iſt das beſte engliſche Buch über Wahnſinn?"

Mack. „Das iſt eine Sache individueller Meinung."

Wright. „Haben Sie Dr. Hamslams Werk über den Wahnſinn geleſen?"

Mack. „Ja."

Wright. „Was halten Sie davon?"

Mack. „Ueber lebende Schriftſteller äußere ich nicht gern eine Meinung."

Wr. „Ich beſtehe auf einer Antwort."

Adolph. „Wahrlich meine Herren, das iſt das erſte Mal, daß ich Jemanden die Kritik bei ſeinem Zeugen-Eid abfordern höre!"

Die Commiſſion entſchied, daß der Zeuge auf ſolche Fragen nicht zu antworten brauche, und that nach nochmaliger Ueberhörung Hrn. Mackinnons den Ausſpruch, daß der Theehändler in Freiheit zu ſetzen ſey. Dieſer trug einigen Freunden die Ordnung ſeiner Angelegenheit auf, zu deren erſter Bedingung er die Entfernung der Mutter aus ſeiner Wohnung machte. Wirklich verließ dieſe das Haus, und er führte das Geſchäft nun wieder einige Zeit mit unbeſchränkter Freiheit. Da er jedoch durch den Lärm, welchen ſein Prozeß beim Publikum gemacht hatte, ein Gegenſtand läſtiger Neugierde geworden war, ſo beſchloß er ſeinen Handel niederzulegen, und ſich aus der Stadt zurückzuziehen. Seine Mutter kaufte ihm das Gewölbe ab, und er iſt jetzt Squire Davies von Trefeen, einem Gut in Montgomeryshire. — Beyläufig erwähnt das Quarterly Review noch zweier andern Individuen, die um dieſelbe Zeit, wie Davies, ins Narrenhaus geſperrt wurden — der eine, weil ſein Unwille auf ſeine Verwandten, die ihn ſeiner Anſicht nach unnöthiger Weiſe gefangen gehalten hatten, unverhältnißmäßig für eine ſolche Veranlaſſung gelten mußte; der andre, weil er, eingerechnet, daß ſein Benehmen und Ausdruck etwas Sonderbares hatte, glaubte, ſeiner Frau jüngſtes Kind ſey nicht das ſeinige. Dieß wurde als Verrücktheit ausgegeben, obwohl die ganze Nachbarſchaft Daſſelbe glaubte, und die Geſchichte ſeiner Heirath, ſein abgelebtes Ausſehen, die Jugend ſeines Weibs und die Rüſtigkeit des Cicisbeo, die Sache höchſt wahrſcheinlich machten.

Giebt Vorſchützung des Wahnſinns ein bequemes Mittel ſich eines läſtigen Gatten zu entäußern, zu dem Vermögen eines reichen Sohnes zu gelangen, ſo ſcheint es andrerſeits beinahe, als ob in dem ſpekulativen Lande auch die Narrenhäuſer nur als Stock eines tüchtigen Capitals errichtet würden, und es dem Unternehmer daran liege, die möglich größte Menge Candidaten für ſeine Anſtalt zu bekommen und darin feſt zu halten, gleich viel, ob ſie einer ſolchen Anſtalt je bedürft haben, oder nicht. Die eben genannte Zeitſchrift macht endlich noch auf die tadelnswürdige Einrichtung dieſer Häuſer aufmerkſam, indem ſie ſagt, das Zimmer eines Wahnſinnigen ſollte immer eine Vorrichtung haben, vermittelſt welcher derſelbe von ſeinen Freunden geſehen werden könnte, ohne ihrer anſichtig zu werden, in England aber würden die Freunde oft wochenlang unter dem Vorwand, daß der Patient zu reizbar ſey, und eine Zuſammenkunft ihm ſchaden dürfte, zurückgewieſen, während das hülfloſe Opfer Bedienten dahin gegeben bleibe, die, wie wir im Verlauf dieſer Erzählung geſehen haben, mit ihren Gefangenen keineswegs aufs Zarteſte umgehen.

Digitized by Google

Ueber die hetruriſchen Vaſenausgrabungen.

(Schluß.)

So ſehr wir rückſichtlich des frühen Zeitalters dieſer trefflichen Vaſen mit der Anſicht des Hrn. Fürſten von Canino übereinſtimmen und ſie noch zu bekräftigen geſucht haben, ſo wie wir uns darin auch noch mit ihm vereinigen, daß wir dieſe Meiſterſtücke als ſelbſtſtändige hetruriſche Kunſtwerke ohne griechiſche Beihülfe betrachten, ſo weichen wir doch darin gänzlich von ihm ab, daß er die Kunſt von Italien nach Griechenland verpflanzt wiſſen will. In dieſer Anſicht wird ihm wohl kaum irgend Jemand beipflichten. Auch halten wir Dieß nicht für ſo ernſtlich gemeint, und ſchreiben es bloß dem Ausbruch der Freude über dieſen bedeutenden Fund zu, die ihn etwas weiter gehen ließ, als er verantworten kann. Dieß thaten aber auch auf der andern Seite mehrere alte Schriftſteller. So kann man unmöglich mit Tacitus und Plinius annehmen, daß Demaratus, welcher gegen das Ende des erſten Jahrhundert der Gründung Roms wegen der Tyrannei des Cypſelus von Korinth nach Tarquinia auswanderte, die Schrift und die Kunſt nach Hetrurien gebracht haben ſoll. Zu dieſer Zeit reifte die Macht des hetruriſchen Staats ſchon ihrem Untergang entgegen. Eben ſo wenig läßt ſich die Behauptung Cicero's, daß man Alles den Griechen verdanke, ſo weit ausdehnen, und ſie kann mehr nur als eine Aeußerung der Vorliebe dieſes Redners für die Griechen gelten *). Denn mit der oben angeführten Stelle Diodor's ſtimmen auch faſt alle Schriftſteller überein, daß nämlich die Römer in frühern Zeiten ihre ganze Civiliſation von den Hetruriern entlehnt haben. Die Einrichtung ihrer Triumphzüge, die Wahrſager, Zeichendeuter, die Lictoren mit den Faſces ꝛc. ſind von den Hetruriern hergenommen. Die bekannte Stelle des Silius italicus bezeichnet ſogar die hetruriſche Stadt Vetulonia namentlich als diejenige, welche die Faſces mit den Beilen, die elfenbeinernen Stühle, und die mit Purpur ausgeſchlagenen Röcke zuerſt eingeführt habe. Vetulonia wird überhaupt als eine vorzügliche Stadt der Hetrurier gerühmt von den Alten, und Dionyſius von Halikarnaß und Plinius rechnen ſie zu den fünf Städten, welche den von den Römern vertriebenen König Tarquinius mit Truppen unterſtützten. Doch geſchieht nirgends Erwähnung, daß Vetulonia die Hauptſtadt des hetruriſchen Reichs geweſen ſey, wie der Hr. Fürſt glaubt. Da Hetrurien eine gleichförmige ariſtokratiſche Verfaſſung hatte, ſo iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß keine beſondere Hauptſtadt, worin ſich alle Kräfte des Reiches concentrirten, vorhanden war. Noch weit irriger aber iſt die Behauptung des Hrn. Fürſten, daß in Griechenland keine Vaſen gefunden würden. Es exiſtiren im Gegentheil ſehr viele Vaſen, die man in Griechenland gefunden hat, und deren werden noch täglich gefunden, von denen die Authenticität eben ſo wenig in Zweife gezogen werden kann, als die Echtheit der obengenannten Vaſen Sammlungen. Der Unterſchied iſt folgender. Erſtens hat da eigentliche Griechenland bis jetzt keine Ausbeute von Vaſen geliefert, welche ſich mit den hetruriſchen vergleichen laſſen. Zweiten geht den griechiſchen auch die Mannigfaltigkeit der Formen ab, o es wohl dort jede Gattung von Fabrication giebt. Eine Gattun trifft man ſogar in Griechenland vor, wie ſie in Hetrurien no nicht entdeckt worden, wir meinen die Vaſen von einem ga weißen Grund. Dieſer iſt jedoch nicht ein eingebrannter glä zender Firniß, ſondern eine Art matter Kreidegrund, wie etw auf den zubereiteten Holztafeln der alten Bilder. Auf dieſe Tempragrund ſind die Umriſſe der Figuren roth gezeichnet, di nackten Theile weiß gelaſſen, die Haare und die Gewänder mi bunten Farben auf das Schönſte colorirt, nicht etwa wie bei de hetruriſchen Vaſen, ſondern ganz wie bei den pompejaniſche Wandgemälden. Bisweilen iſt auch Gold aufgeſetzt, und de Schmuck wie Ohrgehänge, Armbänder u. ſ. w. gewöhnlich in er habener Arbeit dargeſtellt. Der Verfaſſer hat dergleichen Ge fäße von ganz vorzüglicher Schönheit geſehen, die an Reinhei des Stils die hetruriſchen Vaſen übertreffen, indem bei dieſen ſelbſt den allervorzüglichſten immer noch eine gewiſſe Con venienz, ein gewiſſer angenommener Typus in der Zeichnun herrſcht, wovon aber jene gänzlich frei ſind. Da dieſe weiße Vaſen kein Firniß bedeckt, ſo ſind ſie auch mehr dem Verderbe unterworfen, und ſehr ſchwer zu reinigen. Wir *halten ſie fü* jünger als die gefirnißten, und beſäße man *deren viel*, ſo würden auch die darauf abgebildeten Gegenſtände unſere Muthmaßun bekräftigen, indem nach dem Wenigen zu ſchließen, was un hievon zu Geſicht gekommen, die *mythologiſchen* Figuren darau ſchon einen neuern Schnitt *haben*. Auf den *hetruriſchen* Vaſe erblickt man ſehr viele *geflügelte* Gottheiten und *Helden*, wi die griechiſche Kunſt *dieſelben* nur in ſehr frühen *Zeiten* vo ſtellte, auch alle männliche Gottheiten mit Bärten, ſogar Apol wovon uns freilich nur ein Beiſpiel bekannt iſt: auf eine trefflichen und bis jetzt noch ganz einzigen Schale in der aus gezeichneten dorov'ſchen Sammlung, worauf die Hauptgötter a gebildet ſind, erſcheint Apoll mit einem Bart. Die hetruri Kunſt zeigt ſich überhaupt mehr ſymboliſch, als die griechiſch und hat ſich nie davon losgeſagt, ſelbſt in ihrem Verfall nic ſo wie ſie auch ihren orientaliſchen Urſprung niemals ganz ve leugnet. Sogar in der Art, wie manche hiſtoriſche Begebenh ten aufgefaßt ſind, laſſen ſich die Spuren dieſes Vaterlan aller Symbolik wahrnehmen. Wie der Orient ſchon in d früheſten Zeiten auf die Civiliſation der übrigen Welt gewirk mag immerhin räthſelhaft ſeyn und bleiben, daß Dieß aber g ſchah, iſt wohl nicht in Zweifel zu ziehen. Es iſt daher a natürlich, daß die älteſten Monumente auch noch mehr Verwan ſchaft mit ihm zeigen, als die ſpätern, die ſich immer mehr d von entfernten. Obgleich wir behaupten, daß in Hetrurien u in Griechenland die Kunſt bis zu einer gewiſſen Zeit ſich ſel ſtändig entwickelt hat, ſo ſcheint uns doch nach den jetzt vo genden Daten, daß in Hetrurien die Vaſenfabrication nicht

*) Selbſt mit der Annahme zweier Perioden, wie es der Hr. Fürſt thut, iſt der Widerſpruch nicht gehoben. Denn die Schrift kann Demaratus nicht ſo ſpät nach Hetrurien gebracht haben. Auch kann die Kunſt niemals in Hetrurien ſo erloſchen geweſen ſeyn, daß ſie durch Demaratus wieder neu ins Leben gerufen ſeyn ſollte, beſonders da ſie früher einen ſo hohen Standpunkt erreicht hatte. Die ſpätern hetruriſchen Kunſtwerke ſind zudem meiſt ſchlecht, und halten mit unſern Vaſen gar keinen Vergleich aus.

Digitized by Google

vorzüglich betrieben wurde, ſondern daß dieſem Lande auch die Erfindung oder wenigſtens die Vervollkommnung der Zubereitung der gebrannten Erde angehört. Wir bauen dieſe Vermuthung darauf, daß der Gebrauch von Ziegelſteinen jeder Art in Italien von jeher ſehr häufig war, während in Griechenland nur ſelten dieſes Material angewandt wurde. Es kann daher ſehr wohl ſeyn, daß in dieſem Zweige der Kunſt Hetrurien Griechenland übertraf, und daß die hetruriſchen Vaſen, welche man in Griechenland ausgrub, durch Handel von Italien dahin gelangten, ausgenommen jene weißen Vaſen, die unbezweifelt ein ächtgriechiſches Produkt ſind. Wurden aber auch diejenigen Vaſen, welche den hetruriſchen gleichen, in Griechenland verfertigt, ſo geſchah Dieß gewiß nach hetruriſchen Muſtern, während jene weiße Vaſen griechiſcher Erfindung aus der Blütezeit der griechiſchen Kunſt ſeyn können, wodurch auch ihr Kunſtwerth um ſo höher ſtehet. Bei den Griechen läßt ſich allerdings ſchließen, daß zu jener Zeit ihre Vaſen dieſelbe Stufe der Trefflichkeit erreicht hatten, auf welchen bei ihnen alle Zweige der Kunſt ſtanden; allein bei den Hetruriern, wo wahrſcheinlich die geſammte Kunſt ſich nicht zu dieſer höchſten unübertreffbaren Vollendung emporſchwang, kann recht gut der umgekehrte Fall eintreten: daß ſie nehmlich in der Bereitung der Vaſen eine Höhe einnahmen, zu welcher die übrigen Kunſtfächer ſich nicht erhoben. Der nehmliche Fall iſt mit der Kunſt des Mittelalters. Es ſtehen dort ebenfalls nicht alle Zweige der Kunſt auf gleicher Stufe, ſo ſteht z. B. die Bildhauerei den übrigen bedeutend nach, und der maleriſche Sinn und Hang haben bei Weitem die Oberhand gewonnen. Daß bei den Hetruriern die Vaſen zum Handelsartikel geworden, läßt ſich aus der großen Anzahl der Künſtler, die ſich damit beſchäftigt, folgern. Die bis jetzt gefundenen Namen mögen ſich in die Hunderte belaufen.

Außer den Vaſen bekam man aus den Hypogeen auch ſehr ſchöne Bronzen, meiſt in hübſch verzierten und ſchön geformten Gefäßen und kleine Idole, worunter ebenfalls manche von ſchöner Arbeit; auch viel bronzene und eiſerne Waffen, darunter ein ſehr ſchön verzierter Schild in der dorow'ſchen Sammlung, der wegen ſeiner Größe und geſchmackvollen Anordnung wohl bis jetzt ſeines Gleichen ſucht; derſelbe war ganz mit Goldblech überzogen, wovon noch einige Stücke in dieſe Sammlung übergingen; er ſtammt aus den Hypogeen von Tarquinia. Viele Scarabäen, darunter manche von bedeutender Größe und guter Arbeit, andere geſchnittene Steine, elfenbeinerne und ſchmaltene Idole, ganz den egyptiſchen ähnlich, viele bronzene Masken des gehörnten Bacchus mit emaillirten Augen, bronzene Kirchengeräthſchaften, und ſehr viele goldene Schmuckſachen, von ganz vorzüglicher ſchöner Arbeit, ſind fernere Früchte dieſer glücklichen Grabungen. Zum Schluſſe bemerken wir noch für diejenigen Gelehrten, denen etwa der Catalog des Hr. Fürſten von Canino in die Hände kommen ſollte, daß die darin bekannt gemachte Inſchrift von einer Schale mit Buchſtaben, welche den perſepolitaniſchen oder überhaupt andern altorientaliſchen ähnlich ſeyn ſollen, ganz und gar falſch iſt. Der Verfaſſer hat die Vaſe genau unterſucht, und hat gefunden, daß dieſe vermeinte Schrift nichts Anders iſt, als Sprünge in dem Firniß. Dieſelbe hat nehmlich einen ſchwarzen Kreis am Rande, der Firniß iſt wahrſcheinlich zu dick aufgetragen, ſo daß ſich entweder beim Brennen, oder ſpäter kleine Riſſe gebildet, wie etwa auf dem Firniſſe von alten Bildern. Durch dieſe feinen Sprüngchen ſieht die gelbe Tonerde der Vaſe heraus, und die hierdurch entſtandenen unregelmäßigen Züge hat der Hr. Fürſt als eine Inſchrift bekannt gemacht. Der Irrthum fällt ſelbſt dem unkundigſten Beſchauer jener Vaſe ſogleich in die Augen, indem dieſe vermeinte Inſchrift nicht einmal mit der Art übereinſtimmt, wie durchgängig die Inſchriften auf Vaſen geſchrieben ſind. Dieſe ſind entweder mit ſchwarzer, brauner oder weißer Farbe mittelſt dicker Striche aufgetragen oder tief eingegraben. Jene Züge ſind aber ganz fein und gezahnt, wie Dieß bei jedem Sprung zu ſeyn pflegt. Wir glauben hierauf nicht nur deßhalb aufmerkſam machen zu müſſen, weil eine einzige ſolche falſche Angabe leicht einen Irrthum über den ganzen Gegenſtand verbreiten kann, ſondern weil auch dadurch zu Lächerlichkeiten Anlaß gegeben wird. Es hat hier bereits an Auslegern dieſer Inſchrift nicht gefehlt. Die Architektur, welche auf dieſen Vaſen vorkommt, iſt die doriſche und die joniſche Ordnung. Endlich iſt noch zu bemerken, daß diejenige Gattung von Vaſen, welche von ganz ſchwarzer Erde ſind, und die von einigen Alterthumsforſchern unrichtig für ungebrannt gehalten werden, ſich auch in den Gräbern in Griechenland finden, doch aber hier meiſt klein und unbedeutend. Die Vaſen, welche man in Chiuſi zu Tauſenden ausgräbt, und zwar in einer ſo großen Abwechslung von Formen, daß ſich die bemalten Vaſen in dieſer Hinſicht gar nicht damit vergleichen laſſen, ſcheinen ein nicht hetruriſches Produkt zu ſeyn, und Chiuſi war ohne Zweifel der Hauptfabrikort davon. Denn es giebt daſelbſt ſehr wenige bemalte Vaſen, und dieſe ſind gewöhnlich im älteſten Stil. Von den ſchwarzen Vaſen mit Basreliefs hat man bis jetzt aus Griechenland keine. In den beſprochenen Hypogeen und in denen von Tarquinia haben ſich dieſe Vaſen ebenfalls gefunden, doch lange nicht in ſolcher Mannigfaltigkeit und Menge, als in Chiuſi.

Csoma de Körös.

Zu den Männern, welche der Drang des Wiſſens allen Schwierigkeiten trotzen läßt, gehört der ungriſche Reiſende in Tübet, Csoma de Körös (vergl. Ausl. vor. J. S. 1363). In der Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Calcutta vom 1 July 1829 hatte man durch einen Brief an Hrn. Fraſer neue Nachrichten von ihm erhalten, und es wurde beſchloſſen, ihm eine monatliche Unterſtützung an Geld angedeihen zu laſſen, ſo wie ihn mit allen Büchern zu verſehen, die in Calcutta aufzutreiben wären. Dr. Gerard, der kürzlich von ſeinem Ausflug nach dem Himalaya zurückgekehrt war, erzählte bewunderungswerthe Dinge von dem wiſſenſchaftlichen und literariſchen Heroismus dieſes Mannes. Er traf ihn in dem Dorfe Kanum, in einer kleinen Hütte, in ſeine gelehrten Studien vertieft, wohl und geſund. Seine Hütte liegt in der Mitte zahlreicher Mönchs- und Nonnenklöſter in einer äußerſt romantiſchen Gegend. Den Winter von 1828/29 hatte Csoma de Körös in einer Höhe von 10,000 F. über dem Meer zugebracht: in dieſer Höhe ſaß er von Kopf zu

Fuß in wollene Tücher eingemummt an ſeinem Schreibpult, den ganzen langen Tag, ohne eine andere Erhalung als ſein frugales Mahl, welches unabänderlich aus einer Suppe von Thee, Butter, Waſſer und Salz beſtand. In Kanum war die Kälte verhältnißmäßig unbedeutend gegen den Winter in dem Kloſter von Zunskar, in welchem er mit ſeinem Lama und einem Diener, ſämmtlich auf ein Gemach von 9 Quadratfuß beſchränkt, ein Jahr lang herbergte. Ueber vier Monate hielt ihn dort die Witterung, da die Temperatur unter 0 blieb, in's Zimmer gebannt. Die Kälte wird als ſo ſtreng geſchildert, daß es eine ſchwierige Aufgabe für ihn geweſen ſey, ſeine Hände aus dem Fließ ſeiner Aermel hervor zu thun, um ein Blatt umzuwenden. Deſſenungeachtet las und ſtudirte er ohne Feuer, ohne Bett, und durch Nichts als die einfachen Wände des Gemachs gegen die Schrecken des Clima's geſchützt, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend und nach der Dämmerung ſelbſt ohne Licht. In dieſer Lage ſammelte und ordnete er 40,000 Wörter der tübetaniſchen Sprache zu einem Lexikon, mit dem er, ſo wie mit einer Grammatik derſelben Sprache, wahrſcheinlich in dieſem Augenblick fertig iſt. Sein Freund der Lama ſoll ein Mann von ausgebreitetem Wiſſen und ſehr anſpruchloſem Benehmen ſeyn; von dem vereinten Eifer beider laſſen ſich bedeutende Reſultate erwarten. Die Forſchungen unſers Reiſenden umfaſſen die Religion, Philoſophie, Geſchichte, Ethnographie ꝛc. der Völker um ihn her, und er hat große Luſt, von Tübet ſich nach der Mongolei zu begeben.

T e x a s.

3. Flüſſe und Seen.

(Fortſetzung.)

Der Dreieinigkeitsfluß hat ſeine Quelle in den Croß Timbers, unter 33° 45′ n. Br. und 21° w. L.; er fließt in ſüdöſtlicher Richtung 100 M. bis zu ſeinem Zuſammenfluß mit ſeinem öſtlichen Arm, hierauf 60 M. ſüdöſtlich bis zu einem andern beträchtlichen Arm, der ihm von Oſten kommt. Die letztere Richtung behält er von da bei 170 M. lang, bis er in den Nordoſtwinkel der Galveſtonbai mündet. Die ganze Länge des Trinidad iſt 390 M., ſeine Hauptrichtung SSO, ſein Bewäſſerungsareal 15,500 Quadratm.

Rio San Jacinto entſpringt unter 30° 45′ n. Br. und 18° 50′ w. L. Sein Lauf iſt 100 M. ſüdöſtlich; er ergießt ſich 20 M. ſüdweſtlich von der Mündung des Trinidad in die Galveſtonbai. Der Buffalo Bayou, der bedeutendſte Arm des San Jacinto, fließt öſtlich und ergießt ſich 23 M. von ſeiner Mündung in dieſen Fluß. Er iſt 90 bis 100 Schritt breit und eignet ſich gut zur Schooner-Schifffahrt bis 8 M. oberhalb Harrisbury. Das Bewäſſerungsareal des San Jacinto umfaßt 3,450 Quadratm.

Der Brazos, oder vielmehr ſein Hauptarm der Tanpisaracho, entſpringt in den großen Steppen, unfern der weſtlichen Grenze der Provinz, unter 33° n. Br. und 25° 30′ w. L.; nach einem öſtlichen Lauf von 130 M. ergießt er ſich in den großen Salzſee der Comancher. Dieſer See, eigentlich blaß eine Erweiterung des Brazos, in Folge der unzähligen Salzquellen, welche in der Nachbarſchaft ſind, hat eine Länge von 20 M. von O nach W, und eine mittlere Breite von 4 M.; er bietet dem Reiſenden einen angenehmen Contraſt dar gegen den furchtbar einförmigen Anblick der Steppen, deren ununterbrochene Fläche der gewaltigſten Geſichtskraft trotzt. Die zwei ſtarken Flüſſe Taſohunava und Keriachehunova, der erſtere von NW, der letztere von SW kommend, vergrößern die Waſſermaſſe des Salzſees. An ſeinem öſtlichen Ende verengt ſich der See wieder zum Fluß, welcher als Brazos ſeinen öſtlichen Lauf noch 30 M. fortſetzt, bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Jucoquafluß, der von N her in ihn fällt. Jetzt wendet ſich der Brazos gegen NO und empfängt 45 M. unter der Mündung des Jucoqua von SW den Tarary. Hierauf wird ſein Lauf ſüdöſtlich und unter 28° 53′ n. Br. und 18° 22′ w. L. beſchließt er ihn im mexicaniſchen Meerbuſen. Die Länge des Brazos iſt 700 M.; ſeine Hauptrichtung SO; ſein Bewäſſerungsareal 50,000 Quadratm.; ſeine Breite bis Brazoria im Durchſchnitt 300, von da bis zu dem Dorf Waco 200 Yards. Bis zur Grenze von Ebbe und Fluth, d. h. etwas über Brazoria hinauf, kann man ihn zu allen Zeiten beſchiffen, und bei Hochgewäſſern, welche häufig eintreten, können kleine Dampfboote bis San Felipe de Auſtin, 118 M., und Kielboote bis zum Dorf Waco, 268 M. vom Golf, hinauf. Die Mündung des Brazos verſchließt eine 30 Yards breite Barre, over welcher man nur mit Sicherheit auf 6 Fuß Waſſer rechnen darf, obwohl die Tiefe zuweilen 8 und 9 F. beträgt. Die Ufer des Brazos ſowohl als die ſeiner zahlreichen, namentlich nördlichen Zuflüſſe liegen ſehr ſchön; zumal gegen das Gebirg hin, wo ſich die Fluthen über die Klippen von San Saba herabſtürzen, wird die Scenerie äußerſt romantiſch und impoſant.

(Schluß folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

Zweite Sitzung.

(Fortſetzung.)

Die ledige Ganthier, Hrn. Courier's Köchin, wird vorgefordert. Sie erklärt, als Fremont am Abend des 10 April von ſeiner Runde heim kam, habe er zu ihr geſagt, daß er Hrn. Courier an dem ausgemachten Ort nicht gefunden, und zugleich habe er gethan, als ob er ſeinen Herrn rufen und ihn in ſeinem Zimmer ſuchen wollte. Sie fügt hinzu, Fremont ſey ihr ganz und gar nicht wie betrunken vorgekommen. Der Präſident zu Fremont: Ihr ſeht es, da ſpielt Ihr noch den gefälligen Diener, nachdem Ihr Euren Herrn getödtet habt; ſagt uns die ganze Wahrheit. Fremont: Ich habe ſie geſagt; (und dabei wiederholt er ſeine ganze frühere Ausſage mit denſelben Worten und mit derſelben Betonung.) Präſident: Was hat Symphorien bewogen, Hrn. Courier zu ermorden? Fremont: Symphorien ſagte: wir bekämen es beſſer, wenn der Herr todt wäre, weil dann die Frau, die ſeit drei Monaten in Paris war, nicht ins Kloſter müßte. Präſident: Was hättet Ihr durch Hrn. Courier's Tod gewonnen? Fremont: Ich, ich hätte völlig Nichts gewonnen; ich wäre nicht Mehr geworden, als ich war. Präſident: Stand Madame Courier mit Peter Dubois in Briefwechſel? Fremont: Jedermann wußte es. Der Präſident: Arrault hat bekannt, daß er oft Briefe beſorgte? Arrault: Ich habe Bücher und Zeitungen beſorgt; keine Briefe. Dubois: Ich habe nie Briefe empfangen. Procurator: Madame Dubois hat ſelbſt erklärt, daß ſie Euch geſchrieben hat. Präſident zu Fremont: Ihr behauptet, daß Symphorien Euch zum Mord veranlaßte, indem er ſagte, Madame Courier wolle es, und doch iſt ſie diejenige, welche Euch gerichtlich belangt.

Habt Ihr dieſer Dame, als ſie von Paris zurückkehrte, das Verbrechen entdeckt? Fremont: Man kommt nie ſehr in Verſuchung, ſolche Dinge zu ſagen.

Präſident zu Dubois: Wißt Ihr, warum Hr. Courier Euch aus ſeinem Dienſt entließ? Dubois: Nein. Präſident: Madame Courier hat von dieſen Beweggründen geſprochen. Dubois: Ich weiß Nichts, als daß dieſe Gründe falſch ſind. Präſident: Die Unterſuchung hat aber gezeigt, daß das Benehmen der Madame Courier gegen Euch leichtſinnig, ſeltſam war. Dubois: Sie benahm ſich gegen mich wie gegen alle Domeſtiken, wie gegen Jedermann.

Arrault, befragt über die Umſtände, welche die Entdeckung des Leichnams begleiteten, giebt an, daß einer der Arbeiter, die mit ihm waren, Fremont bat, den Todten zu durchſuchen, daß dieſer aber ſich deſſen weigerte aus Furcht, wie er ſagte, ſich zu compromittiren.

Ein Geſchworner: Hr. Präſident, wollen Sie nicht Fremont fragen, ob man ihm nicht ſeine Lektion hat auswendig lernen laſſen? Wir haben wahrgenommen, daß, als er ſeine geſtrige Ausſage heute wiederholte, er ſich derſelben Ausdrücke und derſelben Betonung bediente. Fremont: Ich habe die Sache geſagt, wie ſie iſt.

Der Hufſchmid Goubert erſcheint, um von einigen ungeziemenden Aeußerungen Rechenſchaft zu geben, welche Peter Dubois über Madame Courier ſich erlaubt haben ſollte, als er einen Monat vor Hrn. Courier's Ermordung deſſen Pferde bei ihm beſchlagen ließ. Dubois: Ich konnte Hrn. Gourriers Pferde nicht einen Monat vor deſſen Ermordung beſchlagen laſſen, da ich 13 Monate vorher ſeinen Dienſt verließ. Präſident: Ihr habt vor dem Inſtruktionsrichter hievon Nichts vorgebracht? Goubert: Der Hr. Moire Debeaune von Veretz hat mir aufgetragen, es zu ſagen. Hr. Barthe macht das Gericht darauf aufmerkſam, daß Peter Dubois dieſe Aeußerungen, die man ihm Schuld giebt, nicht gethan haben konnte, und daß alſo die Zeugen von Hrn. Debeaune über Das, was ſie anzugeben hätten, vorher unterrichtet worden ſeyen. Uebrigens ſprach der Zeuge auch noch von der Anweſenheit der Madame Courier in La Chaonniere, während ſich beweiſen laſſe, daß ſie damals in Paris war.

Nach Vornahme zwei unbedeutender Zeugen läßt der Präſident Boutet und Arrault entfernen. Dubois bleibt, welchen er fragt, ob es wahr ſey, daß er einige Zeit vor dem Morde mit Fremont in der Schenke von Chêne Pendu zuſammengetroffen, leiſe geſprochen und ihn umarmt habe? Dubois: Das iſt falſch; ich ging zu Tricot (Name des Wirts); ich traf Fremont; ich bot ihm die Hand; aber ich habe ihn nicht umarmt. Fremont: Ich war bei Tricot; Dubois kam; er tätſchelte mich; umarmte mich; klopfte mich (m'a tapoté) auf die Knie. Wir traten in ein anderes Zimmer; hier meinte er: wenn er, wie ich, ſo oft mit Hrn. Courier im Wald wäre, ſo würde er wohl Gelegenheit finden ... Weiter ſagte er nicht. Dubois: Das iſt falſch; ſo Etwas iſt mir nicht in den Mund gekommen. Fremont (kalt): Nun doch, Du haſt es geſagt. Dubois: Du biſt ein Betrüger. Fremont: Du haſt's geſagt; ich bin nicht dabei intereſſirt, daß ich es ſage; wenn ich es daher ſage, ſo muß es wahr ſeyn. Präſident zu Fremont: Hat er Euch ſonſt Nichts geſagt? Fremont: Ich erinnere mich nicht. Dubois: Es wäre wohl möglich, daß er ſich noch alles Möglichen beſänne, da er ſich einer Sache erinnert, die ich nicht geſagt habe. Präſident zu Fremont! Waren Arrault und Boutet da, als er Euch umarmte? Fremont: Ich erinnere mich nicht. Präſident: Ihr habt bloß ein Gedächtniß für Dinge, die Ihr ſagen wollt. — Arrault und Boutet werden eingeführt; ſie behaupten, daß ſie nicht bei Tricot geweſen. Der Wirth dagegen verſichert, daß ſie ſich mit Fremont bei ihm befanden, und daß ſie in ſeiner Kammer alle vier mit einander flüſterten. Arrault: Ihr täuſcht Euch, Vater Tricot; ich war nie bei Euch mit Dubois und Fremont. Tricot: Gewiß Ihr Drei wart mit Fremont bei mir, ich ſchwöre es bei Gott und den Menſchen. Dubois: Vater Dubois irrt, wenn er ſagt, daß ſie bei ihm waren. Ich weiß, daß er Dieß nicht aus Bosheit gegen mich ſagt; aber er kann ſich täuſchen. Tricot (lebhaft): Ich weiß es zu gewiß: Arrault, Boutet, Fremont waren mit Dir zuſammen. Präſident zu Fremont: Wie es ſcheint, liegt Euch Viel daran, daß man nicht glauben ſoll, der Mord ſey eine vorbedachte That; ohne Zweifel denkt Ihr, es ſey gefährlich, Dieß zu geſtehen? Fremont: Nein, ich fürchte Nichts. Präſident: Fürchtet Ihr Euch vor Niemand, wenn Ihr die ganze Wahrheit geſtündet? Fremont: Selbſt wenn ich für mich fürchtete, würde ich eben ſo Alles ſagen. Präſident: Habt Ihr Nichts davon gehört, daß Barrier, welcher in Eurer Sache Zeuge war, ermordet worden ſey? Fürchtet Ihr daſſelbe Loos? Fremont: Nein, ich fürchte Nichts; ich wiederhole, Arrault und Boutet waren nicht mit mir bei Tricot. — Der Tiſchler Voland giebt an, daß er es geſehen, wie Dubois Fremont umarmte und ihm ins Ohr ſprach; dieſer Umſtand ſey ihm ſpäter, nach Hrn. Courier's Ermordung, wieder eingefallen, und er habe gedacht, daß die Burſche wohl in dieſem Augenblick den Mordplan ausgebrütet hätten. — Dubois leugnet, daß er Fremont umarmte, und Fremont beſtätigt, daß er nich umarmt worden; ob er gleich einige Augenblicke zuvor das Gegentheil betheuerte; es ſcheint aber, daß weder das Gericht noch die Geſchwornen dieſen Widerſpruch bemerkten. So endete die Sitzung vom 10.

Dritte Sitzung.

In der Sitzung vom 11 dauert das Verhör der Zeugen fort. Mehrere derſelben beſtreiten die Angabe, daß ſie die Grivault in der Kirche von Saint-Avertin mit Veillaut getroffen, aufs Beſtimmteſte. Andere, denen ſie ihre Verhältniſſe mit Veillaut anvertraute, bezeugen, Dieß noch vor wenigen Tagen von ihr gehört zu haben. Dieß leugnet jetzt aber die Dirne, ob ſie gleich ſelbſt dem Gericht über die Art der Verhältniſſe, welche ſie an Veillaut knüpften, keinen Zweifel übrig gelaſſen.

Saget, ein Domeſtike Hrn. Courier's, wird vernommen: Am 11 traf er, als er Hrn. Courier's Leichnam ſuchen half, Dubois Vater und Sohn in Tricots Schenke. Sie befanden ſich daſelbſt ſeit dem früheſten Morgen und wollten nicht fort, ehe ſie wußten, ob auf Jemand Verdacht fiele. André, genannt Conpeau, welcher gleichfalls in der Schenke war, erzählt, daß er, als er Hrn. Courier's Tod erfuhr, zu Peter Dubois ſagte: Nimm Dich in Acht, Burſche, man wird bei Dir Verdacht ſchöpfen. Auf die Frage des Präſidenten erklärt Conpeau, daß er Dieß aus der Art geſchloſſen, wie Peter Dubois zu Hrn. und Frau Courier ſtand.

Man ruft die Frau Fremont. Eine allgemeine Bewegung der Neugierde zeigt ſich unter dem Publikum. Ich weiß Nichts von Allem, ſagt ſie, indem ſie haſtig eintritt. Ich kann bloß auf die Punkte antworten, die man mich fragen wird. Was Hrn. Courier's Tod betrifft, ſo habe ich davon keine Kenntniß; ich hatte auch vorher

Digitized by Google

keine Ahnung davon; ſonſt hätte ich das Unglück verhindert. Präſident: Hat Euch Euer Mann ſeitdem Etwas mitgetheilt? A. Er hat mir Nichts geſagt. Er geſtand mir ſelbſt Hrn. Coueier's Tod nicht eher, als nachdem er gegen Andere damit herausgerückt war. Bis auf dieſe Zeit blieb ich immer arglos über mein Unglück. Fr. Bemerktet Ihr an Eurem Mann bei ſeiner Heimkunſt am Abend des 11 Aprils nichts Ungewöhnliches in dem Ausdruck ſeines Geſichts? A. Mir iſt Nichts aufgefallen. Es gehört Viel dazu, meinen Mann aus der Faſſung zu bringen. Er kam mir nicht anders vor als ſonſt. Fr. Habt Ihr Eurem Mann keinen böſen Rath gegeben? A. Nie habe ich ihm Etwas der Art in den Kopf geſetzt; wenn er es that, ſo that er es, weil er dazu genöthigt wurde; eine Urſache, es zu thun, hatte er nicht. Fr. Ihr ſeyd nach Tours gekommen, um Euch wegen Eures Mannes Raths zu erholen? A. Ja, ich habe mich erkundigt, ob er wieder gefaßt werden könnte; man hat mir erwiedert, es könnte auf hundert Jahr Galeeren für ihn hinauslaufen. (Bei dieſen Worten geräth Fremont, der bisher ruhig geweſen, in die heftigſte Beſtürzung; er verbirgt ſein Haupt in ſeinen Händen.) Präſident zu Fremont: Fürchtet Ihr, nochmals in Anklageſtand verſetzt zu werden? A. Ich habe ſchon auf Alles geantwortet, was man mich fragt. Die Frau zu ihrem Mann: Nicht Dieß iſt, worauf Du antworten ſollſt, ſondern ob Du fürchteſt, daß man Dich belangen könnte, weil Du Hrn. Courier getödtet haſt? Fremont fährt fort, die Hände über das Geſicht zu halten und entwortet Nichts. Die Frau: Hr. Präſident, er iſt ſeit drei Tagen gar nicht wohl. Am Dienſtag koſtete es ihm ſo viel Mühe, hieher zu kommen, daß er unterwegs wie todt umſank. Seit mehr als zwei Tagen nahm er Nichts zu ſich. Präſident: In Bezug auf den Mord hat er Nichts zu beſorgen; das Entbindungsurtheil ſchützt ihn; aber er ſetzt ſich allerdings ſehr ſchweren Strafen aus, wenn er die Wahrheit nicht ſagt. Die Frau: Er hat mir geſagt, daß er nicht Mehr ſagen würde; daß er Alles geſagt habe. Er hat nicht geſagt, daß die Andern nicht dabei geweſen, ſondern nur, daß er ſie nicht geſehen. Frau Fremont erzählt hierauf eine Unterredung mit Madame Courier, als dieſe nach La Chavonniere zurückkam. Ich bildete mir wohl ein, ſagt ſie, daß Madame ihn in Verhaft nehmen laſſen würde, weil mein Mann es war, der ſie beobachtete, und der Hrn. Courier über Alles ſchrieb, was er ſah. Auf eine rechtfertigende Bemerkung von Seiten des Hrn. Barthe in Bezug auf die Anſchuldigungen, welche man von Neuem gegen Madame Courier vorbringen zu wollen ſcheine, antwortet der k. Procurator, es ſey nicht zu leugnen, daß Fremont mit Hrn. Courier Briefe gewechſelt. Der Procurator lieſt mehrere Eingänge von Briefen vor, die man in der Kammer des Wildſchützen fand; z. B.: „Mein Herr, Madame Courier wünſcht, daß man eine große Jagd veranſtalte, um einen Haſen zu ſchießen. Da es aber nicht möglich iſt, eine ſolche Jagd allein zu halten, ſo braucht man Jäger, um einen ... ꝛc.“ Ein anderer Brief, der noch bezeichnender lautete, war an Madame Courier gerichtet: „Madame, ich bitte Sie, ſich nicht zu entfernen, wenn der Herr abweſend iſt, ſonſt haben es Ihre Domeſtiken zu büßen. So viel Narrheit verdient Züchtigung. Fleißig die Meſſe beſuchen iſt der beſte von allen Grundſätzen.“ Fremont, welchen man fragt, was er mit dieſer letzten Redensart gemeint, antwortet: es ſeyen abgeriſſene Gedanken aus Büchern, die er auf Papierſchnipfel hingeſchrieben. Die Frau bittet jetzt um Erlaubniß, mit ihrem Mann ſich einen Augenblick wegzubegeben; was ihr geſtattet wird. Hr. Barthe läßt ſich vom Gericht beurkunden, daß Fremont bekannte, er habe auf Hrn. Courier geſchoſſen.

Clement Gerier, Adjunkt des Maire von Veretz, bringt einige Angaben vor, die er von Fremont vernommen, und fügt gelegentlich bei, er habe die Grivault in ziemlich vorgerückter Schwangerſchaft geſehen. Die Grivault erhebt ſich im Augenblick, den Adjunkten zu lügen zu ſtrafen, der nichts deſtoweniger auf ſeiner Behauptung beharrt.

Die Witwe Barrier bezeugt unter beſtändigem Weinen, daß ihr Mann es war, der von Hrn. Courier den Auftrag erhielt, Fremont auf den Abend nach Chêne Pendu zu beſtellen. Symphorien Dubois befand ſich bei Fremont. Gut, ſagte er, als er die Beſtellung hörte; Dieß iſt uns gerade recht. Werden die Andern kommen, fragte Fremont. Ja, erwiederte Symphorien, ich hole meinen Vater und die Andern. Nachher, ſchließt die Witwe Barrier, ſpeiste mein armer Mann mit den Beklagten eine Gans und zwei Tage darauf verſchied er unter heftigem Erbrechen. Einige Augenblicke vor ſeinem Ende ſagte er: Ich bin verrathen. (Nach einer Bemerkung des Procurators wurde der Leichnam 21 Tage nach der Beerdigung ausgegraben, ohne daß man jedoch bei der Autopſie eine Spur von Vergiftung entdeckte.)

Die Frau Pieton, welche Symphorien Dubois in ſeiner letzten Krankheit wartete, wird verhört. Wie ſie berichtet, beſuchte Madame Couriter den Kranken in ſeinen letzten Stunden, und da der Schweiß auf ihm ſtand, nahm ſie ein Schnupftuch *und trocknete ihm* die Stirn. Den folgenden Tag kam ſie wieder und ſetzte ſich neben die Leiche: ich verliere an ihm, ſagte ſie, einen guten Diener; war er da, ſo konnte ich mich darauf verlaſſen, daß Alles geſchah, ſo gut, als wenn ich ſelbſt da geweſen wäre. Etwas *ſpäter* kam Dubois der Vater dazu. Madame Courier nahm *alsdann aus einem* Schrank einen Ring, welchen ſie von *Symphorien hatte,* und *ſteckte* ihn dem Todten an den Mittelfinger.

Madame Deſinances, Poſtmeiſterin, wird vorgeladen. Präſident zu Dubois: Habt Ihr Nichts dawider, wenn Madame über Das was ſie von einem Brief weiß, der an Euch gerichtet war, Red und Antwort giebt? Dubois: Sie mag Alles ſagen. Madame Deſinances: Ich werde Nichts ſagen; der Eid, den ich als Poſtmeiſterin geſchworen, verpflichtet mich zu ſchweigen. Und trotz den Bemerkungen des k. Procurators, des Präſidenten, und ſelbſt des Hrn. Barthe, welcher Madame Courier damit einverſtanden erklärt, da jene Alles ſage, was ihr von dem Brief, den dieſe am 9 April 182 an Dubois ſchrieb, bekannt ſey, beharrt die Poſtmeiſterin auf ihrem Stillſchweigen; ſie verſichert überdieß, ſie habe bei der Generaldirektion angefragt, welche ihr Stillſchweigen billige; ſie werde also auch nicht davon abgehen. Der Procurator trägt daher auf eine Geldſtrafe von 100 Fr. gegen Madame Deſinances an. Allein das Gericht iſt der Meinung, die Poſtmeiſterin ſey nicht ſtrafbar, wenn ſie ſich weigere, über einen ſimplen Brief Rechenſchaft zu geben, der in ihren Büchern keine Spur zurückgelaſſen.

Endlich wird dem Franz Arrault noch von Einigen bezeugt, daß ſie ihm am Abend des 10 Aprils beim Reiſigaufladen geholfen hätten, und daß ſie den ganzen Nachmittag nicht von ſeiner Seite gewichen wären.

Die Sitzung iſt zu Ende. (Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 180. 29 Juni 1830.

Memoiren von Robespierre.

Fünfter Artikel.

Rede über die Flucht des Königs, im Jakobinerklub. *)

(Fragment.)

. . . . . Bei der großen Frage, welche gegenwärtig die Nationalverſammlung beſchäftigt, einer Frage, welche man ihres Gegenſtands — des Königs — wegen groß nennt, obwohl von Seiten der Moral betrachtet Alles, was in den Bereich dieſer göttlichen Wiſſenſchaft fällt, dem Weſen nach gleich geſchätzt werden muß, und nur durch die Größe der That ſich unterſcheidet, ohne daß auf die Perſon Rückſicht genommen wird; — bei jener Frage, ſag' ich, geben die Redner der Nationalverſammung ein beklagenswerthes Beiſpiel von den Verirrungen, worein der menſchliche Geiſt geräth, wenn er ſtatt die allgemeinen Grundſätze aus einzelnen Beobachtungen herzuleiten, das Einzelne zum Voraus dem Allgemeinen unterwerfen will, und unfähig ſich in der Mitte zu halten, oder ſich nach allen Punkten gleichmäßig zu verbreiten, von einem Aeußerſten zum andern ſchwankt.

Hr. Petion will die Grenzen der Unverletzbarkeit des Königs erläutern und behauptet, daß dieſelbe ſich bloß auf Handlungen der Regierung erſtrecke, bei der geringſten Privatſache aber nicht Statt finde. Hr. Prügnon, dem ein vor den Gerichtshöfen verantwortlicher König offenbar als ein unſchicklicher Gedanke vorkommt, will daß der Monarch nicht vor dieſelben zu laden ſey, ſelbſt nicht um des Verbrechens der beleidigten National-Majeſtät willen, was eine Zuſammenſetzung der ungeheuerſten Frevel iſt, weil es ſeinen Urheber zu einem Eidbrüchigen, zum Haupt einer allgemeinen Empörung gegen das Geſetz, zum Räuber des der Nation theuerſten, für ihre Ruhe nothwendigſten Gegenſtandes, des präſumtiven Thronerben, endlich zum Henker ſeines Volks macht, zum Nero, der durch ſeine Flucht, ſo weit an ihm liegt, den Wunſch jenes entarteten Kaiſers in Erfüllung bringt, welcher wünſchte, das römiſche Volk möchte nur einen einzigen Kopf haben, um ihn demſelben mit Einem Hieb abhauen zu können! Endlich beſorgt Hr. Prügnon, der dem Monarchen eben ſo gut ſeine Zeit, als ſein Anſehen wahren möchte, der König, welchen unaufhörliche Prozeſſe vor die Schranken riefen, hätte keinen Augenblick mehr frei, um über die Vollziehung der Geſetze zu wachen; als ob nicht ſelbſt vor der Conſtitution der König wegen ſeiner Domänen, oder wegen Verbindlichkeiten, welche ſeine Vorfahren eingegangen, genöthiget geweſen wäre, ſich in Prozeſſe einzulaſſen, die ihn nicht nur den Regierungsgeſchäften nicht entzogen, ſondern ihn nicht einmal von ſeinen Vergnügungen abhielten. Bei einem Einkommen von 25 Millionen kann man, ſollt' ich meinen, immer noch Prokuratoren und Geſchäftsführer zahlen! Allerdings iſt wahr, daß man jenes Anſehen, das erſte Bedürfniß der Königswürde, wie Hr. Prügnon daſſelbe nennt, nicht zu ſehr einſchränken ſolle, was geſchehen würde, wenn man dem König zu ſehr die Stellung eines Privatmanns gäbe. Der König ſoll alſo nicht um geringfügiger Dinge willen vor Gericht gefordert werden, aber in Bezug auf Capitalverbrechen waltet kein Zweifel ob, daß die Gerechtigkeit ihre Hand bis zu ſeinem geſalbten Haupt erheben dürfe. Jedoch, könnte man mir einwenden, ein Verbrechen, wie dasjenige, welches der König vor hatte, verdient den Tod bei einem Privatmann: wollt ihr Europa eine Wiederholung der blutigen Tragödie geben, deren erſter Schauſpieler der heimtückiſche Cromwell war?

Solche Frage ſchon wäre ein Verbrechen; eine Antwort darauf ein zweites. Ich ſage, eben um der Erhaltung jenes der Krone ſo nothwendigen Anſehens willen ſey es nicht möglich, daß ein König, der ſich durch Treubruch entehrt hat, ein Verbrechen das unter allen möglichen die franzöſiſche Sinnesart am Feindlichſten angreift, daß ein König, der kaltblütig das Blut der Franzoſen vergießen wollte — daß ein ſolcher König noch auf dem Thron erſcheine; der letzte ſeiner Unterthanen würde ſich in ihm entehrt glauben, und die Ehre, die Seele der Schlachten, wäre erſtickt in der Bruſt der Franzoſen; endlich wie könnte das nöthige Vertrauen zu dem Vollzieher der

*) Wenn man bedenkt, daß die ſehr zahlreichen und mitunter ſehr langen Reden, welche Robespierre im Klub der Jakobiner hielt, zu den 165 Vorträgen in der Nationalverſammlung (vgl. Ausl. S. 659) noch als beſondre Beigabe hinzukommen, ſo muß man wenigſtens über die oratoriſche Fülle ſtaunen, mit welcher dieſer Mann während des kurzen Zeitabſchnitts ſeiner politiſchen Wirkſamkeit auftrat.

Digitized by Google

Geſetze zurückkehren, wenn er ein Mal, von ſeinem Poſten deſertirend, dieſelben hatte verdammen und abſchwören wollen?*)

Indeſſen beruhige ſich Hr. Prügnon über den Fortbeſtand der Monarchie, an welcher, ſeit ſie conſtitutionell geworden, nicht nur ein Theil der Nation, wie er ſelbſt ſagt, ſondern die ganze Nation mit Herzensantheil hängt. Freilich aber würde die franzöſiſche Monarchie bald nicht mehr in den Herzen der Franzoſen Wurzel ſchlagen, wenn die Niedermetzelung des Volks der Preis ihres Fortbeſtandes wäre. Dem Monarchen kommt es zu, die Monarchie geliebt und geehrt zu machen; wäre dieſe Liebe, dieſe Ehrfurcht von Seiten des Volks unbegründet, ſo würde ſie die gefährlichſte aller Götzendienereien ſeyn. Sicherlich waren die Römer der Tarquinier nicht müde, aber die Tarquinier waren der Gerechtigkeit müde; ſie ſelbſt halfen ſich verjagen, nicht das Volk verjagte ſie.

(Schluß folgt.)

A l g i e r.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Schluß.)

Nächſt den Mauren**) kommen in der Bevölkerung von Algier die Berbern, oder, wie ſie ſich ſelbſt heißen, die Amazirghen oder Mazirghen, die Abkömmlinge der Urbewohner des Landes. Dieſer Name iſt uralt *) und findet ſich ſchon bei Herodot, Strabo, Silius Italicus und andern Schriftſtellern der Vorzeit, und nach Ammianus Marcellinus nannten die Römer die jetzige Stadt Algier insula Mazucana, wie die Araber Djeſair Beni Mazghanan, d. h. die Inſel der Söhne Amazighs oder Mazigh's. Den Namen Berbern kennen ſie gar nicht, und vermöchten ihn auch nicht auszuſprechen, da ihre Sprache den Buchſtaben b nicht hat. In Algier führen ſie den Namen Kabilen oder Dſchebailen, d. h. Bergbewohner; die Tuariks der Wüſte ſcheinen mit ihnen ſtammverwandt. Die Amazighen ſind von weißer Farbe, mittlerem Wuchs, athletiſcher Geſtalt, lebhaft in Manieren, und ſtark und ausdauernd in Strapazen; ſie zeichnen ſich durch ſchöne Zähne und ſchöne Augen aus; weder fett noch fleiſchig ſind ſie faſt Nichts als Nerven und Muskeln; ihr Augapfel iſt gewöhnlich von einem hellen Braun gleich altem Bronze; ihr thätiges Leben bewahrt ſie vor den Schwächen des Alters, welches man bei ihnen nur an dem weißen Bart und den grauen Haaren bemerkt; man trifft unter ihnen nicht ſelten blaue Augen und blonde Haare, welche man eher bei Bewohnern des nördlichen Europas, als bei Africanern ſuchen würde. Sollten dieſe vielleicht zu jenen Nachkömmlingen der Wandalen

---

*) Eine ſchlagende Parallele, die in obigen Zeilen keinem unſrer Leſer entgangen ſeyn wird, dürfte auf die Vermuthung leiten, daß dieſe Rede, oder wenigſtens die eben angeführten Stellen derſelben unterſchoben ſeyen. Wir ſetzen daher die Note bei, welche der Herausgeber am Ende der in dem Jakobinerklub gehaltenen Vorträge anfügt, indem wir einem vor der ganzen franzöſiſchen Nation namhaft gemachten Rechtsgelehrten und Schriftſteller überlaſſen müſſen, ob derſelbe die auf ſo feierliche Art proclamirte Authenticität des von ihm Gelieferten für eine hinlängliche Rechtfertigung derſelben halten wird, oder nicht. „Dieſe Auszüge aus den Reden Robespierres bei den Jakobinern, ſo wie einen großen Theil der übrigen beigelegten Aktenſtücke verdanken wir der Güte des Hrn. Deschiens, Advokaten beim königl. Gerichtshof zu Paris, wohnhaft in Verſailles, Verfaſſer der Bibliographie des Journaux, der die herrlichſte Sammlung, welche über die franz. Revolution exiſtirt, zu unſrer Verfügung geſtellt hat; Frucht vierzigjähriger Arbeit und Geduld iſt dieſelbe ein wahres Nationaldenkmal, in deſſen Beſitz zu gelangen ein auf Erhaltung wichtiger Geſchichtsquellen bedachtes Miniſterium ſich angelegen laſſen ſeyn ſollte."

**) Nach Graberg di Hemsö (Antologia Aprile 1830) nehmen ſie numeriſch ſogar die Stelle vor den Mauren ein: dieſer ausgezeichnete Gelehrte giebt nehmlich folgende Bevölkerungsverhältniſſe:

1) Berbern	250 000	Einwohner.
2) Arabiſche Miſchlinge oder Mauren	000,000	—
3) Reine Araber oder Beduinen	200,000	—
4) Neger	70,000	—
5) Iſraeliten	45,000	—
6) Türken und Coluli	33,500	—
7) Europäiſche Chriſten	1,300	—
8) Renegaten	200	—
	1,800,000	—

Indeſſen eben weil die Mauren eine gemiſchte Race ſind, welche in alle dortigen Völkerſchattirungen überſpielt, dürften ſie wohl auch am Zahlreichſten ſeyn. Ueberdieß waren und ſind ſie die eigentlichen Herren des Bodens, und als ſolche, da ihre Exiſtenz auf den Ackerbau baſirt iſt, in einer der Bevölkerung günſtigern Lage, als die Araber und Berbern, welche ihrer Maſſe nach aus Hirten beſtehen.

*) Vergl. Mémoire géographique et numismatique sur la partie orientale de la Barbarie etc. suivi de recherches sur les Berberes Atlantiques, anciens habitans de ces contrées, par le Comte Charles Octave Castiglioni. Milano 1826. Wir ſchließen hier einen Auszug aus den von Graberg di Hemsö mitgetheilten Literatur-Notizen über Algier an. Als einen der älteſten und beſten Schriftſteller über dieſen Gegenſtand bezeichnet unſer Gewährsmann Nicolas de Nicolai, deſſen Werk unter dem Titel: Navigations et Pérégrinations im J. 1568 in einem Folioband zu Lyon herauskam, 18 Jahre, nachdem er den Geſandten Sr. allerchr. Maj. d'Aramonte nach Algier begleitet hatte. Noch früher iſt die urſprünglich lateiniſch geſchriebene und dann in's Franzöſiſche und Engliſche überſetzte Geſchichte der Expedition Karls V von dem berühmten engliſchen Buchdrucker Richard Grafton; ſie erſchien in London im J. 1542 in 8. John Wyland gab davon drei Jahre darauf eine neue engliſche Ueberſetzung in 4 heraus. Eine andere Geſchichte dieſer berühmten Expedition iſt die in Antwerpen im J. 1554 in 4 erſchienene: Rerum a Carolo V in Africa bello gestarum anno 1535 seqq. commentarii ex variis scriptoribus in unum congesti, auctore Cornelio Sceppero. Im J. 1602 erſchien in Valladolid Topografia e Historia general de Argel, in 4, von dem Spanier Haedo, und im J. 1637 von dem franzöſiſchen Mönch Peter Dan Histoire de la Barbarie et de ses corsaires, worin Algier eine bedeutende Stelle einnimmt. Von neuern Schriftſtellern führen wie an: den Engländer J Morgan (von ihm eine ziemlich oberflächliche Geſchichte Algiers in 2 Octavb. London 1731 und wahrſcheinlich auch die Geſchichte der ſpaniſchen Expedition nach Oran 8. London 1732); den Schweden Karl Keſtelius (Beſchreibung

gehören, von welchen Shaw ſpricht und welche Bruce auf einem gefährlichen Ausflug in das Innere in den Thalgründen des Aureß entdeckt haben will? — Sie ſind ein anſäßiges Volk, das vom Ertrag ſeiner Heerden lebt und ſeiner Mehrheit nach in Dörfern (dascar's) wohnt. Zu ihren Hütten (gurbie) nehmen ſie Lehm oder Bruchſtücke von Ruinen, decken ſie mit Stroh und thun eine Lage von Baumzweigen darüber; indeß giebt es in jedem Dorf einen oder zwei Thürme, um ſich gegen einen Feind zu vertheidigen und einige aus Stein und Kalk gebaute Häuſer (tagimi) welche denſelben Dienſt leiſten; um manche Wohnungen gehen Mauern mit Schießſcharten; auf der andern Seite findet man aber auch noch wirkliche Treglodytem. Ihre Kleidung beſteht aus einem Hemd ohne Aermel und kurzen Hoſen; ſie raſiren ſich das Haar aus der Stirne und laſſen es am Hinterkopf wachſen; von Bart bleibt bloß ein Buſch am Kinn und der Knebelbart ſtehen. Von kühnem und ſtolzem Charakter ſind ſie unverſöhnlich in ihrem Haß; ſie gelten für treffliche Jäger und um ein Gewehr mit Elfenbein und Silber auszuſtaffiren läßt ſichs gern Einer ſeine 70 bis 80 ſpaniſche Thaler koſten; um ihren Kindern die Gewohnheit des Muthes früh beizubringen, hängen ſie ihnen die Tatze eines Löwen oder ſonſt eines reißenden Thieres an den Hals, und junge Eheleute machen ſich mit ähnlichen Amuletten Geſchenke. Sie beſitzen gut angebaute Felder und haben eine große Anhänglichkeit an ihr Geburtsland, das ſie faſt nie verlaſſen; am Liebſten wählen ſie die höchſtgelegenen Orte zum Aufenthalt. Die Mauren ſprechen die ſogenannte moghrebiniſche Mundart des Arabiſchen; die Kabilen ihre eigenthümliche Sprache, Sciovia genannt, einen Dialekt des Amazirghiſchen, welches eine der älteſten Sprachen der Welt iſt und ſein Gebiet von der atlantiſchen Region der canariſchen Inſeln bis zu den Barabras von Unternubien und bis tief in die große Sahara hinein erſtreckt. (Fortſetzung folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

Sitzung vom 12, 13 und 14 Juny.

Boutet und Dubois werden über die Anwendung ihrer Zeit am 10 April 1825 befragt. Sie behaupten, daß ſie von dem Ort des Verbrechens in dem Augenblick, wo daſſelbe begangen wurde, entfernt geweſen ſeyen. Mehrere Zeugen reden zu ihren Gunſten.

Man fordert Fremont vor. Er vermag ſich kaum vor den Präſidenten zu ſchleppen. Man war genöthigt, ihn am Morgen in das Sitzungshaus zu tragen; ſeine Augen, die er mit ſeiner linken Hand bedeckt, ſcheinen das Licht des Tages nicht aushalten zu können. Fremont bleibt dabei, daß er die ganze Wahrheit geſagt habe. Die ledige Anne Petit bezeugt, daß die Grivault aufs Umſtändlichſte von ihren Umgang mit Beillaut mit ihr ſprach. Du haſt es mir mehr als zehnmal geſagt, fügte ſie bei, indem ſie ſich an die Grivault wandte; Du haſt es Deinem Herrn geſagt; Du ſagteſt es Jedermann. Die Grivault behauptet aber, Nichts zu Anne Petit geſagt zu haben. Der Procurator zu der Grivault: Erinnert Ihr Euch, was Ihr geſtern zu dem Gendarmen ſagtet, der Euch nach Eurer Herberge führte? Die Grivault verſichert ſogleich wiederholt, daß ſie Nichts zu dem Gendarmen geſagt habe. Der Präſident erinnert ſie an die Strafe, welche einen falſchen Zeugen trifft. Man läßt den Gendarmen holen und dann bekennt ſie, daß ſie ihm geſagt, Beillaut ſey ihr Liebhaber. Der Gendarme giebt noch an, ſie hätte ihm unter Anderem vertraut, daß Beillaut an einem verborgenen Theil des Körpers eine Narbe habe. Das Gericht läßt Beillaut ſogleich durch einen Arzt unterſuchen. Und wirklich findet ſich eine ziemlich ſtarke Narbe oben am äußern Theil des rechten Schenkels. Die Grivault will indeß dieſe Narbe nicht ſelbſt geſehen, ſondern von einer andern Weibsperſon es erfahren haben. Auf eine neue Aufforderung des Präſidenten, die Wahrheit zu ſagen, giebt die Grivault nachträglich an, daß ſie einmal gegen Sympherien Dubois habe merken laſſen, ſie wiſſe um den Mord, worauf dieſer ihr mit Drohungen Stillſchweigen geboten. Um einen letzten Verſuch zu machen, werden Beillaut und die Grivault noch einmal confrontirt; beide aber beharren auf ihren früheren Ausſagen; jener leugnet ſeine Anweſenheit in dem Wald, dieſe behauptet ihr Zuſammenſeyn.

Hr. Barthe hat nun das Wort. In einer langen Rede bemüht er ſich hauptſächlich, die Ehre der Madame Courier gegen Fremonts gehäſſige Beſchuldigungen zu retten, indem er den verdächtigen Umſtand nachweiſt, daß Fremont bei dem erſten Prozeß die Laſt ſeines Verbrechens auf die Frau des Ermordeten wälzte, während er es jetzt einem Verſtorbenen aufbürden will. Er ſchließt damit, daß er ſich gegen Fremont den fernern Weg Rechtens vorbehält (qu'il fera usage de l'acte de declaration que lui a donné le tribunal

der Stadt Algier ꝛc. in 2 Quartb., Stockholm 1757; ein gutes aber äußerſt ſeltnes Werk); Laugier de Taſſi (Histoire générale du Royaume d'Alger, in 2 Duodezb. Paris 1725) und Leroy, welcher aus dem vorhergehenden hauptſächlich ſchöpfte (Etat général et particulier du royaume d'Alger; Haag 1750); Major Will. Dalrymple (Reiſe in Spanien und Portugal nebſt einem [trefflichen] Bericht über die ſpaniſche Expediton gegen Algier im J. 1775. London 1777); Poiret (Voyage en Barbarie pendant les années 1785 et 1786 suivi de recherches sur l'histoire naturelle de la Numidie; höchſt ſchätzbar wegen der vielen mitgetheilten Thatſachen); Bruce (deſſen Reiſen, Edinb. 1790 5 Quartb.); Réné des Fontaines (Flora Atlantica, sive historia plantarum quoad in Atlantis agro tunetano et algerensi crescunt. Paris 1798 4; das beſte Werk über die Phyſiographie von Algier); Rehbinder (Notizen und Bemerkungen über Algier; der Verf. war däniſcher Conſul in dieſer Hauptſtadt; ſein Werk, mit Karten und Kupfern erſchien in 3 Octavb. Altona 1798); Edward Blaquiere (Briefe vom mittelländiſchen Meer; London 1813 2 Octavb. nebſt Karten; ſehr gut geſchrieben, handeln aber mehr von Tunis und Tripolis); D. A. Azuni (Recherches pour servir à l'histoire de la Piraterie, avec un précis des moyens propres à l'extinction des pirates barbaresques. Genua 1816 8); Kapitän Walter Croker (Briefe an ein Mitglied des engliſchen Parlaments über die Sclaverei der Chriſten in Algier London 1816, 8); Karl Will. Janſon (Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Barbaresken, mit Rückſicht auf Clima, Boden, Produkte, Bevölkerung, Manufacturen, Land und Seemacht der Staaten Marocco, Fez, Algier, Tripolis und Tunis; nebſt einer Schilderung ihrer Art Kriege zu führen und vielen Anekdoten über die grauſame Behandlung der Chriſtenſclaven; angehängt iſt eine vortreffliche hydro-geographiſche Karte; London 1816, 8; überhaupt ein unſchätzbares Werk); Abraham Salamé (Bericht über die Expediton des Lord Exmouth. Lond. 1819 8; der Verfaſſer, aus Alexandria in Egypten gebürtig, wohnte als Dolmetſcher der Expediton bei); ꝛc.

pour pourſuivre Fremont comme homicide). Das Ende der Sitzung wartet Fremont in einem anſtoßenden Saal, den Kopf in den Händen, in mehr als drei Stunden lang vollkommen unbeweglicher Stellung ab. Man muß ihn halten, als er in ſeine Herberge zurückging.

Die Sitzung vom 13 füllten die Vorträge des k. Procurators Chaucel und des Hrn. Julien, welcher Peter Dubois Sache führte, aus. In der Sitzung vom 14 plädirte Hr. Bléré für Franz Arrault und Hr. Forêt für Boutet. Nach einer halbſtündigen Berathung ſprachen die Geſchwornen den Peter Dubois mit Stimmengleichheit (6 gegen 6) und die beiden Andern einſtimmig frei. Das Gericht verurtheilte die courier'ſchen Kinder in die Prozeßkoſten. Während der ganzen letzten Verhandlung befand ſich Fremont in einem Vorzimmer, wo er den Kopf auf einen Tiſch lehnte, und ihn von Zeit zu Zeit ein convulſiviſches Zittern befiel. Seine Frau verließ ihn keinen Augenblick und widmete ihm die aufmerkſamſte Sorgfalt. Am Schluß der Sitzung wurde Fremont der Betrag der Koſten (dommages interêts) in einem Wechſel von 30,000 Fr. eingehändigt. Fremont, ſagt man, gedenke ſich in ein Trappiſtenkloſter zurückzuziehen und eine bedeutende Perſon wolle ihm zur Aufnahme dazu behülflich ſeyn.

Werfen wir einen Blick auf dieſen außerordentlichen Proceß, ſo können wir unſre Verwunderung über das Reſultat nicht verbergen. Die Kinder des Ermordeten müſſen dem geſtändigen Mörder ihres Vaters Schadloshaltung bezahlen! Eben ſo ſonderbar däucht uns die Procedur, vorweg aus dem Thäter einen Zeugen zu machen! Schwerlich dürfte der fonk'ſche Prozeß in Deutſchland und der berüchtigte von Fualdez, Baſtide und Madame Manſon in Rhodez monſtruöſere Anomalien darbieten. In dem fonk'ſchen Prozeß fanden damals die Freunde der geheimen Juſtiz einen ſo gründlichen Beweis gegen die Neuerung des Geſchwornengerichts, daß man verſucht wird zu vermuthen, dieſe Herren von der alten Schule hätten es ſelbſt etwas auf Skandal angelegt, um dem ihnen ſo verhaßten Inſtitut hintennach ſeine Sündenregiſter vorzuhalten; als wenn man ſie nicht hätte fragen können, ob denn bei dem nicht-öffentlichen und nicht-mündlichen Verfahren Juſtizmorde gar nicht möglich, gar nie vorgekommen wären? So weit werden ſie ſich ſelbſt nicht vermeſſen, daß ſie alle Blutſchande (wenn wir ſo ſagen dürfen) von ihrem Syſtem abzuwiſchen verſuchen ſollten, aber ſie mögen ſich damit brüſten, daß die Schande ſeltener an den Tag kommt! Bei dem vorliegenden Prozeß kann das Geſchwornengericht kein Tadel treffen, daß es nach den ſchwankenden widerſprechenden Daten, welche es erhielt, kein „Schuldig" ausſprach! Allein warum konnte nichts Beſſeres ausgemittelt werden? Wer iſt daran Schuld? Latet anguis in herba! Courier hatte gegen die Ariſtokratie, die Hierarchie gekämpft, und er war um ſo gefährlicher, als er populär war. Darum darf die Mörder der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichen!

Die pariſer Zeitungen, die ſonſt kein Blatt vor den Mund nehmen, haben ſich bis jetzt noch nicht geäußert. Was bedeutet dieſes Stillſchweigen? Fürchten ſie vielleicht das Geſchwornengericht, wenn ſie die Geſchichte mit der Fackel der Kritik beleuchten, mit compromittirt zu finden? Allein für die Franzoſen iſt das Geſchwornengericht ja keine theoretiſche Frage mehr, und ſie können die Mängel, die mit dieſen Inſtitut verknüpft ſind, aufdecken, ohne daß ſie zu fürchten müſſen, das Kind mit dem Bad auszuſchütten. Aber das Kind mit dem Bad ausſchütten heißen wir, wenn man um einiger juriſtiſchen Scrupuloſitäten willen, weil vielleicht der Frau Juſtiz vor dem Plädiren bangt, die politiſchen Vortheile, welche das Geſchwornengericht darbietet, verloren giebt.

Römiſche Alterthümer in Holland.

Wo eine ſehr ſtarke Bevölkerung auf engem Raume ſich drängt, können Ruinen ſich nicht lange erhalten: ſo ſind denn auch in der Provinz Holland alle ſonſt bemerkten Spuren römiſcher Baumeiſter bereits ſeit Jahrhunderten von der Erde verſchwunden. Indeſſen ließ die niederländiſche Regierung ſeit dem J. 1827 auf der angeblichen Stelle des Forum Hadriani Ausgrabungen anſtellen, deren Ergebniß zu ſeyn ſcheint, daß das dortige Anweſen weit ausgedehnter war als die bloß militäriſchen Niederlaſſungen auf der alten Militärgrenze des römiſchen Reichs am Rhein. Abgeſehen von einer Angabe in der Chronik der Biſchöfe von Utrecht, wo von einem ſehr feſten Caſtrum, unſern Voorburg, die Rede iſt, welches im IX Jahrhundert von den Normannen zerſtört wurde, deſſen Identität mit dem Forum Hadriani aber nicht nachgewieſen wird, kannte man das letztere bis jetzt nur obenhin einzig und allein aus der alten Karte von Peutinger. Die Gelehrten waren daher über die Frage, ob die römiſche Ruinen, welche, wie man wußte, zu Arentsburg und in der Umgegend vorhanden waren, und die jenem zerſtörten Caſtrum ohne Zweifel angehörten, das Forum Hadriani ſeyen, getheilt. Schon im XVI Jahrhundert ſchätzte man die Ausdehnung dieſer Ruinen auf 10 Morgen; eine Schätzung, welche durch die Anſicht des Bodens und die örtliche Tradition beſtätigt wird. Was von ältern Entdeckungen, die man hier machte, bekannt geworden, hat Baron de Weſtreenen de Tiellandt (Recherches sur l'ancien Forum Hadriani Amsterdam et la Haye 1826 12) ſo ziemlich vollſtändig geſammelt; und über die Geſchichte der neuen Ausbeute iſt von Profeſſor Reuvens aus Leyden, welchen Se. Maj. der König der Niederlande mit der Leitung dieſer antiquariſchen Nachforſchungen beauftragte, ſo eben ein Programm nebſt einem Plan der Ruinen (Notice et Plan des constructions Romaines, trouvées dans les fouilles faites en 1827 — 1829 sur l'emplacement présumé du Forum Hadriani á la campagne nommée Arentsburg, commune de Voorburg, prés de la Haye, par C. T. C. Reuvens) erſchienen. Da Alles unter einer 3 bis 4 Fuß tiefen mit voller Vegetation bedeckten und zum größern Theil mit Hochwald bewachſenen Erdſchichte begraben lag, ſo koſtete es, um die Ruinen zu Tage zu fördern, bedeutende Vorarbeiten; doch war im November vor. J. das Unternehmen ſo weit gediehen, daß man ſich von fünf Partien, in welche das ganze Bauwerk zerfällt, Rechenſchaft geben konnte. Von den Mauern fand man, wenige ausgenommen, welche mit ihren alten Fußböden noch ſtanden, meiſt nur noch die Fundamente und auf einigen Punkten ſogar nur noch die durch Ueberbleibſel von Mörtel bezeichnete Richtung derſelben.*) Es begreift ſich, daß die Conjecturalkritik der Antiquare hier ein weites Feld vor ſich hat. Dem Publikum iſt der Zutritt für 1830 und 1831 geſtattet.

*) Ueber die ſonſtigen Gegenſtände, welche man bei dieſer Gelegenheit gefunden, vergl. die niederl. Staatsz. vom 12 December 1827 und 5 September 1828. Ein ausführliches Werk über das Ganze ſteht zu erwarten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Num. 181. 30 Juni 1830.

Die geographiſche Verbreitung der Berauſchungs-Mittel. *)

Zu allen Zeitaltern und bei allen Nationen ſind verſchiedene Mittel bekannt geweſen, durch welche in uns auf künſtliche Weiſe angenehme Empfindungen erregt werden. Die Civiliſation iſt frei von der Schuld, die Menſchheit die Kunſt gelehrt zu haben, durch dieſe oft verderblichen Aufregungen die Vernunft herabzuwürdigen; die roheſten, ungebildetſten Nationen ſind in dem Beſitze dieſes Geheimniſſes gefunden worden. Die Mittel, welche zu dieſem Zwecke benutzt werden können, ſind ſo verſchieden, und einige derſelben liegen ſo nahe, daß es in der That auffallend wäre, wenn ſelbſt in den früheſten Weltaltern ſich nicht Gelegenheiten geboten hätten, die wunderbaren Wirkungen natürlicher oder künſtlicher Narcotica zu erfahren. So wie dieſe Wirkungen, nebſt der Art und Weiſe, dieſelben nach Willkür hervorzubringen, einmal bekannt waren, wurde die Entdeckung als der koſtbarſte Schatz betrachtet und von Geſchlecht zu Geſchlecht der Nachwelt überliefert, als ein Talisman, der die ſinnlichen Wahrnehmungen ſchärfte und die Ideen belebte, oder alles Gefühl in einen Zuſtand hinüber führte, der über die Grenzen des Schlafes hinausging und ſich der Vergeſſenheit des Todes näherte.

In einigen Gegenden bot die Traube ein leichtes Mittel dar, den Zuſtand der Trunkenheit in jedem beliebigen Grade hervorzubringen, in anderen erreichte man denſelben Zweck durch einen Wein, der aus dem Getraide bereitet wurde; und wo dieſe Hülfsmittel nicht ſo leicht zu verſchaffen waren, entdeckte ein verkehrter Scharfſinn, daß das mildeſte und nahrhafteſte aller Getränke, die Milch, ſich in dieſes erniedrigende Gift verwandeln laſſe. Zuweilen bot die Natur ſelbſt die Hand, wo die Kunſt nicht ausreichte, und vegetabiliſche Gifte wurden dazu gemiſcht; da man ſie aber nur in geringer Quantität nahm, ſo konnten ſie ihren verderblichen Einfluß nur in einem geringeren Grade äußern. Solche Stoffe ſind auch unter verhälnißmäßig gebildeten Nationen geſucht, deren religiöſer Glaube den Gebrauch berauſchender Getränke, die durch Gährung hervorgebracht werden, verbietet; ſo wurde der Buchſtabe des Geſetzes erfüllt, indeß der Geiſt deſſelben umgangen wurde. Der Koran verbietet den Gebrauch derſelben auf das Strengſte; die Edda dagegen erklärt es für eine Heldentugend, Bier in ungeheuren Quantitäten zu trinken. Vor der Bekehrung der alten Scandinavier zum Chriſtenthume glaubten ſie, daß eine der Hauptquellen der Glückſeligkeit in den Hallen Odin's übermäßiger Genuß geiſtiger Getränke ſeyn würde.

Opium iſt das wohlbekannte Hülfsmittel der Mohammedaner, und leider iſt der Gebrauch dieſes Stoffes auch unter den gebildeten Europäern nicht unbekannt. In geringem Maße, ſelten gebraucht, bringt es Heiterkeit des Geiſtes und angenehme Empfindungen, es erhöht den körperlichen Muth und die animaliſchen Bedürfniſſe, woher auch wahrſcheinlich der Gebrauch deſſelben in den Ländern rührt, wo die Polygamie herrſchend iſt. Früher war es Sitte der Türken, eine Quantität Opium von der Größe einer Haſelnuß zu ſich zu nehmen, wenn ſie in die Schlacht gingen, um ſich dadurch zu kühnerem Muth zu begeiſtern.

Die Unglücklichen, welche unter uns, durch die Reizbarkeit ihres Temperaments oder andere Gründe verleitet, die Gewohnheit angenommen haben, Opium zu eſſen, müſſen in der Folge für das vorübergehende Vergnügen, das ihnen dadurch verurſacht wurde, furchtbar büßen. Das Opium führt allgemeine Schwäche,

*) Die britiſche Cabinets-Encyclopädie, von der wir unſern Leſern gleich bei dem Erſcheinen der erſten Bändchen Nachricht gaben, iſt ſeitdem raſchen Ganges fortgeſchritten. Das Werk über die Haushaltung (Domestic Economy by M. Donovan Lond. 1830. 8.), welches im gegenwärtigen Augenblicke uns vorliegt, giebt einen überraſchenden Beweis von den Vortheilen der den Engländern und Franzoſen eigenthümlichen lichtvollen Behandlungsweiſe der abſtracten Wiſſenſchaften. Die Theorie der Künſte und Kunſtgriffe des Hausweſens wird ſo zweckmäßig auf die Erklärung des Praktiſchen angewandt daß auf der einen Seite jeder Gebildete mit Vergnügen das Verfahren kennen lernt, welches man bei Bereitung ſeiner gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe beobachtet, und auf der andern der Brauer, Eſſigſieder oder Bäcker zu ſeinem Beſten mit den Gründen ſo mancher chemiſchen Proceſſe bekannt wird, die er bisher nur mechaniſch herbeigeführt und benutzt hat. Wir entlehnen aus dem erſten Bändchen, welches ſich beſonders mit der Bierbrauerei und der Deſtillation, ſo wie mit der Wein- und Ciderbereitung, der Eſſigſiederei und der Bäckerei beſchäftigt, die obige Skizze einer Geſchichte der berauſchenden Speiſen und Getränke.

Digitized by Google

Verluſt des Appetits und des Gedächtniſſes, frühes Alter und kurzes Leben herbei. Der Menſch, der ſich daran gewöhnt hat, zeichnet ſich durch Unempfindlichkeit und Trägheit und durch eine unüberwindliche Scheu vor allen körperlichen Anſtrengungen aus. Sobald er nicht unter dem Einfluß ſeines Zaubers iſt, verſinkt er in die ſchrecklichſte Niedergeſchlagenheit und Verzweiflung; alle ſeine Bewegungen werden durch ein unwillkürliches Zittern der Glieder gehemmt; er wird paralytiſch, vielleicht apoplectiſch und ſtirbt an einem Anfalle dieſer Art. Der Gebrauch des Opiums hat beinahe dieſelbe Reihe von Schwächen und Krankheiten zur Folge, als die eingewurzelte Gewöhnung an den übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke. Eine zu ſtarke Doſis kann den risus Sardonicus, Geiſtesverwirrung, Tollheit, Convulſionen und plötzlichen Tod herbeiführen.

Der wilde Hanf (Cannabis Indica), in Egypten Aſſis oder Haſchiſch genannt, wird zu einer Subſtanz verarbeitet, die Bang heißt und in Egypten, Arabien, Perſien und Hinduſtan allgemein als ungemein kräftiges Berauſchungsmittel gebraucht wird. Zu dieſem Zwecke wird entweder aus dem Safte ein Trank bereitet, oder die getrockneten Blätter werden zuſammengeballt, wie dieß in Arabien geſchieht, und ſo hinuntergeſchluckt. In Hinduſtan wird dieſe Pflanze zu keinem anderen Zwecke gebaut, als zum Behufe des Berauſchens. Sie bringt eine eigenthümliche Geiſtesruhe und einen Zuſtand der Heiterkeit hervor, während deſſen man unwillkürlich lacht, unzuſammenhängend ſpricht und unermüdet ſingt und tanzt. Gleich dem Opium regt ſie den Muth und die ſinnlichen Begierden an. Während des Schlafes bringt ſie angenehme Träume.

Auch dem gemeinen Hanf und ſelbſt dem Flachs ſcheinen ähnliche narkotiſche Wirkungen nicht fremd zu ſeyn. Die Ausdünſtungen des friſchen Hanfes ſollen das Auge ſchwächen und den Kopf angreifen, und das Waſſer, in welchem die Pflanze geweicht wird, iſt nach Ray ein gefährliches Gift. Der gemeine Flachs vergiftet gleichfalls das Waſſer, in welchem er längere Zeit liegt, weßhalb es auch in mehreren Ländern durch die Geſetze verboten iſt, Flachs oder Hanf in Brunnen oder fließenden Waſſern oder in Teichen, in welchen das Vieh getränkt wird, zu weichen.

Auf den meiſten Südſeeinſeln wird ein berauſchendes Getränk aus einer Wurzel bereitet, die auf den Freundſchafts-Inſeln Kawa, zu Otaheiti und auf den Sandwichinſeln Ava heißt; das Getränk führt denſelben Namen. Die Zubereitungsweiſe iſt ungemein ekelhaft. Nach Anderſon iſt die Kawa eine Art Pfeffer, die auf Otaheiti gewöhnlich um die Häuſer her gebaut wird. Der einzige Theil derſelben, welchen man benutzt, iſt die Wurzel; dieſe wird, nachdem ſie ausgegraben iſt, von den Perſonen, die damit beſchäftigt ſind, in Stücke gebrochen und mit einer Muſchelſchale gereinigt. Dann kaut ein Jeder ſeine Portion und ſpuckt dieſelbe auf ein Piſangblatt, welches vor ihm liegt. Der, welcher das Getränk zu bereiten hat, ſammelt alle dieſe einzelnen Portionen und thut ſie in ein großes hölzernes Gefäß, worauf er ſo viel Waſſer hinzufügt, als nöthig iſt, um dem Trank das verlangte Maß von Kraft zu geben. Darauf wird das Ganze mit den Händen untereinander gemiſcht und gepreßt, um den Saft herauszuziehen, welcher darauf beſonders aufbewahrt wird. Bei Perſonen, die an den Genuß dieſes Getränkes gewöhnt ſind, äußert daſſelbe keine unmittelbare Wirkung; aber Cook's Begleiter, welche davon verſuchten, empfanden eine ähnliche Betäubung, gleich jener, welche das Opium hervorbringt. Der Geſchmack dieſes Trunks iſt ſo unangenehm, daß ſelbſt die Eingebornen ſich nicht enthalten konnten, das Geſicht zu verziehen und zu ſchaudern, ſo oft ſie davon zu ſich nahmen. Die Wirkung iſt ſchrecklich. Männer, welche Cook bei ſeinem erſten Beſuch auf dieſen Inſeln in der blühendſten Geſundheit geſehen, fand er bei dem zweiten als bloße Skelette; und als er nach der Urſache dieſer Veränderung fragte, ſo wurde allgemein zugeſtanden, daß dieſelbe von dem Genuß der Kawa herrühre. Die Haut dieſer Leute war rauh, trocken und mit Schuppen bedeckt, die von Zeit zu Zeit abfielen.

(Schluß folgt.)

Memoiren von Robespierre.

Fünfter Artikel.

(Schluß.)

Wir haben uns bis jetzt hauptſächlich auf Robespierre's Reden, als den intereſſanteren Theil, gegen deſſen Echtheit im Allgemeinen ſich Wenig einwenden laſſen dürfte, beſchränkt; mögen nun als Proben des erzählenden Theils hier die Urtheile über zwei Koryphäen der Revolution folgen.

1) Mirabeau.

„Mirabeau ſtarb zu rechter Zeit; ſeine Popularität hing nur noch an der Bewunderung, welche ſein gewaltiges Talent einſtößte. Schon aber war ſein Abfall kein Geheimniß mehr Als er der Verſammlung ſagte, er würde die Aufrührer bekämpfen, welcher Seite ſie auch angehören möchten, unterſchrieb er eben damit ſeinen neuen Vertrag mit dem Hof; denn der Name Aufrührer (factieux) war von den ſ. g. unparteiiſchen und von den monarchiſtiſchen Rednern und Blättlern den feſteſten Freunden des Volks gegeben worden. Uns wollte er bezeichnen; aber ſo allmächtig er auch war, in dieſem Kampf wär Mirabeau erlegen: er hatte Nichts hinter ſich, und wir ein ganzes Volk.

„Indeſſen war er jetzt nicht mehr, und die Dienſte, welche ſeine Kühnheit und Beredſamkeit der Freiheit geleiſtet, ſtanden noch friſch in unſerm Gedächtniß. Eine Deputation des Departements von Paris erſchien vor den Schranken, für ſeine Reſte außerordentliche Ehren zu fordern. Sie verlangte, daß fortan die Kirche der heiligen Genoveva zur Aufnahme der ſterblichen Hüllen großer Männer beſtimmt werden, und mit Mirabeaus Körper der Anfang gemacht werden ſollte.

„Ich war der Erſte, der über die Petition ſprach: Im Augenblick, ſagte ich, wo der Schmerz noch neu iſt, wo es ſich

Digitized by Google

um einen Mann handelt, der dem Deſpotismus einen hohen Muth entgegengeſetzt hat, kann man dem Erguß der Gefühle, welche ein ſo wichtiger Verluſt erregt, nicht widerſtehen. Ich unterſtütze daher den erſten Theil der Petition mit aller Macht, oder vielmehr mit ganzem Herzen, und trage darauf an, daß derſelbe unverweilt zugeſtanden werde.

„Man wunderte ſich um mich her, daß ich auf ſolche Art mich für die bittern Sarcasmen räche, welche Mirabeau bei mehr als Einer Gelegenheit gegen mich verſchwendet hatte.“

Früher äußern ſich die Memoiren bei Gelegenheit der von Robespierre geforderten, von Mirabeau beſtrittenen Permanenz der Diſtrikte von Paris alſo: „Ich wunderte mich nicht über die etwas bittre Oppoſition von Seiten eines Mannes, welcher bisher als die feſteſte Stütze der Volksſache betrachtet worden war. Obwohl ich mir zur unabänderlichen Regel gemacht, mich in keiner Weiſe mit den Intriken zu befaſſen, welche von Hof und Adel angeſponnen wurden, ſo war doch das Gerücht von den Verführungen, womit Mirabeau umlagert worden, zu mir gedrungen. Die perſönlichen Verhältniſſe, in welche ich mit demſelben in den erſten Zeiten der Verſammlung ſtand, hatten mich belehrt, daß er unter der Larve des Patriotismus eine tiefe Immoralität verberge, und Tugend ihm nur ein Name ſey. Von da an zog ich mich von ihm zurück, überzeugt, daß er nicht der Mann ſey, welchen das Volk brauche, und daß er früher oder ſpäter, mit beweinenswerthem Mißbrauch ſeines herrlichen Talents, Dem, der reich genug wäre, ihn zu ködern, ſich verkaufen würde.

„Die, welche ſich in Bezug auf ihn noch einen Schein vermachten, wurden bald aufgeklärt. Die wichtige Frage über das Recht des Kriegs und Friedens, welche unvermuthet zur Sprache gekommen war, nöthigte ihn, ſich auszuſprechen; trotz den zweideutigen Wendungen und dem halben Widerruf in ſeiner Rede, indem er mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit behauptete, er ſey nicht recht verſtanden worden, mußte er doch endlich zum Schluß kommen, und dieſer Schluß war — antinational. Eine große Verſchiedenheit der Anſichten über jenes Recht herrſchte vor den Debatten in der ſogenannten Volkspartei vor. Während Mauty, Cazales, Montloſier und Andre daſſelbe ausſchließlich dem König zugetheilt wiſſen wollten, Petion, Rewbel und die Minorität der Linken es für das Volk und deſſen Repräſentanten in Anſpruch nahmen, trat eine Mittelpartei mit der halben Maßregel auf, das Recht zwiſchen der Nation und dem König zu theilen, und mithin dieſem hierin zu geſtatten, was *ihm* die Conſtitution in jeder andern Beziehung verweigerte — die Initiative. Ich ſtellte mich auf Petions Seite, und billigte den Vorſchlag, welchen er machen wollte, vollkommen. Wir wußten, daß Mirabeau das Wort über den großen Gegenſtand nehmen würde, und daß ſeine Anſicht der vollziehenden Gewalt günſtig ſey. Auch war bekannt, daß ſeine Widerſacher alle Kräfte aufgeboten hatten, den Rieſen Stück für Stück niederzuſchmettern, der ſie an der Hand auf das Feld der Popularität geführt hatte. Es war kein Kampf der Principien mehr, ſondern ein Kampf der Eigenliebe; man nahm die Zuflucht mehr zur Redekunſt als zur Vernunft, und in dieſer Hinſicht waren es ſehr winzige Gegner, die man unſerem Demoſthenes entgegenſetzte. Immer ſteht mir noch der Augenblick vor den Sinnen, wie er hoch auf der Rednerbühne, die er mitten unter dem Murren beſtiegen, wie mit Zauberkraft erſt die Aufmerkſamkeit der Verſammlung durch einige bedeutungsloſe Worte feſſelte und dann, ſeiner Zuhörer gewiß, ausrief: „„und auch mich wollte man im Triumph aufführen und ſchon ſchreit man in den Gaſſen die große Verſchwörung des Grafen Mirabeau aus. Ich bedurfte dieſer Lehre nicht, um zu wiſſen, daß es vom Capitol nicht weit zum tarpejiſchen Felſen iſt, aber der Mann, welcher für Vernunft und Vaterland kämpft, giebt ſich nicht ſo leicht beſiegt.“

„Bei dieſem Schwung der Worte unterbrach allgemeiner Beifall den Redner. Die Gallerien, angefüllt mit Leuten, die ſonſt natürlichen Verſtand genug hatten, über Mirabeau's Abfall entrüſtet zu ſeyn, wurden zur gleichen Begeiſterung fortgeriſſen. Ich ſelbſt klatſchte, und kaum gereut mich deſſen heute. Es liegt ſo viel Verführeriſches im Genie! es verdient eine Krone, ſollte ſie auch das Blutgerüſt eines ſolchen Mannes ſchmücken.

„Indeſſen war die Bewunderung für ein großes Talent nicht der einzige Grund, der mich bewog, Mirabeau's gewaltiger Stimme zu klatſchen. Ich ſah beiher in derſelben einen plötzlichen beſchämenden Streich gegen die Menſchen, deren falſche Popularität meinen Argwohn erregte. Ich las beſſer als das Volk im Herzen dieſer Parteiführer, welche ſich demſelben bald ſo zeigen ſollten, wie die Natur und eine höfiſche Erziehung ſie gebildet hat — gierig nach Herrſchaft, unter welcher Staatsform es auch ſey, und bereit ihrem Ehrgeiz jedes Opfer zu bringen, das die Umſtände fordern.

„Nach acht Tagen der Berathung wurde das Geſetz ausgeſprochen, und jede Partei ſchrieb ſich den Sieg zu, was augenſcheinlich bewies, daß man ſchöne Worte geſagt hatte, ohne dieſelben zu verſtehen, und nicht wußte, über was man eigentlich verſchiedener Meinung war.“

2) Danton im Jahr 1791.

Danton fing damals an, ſeine Energie, ſein eigenthümliches Feuer zu entwickeln. Zu roh ſelbſt für die Jakobiner, welche die Anweſenheit vieler Deputirten und der ausgezeichnetſten Schriftſteller zu einer Geſchliffenheit, einem Maß im Ausdruck gewöhnt hatte, das er verachtete, zog er den Klub der Cordeliers vor, zu deſſen Gründern er nebſt Camille Desmoulins gehörte. „Man hat Danton vorgeworfen, und wirft ihm noch jetzt vor, daß er unter der Maske der Vaterlandsliebe perſönlichen Ehrgeiz und weitgehende Pläne im Intereſſe eines Prinzen des regierenden Hauſes verberge, und hat hievon einen Beweis in der Unterſtützung zu finden geglaubt, die er Laclos, einem erklärten Agenten jenes Prinzen, zur Zeit der bekannten Petition angedeihen ließ. Man hat auch von Geldgeſchenken, bezahlten Schulden, Beſtechung u. ſ. w. geſprochen. Dergleichen Behauptungen, was auch an ihnen ſeyn mag, ſind für einen öffentlichen Charakter niemals günſtig. In einer Staatsumwälzung iſt die Geldbegierde das ſchlimmſte aller Laſter, denn es bringt das-

Digitized by Google

jenige Gefühl, durch welches die Andern Einem folgen, die Ueberzeugung, in Zweifel. Zum Unglück iſt Dantons geringe Moralität bekannt; gleichwohl ſage ich mit Vertrauen: dieſer Mann greife mit beiden Händen zu, um verſchwenderiſch wieder hinauszuwerfen; man glaube ihn erkauft zu haben, weil man ihn bezahlt hat; ja er gebe ſogar ſeinen Beſtechern frevelhafte Verſprechungen — dennoch wird er der Sache des Volks unveränderlich ergeben bleiben, und ſeinen Spaß darin finden, Leute hinters Licht geführt zu haben, von welchen ſonſt Andre hinters Licht geführt werden. Dafür bürgt mir das ganze Weſen ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Geiſtesart, die nach dem Modell der Volkstribunen gebildet zu ſeyn ſcheinen; dafür bürgt mir die hohe Freundſchaft Camille's (Desmoulins) für ihn, desjenigen Menſchen, der unter Allen, welche ich kenne, der Sache des Volks am Aufrichtigſten ergeben iſt."

Sir Walter Scotts poetiſche Werke.

Zweiter Artikel.

Die erſten poetiſchen Verſuche Walter Scott's erfuhren daſſelbe Geſchick, welches wohl von jeher erſte poetiſche Verſuche gehabt haben; auch das Geſtändniß, daß ſeine dichteriſche Fähigkeit in den Schuljahren wenig Anerkennung fand, befremdete uns nicht.

„Ich hatte zwar auf der Schule einige metriſche Ueberſetzungen verſucht, welche uns gelegentlich empfohlen wurden, doch erhielt ich nur dafür, daß ich mich bemüht hatte, Etwas zu thun, was uns aufgegeben worden war, aber ſelten für die Art der Ausführung einiges Lob; und ich fühlte mich glücklich genug, wenn meine Ueberſetzungen mit anderen von anerkanntem Verdienſt verglichen wurden. Einmal war ich in dieſen Beſtrebungen ſo weit gegangen, daß ich einiger Verſe auf ein Gewitter ſchuldig wurde, die ungemein gelobt wurden, bis ein mißgünſtiger Recenſent in der Geſtalt eines Apothekerweibes erſtand, welches behauptete, daß meine ſchöne Poeſie aus einem alten Magazine geſtohlen ſey. Nie vergab ich ihr dieſe Beleidigung und ſelbſt jetzt fühle ich noch eine gewiſſe Erbitterung gegen das Andenken des armen Weibes. Sie klagte mich in der That mit Unrecht an, wenn ſie ſagte, daß ich meine Beſen bereits fertig gemacht geſtohlen habe; da aber, wie bei allen verzeitigen Poeten alle Worte und Ideen, aus denen meine Verſe beſtanden, copirt waren, ſo hatte ſie in ſofern Recht, als nicht ein einziger eigener Gedanke in den ganzen ſechs Zeilen ſtand. Auch ſpäter, nachdem ich auf dieſe Weiſe von dem Apothekerweibe meiner Federn beraubt worden, machte ich noch einen oder zwei Verſuche in der Verskunſt; aber immer rieth mir ein oder ein anderer guter Freund, mein Poem in das Feuer zu werfen, und gleich Dorax in dem Luſtſpiele gehorchte ich, obwohl mit ſchwellendem Herzen. Kurz, wenn ich den gewöhnlichen Zoll an die Augen der Geliebten ausnehme, der mehr die Sprache der Leidenſchaft als der Poeſie iſt, ſo hatte ich ſeit zehn Jahren kaum den Wunſch gehabt Love und dove miteinander zu paaren, als ich es mir plötzlich, da ich Lewis in ſo hoher Achtung ſah und überzeugt war, ihm wenn nicht an poetiſcher Kraft, doch an allgemeiner Bildung überlegen zu ſeyn, in den Kopf ſetzte, mich auf die Laufbahn zu wagen, die ihm ſoviel Ruhm gebracht hatte. Glenſinlas und der Vorabend des St. Johannesfeſtes wurden um dieſe Zeit geſchrieben.

„So war ich alſo unter die Poeten eingeweiht; und gleich einem Hauſirer, der zwei Ballen bekommen hat, mit denen er die Welt durchzieht, machte ich die Runde bei allen meinen Bekannten, zeigte die koſtbare Waare und erbat mir ein unparteiiſches Urtheil, eine Bitte, die ein Autor nie umſonſt thut. Denn in der Poeſie, wie überhaupt in der Kunſt, halten Die, welche ſelbſt nicht im Stande ſind, im Geringſten Etwas hervorzubringen, ſich deßhalb für nicht weniger berechtigt, über die Werke Anderer zu entſcheiden; und bis zu einem gewiſſen Grade mit Recht; denn das Verdienſt einer Compoſition, die keinen anderen Zweck hat, als der Welt im Allgemeinen zu gefallen, kann nur durch die Meinung der Individuen gewürdigt werden; und vielleicht iſt hier, wie bei Molière's alter Magd, es um ſo beſſer, je weniger verbildet die Perſon iſt, die man befragt. Doch wußte ich zu der Zeit, von welcher ich ſpreche, noch nicht, daß obwohl der Beifall der Mehrheit die Verdienſte eines Werkes richtig ſchätzen mag, es doch eben nicht gerathen iſt, daſſelbe im Einzelnen der Kritik derſelben Individuen zu unterwerfen, nachdem ſie ſich einmal auf den Richterſtuhl geſetzt und in eine kritiſche Haltung geworfen haben, um ex cathedra zu dociren. Im Ganzen wurde mir beinahe immer aller Beifall, den ich nur hatte wünſchen können, aber die Bedingungen, die dann als Vorſchläge zu Aenderungen und Verbeſſerungen zum Vorſchein kamen, waren wahrhaft grauſam. Umſonſt ſchnitt und feilte und operirte der junge Autor, der alle Rathſchläge mit gebührender Beſcheidenheit anhörte, an ſeinen unglücklichen Balladen herum; umſonſt ſchob er ein, änderte er, ſtellte er her; jeder neue Rathgeber war mit den Zugeſtändniſſen ſeiner Vorgänger unzufrieden; und beinahe durchgehends fand der Verf. den meiſten Tadel dafür, daß er zwei Löcher gemacht, um eines zuzuflicken. Endlich, nachdem ich lange ernſtlich über die Sache nachgedacht hatte, verfertigte ich eine Reinſchrift des Glenſinlas, bei der ich alle die verſchiedenen Aenderungen, welche vorgeſchlagen worden waren, am Rande bemerkte. Im Ganzen hatte man Aenderungen in jeder Strophe, beinahe in jeder Zeile verlangt; und die einzigen Verſe der ganzen Ballade, welche die Kritik verſchonte, waren jene, die man weder gut noch ſchlecht nennen konnte, indem ſie die gewöhnlichen Lückenbüßer waren, deren man bedarf, um eine Geſchichte zu Ende zu bringen. Dieß unerwartete Reſultat beſtimmte mich, nach vierzehntägiger Unruhe, einen Grundſatz anzunehmen, von dem ich mich in einer dreißigjährigen literariſchen Laufbahn nur ſelten entfernt habe. Wenn ein Freund, deſſen Urtheil ich achte, entſchieden und nach reifer Ueberlegung mir geſagt hat, daß ein Manuſcript Nichts werth ſey, oder wenigſtens Nichts enthalte, was hinreichend für ſeine Fehler entſchädige, ſo habe ich es gewöhnlich bei Seite geworfen; aber auf Kritiken im Detail achte ich gewöhnlich gar nicht, ſo wie ich auch einen Freund, der mir die Ehre erzeigt, mich um Rath zu fragen, mit denſelben verſchone. Ich bin überzeugt, daß in der Regel, wenn auch vielleicht Fehler leichterer Art entfernt werden, der Charakter der Originalität verloren geht, der im Ganzen doch wohl Das iſt, wovon der Werth einer Production am Meiſten abhängt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 937 390

AP30
A88
v.3
no.91-131
1830
Apr–J

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google